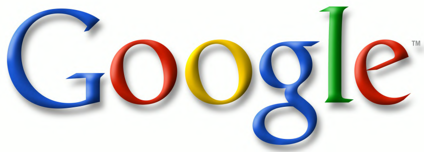
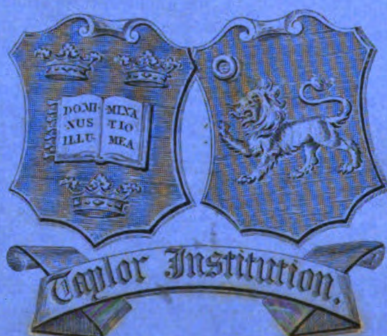



Per I, 1/31, 32
P.R.R.
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.
B. Per

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XVII. JAHRGANG, 31. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1862.

Inhalts-Verzeichniss des XXXI. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Ueber

Balladendichtung im Allgemeinen,

insbesondre die Lenore Bürgers.

Balladen giebt es in der deutschen Literatur, seit Bürger*) nach dem Vorbilde englisch-schottischer Dichtungen, wie sie in der berühmten Sammlung unter dem Titel: Old Songs and Ballads, von Percy herausgegeben wurden, episch-lyrische Dichtungen schuf und unter dem Namen „Balladen" herausgab. Romanzen giebt es, seit Gleim französische Gedichte dieses Namens übersetzte. Ballade, ballad, bedeutet eigentlich: Tanzlied, Romanze: romanische Volkssprache. Der Unterschied von Ballade und Romanze ist nur nominell. Balladen und Romanzen sind episch-lyrische Dichtungen; episch, in so fern sie eine Reihe von Begebenheiten, die mit einander in causalem Zusammenhange stehen, vorführen; lyrisch, in so fern die Gemüthswelt der in die Handlung verflochtenen Personen zur Darstellung gebracht wird. Auch das Drama entsteht bekanntlich aus der Verschmelzung von Epik und Lyrik, ähnlich wie auf einem andern Kunstgebiete durch eine Verschmelzung der Architektur und Plastik sich die Malerei entwickelt. Zum Drama aber wird die episch-lyrische Dichtung erst, wenn zu dem Worte die Geberde hinzukommt, das der bildenden Kunst abgeborgte mimische Element. Diess fehlt den Balladen, die durch dialogische Form übrigens mehr oder weniger an die dramatische Dichtungsart anstreifen.

*) In dem Buche „Gottfried August Bürger von Pröhle," zu welchem das Archiv Nachträge brachte, ist gleichfalls die Lenore sehr ausführlich behandelt.

Zweimal hat in der deutschen Literatur episch-lyrische Dichtung sich gezeigt, das erste Mal in der Zeit, wo die deutsche Lyrik sich entwickelte, zu Ende des 12. Jahrhunderts. Die Entwickelung des Epos zur Lyrik ging hindurch durch eine Mittelgattung; zu ihr gehören die Gedichte, bei denen auf einer epischen Grundlage Lyrisches basirt; so heisst es in einem Liede von Dietmar v. Aist:

Es stund eine Frau alleine,
Und sah wohl über die Haide
Und harrte auf ihr Lieb.
Da sah sie 'n Falken fliegen, —

In diesen Worten ist die epische Grundlage gegeben, auf der im Weitern die entströmende lyrische Empfindung sich gleichsam auferbaut.

Wie wohl, o Falke, dass Dir ist,
Du fliegst, wohin Dir lieb ist,
Du erwählst Dir in dem Walde
Einen Baum, der Dir gefalle.
Also hab' auch ich gethan:
Ich erkor zum Lieb mir einen Mann,
Den erwählten meine Augen.
Des neiden schöne Frauen etc.

Ganz ebenso ging die Entwickelung in der griechischen Literatur vor sich. Die homerischen Hymnen stehen auf derselben Stufe. Aus dieser Mittelgattung entwickelte sich dann gegen Ende des 12. Jahrhunderts die unter dem Namen der Minnepoesie bekannte Kunstlyrik. Auch im Gebiete der Volkspoesie entwickelt sich aus dem altepischen Liede, wie es in der altnordischen Edda für uns noch erhalten ist, eine lyrische Epik, von der in dem deutschen Volksgesange noch Ueberreste vorhanden sind. Ich erinnere nur an das rührend schöne Volkslied, was vor nicht langer Zeit in Westphalen noch gesungen worden ist, das Lied von den zwei Königskindern, das Gegenstück zu dem auf griechischer Sage beruhenden Schiller'schen Gedichte Hero und Leander, die Ballade „Joseph, lieber Joseph,“ das Original der Schiller'schen Kindesmörderin, die in der Erk und Lomerschen Volksliedersammlung enthaltene und zu wenig bekannte Ballade von dem „Herrn von Falkenstein,“ die bis auf die neuere Zeit im nordwestlichen Deutschland im Munde des Volkes

gewesen ist. Herder theilt sie in hochdeutschem Texte aus der Taunusgegend, Simrock aus der Rheingegend in den „Rheinsagen aus dem Munde des Volks“ mit. Die zu Grunde liegende historische Begebenheit ist die braunschweigisch-lippische Fehde.

„Henniges von Rheden nemlich und seine Brüder wurden mit ihrem Lehnsherrn, dem Herzog Heinrich von Braunschweig und Lüneburg im Jahr 1398 in eine Fehde verwickelt, in der sie bald genug der Uebermacht des Herzogs weichen mussten, der sie ihres Eigenthums entsetzte und aus ihrem Lande vertrieb. In dieser Verlegenheit nahm sich ihrer der Edle Herr Simon zur Lippe an, und machte sie im Jahre 1403 zu Burgmännern seines Schlosses Varnholz, damit sie sich aus demselben gegen den sie verfolgenden Herzog vertheidigen könnten. — In eben diesem Jahre hatten H. Simon, der damals schon sehr alt und kränklich war, und sein Sohn Bernhard mit dem Grafen Hermann v. Eberstein eine Erbverbrüderung geschlossen, und sich dadurch die nahe Hoffnung zum Erwerb der Ebersteinischen Lande verschafft. Denn Graf Hermann von Eberstein hatte keine männlichen Erben. — Das braunschweigische Haus, welches schon damals die Besitzungen seiner mindermächtigen Nachbarn in seinen Vergrösserungsplan zog, war über die Vereitelung seiner, auf die Grafschaft Eberstein schon gefassten Absichten empfindlich, und wartete nur auf einen scheinbar gerechten Vorwand, sich deswegen an Herrn Simon und seinem Sohn Bernhard zur Lippe zu rächen. Diesen fand jetzt der Herzog Heinrich von Braunschweig und Lüneburg in der Aufnahme seiner Feinde in das Schloss Varnholz. — Mit der ganzen Macht seines Hauses, welche damals nur zwischen ihm und seinem Bruder, dem Herzog Bernhard, der ihn kräftigst unterstützte, getheilt war, rüstete er sich zu einem feindlichen Einfall in die Herrschaft Lippe und war jetzt eben im Begriff, denselben auszuführen, als ihm schon der Edle Herr Bernhard zur Lippe, den angeerbte Tapferkeit und das Beispiel seines Herrn Vaters und seiner Vorfahren zu glänzenden Thaten trieb, bei Hameln mit seinen Rittern Gerhard v. Ensen, Dieterich v. Ketteler, Johann v. Drosten und Friedrich v. Brenken und seiner getreuen lippischen Landesfolge muthig entgegen kam

und am 19. November 1404 am Odernberg ein hitziges Treffen lieferte. — Der Sieg krönte Herrn Bernhard. Das braunschweigische Heer wurde geschlagen, zerstreut, und der Herzog selbst mit vielen seiner Vasallen gefangen genommen. Die Beute war gross und reich. — Der Herzog musste es sich gefallen lassen, die erste Nacht in einem Wartthurme, der vor diesem an der Burg in Barntrug stand, zuzubringen, den andern Tag bis Blomberg zu reiten und am dritten sich in das feste Bergschloss Falkenberg im Lippischen Wald zu begeben, worinnen er in einer Kammer, welche von ihm nachher die Fürstenkammer hiess, und die man noch im 17. Jahrhundert unter den Ruinen des Schlosses zeigte, ³/₄ Jahr lang als Gefangener verwahrt wurde. — Das Andenken dieser Gefangenschaft des Herzogs im Schlosse Falkenberg überlieferten die Bewohner des Lippischen Waldes, nach uralter deutscher Sitte, ihren Nachkommen durch ein Volkslied, etc. Der Umstand, dass die Herzogin v. Braunschweig selbst zu Herrn Bernhard zur Lippe kam, und die Befreiung ihres Gemahls von ihm erbat, würde ohne das Falkenbergische Lied, das sie mit Herrn Bernhard redend einführt, der Nachwelt nicht aufbehalten worden sein, da alle gedruckte und geschriebene Nachricht von der braunschweigisch-lippischen Fehde ihn verschwiegen haben.“ —

Herr von Falkenstein.

Mündlich, aus Steinhagen in Westphalen.

Ick sah minen Heern von Falkensteen
To siner Burg oprieden;
Enen Schild hadde he in siner Hand,
Blank Schwerd an siner Syden.

„Gott grüsse ju, Heer von Falkensteen!
Sin ji des Lannes Heere?
So givet mi wier den Gefangenen min,
Um aller Jungfern Ehre!“

„„De Gefangene, den ick gefangen hewwe,
De is mi woren suer:
He liegt to Falkensteen in den Thaurn;
Dorinn sal he verfulen!““

„Sitt he to Falkensteen in den Thaurn,
Soll he dorinn verfulen;
Sau will ick mal tiegen de Müren trein (treten)
Un helpen Leefken truren.“

Un as se wal tiegen de Müren trat,
Hört se ihr Leefken drinne:
„Sall ick ju helpen? dat ick nich kann,
Dat nimmt mi Witz un Sinne!“

„„Na Hus, na Hus, Frau Leweste fien,
Un treistet jue arme Weisen!
Nimet ju upt Johr enen annern Mann,
De ju kann helpen truren.““!

„Neim ick upt Johr enen annern Mann,
Mösst ick by em jo schlopen!
Ick lete doch min Truren nich,
Schlög he mine arme Weisen.“

„Ei, sau wult ick, dat ick en Zelter hedde,
Un dat de Jungfruen rieden,
Sau wult ick met dem Heeren von Falkensteen
Üm minen finen Lewesten strieden!“

„„I ne, i ne, schöne Jungefruwe zart!
Dat mösst ick dreigen Schanne;
Nimt ji juen Lewesten by der Hand,
Un treckt met em ut dem Lanne!““

„Ut dinen Lanne treck ick sau nich,
Du gifst mi dann en Schriewen,
Wenn ick nu kumme int frümde Land,
Dat ick dorinn kann bliewen.“

Os se in ene graute Heede kam,
Wal lut fonk se an to singen:
„Nu kann ick den Heeren von Falkensteen
Met minen Worren twingen!“ —

„Un wenn ick dat nich seggen kann,
Dohenn will ick et schriewen,
Dat ick den Heeren von Falkensteen
Mit menen Worren kann twingen.“

Dergleichen ist noch viel durch mündliche Tradition aufbewahrt worden bis auf diesen Tag; aber im Vergleich zu dem, was ehedem lebte, sind's doch nur Trümmer, die an in's Meer versunkne Städte gemahnen, deren Kirchthürme und Dächer der Sage nach von Schiffern bei klarem Wetter noch öfter gesehn werden und aus denen bisweilen noch Glockentöne heraufklingen. „Dem Verschwinden und der Armuth unsrer heimathlichen Ueberlieferung steht entgegen die längere Dauer und die Fülle der Ueberlieferung nah verwandter Bruderstämme, der scandinavischen Völker.“ Im scandinavischen Norden zwischen starren Eisesklippen, in versteckten dem Verkehr mehr oder weniger unzugänglichen Thälern und Gebirgen hat bis in diese Zeit der alte Volksgesang eine sichere Freistätte gehabt. Auf den Orkney-Inseln hat sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Eddaliedern durch lebendige Tradition erhalten. Kein einziges Lied, keine einzige Ballade hat sich bei uns in so ursprünglicher Gestalt gehalten wie bei den Schweden und Schotten. So steht, um das nur mit einem Beispiel zu belegen, das schon vorhin erwähnte Lied von den zwei Königskindern, das übrigens wie es in der Uhland'schen Sammlung vorliegt, in Münster'scher Mundart durch die kürzlich verstorbne, als Dichterin rühmlichst bekannte Anna v. Droste-Hülshoff aus dem Munde des Volks aufgezeichnet ist, in Rücksicht auf Ursprünglichkeit doch in etwas dem entsprechenden schwedischen Liede nach.

Es ist durchaus nicht meine Meinung, dass durch eine Vergleichung unsrer deutschen Ballade irgend Eintrag geschähe durch das Zugeständnis, dass die schwedische den Eindruck grösserer Ursprünglichkeit macht. Die Züge, die ihr verloren gegangen sind, haben für das Verständnis nur untergeordnete Bedeutung, der Vorzüge aber sind so viel, dass sie immer als eine der köstlichsten Perlen der Volkspoesie gelten wird.

Unter den Balladen der Kunstpoesie neuerer Zeit nimmt Bürgers Lenore in Bezug auf die Zeit, in der sie entstand, in Bezug auf künstlerische Vollendung und die auf diesen beiden Punkten beruhende Stellung in der Entwicklung unsrer deutschen Literatur einen hohen Rang ein. Bürger hat mit dieser Dichtung, was die Wahl des Stoffes angeht, einen glücklichen Griff

gethan in die Fülle poetischen Stoffes, er hat, was die poetische Gestaltung des Stoffes angeht, einen kühnen Wurf gethan, dessen Gelingen sein poetisches Vermögen für alle Zeiten in das glänzendste Licht gestellt hat.

Und zwar namentlich aus ersterem Gesichtspunkt, dem stofflichen, schien mir die Wahl der Lenore als Ausgangspunkt für eine weitere Betrachtung der Balladenpoësie angemessen. Der deutlich hindurchblickende und zum Grunde liegende Stoff der Lenore ist nemlich seinem Kerne nach ein in den verschiedensten Variationen poetisch gestalteter Satz der Volkspoesie. Diesen, wie er in Mährchen und Balladen germanischer Völker zu poetischer Gestaltung gediehen ist, vorzuführen, betrachte ich als den wesentlichsten Theil meiner Aufgabe.

Der Glaube, dass Thränen, Todten nachgeweint, auf die Leiche im Grabe niederfallen und ihre Ruhe stören, tritt uns zunächst in deutschen und überhaupt germanischen Mährchen entgegen, z. B. in dem von den Gebrüdern Grimm erzählten Todtenhemdchen, Gr. 109. Eine ganz ähnliche Geschichte erzählte der im vorigen Jahre verstorbne selige Gotthilf H. v. Schubert; sie erschien zuerst in der Knapp'schen Christoterpe. Hier ist es Mutterliebe, die durch ihre Thränen das Kind zeitweise noch einmal in das Leben zurückruft. Umgekehrt rufen Thränen verwaister Kinder die abgeschiedene Mutter zurück in einer schwedischen Ballade: „Herr Ulfver (d. i. Wolfmann) und Frau Silberlind, die noch jetzt in Westgothland und Upland gesungen wird. Wir begegnen allenthalben christlichen Anschauungen, die an die Stelle von ursprünglich zu Grunde liegenden heidnischen getreten sind. Frau Silberlind, die erste Frau des Ulfver, ist im Himmel, im seligen Verein mit den Engelschaaren; da hört sie, wie ihr kleinstes Kindlein so kläglich weint; sie bittet um die Erlaubniss, zur Erde hinabfahren zu dürfen. Die Erlaubniss wird ihr zu Theil unter der Bedingung, dass sie vor dem Hahnenschrei zurückkehre. Aber die durch ihre Zusprache bewirkte Sinnesänderung der Stiefmutter kommt den Kindern nicht mehr zu Gute. Sie gehn mit der Mutter zugleich zum Himmel ein. Ich muss hier zugleich noch erinnern, dass bei einem Lesen von Volksballaden eben nur das epische Element zum Vorschein

kommt, die lyrischen Elemente liegen einerseits in der Weise, andrerseits in dem namentlich den schwedischen Balladen eigenthümlichen, aber auch in deutschen Balladen begegnenden Kehrreime, so genannt, weil er in jeder Zeile wiederkehrt. Die Worte des Kehrreimes stehn ausser Bezug auf die Handlung; und deshalb erscheint es auch angemessen, beim Lesen ihn wegzulassen. Der Kehrreim giebt nemlich den Grundton der lyrischen Stimmung an, in die der Sänger und der Hörer durch die Begebenheit versetzt wird. So erweckt die in dieser Ballade fortwährend wiederkehrende Zeile „So kennen wir Ulf" immer wieder das innigste Mitgefühl mit dem Elende der armen Waisen durch die Erinnerung an den bekannten hartherzigen Charakter des Vaters. Der Kehrreim bekundet als deutliches Anzeichen den Anfang des allmählich fortschreitenden Processes, in dem das lyrische Element von der Starrheit des epischen sich losringt und auch im sprachlichen Laute einen Ausdruck zu gewinnen sucht.

Die Ballade siehe bei R. Warrens S. 224.

Hier war es Kindes- und Mutterliebe, deren Band Verstorbne an Ueberlebende auch über das Grab hin noch fest zusammenknüpft. Gattenliebe erscheint in derselben Macht in einem Eddaliede, dem zweiten Liede von Helgi, dem Hundingstödter. Es ist dies überhaupt das älteste Lied, in dem die Lenorensage hervortritt. Und gerade deshalb ist es doppelt erfreulich, dass dies Lied zu denen gehört, die in früher Zeit übergeführt wurden in den benachbarten Norden und dort erhalten blieben, während sie bei uns bald verschollen sind. C. F. Köppe urtheilt über die Helgilieder folgendermassen: „An epischer, wahrhaft Homerischer Kraft und Fülle stehn diese Lieder allen andern Dichtungen der Edda voran, andrerseits aber weht in ihnen, namentlich in der Liebe zwischen Helgi und Sigrun eine so unendliche Milde und Tiefe des innigsten Gemüthslebens, dass man nicht weiss, von welcher Seite man diese hohen Gesänge am lautesten preisen soll." Ich erzähle des Zusammenhanges wegen kurz den Inhalt derselben, ehe ich die Strophen mittheile, auf die es hier ankommt.

König Siegmund, Sohn des Wölsung, des Stammvaters des berühmten Geschlechtes der Wölsungen, hatte einen Sohn Helgi.

Dieser war ein grosser Kriegsmann; Unfriede und Feindschaft war zwischen seinem Vater Siegmund und dem König Hunding. Helgi fällte König Hunding und hiess nun Helgi der Hundingstödter. Nun war auch ein mächtiger König, der hiess Granmar; der hatte viele Söhne; der eine hiess Hödbroddr; der war in einer Königsversammlung und liess sich Sigrun, Högnis Tochter, verloben. Das war eine Walküre. Da sie hörte, dass sie von ihrem Vater dem Hödbroddr verlobt sei, ritt sie mit Walküren durch Luft und Meer und suchte Helgi; der sass kampfesmüde unter dem Adlerstein. V. 12 — 16. p. 170.

Sigrun sucht den freudigen Sieger:
Helgis Hand zog sie ans Herz,
Grüsste und küsste den König unterm Helme.

Da ward der Fürst der Jungfrau gewogen,
Die längst schon hold war von ganzem Herzen
Dem Sohne Sigmunds, eh er sie gesehn.

„Dem Hödbroddr ward ich vor dem Heere verlobt;
Doch einen andern zur Ehe wollt ich.
Nun fürcht ich, Fürst, der Freunde Zorn:
Den alten Wunsch hab ich vereitelt dem Vater.“

Nicht wider ihr Herz sprach Högnis Tochter:
Helgis Huld, sprach sie, müsse sie haben,
Helgi.

Hege nicht Furcht vor Högnis Zorn
Noch dem Unwillen Deiner Verwandten.
Du sollst, junge Maid, mit mir nun leben:
Du bist edler Abkunft, das ist mir gewiss.

Darauf sammelte Helgi ein grosses Heer und fuhr gen Frekastein; dort sammelten Granmars Söhne ein Heer, zu dem viel Könige stiessen, darunter Högni, Sigruns Vater und seine Söhne. Da ward eine grosse Schlacht geschlagen und fielen alle Söhne Granmars und alle ihre Häuptlinge; nur Dag, Högnis Sohn, erhielt Frieden und leistete den Wölsungen Eide. Sigrun ging auf die Walstätte und fand Hödbroddr dem Tode nah; sie sprach:

„Nicht wirst Du Sigrun von Sewafiöll,
König Hödbroddr, im Arme hegen.

Vorbei ist das Leben: das Beil naht,
Granmars Sohn, Deinem grauen Haupt.“

Hierauf fand sie Helgi und freute sich sehr. Helgi sprach:

„Nicht alles, Geliebte, ergieng Dir nach Wunsch;
In der Frühe fielen bei Frekastein
Bragi und Högni. Ich bin ihr Tödter!
Nie sah ich so grimmigen Kampf;
Zur Erde sanken allermeist
Deine lieben Freunde, in Leichen verkehrt.
Es war Dein Schicksal,
Durch Blut zu erlangen den Liebeswunsch.“

Da weinte Sigrun und sprach: „Beleben möcht ich jetzt, die Leichen sind, aber zugleich im Arm Dir ruhn.“ — Aber Helgi ward nicht alt; Dag, Högnis Sohn, sein Schwager, opferte dem Odhin für Vaterrache; da lieh Odhin ihm seinen Spiess; mit ihm durchbohrte er Helgi. Aber Dag ritt gen Sewafiöll und brachte Sigrun die Zeitung. „Vortrefflich ist Sigruns Verwünschung ihres Bruders, der ihrem Gatten die Treue gebrochen, rührend schön und von spätern Liedern unerreicht ihr sehnsüchtiges Lob ihres Helden, den wirklich ihr Wunsch herbeizieht.“ p. 173.

Diesem Liede schliesst sich zunächst eine schwedische Ballade an, in der die Macht bräutlicher Liebe, wie sie über die Schranken des Endlichen hinausragt, einen unendlich schönen Ausdruck gefunden hat. Sie wird jetzt noch in den waldigen Gegenden Westgothlands gesungen. Nach diesem Liede füllt sich der Sarg des verstorbnen Bräutigams mit Blut, weil die Braut blutige Thränen weint. Einen besondern Reiz gewinnt das Lied durch den doppelten Kehrreim: „Ihr freut euch alle Tage“ und „Wer bricht das Laub vom Lilienbaum?“

Sie geben die besondre Gefühlsrichtung an, die in dem Liede waltet, und zwar rückt uns der erstere „Ihr freut euch alle Tage“ die Freuden und Leiden der Gegenwart vor die Seele, der andre „Wer bricht das Laub vom Lilienbaum?“ scheint in einem lieblichen Bilde die Gewalt des Todes über die Blüthe der Schönheit und Unschuld anzudeuten.

Das Lied hat viel Aehnlichkeit mit dem dänischen Liede von Ritter Age und Else.

Ganz ähnlich muss auch das deutsche Volkslied gewesen sein, das jetzt leider verschollen ist, das aber in der Zeit, wo Bürger seine Lenore dichtete, noch von Mund zu Mund gieng. B. hörte, wie er selbst erzählt, von einem Bauermädchen im Mondschein einige Zeilen davon singen:

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Feinsliebchen, graut Dir nicht?“

Das gab Bürger den ersten Anlass zu der Dichtung. Bürger kannte aber sonder Zweifel nicht blos die eben erwähnten Zeilen, sondern die ganze Lenorensage, wie sie in Form eines Gedichtes in ganz Norddeutschland verbreitet war, dann aber aus der poetischen Form sich auflöste, wenige Reime ausgenommen. Ein alter 75jähriger Mann aus Glendorf im Bisthum Münster hat sie folgendermassen erzählt. „Der Geliebte geht unter die Soldaten, er wird getödtet und erscheint Nachts vor der Thür seiner Geliebten, wo er leise anklopft. Sie fragt, wer da sei. Dîn lêf is dâr. Sie geht hinaus, setzt sich hinter ihm auf's Pferd und sie sprengen im schnellsten Galopp davon. Nun sagt der Geist:

De mônd de ſchînt ſo helle
De dôden rîet ſo ſnelle,
Fîns lêfken grûwelt di ok?

Sie antwortet: wat schall mi gruweln? du bist bi mi. Endlich reitet er auf einen Kirchhof. Die Gräber öffnen sich; Pferd und Reiter werden verschlungen; das Mädchen bleibt zurück in Nacht und Finsterniss. „Sapperment! et schal en wol grûweln,“ pflegte der Alte hinzuzusetzen. — Das Todtenreiterlied findet sich auch im Holländischen. In einem holländischen Blaubartsmährchen nemlich fragt der Herr vom Mordschloss die entführte Jungfrau:

Der Mond scheint so hell,
Meine Pferdchen laufen so schnell,
Süss Lieb, reut Dich's auch nicht?

Fassen wir das bisher mitgetheilte kurz zusammen, so stellt sich heraus: Zu allen Zeiten haben Sagen und Mährchen erzählt, wie übermässiger Schmerz der hinterlassenen Lieben die Todten

in ihrer Ruhe störe. Die Wehklage weckt sie auf; jede Thräne, die über ihrem Grabe vergossen wird, fällt ihnen schwer und klingend auf die kalte Brust. Das Kind wird von der Mutter, die Mutter vom Kinde, der Gatte von der Gattin, der Bräutigam von der Braut noch einige Zeit an's Leben gefesselt. Denn was vermag der Tod gegen ein Wechselgelübde von Liebe und Treue? Die Seele des Verstorbnen gehört nicht ihm allein zu; sie ist einem andern noch nicht Dahingeschiedenen verpfändet und auch den Ueberlebenden kann der Tod nicht von einem Gelöbnis entbinden, das für die Ewigkeit gegeben ist. — Sehn wir nun weiter, wie Bürger diesen volksthümlichen Sagenschatz behandelt hat. Das Gedicht zerfällt in zwei Haupttheile, der erste giebt uns den äussern Rahmen, das, was beim Drama Exposition genannt wird, und führt uns Lenorens Verzweiflung vor Augen. Mit den beiden Anfangszeilen:

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen."

werden wir gleich mitten in die Handlung, in medias res versetzt. Ganz gelegentlich wird, was zum Verständniss der sich nun entwickelnden Handlung nöthig ist, eingeflochten. Die Schilderung des heimkehrenden, siegreichen Heeres enthält zum Theil Selbsterlebtes. Bürger war nämlich nach Beendigung des 7jährigen Krieges auf dem Pädagogium des Halle'schen Waisenhauses. Auch in Halle rückten einige Regimenter ein, und Bürger schildert aus eigner Anschauung, wenn er sagt, Str. 2: Willkommen, manche frohe Braut. — Die Verzweiflung der Lenore, ihr Hadern mit Gott, andrerseits das rührende Bild mütterlicher Liebe, die durch Gebet, Mahnungen und Vorstellungen der Tochter zu helfen sucht, ist mit vollendeter Schönheit gezeichnet, und es liegt nicht fern, auch in dieser Schilderung individuelle Herzenserfahrung zu erkennen. Str. 4 — 12. Schwarz steigt uns die Gewitterwolke auf, wenn wir sehen, wie halsstarrig und eigensinnig die Tochter alle Einwirkungen des guten Geistes von sich abweist, und in der zweimal wiederkehrenden Rede sich verwünscht:

Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus,
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus, —

Schrecklich geht es nun in Erfüllung, was sie sich an-

gewünscht hat; es folgt der zweite Theil, in dem das Zwiegespräch mit dem trügerischen Gespenst und der Todtenritt uns vorgeführt wird. Dass es eben ein trügerisches Gespenst sei, nicht, wie wir erwarten, der Geist Wilhelm's, das bekunden viele Andeutungen, die Lenore in der Verblendung ihrer Leidenschaft nicht merkt. Die wahre Natur desselben aber wird erst durch die am Schlusse erfolgende, schreckliche Metamorphose des Reiters ganz klar, V. 30. — Der Todtenschädel, das Gerippe wird hier durch zwei Symbole noch genauer gekennzeichnet, die Bedeutung des Stundenglases ist an sich klar; die Hippe ist ein Symbol des Todes; weil man im Mittelalter den Tod als Ackersmann darstellte, der den Garten des Lebens jätet und eine Blume darin nach der andern bricht. So braucht z. B. Joh. Ackermann fast kein andres Bild als des grasenden und Blumen ausreutenden Todes. Dies Bild des Todes findet sich auch in Volksliedern, ich erinnere nur an das bekannte:

Es ist ein Schnitter, der heisst Tod,
Der hat Gewalt vom höchsten Gott. — —

Unmittelbar hieran grenzt es, wenn in Geilers Predigten der Tod ein Holzmaier, d. h. ein Förster, genannt wird, und so auch in Bildern der deutschen Ausgabe dargestellt wird, wie er Wald aushaut. — Den Todtenritt im Allgemeinen anlangend, so gemahnt er einerseits an die seit dem 14. Jahrhundert lange Zeit im Schwange gehenden Todtentänze, in sofern diesen eben die Zusammenstellung des Todes mit solchen Lustbarkeiten, die Hand in Hand mit den übrigen Freuden eines Festmahles zu gehen pflegen, mit Musik und Tanz eigenthümlich ist. Der Tod holt die Lenore, um mit ihr seine Vermählung zu feiern, der grause Todtenritt ist eine Hochzeitsreise. Andrerseits gemahnt der Tod, wie er während des Rittes erscheint, an die im Mittelalter vielfach begegnende Vorstellung des Todes als eines gewaltigen Königs, der durch die Lande fährt, und seine Heerschaaren sammelt, der gewappnet auszieht gegen seine Feinde, die Menschen, und sie gefangen nimmt; Krankheiten sind die wiederholentlich mahnenden Boten. Als König in einer Art von Schattenreich tritt der Tod zumal auf in der ersten Scene des Todtenrittes, als König über Unterthanen, deren Leben nach allen Anzeichen eine Fortsetzung ihres Lebens auf der

Oberwelt ist. Der Ritt wird je länger, je wilder; die fortwährend gesteigerte Wildheit wird dargestellt durch Refrainartig wiederkehrende Zeilen, V. 20:

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei an ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Haid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —

V. 24: Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links, und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —

V. 27: Wie flog was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —

Mit der Wildheit des Todtenrittes steigert sich zugleich die Angst der Lenore, sie wird charakterisirt durch ihre dreimalige Antwort, die dem ebenfalls dreimal wiederkehrenden Todtenreiterliede folgt:

V. 20: Ach nein, doch lass die Todten! —
V. 24: Ach, lass sie ruh'n die Todten! —
V. 27: O weh, lass ruh'n die Todten! —

Die schon vorhin erwähnten Scenen des grausen Rittes werden durch den dreimal wiederkehrenden Refrain abgegrenzt:

Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp,
Ging's fort in sausendem Galopp,
Dass Ross und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben! —

Die erste führt uns einen Leichenzug vor; Alles ist lebensvoll und anschaulich, Glockenklang, Todtensang, Sarg und Todtenbahre, Gefolge nebst Priester und Küster. In der zweiten ein eigentlicher Todtentanz:

Am Hochgericht tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich im Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel.

Der Schluss versetzt uns auf einen Gottesacker V. 29. Es folgt die schon oben besprochne grauenhafte Metamorphose des

Reiters und der Kettentanz der Geister und ihr Grabgesang für die bereits abgeschiedene Lenore. — Fassen wir also den Gang der Handlung kurz zusammen, so beginnt sie mit dem Anbruch des Morgens; Lenore erwacht nach schweren Träumen: im Verlauf des Tages kehrt das siegreiche Heer zurück; es folgt das Zwiegespräch Lenorens mit der Mutter, ihre Verzweiflung und ihr Hadern mit Gott bis 11 Uhr Nachts; darauf der grause Todtenritt. — Hat Bürger in dem Todtenritt ein Bild hitziger Fieberfantasien malen wollen, oder ist eine reale Grundlage in weiterm Masse anzunehmen, das sei dahingestellt; darüber kann kein Zweifel sein, dass die Idee des Ganzen in den Schlusszeilen des Gedichts enthalten sei:

Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht. — —

Der Grundgedanke ist sonach ethischer Art; der Tod tritt auf als himmlischer Rächer; er fordert ihr junges Leben als Opfer für ihre Verzweiflung und ihr Hadern mit Gott. Es ist nicht der Bräutigam, der im Tode wenigstens die Vereinigung mit der Braut feiern will, die ihm im Leben nicht vergönnt war.

Es erscheint somit, was die Behandlung des volksmässigen Stoffes anlangt, als charakteristisch, dass Bürger ihn mit Bewusstsein umgestaltet und zum Träger eines ethischen Grundgedankens umgeschaffen habe. Und will man überhaupt von einem Fehler dieser Ballade sprechen, so liegt er in der Willkür dieser Umgestaltung. — Werfen wir nun zum Schluss noch einen Blick auf das Verhältniss der Lenore zu den Schiller'schen Balladen, so fällt in die Augen, dass in einem Punkte dieselben auf die Lenore als ihr Vorbild hinweisen, in einem andern weichen sie entschieden ab. Es ist nämlich gerade das eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Schiller'schen Balladen, dass sie einen ethischen Grundgedanken zur Darstellung bringen, der in der Regel in der Dichtung selbst ausgesprochen wird. Aber Schiller hält sich, und dadurch unterscheidet er sich vom Dichter der Lenore, in der ganzen Weltanschauung streng an die Quelle, aus der ihm der Stoff zu seinen Balladen geflossen ist. Von der meisterhaften Form der Bürger'schen Dichtung, die mit Recht alle Bewunderung in Anspruch nimmt, habe ich ganz absehn zu können geglaubt; selbst Schiller in der bekannten, strengen Recension erkennt an die Schönheit

poetischer Malereien (dahin gehört namentlich die häufige Anwendung der Alliteration), poetische Kraft und Fülle, Sprachgewalt, Schönheit des Verses. — Schiller bedurfte nicht eines Lehrmeisters im gewöhnlichen Sinne. Ihm war das hohe Talent verliehen, die Fülle idealer poetischer Anschauungen, die ihm im Herzen lebten, in das Gewand der Schönheit zu kleiden. Das aber ist Bürgers Verdienst, ihn zur Balladendichtung angeregt und damit eine Dichtungsart für immer eingeführt und zu Ehren gebracht zu haben, die vor andern die wichtige Aufgabe zu lösen hat, den in Geschichte und Sage verborgenen Schatz von Poesie in gangbare Münzen auszuprägen.

Coeslin. Drosihn.

Viehoff oder Lewes?

Wenn Jemand zu jetziger Zeit über Schiller etwas schreiben wollte, so könnte sich das Publicum in einem gewissen Rechte glauben ihm zurufen zu dürfen: Moutarde après dîner. Denn wie intensiv ist in dem letztvergangenen Jahrzehnt die Beschäftigung mit Schiller gewesen und hat ihren populärsten Austrag in dem Weimarischen Feste vom Jahre 1857 und in der Weltschillerfeier 1859 gefunden! Die hohen Sympathien, welchen das erstere überall begegnete, sind bei dem letzteren in ausgebreitetster Weise zur That geworden. Nichtsdestoweniger ist das Publicum nur vielleicht momentan befugt, wenn es sich übersättigt erklärt von Schillerbüchern und Schillerreden. In Wahrheit werden wir es uns stets zur Ehre anrechnen, dass wir, wie das Ausland uns vorwerfend entgegenhält, einen förmlichen Schillercultus eingerichtet haben. Die Schillerfeier — das ist genugsam erörtert worden — ist etwas mehr als eine bloss literarische Feier gewesen. Deutschland hatte, zur Wahrung der eigenen Würde, und namentlich dem Auslande gegenüber, das Bedürfniss sich als Nation darzustellen. Der Ausdruck dieses geistigen Manifestes knüpfte sich zwar nicht zufällig, aber auch nicht in Anerkennung voller Gültigkeit an die Person Schillers. Aus dem Xenienbunde der beiden grössten Dichter hatte das deutsche Volk die Verse nicht vergessen:

„Deutschland, aber wo liegt es? Ich weiss das Land nicht zu finden.
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.“

Und:

„Zur Nation Euch zu bilden, Ihr suchtet es, Deutsche, vergebens.
Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus.“

In diesen von Kantischem Weltbürgerthum getragenen Versen vermissen wir das frische nationale Selbstbewusstsein, welches im Volke damals freilich mehr als schlief. Dessenungeachtet hat Schiller seine grosse nationale Bedeutung. Gerade an diese uns zu erinnern und dieselbe mit Liebe zu pflegen ist die wohl berechtigte Strömung unserer Zeit. Und was die literarische Seite betrifft, so findet der Forscher noch Einzelstoff genug, den zu durchdringen ein dankenswerthes Unternehmen ist; die neue, kritische Ausgabe des Schillerschen Textes von Seiten des Professor Meyer in Nürnberg wird manchen Anstoss zu weiterer Einzelforschung geben.

Wenn nun eine solche Vertiefung der Forschung bei Schiller gilt, wie ist es, wird man fragen, bei Göthe, der durch das Hervorheben Schillers in jüngstvergangener Zeit naturgemäss für das grössere Publicum in den Hintergrund gedrängt worden ist?

Die Zahl der Schriften auch über ihn ist Legion. Leider aber, wie die öffentliche Meinung sehr oft eine irrige zu sein pflegt, giebt man einigen den Vorzug, die ihn nicht verdienen, und lässt andere in Dunkelheit, welche vielleicht die Quelle der Berühmtheit von ersteren waren.

Dies gilt vorzugsweise von einem Beitrag, den das Ausland uns geliefert hat und dessen Lob in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrzehnts leider gerade im Munde aller Deutschen war.

Es steht fest, dass Deutsche nach allen Seiten hin Göthe durchforscht und sich bestrebt haben sein Leben, sein Genie und die Producte desselben in wechselseitige Beziehung zu setzen. Um so betrübender ist es darum, wenn die mühevollen Arbeiten unserer Nation dem leichten und, wir gestehen es gern zu, gefälligen Werke eines Ausländers (ci-devant Schauspielers, wie wir hören) haben weichen müssen, aus keinem anderen Grunde vielleicht, als weil wir die Arbeit eines Ausländers vornehmlich anzuerkennen in uns die sonderbare Verpflichtung fühlen.

Wir meinen hier die Biographie Göthes von dem Engländer Lewes.

Sieht man näher zu, was den Ruhm derselben begründet, befähigt man sich durch ernstes Studium zu einem selbständigen Urtheil — unparteiisch ist ja der wahre Deutsche von Haus aus —, so entnimmt man mit tiefer Trauer über die Bestimmbarkeit der Deutschen, dass ausser einer glatten Darstellung — ein Vorzug, der auch den anderen Bio-

graphien keineswegs abgeht —, die Arbeit des Engländers weit hinter den fast gleichzeitig erschienenen, zum Theil umfangreicheren, jedenfalls jedoch gründlicheren Lebenscommentaren von deutschen Autoren zu stehen verdient. Neben die sprüchwörtlich gewordene Gründlichkeit stellt sich bei den Deutschen noch der Vorzug einer philosophischen Durchdringung. Von einem philosophischen Geiste, der sich bemühte, Göthes Werke genetisch aus innerer Nothwendigkeit zu begreifen, ist bei Lewes so viel wie Nichts zu finden. Es ist ein Leben im Stile eines Romans. Er ist sich der Schwäche seines Werks wohl bewusst, er kann derselben jedoch nicht abhelfen, denn es fehlt ihm an der nöthigen, hier einschlagenden wissenschaftlichen Bildung. Die Art und Weise, wie er diesen Mangel zu verdecken sucht, wie er in verwegenster Weise — um nicht einen schärferen Ausdruck zu gebrauchen, der eigentlich hier nur am Platze wäre — aus der Noth eine Tugend macht, ist eines wahrheitsliebenden Engländers ganz unwürdig und auf seiner Seite um so ungerechter, je mehr er wissen sollte, wie viel er Denjenigen, die er herabsetzt, verdankt.

Auf letztere Bemerkung wollen wir näher eingehen.

Wir citiren nach der Uebersetzung von Frese, weil dieselbe dem deutschen Publicum am zugänglichsten sein möchte.

„Es gab noch kein Leben Göthes," sagt Lewes in seiner Vorrede, „als ich 1845 meins begann." Gleich darauf indess: „Seit mein Vorhaben bekannt geworden, sind zwei umfassende biographische Werke, von Viehoff und von Schäfer, erschienen. Viehoff erklärt in seiner Vorrede, die Ehre der deutschen Literatur gestatte nicht, dass ein Engländer der erste Biograph der Deutschen werde und um dies Aergerniss zu verhindern, habe er sich mit „deutschem Fleiss und deutscher Treue" selbst an's Werk gemacht, und ein Buch voll Mühe und Arbeit geliefert."

Das sagt nun eigentlich, obgleich er es mit vollem Behufe hätte thun können, Viehoff nicht, und schon daraus lässt sich entnehmen, wie ungenau Lewes im Auffassen und Wiedergeben ist. Viehoff äussert sich in der Vorrede, die sich am Anfange des zweiten Theils befindet, nur folgendermassen:

„Das Säcularfest von Göthe's Geburtstage rückte heran, und noch verlautete von keinem der Schriftsteller unseres Vaterlandes, dass er sich anschicke, den Tag, der hoffentlich als ein Nationalfest begangen wird, mit einer Biographie des Gefeierten zu begrüssen. Da kam über

den Canal her die Kunde, ein Engländer rüste sich, uns den Ruhm des Erstlingsversuchs zu entreissen. Der Unmuth über diese Nachricht besiegte mein Zagen und Zandern. Was Begabtere zu thun versäumten, das beschloss ich zu wagen; von deutschem Fleisse, deutscher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit (also hier führt Lewes falsch an) hoffte ich wenigstens ein achtbares Pfund in die Wagschale legen zu können, gegen jenes, den Britten und Franzosen nachgerühmte Talent, mit leichter Hand ein entsprechendes Lebensbild zu liefern. (Es ist eigenthümlich, mit welcher Richtigkeit Viehoff hier ein Werk beurtheilt, das zu jener Zeit noch ein Embryo war.) Das Wagniss war vielleicht zu kühn; so ist doch der Muth und die Quelle, woraus er mir geflossen, nicht zu verwerfen."

Danach stellt sich Viehoff zum Ausländer ganz anders; keinerlei Neid, den Lewes in die Worte hineinlegen zu wollen scheint, ist für das schärfste Auge in denselben ersichtlich. Im Gegentheil schliesst Viehoff seine Vorrede mit den Worten: „Ich werde es über mich gewinnen, die Freude der Nation mitzufühlen, wenn meine Arbeit einem vollkommen würdigen Lebensbilde unsers grössten Dichters weichen muss."

Für das falsche Citat ist übrigens der Uebersetzer mit verantwortlich. Doch konnte es nur in dessen Interesse liegen, dem Lewesschen Werke eine höhere Stelle einzuräumen als denen der eigenen Nation. Der Uebersetzer hält dafür, dass die Viehoffsche Schrift keinen höhern Rang beanspruchen könne als den einer umfassenden Materialiensammlung; ein Urtheil, welches, so wie es dasteht, rein in der Luft schwebt; — und dass das Buch des feinsinnigen Schäfer doch der lebenskräftigen Erfassung einer Persönlichkeit, wie die Göthe's ist, und der Frische der Darstellung, die ein solcher Gegenstand verdient und erfordert, ermangle, — Bemerkungen, welche längst vor Hrn. Frese gemacht worden sind.

Hr. Frese aber kommt durch sein unbegründetes Urtheil jedenfalls unbewusst mit der Lewesschen Beurtheilung der beiden Biographien, wie uns dünkt, in Widerspruch. Von dem ersteren Buche sagt Lewes: „So umfangreich es auch ist, es fehlt darin doch viel schätzbares Material, theils weil manches erst später veröffentlicht ist und theils weil Viehoff keinen Zugang zu ungedruckten Quellen hatte. Er hat sich in der That so ausschliesslich auf Gedrucktes beschränkt, dass er nicht einmal Weimar gesehen hat, wo Göthe siebenundfünfzig Jahre

seines Lebens zubrachte. So schreibt er über Göthe, wie er über Cicero schreiben würde. An einem ähnlichen Mangel leidet das Buch von Schäfer, der übrigens mittels knapperer Behandlung und Weglassung aller kritischen Erörterungen über die verschiedenen Werke des Dichters seine Aufgabe in grösserer Kürze gelöst hat."

Die gerügte Unbekanntschaft einerseits, fände sie wirklich statt, würde doch durch die umfassendsten Vorstudien andererseits aufgewogen, welche keinen andern wie Viehoff, H. Düntzer vielleicht ausgenommen, zu einer Biographie Göthe's wirklich befähigten. Lewes spielt auf seinen Aufenthalt in Weimar an, der dem Ausländer überhaupt unumgänglich nöthig war, um derjenigen Auffassung deutschen Wesens geläufig zu werden, ohne welche er an ein Buch über einen Deutschen schlechterdings nicht gehen konnte.

Nimmt man ferner in Betracht, dass schon zu Lewes' Zeit diejenigen Quellen, welche noch ungedruckt waren, meistens eine sehr untergeordnete Wichtigkeit hatten, oder auch noch bis heute für jeden Literarhistoriker unzugänglich sind, so wird der Vortheil, den Lewes von ein paar Zetteln und Billeten vielleicht haben konnte, vollends unerheblich. Auch bitten wir, Lewes nicht so durchaus auf's Wort zu glauben, wenn er behauptet, es hätten Viehoff keine ungedruckten Quellen zu Gebote gestanden. Wir erinnern nur an die schriftlichen Mittheilungen von Varnhagen von Ense.

Uebrigens müssen wir uns in dem Falle, den der englische Biograph so sehr zu seinen Gunsten anführt, um so mehr wundern, dass er bei der Beschreibung weimarischer Oertlichkeiten eigentlich gar nicht auf eigenen Füssen steht, sondern meist nach gedruckten Quellen beschreibt. Wir erkennen in der Beschreibung des Parks, der Gartenhäuser in demselben etc. beinahe Zeile für Zeile den geistreichen Adolf Stahr wieder, wie er in seinem „Weimar und Jena" erstere Stadt beschreibt. Lewes gesteht denn auch zu, dass ihm diese Schrift „sehr nützlich" gewesen ist. Wie wir aber „Weimar und Jena" in dem Lewesschen Buche zum Theil wiederfinden, so verräth sich auch deutlich der Einfluss des Viehoffschen und Schäferschen Werks, namentlich im zweiten Theile. Dennoch wagt Lewes, uns Deutschen in's Gesicht zu sagen, „es würde ihm schlecht anstehen, über die Verdienste dieser Darstellungen ein Urtheil abzugeben." Gleich darauf jedoch gesteht er, dass es noch schlimmer wäre, wenn er die Beihülfe, die er von ihnen gehabt habe, in

vollstem Maasse anzuerkennen unterliesse. Er habe sowohl von dem Viehoffschen wie von dem Schäferschen Buche den freiesten Gebrauch gemacht.

So dreht und wendet er sich, um schliesslich doch der Wahrheit die Ehre zu geben, dass er sein nach der anmuthigen Art der Britten und Franzosen entworfenes Gebäude aus dem Material deutscher Forscher gebaut habe. Die folgende Ehrenrettung anlangend, dass sein Buch nach Geist, Form und Inhalt von den genannten beiden so verschieden sei, so viel, was sie nicht haben, enthalte und so viel übergehe, was sie enthalten, dass ein Leser, der die Arbeiten vergleicht, von der ihm gewordenen Hülfe nichts merken würde, so bezieht sich das, was bei Lewes ein Mehr ist, auf Reflexionen, die häufig besser nicht geschrieben wären – seinem Buche aber, wie gewandt es auch verfasst sei, ist beinahe auf Schritt und Tritt die Quelle deutscher Forscher nachzuweisen, welche natürlich auch eine andere sein kann als Viehoff und Schäfer. Es lässt sich also im Gegentheil sehr leicht „merken," woher Lewes gerade geschöpft hat.

Es verlangt uns aber danach, dem Leser einen positiven Beweis an die Hand zu geben, wie unrecht die Deutschen thaten, von dem Werke des Ausländers so viel Aufhebens zu machen.

Zum Ende seiner Vorrede heisst es: „Den Analysen und Kritiken von Göthe's einzelnen Werken habe ich einen bedeutenden Raum gewidmet. Nehmen doch im Leben des Heerführers seine Feldzüge nothwendiger Weise viel Platz ein. Die naturwissenschaftlichen Schriften habe ich in einer Ausführlichkeit behandelt, die unverhältnissmässig erscheinen mag."

Was nun das Letztere anbetrifft, so ist die Darstellung von Lewes durchaus nicht genügend. So z. B. schwankt er bei der Beurtheilung der Farbenlehre und weiss nicht recht, welcher Partei er huldigen soll. Seine Verehrung für Göthe ist gross, aber die Urtheile der Physiker verwirren ihn.

Was weiter die Analysen und Kritiken der einzelnen Werke angeht, so nehmen wir wohl am Geeignetsten seine Behandlung des vollendetsten Gedichtes von Göthe, Hermann und Dorothea. An und für sich greifen wir dieselbe ganz zufällig heraus. Wir finden diesem Gedichte den vierten Abschnitt des sechsten Buches gewidmet.

Lewes leitet mit einer Betrachtung ein, dass das Genie aus dem kleinsten Stoff zu schaffen weiss und dass, da es dem Künstler nie an

Stoffen fehlen kann, wenn er nur Augen hat sie zu sehen, grosse Dichter auch nicht nach würdigen Stoffen umher zu sinnen pflegen: im Gegentheil genüge ihnen der flüchtigste Wink zu einem Kern für ein glänzendes Werk etc.

Das mag nun im Allgemeinen für das Genie richtig bemerkt sein, auf Göthe indess passt diese Bemerkung gar nicht. Göthe als durchaus eigenthümliche Dichternatur konnte durch einen flüchtigen Wink nicht bestimmt werden; er wählte seine Stoffe, wie sich das auch nachweisen lässt, mit grösstem Bedacht und nach langem Suchen und Sinnen. Namentlich aber gilt dies von dem Stoffe, der Hermann und Dorothea zu Grunde liegt. Man muss sich nicht denken, dass, weil er einmal zufällig eine alte Brochüre in die Hände bekommen oder in irgend einem Zeitungsblatt die Geschichte der Salzburgischen Emigranten gelesen, er den blitzartigen Entschluss gefasst, daraus ein Gedicht entstehen zu lassen, sondern die dichterische Reife drängte ihn zu dem Epos, und aus den hundert Stoffen, die bei ihm aufgespeichert lagen, wählte er denjenigen, welcher seiner übrigen Geistesrichtung am genehmsten war. Die Wahl war keine Improvisation, sondern ein Act der Ausscheidung und lange überlegten Sonderung.

Es würde nun einem Schriftsteller, der in seinem Werke Analysen und Kritiken zu geben sich vorgesetzt hat, wie Lewes es mit eigenen Worten ankündigt, zugekommen sein, wenigstens der Zahl und dem Namen nach die Quellen aufzuführen, aus deren einer Göthe mittelbar oder unmittelbar geschöpft hat. Hingegen theilt Lewes nur den Titel derjenigen Schrift mit, die Göthe'n wahrscheinlich vorgelegen hat, und nimmt hier eine Wahrscheinlichkeit für die Gewissheit. Im Gegensatz dazu verweist Viehoff in seiner Biographie auf zwei Specialarbeiten im Archiv für den deutschen Unterricht, Jahrgang 1844, und im Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen, Heft 1.

Nachdem nun Lewes und Viehoff einen kurzen Auszug aus diesem Berichte gegeben haben, Lewes wohllautend, Viehoff wohllautend und getreu, bleibt bei beiden der Gedankengang derselbe. Sie betrachten nämlich beide die Aenderung von Zeit und Ort, nur dass Viehoff übergehend sich in eine Erörterung über die Natur des Gedichtes einlässt, wovon bei Lewes sich keine Spur findet. Aber nicht nur nicht das. Dieser giebt zwar eine Beschreibung der Gesänge, welche, obgleich sie

Lücken enthält, im Wesentlichen doch in plastischer Weise den Inhalt zurückstrahlt und wohl geeignet scheint, eine Anschauung von demselben zu vermitteln. Wenn aber Lewes zwischendurch sagt: „Trotz aller Mängel bietet diese Skizze eine klarere Anschauung von dem Gedichte als eine ästhetische Erörterung in der Weise der sogenannten philosophischen Kritik," und zum Schluss: „Das ist die Geschichte von Hermann und Dorothea. Nun müsste ich nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl über die vielverhandelten Fragen mich aussprechen, ob dies Gedicht eigentlich ein Epos oder eine Idylle oder in höherer Einheit ein idyllisches Epos sei. In dergleichen Unterscheidungen und Classificirungen sind ja die Kritiker stark; sie wissen uns zu sagen, was das eigentliche Epos ist und worin es sich vom romantischen und bürgerlichen unterscheidet, und diese schweren Batterien richten sie dann auf Hermann und Dorothea. Wohl! Wen dergleichen Untersuchungen befriedigen, der folge seiner Neigung und betreibe sie ungestört. Mir aber scheint die Frage, ob Hermann und Dorothea ein Epos sei oder nicht, und was für eine Art von Epos es sei, sehr müssig. Es ist ein Gedicht — das genügt" — wenn er das sagt und wenn er sich endlich über ästhetische Untersuchungen von Hegel und Rosenkranz lustig macht, — so ist dies allerdings ein Standpunkt, den es auch in unserer Literatur gegeben hat, welchen wir aber glücklich glauben überwunden zu haben, nämlich den der literarisch-politisch-naturwissenschaftlichen „Krautesserei," der alles verdammte, was nicht auf die einfachste Weise zubereitet war und auf die leichteste Art verdaut werden konnte. Nach der von Lewes in diesem Abschnitte gewählten Methode würde ein Unternehmen, die Götheschen Dichtungen in schlichte Prosa zu verwandeln (wie es beispielsweise mit Hermann und Dorothea geschehen: „Hermann und Dorothea (Nach Göthe). Leipzig 1822. J. T. J. Sonntag in Merseburg," der Verfasser hat sich schicklicher Weise nicht genannt), uns eben so dankenswerth erschienen sein, wie eine Biographie Göthe's von Lewes. Der Verfasser muss dann nur nicht im Anfange von Analyse und Kritik sprechen.

Viehoff hat eine Analyse des Gedichts, Lewes aber nicht. Viehoff hat eine genügende kritische Erörterung, der Andere indess wiederum so gut wie Nichts. Oder will Lewes es für eine Kritik gehalten haben, wenn er sagt: „Hermann und Dorothea ist — ein Gedicht?" Damit kann man freilich sehr viel, aber doch auch recht wenig sagen. Oder welche hohe Wahrheit glaubt der Engländer in den folgenden Zeilen

niedergelegt zu haben: „Wenn es (das Gedicht Hermann und Dorothea) sich nebenher von allen anderen Gedichten unterscheidet, so schadet das nichts, und wenn es anderen Gedichten ähnlich ist, so erhöht das seinen Reiz nicht weiter.“? — Es ist ferner nicht wahr, wenn er sagt „das Gedicht sei von allen Idyllen am wahrhaftesten idyllisch,“ denn Göthe's Hermann und Dorothea ist kein Idyll. Es ist durchaus unrichtig, wenn er meint, „von allen Gedichten, die Landleben und Landleute schildern, sei es das wahrste,“ denn in Wahrheit schildert es weder Landleben noch Landleute. Der gröbste Schnitzer kommt aber am Ende aller Enden zum Vorschein, dadurch dass Lewes Folgendes behauptet: „Man fühlt, dass die kräftige Bergluft von Ilmenau, wo er (Göthe) das Gedicht im Laufe von sechs Monaten der Hauptsache nach verfasste, den Dichter aus der matten, prosaischen Stimmung erhob und ihm seine ganze sichere Kraft gab.“

Nun ist aber das Gedicht nicht in Ilmenau abgefasst, sondern dem ersten Entwurfe, also der Hauptsache nach in einem einzigen Monat, dem September 1796, in Jena, daher nicht im Laufe von sechsen. Gebessert wurde daran nachweislich auch weder in Ilmenau noch während sechs Monaten, sondern in Jena, Weimar und auf der Leipzig-Dessauer Reise, im Ganzen in mehr als acht Monaten bis hinein in den Juni 1797, so dass es unbegreiflich wäre, wie Lewes zu Ilmenau gekommen ist, wenn sich nicht eine Vermuthung bei Viehoff (!) fände, nach welcher Göthe sich schon im vorhergehenden Jahre, also 1795, in den Monaten August und September bei seinem Aufenthalte in Ilmenau viel mit dem Gegenstande beschäftigt habe. Viehoff meint natürlich nur mental, und Lewes hat die Sache falsch gedeutet. Folgende Briefstellen aus dem October 1796 geben auch nichts Positives an die Hand. Göthe an Schiller unter dem 29. October: „Ich bin genöthigt auf einige Tage nach Ilmenau zu gehen. — Ein schönes Glück wär's, wenn mir in Ilmenau noch ein Stück des epischen Gedichts (?) gelänge.“ Und Schiller's Antwort nach Ilmenau vom 31. desselben Monats: „Ich begrüsse Sie in Ihrem einsamen Thal und wünsche, dass Ihnen die holdeste aller Musen da begegnen möge. Wenigstens können Sie dort das Städtchen Ihres Hermann finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stukaturarbeit giebt es dort wohl auch.“ Wie er indess zu den sechs

Monaten kommt, ist damit noch nicht erklärt; dieselben sind möglicher Weise, wie überhaupt gar zu Vieles in seinem Buche, nach Wahrscheinlichkeitsrechnung angenommen.

Hat er diese Wahrscheinlichkeitsrechnung vielleicht in Weimar gelernt? Wohl schwerlich. Dieselbe kann möglicher Weise zu seinen Vorstudien gehört haben, die er für den Schauspieler-état machen musste.

Doch scheiden wir nicht mit einer bittern Bemerkung. Wir haben das freilich etwas oberflächliche Verdienst von Lewes anerkannt und wünschen deshalb um so mehr, dass man der Forschung unserer deutschen Gelehrten, in diesem Falle besonders unsers Viehoff, ebenfalls gerecht werde. Diese Mahnung nun geht vornehmlich an die Deutschen selber.

Jena. Gotthold Kreyenberg.

Aus dem Nachlasse

des verewigten

Directors Dr. F. L. Kannegiesser.

Die einsame Schnitterin.

(Wordsworth.)

O siehe die Hochländerin
Allein im Aehrenfelde dort!
Arbeitend singt sie vor sich hin.
Steh, oder schleiche fort!
Einsam die Garben bindet sie,
Und klagend tönt die Melodie;
O horch, das ganze Thal entlang
Schallt ihrer Stimme voller Klang

So süss sang nie die Nachtigall
Der Karavane, die den Sand
Durchwallt und nun am Wasserfall
Ein Ruheplätzchen fand.
So süss ruft selbst der Kuckuck nicht,
Wenn er im Frühling unterbricht
Das Schweigen, welches fort und fort
Herrscht fern bei den Hebriden dort.

Was singet sie? Wer sagt mir's? Wer?
Vielleicht ist's aus der Vorzeit Nacht
Wohl eine alte Trauermähr,
Und langverjährte Schlacht.
Wie oder ist es sanftrer Art
Von Mann und Frau und Kindern zart,
Von allgemeiner Sorg' und Pein,
Die ist und war und stets wird sein.

Was es auch war, das Mädchen sang
Als käm' ihr Lied zu Ende nie,
Und eifrig, wie die Stimme klang,
Führt' auch die Sichel sie.
Zur Gnüge labt ich so das Ohr;
Und als ich stieg die Höh' empor,
Hört' ich im Herzen noch den Ton,
Obgleich ich weit entwandert schon.

Des wandernden Juden Gesang.

(Wordsworth.)

Ströme rauschen aus den Quellen
Manche Felsenstuf' hinab;
Doch es finden ihre Wellen
Endlich in der Tief' ein Grab.

Adlerschnell mit kühnem Satze
Schwingt die Gems' ob Klippen sich;
Doch an einem kleinen Platze
Fühlt sie wohl sich heimathlich.

Gleich dem meergepeitschten Schiffe
Schwebt der Rab' im Sturm dahin;
Zum geliebten Felsenriffe
Trägt den Schweifenden sein Sinn.

Seepferd' in der Wogen Tosen
Haben zwar kein eigen Haus;
Dennoch ruh'n die sorgenlosen
Auf der Brust der Fluten aus.

Aber meine Müh' und Plagen,
Täglich, nächtlich wachsen sie,
Ich muss wandern, ich muss zagen,
Denn zum Ziele komm' ich nie.

Auszüge aus der Wanderung (the excursion).

(Wordsworth.)

Philosophie, und die noch hehrere
Religion, mit stattlichem Gefolge,
Glaub', Hoffnung, Christenliebe, wählt aus allem
Sichtbaren euch Sinnbilder, was ihr findet
Von sich'rer Leitung, festestem Vertrauen:
Stern, Fackel, Anker, selbst nicht ausgenommen
Das Kreuz, an dess unselbstbewusstem Fuss
Die menschlichen Geschlechter tiefgerührt

Die Kniee beugten, bittres Nass vergiessend,
Und in dem Kampfe Ruhe suchten, euch,
Ihr hochbenamten Mächte, muss ich fragen,
Hier stehend, jenen unfahrbaren Himmel
Im schwachen Abglanz der Unendlichkeit
Hoch oben, und zu stillen Füssen unten
Ein unterirdisch Zeughaus von Gebeinen,
In dessen Zellen auch einst meine ruh'n,
Wo, wo sind eure Sieg' und eur' Besitz,
In welcher Zeit genehmigt und beglaubigt?
Nach einem glücklichen Bezirk nicht frag' ich,
Hain oder Eiland, Wohnort weniger
Beglückten, die mit reinem willigen
Gehorsam eurem heitern Ansehn folgen;
Doch welche einzle Seele, frag' ich, habt ihr
Dem schiefen Pfad der Leidenschaft entrissen,
Begeistert, vollgekräftigt? Wenn in's Herz
Bis zu den tiefsten Falten schauen könnte
Ein von dem Glanz des Lobs untrüber Blick,
Wen darf man nennen in der Strahlenreihe
Von Weisen, Märtyrern, Bekennern, den
Die Kraft der Hoffnung, Wahrheit, des Gewissens
Die stärkste, nur auf Tages kurze Spanne
Vor peinlichem, ehrlosem Widerspruch,
Ausschweifendem, mit Schuld gepflegtem Wunsch,
Gewissenlosem Rückfall in unheilges
Feigherzges Beben schützte?

Im Menschenleben,
Wenn man der Poesie gemeiner Rede
Vertraun darf, sehn wir wie in einem Spiegel
Ein treues Bild des Ringellaufs des Jahrs
Mit seinen Theilen. Wohl! Lenz mag's dort geben,
Trotz manchem rauhen ungestümen Hauch,
Mit Knospen, vielversprechenden, und Blüten;
Doch wo ist Sommers langer, reicher Tag,
Der folgen sollte, wahrhaft ausgedrückt?
Und linder Herbst, mit güt'ger Frucht beschwert,
Wo ist sein Bild? In welchem günst'gen Strich
Sein prächtiger verschwenderischer Aufzug?
Doch, wenn das Bessre der Vergleichung fehlt,
So zeigt das Schlimmre in des Lebens Herbst
Sich mit gar leicht kennbarer Aehnlichkeit, —
Und das muss gnügen — Lauben, die nicht mehr
Der Freude Laut vernehmen, minder stets

Von aussen und von innen Wärme geben,
Und so mit scharfer Luft und Blätterfall
Des vollen Winters Kält' und Kahlheit künden.

Was ist sich ungleich mehr als Mensch und Mensch?
Die Ungleichheit, woher? Von wem als ihm?
Denn sieh den ganzen Menschenstamm begabt
Mit gleicher grader Form! Die Sonne steht,
Sowie des Himmels grenzenlose Pracht
In dem Bereich von jedem Menschenauge;
Das ewigwache Meer rauscht allen Ohren,
Das Lenzgefilde strömt verjüngte Lust
In Aller Herzen. In der Welt der Sinne
Was es nur Schönes und Erhabnes gibt,
Das ist dem Anschaun offen hingelegt
Und ohne Schleier, und wo eine Kraft
Heilsam ist und ein Einfluss angenehm,
Da ist jedweder fähig zu empfinden
Die Kraft, den Einfluss, sonder Vorbehalt.
Auch edlere Geschenke sind gemeinsam,
Vernunft, und hiemit Lächeln, hiemit Thränen,
Einbildungskraft und Freiheit unsers Willens,
Gewissen, das uns treibt und hält, und Vorschmack
Des Tods, und Ahnung der Unsterblichkeit.
Seltsam drum, unnatürlich müsste scheinen
Der Fehl, wenn der Allmächtge, bis hieher
Freigebig sonder Unterschied, verbergen sollte
Sittlicher Eigenschaften Trefflichkeit
Vor allgemeiner Einsicht, trüb und dunkel
Den Weg zur Wahrheit und zur Tugend machend
Und schwer, und nur von Wen'gen zu gewinnen,
Seltsam verführ' er hier mit ekler Rücksicht,
Die andern all nachsetzend! Glaub' es nicht!
Die ersten Pflichten glänzen hoch, gleich Sternen,
Die milden, voll Beschwichtgungs-, Heilungskraft,
Sind, Blumen gleich, gestreut zu unsern Füssen.
Die edelmütgen Trieb' und grade Regel,
Gutthaten, holde Wünsch' und Seelenadel,
Darin ist nichts Geheimes, ist kein Vorzug
Für Hohe vor den Niedern, für die Stolzen
Vor Demutsvollen. Auf zum Himmel steigt
Der Rauch so leicht von einem Hüttenheerde
Wie vom Palast. Wess Seele diese wahre
Gleichheit erwägt, der wird die Au'n der Erde
Mit Dankbarkeit durchwallen und mit Hoffnung,

Zwar, überlegend dieses, Grund doch finden
Zu herb'rem Gram, sowie wir es befanden,
Den Sturz von alten Tugenden beklagend,
Und trauernd um die Schmach, die zwischen Mensch
Und Mensch so weiten Unterschied gemacht.

Zeilen

im Harzwalde in das Fremdenbuch zu Elbingerode geschrieben.

(Coleridge.)

Ich stand auf Brockens Herrscherhöh und sah
Wälder ob Wäldern, Hügel über Hügeln,
Ein wogend Meer, nur von der blauen Ferne
Begrenzt. Nicht sonder Mühe zog ich abwärts
Den Fuss durch ewig grüne Fichtenwälder,
Wo hellgrün Moos sich hebt Grabhügeln ähnlich,
Mit Sonnenschein durchglänzt und der doch seltne
Vögelgesang zum hohlen Schalle wird,
Und ewiggleichen Säuselns feierlich
Der Windstrom sein Gesäusel nicht vermischt
Mit häuf'ger Wasserfälle häuf'gem Plätschern
Und dem Geschwätz der Quellen, wo auf einzlen
Steinblöcken laut die Gaiss mit hellen Glöckchen
Froh hüpft, auch wohl ein alter Bock romantisch
Mit weissem leisbewegtem Barte sitzt.
Langsam und müde ging ich weiter, denn
Ich fand, dass selbst die hehrste äuss're Bildung
Nur durch ihr inn'res Leben auf uns einwirkt
Als Zeichen hohen Werths, das nicht das Aug'
Durchschaut, in dem das Herz nur lieset, sei's
Andenken oder Ahnung Freundes, Kindes,
Des holden Mädchens unsrer ersten Liebe,
Des Vaters oder des erhabnen Namens
Des heilgen Vaterlands. — O Königin,
Du Gottheit, von dem Erdball abgeordnet,
Mein theures England, wie mein sehnend Auge
Nach Westen blickt, im Wolkenberg dort deine
Sandigen Klippen schauend! Süsse Heimat,
An dich gedenkend hob dies Herz sich stolz,
Ja schwamm mein Aug' in Thränen! Alles, was
Vom Brocken aus ich sah, Gebirg' und Wälder,
Es war verschwunden wie ein flüchtiger
Verwirrter Traum. O Fremdling, tadle nicht
Leichtsinnig dies Gefühl; acht' ich doch auch,
Beleidigendem raschen Zweifel wehrend,
Des Mannes höhern Geist, der allenthalben

Gott fühlt, Gott, der gemacht zu einer grossen
Familie uns all', zu unserm Vater
Sich selber und die Welt zu unsrer Heimat.

Die Vergangenheit.

(Wilson.)

Wie wild und wirr ist dieses Leben,
Ein langes, tiefes, schweres Ach!
Wenn halbertränkt im Thränenbach
Das Auge sieht vorüberschweben
Der Jugend Bilder dämmerndschwach,
Vergessen schon, indem sie gehn,
Wie wir am Ufer Well' an Welle
Zerfliessen sehn;
Sowie an stillen Himmelshöhn
Die Ambrawolken jetzo weilen,
Dann wie ein Traum enteilen.
Des Mondes Strahlen spielen schön,
Hell auf des hellen Weihers Brust;
Die Seele schaut's mit süsser Lust,
Doch glauben wir, wenn sie vergehn,
Kaum, dass wir sie gesehn.
Wie himmlisch tönt der Harfe Klang,
O möcht' er nimmer doch verwehn!
Er schweigt. Die Seele wird zur Zelle,
Wo nie Musik erklang.
Traum folgt auf Traum die lange Nacht,
Wie schön und schöner immer!
Doch, eh die Morgenblum' erwacht,
Verschwand der Zauberschimmer.
Und manches Engelsangesicht,
Aus welchem Lieb' und Güte spricht,
Zieht uns vorüber hier.
Die Zeit entflieht, kaum wissen wir
Ob das Gesicht, das uns entzückte,
Freud' oder Leid ausdrückte.

Betrachtungen

bei dem Abschied von einem Wohnorte.

(Coleridge.)

Niedrig war unser Hüttchen, hohe Rosen
Sahn in das Kammerfenster. In des Mittags,
Abends und Morgens Stille konnten wir
Das Meer schwach murmeln hören. Unsre Myrten
Blühten im Freien, und die Pfort' umschlang
Dichtrankender Jasmin. Die kleine Landschaft

War grün und waldig, und das Aug' erquickend.
Es war ein Ort, man durft' ihn wahrhaft nennen
Das abgeschiedne Thal. Einst sah ich, wie
(Den Sabbathtag durch Ruhe heiligend)
Ein reicher Kaufmannssohn, ein Bürger Bristols,
Dort weilt' und seinen Durst nach Gold
Beschwichtigend, so schien's, und weiseren
Gefühlen Zutritt schenkend; denn er schwieg
Rundum mit sanftem Trübsinn blickend, seufzt',
Und sprach, es sei ein hochgesegnet Plätzchen.
Gesegnet waren wir. Geduldgen Ohrs
Der unsichtbaren Lerche Lied behorchend,
(Unsichtbar war sie oder augenblicks
Nur auf der Sonne Fittig sichtbar) sagt' ich
Oft flüsternd zur Geliebten: So, mein Kind, ist
Der unaufdringliche Gesang des Glücks,
Unirdsche Sangslust, dann gehört nur, wann
Die Seele sucht zu hören, alles still ist,
Das Herz nur horcht! Die Zeit zwar, wo zuerst
Von jenem Thal den stein'gen Berg ich aufklomm,
Gefahrvoll kämpfend bis zum Gipfel, o
Welch schöner Anblick! Hier der bleiche Berg,
Der kahle bleiche Berg besät mit Schafen,
Schattig Gewölk, die sonn'gen Felder zeichnend,
Der Fluss, von busch'gen Felsen überragt,
Jetzt hell und voll, gekrümmt mit nackten Ufern,
Und Sitze, Flächen, die Abtei, der Wald,
Und Hütten, Dörfer, dämmernd fern der Stadtthurm,
Dort der Kanal, die Inseln, weissen Segel,
Gleich Wolken, Küsten, Höhn, und strandlos Meer!
Es schien Allgegenwart! Gott hatte, schien's,
Sich einen Tempel hier erbaut, der Weltraum
Schien abgebildet hier im Rundbezirk;
Kein Wunsch entweihte mein bewältigt Herz.
O schöne Zeit! 's war Schwelgerei — zu sein!

O Thal und Hütt' und Hochberg! theure, stille!
Ich musst', ich musst' euch lassen. War es recht,
Bei Qual und Tod so vieler meiner Brüder
Die mir vertrauten Stunden zu verträumen,
Auf Rosenlager feig das Herz verweichelnd
Mit zarten thatermangelnden Gefühlen?
Süss ist der Thau, der eines Howards Aug'
Auf dessen Wang' enttropft, den er emporhob;
Und wer mir Gutes ohne Rührung thut,

Thut es nur halb, er schilt mich bei der Hülfe,
Wohlthäter ist er mir, doch nicht mein Bruder!
Doch sei Wohlthätigkeit auch kalt, doch preise,
Ja preise sie, o Seele, wenn du denkst
Des trägen Mitleids träumerischer Zunft,
Die um die Armen seufzt, jedoch sie scheut,
Nährend in angenehmer Einöd' ihre
Saumsel'ge Lieb' und ekle Sympathie!
Ich geh drum, Haupt und Herz und Hand vereinend,
Thätig und fest, blutlosen Kampf zu streiten
Der Freiheit, Wissenschaft und Christentreue.

Doch oft, wenn nach ehrvoller Arbeit ruht
Die müde Seel' und wachend liebt zu träumen,
Soll, theure Hütte, dich mein Geist besuchen,
Dein Gaissblatt, deine fensterhohen Rosen
Und nicht vor milder Seeluft scheuen Myrten —
Und theure Wünsche seufzen, süsser Wohnsitz!
Ach, hätte Niemand grösser'! und Jeder solche!
So könnt' es sein — doch ist die Zeit noch nicht.
Beschleun'ge sie, o Vater! Dein Reich komme!

Ueber französische Volkspoësie.

Ehe ich genauer auf meinen Gegenstand eingehe, scheint es mir nöthig, die Frage zu erörtern, was man unter französischer Volkspoësie zu verstehen habe. Sollte damit z. B. diejenige Poësie zu bezeichnen sein, welche unter dem Volke am gangbarsten ist, so wüsste ich nur einen französischen Dichter, dessen Liedern dieses Prädicat zukäme. In Deutschland schwärmt Alles bis zur Kammerzofe hinab für Schiller: eine französische Bonne, die nicht ihren Béranger auswendig wüsste, würde für ein Mädchen ohne Bildung gelten. Und doch kann ich mich nicht entschliessen, Bérangers Poësie Volkspoësie zu nennen: ich müsste denn dem Pariser beistimmen, der da behauptet, Paris c'est la France. Aber ganz abgesehen von der Misslichkeit solcher Aussprüche — ich erinnere nur an den berühmten l'empire c'est la paix, oder wie eine andere Lesart besagt l'empire c'est l'épée —, so sprechen die gebildeten Franzosen selbst Béranger meistens das Prädicat eines poëte ab; das Höchste, was sie ihm bewilligen, ist, dass sie ihn einen poëte-chansonnier nennen, gewöhnlich und richtig heissen sie ihn nur chansonnier. Ueber seine Verdienste als Politiker mag ich nicht aburtheilen, sondern bemerke von meinem subjectiven Standpunkte aus nur, dass ich es bedauerlich finde, wenn sogar die Poësie der Politik dienstbar sein soll: im Uebrigen scheint er es mir darauf abgesehen zu haben, Lisette und ihre Tugenden zu preisen und daneben seine piquette in Ruhe zu trinken. Sein Ehrgeiz war befriedigt durch die Kronen, mit denen ihn die Grisetten, oder wie sie sich lieber nennen hören, die étudiantes in der Closerie des lilas bekränzten; die

Literatur kann ihm eine Stelle nur als Vorläufer derjenigen Dichter anweisen, welche in den dames aux camélias das Ideal ihrer Verherrlichung gefunden haben.

Immer aber habe ich noch nicht auseinandergesetzt, was ich unter Volkspoësie verstehe. Um dem Ziele näher zu rücken, will ich darunter eine Gattung bezeichnen, die gar nicht unter die Literatur fällt, wenigstens von der Literatur in ihrer gegenwärtigen Gestalt verschmäht wird und mit Recht verschmäht werden muss.

Um die Sache anschaulicher zu machen, will ich einen Blick auf deutsche Verhältnisse werfen. Der gebildete Mann verschmäht es in der Regel, auf das hinzuhören, was das Volk singt; mit welchem Rechte freilich, lasse ich dahingestellt. Und doch singt das Volk mit Vorliebe seine eigenen Lieder, und zwar meist Lieder, die es nicht in der Schule mit der dazu gehörigen Melodie gelernt, sondern hauptsächlich von älteren Personen traditionsweise überliefert bekommen hat. Um ein recht anschauliches Beispiel von dem schauerlichen Unsinn zu geben, welchen derartige Lieder zuweilen enthalten, sei es mir vergönnt, eins mitzutheilen, zu dessen Kenntniss ich auf ziemlich abenteuerliche Weise gekommen bin. Im vergangenen Sommer nämlich hielt ich mich einige Zeit bei meinem Papa im Warthebruche auf und arbeitete meist in einer ziemlich versteckten Gartenlaube. Im Garten nebenbei war gewöhnlich eine ziemlich leidliche Bauerndirne beschäftigt, welche sich ihre Arbeit mit Gesang verkürzte. Es war immer dasselbe Lied, welches sie anstimmte, und da ich es ziemlich sonderbar fand, so horchte ich eines Tages der Sirene die Worte ab und war nicht wenig überrascht, folgende Romanze aufgezeichnet zu haben. Sie lautet wortgetreu:

Im Lande aller Frommen
Wohnt Fräulein Isabell,
Sie schoss mit Pfeil und Bogen
So gut als Wilhelm Tell.

Sie war sehr stolz, sehr spröde,
Sehr kalt bei Lieb und Scherz;

Drum war im Land die Rede,
Sie hätt' ein steinernes Herz.

Ein Held aus dem Gebirge,
Mit Namen Eduard,
Bei seiner Ritterwürde
In ihr verliebet ward.

Er schenkt ihr Papageien
Gekauft aus Niederland;
Er fängt, ihr zu erfreuen,
Einen schönen Wachtelhahn.

Er schenket ihr ein Füllen,
Dazu einen Ritterstrauss,
Aber nicht nach ihrem Willen,
Sie schlug ihm Alles aus.

Da nahm er seine Schöne
So zärtlich bei der Hand
Und weinte viele Thränen,
Indem er Lieb gestand.

O fühle meine Schmerzen!
Sprach er, ihr ewig hold.
Allein mit stolzem Herzen
Schwieg sie und ging davon.

Geh hin, Du stolze Schöne,
Dein Stolz wird Dir gereun,
Du wirst mich nicht mehr sehen,
Aber fühlen meine Pein!

Einst ritt auf einer Schäcke
Die Närrin in den Wald:
Da sass an einer Hecke
Eine bärende Gestalt.

Und flugs gings in der Eile,
Toll war das kühne Weib,
Sie schoss mit ihrem Pfeile
Dem Unthier in das Leib.

Schnell wie die Wuth des Pferdes
Eilt sie zum Todten hin.
Da erblickt sie Eduarden
In der Bärenhaut gehüllt.

Er konnte nicht mehr sprechen,
Sein Auge brach der Tod.
Da warf er ihr noch im Röcheln
Ihr Unrecht zärtlich vor.

Sie schrie, sie weint', sie klagte,
Rauft sich die Haare aus,
Setzt sich aufs Pferd und jagte
Wie der blasse Tod nach Haus.

Dem Leichnam ward in der Schnelle
Ein stilles Grab gebaut
In einer finsteren Zelle,
Damit man es nicht schaut.

Und als sie nach zwölf Wochen
Vor Gram verzehret ward,
Begrub man ihre Knochen
Neben Eduardens Grab.

Ich will nicht in Abrede stellen, dass gerade dieses Gedicht eins der schlechtesten sein mag, die vom Volke gesungen werden. Dass aber unter derartigen Gedichten auch Perlen angetroffen oder wenigstens daraus ausgeschält werden können, dafür findet man den besten Beleg in Bürgers Lenore, in Göthes Erlenkönig, in Uhlands Wirthin und Töchterlein u. s. w., und was ausserdem noch die Melodien anbetrifft, in den vortrefflichen Sammlungen Erks und Anderer.

Dass also ein Kern und oft sogar ein Schatz ächter Poësie in solchen Volksliedern enthalten sei, wird kaum geleugnet werden können. Wie steht es nun aber mit dieser Volkspoësie in Frankreich? das ist die Frage, deren Beantwortung ich mir vorgenommen habe. Ehe ich mich aber in dieser Auseinandersetzung auf einen französischen Gewährsmann, der wirklich competent war, stütze, will ich, um seine Competenz desto evidenter zu machen, vorausschicken, dass er sehr genau, wie in unsere gesammte Literatur, so auch in unser deutsches Volkslied eingeweiht war. Wie schön hat er z. B. nicht den König von Thule im Metrum des Originals folgendermassen wiedergegeben:

Il était un roi de Thulé,
A qui son amante fidèle
Légua, comme souvenir d'elle,
Une coupe d'or ciselé.

C'était un trésor plein de charmes
Où son amour se conservait:
A chaque fois qu'il y buvait,
Ses yeux se remplissaient de larmes.

Voyant ses derniers jours venir,
Il divisa son héritage,
Mais il excepta du partage
La coupe, son cher souvenir.

Il fit à la table royale
Asseoir les barons dans sa tour;
Debout et rangée à l'entour
Brillait sa noblesse loyale.

Sous le balcon grondait la mer.
Le vieux roi se lève en silence,
Il boit, — frissonne, et sa main lance
La coupe d'or au flot amer.

Il la vit tourner dans l'eau noire,
La vague en s'ouvrant fit un pli,
Le roi pencha son front pâli . . .
Jamais on ne le vit plus boire.

Mein Gewährsmann ist der unglückliche Gérard de Nerval. Ich bedaure, im Folgenden nur eine dürftige Skizze geben zu können, und zwar meist nach Notizen, die ich mir in Frankreich selber gemacht, da unsere hiesigen französischen Leihbibliotheken dasjenige meist nicht zu enthalten pflegen, was man zu einem bestimmten Zwecke wiederzulesen begehrt. Geboren unfern Senlis, also nahe bei Compiègne, welches in der jüngsten Zeit soviel von sich reden gemacht hat, war er in seinen Jugendjahren auf dem Lande oft nur der Aufsicht der Domestiken und der benachbarten Bauern anvertraut, lauschte ihnen ihre Lieder ab und wusste späterhin durch das Einflechten derselben seinen Schriften einen eigenthümlichen Reiz zu geben. Besonders nachzurühmen ist ihm, dass er moderne poëtische Ergüsse verschmäht und nur altüberlieferte Romanzen, Balladen und couplets mitgetheilt hat. Er behauptet, dass die französische Volkspoësie sich ebenbürtig unserer deutschen an die Seite stellen könne, und ich zweifle nicht, dass man ihm gern beistimmen wird, wenn man die folgenden drei, von ihm mitgetheilten Volkslieder gehört hat. Zuerst also die Romanze von der Tochter des sire de Pontarmé, die sich in den schönen Lautrec verliebt hat. Das Lied ist voll der schönsten Assonanzen und lautet folgendermassen:

Le duc Loys est sur son pont,
Tenant sa fille en son giron.
Elle lui demande un cavalier
Qui n'a pas vaillant six deniers.

„Oh, oui! mon père, je l'aurai
Malgré ma mère qui m'a portée,
Aussi malgré tous mes parents
Et vous, mon père — que j'aime tant“.

Der Vater entscheidet:

„Ma fille, il faut changer d'amour, —
Ou vous entrerez dans la tour“. . . .

Das Fräulein antwortet:

„J'aime mieux rester dans la tour, —
Mon père, que de changer d'amour"!

Hierauf der Vater:

„Vite . . . où sont mes estafiers,
Aussi bien que mes gens de pied?
Qu'on mène ma fille à la tour,
Elle n'y verra jamais le jour"!

Der Verfasser der Romanze fährt fort:

Elle y resta sept années passées —
Sans que personne pût la trouver.
Au bout de la septième année
Son père vint la visiter.

„Bonjour, ma fille! — comme vous en va"? —
„Ma foi, mon père, . . ça va bien mal:
J'ai les pieds pourris dans la terre
Et les côtés mangés de vers".

„Ma fille, il faut changer d'amour
Ou vous resterez dans la tour"! —
„J'aime mieux rester dans la tour,
Mon père, que de changer d'amour"!

Nicht weniger rührend ist die schöne Ballade von Jean Renaud:

Quand Jean Renaud de la guerre revint,
Il en revint triste et chagrin:

„Bonjour, ma mère"! — „Bonjour, mon fils! —
Ta femme est accouchée d'un petit".

„Allez, ma mère, allez devant,
Faitez-moi dresser un beau lit blanc;
Mais faites-le dresser si bas,
Que ma femme ne l'entende pas"!

Et quand ce fut vers le minuit,
Jean Renaud a rendu l'esprit.

Hier wechselt die Scene und spielt weiter in dem Zimmer der Wöchnerin:

„Ah! dites, ma mère, m'amie
Ce que j'entends pleurer ici"? —
„Ma fille, ce sont les enfants
Qui se plaignent du mal de dents".

„Ah! dites, ma mère, m'amie
Ce que j'entends clouer ici"? —
„Ma fille, c'est le charpentier
Qui raccommode le plancher".

„Ah, dites, ma mère, m'amie
Ce que j'entends chanter ici"? —
„Ma fille, c'est la procession
Qui fait le tour de la maison".

„Mais dites, ma mère, m'amie,
Pourquoi donc pleurez vous ainsi"? —
„Hélas, je ne puis le cacher,
C'est Jean Renaud qui est décédé".

„Ma mère, dites au fossoyeur,
Qu' il fasse la fosse pour deux,
Et que l'espace y soit si grand,
Qu'on y renferme aussi l'enfant"!

Giebt es etwas Hinreissenderes? In nichts aber giebt es den beiden mitgetheilten Gedichten die Legende vom heiligen Nicolaus nach:

Il était trois petits enfants,
Qui s'en allaient glaner aux champs.

S'en vont au soir chez un boucher. —
„Boucher, voudrais-tu nous loger"? —
„Entrez, entrez, petits enfants,
Il y a de la place assurément".

Ils n'étaient pas sitôt entrés
Que le boucher les a tués,
Les a coupés en petits morceaux,
Mis au saloir comme pourceaux.

Saint Nicolas, au bout d'sept ans,
Saint Nicolas vint dans ce champ.
Il s'en alla chez le boucher:
„Boucher, voudrais-tu me loger"? —

„Entrez, entrez, Saint Nicolas,
Il y a d'la place, il n'en manque pas".
Il n'était pas sitôt entré
Qu'il a demandé à souper.

„Voulez-vous un morceau de jambon"? —
„Je n'en veux pas, il n'est pas bon". —
„Voulez-vous un morceau de veau"? —
„Je n'en veux pas, il n'est pas beau!

Du p'tit salé je veux avoir,
Qu'il y a sept ans qu'est dans l'saloir"! —
Quand le boucher entendit cela,
Hors de sa porte il s'enfuya.

„Boucher, boucher, ne t'enfuis pas,
Repens-toi, Dieu te pardonn'ra"! —
Saint Nicolas posa trois doigts
Dessus le bord de ce saloir.

Le premier dit: „J'ai bien dormi"! —
Le second dit: — „Et moi aussi"! —
Et le troisième répondit:
„Je croyais être en paradis"! —

Namentlich der Schluss erinnert unwillkührlich an unser deutsches Lied: „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein".

Unbestreitbar hat man es hier mit wahrer Poësie zu thun, und doch werden die Gelehrten derartige Dichtungen nicht anerkennen, denn sie sind voll von Verstössen gegen den Reim, gegen die Prosodie, gegen die Syntax. Gleichwohl haben auch sie ihre Regeln. So z. B. auf das allerliebste couplet:

Si j'étais hirondelle,
Que je puisse voler,
Sur votre sein, ma belle,
J'irais me reposer.

folgt ein zweites, welches also beginnt:

J'ai z'un coquin de frère . . .

Gäbe es das verführerische z nicht, das der Pariser, der Zouave, namentlich aber der Südfranzose, der für gewöhnlich nicht französisch spricht, gern überall einschiebt, und das man sogar

unter dem directoire in die salons einzuführen suchte, so gäbe es an dieser Stelle einen schrecklichen Hiatus. — Doch ohne die Form weiter zu berücksichtigen, dürfte die Frage nicht unstatthaft sein: Woher kommt diese Poësie? denn sie ist alt. — Es scheint, dass seit den Zeiten Ronsards, nachdem die volksthümliche Poësie überwunden war, die Gebildeten und das Volk, jedes seine besondere Poësie fortsetzten. Die akademischen Dichter waren an bestimmte Regeln gebunden, aber ihre Oden, Episteln, Liebesgedichte an Chloris u. s. w. wären dem Volke nicht minder unverständlich gewesen, als ihnen während des 17. und 18. Jahrhunderts diese Ergüsse wahren Gefühles.

Nachdem ich aber nun einmal einen festen Boden gewonnen habe, sei es mir erlaubt, gruppenweise diese Volkslieder weiter durchzunehmen. Gérard de Nerval liefert fast auf allen Gebieten Vortreffliches: ich will dazu dieses und jenes hinzufügen, was ich selbst hier und dort gehört, und sofern es mir alt zu sein schien, aufgezeichnet habe. Beiläufig will ich nur bemerken, dass derartige Sammlungen mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden sind, indem die betreffenden Lieder meist nur auf dem Lande traditionsweise fortgepflanzt werden, die Landleute aber nur äusserst schwer zur Mittheilung ihres Schatzes zu bewegen sind, weil sie meinen, der gebildete Mann wolle sich über sie lustig machen.

In der ersten Gruppe will ich

Ronden und Lieder allgemeinen Inhalts

mittheilen.

Unsere Kinder, wenn sie unter sich sind, singen und tanzen ihr „Ringel Ringel Rosenkranz“! — und so hat denn schon Bädeker in seinem Paris und Umgebungen die Bemerkung, dass im jardin du Luxembourg die französischen Kinder ähnliche Ronden singen, tanzen und mimisch darstellen. Wem es darum zu thun ist, recht viele und recht hübsche solcher Ronden mit den dazu gehörigen Melodien kennen zu lernen, dem können wir bei dieser Gelegenheit ein vortreffliches Buch empfehlen, das auch in anderer Beziehung jeden Kinderfreund aufs Höchste interessiren wird. Es führt den Titel: Jeux et exercices des jeunes filles par Mme de Chabreul, ouvrage illustré de 55 vignettes par Fath. Paris.

Librairie de L. Hachette et Cie 1860. Ich will nach diesem Buche, ohne mich weiter auf die Varianten einzulassen, die sich die Kinder in diesen Gesängen überall erlaubt haben, den Text einiger Ronden mittheilen, und eröffne den Reigen mit der von der marquise de Pompadour gedichteten

1.

Nous n'irons plus au bois,
Les lauriers sont coupés.
La belle que voilà
La lairons-nous danser?
Entrez dans la danse,
Voyez comme on danse,
Sautez,
Dansez,
Embrassez cell' que vous aimez.

2.

La belle que voilà
La lairons-nous danser?
Mais les lauriers du bois
Les lairons-nous faner?
Entrez dans la danse, etc.

3.

Mais les lauriers etc.
Non, chacune à son tour,
Ira les ramasser.
Entrez etc.

4.

Non, chacune etc.
Si la cigale y dort,
Ne faut pas la blesser.
Entrez cet.

5.

Si la cigale etc.
Le chant du rossignol
La viendra réveiller.
Entrez cet.

6.

Le chant etc.
Et aussi la fauvette

Avec son doux gosier.
Entrez cet.

7.

Et aussi etc.
Et Jeanne la bergère
Avec son blanc panier.
Entrez etc.

8.

Et Jeanne etc.
Allant cueillir la fraise
Et la fleur d'églantier.
Entrez etc.

9.

Allant cueillir etc.
Cigale, ma cigale,
Allons, il faut chanter.
Entrez etc.

10.

Cigale, ma cigale etc.
Car les lauriers du bois
Sont déjà repoussés.
Entrez etc.

Am meisten bekannt unter diesen Rundgesängen, ja ich möchte fast sagen, in ganz Frankreich verbreitet ist die Ronde von Biron, zu der M[me] de Chabreul bemerkt: „On prétend que cette ronde a été composée à l'occasion du supplice du maréchal de Biron, condamné, sous Henri IV, pour crime de haute trahison". Sie lautet:

Quand Biron voulut danser,
Ses souliers fit apporter,
Ses souliers tout ronds.
Vous danserez, Biron.

2.

Quand Biron voulut danser,
Sa perruqu' fit apporter,
Sa perruque
A la turque,

Ses souliers tout ronds.
Vous danserez, Biron.

3.

Quand Biron voulut danser,
Sa veste fit apporter,
Sa bell' veste
A paillettes,
Son habit
De p'tit gris,
Sa perruque
A la turque
Ses souliers tout ronds.
Vous danserez, Biron.

4.

Quand Biron voulut danser,
Sa culott' fit apporter,
Sa culotte
A la mode,
Sa bell' veste
A paillettes,
Son habit
De p'tit gris,
Sa perruque etc.

5.

Quand Biron voulut danser,
Ses manchett's fit apporter,
Ses manchettes
Fort bien faites,
Sa culotte etc.

6.

Quand Biron voulut danser,
Son chapeau fit apporter,
Son chapeau
En clabot,
Ses manchettes etc.

7.

Quand Biron voulut danser,
Son épé' fit apporter,
Son épée
Affilée,
Son chapeau etc.

8.

Quand Biron voulut danser,
Son violon fit apporter,
Son violon,
Son basson,
Son épée etc.

Dass derartige Lieder oft ziemlich alt sind, ersieht man bisweilen aus Zufälligkeiten. So ist eine beliebte Ronde l'Avoine benannt. Sie beginnt mit folgenden zwei Versen, welche vom ganzen Chor gesungen werden:

Avoine, avoine, avoine,
Que le bon dieu t'amène!

Man ersieht aus dem entsprechenden Reime amène, dass sie bis zu einer Zeit zurücksteigt, wo man noch aveine aussprach. Doch was die Handlung in derselben anbetrifft, so steht eine kleine demoiselle im Kreise, und macht alle Gesten des Säens vor, die dann von ihren Gespielinnen nachgemacht werden. Sie singt also nach dem Eingangschor:

Qui veut savoir
Et qui veut voir
Comment on sème l'avoine?
Mon pèr' la semait ainsi, —
Puis il se reposait ainsi.

Nachdem alsdann der ganze Chor wieder sein Avoine etc. angestimmt, wird die Handlung folgendermassen fortgesetzt.

Qui veut savoir
Et qui veut voir
Comment on coupe l'avoine?
Mon pèr' la coupait ainsi, —
Puis il se reposait ainsi.

Avoine etc.

Qui veut savoir
Et qui veut voir
Comment on doit battre l'avoine?
Mon pèr' la battait ainsi, —
Puis il se reposait ainsi.

Avoine etc.

Qui veut savoir
Et qui veut voir
Comment on vanne l'avoine?
Mon pèr' la vannait ainsi, —
Puis il se reposait ainsi.

Avoine, avoine, avoine,
Que le bon Dieu t'amène!

Da es nicht in meiner Absicht liegt, eine erschöpfende Abhandlung über die Kinderronden zu liefern, so verweise ich nochmals auf das hübsche Büchelchen der Madame de Chabreul, welche von S. 105 an noch folgende Ronden mit den dazu gehörigen Melodien mittheilt:

La boulangère; le laurier de France; il était une bergère; giroflé girofla; le ciel et l'enfer (doch diese ohne Musik); la tour: prenons garde! von der marquise de Prie; ah! mon beau château; gentil coquelicot; la mère Bontemps; Guilleri; le chevalier du guet; le pont d'Avignon; savez-vous planter des choux? la mistenlaire; ramène tes moutons, bergère; j'aimerai qui m'aime; la bonne aventure; la Marguerite; meunier, tu dors; la vieille; mon père m'a donné un mari*);

*) Ihres scherzhaften Inhalts wegen will ich noch diese Ronde mittheilen. Sie lautet:

Mon pèr' m'a donné un mari,
Mon dieu! quel homm'! quel petit homme!
Mon pèr' m'a donné un mari,
Mon dieu! quel homm'! qu'il est petit!

2.
Je le perdis dans mon grand lit,
Mon dieu etc.
Je le perdis etc.
Mon dieu etc.

3.
J' pris la chandelle et le cherchis.

4.
A la paillasse le feu prit.

riche et pauvre; le rat de ville et le rat des champs von La Fontaine, und schliesslich die chanson de la mariée, auf die ich späterhin noch einmal zurückkommen werde. Doch wäre selbst bei dieser reichen Auswahl noch Manches nachzutragen, was vielleicht absichtlich weggelassen worden ist. So ist folgende Ronde allerliebst, welche Gérard de Nerval mittheilt und die offenbar in die Zeit der Regentschaft gehört:

Y avait dix filles dans un pré,
Toutes les dix à marier,
Y avait Dine,
Y avait Chine,
Y avait Suzette et Martine.
Ah, ah!
Catherinette et Catherina!
Y avait la jeune Lison,
La comtesse de Montbazon,
Y avait Madeleine,
Et puis la Dumaine.

Le fils du roi vint à passer,
R'garda Dine,
R'garda Chine cet.
Sourit à la Dumaine.

Puis il les a saluées,
Salut à Dine cet.
Sourire à la Dumaine.

5.
Je trouvai mon mari rôti.

6.
Sur une assiette je le mis.

7.
Le chat l'a pris pour un' souris.

8.
Au chat! au chat! C'est mon mari.

9.
Fillettes qui prenez mari,
Mon dieu etc.
Fillettes qui prenez mari,
Ne le prenez pas si petit.

Et puis il leur a donné
Bague à Dine cet.
Diamant à la Dumaine.

Puis il les mena souper,
Pomme à Dine cet.
Diamant (?) à la Dumaine.

Puis il leur fallut coucher.
Paille à Dine cet.
Bon lit à la Dumaine,

Puis il les a renvoyées.
Renvoie Dine cet.
Garde la Dumaine.

Angedeutet hat er auch folgende:

Les canards dans la rivière cet.,

ich habe aber den Text nicht ausfindig machen können, ebensowenig als von dem Refrain

Trois filles dedans un pré . . .
Mon coeur vole,
Mon coeur vole à votre gré!,

zu welchem offenbar folgende zwei couplets eines sentimentalen*) Schäferliedes gehören:

Au jardin de mon père
Vole, mon coeur, vole! —
Il y a z'un pommier doux,
Tout doux.

Trois belles princesses,
Vole, mon coeur, vole! —
Trois belles princesses
Sont couchées dessous.

---

*) Weniger träumerisch singt ein anderer Hirt:

Ah! qu'il fait donc bon
Garder les vaches,
Quand on est deux.
Quand on est quatre,
On s'embarasse,
Quand on est deux,
Ça vaut bien mieux!

Vollständig kann ich noch folgende Ronde geben, welche ich oftmals in der Touraine habe singen hören:

J'ai cueilli la belle rose
Dans mon beau tablier blanc,
Belle rose, dans mon beau tablier blanc,
Belle rose du rosier blanc.

Je suis parti de chez mon père,
De chez mon père à Rouen,
Belle rose, de chez mon père à Rouen,
Belle rose du rosier blanc.

Je n'ai trouvé personne,
Que le rossignol chantant,
Belle rose cet.

Il m'a demandé: La belle,
Combien gagnez-vous par an? cet.

Je ne gagne pas grand'chose,
Je ne gagne que cent francs cet.

Venez avec moi, la belle,
Je vous en donnerai z'autant cet.

Vous coucherez avec ma mêre,
Avec moi le plus souvent cet.

Je ne couche pas avec les hommes,
Je les épouse auparavant cet.

Dedans le choeur de l'église
Devant dieu et tous mes parents cet.

Doch ich will diese Gattung beschliessen mit einem Citat aus dem marquis de Villemer der Mme G. Sand (Revue d. d. mondes t. 28 p. 525). Die berühmte Schriftstellerin sagt: „Un paysan qui marchait devant moi s'est mis à chanter. — Ces paroles sans rime ni raison m'ont semblé si curieuses que je veux te les dire:

Hélas, que les rochers sont durs!
Le soleil ne les fend pas,
Le soleil ni même la lune!

Tout garçon qui veut aimer
Cherche sa peine.

Il y a toujours quelque chose de mystérieux dans les chants du paysan et la musique aussi défectueuse que les vers, est mystérieuse aussi, souvent triste et portant à la rêverie". Das Gedicht, welches ich oft habe singen hören, ist ein neuprovençalisches und beginnt A la bastido y a doi filios, das betreffende couplet ist erst das vierte und lautet:

Lai muralhos
Soun de peiros,
Le soulelh nou lai fend pas,
Ni mai la luno.
Tout garçon que fai l'amour
Fai pas fortuno.

Betrachten wir unter der zweiten Gruppe

Soldaten- und Matrosenlieder.

Wie bei uns, werden auch in Frankreich von den jungen Conscribirten Lieder schrecklichen Inhaltes und von noch schrecklicherer Form gesungen, wie z. B. folgendes, welches ich in der Touraine gehört habe.

Voilà mes vingt ans accomplis,
Mon numéro vient pour partir,
Faut quitter père et mère,
Frères et soeurs et parents,
Et ma jolie maîtresse
Que mon coeur aime tant.

Adieu, ma charmante Julie,
Mon sac est fait, prêt pour partir.
Puisque la loi l'ordonne,
Il faut lui obéir,
Il faut bien se résoudre
A quitter le pays.

Sie antwortet:

O cher ami, j'ai le coeur saisi,
Quand j'entends parler d'un conscrit,
Ça me met aux alarmes,
Aussi la mort au coeur,
Quand tu reviendras de guerre,
Nous serons tous au cercueil.

Darauf er:

Oh, si je meurs en les combats,
Ma bien-aimée, ne m'oublie pas.
Prie dieu pour ma pauvre âme,
C'est le dernier service
Que tu puisses rendre
A moi, pauvre conscrit.

Mehr empfiehlt sich schon das folgende, welches ich aus dem Poitou habe:

La voile est à la grande hune,
Disait un Breton à genoux.
Je pars pour chercher la fortune
Qui ne veut pas venir à nous.
Je reviendrai bientôt, j'espère,
Sèche tes yeux, prie, attends-moi:
En te quittant, ma bonne mère,
Mon âme à dieu, mon coeur à toi!

Pour rendre le sort favorable,
Disait un marin à loisir,
Il faut vendre son âme au diable
Et livrer son coeur au plaisir.
Mais lui, pensant à sa chaumière,
Plein de tendresse et plein de foi:
En te quittant, ma bonne mère,
Mon âme à dieu, mon coeur à toi!

Allant de rivage en rivage,
Enfin il amasse un trésor.
Et puis il retourne au village,
C'est pour sa mère, tout son or.
Puis il vit ces mots sur la pierre:
„Je pars aussi, mon fils, plains-moi:
Mais dans le ciel comme sur terre
Mon âme à dieu, mon coeur à toi"!

Doch will ich meiner Aufgabe getreu bleiben und nur Lieder älteren Datums mittheilen. Gérard de Nerval ist auch hier ein prächtiger Gewährsmann. Welche orientalische Phantasie herrscht nicht in dem folgenden, von ihm aufgezeichneten Gedichte:

Ce sont les filles de la Rochelle
Qui ont armé un bâtiment,
Pour aller faire la course
Dedans les mers du Levant.

La coque en est en bois rouge,
Travaillée fort proprement;
La mâture est en ivoire,
Les poulies en diamant.

La grand' voile est en dentelle,
La misaine en satin blanc;
Les cordages du navire
Sont de fils d'or et d'argent.

L'équipage du navire
C'est tout filles de quinze ans;
Les gabiers de la grande hune
N'ont pas plus de dix-huit ans!

An poëtischem Schwunge hat es dem französischen Seemanne und Soldaten nie gefehlt: er träumte Königstöchter, Sultaninnen und Prinzessinnen, noch ehe z. B. Bernadotte als einfacher Tambour aus Pau auszog, um sich später auf dem schwedischen Königsthrone von seinen Strapazen auszuruhen. So deutet G. d. N. folgendes Lied an, leider hat er es nicht vollständig mitgetheilt:

Un joli tambour s'en allait à la guerre.

Königstöchterlein steht am Fenster: der Tambour begehrt sie zur Frau. Der König sagt:

Joli tambour, tu n'es pas assez riche!

Doch er, ohne sich zu besinnen:

J'ai trois vaisseaux sur la mer gentille,
L'un chargé d'or, l'autre de perles fines,
Et le troisième pour promener m'amie!

Gleichwol entscheidet der König:

Touche-là, tambour, tu n'auras pas ma fille!

Doch bleibt ihm der Tambour die Antwort nicht schuldig:

Tant pis, j'en trouverai de plus gentilles! —

So der Tambour. Wie nun der

capitaine
A Tours en Touraine
Cherchant ses amours?

Il les a cherchées,
Il les a trouvées
En haut d'une tour.

Der Vater der Geliebten ist ein einfacher Burgvoigt: auf das Heirathsgesuch des Capitains erwiedert er:

Mon beau capitaine,
Ne te mets pas en peine,
Tu ne l'auras pas!

Die Antwort des Capitains ist prächtig:

Je l'aurai par terre,
Je l'aurai par mer
Ou par trahison!

Er entführt sie richtig, und

A la première ville
Son amant l'habille
Tout en satin blanc.

A la seconde ville
Son amant l'habille
Tout d'or et d'argent.

A la troisième ville
Son amant l'habille
Tout en diamants.

Elle était si belle,
Qu'elle passait pour reine
Dans le régiment.

Aber auch an Liedern, in denen die Schattenseiten des Soldatenstandes spielen, fehlt es nicht. So begegnet die fürchterliche marechaussée einem Deserteur:

On lui a demandé:
Où est votre congé?
„Le congé que j'ai pris,
Il est sous mes souliers"!

Immer begegnet uns alsdann in solchen Gedichten eine Geliebte in Thränen:

La belle s'en va trouver son capitaine,
Son colonel et aussi son sergent,

natürlich vergeblich. Mehr Glück hat die Geliebte im folgenden Liede, welches ich aus dem Poitou habe:

Mon cher amant, soldat infortuné,
Par le conseil vient d'être condamné,
C'est par un coup qu'un jour il a porté
Au lieutenant qui l'avait insulté.
J'en deviens folle de tristesse et d'ennui,
Il se désole, et moi je pleure aussi.

Dans la prison si je pouvais entrer,
Mon coeur me dit, je pourrais le sauver;
Rien ne résiste au plaisir de l'amour,
J'espère bien me trouver en ce jour.
Mon pauvre Charles, j'ouvris les verrous,
Rien que je te parle; beau geôlier, laissez-nous.

Nous étions seuls, à mon amant je dis:
Il faut tous deux que nous changions d'habits.
De te sauver j'en préserve l'espoir,
Prends cette robe et ce grand bonnet noir.
Sors au plus vite, un mouchoir sur tes yeux,
Et prends la fuite, je te fais mes adieux.

Le lendemain on vient me réveiller.
L'on me dit: marche, l'on va te fusiller!
Et l'on me mène le long de ces remparts,
Mais quand on vit tous mes cheveux en bas,
C'est une fille, s'écria le soldat,
Elle est gentille, ne la fusillons pas.

Au sergent-major on fit faire le rapport,
On fit suspendre à mon heure de mort.
Le lendemain j'appris que mon amant
D'un grand danger se sauva du régiment.
Brisons nos chaînes, on nous a grâciés,
Mais plus de peine, nous voilà mariés!

Spielt hier schon die Liebe eine grosse Rolle, so will ich mir mit dem folgenden Liede den Uebergang zu der dritten und letzten Gruppe, die ich in Betracht zu ziehen gedenke, zu der nämlich der

Liebeslieder

anbahnen. Es heisst:

Dessous le rosier blanc
La belle se promène,
Blanche comme la neige,
Belle comme le jour.

Drei Capitaine kommen vorbeigeritten.

Le plus jeune des trois
La prit par sa main blanche:
Montez, montez, la belle,
Dessus mon cheval blanc.

Sie thut es und so kommt man in dem Gasthause zu Senlis an. Die Wirthin betrachtet die junge Dame und ruft ihr zu:

Entrez, entrez, la belle,
Entrez sans plus de bruit;
Avec trois capitaines
Vous passerez la nuit.

Da begreift die Schöne, dass sie einen leichtsinnigen Schritt gethan hat. Um ihre Ehre zu retten, spielt sie die Todte und die drei Capitaine sind naiv genug, sich täuschen zu lassen. Sie sprechen unter einander:

Quoi? notre mie est morte!

und fragen sich, wo sie sie begraben sollen.

Au jardin de son père!

erwiedert der jüngste und in der That, sie legen sie wieder unter den weissen Rosenstock,

Et au bout de trois jours
La belle ressuscite!

Ouvrez, ouvrez, mon père,
Ouvrez, sans plus tarder;
Trois jours j'ai fait la morte,
Pour mon honneur garder!

Die Familie sitzt in tiefer Trauer beim Abendbrot; die Tochter wird mit grosser Freude aufgenommen und verheirathete sich späterhin vielleicht noch anständig. Hinsichts des Gedichts ist nur noch zu bemerken, dass ihm der Reim, wie so vielen unserer deutschen Volkslieder, fast ganz fehlt: gleichwol gefällt es durch seinen prächtigen Rhythmus. Auch in dem folgenden Couplet:

La fleur de l'olivier
Que vous avez aimé,
Charmante beauté,
Et vos beaux yeux charmants
Que mon coeur aime tant,
Les faudra-t-il quitter?

würden die französischen Akademiker hinsichts des Reims viel auszusetzen haben; dennoch ist es reizend. Aehnlichen Inhalts ist das folgende, im ganzen Süden verbreitete Madrigal, dessen Ursprung Einige bis zum 13. Jahrhundert zurückverlegen wollen:

Las rosas muscadetas
Ni las flous del bouyssou
N'an pas de tas poupetas
L'audour ni la blancou.
Urouza la maneta
Qu'obtendra la favou
De levar l'espilleta
Que las ten en prizou.

[Les petites roses musquées
Et les fleurs des buissons
N'ont de tes tetons
Ni l'odeur ni la blancheur.
Heureuse la petite main
Qui obtiendra la faveur
De lever la petite épingle
Qui les tient en prison.]

Doch kehren wir zur Sprache des Nordens zurück. Gewiss aus der Zeit der Regentschaft stammt folgende Ballade, reich an Assonanzen und eine treue Sittenschilderung jener Epoche.

La belle était assise
Près du ruisseau coulant,
Et dans l'eau qui frétille
Baignait ses beaux pieds blancs.
Allons, m'amie, légèrement,
Légèrement, légèrement.

Ein junger seigneur hat nämlich eine hübsche Bäuerin verführt, sie scherzen beide am Ufer des Flusses über das Resultat ihrer Liebe. Er frägt:

En ferons-nous un prêtre,
Ou bien, un président?

Die Schöne antwortet:

Nous n'en ferons un prêtre,
Non plus un président.

Nous lui mettrons la hotte
Et trois oignons dedans.
Il s'en ira criant:
„Qui veut mes oignons blancs"?
Allons, m'amie, légèrement,
Légèrement, légèrement.

Den ganzen Leichtsinn jener Zeit athmet auch folgendes Gedicht:

Après ma journée faite
Je m'en fus promener.
En mon chemin rencontre
Une fille à mon gré.
Je la pris par sa main blanche,
Dans les bois je l'ai menée.

Quand elle fut dans les bois,
Elle se mit à pleurer.
„Ah, qu'avez-vous, la belle,
Qu'avez-vous à pleurer"? —
„Je pleure mon innocence,
Que vous me l'allez ôter"!

„Ne pleurez pas tant, ma belle,
Je vous la laisserai"! —
Je la pris par sa main blanche,
Dans les champs je l'ai menée.

Quant elle fut dans les champs,
Elle se mit à chanter.

„Ah, qu'avez-vous, la belle,
Qu'avez-vous à chanter"? —
„Je chante votre bêtise
De me laisser aller:
Quand on tenait la poule,
Il fallait la plumer"! —

Oft dagegen haben solche Liebeslieder auch einen finstern Hintergrund. Was ahnt man nicht Alles aus dem folgenden couplet, welches das plötzliche Zusammentreffen zweier Jäger beschreibt:

„J'ai tant tué de petits lapins blancs
Que mes souliers sont pleins de sang".
„T'en as menti, faux traître,
Je te ferai connaître,
Je vois, je vois à tes pâles couleurs,
Que tu viens de tuer ma soeur". —

Dass man unter diesen Liebesliedern aber auch sehr mittelmässige findet, möge das folgende aus dem Poitou bezeugen:

Arthur n'avait pas de richesse,
Il était un simple batelier,
Mais au château de sa maîtresse
Il fut nommé pour être écuyer.

Arthur était rempli de charme,
Quand il tenait ce qu'il aimait.
Mais une nommée „Chant-allégresse"
A découvert les faits secrets.

La mère de Lucie en colère,
Elle fit chasser Arthur de sa maison,
Elle fit renfermer sa Lucie
Dans la plus haute tour du donjon.

Le jour commençait à paraître,
Les nuages à s'éclaircir;

Par une étroite fenêtre
Elle aperçoit son cher amant partir.

Or, adieu donc, ma douce amie,
Puisque nos beaux jours sont passés.
Je m'en vais combattre l'ennemi,
Bien loin dans un pays étranger.

Quand tu sauras de mes nouvelles,
Tu prieras dieu pour ton ami!

Au bout d'un mois ou cinq semaines
Il arrive un simple écuyer,
Et il tira de sa poche
Un anneau d'or tout ensanglanté;

Le regarda d'un oeil farouche:
Le nom d'Arthur y était gravé.
Un seul soupir sort de sa bouche,
Ce seul soupir fut son dernier.

Ich übergehe Anderes, um zum Schlusse zu kommen, bei welchem, wie ich meine, es sich verlohnen dürfte, einen Blick auf französische Hochzeiten und Polterabende zu werfen. Und in der That ist man namentlich im Süden Frankreichs, ebenso wie bei uns an den Polterabenden, stark darin, den Neuzuvermählenden in einem sogenannten charivari noch allerhand Unliebsames vorzusingen, das man theils aus ihrem früheren Leben zusammengetragen theils aber auch erdichtet hat. Es würde sich hier, ebenso wie bei unseren Hochzeiten, um Gelegenheitsgedichte handeln, an welchen die Muse meistens unschuldig ist: aber obgleich ich auch derartige Gedichte gesammelt habe, will ich sie hier doch als ganz moderne Ergüsse der Poësie ausschliessen. Vielmehr möchte ich die Aufmerksamkeit auf die berühmte chanson de la mariée hinlenken, welche ziemlich über ganz Frankreich verbreitet ist und die schon Mme de Sévigné ihrer Zeit mit Vergnügen auf den Hochzeiten der Bre-

tagne singen hörte. Sie findet sich auch in der Sammlung der Mme de Chabreul S. 179 und lautet:

1.

Nous sommes v'nus ce soir,
Du fond de nos bocages,
Vous faire compliment
De votre mariage.
A monsieur votre époux,
Aussi bien comme à vous.

2.

Vous voilà donc liée,
Madame la mariée,
Avec un lien d'or
Qui ne déli' qu' à la mort.*)

3.

Avez-vous bien compris
C' que vous a dit le prêtre?
A dit la vérité,
Ce qu'il vous fallait être:
Fidèle à votre époux
Et l'aimer comme vous.

4.

Quand on dit son époux,
Souvent on dit son maître;
Ils ne sont pas toujours
Doux comme ont promis d'être:
Car doux ils ont promis
D'être toute leur vie.

5.

Vous n'irez plus au bal,
Madame la mariée:

*) Eine, wie es mir scheint, bessere und vielfach verbreitete Variante zu diesem couplet ist folgende:

Enfin vous voilà donc,
Ma belle mariée,
Enfin vous voilà donc
A votre époux liée
Avec un long fil d'or
Qui ne rompt qu' à la mort.

Vous n'irez plus au bal,
A nos jeux d'assemblées;
Vous gard'rez la maison,
Tandis que nous irons.

6.

Quand vous aurez chez vous
Des boeufs, aussi des vaches,
Des brebis, des moutons,
Du lait et du fromage,
Il faut, soir et matin,
Veiller à tout ce train.

7.

Quand vous aurez chez vous
Des enfants à conduire,
Il faut leur bien montrer
Et bien souvent leur dire;
Car vous seriez tous deux
Coupables devant dieu.

8.

Si vous avez chez vous
Quelques gens à conduire,
Vous veillerez sur eux,
Qu'ils aillent à confesse,
Car un jour devant dieu
Vous répondrez pour eux.

9.

Recevez ce gâteau
Que ma main vous présente;
Il est fait de façon
A vous faire comprendre
Qu'il faut, pour se nourrir,
Travailler et souffrir.

10.

Recevez ce bouquet
Que ma main vous présente,
Il est fait de façon
A vous faire comprendre

Que tous les vains honneurs
Passent comme les fleurs.*)

Rührend ist es ferner, dass in manchen Gegenden, wo stehende Gesänge für eine Neuvermählte vorhanden sind, eben dieselben von den übrigen Jungfrauen gesungen werden, wenn eine aus ihrem Kreise frühzeitig dahingeschieden ist und sich so dem Himmel neu vermählt hat. Ich könnte derartige Gebräuche aus dem Norden Frankreichs erwähnen: ich will aber lieber auf ein Meisterwerk Jasmins, die Blinde aus Castel-Cuillé' (vergl. Las Papillôtos Thl. II, S. 51 und 77) verweisen, in das er einen dieser volksthümlichen Refrains verwebt hat. Für die Neuvermählte heisst er:

Las carrèros diouyon flouri,
Tan bèlo nóbio bay sourti!
Diouyon flouri, diouyon grana,
Tan bèlo nóbio bay passa!

[Les chemins devraient fleurir,
Tant belle mariée va sortir!
Devraient fleurir, devraient grener,
Tant belle mariée va passer!]

für die Abgeschiedene dagegen:

Las carrèros diouyon gemi,
Tan bèlo morto bay sourti!
Diouyon gemi, diouyon ploura,
Tan bèlo morto bay passa!

---

*) Der Varianten und Erweiterungen zu dieser chanson de la mariée giebt es unzählige. So habe ich anstatt des letzten couplet's folgendes in der Touraine gehört: Recevez ce bouquet — Fait de notre tendresse. — C'est pour vous qu'il est fait, — Regardez-le sans cesse, — Et n'oubliez jamais — Nos sensibles regrets.

Als Erweiterungen füge ich folgende zwei couplets an:

Et surtout n'allez pas — Par trop de complaisance — Vous mettre dans le cas — De perdre l'innocence. — Et puis soyez toujours — Soumise à votre époux.

L'époux que vous prenez, — L'on dit qu'il est très-sage, — Qu'il est plein de façon — Pour conduire un ménage. — Le prévenez en tout — Et l'aimez comme vous.

[Les chemins devraient gémir,
Tant belle morte va sortir!
Devraient gémir, devraient pleurer,
Tant belle morte va passer!]

Berlin. J. Wollenberg.

Ueber

die Darstellung der französischen Conjugationen in den Schulgrammatiken.

Die französischen Grammatiken, die gegenwärtig in den Schulen im Gebrauch sind, zeigen in Bezug auf die Grundsätze, nach denen sie bearbeitet sind, eine in der That sehr grosse Verschiedenheit; besonders weit gehen sie auseinander in der Darstellung des Verbums. Diese Verschiedenheit rührt daher, dass nach der gründlichen und tiefgreifenden wissenschaftlichen Umgestaltung, welche die Grammatik der französischen Sprache, wie der romanischen Sprachen überhaupt, in den letzten Decennien erfahren hat, die Einen bemüht sind, die wissenschaftlich gewonnenen Ergebnisse auch für den Kreis der Schule nutzbar zu machen, während die Anderen die Resultate der historischen Sprachforschung aus der Schulgrammatik als unpraktisch und störend verbannen und sich auf dem alten Wege halten. — Will man sich von diesem Gegensatze überzeugen, so vergleiche man etwa die Schulgrammatik von d'Hargues mit der von Plötz; ersterer geht bei der Darstellung des Verbums, wie auch in anderen Punkten, auf die Resultate der neueren wissenschaftlichen Forschungen zurück; letzterer dagegen vertritt überall entschieden den alten Standpunkt. — Da die Conjugation des französischen Verbums ein so sehr wichtiger Gegenstand ist für den Schulunterricht, so ist es der Mühe werth zu prüfen, ob es von pädagogischer Bedeutung ist, nach welcher Darstellung, der alten oder der neuen, der Schüler das französische Verbum lernt. Um bei dieser Untersuchung zu einem festen und klaren

Resultate zu gelangen, müssen wir davon ausgehen zu fragen, was für Zwecke bei der Erlernung einer fremden Sprache in der Schule erreicht werden sollen. Zunächst ist es selbstverständlich, dass das grösste Gewicht auf das schliessliche Factum des Lernens selbst zu legen ist; das Resultat des Lernens soll sein, dass der Schüler den sprachlichen Stoff gründlich und fest weiss und anwenden kann. Aber an diesem blossen Factum ist es nicht genug; der Schüler soll auch den Sprachstoff von vornherein so lernen, dass derselbe so viel wie irgend möglich formal bildet. Dass dieser letztere Zweck von grosser Wichtigkeit ist, dass er auch bei der Formenlehre durchaus nicht vernachlässigt werden darf, darüber herrscht kein Zweifel; um so unentschiedenener und unklarer aber scheint man darüber zu sein, worin die formal bildende Kraft der Erlernung einer fremden Sprache, namentlich der Formenlehre, bestehe. Schmitz, Encyklopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen, sagt S. 149: „Die herrschenden Vorstellungen über die bildende Kraft des Studiums einer Sprache sind noch sehr dunkel, unbestimmt, verworren und miteinander im Widerspruch. Der Eine preist die lateinische Sprache als das wahre Universal-Bildungsmittel, und legt dabei das grösste Gewicht auf ihre Elemente; der Andere erklärt kurzweg, dass das Erlernen einer Sprache, also auch der lateinischen, wenig oder gar keine bildende Kraft in sich habe.“ — Herr Schmitz selbst geht auf diese Frage, soweit sie die Elemente, die Formenlehre betrifft, nicht weiter ein, sondern erledigt dieselbe mit den Worten: „Das Erlernen auch der Elemente ist bildend, aber jedenfalls nur elementarisch bildend.“ Damit werden die Vorstellungen von der bildenden Kraft der Formenlehre um nichts klarer und bestimmter; was soll man unter „elementarisch bildend“ verstehen? Auch in dem Abschnitte 15 Bildende Kraft der Elemente der Sprache p. 363 wird auf das Einzelne, worauf es hier gerade ankommt, nicht näher eingegangen. — Wenn man in dieser Frage über ganz allgemeine Bemerkungen hinauskommen und sich etwas Bestimmtes unter der bildenden Kraft, welche in dem Erlernen einer Sprache, besonders der Formenlehre, liegt, denken will, so kann man nur Folgendes darunter verstehen.

1) Das Erlernen des Sprachstoffes wirkt zunächst dadurch bildend, dass das Gedächtniss geübt wird. Denn diese Uebung soll nicht eine rein mechanische und auf den zu erlernenden Gegenstand beschränkte sein, so dass der Schüler, wenn er z. B. französisch lernt, nur Uebung erhielte im Auffassen und Behalten französischer Wörter und Formen; sondern diese Uebung soll insofern eine allgemein bildende für das Gedächtniss sein, als der Schüler von vornherein angeleitet wird, beim Erlernen einer Sprache sich einer gewissen Gedächtniss-Ordnung zu befleissigen, damit es ihm allmälig klar werde, dass die Hauptstütze für das Gedächtniss Ordnung ist. Dieser Punkt ist so einfach und klar, dass es nicht nöthig ist, darüber weitere Erörterungen zu geben. Vergleichen wir in diesem Punkte das Französische und Lateinische in Bezug auf ihre bildende Kraft, so scheint mir das Lateinische, auf der ersten Stufe des Unterrichts wenigstens, den Vorrang zu behaupten, und zwar aus zwei Gründen. Erstens sind die gewichtig und voll und kräftig klingenden Wörter der lateinischen Sprache leichter aufzufassen, während die französischen Wörter zum Theil zu flüchtig klingen und in ihren Lautverhältnissen für ein ungeübtes Ohr sehr schwer zu fassen sind. Zweitens ist die Formenlehre des Lateinischen in ihren ersten Anfängen einfacher und klarer, und der Schüler erblickt darin eher eine feste Ordnung als in den Elementen der französischen Sprache, die zum Theil für ihn complicirt und schwer zu verstehen sind.

2) Die bildende Kraft, die das Erlernen einer Sprache hat, besteht ferner darin, dass der Schüler angeleitet und gewöhnt wird zu beobachten, ein Object als solches zu sehen und richtig aufzufassen; im Selbstfinden und Selbstmachen sich zu üben. Mit Recht macht Schmitz hierauf besonders aufmerksam, indem S. 405 hierüber sagt: „Es giebt kaum einen grösseren pädagogischen Verstoss, als die Kinder der Arbeit des Selbstfindens und des Selbstmachens, wo dies eben möglich ist, zu überheben oder zu berauben."

3) Das bei Weitem wichtigste Moment ist folgendes. Das Erlernen des Sprachstoffes soll hauptsächlich dadurch bildend

wirken, dass der Verstand, die Denkkraft im engeren Sinne geübt und ausgebildet wird. Die Gesetze oder Formen, innerhalb deren das Denken, das Verstandesleben des Menschen sich bewegt, sind sehr einfach und der Zahl nach nicht gross. Die Entwickelung dieser Formen, die im Menschen langsam und unter mannigfachen Hemmungen vor sich geht, soll durch den Unterricht überhaupt gefördert und gekräftigt werden; namentlich aber ist der Sprachunterricht, wenn er richtig gehandhabt wird, ganz vorzüglich dazu geeignet, dem Schüler Gewandtheit, Leichtigkeit und Sicherheit in der Anwendung der einfachen Operationen des Denkvermögens zu verschaffen. — Wenn wir nun die einzelnen Hauptformen des Denkvermögens, auf deren Entwickelung es hier ankommt, näher betrachten, so finden wir, dass der Schüler, wenn er die Formen einer fremden Sprache zu lernen anfängt, zunächst Schlüsse nach der Analogie machen muss, ohne natürlich schon ein Bewusstsein von diesem Vorgange zu haben. Wenn er z. B. porta gelernt hat, und er soll nun die einzelnen Casus von einem anderen Worte nach der ersten Declination angeben, so kann er dies nur thun, indem er nach der Analogie schliesst. Eben so wenn er laudare gelernt hat, und nun Formen von einem anderen Verbum auf are bilden soll, so kann er dies nur thun, indem er stets auf laudare zurückgeht und nach der Analogie davon die Formen bildet. Den meisten Schülern wird diese Schlussform, namentlich bei der Declination, sehr leicht; bei dem Verbum wird die Sache für viele schon schwieriger; beim griechischen Verbum häufen sich die Schwierigkeiten bekanntlich noch mehr. Auch das französische Verbum, namentlich die Verba auf oir, machen dem Schüler meistens Schwierigkeiten. — Eine zweite Form, in welcher der Schüler bei der Erlernung einer Sprache von vornherein geübt wird und geübt werden muss, ist Schlüsse vom Einzelnen auf das Allgemeine zu machen. Die einfachen allgemeinsten Sprachgesetze muss er auf diesem Wege sich aneignen, z. B. das Gesetz von der Uebereinstimmung des Prädicats mit dem Subjecte kann ihm nicht anders wirklich klar werden als dadurch, dass ihm dies Gesetz an zahlreichen einzelnen Fällen vorgeführt wird, und dass dann allmälig das Gesetz wie von selbst als das Resultat, als die nothwendige

Schlussfolgerung aus diesen Einzelheiten sich für ihn ergiebt. In dieser Weise lernt er auch am besten die hauptsächlichsten Genusregeln im Lateinischen. Wenn er an 30, 40 Wörtern auf us nach der zweiten Declination gesehen hat, dass sie Masculina sind, so wird er für sich von selbst den nöthigen Schluss ziehen, und die Regel wird sich in ihm von selbst herausbilden. Unpraktisch ist es, Anfängern gleich die Regel, das Allgemeine zu geben, und dann die Anwendung zu verlangen. Dies führt uns zur dritten Form, die für den Schüler die schwierigste ist, und in deren Anwendung er die meisten Fehler begeht. Es ist dies der Schluss vom Allgemeinen auf das Besondere. Hier darf man vom Schüler anfangs nicht zu viel verlangen. Bei einer richtigen Methode des Sprachunterrichts wird ihm auch diese Form allmälig geläufig werden, und diese drei Schlussformen werden sich dann so durchdringen und ineinander greifen, dass in der That der Sprachunterricht schon nach dieser einen Beziehung hin in einer Weise bildend wirkt, wie nicht leicht ein anderer Gegenstand. — Vergleichen wir in dem dritten Punkte wiederum das Lateinische mit dem Französischen, so scheint mir auch hier das Lateinische in manchen Beziehungen mehr zu bieten als das Französische. Das Substantiv und Adjectiv im Lateinischen mit den Genus- und Flexionsendungen liefert einen viel geeigneteren Stoff als das Französische ihn beim Substantiv und Adjectiv bieten kann. Dies ist auch der Grund, weshalb man mit Recht mit der Erlernung des Lateinischen anfängt. Auf einigen braunschweigischen Gymnasien hat man vor längerer Zeit einmal den Versuch gemacht, mit dem Französischen zu beginnen; die Aenderung bewährte sich aber so wenig, dass man bald zu dem Lateinischen zurückkehrte. — Es ist indess keineswegs zu verkennen, dass gerade auch die französische Sprache in hohem Grade geeignet ist, formal zu bilden und die Geisteskräfte zu üben, und dass sie in manchen Punkten sogar die lateinische übertrifft. Jedenfalls bietet das französische Verbum einen mindestens eben so bildenden Stoff wie das lateinische Verbum; doch hängt Alles davon ab, wie das erstere in den französischen Schulgrammatiken dargestellt wird. Geschieht dies in der Weise wie in der Grammatik von Plötz, d. h. nach dem alten Systeme, so halte ich es nach meinen Erfahrungen

für unmöglich, dass das französische Verbum einen bildenden Stoff liefere; das Höchste, was erreicht werden könnte, wäre ein ganz mechanisches Auswendigwissen der Formen, ohne dass der Schüler im Stande ist, nur einmal Stamm und Endungen zu unterscheiden. Ich will durchaus nicht, dass der Schüler die Formen wissenschaftlich, oder etymologisch-historisch begreifen soll; wie könnte davon die Rede sein bei Schülern, die das französische Verbum etwa in Quinta oder Quarta anfangen zu lernen? Ich will nur, dass der Schüler die Verbalformen in der einfachsten, leichtesten und sichersten Weise lerne, und dass er aus dem Lernen selbst den möglich grössten Gewinn für seine formale Bildung ziehe. Dies kann aber bei dem französischen Verbum nur geschehen, wenn es in derselben Weise gelehrt und gelernt wird, wie das lateinische und griechische Verbum, nicht aber wenn der Schüler es so lernt, dass er nicht einmal Stamm und Endung unterscheiden kann. Es ist unmöglich, dass er bei einem solchen mechanischen Lernen in den oben angeführten Denkformen geübt werde. — Bei einem lateinischen Verbum und bei einem griechischen regelmässigen und unregelmässigen wird Niemand es für genügend oder für zweckentsprechend halten, dass der Schüler die Formen mechanisch aufsagen kann; sondern man verlangt mindestens, dass er ihre Bildung aus Stamm und Endung mit den hinzutretenden Veränderungen nachzuweisen im Stande sei. In der griechischen Grammatik von G. Curtius wird ein ganz besonderes Gewicht darauf gelegt, dass die Entstehung der Formen klar und verständlich werde; und die ganze Formenlehre ist überhaupt so behandelt, dass ein reicher Gewinn daraus zu ziehen ist für formale Bildung, indem der Schüler fortwährend angeleitet und angehalten wird, nicht mechanisch auswendig zu lernen, sondern bei der Erlernung der Formen selbstthätig zu beobachten, Schlüsse in den mannigfachsten Verbindungen zu ziehen, zu vergleichen, kurz in der oben angegebenen Weise seine Verstandeskräfte zu üben und zu bilden. Allgemein wird dies als ein sehr bedeutender Vorzug der griechischen Grammatik von Curtius anerkannt; warum soll die französische Grammatik, und besonders das Verbum, nicht in gleicher Weise behandelt werden? Warum soll der Schüler hier so mechanisch lernen,

dass er nicht einmal Stamm und Endung des Verbums unterscheiden kann? Denn dass er dies in der That nicht kann, wenn er dasselbe nach der alten Darstellungsweise lernt, ist leicht nachzuweisen; auch kann man an jedem einzelnen Schüler die thatsächliche Erfahrung davon machen. — Das regelmässige Verbum gestaltet sich nach dem alten Systeme so:

Présent

Ind.

1.	2.	3.	4.
e	is	ois	s
es	is	ois	s
e	it	oit	—
ons	issons	evons	ons
ez	issèz	eves	ez
ent	issent	oivent	ent

Subj.

1.	2.	3.	4.
e	isse	oive	e
es	isses	oives	es
e	isse	oive	e
ions	issions	evions	ions
iez	issiez	eviez	iez
ent	issent	oivent	ent

Es sind also für den Ind. Prés. vier verschiedene Endungen zu lernen; für den Subj. Prés., für das Imp., für das Parf. déf. und den Subj. je drei; für das Fut. und Cond. wiederum je vier. — Für das regelmässige Verbum wäre also ein Zerlegen in Stamm und Endung sehr gut möglich; und so lange der Schüler nur diese lernt, kann er dazu angehalten werden, die Formen selbstthätig zu bilden. Sobald aber die sogenannten unregelmässigen Verba kommen, wird die ganze Sache verworren und zu einem chaotischen Durcheinander; an ein Unterscheiden von Stamm und Endung ist gar nicht mehr zu denken, was wiederum den Einfluss hat, dass der Schüler auch in den regelmässigen Formen, namentlich bei den Verben auf ir und oir, unsicher und schwankend wird. Bei suivre, connaître, croître, mouvoir, savoir, venir etc. kann von Stamm und Endung keine Rede sein; die Formen müssen rein mechanisch,

ohne das geringste Verständniss, eingeübt werden. Wenn wenigstens hierbei eine genügende Sicherheit in der Kenntniss der Formen erreicht würde, so könnte man mit dem Resultate zufrieden sein; aber dies ist durchaus nicht der Fall. An einer in der That grossen Anzahl von Schülern, und zum Theil fähigen Schülern, die guten Unterricht genossen hatten, habe ich fortgesetzt die Erfahrung gemacht, dass sie die Verba, sowohl die regelmässigen, wie insbesondere die unregelmässigen, die sie nach der alten Weise gelernt hatten, sehr unsicher wussten, dass sie sehr leicht in Zweifel über die Richtigkeit der von ihnen angegebenen Formen kamen, da sie keine Vorstellung von dem Entstehen derselben aus Stamm und Endung haben konnten, und dass sie das, was sie wirklich einigermassen sicher gelernt hatten, sehr bald wieder vergassen. Dies ist meine Erfahrung hierin; es wäre indess wünschenswerth, dass noch mehr Stimmen sich darüber vernehmen liessen. — Es ist übrigens nicht zu erwarten, ja geradezu unmöglich, dass ein Schüler in einer solchen Masse unverstandener Einzelheiten, wie das französische Verbum nach der alten Weise gelernt ihm bietet, sich gehörig orientire und sie in seinem Gedächtnisse treu und fest bewahre, da es der ganzen Masse an jeglicher Ordnung fehlt und dem Schüler für sein Gedächtniss gar kein Halt geboten wird.

Es gäbe vielleicht noch einen Ausweg, dass nämlich dem Schüler, wenn er die regelmässigen Verba nach der alten Darstellungsweise gelernt hat, und zu den sogenannten unregelmässigen kommt, die letzteren in der Bildung ihrer Formen erklärt würden. Dies ist aber durchaus unmöglich; hat der Schüler die Verba einmal nach der alten Weise gelernt, so sind alle Erklärungen von Formen vollkommen unverständlich und verwirrend für ihn; denn die alten sogenannten Endungen entbehren aller wissenschaftlichen Grundlage und machen jede Erklärung von Verbalformen überhaupt unmöglich; es müsste also, wenn Erklärungen gegeben werden sollten, das, was an den regelmässigen Verben gelernt ist, fortwährend wieder umgestossen werden. Wie will man dem Schüler die einfachsten Formen wie sais, mens, meuve, mouvions, acquiers, suis, viens etc. erklären, ohne die alten sogenannten Endungen voll-

ständig zu beseitigen und nur als Scheinendungen hinzustellen? Was soll oder kann sich der Schüler vorstellen, wenn es bei Plötz zur Erklärung der Verben dormir etc. heisst: „im Pluriel des Présent nehmen sie nicht ss an?“ Wenn es noch wenigstens iss hiesse!

Ein Verständniss und Begreifen der Verbalformen ist nur auf wissenschaftlicher Grundlage möglich. Wie klar, einfach, verständlich, bildend ist die französische Conjugation nach der neueren Darstellungsweise, wie d'Hargues und Mätzner z. B. dieselbe geben! Nach der Anordnung des letzteren, dessen Grammatik eine Zierde und ein Musterwerk deutschen Fleisses und deutscher Gründlichkeit ist, erhalten wir folgende Endungen.

1. Présent

Ind. 1.	Ind. 2. 3. 4.	Subj. 1. 2. 3. 4.
e	s	e
es	s	es
e	t	e
ons	ons	ions
ez	ez	iez
ent	ent	ent

2. Imparf.

1. 2. 3. 4.
ais
ais
ait
ions
iez
aient

3. Part. déf.

1.	2. 3.	4.
ai	is	us
as	is	us
a	it	ut
âmes	îmes	ûmes
âtes	îtes	ûtes
èrent	irent	urent

Subj.

1.	2. 3.	4.
asse	isse	usse
asses	isses	usses
ât	ît	ût
assions	issions	ussions
assiez	issiez	ussiez
assent	issent	ussent

4. Fut. (vom Inf. zu bilden)

1. 2. 3. 4.
ai
as
a
ons
ez
ont

5. Cond. (vom Inf. zu bilden)

1. 2. 3. 4.
ais
ais
ait
ions
iez
aient

Part. Prés.

1. 2. 3. 4.
ant

Part. passé

1.	2. 3.	4.
é	i	u

Dies sind alle Endungen, die der Schüler sowohl für die regelmässigen wie für die unregelmässigen Verba zu lernen hat. Dazu kommen nun allerdings noch einige Regeln, die er für die Bildung einzelner Formen anwenden muss; diese Regeln sind aber so einfach und klar, so leicht aufzufassen und zu behalten, dass sie durchaus keine Schwierigkeit machen; sie erhöhen sogar die Lust des Lernens bedeutend, wenn der Schüler sieht, wie mit Hilfe derselben alle verschiedenen Formen der einzelnen Conjugationen auf so leichte und einfache Weise entstehen. — Für die erste Conjugation ist nichts weiter zu bemerken; für die zweite Folgendes. Es sind zwei Arten von Verben zu unterscheiden, 1) Die einfachen Verben, deren Anzahl nur gering ist und deren Stamm auf zwei Consonanten ausgeht, von denen der letztere, wenn er mit einem Consonant der Endung zusammenstösst, wegfällt; es ist dies der Fall nur im Sing. Ind. Prés. Hierher gehören die Verba dormir, sortir etc. 2) Die sogenannten Verbes inchoatifs, d. h. diejenigen, welche im Prés., Imparf., Part. Prés. und Impér. zwischen

Stamm und Endung iss einschieben; stossen drei s am Ende zusammen, was im Sing. Ind. Prés. der Fall ist, so fallen zwei weg. — In der dritten Conjugation würde in der dritten Pers. Sing. Ind. Prés. d und t zusammenstossen, das t der Endung fällt weg. — Für die vierte, oder starke, gelten folgende Regeln. Es sind drei verschiedene Stämme bei den Verben dieser Conjugation zu unterscheiden, der Präsensstamm, der Futurstamm und der Parf. déf.-Stamm. Der Präsensstamm erscheint nach Abfall der Endung oir; der Parf. déf.-Stamm nach Abfall der Endung evoir, avoir, ouvoir; der Futurstamm nach Ausstossung des oi, z. B. von recevoir — recevr. An diese Stämme werden die Endungen gehängt. Dass mehrere Stämme zu unterscheiden sind, ist durchaus nicht etwas Absonderliches; man denke daran, wie gewöhnlich und häufig dies bei den griechischen Verben der Fall ist. — Für das Präsens ist noch zu merken, erstens: wenn zwei Consonanten zusammenstossen, fällt der Endconsonant des Stammes ab, was der Fall ist im Sing. Ind. Prés., gerade wie bei den einfachen Verben auf ir. Zweitens: die Endungen zerfallen in leichte und schwere, d. h. solche, die gesprochen werden, und solche, die nicht gesprochen werden; vor den leichten Endungen erfährt der Stammvocal eine Verstärkung, e in oi, bei einigen sogenannten unregelmässigen in ie z. B. bei venir, tenir, conquérir; ou in eu bei mouvoir etc.

Diese wenigen einfachen Regeln, die hier nur kurz angedeutet und in den allgemeinsten Zügen zusammengestellt sind, genügen nicht nur zur Bildung der Formen in vier regelmässigen Conjugationen, sondern es wird auch mindestens die Hälfte von den Formen der sogenannten unregelmässigen Verba vollkommen regelmässig. Ist das ein Gewinn, der gering anzuschlagen ist? Würden die Philologen der alten Sprachen je zugeben, dass die lateinischen und griechischen Verba so mechanisch gelernt würden, dass der Schüler auch nicht die geringste Einsicht in die Bildung und Entstehung der Formen hätte, und dass ihm die Mehrzahl der Formen unregelmässig und unverständlich erschiene, während sie ihm mit leichter Mühe als regelmässig dargestellt werden könnten? Warum soll in den neueren Sprachen noch immer in so mechanischer und unwissenschaftlicher Weise in den Schulen verfahren werden? Warum sollen die

neueren Sprachen in dieser Beziehung so entschieden und wissentlich hinter den alten zurückbleiben? Robolski, Anleitung zum französischen Styl, Berlin 1856 Einleitung p. 9 sagt: „Wir haben an unserem Lehrobjecte (der französischen Sprache) ein herrliches, gewaltiges Bildungsmittel für die deutsche Jugend. Freilich wird das ausserhalb der Realschule kaum geahnt.“ Soll die französische Sprache wirklich ein gewaltiges Bildungsmittel sein — und sie kann es sein — so ist es durchaus nothwendig, dass auch die Formenlehre schon so gelehrt werde, dass sie bildend wirke; denn die Formenlehre nimmt die Kräfte des Schülers zuerst fast ausschliesslich in Anspruch, an dieser muss er daher seine Kräfte üben, damit er befähigt werde, die Formen der Syntax zu begreifen und zu verstehen. Aber wie mechanisch werden die Elemente der französischen Sprache in den Schulen meistens noch gelehrt, und was kann auf der mangelhaften Grundlage, die so gelegt wird, aufgebaut werden?

Tycho Mommsen, die Kunst des deutschen Uebersetzers aus neueren Sprachen S. 64 sagt, dass der Gelehrtenschüler auf einem ungesattelten Pferde reiten gelernt habe, und deshalb viel sicherer und gewandter sei als der Realschüler mit seiner flacheren Grundbildung, und diesem im geistigen Wettrennen um mehr als eine Pferdelänge voraus sei. Und in der That muss man, bis jetzt wenigstens, dem Lateinischen und Griechischen einen weit grösseren bildenden Einfluss als den neueren Sprachen beilegen. Zum Theil liegt dies wohl, wie wir oben gezeigt haben, an der Beschaffenheit der Sprachen; besonders aber hat es seinen Grund darin, dass die alten Sprachen nicht so mechanisch und unwissenschaftlich gelehrt werden wie die neueren. Was soll man zu einer Regel sagen, wie „Präpositionen regieren im Französischen keinen Casus?“ (Plötz Grammatik p. 88). Der Schüler hat gelernt Nom. le père, Gen. du père, Dat. au père, Acc. le père. Wenn er nun ein wenig nachdenkt und sich nach der Regel genau richten will, so muss er folgende Schlussfolgerung machen: Mit dem Nom. le père darf eine Präposition nicht verbunden werden, denn der Nom. ist ein Casus;*) mit dem Gen. auch nicht, denn dies ist ein

*) Dass der Nominativ nach der Lehre von Becker eigentlich nicht als Casus anzusehen ist, lernt der Schüler nicht.

Casus; mit dem Dat. auch nicht, denn dies ein Casus; mit dem Acc. auch nicht, denn dies ist ebenfalls ein Casus. Wie soll man ferner nach der Regel, wie sie bei Plötz hingestellt ist, dem Schüler Verbindungen wie avec des soldats, avec du fer erklären? Die Regel wird motivirt in dem Anhange S. 387: „Es ist, nach meinem Dafürhalten, nicht nur ganz willkürlich, sondern auch für den Schüler verwirrend, wenn man sagt, in pour le père, sei le père der Accusativ. Alle Präpositionen werden beim Relativum mit der Form qui und nicht mit der den Accusativ des Relativs ausschliesslich bezeichnenden Form que verbunden.“ Wenn die Anwendung einer so einfachen Regel, wie „die französischen Präpositionen regieren den Accusativ,“ für den Schüler verwirrend ist, so muss man es überhaupt aufgeben, dass derselbe durch Erlernen einer fremden Sprache sein Denkvermögen übe, dann wird alles mechanische Gedächtnisssache. Wie kann aber behauptet werden, es sei willkürlich, zu sagen in pour le père sei le père der Accusativ? Es lässt sich historisch ganz genau nachweisen, dass die französischen Präpositionen den Accusativ regieren. Das Französische unterschied nämlich früher, wie hinreichend bekannt ist, den Nominativ und Accusativ, siehe Burguy Grammaire de la langue d'oïl I. p. 64. Die Präpositionen wurden mit dem Accusativ verbunden, wie an zahlreichen Beispielen bei Burguy zu ersehen ist. Was die Bemerkung betrifft, dass die Präpositionen mit qui und nicht mit que, der Form des Accusativs, stehen, so ist es ebenfalls historisch nachzuweisen, dass die Form qui, mit welcher die Präpositionen verbunden werden, ursprünglich nicht nur als Form für den Nominativ galt, sondern auch als Form für den Accusativ, und dass überhaupt die Präpositionen nie mit den Formen der Pronomina verbunden wurden, die ausschliesslich für den Nominativ galten, siehe Burguy I. 159. Mätzner Syntax der neufranzösischen Sprache I. p. 200. II. §. 465.

Auf dem Gebiete der französischen Schulgrammatik ist noch Manches zu thun und Manches zu reformiren auf Grund der neueren wissenschaftlichen Forschungen. Einen sehr rühmlichen Anfang hat d'Hargues mit seiner Grammatik gemacht, die mit der Zeit gewiss eine immer grössere Anerkennung finden wird.

In den Schulgrammatiken nach dem alten Systeme sind übrigens ausser dem Verbum noch einige andere besonders schwache Punkte, namentlich die Darstellung des Artikels, die durchaus willkürlich, unwissenschaftlich und unverständlich ist.

Elbing. Sonnenburg.

Kritische Bemerkungen

über zwei Stellen aus Dramen Shakspeare's.

(Timon of Athens III, 4 und Twelfth-Night II, 5.)

Die Ansicht, dass die in Handschriften uns überlieferten Werke der Schriftsteller des classischen Alterthums von den Herausgebern und Bearbeitern in kritischer Beziehung eine andere Behandlung erfordern, und dass sie grössere Schwierigkeiten hervorrufen als die Werke neuerer Schriftsteller, welche erst seit der Erfindung der Buchdruckerkunst veröffentlicht sind, kann nur bedingungsweise und unter Einschränkungen als richtig anerkannt werden. Allerdings darf nicht verkannt werden, dass der Text der alten Classiker, besonders wenn von ihnen zahlreiche Handschriften vorhanden sind, meist eine grössere Menge von Varianten darbietet als der Text unserer neueren Schriftsteller, dass die Feststellung des Textes durch die Abschätzung des Werthes der Handschriften und die Eintheilung derselben in Classen und Familien ein mühsames, viel Ausdauer, Sachkenntniss und Scharfsinn erforderndes Geschäft ist, dessen man bei neueren Schriftstellern überhoben ist, dass die Flüchtigkeit und Nachlässigkeit, oder die Unwissenheit, ja selbst die klügelnde Afterweisheit der ihren Schriftsteller verbessern wollenden Abschreiber, die Verwechslung der von ihnen gewählten Abkürzungen, die Unleserlichkeit ihrer Handschrift oder die Verwischung der Schriftzüge u. dergl. m. Ursache von zahllosen Verderbnissen des Textes geworden sind, deren Erkennung und Beseitigung durch glückliche Conjecturen eine Hauptaufgabe der Kritiker bildet, während viele der neueren Schrift-

steller, wenn sie aus einem gut und deutlich geschriebenen Manuscript bei genauer Correktur der Druckbogen sorgfältig abgedruckt worden sind, sich ohne allen Anstoss lesen lassen oder doch nur höchst selten einer Verbesserung bedürfen. Doch ist auf der andern Seite nicht zu bestreiten, dass die Textesrecension neuerer Schriftsteller unter Umständen eben dieselben Schwierigkeiten wie die der alten Classiker verursache, nur dass — wenn, was gewöhnlich der Fall ist, die Originalhandschrift nicht mehr vorhanden ist — an die Stelle der Handschriften die ersten oder sorgfältigsten Drucke, und an die Stelle der Abschreiber und verbessernden Grammatiker die Setzer und Correctoren treten. Namentlich von Shakspeare weiss Jeder, der sich mit den Werken desselben in kritischer Hinsicht nur etwas beschäftigt hat, dass der Text seiner Dramen, so glatt er sich auch im Ganzen in den gewöhnlichen Ausgaben weglieset, doch vielen und gerechten Bedenken unterworfen ist. Die erste und verhältnissmässig beste Gesammtausgabe der Dramen in Folio, welche nach dem Tode Shakspeare's von Freunden desselben im Jahre 1623 besorgt wurde, und welche angeblich nach den Originalhandschriften gedruckt ist (was aber, wenn überhaupt noch Originalhandschriften gewesen sein sollten, nach den neueren Untersuchungen nur in beschränkter Weise stattgefunden haben könnte), lässt in Bezug auf Sorgfalt so viel zu wünschen übrig, dass sie weit entfernt ist, für eine wahrhaft authentische im strengen Sinne des Wortes gelten zu können, wofür sie gleichwohl von Vielen, die ihr fast überall unbedenklich beistimmen, gehalten wird. Die auf diese erste Folioausgabe im Laufe des 17. Jahrhunderts folgenden späteren Folioausgaben haben nur auf eine noch ungleich geringere Autorität Anspruch. Ausserdem ist von einzelnen Dramen bekanntlich eine grosse Anzahl meist bei Lebzeiten Shakspeare's, zum Theil aber auch erst nach dessen Tode erschienener Quartausgaben vorhanden. Einige derselben bieten höchst eilfertig und fahrlässig gedruckte und bisweilen sehr verstümmelte Texte dar, andere dagegen sind selbst genauer und sorgfältiger als die erste Folioausgabe gedruckt und haben zum Theil beim Abdruck derselben als Grundlage gedient. Somit sind sie in ihrer Gesammtheit für die Kritik von sehr verschiedenem, im Einzelnen

bisweilen von ausserordentlichem Werthe, und einige gewinnen noch dadurch eine ganz besondere Bedeutung, dass sie die ursprüngliche und älteste Bearbeitung eines Dramas enthalten, welche bei einer Vergleichung mit der späteren, in der ersten Folioausgabe enthaltenen Form desselben Dramas einen höchst interessanten und belehrenden Blick in die geheime geistige Werkstatt des grossen Dichters und in dessen ästhetische Entwicklung verstattet; alle zusammen aber liefern einen eben so reichen Vorrath von Varianten, wie nur irgend die Handschriften eines alten Classikers darzubieten im Stande sind, zwischen welchen Lesarten die richtige Wahl zu treffen derselbe Scharfsinn, dasselbe ästhetisch geläuterte Urtheil, dieselbe Kenntniss der Sprache im Allgemeinen, und des dichterischen Sprachgebrauchs Shakspeare's im Besondern, dieselbe Vertrautheit mit der Literatur, dem gesellschaftlichen und politischen Leben der Zeit, welcher der Dichter angehörte, erforderlich sind, als diese Eigenschaften bei der Bearbeitung eines altclassischen Schriftstellers in Anspruch genommen werden. Aber alle die reichen Hülfsmittel zu einer kritischen Bearbeitung Shakspeare's, welche theils längst vorhanden und bekannt waren, theils in jüngster Zeit aufgefunden worden sind, reichen zur Texteskritik des grossen Dichterheros nicht hin, sondern viele Stellen haben erst durch glückliche Conjecturen scharfsinniger Kritiker eine des Dichters würdige Form erhalten können, und einige Stellen leiden entweder in Folge der Unleserlichkeit der Urschrift oder durch die Schuld der Setzer noch heute an einem so gründlichen Verderbniss, dass es noch keinem der bisherigen Bearbeiter Shakspeare's gelungen ist, eine Heilung des Verderbnisses oder eine genügende Erklärung desselben aufzufinden.

Von dieser Art sind die beiden folgenden Stellen, deren Lesarten durchaus sinnlos sind. Zur Deutung der ersten ist, so viel ich weiss, nicht einmal ein Anlauf gemacht worden; zur Erklärung und Verbesserung der zweiten sind zwar mancherlei Versuche angestellt, von denen aber die einen als gänzlich verfehlt, die andern als wenig annehmbar gelten müssen. Wenn auch ich mich an diese fast verzweifelten Stellen wage und an die Lösung der in denselben verborgenen Räthsel schreite: so geschieht dies nicht mit der Anmassung, mit Be-

stimmtheit das einzig Richtige und Wahre getroffen zu haben, sondern (wenigstens in Betreff der zweiten Stelle, während ich allerdings zu glauben geneigt bin, dass für die erste Stelle eine einfachere und leichtere Deutung kaum sich finden lassen dürfte) in der Ueberzeugung von der Möglichkeit eines Irrthums, aber mit dem Wunsche, sachkundige Leser zu einer gründlichen Prüfung meiner Ansicht zu veranlassen und dadurch, ohne selbst an den Stellen zum Oedipus zu werden, doch vielleicht die Lösung des Räthsels anzuregen und zu fördern.

Die erste der Stellen, die ich zu behandeln gedenke, findet sich im Timon von Athen, wo gegen den Schluss der vierten Scene des dritten Aufzuges Timon's Worte nach den gewöhnlichen Ausgaben folgendermassen lauten:

> So fitly? Go, bid all my friends again,
> Lucius, Lucullus, and Sempronius; all:
> I'll once more feast the rascals.

Dies klingt nun allerdings sehr unverfänglich, und es ist klar und deutlich genug; schlagen wir aber die Folioausgabe von 1623, in welcher der Timon zum ersten Male erschien (Quartausgaben des Timon giebt es nicht), oder auch die Ausgabe Malone's oder Collier's auf, welche uns die Worte getreu nach der ersten Folioausgabe darbieten: so finden wir, dass die zweite Zeile ursprünglich lautete:

> Lucius, Lucullus, and Sempronius, Vllorxa all:

wo das zwischen Sempronius und all stehende Vllorxa nicht bloss das Metrum stört, sondern auch als völlig sinn- und bedeutungs erscheint.

Die Herausgeber seit der zweiten Folioausgabe von 1632, welche richtig erkannten, dass Vllorxa (oder Ullorxa nach der neueren Art zu drucken) unmöglich ein griechischer oder römischer Name wie die drei vorangegangenen der falschen Freunde Timon's sein könne, und die auch sonst mit diesem höchst sonderbaren und unverständlichen Ullorxa nichts anzufangen wussten, zerhieben den Knoten, anstatt ihn zu lösen, indem sie das anstössige und überflüssig, ja unsinnig erscheinende Ullorxa einfach ausstrichen. Hier drängt sich aber das Bedenken auf, dass dieses allerdings verdächtige und räthsel-

hafte Ullorxa, wenn es auch wegen Unleserlichkeit der Schriftzüge etwas im Druck entstellt sein sollte, doch von den Freunden Shakspeare's, die das Stück entweder nach dem Manuscript des Dichters oder zum wenigsten nach einem Theatermanuscript herausgaben, in demselben müsse vorgefunden worden sein, und dass es doch nicht ganz ohne alle Absicht von dem Dichter hinzugefügt sein könne. Lässt sich nun diesem seltsamen Ullorxa gar keine Deutung abgewinnen und gar keine Absicht bei diesem Einschiebsel ausfindig machen? Um diese Frage zu beantworten, ist es erforderlich, Inhalt und Zusammenhang der Stelle etwas genauer in's Auge zu fassen. Timon ist von seinen vermeintlichen Freunden, die er früher glänzend bewirthet und reich beschenkt hatte, in seiner Geldverlegenheit im Stiche gelassen worden; um sich an ihnen zu rächen, will er sie noch einmal zu einem anscheinend prunkvollen Gelage einladen, und dass keiner dieser schurkischen Freunde fehle, dass sie alle insgesammt noch einmal bei ihm erscheinen sollen, damit er sie wegen ihrer Nichtswürdigkeit verhöhne, wird wiederholt und mit Nachdruck hervorgehoben. Timon befiehlt daher seinem Haushofmeister Flavius nicht allein die oben angeführten Worte: Go, bid all my friends again . . . all; sondern auf die Einwendung des Flavius erklärt er von Neuem: invite them all, und spricht überdies von einer „Fluth von Schuften,“ die er bei sich sehen will: let in the tide of knaves once more. In einer spätern Scene (Act III, Sc. 6) erscheint nun wirklich eine zahlreiche Gesellschaft von Gästen: ausser drei Herren, die sich zu Anfange der Scene unterhalten, wird am Schlusse derselben noch ein vierter redend eingeführt, der bei der eiligen Flucht, welche die Gäste ergreifen, Mütze und Mantel verloren hat; ausserdem heisst es in der Mitte der Scene einmal ausdrücklich: Some speak, und unmittelbar darauf: Some other. Kurz, wir haben uns einen mit Gästen reichgefüllten Festsaal zu denken; und daher reichen für die Einladung die drei an unserer Stelle genannten Namen Lucius, Lucullus und Sempronius offenbar lange nicht hin, sondern ausser diesen drei, welche Timon voranstellt, weil sie uns in den drei ersten Scenen des dritten Actes als treulose, undankbare Freunde besonders vorgeführt werden, dürften wir noch eine Anzahl anderer Namen

erwarten, damit eine ähnliche Gesellschaft zusammenkomme, wie sie uns Act 1, Scene 2 vorgeführt wird. Selbst wenn in dem, zu den drei falschen Freunden hinzugefügten Ullorxa der entstellte Name eines vierten Freundes enthalten sein sollte, so würde dies nicht genügen, da wir (abgesehen von Alcibiades, den wir zur Zeit der zweiten Einladung schon als verbannt zu denken haben) unter den in der 2. Scene des 1. Acts Eingeladenen auch mehrere athenische Senatoren und namentlich einen gewissen dem Timon besonders verpflichteten Ventidius finden, welche sich ebenfalls als schlechte Freunde erwiesen haben, da Timon gegen Ende des 2. Acts auch an sie Diener um ein Anlehen aussendet, die aber eben so wenig als die an Lucius, Lucullus und Sempronius geschickten etwas ausrichten. Sehr unwahrscheinlich also ist es, dass Shakspeare einen sonst gar nicht erwähnten Freund namhaft gemacht, den vor allen andern durch Undankbarkeit ausgezeichneten Ventidius dagegen vergessen haben sollte. Ich stelle mir daher vor, dass Shakspeare die Absicht hatte, den Timon eine Reihe von Namen nennen zu lassen, welche hinreichend war, die Vorstellung einer ansehnlichen Gastgesellschaft zu erwecken (also im Ganzen etwa 7 bis 10 Namen), dass ihm aber ausser den drei, in den so eben vorangegangenen Scenen vorgekommenen Lucius, Lucullus und Sempronius nicht gleich genug andere passende Namen einfielen, und dass er, um sich mit der Auffindung solcher Namen nicht länger aufzuhalten, dies dem Schauspieler überlassen und durch eine hinter dem Namen des Sempronius beigefügte Bemerkung andeuten wollte, ungefähr wie viele Namen überhaupt genannt werden sollten. In dem Vllorxa sehe ich also nichts anderes als die Zahl der Namen, deren Aufzählung dem Dichter erforderlich erschien, und ich löse das geheimnissvolle Vllorxa demnach auf in VII or X, das ist Seven or ten. Das römische Zahlzeichen für 7 konnte leicht für die Buchstaben Vll, und das für 10 für ein X angesehen werden, die drei Worte aber, wenn sie dicht nebeneinander geschrieben waren, für ein einziges Wort, und zwar für ein Nomen proprium wie die drei vorhergehenden gehalten werden, wofür die neueren Bearbeiter des Shakspeare es auch in der That angesehen haben, wie denn z. B. Steevens das Ullorxa

für einen weder in Athen noch in Rom gültigen Namen erklärt (a name unacknowledged by Athens or Rome), und Collier von der grossen Freiheit spricht, die der Dichter sich bei den Namen vieler in unserm Stücke auftretenden Personen erlaubt habe, um dadurch zu rechtfertigen, dass er in seiner Ausgabe das Ullorxa hinter den drei andern Eigennamen in den Text aufgenommen hat. Das hinter dem X folgende a mag aber später entweder absichtlich hinzugefügt worden sein, um dem vermeintlichen Nomen proprium doch wenigstens eine Art antiker Endung (entsprechend den Namen Casca, Dolabella, Agrippa, Bestia und anderen) zu geben, oder auch — was mir noch wahrscheinlicher ist — durch eine zufällige Verdoppelung des a des folgenden Wortes all entstanden sein. Unter Voraussetzung der Richtigkeit dieser Deutung dürfte alsdann das all nicht den Vers hinter Sempronius schliessen, sondern der Vers müsste mit dem Namen Sempronius selbst endigen, und die Endung ius in demselben müsste nicht einsilbig sondern zweisilbig gelesen werden, wie denn in der That die Endung ius in den Eigennamen bei Shakespeare nach Bedürfniss des Verses bald eine Silbe bald zwei Silben bildet. So gebraucht Shakspeare in unserem Stücke den Namen Lucius bald zweisilbig, wie z. B. an unserer Stelle und Act III, Scene 3 zu Anfange: He might have tried lord Lucius or Lucullus, bald dreisilbig, wie Act III, Scene 4 zu Anfang: The like to you, kind Varro. Lucius; so Ventidius in einer und derselben Scene (Act III, Scene 3) bald viersilbig, mit dem Tone auf der zweiten Silbe

And now Ventídius is wealthy too,

bald dreisilbig mit dem Tone auf der ersten Silbe:

Has Véntidius and Lúcullus denied him?

Desgleichen wird in Julius Caesar (Act I, Scene 2) in zwei unmittelbar aufeinander folgenden Versen der Name Antonius das erste Mal dreisilbig, das zweite Mal viersilbig gebraucht:

Stand you directly in Antonius' way,
When he doth run his course. Antonius!

demnach hätte nach meinem Dafürhalten Shakspeare an unserer Stelle ursprünglich geschrieben:

Lucius, Lucullus, and Sempronius
vii or x: all,

und hinter dem mit Sempronius schliessenden Versen würden nach der Absicht des Dichters etwa zwei Verse mit irgend welchen beliebigen Namen des classischen Alterthums, und am Schlusse derselben das Wörtchen all haben folgen sollen, so dass also das Ganze etwa hätte lauten können:

Lucius, Lucullus and Sempronius,
Ventidius, Marcellus, Lentulus,
Artemidorus, and Euphronius; all.

Einigen der Herausgeber und Kritiker Shakspeare's ist ein gewisser Mangel an Vollendung, etwas Unfertiges an unserm Drama, welches jedenfalls eines der spätesten Werke des grossen Dichters war, aufgefallen. Im Anschluss an die von Coleridge in seinen Vorlesungen geäusserte Ansicht bemerkt Collier (Shakspeare's Works, Vol. VI. p. 501) darüber: There is an apparent want of finish about some portions of „Timon of Athens," while others are elaborately wrought. In his lectures in 1815, Coleridge dwelt upon this discordance of style at considerable length; und Gervinus (Shakspeare, Band IV, S. 166) sagt: „Die Composition ist in der alten Gründlichkeit zu geistiger Einheit gebunden, aber in einigen Punkten locker und wie unfertig," und bringt dafür einzelne Belege aus dem Drama bei. Was diese Männer an der Behandlung des Stofflichen mehr im Grossen und Ganzen herausgefühlt haben, das erhält durch unsere Deutung des Ullorxa auch in einem einzelnen, ganz äusserlichen Falle eine merkwürdige Bestätigung.

Die zweite zur Besprechung ausgewählte Stelle ist enthalten in Twelfth-Night, or: What you will, Act II, Scene 5, wo Malvolio folgende Worte spricht: There is example for't: the lady of the Strachy married the yeoman of the wardrobe. Wie in der vorigen Stelle Ullorxa, so ist hier Strachy völlig unverständlich.

Bei der Entstehung dieses Wortes lassen sich zwei Möglichkeiten denken. Entweder wurde das Stück „Was ihr wollt," welches ebenfalls wie Timon in keiner Quartausgabe vorhanden ist, sondern zuerst in der Folioausgabe von 1623 erschien, wirk-

lich nach der Urschrift Shakspeare's, welche in den Händen seiner Freunde Heminge und Condell, der Herausgeber der Shakspeare'schen Dramen, sich befand, abgedruckt, wie die Angabe auf dem Titelblatt: „Published according to the True Original Copies" vermuthen lässt: und dann konnte der Setzer das in der Handschrift Shakspeare's undeutlich geschriebene Wort nicht ordentlich lesen und setzte, unbekümmert um den Sinn, was er eben aus den unleserlichen Zügen herauszuerkennen vermochte, was aber weder im Englischen noch in einer andern Sprache ein Wort ist. Oder — was wahrscheinlicher ist — die Urschrift Shakspeare's hatte sich nicht erhalten, und die Herausgeber waren genöthigt, das Stück nach einer bei dem Globetheater aufbewahrten Abschrift abdrucken zu lassen. Hier ist nun wieder ein doppelter Fall möglich: entweder stand in dem Theatermanuscripte das richtige, von Shakspeare herrührende Wort, und der Setzer versah sich wegen Unleserlichkeit der Handschrift, oder der Fehler fand sich schon in dem beim Druck zu Grunde gelegten Manuscripte vor und beruhte, je nachdem das Manuscript nach einem Dictate nachgeschrieben oder von einem vorliegenden Original abgeschrieben war, auf einem Irrthume des Ohres oder des Auges, der Setzer aber setzte das Wort eben so falsch wie er es in dem Manuscripte las. So viel ist aber jedenfalls klar: der Setzer hat etwas Falsches aus dem Manuscripte herausgelesen, die Freunde Shakspeare's aber, welche die Herausgabe der Dramen besorgten, merkten entweder den Druckfehler aus Unachtsamkeit gar nicht, oder wussten, wenn sie ihn merkten, doch selbst keine Abhülfe dafür, und das von Shakspeare herrührende Wort muss ein dem uns überlieferten im Klange oder in den Schriftzügen möglichst nahe kommendes gewesen sein. Noch ist zu erwähnen, dass das Wort Strachy in der Folioausgabe mit Cursivschrift, deren sie sich regelmässig im Texte nur bei Eigennamen, Fremdwörtern oder Citaten bedient, gedruckt ist, und dass also das Wort in den Augen des Setzers und der Herausgeber nicht für ein gewöhnliches Wort, sondern für ein Nomen proprium oder Fremdwort gegolten hat, an welchen Fingerzeig wir uns bei der Aufsuchung des an die Stelle zu setzenden Wortes möglichst zu halten haben. Welches Wort nun aber das ursprüngliche, vom

Dichter selbst angewendete sei, darüber sind die Herausgeber sehr verschiedener Meinung, und von den Verbesserungsversuchen, die sie angestellt haben, ist einer immer sonderbarer und wunderlicher als der andere. Gar nicht zu gebrauchen ist die Conjectur Warburton's, welcher sich keinen auch nur einigermassen erträglichen Sinn unterzulegen weiss. Statt Strachy schreibt er nämlich Trachy, was von Thrace (Thracien) — man sieht nicht recht, wie dies möglich ist — herkommen und wahrscheinlich also einen Thracier bedeuten soll; und die Möglichkeit der Ableitung zugegeben, so passt die Erwähnung Thraciens und der Thracier, dieses Landes und Volkes aus der alten Geographie, in den Zusammenhang unserer Stelle auch nicht im Mindesten.

Sehr weit hergeholt und höchst unwahrscheinlich ist ferner die Vermuthung Knight's, welcher Strachy für ein Verderbniss aus Strategus hält und dies letztere Wort durch Statthalter einer Provinz erklärt, so dass demnach „the lady of the Strachy" die Wittwe eines Statthalters sein soll, die sich tief unter ihrem Range wieder verheirathet habe.

Fast noch unhaltbarer und unglücklicher ist die Conjectur von Steevens. Er schreibt starchy und erklärt „the lady of the starchy" für die Aufseherin über die (wahrscheinlich königliche) Wäsche. Aber gegen diese von vielen Gelehrten, unter andern auch von Tieck, angenommene Conjectur lassen sich sehr bedeutende Einwendungen erheben:

1) dass, wie schon oben bemerkt wurde, das in der Folioausgabe in Cursivschrift gedruckte Wort kein gewöhnliches oder Gattungswort, sondern ein Fremdwort oder einen Eigennamen erwarten lässt,

2) dass starchy gar kein im Englischen übliches, sondern ein von Steevens selbstgefertigtes Wort ist, indem man zwar im Englischen das Wort starch, die Stärke zur Wäsche, aber kein daraus gebildetes Wort starchy kennt, welches etwa ein Haus oder eine Anstalt, wo gestärkt wird, bedeutete, und mit laundry, Waschhaus, Wäsche, sinnverwandt wäre, und

3) dass auch der Sinn unserer Stelle einer Waschhausaufseherin durchaus ungünstig ist. Malvolio nämlich, der Verwalter oder Haushofmeister der jungen reichen Gräfin Olivia,

wähnt sich von seiner Gebieterin geliebt, sieht in sich schon den künftigen Grafen Malvolio und sucht die Bedenken wegen der Ungleichheit des Standes sich auszureden durch das Vorhandensein ähnlicher Fälle von Missheirathen, wofür er als Beispiel anführt, dass irgend eine vornehme Dame einen Garderobendiener geheirathet habe. Es scheint mir nicht zweifelhaft, dass (wie auch Collier annimmt) hier eine Anspielung auf einen auffallenden, zur Zeit der Abfassung unseres Stückes viel besprochenen, uns aber jetzt nicht mehr bekannten Vorfall der Art enthalten sei. Ob aber dieses, so grosses Aufsehen erregende Ereigniss sich in England (und zwar unter dieser Voraussetzung am wahrscheinlichsten bei Hofe) zugetragen habe oder im Auslande, und bei der letzteren Annahme als ein besonderes Curiosum durch die Zeitungen verbreitet worden sei und viel von sich reden gemacht habe, dies muss billig dahingestellt bleiben; dagegen ist einleuchtend, dass das Beispiel für Malvolio's Zweck um so treffender und schlagender wird, je grösser zwischen der Dame und dem von ihr gewählten Gemahle der Unterschied des Ranges ist, den wir durch das Wort erreichen, welches wir an die Stelle von Strachy setzen. Die Aufseherin eines Waschhauses, mit welcher uns Steevens beschenkt, und wenn wir uns auch darunter das Waschhaus ihrer Majestät der Königin Elisabeth vorstellen wollten (unter deren Regierung, wie wir aus bestimmten Angaben wissen, das Stück im Jahre 1602 aufgeführt wurde), ist aber über einen Garderobendiener dem Range nach nicht so sehr erhaben, dass durch das Beispiel einer solchen Verbindung Malvolio in seiner Hoffnung, die Kluft, die zwischen ihm und seiner hohen Gebieterin besteht, übersprungen zu sehen, bestärkt werden könnte. Am annehmbarsten scheint mir unter den bisherigen Vermuthungen der Herausgeber Shakspeare's noch die von Collier, dass in Shakspeare's Manuscript ursprünglich Strozzi, oder vielmehr Strozzy, gestanden habe, wenn wir mit Collier voraussetzen, dass die Verheirathung eines weiblichen Mitgliedes dieser edlen florentinischen Familie mit einem Dienstboten zu den damaligen Tagesneuigkeiten gehört habe. Dass aber Shakspeare den italienischen Namen Strozzi statt mit i, mit y, einem Buchstaben, den die italienische Sprache ganz verschmäht, geschrieben haben sollte (und doch dürfte diese Vertauschung des i durch y zur Erklärung der Entstehung der Lesart in der Folioausgabe ziemlich unabweisbar sein, wenigstens unter der Voraussetzung der Besorgung des Druckes entweder nach der Originalhandschrift selbst oder nach einer von derselben durch Abschrift genommenen Copie, welche Voraussetzung mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat als die einer durch Dictat ent-

standenen Handschrift), ist zu bezweifeln und macht mich gegen diese Conjectur Collier's bedenklich.

Wenn auch Collier mit Recht bemerkt, dass es am Ende eine Sache von nur geringer Bedeutung sei, das richtige Wort, welches in der Urschrift stand, zu wissen: so möchte man doch einen so grossen Dichter wie Shakspeare selbst von kleinen Flecken gereinigt sehen; und so hat die Auffindung eines an die Stelle des Verderbnisses zu setzenden passenden Wortes auch mein Nachdenken beschäftigt. Bei dem weiten Spielraum indessen, welcher dem Inhalte des Contextes zufolge für Vermuthungen dargeboten ist, darf man freilich auf zwingende Beweiskraft seiner Conjectur von vornherein sich keine Rechnung machen, sondern muss sich mit der Möglichkeit der Richtigkeit seiner Vermuthung neben verschiedenen anderen vielleicht eben so wahrscheinlichen genügen lassen. Den Anforderungen unseres Textes: erstens einer im Gegensatze zu dem Garderobediener möglichst hochgestellten Dame — deren Heimat übrigens weder in dem Vaterlande des Dichtens, noch in dem Lande, welches Shakspeare zum Schauplatze unseres Dramas macht, das ist in Illyrien, nothwendig gesucht zu werden braucht, sondern für welche uns die Wahl so lange völlig frei steht, als nicht eine aus bisher unzugänglichen Quellen geschöpfte zufällige glückliche Entdeckung Licht auf diese Anspielung Shakspeare's wirft —, und zweitens einem in den Schriftzügen dem überlieferten Strachy möglichst nahe kommenden Worte, das wo möglich auch ein Fremdwort oder Eigenname sein muss: diesen Anforderungen scheint mir das Wort Starosty vollkommen zu entsprechen. Wäre dies Wort das aus Shakspeare's Feder geflossene, so hätten wir uns zu denken, dass eine grosse Magnatin irgend eines slawischen Reiches, die Besitzerin einer Starostei, ihren Garderobendiener zu ihrem Gemahle erhoben habe: was gerade in einem halb orientalischen Staate zwar weniger befremdlich sein würde als in jedem anderen, dennoch aber, auf welche Weise auch die Kunde davon nach England gedrungen war, zur Zeit der Abfassung unseres Dramas in London eine grosse und das Publicum wenigstens für einige Zeit interessirende Neuigkeit gewesen sein muss, denn dass es allbekanntes Stadtgespräch war, scheint mir ziemlich deutlich aus dem Gebrauche des bestimmten Artikels in den Worten the lady . . . married the yeoman hervorzugehen.

Dr. Herm. Erfurdt.

Ueber Shakspeare's Hamlet.*)

Jeder Einzelne von uns weiss, dass er eine und dieselbe Dichtung zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden liest; so im Grossen auch ein Volk, die Menschheit selbst. Wie verschieden wurde gerade Shakspeare bis auf heute gelesen und erklärt! Diese Erklärungen z. B. des Hamlet, in ihrer geschichtlichen Reihenfolge zusammengestellt, sind selbst ein Stück Geschichte eines Volkes, einer Zeit. Goethe sah in Hamlet eine schöne Seele, der eine zu grosse Aufgabe auferlegt wird, und schenkte ihr deshalb sein Mitleid; es war dies die ästhetische Zeit der Deutschen. Börne schmäht den thatlosen Helden, Gervinus und Freiligrath sehen in Hamlet ein Stück Deutschland; es ist die beginnende politische Zeit, die Zeit, die selbst bei der Erklärung Shakspeare's Tendenz verfolgt. Wir stehen vielleicht schon in einer vorurtheilsfreieren Zeit, welche die That zwar hoch anschlägt, aber auch Sinn für die dichterische Darstellung der Entwicklungsgeschichte einer That besitzt. Und diese ist — Hamlet.

„Welch ein Meisterstück ist der Mensch! Wie edel durch Vernunft! Wie unbegrenzt in seinen Fähigkeiten! An Gestalt und Bewegung wie vollendet und bewundernswerth! Im Handeln wie so ähnlich einem Engel! Wie gleich in seinem Denken einem Gott! Die Zierde der Welt! das Muster aller Wesen!"

Mit diesen Worten Hamlets leiten wir unsere Betrachtung ein, — Hamlets, der uns mehr als eine einzelne sagenhafte Ge-

*) Der Verfasser dieser dramatischen Studie hat bekanntlich früher ein grösseres Werk über Hamlet (Aarau, Sauerländer 1853) erscheinen lassen. Obiger Vortrag wurde im Januar d. J. in Berlin gehalten. D. Red.

stalt, der uns in einer Beziehung ein Repräsentant der Menschheit ist. Um so bedeutungsvoller sind seine Worte. Einem Gotte — gleich? Ist nicht der Mensch der an die Erde geschmiedete Prometheus? Gefesselt — ja — aber auch von einer mitleidigen Gottheit ausgerüstet, sich dieser Fessel auf eine zweifache Weise zu entledigen — durch die Macht des Gedankens und durch die Macht des, Gedanken zu Thaten gestaltenden Willens. Zwei grosse Dichter unterzogen sich der Aufgabe, diese Erhebungsversuche, diese Kämpfe des Geistes mit den Ketten des Diesseits in erschütternden Schauspielen zu veranschaulichen. Goethe, der Dichter einer filosofischen Nation, machte den Menschen in seinem Kampfe gegen die Schranken der Vernunft, Shakspeare, der Poet eines handelnden Volkes, den Menschen im Verhältniss zu der ihm gegenüberstehenden Nothwendigkeit, im Konflikt mit den Hemmungen der sittlichen Freiheit und Thatkraft zum Stoffe einer Welttragödie.

Weil Faust eine höhere übermenschliche Erkenntniss anstrebt, geht ihm die Wahrheit, die dem Menschen zu wissen gestattet ist, mitten in seinem Forschen verloren; weil Hamlet ein von Aussen freieres, ein mit der ängstlichsten Erwägung aller wirklichen wie möglichen Folgen verbundenes, ein — fast göttliche Seherkraft für die Gestaltungen der Zukunft voraussetzendes Handeln verlangt, geräth er fast in völlige Thatlosigkeit und verliert den Blick auf das Nächste.

Der Mensch ist in den Tagen der Unschuld Eins mit sich: er glaubt — er handelt ohne Bedenken. Diese Unmittelbarkeit zerstört der Mephisto in uns, der Zweifel. Im Faust sehen wir den Zweifel in seiner Richtung auf die Idee der Vernunft, im Hamlet in seinem Einfluss auf das Handeln. Welche Fragen, nicht kleinere als die im Faust, dringen im Hamlet auf uns ein! Sind wir frei, fragen wir uns unter den Schauern der Tragik? Und wenn, haben wir die Kraft, unsern Willen durchzuführen? Wie können wir diese Kraft haben, wenn wir sehen, dass die grössten Vorsätze oft schon im Entschlusse sterben? Wie können wir frei sein, wenn wir wahrnehmen, dass Entscheidendes oft in einem Augenblicke der Leidenschaft geschieht? Wo endet unsere Freiheit, wo beginnt sie, die strenge Nothwendigkeit? Unser Aller Herz klopft, wenn wir Hamlet dem Dilemma gegen-

überstehen sehen: Soll ich eingreifen in die Welt, unbekümmert um die Ereignisse, die auf meiner Degenspitze schweben? oder beschränke ich mir nicht — durch den Hinblick auf unzählige Hindernisse, die ich in der Ferne erblicke, den Gesichtskreis des möglichen Handelns? Ferner: Hat die Vorsehung Macht und Recht, uns zu ihrem Werkzeug zu berufen? Und wenn, sind wir dann noch frei? Haben wir als freie Menschen nicht Macht und Recht, uns einem solchen Auftrage zu entziehen? Oder sollen wir der Selbstbestimmung entsagen und den von Aussen an uns ergehenden Mahnruf in unsern Willen aufnehmen? Woran erkennen wir aber, wenn uns diese Pflicht aufliegt, dass jener Mahnruf auch ein berechtigter, ein göttlicher sei? Sollen wir so unbedingt an ihn glauben, woher er auch komme, oder sollen wir uns zuvor seiner Wahrheit und Gültigkeit vergewissern?

Hamlet, der über seiner That stehen, der sie allseitig durchdacht haben, der einem äusseren Rufe und selbst dem des Vaters nicht folgen will, bis ihn nicht eigene Erkenntniss, innerer Entschluss treibt, Hamlet kommt entweder, anstatt einem „Engel gleich" zu handeln, gar nicht zu der That oder handelt unbesonnen, von äusseren Umständen dazu gestossen. Erst, nachdem er durch die Resignation hindurchgeht, sich Gott ergibt — „Bereit sein ist Alles" gesprochen hat, gelangt er zu der That.

So ist Hamlet die grosse Dichtung des Konflikts menschlicher Freiheit und höherer Nothwendigkeit, des Konflikts und der Versöhnung, doch in einem, von anderen Trauerspielen ganz verschiedenem Sinne. Anderwärts — nehmen wir Makbeth — entsteht dieser Konflikt dadurch, dass der Held aus seiner Freiheit heraus der sittlichen Nothwendigkeit übermüthig, ja feindlich entgegentritt, durch die That fehlt; hier aber entzieht sich der Held, in seiner Freiheit, dem Rufe des Geschickes und ladet durch die Nichtthat Schuld und Fluch auf sich.

Shakspeare wie Goethe, um noch eines interessanten Zufalls zu gedenken, lassen ihre Helden von Wittenberg ausgehen. Wittenberg nennt den Morgen einer neuen Zeit. Von Wittenberg aus wurde der alte kindliche Glaube zertrümmert; von ihm nahmen unsere beiden Denker den Zweifel, den Vater freier Forschung und freier That, mit sich. Es ist eine oft wieder-

holte Wahrheit, dass jeder Mensch ein Stück Faust in sich trage; aus unserer Darstellung geht vielleicht hervor, dass in uns Allen auch ein Stück Hamlet liege.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Natur der menschlichen Willensfreiheit, die Bedingungen ihrer Entfaltung, die Hemmnisse ihrer Bethätigung. Der Wille als solcher ist noch ohne Gehalt; er empfängt ihn erst vom Geiste. Der Mensch kann nichts wollen, als was er in seiner Vorstellungswelt aufgenommen hat. Das Erkennen allein reicht aber auch noch nicht hin, um Etwas zu wollen; sonst müssten wir Alles, was wir erkennen, auch wollen. Das Erkannte muss einen Eindruck auf das Gefühl des Menschen hervorbringen und dadurch den Willen in Thätigkeit setzen. Diese Einwirkung kann wieder anziehend oder abstossend sein. Es ist jedoch damit nicht gesagt, dass der Wille einen ihn so anziehenden Gedanken in sich aufnehmen müsse. Sonst könnten uns nicht zwei Gedanken gleichzeitig anziehen: Sein oder Nichtsein?

Börne sagt schön: „Die Ueberlegung ist die Wurzel, die Empfindung ist die Blüte, die Handlung ist die Frucht des menschlichen Geistes." Der Same — Gedanke bedarf aber, um zur Frucht — That zu werden, noch gar mancher äusserer, günstiger Umstände. — Erde, Wasser, Luft und Licht! — und zahllose Hemmnisse hat er zu bekämpfen. Diese liegen theils in der Sphäre des Denkens, wie Armuth an Vorstellungen, falsche Anschauungen, Mangel an Klarheit und Energie der Gedankenbilder, Vorurtheile der Zeit, zu langes Erwägen, Störung und Zerstörung des Geistes wie im Wahnsinne. Nichts ist z. B. ergreifender in unserem Drama, als dass neben Hamlet, der das bewusste Wollen, die Freiheit zuspitzt, Ophelia erscheint, ein menschliches Wesen, das mit dem Verluste seines Quentchens von Geist auch allen und jeden freien Willen einbüsst.

Die Hemmnisse der zweiten Art liegen in zu geringer oder auch zu grosser, daher flüchtiger Empfänglichkeit für die Tendenz der Gedanken, die der dritten beziehen sich auf die Natur des Willens selbst, bedingt durch Geschlecht, Alter, Körper, Erziehung, Stimmung, Lebensgang und Lebenslage — die der vierten auf die äussere Verwirklichung des Gedankens, die

Wahl der Mittel, Reichthum oder Armuth an solchen, Aengstlichkeit oder zu frühe Siegesgewissheit, Gunst oder Ungunst der Zeit, Harmonie oder Disharmonie mit dem höchsten Willen.

Ist nun der Inhalt unserer Dichtung die schwere Geburt der That, so hat mein Eingang seinen Zweck erfüllt, wenn er Sie zu demuthsvollen Ansichten über Freiheit und Thatkraft stimmte. Wir werden dann Hamlet nicht mehr so voreilig als willensschwach und unkräftig bezeichnen, eher unserer eigenen Schwäche, des Hamlets in uns gedenken.

Der Freiheit des Menschen steht die höhere Nothwendigkeit gegenüber. Wir können im Geiste der Weltordnung handeln, wir können sie aber auch verneinen. Das Böse ist diese Verneinung. Die verletzte sittliche Nothwendigkeit erhebt sich aber und beruft ihren Wiederhersteller, der König unterliegt dem Schwerte Hamlet's. Ihre Rache kann sich auf eine dreifache Weise vollziehen — durch die Selbstzerstörung des Bösen: denken wir an den König im Gebet — durch ein noch böseres Individuum wie im Richard III. — durch die Macht des Guten, einen Kampf, der ein wahres Gottesurtheil enthält.

Wie eine Trennung, so gibt es aber auch eine Versöhnung zwischen Nothwendigkeit und Freiheit. Sind sie doch schon in Gott Eines. Gott ist der Freieste, der Macht zu wollen nach, und doch kann er, ja muss er nur Eines, das Weiseste wollen. Der Engel, um mit diesem von Hamlet gebrauchten Worte die über uns stehenden entwickelteren Geister zu bezeichnen, werden sich wol dadurch auszeichnen, dass sie den Versöhnungsakt der Nothwendigkeit und Freiheit immer mehr in ihrer Brust vollziehen. Frei ist der Mensch am meisten dann, wenn er das Mass der hier uns zustehenden Freiheit erkennt, das höchste Gesetz in seiner Brust aufnimmt, sich frei macht von den Hemmnissen der Erde und frei erhält, jederzeit bereit, dem Rufe zu folgen, wenn wir uns in einer Sache als ein erwähltes Werkzeug der Vorsehung erkennen. Zu dieser Freiheit wollen wir Hamlet emporgeleiten.

Hamlet wurde unter einem glänzenden Sterne, am Tage des Sieges seines Vaters über den alten Fortinbras geboren. Von der Liebe behütet, von den Hoffnungen eines Königsthrones umgaukelt, wächst er nur zu glücklich heran. Geneigt, zu idealisiren und das Einzelne zu verallgemeinern, ist ihm der Vater das Ideal des Mannes, die Mutter das Ideal des Weibes. Des Familienglückes geniessend ahnt er kaum, dass es auch für ihn ein Schicksal gebe; die Harmonie seines Innern lässt ihn noch die Disharmonie der Welt überhören. O der schönen, irrthumreichen Zeit, in der wir überall Ideale, überall Liebe und Freundschaft, überall Wahrheit und Treue sehen! Wie reich war Hamlet und ist Jeder, dem das edle Bild eines Vaters vorschwebt, der bereits mit starker Hand den Lebensgang vorzeichnet, den die Familie gehen, an dessen Gedächtniss sie sich zu aller Zeit aufringen kann — wenn ihm das tröstende Antlitz einer Mutter bleibt, eine Bürgschaft, dass Tugend noch möglich sei, auf dass der Mensch im Taumel der Welt wenigstens Ein Wesen habe, auf dessen Reinheit er schwören kann . . .

Hamlet ist ein Charakter des Nordens, wo alles Leben ernster und innerlicher, wo der Mensch aus einer tieferen Seele emporsteigen muss, um mit der Aussenwelt in Berührung zu kommen. Die Flöte, das Tonwerkzeug der Sehnsucht, in der Hand des Prinzen nährt diese subjektive Richtung und vor Allem der Besuch Wittenbergs. Hieher und nicht nach Paris sendet ihn der ernste, bildungsfreundliche Vater. Der Ort bleibt ihm auch später in so liebevoller Erinnerung, dass er ihm auf der Höhe seines Schmerzes mitten in der verpesteten Welt wie eine rettende Insel erscheint. Dass die Filosofie an sich die Lebensfreude und Thatkraft noch nicht ausschliesst, sehen wir am Faust. Dieser war aber freilich ein Anhänger der mystischen, Wunder und Geheimnisse und tiefe Beziehungen überall mit süssem Schauer ahnenden, den Erdgeist beschwörenden Filosofie, die bei allen Irrthümern doch einen Blick für die Natur behielt, die am Studirtische sich auch noch des glänzenden Mondes freut. Hamlet scheint hingegen der scholastischen Filosofie verfallen zu sein, die sich in der Erörterung unpraktischer und am Ende auch unlösbarer Fragen gefiel, vom Leben sich trennend, in Haarspaltereien und Spitzfindigkeiten erging. So

lange unser Held glücklich war, mochte ihm diese Filosofie noch nicht sehr gefährlich sein, blos ein Turngeräth seines Geistes. Als aber der Boden, unter ihm zu wanken, er zu grübeln beginnt, da taucht der schlimme Satz auf: „An sich ist nichts gut oder böse. Dås Denken macht es erst dazu." Das Denken! da ist freilich eine weite Bahn zu unfruchtbarer Beschaulichkeit geöffnet; da kann eine Vorstellung nur schwer dahin kommen, auf den Willen einzuwirken. Ueber Alles ergiesst sich die ätzende Säure des Zweifels! Am gefährlichsten für einen Mann wie Hamlet, dessen überreiche Fantasie, wenn er einmal zu zweifeln beginnt, alle möglichen Handlungsweisen und deren Folgen auszumalen versteht

— Wie ein Mann, der Zweierlei soll thun,
Steh' ich in Zweifel, was zuerst ich wähle,
Und lasse Beides. — —

Die gewöhnliche Annahme, Hamlet sei erst auf die Nachricht vom Tode seines Vaters heimgekehrt, lässt sich nicht rechtfertigen. Das Gegentheil erweist sich aus dem Gespräche mit Horatio, den er nicht einmal augenblicklich erkennt, was eben eine längere Trennung voraussetzt. Auch würde er mit Horatio heimgekehrt sein, der ja ausdrücklich erklärt, zum Trauerfest gekommen zu sein. Gerade, dass das Unselige in Hamlets nächster Nähe geschieht, schmettert ihn nieder. In der Ferne wäre er vielleicht, wie Laertes in Paris, mehr Herr der Situation gewesen, hätte sich auf der Reise gesammelt. Gerade in die Zeit zwischen dem Besuch der Hochschule und dem Tode des Vaters fällt die Liebe zu Ophelia. Während Hamlet sich mit hohen Idealen trug und auf die Krone blickte, stand da ein Wesen in sanfter Ruhe vor ihm, der Knospe gleich, die stillträumend ihren Kelch entfaltet. Auf ihrer Stirne hatte nie ein unruhiger Gedanke gelagert; erst Hamlets Liebesflüstern ruft die kleinen Wünsche ihres Herzens wach. Ophelia könnte wol kaum eine andere poetische Gestalt so schnell als ihre Schwester erkennen denn Gretchen; auch diese ist reine Weiblichkeit, die — nichts erwägend und bedenkend — nichts sein will als — Weib, und dessen Dichten und Trachten daher ganz in Liebe aufgeht. Männer von so hohem edlen Werthe wie Faust und Hamlet konnten nur Wesen wie Gretchen und

Ophelia lieben — dass Hamlet liebt, soll ich es noch beweisen? — denn daran erkennen wir den echten Mann, dass er an den leiblich und geistig geschminkten Puppen vorübergeht und die einfache weibliche Natur aufsucht, die Knospe, die — noch unerschlossen — nichts als liebende Empfänglichkeit — aber die voll und ganz — mitbringt. Zur Natur selbst, von der sie in ihrem Ringen und Streben abgekommen, kehren daher Faust und Hamlet zurück, wenn sie das forschende Auge auf den unschuldvollen, von Zweifel unberührten Gestalten eines Gretchens, einer Ophelia ruhen lassen. Sie verflechten aber dadurch die geliebten Wesen mit in ihr Schicksal. Die milde Vorsehung umnachtet zuletzt den Geist Beider. Nichtsein — und Wahnsinn ist auch ein Nichtsein — ist oft Glück.

Auf diesen Königsjüngling mit dem Busen voll Liebe und idealer Richtung, auch in den ritterlichen Künsten ein Meister, blickt ein Volk mit Hoffnung, und er selbst hofft, seine Plane mit königlicher Freiheit ausbauen zu können. Wie —? — Dafür bürgt das Wort eines Fortinbras: auf den Thron gelangt hätte sich Hamlet königlich bewährt.

Sophokles im Philoktet:

> Wer frei von Leiden ist, denke, dass Gefahren nah,
> Und wenn des Glückes Sonne scheint, so sei der Mensch
> Vor unverhofftem Untergang am meisten wach.

Wie ein Blitz aus blauem Himmel schlägt den Allzuglücklichen der Tod des Vaters nieder, des vergötterten! Die eine Säule, die ihm die Welt zu tragen schien, stürzt ein. Die Versunkenheit in wühlenden Schmerz benützt der schlaue Klaudius, der Mann des Staatsstreichs, und drängt sich ein „zwischen Hamlets Hoffnungen und der freien Wahl.“ Einmal gewählt ist er im Recht; eine Erhebung gegen ihn wäre Aufstand. Das ist der zweite Schlag. Die Zukunft ist dahin, sein ganzer schöngezeichneter Lebensplan. Bitter lehnt er nun den Ehrgeiz ab und will sich, in einer Nussschale eingeschlossen, einen König träumen! Doch — Einen Trost hat er noch, Ein Wesen, das seinen Schmerz verstehen, das mit ihm weinen muss, wenn alle Andern nach einem Lächeln des neuen Königs haschen. . . . Er eilt zu der Mutter . . . und findet sie als — Braut des neuen Königs wieder. Mit ihr verliert er die zweite Säule seiner

Welt; zwischen den Trümmern wuchert seinem Auge nur noch Unkraut. Ophelia blüht unter ihnen wie ein vergessenes Veilchen.

Der König Klaudius ist in Vielem der Gegensatz zu Hamlet, ohne alle Idealität, die Wirklichkeit ergreifend, ein Fürst im Sinne des Macchiavelli. Die königliche Eintagsfliege glaubt wie Hamlet, es liege in des Menschen Hand, mittelst unsers Gedankens den Gang der Dinge zu beherrschen; auch er soll und wird daran gemahnt werden, dass dem Einzelwillen der Gesammtwille, der höchste Wille gegenüberstehe. So bedenklich Hamlet, so entschlossen ist Klaudius; nicht etwa, weil er willenskräftiger, sondern weil er klar über das ist, was er will. Beide fragen sich ängstlich, was kommen könne; während aber die bedachten Eventualitäten Hamlet im Handeln hemmen, nöthigen sie den König zum Handeln. Doch vergeblich greift dieser in das Rad der Geschichte, er bestellt sich selbst die Waffe, durch die er fällt, während er durch sie zu steigen hoffte!

Klaudius braucht, um seinen Willen durchzusetzen, willenlose Werkzeuge wie Polonius. Dieser steht neben Hamlet wie Spiegelberg neben Karl Moor. Er ist Hamlets Parodie. Auch er hat die hohe Schule besucht; während aber Hamlet die Wissenschaft in sein Inneres aufnahm, blieb sie bei Polonius nur äusserlich haften. Worte sind ihm nicht blos ein Mittel, sondern der Zweck. Die Form ist ihm Alles. Wenn Hamlet den König auszuspähen sucht, so wird dieses Streben an Polonius durch Uebertreibung lächerlich. An jedem Ohr ein Hörer, will er die Wahrheit selbst aus dem Mittelpunkte der Erde herauskombiniren. Hamlet ist fernsichtig; weil sein Blick in die Weite eilt, übersieht er das Nächste. Polonius ist kurzsichtig; nur Nahes sieht er halb und halb und hat für die Ferne kein Auge. Hamlet entzieht sich dem höchsten Willen und will nicht blindlings Werkzeug sein; Polonius, die geborne Höflingsnatur, hat sich eigenen Verstand und Willen abgewöhnt und schmachtet nach der Ehre, stets und nichts als Werkzeug zu sein.

Hamlet muss mit Verachtung auf diesen Hof blicken; er wird zum Satyriker, der, weil er seine Ideale bedroht, ja zertrümmert sieht, die Wirklichkeit geisselt. Ein böses Ahnen geht durch sein profetisches Gemüth („Ich vermuthe was von

argen Ränken"), und selbst die todte Natur scheint es zu theilen; denn es geschehen wunderbare Zeichen am Himmel, wie sie Cäsars Tod begleiteten.

Verborgne Missethat, sie kommt an's Licht;
Der ganze Ball der Erde deckt sie nicht!

Das Drama beginnt in stürmischer Winternacht, um die Zeit, wo man des Heilands Ankunft feiert. Mitten in dieser finstern Atmosphäre ein tröstender Lichtpunkt! Fromme Sagen im Munde der Krieger bereiten uns auf einen geheimnissvollen Zusammenhang dieser Welt mit dem Reich der Geister, auf Dinge vor, von denen sich die Schulweisheit nichts träumen lässt. Das eingesargte Gebein sprengt die Leinen, die Gruft öffnet ihre Marmorkiefern, der Geist des todten Königs kehrt zurück und pocht wie die Vehme dreimal mahnend an das Thor des Herrscherhauses, von welchem der Jubel des Mörders zu uns herübertönt.

Erst zum Sohne spricht der Geist, weil ihn das Pathos der Trauer ganz erfüllt, und seine Stellung zum Sühneamte beruft. Drei entsetzliche Kunden treffen Hamlets Ohr: die Mutter war schon treulos, ehe ihr erster Gatte in das Grab gestiegen — die Schlange, die den Fürsten tödtete, trägt jetzt dessen Krone — der Vater, der hochverehrte schmachtet in den Gluten des Fegefeuers. Hamlet spricht, als er der Erscheinung folgt: „Mein Schicksal ruft!" Mit diesen Worten lenken wir zum Grundgedanken der Dichtung zurück.

Der Geist ist der Sendling der höheren Nothwendigkeit, der Schuldbote der verletzten Weltordnung, welche ihre Wiederherstellung durch Hamlet fordert. Man beachte und vergleiche nun die Stellung der beiden Hauptrollen zum Geiste oder zu der Nothwendigkeit. Würden sie dieser sofort nachgeben, Hamlet an die That schreiten oder der König den Weg der Busse betreten, so wäre das Drama bei seinem Beginne auch schon zu Ende. Nur der Umstand, dass der Mensch frei ist, dass demnach Hamlet ein ruhiger Beobachter bleiben, der König der obersten Macht noch trotzen, dem ersten Morde neue anreihen kann, macht die Tragödie möglich. Ihre Entwicklung zeigt aber, dass wie die Freiheit auch die Nothwendigkeit eine Thatsache sei. Beide, Hamlet und Klaudius, kommen zuletzt

dort an, wo das Schicksal sie haben wollte. Jeder Schritt, den der König thut, um sich nach seiner Berechnung der Strafe des Himmels zu entziehen, führt ihn dieser näher. Hätte er z. B. doch Hamlet wie Laertes ziehen lassen! Er will ihn überwachen und hat sich nur seinen eigenen Ueberwacher bestellt.

Wie der König, — sucht auch Hamlet sich der Nothwendigkeit zu entziehen, welche dadurch in den Fall kommt, einen doppelten Sieg zu feiern. Dass er die Hand am Schwertgriff ruhen lässt, ist seine Schuld; aber wie begreiflich ist es! Das Chaos ist hereingebrochen, seine ideale Welt zertrümmert! Die Erde ist ihm nichts mehr als ein kahles Vorgebirge, das Firmament nichts als ein Sammelplatz von böeen Dünsten — und was ist ihm der Mensch noch, diese Quintessenz vom Staube? Diese Stimmung ist nicht weise Resignation, sie ist verbissener Hohn. Wie von der Welt, löst er sich auch von Gott ab; an die Stelle der Vorsehung tritt ihm ein blindes Ungefähr, Fortuna nennt er die Lenkerin der Dinge. Die Verzweiflung macht ihn zum Fatalisten.

Ein guter Engel trieb Hamlet nach der Erscheinung zum Gebete; denn was ist das Gebet Anderes als das demüthige Bekenntniss, wir seien nichts ohne die Weihe des Himmels, als die Aufopferung unsers beschränkten Denkens und Wollens vor dem allerhöchsten Willen — als die Uebereinstimmung der menschlichen Freiheit und der höhern Nothwendigkeit; diese Harmonie ist es, die den wahrhaft Andächtigen beseligt. Hamlet fand wol nicht die Ruhe zum Gebete, wie sie später der König nicht findet.

Als ein Werkzeug des Himmels erkennt sich die Jungfrau von Orleans und gehorcht, — als ein solches Werkzeug erkennt sich — im ersten Augenblicke auch Hamlet. Aber bei jener ist diese Erkenntniss mit stolzer Freude, bei diesem mit Schmerz und Demüthigung verbunden; jene glaubt, er zweifelt. . zweifelt selbst an dem Wort des Geistes; denn dieser kann ein Teufel sein, der ihn in das Verderben locken will. Daher will er eine Probe mit dem Gewissen des Königs machen: „Stutzt er, dann weiss ich meinen Weg.“ Erst muss das Chaos seiner Seele gelichtet, erst aus den Trümmern der Vergangenheit ein neues Dasein zu bauen begonnen werden. Hamlet ist also nicht that-

los, weil eine zu grosse That von ihm gefordert wird, sondern weil man von ihm eine That verlangt, die noch nicht durch seine Reflexion hindurchgegangen ist. Er kann sie nicht thun, ehe er sie nicht vor dem Richterstuhl der eigenen Vernunft rechtfertigen kann, ehe das Geforderte nicht sein freier Entschluss wird. Die Nothwendigkeit muss daher in einen Akt seines Willens übergehen, ehe er sie vollzieht.

Das Alterthum hat eine dem Stoffe unserer Tragödie ähnliche Sage geschaffen, die des Orestes. Auch er wird von Appollo aufgefordert, Mord mit Mord zu sühnen. Seine Mutter Klytämnestra hat mit Hülfe ihres Buhlen Aegisthes den Gatten Agamemnon getödtet. Orest vollzieht den Auftrag ohne Schwanken. Aber er war Kind, als die That geschah, er lernt sie allmälig fassen; er wird mit dem Rachegedanken aufgezogen. Er lebt in einer mit der Idee der Blutrache verwandteren Zeit und sieht als Grieche — wenn auch nicht so tief wie der Christ in sich — um so klarer um sich. Während Orest erst nach der That von den Furien, dieser Verkörperung des Gewissens, gefoltert wird, hört Hamlet die innere Stimme vor der That. Wir wollen damit nicht Jenen beistimmen, welche sagen, Hamlet handle aus Gewissenhaftigkeit, aus Scheu vor dem Morde nicht. Es wäre falsch. Hamlet scheut den Mord als solchen nicht; nirgends quält er sich mit sittlichen Bedenken; er will nur Klarheit, ob er zum Stoss berechtigt, ob der König schuldig ist. Der Wahnsinn, die Liebe, das Schauspiel, Alles dient ihm als Mittel hiezu. Aehnlich zittert auch Brutus vor dem Morde als solchem nicht; nur muss er sich erst von der Nothwendigkeit der That überzeugen. Wie trefflich bezeichnet gerade Brutus die Stimmung, in der auch Hamlet sich befindet.

Bis zur Vollführung einer furchtbaren That,
Vom ersten Antrieb, ist die Zwischenzeit
Wie ein Phantom, ein grauenvoller Traum.
Der Genius und die sterblichen Organe
Sind dann in Rath vereint; und die Verfassung
Des Menschen, wie ein kleines Königreich,
Erleidet dann den Zustand der Empörung. — —

Shakspeare, der es stets liebte, ähnliche oder entgegen-

gesetzte Charaktere und Verhältnisse neben einander zu stellen, hat in unserem Drama drei junge Männer neben Hamlet gestellt.

Horatio, der besonnene Freund neben dem leidenschaftlichen Helden, nennt sich selbst einen alten Römer. Ein Dulder wie Brutus. Zum unmittelbaren Eingreifen in das Leben ist er nicht geschaffen; aber er würde sich — wie Brutus — einer nothwendigen That nicht entziehen. Sein Wille dürfte mehr Beharrlichkeit als Empfänglichkeit besitzen. Seine Stellung ist die des betrachtenden Chors, nicht eines Helden. Goethe hat ihn und Shakspeare sehr missverstanden, als er ihn in seiner Theaterbearbeitung zum Schlusse König werden lässt. Die Krone würde ihn nur erschrecken. Er geht durch die Dichtung rein, weil absichtslos wie ein Stoiker, aber auch thatlos. Goethe sagt: „Es hat Niemand Gewissen als der Betrachtende." In Horatio, nicht in Hamlet hat Shakspeare einen Leidenschaftslosen, einen Thatlosen gezeichnet.

Laertes bildete sich nicht im filosofischen Deutschland, sondern im lebenslustigen Frankreich; nicht in Büchern, im Buche des Lebens blätterte er. Seine Anschauungen, z. B. über Liebe, sind nüchtern, seine Sprache kräftig, oft von forcirter Kraft. Ihn zu mahnen, braucht kein Geist aus dem Grabe zu steigen; alle Rücksichten auf Lehenspflicht und Huldigung, Gnade und Gewissen wirft er von sich. Während Hamlet zaudert, Werkzeug der Nothwendigkeit zu sein, beschwört Laertes den König, ihn als Werkzeug zu gebrauchen. Hamlet, der übrigens Laertes an Ritterlichkeit nicht weicht, ja in zwei Gängen besiegt, erkennt selbst, dass Laertes, den Vater rächend, eine ähnliche Sache verfechte: „In dem Bilde seiner Sache erkenne ich mein Gegenstück."

Fortinbras — eine höchst interessante Gestalt, die gleich bei ihrem ersten Erscheinen das leuchtende Siegel auf der Stirne trägt: „Mir gehört die Welt!" Ein jugendkräftiger Mann, der ungebeugt an seiner Lebensaufgabe schafft, darin auch nicht wie der unglückliche Hamlet gestört wird, sondern das Eine Ziel fest im Auge behalten kann. Und was ist dieses sein Ziel? Den im Zweikampf gefallenen Vater will er rächen, die Ehre seines Hauses wiederherstellen. Das Unglück hat ihn erzogen; wie Orestes wächst er mit dem Gedanken der

Rache auf und ergreift den ersten Anlass, loszubrechen. Hamlet sieht in ihm sein Ideal eines Mannes, Fortinbras hingegen in Hamlet. Dieser kennt ihren Gegensatz, wenn er klagt, dass er leide unter bangen Zweifeln, die zu genau den Ausgang bedenken, und Fortinbras preist,

> Dess Muth, von hoher Ehrbegier geschwellt,
> Die Stirn' dem unsichtbaren Ausgang beut.

Nicht dem betrachtenden Horatio, der neben den Ereignissen steht, als läse er in einer alten Chronik, — nicht dem, die Weltordnung verneinenden Klaudius, der den Staat nur als einen Spielball seiner Lüste betrachtet, diesem sich gegen Gott empörenden Eigenwillen, — nicht dem heftig zufahrenden Laertes, der Energie zum Anlaufe, aber nicht Beharrlichkeit genug hat, um sich nicht vom rechten Wege ablenken zu lassen, der kräftige Anlagen, aber kein bestimmtes Ziel seines Lebens besitzt, — auch nicht dem idealen Hamlet — ihnen Allen nicht — dem frühe in der Schule des Unglücks und des Ernstes erzogenen Fortinbras, dem Manne, welcher die ihm vom Geschicke gewordne Aufgabe mit aller Klarheit und Entschlossenheit zu der Idee seines Lebens macht, dem allein gehört die Zukunft!

So entschieden Laertes und Fortinbras auftreten, so möchten wir doch nicht durch sie das Bild Hamlets verdunkelt wissen. Es ist leicht gesagt, Laertes und Fortinbras seien thatkräftigere Naturen; aber man bedenke, unter wie viel günstigeren Umständen sie auftreten. Sie kennen die That und den Thäter; ihre Schwertespitzen kehren sich gegen fremde Personen, nicht gegen die eigene Mutter; jene treibt Ritterpflicht, verletzte Familienehre, Hamlet — wahrster, tiefster, zerfressender Schmerz.

Das Hemmniss seines Handelns, wir können es nicht stark genug betonen, liegt nicht in Willensschwäche, wenn gleich auch diese wenigstens als eine momentane bei seinem schweren Leide begreiflich und verzeihlich wäre, sondern innerhalb seiner Denkkraft. Wir haben Beweise, dass er Muth besitzt und Thatkraft wie Jene. Muthig folgt er dem Geiste, männlich nimmt er den Kampf mit Laertes auf. Wie leidenschaftlich ist er, wo sein Wille der ersten Vorstellung rasch folgt. So tödtet er den Vater der Geliebten, so stürzt er an ihrem Grabe hervor und

verletzt durch kühne Ausforderungen ihren Bruder. Was ihn hemmt, Hamlet spricht es in dem berühmten Monologe: „Sein oder Nichtsein" selbst aus. Lassen wir ihn in wörtlicher Uebersetzung folgen.

„Sein oder Nichtsein? — das ist die Frage. Ist es würdiger für uns, zu dulden die Schlingen und Pfeile des uns Schmach anthuenden Geschicks? oder die Waffen zu ergreifen gegen ein Meer von Qualen und durch Widerstand sie enden? — Sterben? Schlafen? — Nichts weiter? — Und zu wissen, das ein Schlaf das Herzweh und die tausend Stösse endet, die Erbtheil des Fleisches sind, ist es nicht eine Vollendung, die innigst zu wünschen? — Sterben? Schlafen! — Vielleicht auch Träumen? — Das ist das Bedenken, welches die Drangsale lang leben lässt; denn wer würde die Geissel und den Hohn der Zeit ertragen, des Unterdrückers Unbill, des stolzen Mannes Beschimpfung, das Bangen verschmähter Liebe, den Aufschub des Rechts, den Uebermuth der Aemter und die Fusstritte, die duldendes Verdienst von dem Unwürdigen empfängt, wenn er selbst den Rechnungsabschluss machen könnte mit einer blossen Pfrieme? Wer wollte Lasten tragen und grunzen und schwitzen unter einem mühebeladenen Leben? Wenn nicht die Furcht vor Etwas nach dem Tode, vor dem unentdeckten Land, aus dessen Grenzen kein Wandrer wiederkehrt, den Willen irrt und uns lieber die Uebel, die wir haben, tragen macht, als Zuflucht haben bei andern, von denen wir keine Kenntniss haben."

Hier ist der erste Theil, eine durch Hamlets Stimmung wohlgerechtfertigte Betrachtung über den Selbstmord zu Ende. Nun folgt eine allgemeine Reflexion über die gemachte Beobachtung, dass eine zweite Vorstellung — hier das Träumen, das Jenseits — den Willen abhält, einer ersten Vorstellung zu folgen. Nur müssen wir vorausschicken, dass das entsprechende Wort (conscience) uns hier nicht „Gewissen" im moralischen Sinne, sondern vielmehr das Wissen, das Bewusstsein bezeichnet, das Denkvermögen, welches theils durch Zweifel, theils durch allzu scharfsinniges Erwägen des Ausganges den Entschluss lähmt. „Das Bewusstsein macht aus uns Allen Feige; in Folge dessen wird die ursprüngliche Farbe der Entschlossenheit mit dem blassen Anstrich des Gedankens überkränkelt, und Unter-

nehmungen von Mark und Bedeutung biegen bei dieser Umschau von der Bahn ab und verlieren so den Namen That."

Hier, hier ist der Schlüssel zu der Handlungsweise Hamlets.

Wie auf diesen Monolog, müssen wir in unserer Auffassung auch auf das Schauspiel den grössten Nachdruck legen. Hamlet fordert von den Schauspielern eine Probe ihrer Kunst und wählt ein Thema, das ihm gestattet, ausser sich zu sehen, was ihn innerlich beschäftigt, und verlangt daher mit Absicht eine gewisse Rede, worin die Ermordung des Königs Priamus und der Schmerz seines Weibes Hekuba erzählt wird. Unter dem Mörder schwebt ihm der Oheim, bei Hekuba's Jammer der Hochzeitsjubel seiner Mutter, bei der Klage um den todten König der todte Vater vor! Nun entsteht der Gedanke in ihm, die Macht des Schauspiels auch an seinem Gegner zu erproben, sich so endlich die Gewissheit zu verschaffen, ob Klaudius ein Mörder sei. Er wird zu diesem Zwecke selbst Dichter — auch das ist eine That.

Frisch an's Werk, mein Kopf! Hum, hum!
Ich hab' gehört, das schuldige Geschöpfe,
Bei einem Schauspiel sitzend, durch die Kunst
Der Bühne so getroffen worden sind
Im innersten Gemüth, dass sie sogleich
Zu ihren Missethaten sich bekannt:
Denn Mord, hat er schon keine Zunge, spricht
Mit wundervollen Stimmen. Sie sollen was
Wie die Ermordung meines Vaters spielen
Vor meinem Oheim: ich will seine Blicke
Beachten, will ihn bis in's Leben prüfen:
Stutzt er, so weiss ich meinen Weg. Der Geist
Den ich gesehen, kann ein Teufel sein;
Der Teufel hat Gewalt sich zu verkleiden
In lockende Gestalt; ja und vielleicht,
Bei meiner Schwachheit und Melancholie,
(Da er sehr mächtig ist bei solchen Geistern)
Täuscht er mich zum Verderben: ich will Grund,
Der sichrer ist. Das Schauspiel sei die Schlinge,
In die den König sein Gewissen bringe.

Shakspeare bereitet der dramatischen Poesie dadurch, dass das Schauspiel zur Entlarvung des Königs führt, einen Triumph, wie Schiller in den „Kranichen des Ibykus" und in den „Künstlern:"

Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.

Der König geräth in Verwirrung, springt auf und ruft nach — Licht. Hamlet hat nun Licht. Jetzt ist der Moment da, wo er handeln soll. Sein ganzes bisheriges Zaudern ist, weil erklärbar, verziehen, wenn er nun dem Rufe des Schicksals und der eigenen Erkenntniss folgt. Warum versäumt er jetzt — im Angesichte des bestürzten Hofes — den Augenblick, dieses köstliche Geschenk des Himmels? Aus dem grauenerregenden Jubel, den Hamlet bei der Entlarvung des Königs ausstösst — er lacht und ruft nach Musik, nach Flöten, singt und thut sich auf sein Schauspiel etwas zu gute — kann man auf die entsetzliche Last zurückschliessen, unter der er bisher keuchte. Was ihn bisher hemmte, fliegt weg. Die Seele ist — frei! Dieses fast selige Gefühl übermannt den Unglücklichen leider so, dass der König bereits den Saal verlassen hat, ehe Hamlet zu rechter Besinnung kommt.

Wie Hamlet hat jetzt auch der König einen Moment, wo er sich mit der sittlichen Nothwendigkeit aussöhnen könnte, den des Gebets, der freiwilligen Entsagung und Busse; er lässt ihn wie Hamlet ungenutzt vorübergehen. Hamlet, auf dem Wege zu der Königin trifft den Mörder, wenigstens in der Stellung des Gebets. Hamlet ist zu der Vernichtung des Gegners entschlossen; aber er denkt jetzt mehr an die Rache als an Sühne der Unthat; diese lag ihm ob, nicht jene. Richter, doch nicht grausam soll er sein. Es ist kein Zeichen von Willensschwäche, dass er in diesem Augenbliche das Schwert sinken lässt; es gehört eher Stärke dazu, die Rache nochmals zu verzögern. Laertes, das Seitenbild Hamlet's, sagt im Kontrast zu dieser Scene: „er wolle seinen Gegner in der Kirche erwürgen." Im Auftritte mit der Königin sehen wir, dass er sich wenigstens eines Theils seines Auftrags entledigt hat: im Gewissen der Mutter wie des Oheims erwacht eine nimmer ruhende Nemesis. Eine Nemesis ereilt ihn aber selbst — dafür — dass er den Stoss nicht im Schauspielsaale geführt. Jubelnd ruft er: „Ist's der König" und stösst in die Tapete und — tödtet — Polonius, den Horcher.

— Der Himmel hat gewollt,
Um mich durch dies und dies durch mich zu strafen,
Dass ich ihm Geissel muss und Werkzeug sein.

Polonius fällt mit Recht — diese Stütze des entweihten Thrones — und durch Hamlet's Hand; aber Hamlet, der jetzt unbewusst ein Werkzeug des Himmels war, steht auch entsetzt! Er, der einen Gedanken allseitig erwogen haben will, ehe er ihn ausführt, hat diesmal blind gehandelt. O Ironie des Schicksals!

Jetzt erscheint der Geist zum zweiten Male, der bis zum Schauspiele geruht. Nun hat Hamlet Gewissheit; nun mahnt er ihn.

Bei Wiederkehr besonnenen Denkens muss Hamlet das Uebereilte seiner nächtlichen Handlung erkennen und beweinen. Den Vater der Geliebten! Verwandelt tritt er vor uns, sich selbst zürnend. Selbst schuldig, kann er nun nicht als Kläger auftreten, sondern muss wie Schiller's Johanna die Strafe stumm über sich ergehen lassen. Von des Königs Leuten umgeben, bewacht, mit List auf das Schiff gelockt, wird er zu einer abentheuerlichen Fahrt gezwungen, auf der er eben sich selbst — und den Glauben an eine Gottheit wiederfindet. Wir können ihn leider nicht begleiten — die Zeit ist vorgerückt — nicht genauer untersuchen, wie ihm beim Anblick des von Fortinbras geführten Heeres das Grundgesetz alles grossen Handelns aufgeht —

— — Wahrhaft gross sein, heisst
Nicht ohne grossen Gegenstand sich regen;
Doh einen Strohhalm selber gross verfechten,
Wenn Ehre auf dem Spiel — —

nicht das Schiff mit Hamlet besteigen, nicht den Uriasbrief für Rosenkranz und Güldenstern, diese feigen Heuchler, schreiben, nicht mit ihm gegen die Seeräuber kämpfen, nicht mit ihm nach Dänemark zurückkehren. Zweimal entgeht er einer grossen Lebensgefahr, kann wohl seufzen: ein Menschenleben währt nicht länger, als man Zeit braucht Eins zu sagen. Mit Gedanken der Demuth betritt er den Kirchhof; eine elegische Stimmung treibt ihn zum Orte des langersehnten Friedens. Vielleicht zieht ihn auch Ofelias verklärter Geist.

Die Kirchhofscene, in welcher der selbstgefällige Humor des Todtengräbers, für den Alles Komödie ist, grässlich mit Hamlet's Schwermuth kontrastirt, ist im Geistesgange Hamlet's von grösster Bedeutung. Der Dichter stellt ihn hier auf den Punkt der Erde, wo der stolze Philosoph aus seiner Höhe herab-

sinkt. Das Drama zeigt ein des Ringens und Strebens so volles Leben; plötzlich werden wir dahin versetzt, wo alles Dasein endet, wo eines Mädchens Witz so sterblich ist wie eines alten Mannes abgetragene Weisheit. Was ist hier der Mensch, der im Begreifen einem Gotte, im Handeln einem Engel gleicht? Staub. Alexander, der Weltherrscher, wie Yorik der Narr, nichts als Staub. Hier endet alles Denken, Wollen, Handeln; hier streiten nicht mehr zwei Gedanken um den Vorrang; höchstens kollern zwei Schädel nebeneinander hin. Hier ist die Frage: Sein oder Nichtsein? entschieden. Hamlet, jetzt noch in Jugendfrische, reich an Gedanken, eines wichtigen Unternehmens voll, er steht da auf dem Hofe des Friedens und ahnt nicht, er stehe schon vor seinem eigenen Grabe. Er spottet des Advokaten, dem seine Finten nichts mehr nützen; wozu werden ihm seine Ideen helfen? Werden sie die Würmer eine Minute länger abhalten? Hamlet, wo ist hier Deine Freiheit? Hier geht sie in eine ernste, mitleidslose Nothwendigkeit über. Ofelia's Leiche lehrt es Dich.

Der Mensch kann eine grosse That von einem zweifachen Standpunkte thun: von dem jugendkräftiger Begeisterung wie Fortinbras — oder von dem einer klaren Erkenntniss des Nothwendigen, einer resignationsvollen Stimmung, die das Leben ohne Bedenken für etwas Hohes einsetzt, weil sie hier nichts mehr fürchtet, aber auch nichts mehr hofft.

Diese Stimmung trägt Hamlet aus dem Acker Gottes heim. Der Satyriker ist zum Elegiker geworden. Vertrauend legt er — denken wir an seine wichtige Scene mit Horatio — seine Sache und deren Ausgang in Gottes Hand. Er wird nun früher oder später, aber gewiss zu der That schreiten. Er weiss sich berechtigt:

Hamlet: Was dünkt dir, liegt's mir jetzo nah genug?
Der meinen König todtschlug, meine Mutter
Zur Hure machte; zwischen die Erwählung
Und meine Hoffnungen sich eingedrängt;
Die Angel warf nach meinem eignen Leben
Mit solcher Hinterlist: ist's nicht vollkommen billig,
Mit diesem Arme dem den Lohn zu geben?
Und ist es nicht Verdammniss, diesen Krebs
An unserm Fleisch noch länger nagen lassen?
Horatio: Ihm muss von England bald gemeldet werden,
Wie dort der Ausgang des Geschäftes ist.
Hamlet: Bald wird's gescheh'n: die Zwischenzeit ist mein.

Er hat demnach die von ihm geforderte That vor dem Richterstuhl der eigenen Vernunft gerechtfertigt. Wir betonen

dies, weil wir der gewöhnlichen Ansicht, dass die endliche Tödtung des Königs durch Hamlet unfrei, ohne Ueberlegung geschähe — nicht huldigen können, sondern in ihr die Vollziehung des hier angeführten ruhigen und freien Entschlusses erkennen. Er überantwortet diesen der Gottheit — die unsere Pläne formt, wo sie nur grob zugehauen — und übergibt ihr sich selbst: „Ich trotze allen Vorbedeutungen: es waltet eine besondere Vorsehung über den Fall eines Sperlings. Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft; geschieht es nicht in Zukunft, so geschieht es jetzt; geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist Alles."

Ja, „Bereit sein" ist Alles. In Demuth des Augenblickes warten, in welchem der Ruf an uns ergeht, aber dann in diesem Augenblicke zum Helden werden.

Der König naht — zu guter Stunde, wie Hamlet sagt. Das Gericht bricht über ihn herein; alle Anstalten — Becher und Rappier — schlagen zum eigenen Verderben aus. Hamlet stösst ihn nieder, nicht bewusstlos wie den Polonius. Er handelt als Werkzeug der Weltordnung, aber auch aus seinem freien Willen heraus.

Wir stehen da, wohin der tiefe Sinn der ganzen Tragödie deutete: die höhere Nothwendigkeit und die menschliche Freiheit sind versöhnt. Hamlet's Laufbahn ist vollendet, die That ist geboren. Fortinbras ergreift das Scepter mit starker Hand; er wird mit Horatio das Andenken Hamlet's ehren.

Das Drama endet im Frühlinge, und Veilchen blühen auf Ofelia's Grabstätte.

Eine religiöse Tragödie — im schönsten Sinne — liegt hier vor uns. Gegenüber der Willkür des Königs siegt die Nothwendigkeit; sie siegt aber auch gegenüber Hamlet, ohne dass dessen Freiheit unterläge. Wie in der Liebe Jedes siegt und zugleich besiegt ist, erringen hier beide — die höhere Nothwendigkeit und die menschliche Freiheit — einen Sieg, indem sie sich vereinen. Jene siegt, weil sie sich durchsetzt; diese siegt, weil sie sich von äusserer Nöthigung unabhängig erhält, bis zu dieser innere Bewegungsgründe hinzutreten.

Dies ist die Idee einer Weltdichtung, die mit nichts als mit dem deutschen Faust verglichen werden kann. Geschlechter werden kommen und gehen; aber diese beiden Tragödien werden bleiben und unsern Enkeln ein heiliges Vermächtniss sein, ein Zeugniss, dass wir an die Räthsel des Alls nahe herantraten und die Hieroglyphen, mit denen die Gottheit ihren Plan im Universum angedeutet, wenigstens zu lesen versuchten.

Prof. Dr. Ludwig Eckardt.

Beiträge
zur englischen Lexicographie.
IV. Artikel.

Fortsetzung aus XXX. p. 321—342.

---

sack. to be sacked od. to get the sack = to be discharged by one's employer, Sh. Brooks Gord. Knot, p. 250, cf. Sl. D.

sacrifice s. stand.

salt. you will not earn the salt to your bread by this, von unprofitablen Unternehmungen.

sand. Dick. Little D. II, 251: I've been taking a part in White sand and grey sand. Bed.?

sandbag. v. Cornh. Mag. Oct. 1860 p. 440: the Bank sandbagged, gegen Angriff in Vertheidigungszustand gesetzt.

sandwich-advertisements, Bezeichnung von Anzeigen, die man durch einen Mann umhertragen lässt, der ein Brett mit denselben auf Brust und Rücken hängen hat.

sauce, auch bloss = courage, Reade Love me l. etc. 14 T.

to save. that would be saving something out of the fire, damit wird wenigstens etwas gerettet sein. Trollope Warden 204. to s. the post, den Brief zur rechten Zeit abgeben, dass er mit der nächsten Post abgeht. Trollope Barch. T. 268.

say. people have their say at me, machen Glossen über . . . Kavan. seven y.

scale. to ride to sc. Nach dem Rennen muss der Reiter noch einmal zur Wage, sein Gewicht prüfen zu lassen: kommt er nicht auf dem Pferde bis dorthin, so kann er keinen Anspruch auf den Gewinn machen. Guy Livingst.

scampishness. S. Brooks Gord. Knot p. 16.

scarlet Lady. to fire a gun on a Sabbath was an abomination which could only have emanated from a disciple of the Sc. L. Dundonald Autob. Babylon, die grosse H.... Offenbarung Joh. 17, 4. Aehnlich the Lady of Rome, die kathol. Kirche. Trollope Barch. T. 150.

schedule. Die einzelnen Piecen der zu einem Fascikel gehörenden Akten werden numerirt als Sch. a, b, c, u. s. w.

science, im ring die Geschicklichkeit, die „Theorie" im Gegens. der blossen physischen Kraft beim Boxen. Guy Liv.

scout, oxforder Ausdr. für das was gyp in Cambridge ist. L. giebt nur: Laufbursche.

scramble, s. Verlegenheit, schlimme Lage, und das Streben sich herauszubringen, Brooks Gord. Knot p. 31., und

a scrambling letter ib. p. 23, unordentlich, eilig.

to scrape one's feet, sich die Füsse beim Eintritt reinigen.

scratch. the corps is a family gathered together like what jockeys call a „scratch-team" — a wheeler here and a leader there, with just smartness enough to soar above the level of a dull audience, also wol ein Gespann von Pferden, die eigentlich nicht zusammen passen. scratch-race erklärt das Sl. D. a race where any horse, aged, winner, or loser, can run with any weights, in fact a race without restrictions. to. s. ist der professionelle Ausdruck dafür, wenn jemand sein Pferd vom Rennen zurückzieht und es aus der Liste der Pferde ausstreicht; s. Lever Davenp. Dunn III, 266 T.: matrimony is a match where you can't scratch and pay forfeits. cf. ib. 378 scratched my marriage; von einem cassirten Geistlichen ib. 208 he was scratched years ago. Andres scheint zu bedeuten II, 57: let her only enter for a match, and she'll be scratched from one end of England to the other: in den Wettbüchern als ein „favourite" bezeichnet?

scribing. M'Clintock voy. of the Fox p. 242 the heading of a cask has been brought on board, but the „scribing" upon it is very indistinct.

sea-cook. son of a s. c. üblicher term of abuse bei Seeleuten.

to season. a well seasoned meerschaum, angeraucht, Ad. Bede, I, 311. — s. in season and out of season, biblisch; zu allen Zeiten und an allen Orten. Sh. Brooks Gord. Knot p. 145, Trollope Barch. Tow. öfters; Citat aus 2 Tim. 4 v. 2.

second wind, to get the s. w. sich neuen Credit verschaffen, Guy Liv. (cf. to raise the wind).

seedy. Die slang-Bedeutung illustrirt gut Dickens Vergleich Sketch. 27: seedy as a cucumber.

to sell, slang, überh. = betrügen, täuschen; auch das Subst. a sell, eine Täuschung, eine Lüge ist sehr üblich.

to send up. Schulausdruck. Cornh. Mag. Dec. 1860 p. 645: The Bishop of Lichfield whom we justly reckoned the first of his day, was, I think, „sent up," but four times during the whole of his stay in the fifth form. Der Knabe wird mit einem Zettel, auf dem sein Vergehen verzeichnet steht, zum head-master geschickt, der ihm die Strafe diktirt

senior, in L. und F. schlecht erklärt. Bei dem mathem. Examen for honours ist Senior optime der Name der ganzen zweiten Klasse; der der ersten ist wrangler, und der erste von ihnen ist der Senior wrangler. Senior fellows sind Inhaber gewisser Fellowships, deren Hauptunterschied von denen der Junior fellows in einem vier- bis fünfmal höherem Stipendium besteht. Die Erlangung hängt nicht ausschliesslich von der Anciennetät, sondern von sehr zahlreichen Sonderbestimmungen ab. Freie Concurrenz um die Stellen ist erst in neuster Zeit in Oxford eingeführt. Die seniors bilden auch eine Art Gericht, vor welches Studirende geladen werden, die sich eines besondern Vergehens schuldig gemacht haben. Die Berufung heisst to summon up a seniority, s. Farrar Jul. Home.

a sensation = half a glass of sherry, Austr. Fowler S. L. p. 53.

to serve a person out, nicht bloss durchprügeln (L.), sondern überhaupt: ihm tüchtig dienen, heimleuchten, strafen mit irgend einer Handlung; bes. Jemand „abführen," der sich einen Spass mit uns machen will; s. Macm. Mag. Jul. 1860 p. 225, served out the sophs completely.

set. Dick. Little D. I, 85: lord set you up like a corner pin, Bedtg.? ob vom ninepins hergenommen? — to set up superiorities against ... sich Vorrechte anmassen über . . . Little Dorr. III, 85 T. to set up one's rest (s. F. und L.) auch ähnlich wie to pitch one's tent, Dick. Hard T. p. 15 T.

settlement. to have an income under settlement: nicht so, dass man frei über das Capital verfügen kann, sondern nur den Niessbrauch hat zufolge einer beim Heirathscontrakt gemachten Bestimmung.

to sew up one's stocking, Reade Love m. l. p. 364 und 400. Jemandem den Mund stopfen; üblich?

shady. there is a shady side to every thing in this world, Kavan. seven y.

to shake. Macm. Mag. Febr. 1860 p. 258: the rest of the men had shaken together well, sich gut an einander gewöhnt, sich zusammen eingearbeitet; von Körpern, die zusammen geworfen sich einfugen oder die Ecken verlieren; oft von Personen in Wagen, die Anfangs gedrängt und unbehaglich, nach längrer Zeit des Fahrens in bequemeres Sitzen gerüttelt werden.

shall and will are for the king, sprüchwörtlich bei eigensinnigen Kindern angewandt.

sharp at sums, wer einen guten Zahlensinn hat. Aeusserst üblich ist sharp practice, von feinerer Art Unredlichkeit, die nicht grade bis zum offnen Betruge geht, z. B. Dick Little Dorr. II, 85. business done on sharp principles. Hard T. 45 T. Lever Davenp. Dunn. III, 165 T. Aehnlich ready to do a sharp thing ib. II, 298. — at sharp five, genau um fünf Uhr.

shave. it was a near shave, es wäre beinah schlimm geworden. Macm. Mag. Apr. 1860, p. 461: so near a shave was it.

a shebeen or barraque, Cornh. Mag. Sept. 1860 p. 358; irisch?

sheep. Just as good for a sheep as a lamb, Lever Davenp. Dunn II, 244; vollständiger: a man may as well be hung for a sheep as a lamb; stiehlst Du einmal, so thu's ordentlich! da auf Stehlen von Schafen, ob jung oder alt, Todesstrafe stand.

shirker. a faint-hearted sh. of responsibilities, Cornh. Mag. Jul. 1860 p. 109.

shoe. he will die with his shoes on: er wird gehängt werden; weil wer in seinem Bett stirbt, die Schuh nicht an hat, s. Cornh. Mag. Oct. 1860 p. 442.

to shoot a cover, ein Revier absuchen, Guy Liv.

a shoot. in einem Artikel der Westm. Rev. als Mittel vorgeschlagen, die in die Kästen gesteckten Briefe im Postamt leichter in das Innere gelangen zu lassen; wahrscheinlich = an inclined-plain.

to shoot the moon, bei Nacht seine Möbel fortschaffen, wenn man den Hauswirth nicht bezahlt hat; Cornh. Mag. Sept. 1860. p. 361.

shooting-box, ein kleines Haus auf dem Lande, hauptsächlich mit Rücksicht auf Jagdzwecke angelegt.

shop. to talk shop, vom Geschäft oder überhaupt seinem Beruf sprechen, statt eine allgemein interessirende Unterhaltung zu führen,

Sh. Brooks Gord. Knot p. 300. Auch überhaupt der gewerbsmässige Betrieb einer Sache; Farrar Jul. Home: though a fair cricketer himself, he soon grew weary of the „shop" about the game. — the shop sits heavy on him. Dick. Little Dorr. II, 270: he thinks he has a soul beyond the shop, er glaubt zu etwas Höherem geboren zu sein, Cornh. Mag. Dec. 1860, p. 601. — Ein Seemann schreibt: I cannot, at present, enter into any shop-business (Parry Mem. of Adm. Parry p. 158).

shot-silk. Changeant — Seidenzeug, das nach dem verschiednen Licht andre Farben zeigt.

shoulder. Troll. Barch. T. 226: he would work with them shoulder and shoulder, gleichmässig, von Wettrennen, wenn zwei Pferde gleichmässig laufen.

shout s. unter stand.

to show fight, der eigentliche Ausdruck für das Versetzen in die zum Boxen geeignete Stellung (L. zu allgemein: sich kampfbereit zeigen).

to show, intr. Cornh. Mag. Aug. 1860 p. 194: how the birch-trees clothed with their white and glistening bark showed like skeletons: glänzen, sich abheben vom dunklen Hintergrund.

to shut up, zum Schweigen bringen, Dick. Little Dorr. I, 93: he shut him up in about half a minute, cf. 231 it shuts them up, they haven't a word to answer. Macm. Mag. 1859 Dec. p. 96: I was quite shut up, konnte kein Wort hervorbringen; Dick. Little Dorr. I, 204: this shuts it up, bringt die Sache zu Ende = dies ist mein letztes Wort. Auch intrans. schweigen, übertr. überhaupt: aufhören, Lever Dav. Dunn I, 176: I shut up, ich schliesse den Brief. — Lever Dav. Dunn II, 23: if you push them (the horses) a bit, they shut up, stehen still.

shutters, oft als Tragbahre gebraucht, wenn Personen verunglücken; Dick. Little Dorrit I, 283: a litter hastily made of a shutter. Lever Dav. Dunn III, 265: a man that would send you home on a shutter if etc.

shy. Lever Davenp. Dunn I, 256: you are always talking to me of a fellow called Kellet — why not have a shy at him, es 'mal mit ihm versuchen; auch: mit Jemand anbinden; eine Sache probiren; to have a shy at Homer; etwas anders ib. II, 24: take a shy at Düsseldorf: schnell einmal hinüberfahren, Dick. Little Dorr. III, 107: a temporary shy at an entirely new scene and climate.

side. students who are on different sides, Farrar Jul. Home; die zu den grösseren colleges gehörigen Studenten sind oft in mehrere Abtheilungen getheilt, die nur zum Essen und in der Kirche zusammen-

kommen, in den Vorlesungen und in Geldangelegenheiten getrennt sind. side-candle, Trollope Warden 189 in der Bed.: Licht um zu Bett zu gehen. — side-winds, to beat about for s. w., Dickens Hard T. = to beat about the bush; doch von Schiffen übertragen, die den graden Cours nicht nehmen können (beat about), da ihnen der richtige Wind fehlt. und die daher mit halb conträren Winden (s. w.) so viel wie möglich vorwärts zu kommen suchen. — side-dishes, Davenp. Dunn I, 180 T. Gemüse, entremets, hors d'oeuvres u. dgl., die wenn das ganze Essen zugleich auf den Tisch gesetzt wird, an den Seiten der Tafel stehu, wäred hngdierossnen Fleischstücke die Mitte einnehmen.

to sift sunshine, Reade Love me l. etc. p. 240, von subtilen Speculationen, wol mit Erinnerung an Swift Gull. tr. in Laputa. Auch wird gesagt: to extract sunshine out of cucumbers.

sight. a good sight for soreeyes (vulg.) bei Troll. Barch. T. 85: a sight of you is good for sore eyes, in Bezug auf Personen, die sich selten sehen lassen. — to take a s., komische Benennung der Misstrauen, Hohn und Verachtung bezeichnenden Geberde, wenn man die ausgespreizte Hand mit dem Daumen gegen die Nase setzt (wie der Schiffer den Quadranten) und den kleinen Finger bewegt, eine Pantomime, die gew. zu dem von B. XXIII, 15 besprochnen „Walker" gebraucht wird. — a cannon is sighted (Times), das Visir an einer Kanone wird regulirt.

to sink the chambers, den Schacht zu einer Mine graben, Lever Dav. Dunn II, 280 T.

sink. auch als Fluch statt damn, Trollope Warden p. 38: sink them all for parsons etc., ib. 39: sink his twopence.

to sit for a fellowship, in das Examen gehen. — to give a painter a sitting, zum Bilde sitzen, Thack. Newc. — I can't sit them for above a second or two, schwerlich üblich; gebildet nach stand them, Reade Love me l. etc. 108 T.

six. that is six to the half a dozen; einerlei. — to be at sixes and sevens. Das Sl. D. bemerkt über den Ursprung: The Deity is mentioned in the Towneley Mysteries as He that „set all on seven" i. e. set or appointed everything in seven days. A similar phrase at this early date implied confusion and disorder, and from these, Halliwell thinks, has been derived the phrase „to be at sixes and sevens." A Scotch correspondent, however, states that the phrase probably came from the workshop, and that amongst needle makers when the points

and eyes are „heads and tails“ (heeds and thraws), or in confusion, they are said to be at sixes and sevens, because those numbers are the sizes most generally used, and in the course of manufacture have frequently to be distinguished.

a size larger than . . ., um einen Grad grösser, Dick. Hard T.

skeleton in the closet, ein unangenehmes Geheimniss, das man vor den Augen der Welt verbirgt. Thack. Newc. hat ein besondres Kapitel darüber, Dick. Little Dorr. II, 19: to produce the family-skeleton, Sh. Brooks Gord. Knot p. 143. Aehnlich a peacock on the wall.

to skim over a newspaper, flüchtig durchlaufen, Lever Davenp. Dunn I, 100 T.

skin. brought up amongst fellows would skin a cat, Bed.? Lever Dav. D. p. 18.

skylarking, genauer als L. (Possen der Matrosen im Takelwerk) giebt Sl. D. unter Lark: mounting to the highest yards and sliding down the ropes for amusement which is allowed on certain occasions.

slate. S. Brooks Gord. Knot p. 55. . . . are to be found under the same slates, unter einem Dache. Hier mag beiläufig die Bemerkung Platz finden, dass im Schieferhandel die Tafeln nach Grösse und Stärke, nicht im Scherz, als Small Ladies, Large Ladies, Countesses, Duchesses, Queens, unterschieden werden; so dass es in einem Briefe ganz ernsthaft heisst: an order for 3000 queens, oder: those 5000 Duchesses you sent me last time were not of the best quality.

sledge. to throw the s., ein bes. in Schottland geübtes Wettspiel, wer den schweren Hammer am weitesten werfen kann.

to sleep on it, unbeachtet lassen L. schlecht; warum er nicht giebt „die Sache beschlafen,“ ist nicht abzusehen, da die Begriffe sich decken, s. z. B. Trollope Warden 185 (es findet sich to consult one's pillow). — to sleep wird es genannt, wenn ein Kreisel in seiner schnellsten Drehung vollständig still steht.

sleeve. Trollope Warden 205: another plan which he had in his sleeve, vorräthig, bereit haben; v. Taschenspielern?

slip. there's many a slip between the cup and the lip, sprüchwörtlich. Troll. Barch. Tow. 363.

slobber, in Reade Love me l. p. 78 cf. 116 T. in ähnlicher Uebertragung wie unser „begeifern“ = tadeln.

slop-work, überhaupt schlechte Schneiderarbeit, die man fertig gemacht kauft, Dick. Little Dorr. I, 320.

slow, familiär, von Gesellschaften u. dgl.: langweilig, Troll. Barch. Tow. 48. dann Gegens. zu fast in seiner slang-Bed. Macm. Mag. Apr. 1860 p. 459: the fastest of the fast and the slowest of the slow.

slum, nicht bloss Zimmer (L.), sondern mehr = Spelunke, Bordell, bes. back-slum (Cornh. Mag. Jul. 1860 „Hogarth").

small hours, die Stunden nach Mitternacht; immer wo vom Hineinschwärmen in den folgenden Tag die Rede ist: sehr üblich, s. z. B. Little Dorr. I, 80.

a smash = ice brandy and water, Austr. Fowler S. L. p. 53.

smear. a coat „smeared" with lace etc. Dougl. Jerrold men of char. I, 57.

smooth hores, glatte Läufe, im Gegens. zu rifled guns (Guy Liv.).

snub. Auch das Subst. hat die Bed. Nase, Verweis; to give somebody a snub.

snuff. Cornh. Mag. Jun. 1860. „Will. Hogarth." snuffed out übertragen von Jemand, dessen Ruhm gänzlich erloschen ist. exchange of the snuff-boxes, Bezeichnung des Beriechens der Hunde.

snuggery. L. sollte d. W. „Boudoir" geben. In Dick. Little Dorr. ist es fortwährend (z. B. I, 126, II, 251 T.) das kleine Kneiplokal im Marshalsea-Gefängnisse.

so said so done, wie gesagt so geschehen.

sodden, durch Wasser aufgeweicht; half-sodden turf-sods, Lever Dav. Dunn III, 137 T. — clothes soddened with wet, Dick. Little Dorr. I, 179 T.

soft soap (sl.), Schmeichelei, Amerikanism.

solitair, Grillenspiel L.; vielleicht ist Nonnenspiel bekannter; 32 Holzpflöcke oder Glaskugeln in 33 Löchern eines Brettes aufgestellt und nach Art des Damenspiels so geschlagen, dass zuletzt einer übrig bleibt. Das Spiel ist in England so üblich, dass z. B. folgende Stelle im Cornh. Mag. (Art. über Hogarth) Anspruch auf Verständniss machen darf: rolling about the board is not to be tolerated any length of time; we must peg in somewhere, and happy the man who finds himself in the right hole.

son-in-law, auch Stiefsohn, Thack. Newc. I, p. 38 T.

soph. Undergraduates sind junior sophs vor dem little go; senior sophs nach demselben. Die Wörter freshman, junior soph, senior soph, und questioner oder fourth-year man sind nicht spasshaft, sondern officielle Bezeichnungen. Uebrigens schreibt Carl Benson, Macm. Mag. Jul. 1860

in einem Artikel „My friend Mr. Bedlow, or Reminiscences of American College Life“: „the second-year students are called sophomores; why, nobody knows . . . But an erudite Yale Professor found out by dint of vast research that the epithet was formerly written sophimore“ und ib. 224: „These sophs (the usual abbreviation will serve to compromise the difference in orthography) have the traditional reputation of being the chief actors in such small amount of larking as goes on at Yale. Their particular speciality used to be hoaxing the freshmen“.

sorrow. the sorrows of Werther, Werther's Leiden. Aehnlich wie devil statt der Negation; sorrow a rap (q. v.), Lever Davenp. Dunn I, 43 T. = not a r.

soul. he was the very soul of honour in all his doings, die Ehre selbst; the soul of good nature, die Gutmüthigkeit selbst, Kavanagh Seven years. Cornh. Mag. März 1861: the soul of independence.

soup. Lever Davenp. Dunn II, 222 T. C. must have got his soup pretty hot, muss ihm schlimm gegangen sein; üblich?

south-downs, kleine schwarze (?) Schafe, wegen ihres zarten Fleisches geschätzt (Lever Davenp. Dunn II, 109) und daher besondrer Gegenstand landwirthschaftlicher Pflege (ib. III, 239).

the Southerly Buster, der Wind, mit dem mässigere Temperatur nach dem Herrschen des heissen Windes in Australien eintritt. Fowler S. L. p. 87.

space. to sweep into space (Trollope Tuscany), faded into sp. (Cornh. Mag. Jun. 1860, „Hogarth“), in den leeren Raum, in's Nichts = vollständig.

spar. Dickens Sketch. 449 T. Mr. Timson kept up a running spar with Mr. W. T. Angriffsstellung beim Boxen.

speaking of . . ., à propos. . . .

special. Während einer Reihe von Fällen vor Gericht werden gewisse Punkte für eine besondre Erwägung aufbewahrt. Sie werden dann nachher besonders zusammen abgemacht, und darüber bloss die barristers gehört. Sie werden als special argument bezeichnet und das Verfahren nennt man to sit in banco. Dickens Little Dorr. III, 197 to make a special case heisst es, wenn in einem Gesetze für bestimmte Personen oder Stellen aus Gründen eine Ausnahme gemacht wird. Troll. Barch. T. 256.

specific performance. Wird die Erfüllung eines Contractes

von einer Seite verweigert, so reicht die andre eine Erfüllungsklage ein, files a bill for specific performance. Solly Campbells II, 253.

spex, vulgäre Abbreviatur für I suspect? Sh. Brooks Gord. Knot p. 88.

spicy auch übertr.: a spicy remark, bitter, Lever Davenp. Dunn II, 337 T.

a spider, Austr., = lemonade and brandy, Fowler S. L. p. 53.

spirit-rapping, Geister- oder Tischklopfen. Die ganze Terminologie s. in einem Artikel darüber in Cornh. Mag. 1860 Aug. (p. 212).

spirt. he spirted it into Mr. F.'s face, = to flip? einfach: Jemand (ein Papier) in's Gesicht werfen.

a spitch-cooked chicken? Macm. Mag. 1859 Nov. p. 24.

splitter. I have got such a splitter of a headache, Cornh. Mag. Juni 1860; a splitting headache sehr üblich.

sponge-cake. Nicht zu grosse Biscuits von dem Teig, den wir Sandtorte nennen.

spoon, to hang up the spoon = sterben.

spooney. You seemed to get rather spooney on me, Reade Love me l. etc. 373 T., cf. Lever Davenp. Dunn III, 164: not actually in love but only spooney, also von blosser Liebelei. Cornh. Mag. Sept. 1860. p. 299. — So when we were spoons together, in den Tagen, wo wir noch leichte Liebesabenteuer trieben.

spout. Wasserröhren werden so angebracht, dass auf Jemanden, der an der Mauer eines Hauses ein Bedürfniss befriedigen will, Wasser herabtröpfelt. Demzufolge ist „beware the spout" = dieser Ort darf nicht verunreinigt werden.

sprayey. Lever Davenp. Dunn III, 54 T.: Heaths and ferns mingled their sprayey leaves with the wild mystle and arbutus.

spring-van, Dick. Sk. 445 T. ein leichtes bedecktes Gefährt, um delicate Gegenstände zu transportiren; Ad. Bed. I, 129: It'll do no good to sit in a spring-cart o' your own, if you've got a soft to drive you.

sprinkling machine, Wagen zum Sprengen der Strassen. Oliver Wendell Holmes, Autocrat of the breakfast table. p. 24.

square. Lever Davenp. Dunn I, 153: the horses he had „nobbled," the jockeys „squared" etc.?

stable. to lock the stable-door when the horse is stolen: den Brunnen zudecken, wenn das Kind ertrunken ist.

stake and bound. Guy Livingst. p. 21 T.: ein Hinderniss beim Wettreiten.

to stalk a deer, Troll. Barch. T. 371, eine besondre Art Jagd in den Hochlanden, bei der man sich den Hirschen kriechend auf dem Bauche nähert. Cornh. Mag. Ap. 1861 p. 398 (a girl) stalked a man to Paris.

stand. to sell the crop standing, die Frucht auf dem Halme verkaufen. — stand and deliver, ein von Strassenräubern ebenso üblicher Ausdruck wie: la bourse ou la vie! s. Dickens Two Cit. I, 6 T. cf. Thackeray Engl. hum. 10 T.: Leighton, Curious traditions etc., Edinb., W. P. Nimms, 1861, p. 10: the old watchword: Standand deliver. the horse stands full 16 hands, misst 5 Fuss 4 Zoll engl. — stand-house, bei Wettrennen das Haus, wo die Richter sitzen und die Namen und Nummern der Pferde ausgehängt werden, Lever Davenp. Dunn I, 166, III, 22 T. — stand-off, adjectivisch = zurückhaltend vom Benehmen, doch wohl nicht üblich, ib. I, 311: is he stiff, haughty, grave, gay, stand-off or affable?

to stand, v. a. „poniren," sehr üblich; z. B. Macm. Mag. März 1860 p. 323. Doch nicht bloss vom Essen und Trinken, cf. ib. Dec. 59 p. 92: if they would stand a whip of 5 shill. a man. Fowler S. L. & S. p. 53 giebt für Australien zwei slang-Ausdrücke dazu: to pay for liqnor for another is to „stand," or to „shout" or to „sacrifice". — he knew that it stood him to do so, if he possibly could, Troll. Barch. T. 394. Wol nicht eben üblich.

stand-up. adj., a good stand-up fight in a good cause is a good thing, Cornh. Mag. Sept. 1860 p. 290.

stars and stripes. Die amerikanische Flagge.

to start to one's self, Dickens Two Cit. I, 22 T., aus dem Schlafe auffahren.

station-master. Bahnhofsinspector.

status. a sure status in society, Lever Davenp. Dunn I, 54 T., the then status of the London actor, Cornh. Mag. Sept. 1860 p. 366: the social status, Ol. W. Holmes, Autocrat of the breakfast table, p. 25.

statute-book. Das englische Landrecht, so zu sagen; d. h. der Theil des englischen Rechts, der in Parlamentsakten besteht.

to steal a march. Die militärische Bedeutung erklärt besser als L. folgende Stelle aus Lever Davenp. Dunn III, 312: you stole a march on me — moved off without beat of drum, and took up a position before I was stirring.

steeped, auf Kenntniss und Wissen übertragen wie das latein.

imbutus; steeped in slyness, Bulwer What will etc., cf. Cornh. Mag. Oct. 1860 p. 401: st. in selfishness.

stem-hall; My Novel I, 133 T., von Bulwer gebildet um das deutsche „Stammschloss“ auszudrücken, wofür ein Wort im Englischen fehle.

stewy. schmorig, von riechender Luft, Russell Diary.

stiff. a stiff one, stiff 'un, sl. = ein Todter. Hierauf beruht die Pointe von Dick. Sk. p. 410.

stir. the more you stir in it the more it stinks, sprüchwörtl. in My Novel, Bulwer.

stock. that girl comes of the wrong stock to give up anything, Guy Liv.: ihre Familie giebt nichts so leicht auf.

stock. one of our stock-stories, Dick. Christm. Carol, eine stehende Geschichte, die immer wieder erzählt wird, Brooks Gord. Knot. p. 2.

stone-fence = ginger-beer and brandy, Austr. Fowler S. L. & S. p. 53.

stool. between the two stools the country may one day go to the ground, Dundon. Autob., es ist die Rede vom Kampf zweier Principien im Staate, das Sprüchw. ist: between two stools one falls to the ground, in der Regel in Bez. auf Hoffnungen, deren eine uns täuscht, während wir die andre in Rechnung auf sie aufgegeben haben, s. Troll. Barch. Tow. 156, 212, 215. — to kick the stool from under one, sich selbst der Hülfsmittel berauben.

stool. Little Dorr.: a stool and five shillings a week were found for T., als Bezeichnung einer Schreiberstelle bei einem attorney; wohl nicht allgemein üblich.

stoppage. Das Verfahren von Wagen in einer Strasse, Dick. Sk.

a straight-goer, Guy Liv., = a horse who goes straight at his fences, das vor Hindernissen nicht scheut.

strain. Guy Liv.: we have not quite so much evidence as I could wish. It would be straining a point to arrest him as it stands, zu weit gehen.

a stray question, eine Querfrage.

strike. to strike down to Naples, schnell hinunterreisen (Guy Livingst.). — she struck into a side-path, bog ein, Dick. Hard T. — to strike out for a sinking man, von der Schwimmbewegung, Farrar Jul. Home. — strike me bountiful steht für einen Schwur, wie str. me dumb, ugly u. dgl. – Dick. Sketch 458. at ten struck, Schlag zehn (Kavanagh Seven years). Wohl kaum üblich.

strong. to bring a man forward on his strong ground, von seiner starken Seite zeigen, Troll. Barch. T.

to stump. auch vom schlechten Ausfall eines Examens; Farrar Jul. Home: I shall be stumped in the greek iambi, vom Cricket übertragen.

subject to dilapidations, verantwortlich für, verpflichtet, dafür aufzukommen, Trollope Barch. T. 87.

sue a beggar and catch a louse, sprüchw.?

sufferance. does he chose to hang on sufferance and hope to be taken, provided Miss can get no better, nur geduldet zu sein, in Geduld zu harren; Thack. Newc.; cf. Lever Davenp. Dunn I, 24: a class he merely mixed with on sufferance, nur als Geduldeter.

sun. as honest as the sun, Little Dorr. I, 290.

a sunshade. eine Art Sonnenschirm.

suppose. the sky were to fall, what would become of all the larks? oder larks will be cheap, spottend gegen Jemand, der mit if oder suppose spricht.

surface. his surface eyes looking as if they belonged to his dyed hair: Augen, die nicht in's Innere blicken lassen? Dick. L. Dorr. II, 201.

suspend. komisch für to hang out, wohnen, q. v.

sus. per coll. (suspensus per collum) written against one's name; Bezeichnung der Todesstrafe durch Strang in amtlichen Registern, Cornh. Mag. „Will. Hogarth“ Aug. 1860.

to swamp. vom Kahn übertragen: das Uebergewicht haben, den Ausschlag geben, das meiste gelten, Macm. Mag. 1859 Nov. p. 12: the fast set then swamped and gave the tone to the college. So: the majority swamps the minority u. dgl.

swear. enough to swear by it, eine geringe Quantität zu bezeichnen, z. B. is there any butter left? — Yes, just enough to swear by.

sweet chestnut trees, ächte Kastanien.

swell. nicht bloss, wer sich in Bez. auf Kleidung (L.), sondern überhaupt wer sich hervorthut, so z. B. Farrar Jul. Home: he has come out swell von wissenschaftlicher Tüchtigkeit. — wood swells, quillt. —

swing. Captain Swing, Herr Galgenstrick, L., giebt keine recht deutliche Vorstellung. Es war die übliche Unterschrift, die man zur Zeit einer grossen Aufregung in den Agricultur-Districten den Brandbriefen gab, die man wegen Erpressung höherer Löhne an die Pächter schickte; Anspielung darauf Dick. Sketch. p. 412: „bit of swing.“

swirl (Farrar Jul. Home), schott. = eddy.

T. Zu der Redensart „to suit to a T" (cf. L.) bemerkt Sl. D.: perhaps from the T-square of carpenters, by which the accuracy of work is tested.

table-turning, Tischrücken, cf. spirit-r.

tail. Reade Love me l. etc. 118 T.: something unusually keen flashed upon Aunt B. out of the tail of the quiet L.'s eye, ib. p. 235 Miss L. noticed this out of the tail of her eye, scheint für corner zu stehen.

to take. taken in and done for, aufgenommen und versorgt, häufig gebrauchtes Wortspiel mit der slang-Bedtg: „betrügen" beider Wörter. — Was L. unter to take out of — anführt, steht oft ohne die letztere Präposition: so Dick. Hard T.: give your money and take it out, schlagen Sie den Preis heraus. Die Sache steht mit in: he gives him a good deal of money, but he takes it out in abuse; they take it out in 50 per cent, Lever Dav. Dunn I, 57. — Carriages are to take up at a quarter before one, ihre Herrschaften abzuholen, vorfahren; so bei Gesellschaften üblich, Troll. Barch. Tow. 69 — one man can take a horse to water, but a thousand can't make him drink, sprüchwörtlich, Troll. Barch. T. 292. — to take oder take in a paper, eine Zeitung halten; an to keep a p. erkennt man den Deutschen: Shirley Brooks Gordian Knot p. 2., taking in the Times, Cornh. Mag. März 1861 p. 319. cf. ib. Apr. p. 504. he never took long to mature his plans, braucht lange Zeit. — to take a lady out: eine Dame zum Tanz auffordern; Cornh. Mag. Aug. 1860 p. 176; sonst auch to lead out, Reade Love me l. 237 T. — the takeoff, der Punkt, von wo zum Sprunge abgesetzt wird, Guy Livingst.

talk. he had managed matters so as to get her talked of with Mr. T.: sie in's Gerede zu bringen mit ihm.

to tap the shoulder, das Verhaften, Bezeichnung des Geschäfts eines Bailiff, Cornh. Mag. 1860 Sept. 369.

tap. if it was of the same tap, he had rather not, Dick. Christm. Car. So sagt man: he keeps capital tap; that's a very good tap of yours.

tapped contemptous lips, Dick. Little Dorr. II, 146?

a taradiddle. eine Lüge, Kavanagh Seven years.

Tattersalls, berühmtes Etablissement für Alles, was Kauf und Verkauf der Pferde angeht, in der Nähe von Hyde-Park.

teaze. auch subst.: you will think me a great teaze, Quälgeist.

to teazel. Cornh. Mag. Jul. 1860 p. 100: well teazeled broadcloth, decartirt.

teeth. Kavanagh Seven years schreibt auch: in the teeth of law, dem Gesetz zum Hohn.

to tempt out und forth (Dick. Hard T.) hervorlocken, z. B. ein Thier aus seiner Höhle.

to term. Bedingungen stellen, Little Dorr. IV, 177: I don't like to term you unreasonable. Wohl nicht üblich.

tether. Spannseil (L.) ist nicht sehr deutlich; es ist namentlich das Seil, mit dem ein Thier auf der Weide und sonst angebunden wird, damit es nicht zu weit läuft, und wird davon häufig übertragen: I want to know the extent of my tether, wie weit ich gehen darf; so Trollope Tuscany: they had nearly run to the end of their tether, an's Ende ihrer Befugnisse gekommen; to ride the principles to their utmost tether, Times. — the tether of his mortal coil, die Zeit, die er noch zu leben hatte, Trollope Barch. Tow. 267.

thaw. übertragen: Reade Love me l. 55 T.: what do I ask them for, but to thaw Talboys! zum Sprechen bringen, machen dass er die Förmlichkeit ablegt.

thin as a post. —

thing. I'm not quite the thing in my stomach, Trollope Barch. T. 130: mir ist nicht recht.

this. In L. fehlt: I shall leave this for England, werde von hier nach E. abgehen; so z. B. Lever Dav. Dunn I, 37. 197 ib. from this to Newmarket; auch von der Zeit: jetzt, ib. 186: I should have my troop by this. will this lead me to ... ist dies der Weg nach ...?

throw. Trollope Barch. T. 271: Mrs. B. was thrown much with the St.'s: kam durch Zufall viel mit ihm zusammen.

thunder. In running away from the thunder I have run into the lightning — vom Regen in die Traufe.

ticket of leave beschränkt sich jetzt nicht mehr auf die Strafcolonien (L.), es wird nach längrer guter Führung in England selbst gegeben, doch ist damit etwas verbunden, was wir Stellung unter polizeiliche Aufsicht nennen würden.

to tide over. von Schiffen sehr oft übertragen: the difficulty was tided over, Trollope Tusc. Dickens Little Dorrit IV, 118 T.: is it impossible, sir, to tide over the present? — Lever Davenp. Dunn I, 161: now we might tide over the house, but the press would surely ruin all. Cornh. Mag. März 1861: to tide him over some difficulty.

tie. gleiche Zahl, L., technischer Ausdruck beim Schiessen: to shoot a tie, gleiche gute Nummer schiessen mit Jemand.

to tie up. von Grundbesitz oder Vermögen, über das durch ein settlement oder dgl. die freie Verfügung entzogen, und wovon nur der Niessbrauch gestattet ist; the land is tied up, Lever Dav. Dunn I, 78. Dickens Little Dorr. I, 101, 102.

tiff. to take a tiff at, übel nehmen.

tilt. auch allgemein übertragen: I cannot share in the tilt with them, mich mit ihnen messen, Lever Dav. Dunn I, 107 T.

time! ist der Ruf, mit dem der Unparteiische beim Faustkampf zum Beginn eines neuen „round" auffordert, nachdem er, die Uhr in der Hand, dem Ueberwundnen die üblichen Erholungsminuten gestattet, s. Guy Livingst. Darauf bezieht sich Dickens Hard T. p. 8 T.: to render the adversary deaf to the call of time. — Dickens Little Dorr. I, 164 T.: he timed the dog, nach der Uhr sehen und eine gewisse Zeit geben bei einem match against time, worüber s. L. unter time. — time table auch Fahrplan bei Eisenbahnen.

tip. she saw a star just within the tip of the crescent moon, die Hörner des M. — to miss one's tip, s. miss. — tip over = hand over; sl.

to. Eigenthümlich ist der Gebrauch in: he spoke to an act of intercourse having taken place between them (Times), zugestehen; der Rechtssprache eigenthümlich: I can't speak to his character; dafür bürgen. M'Levy, Curiosities of Crime, Edinb., W. Kay, 1861: p. 97: you can speak to their identity, bezeugen.

toe. to go toes up, Lever Davenp. Dunn I, 183 T.: sterben, cf. ib. III, 183.

togged out. Lever Dav. Dunn I, 334 T.: aufgedonnert wie well togged, ib. II, 225. Das Wort soll ursprünglich ein Seemannsausdruck sein.

tone. Trollope Barch. Tow. 150: gradually his mind recovered and made its tone, gewann seine gewöhnliche Haltung wieder; wohl nicht sehr üblich.

tongue. lest Miss Emery's long tongue should carry back to London what was by implication not true. A life for a life. — So Reade Love me I. 161: your tongue was too long for your teeth; sehr gewöhnlich ist: you had better keep your tongue between your teeth; beides sl.

to tool. allein = kutschiren, fahren, Lever Dav. D. I, 331: tool him along to Brussels; sl.

top. the mare scarcely topped 15 hands, mass kaum über . . . — tops and bottoms, eine Art Zwieback, so gebacken, dass immer zwei Stück auf einander gelegt und dann durchschnitten und für Kinder

eingeweicht werden, Anspielung Bulwer My Novel I, 55 T. — Zu top-sawyer fehlt bei L. die erste Bedeutung; s. Sl. D.: a Top-sawyer is a piece of Norfolk slang, and took its rise from Norfolk being a great timber county, where the top sawyers get the double wages of those beneath them. Lever Davenp. Dunn 343 bedeutet es einen Mann aus hoher Familie, in Dick. Little Dorr. I, 93 Jemand, der in Sprachen sehr gewandt ist. — to be at the top of the tree, Dickens Hard T.: oben auf sein, cf. Lever Davenp. Dunn III, 3: I am certain to be at the top of the tree at last. — Little Dorr. I, 297.

to tot up. Lever Davenp. Dunn II, 281: but if you come to tot up suits at Nisi Prius, suits in Equity, searches at the Herald's office etc. (sum total), zusammenrechnen.

touch-and-go. Macm. Mag. März 1860 p. 386: it was touch and go though. Lever Davenp. Dunn III, 278: he was always attached to him, but whenever it was really a touch-and-go thing, a nice operation, then he'd say etc.: eine gefährliche Sache, die grosse Geschicklichkeit erfordert. Soll vom Fahren hergenommen sein, da geschickte Kutscher einen Triumph darin fanden, einem Gegenstande nicht sowol auszuweichen, als vielmehr so hart an ihm vorbeizufahren, dass sie ihn eben berührten, ohne doch ihrem Fuhrwerk Schaden zu thun. touch and go wird also von Dingen gesagt, wo eine Gefahr nahe lag, wo es nah daran war, hart an's Leben ging u. dgl. (ähnlich it was a near shave, q. v.); oder es bedeutet das nur obenhin Berühren einer Sache, wie Dickens Little Dorr. I, 167 T.: this light-in-hand young Barnacle ... this touch-and-go young B. = superficial.

to tow, was bei uns „einen Kahn trödeln" heisst; tow-rope, das dazu gebrauchte Seil; towing-path, der Trödelweg am Ufer eines Flusses oder Canals (Farrar Jul. Home).

tower hamlets, ein Inbegriff von Vorstädten Londons mit etwa ½ Mill. Einw. meist von Häusern der niedrigsten Art: sie haben vier besondere Vertreter im Parlament, gewöhnlich sehr demokratisch.

town and gown rows, die Prügeleien zwischen „Burschen und Knoten" auf den Universitäten, Macm. Mag. Febr. 1860 p. 261 sqq. Der Ruf „Bursche 'raus" ist: „gown, gown!", der der Gegenpartei: „town, town!", und die Parteien werden als the town und the gown (verb. mit plural) unterschieden.

trace. you kept him up to the traces, Guy Liv., wie wir: Einen im Geschirr halten, ihm viel zu thun geben.

training. eigentlich von Pferden, was man auch condition (cf. unter put) nennt, dann auf Menschen übertragen, I am in capital training for my tour through . . ., Dick. Hard T.

transmitter. Savage, the Bastard: the tenth transmitter of a foolish face. Fortpflanzer; wie man von dem zehnten Earl v. X. spricht.

to travel out of record, in gerichtlicher Redeweise: vom vorliegenden Gegenstande sich entfernen, abschweifen, Dick. Little Dorr. IV, 160.

treacle. a tr. smile, Reade, Love me l. 222 T.

to tread the water. Macm. Mag. 1859 p. 20, entspr. dem Deutschen.

trews. Cornh. Mag. Oct. 1860 p. 451: schottisch für trowsers.

trifle. Oft bei Steigerungen, wie a trifle too long; so a trifle severe, Reade Love me l. p. 90 T. cf. 168: Dick. Little Dorr. II, 214.

trim, von Schiffen häufig auf Menschen übertragen: I am in capital trim to-day.

tripos, mag möglicherweise mit dem Begriff des Trienniums (B.) zusammenhängen, doch schon der Unterschied zwischen classical und mathematical tr. zeigt, dass diese Bedeutung nicht mehr damit verbunden wird. Es ist = examination for the degrees. Der Ausdruck kommt wol von den drei Klassen, in welche die Examinirten nach dem Ausfall rangirt wurden. Oft in Farrar Jul. Home.

trivet, Dreifuss L.; doch wurde nur unter dem Namen ein dreieckiges Geräth bezeichnet, welches vermittelst vier Haken vorn in das Gitter des Kamins so eingehakt wurde, dass man Kessel u. dgl. daraufsetzen kann, ohne sie über das Feuer selbst zu bringen. Aus dieser Art es zu befestigen, scheint die Redeweise entstanden zu sein: as right as a trivet, die sehr üblich ist, cf. Lever Davenp. Dunn III, 331: it will suit my (betting-) book to a trivet. Auch an einem Brunnen angebracht, den Eimer darauf zu stellen: Tales and Novels repr. from Household Words I. p. 209. T.

troop. to get one's troop, Rittmeister werden, Lever Dav. D. I, 186.

trotter. American trotters, Lever Davenp. Dunn I, 92. Reisende?

trunk-road. Hauptstrasse, trunk-line (Guy Livingst. u. Trollope, Framley Parsonage in Cornh. Mag. 1860 Juni) Hauptlinie zum Unterschiede von Zweigbahnen.

truss. Dougl. Jerrold Men of char. I, 15 T: they swore that but for the kindness of Sir S., Job had been trussed at the assizes, wie ein Vogel zugerichtet für den Galgen?

truth. of a truth, wahrhaftig, gewiss; häufig, z. B. Lever Dav. D. III, 34, auch of a verity, z. B. ib. I, 25: and Mr. S. did sit down and of a verity his position denoted no excess of ease or enjoyment.

to try. it tries you, auch = it puzzles you; so it tries my temper; a very trying child, setzt die Geduld auf die Probe. — In der Schule = Fragen vorlegen (Dick. Hard T. p. 9: I'll try you again), so auch trial = Examen (Farrar Jul. Home oft). to try on, versuchen ob man bei Jemand mit etwas durchkommt, mit der Nebenbedeutung des Verschmitzten, so Lever Davenp. D. III, 196, Dick. Little Dorr. III, 49. — to try back, sich von einer Sache zurückziehen, ib. III, 164: she was marvellously quick to discover that she was astray and try back, cf. ib. 228.

to tuck in, begraben, Lever Dav. D. I, 330: auf den Sarg vom Bett übertragen, dessen Kissen und Decken man Jemandem vorsorglich unterstopft, ihn warm zu halten. Bei Schulknaben ist es ein slang-Ausdruck für essen, s. Cornh. Mag. 1860 Sept. 382.

tug. auch Schleppschiff, Bugsirschiff, Dick. Little-Dorr. I, 218 und oft sonst.

turn. if you would do a hand's turn now and then about the kitchen, einen Handreich thun (Tautph. Init.); not able to do a hand's turn for myself, Lever Dav. D. I, 78. — four years just turned, Dick. Little Dorr. I, 197: eben vier Jahr gewesen, cf. Cornhill Mag. Sept. 1860 p. 275: the little princess just turned of three years old. I had got such a turn sagt Jemand, der durch etwas unangenehm berührt wird: you gave me such a turn . . . hast mich so erschreckt. — done to a turn: Braten, der so vortrefflich gerathen ist, dass eine Umdrehung des Spiesses mehr oder weniger ihn verschlechtert hätte, Reade Love me l. p. 18. — to turn, Lever Davenp. D. I, 76 T.: you're a poor struggling man and are well pleased to turn a penny in a small way, sich durch kleine Geschäfte — verdienen. — those who can't turn can't spin, sprüchwörtlich von Denen, die ihren Worten später eine andre Deutung zu geben suchen. — he can no more comprehend a joke than he can turn a tune, Cornh. Mag. Jul. 1860 p. 124, Bed.? — he has some money to turn round with, Geld, um etwas anzufangen; cf. Dick. Sk. p. 457. — to turn the points, die Weichen stellen.

turnip-driller. Troll. Barch. Tow. 183: ein landwirthschaftliches Instrument, womit die Löcher gemacht werden, Rüben darin zu säen.

a twenty-four, ein Vierundzwanzigpfünder. Die Breviloquenz

ist wól nicht für alle Caliber gleich üblich. Gelesen habe ich auch a thirty-wot.

twinkling. in the tw. of a bed-post, im Augenblick, scherzhaft üblich.

twist. I cannot twist my tongue to it, kann meine Zunge nicht dazu bringen, daran gewöhnen. — he seemed to have the knack of twisting these men round his finger, Kavan. Seven y.

a twoheaded plan. Reade Love me l. 198 T.

Twoshoes, ein endearing term für Kinder, Little Dorr. IV, 94.

underhorsed. schlecht beritten, Cornh. Mag. Dec. 1860 p. 689.

underhung. Macm. Mag. Nov. 59 p. 20: he had the trick which many underhung men have of compressing their upper lip, mit hervorragender Unterlippeo; ebens overhung, das Gegentheil.

Union. auf den Universitäten Oxford und Cambridge eine Gesellschaft, zu der die grosse Mehrzahl der Studenten gehört. Sie versammelt sich, um über politische, historische und literarische Gegenstände zu debattiren, und ahmt dabei alle Formen des Unterhauses nach; es werden dort z. B. den Ministern Misstrauensvota gegeben; oft erwähnt z. B. Macm. Mag. Nov. 1859 p. 13. Thackeray Engl. Hum. pr.

union-man: „Good and steady workmen wanted. No union-men need apply.“ Londoner advertisement. Solche Arbeiter, die nach dem grossen strike 1859 sich vereinigt haben, nur unter gewissen Bedingungen und geringere Zeit zu arbeiten. Doch gab es trade-unions schon in den zwanziger Jahren.

untruism neben truism, gebildet von Troll. Barch. T. 41.

U. P. it's all U. P. with him, im Gespräch scherzhaft für up. — up häufige Breviloquenz für: in London, im Gegensatz zu down = in the country; so up-passengers-office, Billetverkauf für Personen, die nach L. wollen u. dgl. the up-train, Adam Bede I, 243. In den Universitäten ist der Gebrauch umgekehrt. — to have one up for, anklagen, Prozess machen, vulg.; Farrar Jul. Home: I'll have you up for assault; cf. Lever Davenp. Dunn II, 235: have me „up“ on that charge. — subst. ups and downs, Wechselfälle, z. B. Kavanagh Seven y. human life is made up of ups and downs, cf. Lever Davenp. Dunn III, 105: inured to the ups and downs of fortune, Dick. Little Dorr. IV, 146. Corch. Mag. Apr. 1861 p. 382.

uppermost. to talk of everything that comes uppermost, sehr üblich, z. B. Lever Davenp. Dunn III, 178, ib. 54: Cornh. Mag. Sept. 1860. p. 300: speak out what came uppermost to her tongue.

utility-man, ut.-actor, technische Benennung einer besondern Charge beim Theater, Cornh. Mag. Dec. 1860 p. 748.

Van John. Hazardspiel mit Karten, aus vingt-et-un entstellt, Macm. Mag. Dec. 1859 p. 102; ib. Febr. 1860 p. 252.

vengeance. with a v., in der Umgangssprache als Verstärkung zu andern Worten zugesetzt: so a madman with a vengeance, Dick. Sketch. 420 T., Fowler S. L. & S. p. 43: digging in Australia is work with a vengeance: schwere Arbeit. Bei Shakesp. Pericl. II, 1 pr. findet sich ebenso: come away or I'll fetch thee with a wannion.

village. the little v., scherzhaft für London, Macm. Mag. Febr. 1860 p. 252.

virtual, auch das eigentliche Wesen der Sache im Gegensatz der trügerischen äussern Erscheinung: a man virtually retired from business, der sich eigentlich zurückgezogen hat.

visiting governess, die nicht im Hause wohnt, sondern kommt und Stunden giebt, Lever Davenp. Dunn I, 40: üblicher ist daily g.

vote as to want of confidence, Misstrauensvotum.

wait. In L. fehlt die Verbindung: to wait breakfast, dinner etc. for a person.

waiving. abgesehen von, Little Dorr. I, 4: so far, and waiving their use for himself, a clockmaker could have made a better pair (of eyes).

walk., I must try if I can't walk it off, durch Gehen (die Grillen oder dgl.) los werden, Kavan. Seven y. — to walk the hospitals, der eig. Ausdr. bei jungen Medicinern, die unter Leitung eines Oberarztes ihren praktischen Cursus in den Krankenhäusern durchmachen, Brooks Gord. Knot p. 31. Macm. Mag. Aug. 1860 p. 341. John H. Stegall etc. p. 190. walk, in der Bed. v. line, Branche, Dick. Little Dorr. III, 108: he painted anything, if he could get the job. He had no particular walk. cf. id. Sketch 455: in a milk-walk.

Walker. Auf die von Büchmann XXIII p. 35 gestellte Frage giebt das Sl. D. folgende Antwort: Walker! or Hookey Walker! an ejaculation of incredulity, said when a person is telling a story which you know to be all gammon or false. The „Saturday Reviewer's" explanation of the phrase is: „years ago, there was a person named Walker, an aquiline-nosed Jew, who exhibited an orrery, which he called by the erudite name of Eiduranion. He was also a popular lecturer on astronomy, and often invited his pupils, telescope in hand, to take a sight at the moon and stars. The lecturer's phrase struck

his school-boy auditory, who frequently „took a sight“ with that gesture of outstretched arm and adjustment to nose and eye, which was the first garnish of the popular saying. The next step was to assume phrase and gesture as the outward and visible mode of knowingness in general.“ A correspondent, however, denies this, and states that Hookey Walker was a magistrate of dreaded acuteness and incredulity, whose hooked nose gave the title of beak to all his successors; and, moreover, that the gesture of applying the thumb to the nose and agitating the little finger, as an expression of „Don't you wish you may get it?“ is considerably older than the story in the Saturday Review would seem to indicate. There is a third explanation of H. W. in Notes and Queries IV, 425.

walking gentlemen. Statisten auf der Bühne, die nicht zu sprechen haben; Cornh. Mag. Dec. 1860 p. 748. Auch nennt man so in den grossen Magazinen diejenigen Commis, die bei den in denselben erscheinenden Damen umherzugehen und zu fragen haben, was ihnen gefällig ist, worauf sie dieselben an den Platz führen, wo der betreffende Artikel verkauft wird.

wall. to push to the w., in die Klemme bringen, häufig in Lever Davenp. Dunn, z. B. I, 157; II, 95. 218. Troll. Barch. Tow. 129: they habitually looked on the sunny side of the wall, die Sachen von ihrer heitern Seite betrachten.

'ware hawk, als Ausruf, Cornh. Mag. Sept. 1860 p. 363.

warm. a nice warm taste, gelindrer Grad dessen, was hot vom Geschmack ist.

wash. that won't wash, modernster slang für: that won't do?

wâste-word, ein Ausdruck, den sich Jemand so angewöhnt hat, dass er ihn häufig und oft fast bedeutungslos anwendet, wie „you know“ und dergl.

waterman. Ein geübter Rudrer, Segler; einer, der auf dem Wasser gut zu Hause ist, Macm. Mag. Nov. 59 p. 19, cf. Cornh. Mag. Febr. 1861 p. 231: Thames watermen.

way. Where there is a will, there is a way, sprüchwörtlich, z. B. Davenp. Dunn I, 334. — Dick. Little Dorr. I, 213: a man came into the room with so much way upon him, that he was within a foot of C. before he could stop, übertragen von einem Schiffe: w. ist die Bewegungskraft desselben durch das Wasser, a ship with so much way upon her.

weak as a rat.

wedge. to drive a wedge into a mystery, Guy Liv. und oft sonst; auch: to get the thin end of the wedge in, den Anfang zur richtigen Lösung einer Aufgabe machen. L. hätte unter wooden, wo er wooden spoon anführt, wooden wedge hinzusetzen sollen. Nach mündlicher Mittheilung ist w. sp. der Letzte der dritten Klasse auf der Liste der mathematical, w. w. der Letzte in der classical tripos. Das Sl. D. setzt über den Ursprung des letztren Namens hinzu, im J. 1824, wo die classical tripos eingeführt worden, habe es sich gefügt, dass, nachdem wooden spoon schon lange im Gebrauch gewesen, bei diesem ersten Male der Name des Letztern in classics, Wedgewood war.

weed. evil weeds never wither, sprüchw., Kavanagh Seven y. — a weed, eine Cigarre. — Davenp. Dunn I, 24: he bore the same relation to a man of fashion that a „weed" does to a winner of the Derby: that is to say to an uneducated eye there would have seemed some resemblance; and just as the „weed" counterfeits the racer in a certain loose awkwardness of stride and an ungainly show of power, so did he appear to have certain characteristics of a class that he merely mixed with on sufferance. Danach ist weed ein unedler Gaul mit langen Füssen, der etwas vom Aeussern des Vollblutspferdes hat.

well. to let well alone; mit dem, was man hat, zufrieden sein, nicht mehr verlangen. Sweden has been advised by England to let well alone in the Danish quarrel (Times), den Dingen ihren Lauf zu lassen, sich nicht darein zu mischen. — s. climbing to a high chamber in a well of houses, he threw himself down in his clothes etc. Dickens Two Cit. Bedtg?

well-to-do, soll nach der Vorschrift der Engländer nur prädicativ gebraucht werden; doch fehlt es nicht an Beispielen für den attributiven Gebrauch, Nat. Rev. Jul. 1860 p. 208: the substantial importance of the well-to-do farmer. Fowler S. L. p. 70: he is a well-to-do merchant, jovial and portly in aspect. Sh. Brooks Gord. Knot 117: the solvent and well-to-do tradesman. a well-to-do seafaring man, Cornh. Mag. März 1861 p. 307.

wet. Dick. Little Dorr. I, 174: muddled the business, addled the business, tossed the business in a wet blanket, wie to throw cold water upon . . ., es ganz verderben, zu nichte machen.

wheel. to put one's shoulder to the w., tüchtige Anstrengungen

machen, Trollope Warden p. 43, cf. Barch. Tow. 149; auch put our s. on the plough (Kavanagh Seven y.). — to break flies on the wheel; zur Erreichung kleiner und gewöhnlicher Zwecke grosse und ungewöhnliche Mittel anwenden, besonders in Bezug auf Rache, Strafe u. dgl. s. Dickens Little Dorr. IV, 53 T.: he deplored the necessity of breaking mere house-flies on the wheel. — Wheels within wheels, als Bezeichnung complicirter Dinge und Verhältnisse, Trollope Barch. Tow. 118 und öfter: wol mit dem Gedanken an ein verwickeltes Räderwerk, oder auch an Ezech. 10, 10 in Beschreibung des Cherubim: and as for their appearance they four had one likeness as if a wheel had been in the midst of a wheel.

to whip the trout-stream. Lever Davenp. Dunn II, 262, für angeln.

first whip, der oberste der Lohnjäger, die beim fox-hunting mitreiten, und die Hunde anzutreiben haben.

whitebait-dinner, ein jährlich kurz vor Auflösung des Parlaments von den Ministern in Blackwell gegebnes solennes Diner, cf. Lever Davenp. Dunn II, 103: the Irishman who has soared to the realm of whitebait with a minister, or even a Star-and-Garter luncheon with a Secretary of State becomes, to the eyes of his homebred countrymen a very different person etc.

white squall. eine besonders gefährliche, mitten aus heitrem Wetter sich erhebende Bö von furchtbarer Gewalt. Guy Livingst. Aus der Beschreibung scheint hervorzugehen, dass sie den Namen white squall führt, weil sie durch besondre weisse Windwolken angedeutet wird.

wide-awake. zu der Cant-Bedtg des Wortes vgl. die übliche Redensart (in Thack. Newc.) he said that a gentleman must get up very early in the morning who wanted to take him in. — Eine Art Hut, B. in XXIII, 36. Genauer die auch bei uns so beliebten kleinen weichen Filzhüte. Das Sl. D. giebt die jedenfalls launige Notiz: so called because it never had a nap, and never wants one.

wig. my wigs, Meiner Sixen!

will. at will, nach Herzenslust, ohne Einschränkung, Lever Dav. Dunn I, 2: why should not the retired „Peri" like to wander at will through a more enchanting garden than ever she pirouetted in?

wind. to sail near the wind, auch: ziemlich nah an die Gränze der Unehrlichkeit streifen. — he who has sown the wind will reap the whirlwind, häufig sprüchwörtlich aus Hosea VIII, 7. — M'Clintock voy.

of the Fox 219: this open water adds seriously to the drawbacks of a spot already sufficiently cheerless, gameless and „wind-loved."

a winding-up sale, ein Ausverkauf.

winding-sheet, auch das an einem Lichte abschmelzende und im Herablaufen erstarrende, lang herunterhängende Talg oder Wachs, Dick. Two Cit. I, 134 T.: he fell asleep on his arms, . . . a long winding-sheet in the candle dripping down upon him.

Windsor chairs. Dick. Little Dorr. I, 128: eine Art billiger und bequemer Armstühle, Macm. Mag. Dec. 59 p. 95 (W. ch.) are the cheapest arm-chairs one can get.

wine-and-walnut arguments, Hist. of Cownpore: Kannegiesserei, Gespräche, wie man sie führt, wenn man über dem Nachtisch politisirt, weil Wallnüsse zum Sherry gern nach Tisch genossen werden.

wings, Seitendecorationen, Dick. Sketch. 425.

wink. to take forty winks = to take a nap.

winning field. Das hinter dem letzten zu überspringenden Hinderniss liegende Stück der Bahn beim Wettreiten, Guy Liv. p. 21 T.

the wires, der elektrische Telegraph.

wit. a man who has his wits about him, sehr üblich, ein gescheuter Mann; Lever Davenp. Dunn I, 265 T. to work one's wits, ib. 327: seinen Verstand anstrengen.

within. it terrified him within an inch of his life, Dick. Hard T.

woodpecker. Dick. Little Dorr. II, 291 T.: papa is sitting prosingly breaking his new-laid egg in the back-parlor over the City article exactly like the Woodpecker Tapping. Bed.?

word. hard words break no bones, says the proverb, Cornh. Mag. Dec. 1860 p. 735.

to work. sehr oft gebrauchen, abnutzen, Thack. Newc.: I don't care to wear the handle to my name; fellows work it so. — to work the cannon, die Kanone bedienen, Dundonald autob. öfters. — to work the oracle, Lever Davenp. Dunn I, 338 T. und öfter; durch einen klugen Kniff die Sache zu seinen Gunsten wenden, einen andern übervortheilen. — s.: all work and no play (is bad for the body), Reade Love me l. 237; eine sprüchwörtlich gewordne Redensart; alter Reim:

All work and no play
Makes Jack a dull boy
All play and no work
Makes Jack a mere toy.

I would give worlds to know, würde wer weiss was geben.

worn to rags, zu Tode gehetzt von Gedanken und Redensarten, Dick. Hard T.

to worrit. Macm. Mag. Jul. 1860 p. 210: but what worrited her was to see how I took it to heart, quälen. vulgarism for to worry.

worry, als, s. Lever Davenp. Dunn I, 118 T.: cares and worries of life.

worth. it is as much as my life is worth to undertake such a business, Kavanagh Seven y.: ist eine Lebensfrage für mich.

wrong people. — Lever Davenp. Dunn II, 62: . . . never know wrong people. — Who are wrong people? — I don't exactly know how to define them; but they are such as are to be met with in society; not by claim of birth or standing, but because they are very rich, or very clever some way or other -- people, in fact, that one has to ask who they are.

yard. he could talk to the house by the yard, ellenlange Reden halten.

zest. Die übertragene Bedeutung scheint mit „erhöhter Geschmack" nicht genügend gegeben zu sein, da es oft eine Empfindung des Subjects bedeutet, also: Wohlgefallen, Genuss. to retaliate a joke with a particular zest, Bulw. what will etc. I, C. 1. — Trollope Barchester Towers 215: it added zest to her amusement etc. Macm. Mag. Dec. 1859 p. 98: he rushed into boating with great zest.

Berlin. Dr. A. Hoppe.

Berichtigung: Im ersten Artikel (XXVIII) p. 416 unter know muss es heissen: ein gescheidter statt geschickter Bursche; im zweiten (XXX) p. 114 unter bow: ear statt car; ib. 133 unter loud: Solly statt solly; ib. 130 lark-spur statt lack-sp. (ist übrigens zu streichen, da es längst in den Wörterbüchern steht); ib. unter large: rather largely, unter lay: a garden laid out; im dritten Art. unter pal l. put statt pat; p. 330 peppercorn-rent statt cent; p. 333 potteries und Prae-Raphaelites. Das räthselhafte ayewunnest im zweiten Art. scheint nichts zu sein, als ein monströser Superlativ des mit Buchstaben geschriebenen A. 1.; ib. unter field p. 123 heisst es richtiger: diejenige Partei, die nicht Schläger ist, cf. unter out und outsider in Art. 3.

Romanische Etymologien.

Friedrich Diez' etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen erscheint in zweiter verbesserter und vermehrter Ausgabe (I. Theil. Gemeinromanische Wörter. Bonn, bei Adolph Marcus, 1861), und ein Buch von europäischem Ruf verdient wohl vor allen eine Ankündigung, wenn es auf's Neue erscheint, in einer Zeitschrift, über deren Gebiet es so unendlich viel Licht verbreiten hilft.

Der berühmte Verfasser bemerkt im Vorworte zur zweiten Ausgabe unter Anderem: „Indessen trat die Nothwendigkeit dieser Ausgabe so rasch und unerwartet ein, dass ich nicht im Stande war, auf alle ausgesprochenen Deutungen und Einwürfe, selbst nicht auf alle diejenigen, welche zu meiner Kenntnissnahme bestimmt zu sein schienen, einzugehen. Sofern ich sie unberührt lasse, konnte ich ihnen auf meinem Standpunkte allerdings nicht beipflichten, bin aber weit entfernt, ihr Verdienst in Abrede zu stellen."

Referent hat in Bezug auf einige seiner etymologischen Deutungen das Glück, sich der Aufmerksamkeit des verehrten Altmeisters im Gebiete der romanischen Sprachforschung zu erfreuen. Vielleicht gelingt es auch noch Anderes annähernd zu treffen. Manches, was uns früher weniger gelungen sein mag, werden wir uns bemühen zu bessern und besonders jene Besonnenheit im Behaupten, die wir an unserem Vorbilde vor Allem zu ehren haben, die aber nur zu leicht im Reich der etymologischen Phantasie (ohne diese geht's aber auch nicht!) sich zurückzieht, wahren; auf Anderes sei es erlaubt wieder aufmerksam zu machen oder es mit neuen Grün-

den zu stützen; auch völlig Neues wird im Folgenden hinzukommen.

1. „Abisso it., pr. abis und abisme, fr. abîme und so weiter. Man hat auch an abyssismus gedacht, aber das Suffix ismus gibt in den jüngeren Sprachen nur Abstracta, höchstens Collectiva.“ Zunächst könnte abyssismus Hölle, Sündenabgrund (Abstractum) und dann wieder, wie abyssus, jeden Abgrund bedeutet haben.

2. „Abrigo sp., pg., pr. abric, fr. abri Schutz u. s. w. Umsonst hat man sich bemüht, dem lat. apricus den Sinn des rom. Wortes zu entlocken: was die Sonne bescheint, ist und bleibt unbedeckt.“ Der erfahrene Kenner des Romanischen fügte in einem kritischen Anhange 1859 andere Bedenken hinzu und sagt jetzt ausserdem: „Der Schatten schützt, nicht die Sonne, das sagen die Sprachen selbst: lat. umbra, it. ombra, sp. sombra ist Schatten und Schutz.“ Trotz aller Einwendungen, trotz seines Grundsatzes, dem Lateinischen, so lange es nur geht, den Vorzug einzuräumen, beharrt der Verfasser des Wörterbuchs so entschieden bei seinem neuerdings vielfach angegriffenen Protest gegen apricus, dass auch mir die Sache bedenklich wird. Jedoch auf deutschen Ursprung halte ich noch nicht für nöthig zurückzugehen. Ich schlage einfach ab-rĭgare vor, woraus sp. abrigar neben regar entstehen konnte, indem kurzes i dem gemeinrom. Uebergang in e nicht immer zufällt; vergl. it. rigare, sp. ligar, vicio neben vezo u. A. Die Bedeutung ist klar: vom Wasser befreien und davor sicher stellen (vor Regenwetter, Sturm, Schnee, Kälte), z. B. tectum abrigat, id est, arcet aquam a te et cameris etc. Aus der Bedeutung, die oben genannt ist, lässt sich die allgemeinere „sicher stellen, Obdach, Schutz bieten“ ohne Umschweif herleiten.

3. „Accia, azza it., sp. hacha, pg. facha, acha, pr. apcha für acha, fr. hache (h asp.) u. s. w.“ Das in unserer alten Sprache nicht aufgefundene Wort „Hacke“ könnte ein Lehnwort sein, wie andere Ausdrücke für Ackergeräthschaften. Ich erinnere daher an das lat. apex, woraus sich ein Fem. apica (wie v. rupes rupica, wovon it. rocca, roccia, wie v. caudex mlat. caudica u. s. w.) entwickeln konnte, welches

das p in dem pr. apcha genau erklären würde. Das asp. h im fr. und sp., demnach das f im pg. Worte, wären so unorganisch wie h im Franz. so oft, z. B. in haut v. altus, in hanche, it. anca, v. ἄγκη oder Anke u. s. w. Apex ist etwas Spitziges, also auch Spitzendes (in der Ableitung) und bei Columella steht (5, 25) apex falcis; fr. hacher heisst „klein hacken," gleichsam apicare, id est in apices redigere.

4. „Aere, aire it. u. s. w." Ich hatte daran erinnert, dass allen Bedeutungen des rom. Wortes das lat. aër zu Grunde gelegt werden könne. Jetzt vergleicht der Verfasser des Wörterbuchs die Entwicklung der Bedeutungen im lat. Worte spiritus, trennt aber die Bedeutung „Geschlecht" (in der ersten Ausgabe auch „Aussehn, Liedweise") wiederum und will hierfür ager oder atrium zu Grunde legen. Ich erlaube mir nochmals darauf hinzuweisen, dass aus der Bedeutung „Luft" leicht „Luftkreis, Region" zu entnehmen ist: Amors nasquet en un gentil aire.

5. „Agio u. s. w." S. unten sogna.

6. „Andare it. u. s. w. Der Franzose hat ein anderes Wort aller." Gegen den Schluss des Artikels hin wird aber aller auch auf andare (andar, anar, aler) zurückgeführt. Im Zusammenhang heisst es: „Muratori räth, vielleicht nach Ferrari's schwankender Andeutung, auf lat. aditare, und ohne Zweifel hat er das Richtige getroffen." Ich hatte aber dies nur in einem Fragment des Ennius ganz vereinzelt dastehende aditare, das, wenn es nicht adbitare heissen soll, eher „besuchen," als „hin- und hergehen" bedeutet, sowohl dieser seiner Seltenheit als muthmasslichen Bedeutung wegen in Frage gezogen und auf addere verwiesen. Gewiss ist von additus, aus additamentum zu schliessen, ein additare anzunehmen, das „zusetzen, weiter machen, fortschreiten" (addere gradum, iter) bedeuten und somit für andere Wörter, wie z. B. fr. andain (also: additamen) „Raum, den der Mäher mit einem Schritt durchmisst, jedesmal zugibt," der Bedeutung nach weit besser als aditare passen würde. Die Romanen lieben es überhaupt Besonderes, z. B. it. vezzo Gewohnheit, unter Allgemeines, vizio Laster, zu subsumiren; und so haben sie besonders bei der Bewegung die betreffenden Verba gern mit solchen

vertauscht, die den Vorgang mehr vor die Augen bringen, wie: couler v. colare statt fluere, tomber v. tumba(re) — oder ist's tumulare? — statt cadere, chasser v. captiare statt venari. Auch wir sagen: „Mach' fort! lasst uns zuthun (mehr eilen)! lasst uns dran ziehen!" u. s. f.

7. „Anche, anco it. u. s. w. altfr. anc u. s. w. Es ist noch eine dritte Etymologie (ausser unquam und adhuc) gedenkbar, aus hanc sc. horam (vergl. wegen des zu supplirenden Substantivs it. issa sc. hora), von Seiten des Buchstabens gewiss die einfachste, von Seiten des Begriffs aber in so weit minder genügend, als ausser horam auch noch ad supplirt werden muss." Dies Letzte stimmt nicht zu S. 296: „it. ancora, fr. encore, von hanc horam bis diese Stunde." Ist hier ad nicht zu ergänzen, so auch da nicht; wenn hier, so auch da. Ich glaube vielmehr, das it. anco ist wirklich ganz einfach ein apocopirtes ancora, ancor (hanc-ho-r-am), so gut wie das altfr. anc auch auf encore zurückweisst. Diese Etymologie ist für das folgende it. cosè, fr. ainsi, wichtig. S. unten.

8. „Ardiglione it., fr. ardillon, pr. ardalhó Dorn in der Schnalle; von ungewisser Herkunft." Sollte es nicht einfach eine durch Erweichung der Tenuis gewonnene Scheideform v. artiglio und zugleich eine Weiterbildung v. articulus sein: artic'lio, etwas Eingefügtes oder sich Einfügendes? Vergl. arcione v. arcus, arcio und andere Wörter mehr.

9. „Artilha pr. Festungswerk, Schanze (?); verb. altfr. artillier befestigen; pr. artilharia, altfr. artillerie, altpg. artelharia SRos. Sppl. Wurfgeschütz oder damit beladener Wagen u. s. w." Dieser Artikel ist weiter ausgeführt als in der ersten Ausgabe. Es war mir bedenklich erschienen (s. Siegener Realschulprogramm, Ostern 1858), v. ars ein eigenes Deminutiv und Derivata zu bilden, wo v. artus genau die nämlichen Formen vorhanden sind:

articulus it. artiglio, fr. orteil;
articulosus altfr. artilleux;
articulare altfr. artillier und artiller;
articularia it. artiglieria, fr. artillerie.

Diez bleibt bei ars und der Vergleichung v. engin (in-

genium), die gar nicht nöthigend sein kann, da in dem Articulirten auch das Künstliche, wenn es nun einmal schlechterdings herangezogen werden soll, liegen wird. Ich bezweifle daher gar sehr, ob artiller (aussinnen) v. ars kommen muss. Articulare heisst wörtlich „zergliedern, zurechtlegen“ und dies, auf das Denken übertragen, „überlegen, aussinnen u. s. w.“ (volvere in animo, distinguere etc.). Artillier (befestigen) wird auch zu articulare stimmen; denn das Befestigen verlangt gerade vor Allem die rechte Gliederung. Eben so entspricht altfr. artilleux genau dem vorhandenen lat. articulosus (v. artus) „gliederreich, knotenreich, vielfach“ (multiplex, opp. simplex; multiplex et tortuosum — artificiosum — ingenium), daher im Altfr. „listig.“ Und so wird doch auch wohl machina articularia zunächst eine vielgegliederte und carruca articularia eine mit deren vielen articulis beladene gewesen sein. Dass das Wort erst spät im MA. auftritt, bewiese nur, dass kurz vor der Erfindung des Schiesspulvers die Einrichtung der Wurfgeschütze eine recht gegliederte (articulosa) — und darum nothwendig auch künstliche — gewesen sei, ohne aber buchstäblich auf ars zurückzugehen.

10. „Azzardo it., fr. hasard u. s. w. Das ächt it. Wort ist augenscheinlich zaro, jetzt Fem. zara, Spiel mit drei Würfeln, eig. Wurf von drei Assen. Eine ganz befriedigende Etymologie fehlt noch.“ Ich glaube, es ist jactus tertiarius, ter-zaro, zaro; vergl. gogna aus ver-gogna, cernecchio aus dis-cerniculum, turare aus atturare u. s. w. — Bei Gelegenheit hier die Wörter it. astuccio, sp. estuche, fr. étui, von denen das erste, wie azzardo, vorn auch den Zusatz des a zeigt, und von deren letztem Diez S. 37 f. bemerkt, dass ich es passend auf studium zurückgeführt habe, das it. und sp. Wort dann aber zu trennen seien. Wie aber, wenn ein rom. Deminutiv studiculum (verbal, wie vehiculum v. vehere) zu Grunde gelegt würde? Dies gäbe stud'clum, stuclum, woraus sp. regelrecht estuche entsteht, it. astucchio, statt dessen astuccio eintrat, wie grancio für granchio u. s. w. So findet man z. B. neben den lat. Wörtern punctulum und punctillum (dies aber ist auch eig. puncticulum) das it. puntiglio v. dem nicht vorhandenen puncticulum.

11. „Baccalaro it., pr. bacalar, fr. bachelier u. s. w. Die eig. Heimath dieses Wortes ist Frankreich und der span. Nordosten, wo baccalarius zunächst der Besitzer eines grösseren Bauerngutes, einer baccalaria, war (seit dem 9. Jahrh. vorkommend). — Was die Etymologie anbetrifft, so ist hier nur zu verneinen.“ Liesse sich nicht vor Allem an die reichen Klöster des Mittelalters und deren Güter denken? Zuletzt gab es gefürstete Aebte. Die Stadt Abbatico-Villa in Frankreich zeigt uns eines jener Güter. Vom Adj. abbaticus konnte abbaticale Abteigut kommen; ein abbaticalarius (ab-batcalarius, baccalarius) wäre demnach ursprünglich ein Abteigutsverwalter.

12. „Bravo it., sp., pg., brau pr. (f. brava), brave fr. (hieraus unser brav, seit dem 17. Jahrh. im Gebrauch) u. s. w.“ — Herkunft vom lat. pravus und dem kymr. Subst. brau Schrecken wird bezweifelt. Dagegen heisst es: „Wie aus dem lat. crudus konnten sich aus dem ahd. rau leicht die Bedeutungen unbiegsam, wild, rauh, tapfer entfalten.“ Die neue Ausgabe setzt zweifelnd hinzu: „Hier muss eine Verstärkung des anlautenden r durch b angenommen werden, die auch in andern Fällen (bruire, brusco [Subst.], braire etc.) vorzuliegen scheint, deren verhältnissmässige Seltenheit aber auch diese Deutung nicht zu voller Glaubwürdigkeit gelangen lässt.“ Ich hatte auf ravus hingewiesen, von dem Festus, nach Paulus Diaconus zu schliessen, in einer zu supplirenden Stelle sagt: Ravam vocem significare ait Verrius raucam etc. und so braucht das Wort auch noch vom Ton (nicht von der Farbe) ganz deutlich Sidonius Apollinaris: Cum festa dies ciere ravos Cantus coeperit. Lautlich so gut berechtigt wie das ahd. rau, hat ravus wegen des vorgesetzten b auch noch einen Verwandten aufzuweisen, der ebenfalls durch Prosthese entstanden ist: it. fioco v. f-raucus, flaucus. Man vergleiche ausserdem folgende nähere Verwandte im Franz. und Span.:

fr. s'ébrouer wie die Pferde schnauben;
rabrouer anschnauzen (vergl. en-rouer ohne Prosthese);
sp. braviar brüllen;
altsp. abravar in Wuth bringen.

Diese Ausdrücke weisen sämmtlich so unzweideutig auf einen von der Stimme entlehnten Terminus (besonders abravar Einen veranlassen, dass er sich heiser schreit), dass es kaum nöthig scheint, noch auf Belege wie bos bravus mlat. ungezähmter Stier (der also noch recht böse und heiser zu brüllen pflegt) und auf Diez' Bemerkung: „Die älteste noch im Südwesten fortdauernde Bedeutung ist unbändig, stürmisch" (wie junge Thiere, Brüllochsen) zu verweisen. Im Südwesten gewiss wird jenes Bravo zuerst bei den Stiergefechten, charakteristisch brav, gerufen worden sein, wenn ein rechter Brüller auf dem Schauplatze anlangte; das war ein Ravus oder ein Bravo, ein heiserer Unbändiger, der einen heissen, interessanten Kampf erwarten liess. (Auch unser heiss und heiser sind ja Brüder oder Vettern!)

13. „Caffe it., café sp. fr. ein Trank, vom arab. qahvah u. s. w." Wie steht's aber denn mit der Ableitung vom Lande Kaffa in Abyssinien, wo der Kaffee (ob nach neueren Untersuchungen? mir scheint's so) einheimisch sein soll und in ungeheurer Menge gewonnen wird? — Gelegentlich sei mir vergönnt, hier an les Olindes zu denken. Feraud behauptete, in Bezug auf Menage's Ableitung des Wortes von der Stadt Olinda in der brasilianischen Küstenprovinz Pernambuco, dort seien keine feinen Degenklingen producirt worden. Man mahnt an unser Solingen (les Solings, les Olins, les Olindes), wo man die damascener Klingen (les Damas) ja nachahmte.

14. „Calma it. sp. pg., daher fr. calme (m.) Windstille, Ruhe, ndl. kalm, kalmte; Verb. calmare ff. beruhigen, reinfr. chommer für chaumer feiern." Mir will es scheinen, als sei calmer nur eine Scheideform v. charmer bezaubern, einlullen, besänftigen, v. charme (carmina, calm'na, calma) Zauberlied; vergl. it. celebro aus cerebrum. An καῦμα Hitze ist dann auch für das sp. pr. calma heisse Tageszeit nicht zu denken, sondern es heisst so zunächst die Zeit der holden Ruhe, die Siesta; abgeleitet sind neupr. chaume Ruhezeit der Heerden und das chw. besonders für die Entwicklung der Bedeutungen massgebende cauma schattiger, kühler, holder Ort für Hirt und Heerde (im Siegerland „Schläfe").

15. „Cammino it., sp. camino, pg. caminho, pr.

cami, fr. chemin Weg u. s. w.“ Auffallend ist die Homonymität des caminus der Alten; jedoch möchte auch cama Bett einschlagen. Caminus v. cama hiesse: mit Betten, Schlafstätten, Herbergen versehen, also: Landstrasse. Vergl. fiorino v. flos; mit einer Blume (Lilie) versehen. — Was caminus (Herd) anlangt, so könnte es (um auch hier nicht ohne Versuche abzubrechen) überhaupt zu der Bedeutung: etwas mit Steinen Ausgelegtes gekommen sein und demnach den gepflasterten Weg (stratum) bezeichnet haben, an dem man ausserdem für sein Geld in den caminis Etwas gekocht bekommen konnte, so dass er etwa als der Caminus publicus gegolten hätte, gegenüber dem Caminus privatus, wo sich ferner eben so von den Hausgenossen Alles einfand und versammelte, wie sich auf der Landstrasse die Fremden treffen: conventicium.

16. „Caporale u. s. w.“ Könnte wohl aus Capo reale, Chef royal, entstanden sein: ein königlicher Officier.

17. „Cara sp. pg. pr., altfr. chiere, daher entlehnt it. chw. cera Antlitz. — Dass dieses Wort aber in der seltneren selbst dem Neugriechen unbekannten Bedeutung (Antlitz), ohne das mit griech. Bestandtheilen am meisten versetzte ital. oder walach. Gebiet zu berühren, seinen Weg in die westl. Mundarten fand, ist überraschend und entschuldigt den gegen diese Etymologie (v. κάρα Haupt) erhobenen Zweifel; aber es gibt keine bessere.“ In des Corippus Versen: Postquam venere verendam Caesaris ante caram, mag cara dem Gebildeten, der griechisch sprach, verständlich gewesen und wirklich das gr. κάρα, κάρη sein. Aber unabhängig von diesem Graecum kann auch ein lat. Wort cara existirt haben, das zunächst „Gastmahl“ bedeutet. Dieses finde ich in quădra, das ja ausdrücklich „Esstisch“ ist. Allgemein heisst quadra Fläche; will man so, dann ist es Tisch- oder Gesichtsfläche. Man kann aber auch „Gastmahl, Bewirthung, Aufnahme, (freundliches) Antlitz“ auseinander entstehen lassen. Die Form anlangend, so ist sie gewiss schon frühe verändert, d syncopirt (vergl. quadro, pr. caire, burg. quarre u. s. w.) und qua, nachdem es einmal in que, ce übergegangen war, im Franz. wie

ca behandelt worden (chière, chère); vergl. altfr. onches unquam.

18. „Ciabatta it., sp. zapata, fr. savate abgenutzter Schuh u. s. w." Dieses Wort kann aus Frankreich nach dem Süden und zurückgewandert sein, so dass es eine Nebenform von sabatte wäre, welches ich als sac-batte zu fassen in dieser Zeitschrift (neben sabot = sac-bot u. a.) vorschlug. Gewöhnliche Leute lassen sich den Fuss alter Stiefel abschneiden und tragen ihn als Pantoffel (Schlappe, Schlarfe, Schluffe); ein solcher hiess sabatte Sackbrett von seinem sackähnlichen Vorder- und harten, klappenden Hintertheile: Sack-Klapper. (Batte heisst ja auch „Klopfer, Schlägel").

19. „Ciancia it. Geschwätz, Possen, Verb. cianciare schäkern, Possen treiben — Naturausdruck?" Kann auch v. cantum (Supinum) gebildet sein, mit Assimilation der Silbenanlaute: cantiare, canciare, cianciare, urspr. trillern, trällern.

20. „Ciarlare it., sp. pg. charlar schwatzen; — it. ciarlatano (woher fr. charlatan) Marktschreier, Windbeutel." In Bezug auf die Bedeutung anknüpfend an it. gridare, fr. crier, v. quiritare, das auch eig. kreischen, jammern, heisst, leite ich ciarlare auf ein von querulus gebildetes querulare sich ewig beklagen, Geschrei machen und Lärm schlagen, zurück.

21. „Così it., entsprechend altsp. ansí, altfr. ainsinc u. s. w." Die Herleitung aus aeque sic scheint mir nach Form und Bedeutung nicht so einfach wie folgende andere, die ich mir erlaube vorzuschlagen: it. anco-sì (sic. noch accussì); fr. anc-si d. i. encore si; vergl. oben anche, anco.

22. „Costume it. u. s. w." Die Annahme eines Ueberganges der Accusativ-Endung udinem, udn in eine andere Nominal-Endung: umen, scheint mir nicht streng genug durch die blosse Aehnlichkeit begründet, wenn auch sonst richtig. Ich denke mir, vor dem Schwinden des Auslautes m (em ganz wegzustreichen ist nicht genau, denn e blieb) war durch Metathese aus udinem geworden udimen, woraus sofort durch Syncope umen entstehen musste.

23. „Dado it. sp. pg., dat pr., dé fr. Würfel; wird aus

dare in der Bedeutung werfen (dare ad terram u. dergl.) erklärt, wonach es also etwas auf den Tisch Geworfenes bezeichnen würde." Mir scheint, dass sich eine weit passendere Bezeichnung des Würfels an dare knüpfen liesse, indem nicht abzusehn ist, warum man es in der Bedeutung „werfen" dem jactare vorgezogen, den Würfel also nicht den jactatus genannt hätte. Denn es liesse sich aus jac-tato durch Aphärese tato, sp. tado, assimilirt dado gewinnen; aber auch datus ist brauchbar. Nämlich der Würfel wird von Hand zu Hand gegeben, während z. B. die Karten nicht reihum gehen, sondern Jeder seine Lection in der Hand zu halten hat. Geworfen werden die Karten aber auch, und so mag der Romane die Unterscheidung in anderer Weise beliebt haben. Dabei aber will ich nicht verschweigen, dass unser von „werfen" abgeleitetes „Würfel" immerhin ein Fingerzeig bleibt und meine obige Vermuthung (dado v. jactatus) in dieser Hinsicht den Vorzug hat; in der Form ist auch dado v. datus nicht ohne Weiteres zu rechtfertigen, da es it. dato lauten müsste. Dass sp. jactare echar heisst, kann auf ein altes Wort wie dado nicht zurückwirken.

24. „Dunque, adunque it. — fr. donc, Conclusivpartikel." Ich bin der Meinung, attunc (ad-tunc) genügt theils der Form nicht — denn d verdrängt kein t, eher umgekehrt! so bliebe die Media zunächst im Ital. zu rechtfertigen — theils hat die Bedeutung Nichts vor allora charakteristisch voraus, das auch tunc, attunc ist. Ich mahne daher nochmals an das schon von mir vorgeschlagene adhunc für adhuc = etiam „noch, auch noch, also," woraus auch das span. aun erweislich hervorgegangen ist.

25. „Freccia it. — richtiger mit l — fr. flèche, piem. sard. flecia, in andern ital. Mundarten mit i frizza, wallon. fliche Pfeil: vom ndl. flits dass., mhd. vliz Bogen u. s. w." Hier ist die dem Verfasser des Wörterbuchs sonst so sehr nachzurühmende Vorsicht im Behaupten nicht gewahrt. Warum „richtiger?" Weil das Wort von flits kommen soll! Aber flits möchte von flèche kommen. Erinnern wir uns an it. frizzare stechen oder fressen unter der Haut, das frictiare ist, so wäre freccia der Reiber, Stecher, Wühler u. s. w. und

die Formen mit r somit die ursprünglichen; altfr. flique (flèche de lard Speckpfeil, Speckseite) aber wäre dann von flèche gar nicht nöthig zu trennen und unmittelbar auf fricare zurückzuleiten.

26. „Galoppare it. u. s. w." S. unten viluppo.

27. „Groppo, gruppo it. u. s. w." S. unten viluppo.

28. „Inganno it. u. s. w. Verb. ingannare u. s. w. betrügen, wal. verhöhnen." An eine vielleicht volksthümliche Nebenform v. gannire belfern wollen wir nicht denken; das schon im ältern Mlat. vorkommende gannum Spott und gannare verspotten scheinen der Bedeutung des genannten Wortes doch ziemlich fern; allatrare z. B. ist direct kein illudere. Ich erinnere an geminus, das der Form nach nicht ungestützt wäre: it. sargia v. serica, condannare v. condemnare, so dass der Uebertritt des e in a in betonter Silbe so gut wie in unbetonter: it. ganascia v. gena, wohl zu belegen wäre. Der Bedeutung nach aber wäre ingeminare wiederholen gerade der rechte Ausdruck; eben im Wiederholen der Worte Anderer besteht eine sehr empfindliche Art des Spottes und überhaupt kann ingeminare die Bedeutungen „nachäffen" (geminum gannum die Aeffung) und demnach „verhöhnen" sehr wohl in sich enthalten. Dass der Spötter auch oft der Betrüger ist, hat die Bedeutung „betrügen" zur Folge haben müssen.

29. „Lesto it. pg., fr. leste, sp. listo gewandt, flink u. s. w." Wird von sub-lestus = tenuis dünn, fein, also: geschmeidig, gelenkig, geschickt, gewandt, listig u. s. w. kommen.

30. „Liscio it., sp. pg. liso, pr. lis, fr. lisse glatt u. s. w." Gewiss ist an elixus, das bei Martial u. A. die Bedeutung „durchnässt, nass, glänzend" hat, anzuknüpfen. So gut wie it. gettare, fr. jeter aus ejectare, wie lasciare aus laxare hervorging, entstand liscio unmittelbar aus elixus gesotten, nass, glänzend und glatt, wie vom Regen feuchte Steine, und an das gr. λισσός und ahd. lîsi ist zunächst nicht nöthig zu erinnern. Auch „gekocht" und „glatt" sind schon unmittelbar zu verbinden, da Gekochtes vielfach glatt wird und „glitschig," den Händen entgleitend, sich anfühlt. Zudem geschieht das Poliren, Glanzgeben, besonders durch Nassmachen,

was für das Verb. it. lisciare, fr. lisser (elixare, lixare) verdient bemerkt zu werden. Elixi calcei, elixae nates sind auch schon bei Varro (nach Nonius) und bei Persius gewiss geradezu glatte Dinge; die letzteren sind dropace, unguenti genere, mollitae. Martial sagt: Psilothro faciem laevas et dropace calvam III. 74.

31. „Mozzo it. — stumpf, verstümmelt u. s. w.“ Nicht zu übersehen ist, wie ich schon früher einmal angemerkt habe, der Fingerzeig, den uns it. montone, fr. mouton v. mulitus für mutilus geben. Aus mul'tus wird multius mit eingeschobenem i (vergl. crojo v. crud-i-us u. a.), und wenn l in u aufgelöst ist, ergeben sich die Formen; das sp. mocho wäre wie mucho entstanden. Das bair. motz Hammel und neupr. mout mutilus sind weitere Belege, dass unser „mutzen“ eher den Romanen entlehnt sein möchte, da wir in „stutzen, stumpfen“ völlig gleichbedeutende Landsleute von ächtem Schrot und Korn besitzen. — Will die in anderen Idiomen als dem Franz. seltnere Auflösung des l in u weniger zusagen, so könnte auch Entstehung aus ex-motus (exmovere bei Plautus): exmotiare, it. smozzare, noch eher als Ableitung von einem gekürzten mutilus: mutus, mutius (vergl. stumm, verstümmelt) angenommen werden, da hier o aus ū mit lordo v. lūridus u. s. w. kaum gestützt werden könnte.

32. „Noja it. — fr. ennui Verdruss; Verb. it. nojare ff. verdriesslich machen.“ Die Ableitung von in odio (esse) scheint der Art zu sein, dass man dabei stehen bleiben könnte. Allein es gibt auch in der Etymologie oft mehr als einen Weg, der nach Rom führt. Das fr. enger belästigen leitet Diez v. enecare ab; ich glaube, es kommt von dem auch vorhandenen inimicare, das formell mit jenem völlig gleich berechtigt ist. Was entscheidet hier? Meist die Bedeutung; enecare scheint mir zu stark. Eben so habe ich ein Etymon für noja, das die Sache viel charakterischer als odium bezeichnet, und dieses wurde schon früher von mir vorgeschlagen (Programm, 1858), nämlich nodus, wovon Bildungen auf ius sich schon durch internodium rechtfertigen. Der Verdruss, die Langeweile sind die Gegenfüssler der Zerstreuung; nun vergleiche man: distrahere und nodiare (nodis quasi adstringere); die Langeweile, der Verdruss schnüren Sinn und Herz zusammen.

33. „Orgoglio it. — fr. orgueil Stolz, Uebermuth; vom ahd. urguoli, zu folgern aus urguol insignis Graff IV. 153.“ Also von einem erst zu folgernden, von einem ganz vereinzelten, noch nicht einmal „stolz“ heissenden Worte abgeleiteten und seinsollenden ahd. Worte! Meiner Glaubensstärke ist dies, will ich gestehen, zu arg zugesetzt. Ich bin ein Zweifler in manchen Dingen und stelle die Sache hier lieber auf den Kopf; wenn orgoglio und urguol miteinander zu thun haben, so leite ich urguol v. orgoglio. — Ich brauche nur zu zweifeln, nicht einmal etwas Anderes zu geben. Vielleicht ist aber doch etwas Besseres zu bekommen. Bei den Viehärzten und durch diese beim Volke war der gr. Ausdruck für die Gliedersteifheit der Thiere bekannt; von orthocōlus der Gliedersteife ist ein Subst. auf ium, wie convivium v. conviva, annehmbar, und dieses orthocolium hat formell durchaus keine Schwierigkeit. — Hochmuth geht steif einher, wirft sich, wie das Volk sagt, in die (steife) Cravate u. s. w., geht, auf die x. Potenz erhoben, aber auch in aller Geziertheit auf den Fussspitzen und kann nicht mit der vollen Sohle auftreten, gerade wie gliedersteife Thiere.

34. „Piloto it. sp. pg., dessgl. it. pilota, fr. pilote Lootse, Steuermann.“ Ob, wie so manche it. Schifferausdrücke, aus dem Griech.? *Πιλωτός* wäre der Hutmann, der Mann mit dem grossen Hute, den er gegen Wind und Wetter trägt. Aehnliche Benennungen vom Aeusseren sind ja vorhanden, und passend möchte auch an das it. nostruomo Bootsmann erinnert werden, um die Naivetät mancher Schifferwörter darzuthun.

35. „Pisciare it. — fr. pisser harnen.“ In der neuen Ausgabe denkt der Verf. an eine Ableitung v. pipa. Mir scheint pyxis viel näher zu liegen, worauf auch das sp. Kinderwort pixa, pissa (mentula) — vergl. it. corba v. corbis — führt. Sapienti sat.

36. „Pizza ven. das Stechen, Jucken u. s. w.“ Der Verf. nennt meine Ableitung aus pictus „formell sehr befriedigend,“ bezweifelt aber, dass sich für pingere die Bedeutung stechen aus sticken historisch nachweisen lasse und leitet in acu pingere das Stechen aus acus her. Ich stimme bei, bemerke aber, dass das Malen in einem Tüpfen (Picken) be-

steht, dass auch wir sagen: „Jemanden zeichnen (durchpuffen)“ und dass dem Romanen die Ausdrücke pangere und pingere durch die Composita ineinanderlaufen mussten (vergl. depingere, impingere), so dass also z. B. im fr. épincer das expingere (ausmalen) sehr gut als ein ex-pangere (compingere) gefasst werden konnte. Man nehme dazu den bekannten Wechsel oder Wegfall der Präposition in den Compositis und gehe z. B. v. impingere aus, so wird man der Bedeutung nach mit pincer sofort Uebereinstimmung finden. Vgl. it. spinta!

37. „Razza it., fr. race Stamm, Geschlecht.“ Das ahd. reiza liegt gewiss ferner als radius, it. razzo, raggio, woneben ein Fem. aus dem Verb. razzare, raggiare leicht gewonnen wurde. Ein Geschlecht ist gleichsam eine Ausstrahlung, und reiza heisst ja gleichfalls „Strich,“ so dass es auch in der Bedeutung vor radius Nichts voraus hätte. Das fr. Wort ist nicht unmittelbar aus radia, sondern aus dem Ital. herzuleiten.

38. „Redo im it. arredo — altfr. arroi Zurüstung, Geräthe, Putz u. s. w. Das einfache Wort hat sich im Altfr. roi Ordnung behauptet.“ Es wird behauptet, dass die lat. Sprache keine befriedigende Aufklärung gewähre; in der ersten Ausgabe war dies durch eine kleine Ausführung, Erwähnung des Verb. retare säubern (bei Gellius), unterstützt worden — dies ist weggelassen. Ich glaube, ein syncopirtes rigidus starr, streng, das Merkmal der Ordnung (roi rigidum, vergl. bonum), möchte doch nicht wenig gegen jene Behauptung, dass das Lat. gar keine Auskunft gebe, einzuwenden haben; man sollte nicht sagen: „gibt,“ sondern „hat noch keine Auskunft geben wollen.“

39. „Sagire it. in Besitz setzen, pr. sazir, fr. saisir ergreifen, wegnehmen u. s. w.“ Auch hier wird behauptet, dass „die lat. Sprache ein Etymon verweigert.“ Ich habe aber schon auf sancire, woraus sansire, sasire, werden konnte (vergl. plaisir, loisir, maison, it. magione v. mansio), aufmerksam gemacht. Im Ital. konnte schon aus sacire (wo n wie in cochiglia schwand) sagire entstehen; vergl. piagente placens. Die Bedeutung anlangend, so heisst sancire auch „ver-

pönen, verbieten," daher wegnehmen, selbst in Besitz nehmen oder Andere in Besitz setzen.

40. „Sparagnare — it., fr. épargner — schonen, sparen." Unser „sparen" kann ex-parare sein, wie „spenden" ex-pendere; sparagnare wäre eine Weiterbildung: ex-paraneare; in sparmiare wäre mi nur als etwas verschiedene, mildernde Aussprache für ni zu fassen, nachdem Syncope (spar'niare) eingetreten.

41. „Sogna altit. — fr. soin Sorge, Sorgfalt; fr. soigner besorgen, pflegen u. s. w." Ich glaube, das schwierige Wort findet, wie agio, seine Aufklärung durch suus, wovon ja auch wal. asęul stammt. Bisognare wäre bene suoneare und agiare ohne Erweiterung ad-suare, als das Seinige betrachten und behandeln. Aus adsuare ward adsiare, asiare wie sien mit i v. suus stammt. Die Form also ist buchstäblich verzeichnet, die Bedeutung auch in den altfr. Compositis durchaus entsprechend: essoigner nicht als das Seinige anerkennen, ablehnen, sich entschuldigen, resoigner suum esse non velle, reformidare u. s. w. Vergl. noch besoin bene suum. Qu'est-ce que c'est que le soin pour chacun? Le sien.

42. „Travaglio it. — fr. travail, in ältester Bedeutung Drangsal, demnächst Arbeit." Die sehr übliche prov. Nebenform mit e, trebalh, soll scheinbar „ohne etymologischen Werth" sein; warum? Weil das Wort von travar (hemmen) kommen kann! Es kann aber auch tra-bajulare sein, wie ich schon früher angemerkt habe, und dann hat das e sehr grossen Werth. In tra-bajulare liegt das Ueberstehenmüssen, die Drangsal, ebenfalls.

43. „Trinciare it. — neufr. trancher u. s. w." Durch meine Ableitung v. interimicare kommt Diez auf internecare, dem ich als vorkommendem Worte auch den Vorzug gebe. Ist nun für dieses schwierige Wort das Richtige gefunden, so ist die Geschichte der Entdeckung die, dass ich durch dirimere (-icare), das der Bedeutung nach besser passt, auf interimere kam und nun internecare feststeht. Lasst uns nicht müde werden zu suchen und versuchen, aber auch nicht ermüden jeden Versuch zu beachten!

44. „Tutare it. in attutare — fr. tuer." Das lat.

tutari heisst „schützen;" ich kann mich nicht mehr durch ein vermittelndes „abwehren" überzeugen, dass es zu den Bedeutungen „löschen, tödten" gekommen, die Bedeutung „schützen" ist zu allgemein und ausschliesslich. Vielleicht ist actutum v. actus, abgemacht, die Quelle: abmachen, beschleunigen, beenden. Indess heisst das Adj. tutus auch „gefahrlos"!

45. „Urtare it., pr. urtar, fr. heurter statt des alten hurter (h asp.) stossen u. s. w." Das mhd. hurten möchte den Romanen entlehnt sein. Ich leite v. urgere ein urgitare; vergl. faltare v. fallere, tastare v. taxare u. s. w.

46. „Viluppo it. Wickel, Gewirr; Verb. altsp. volopar — altfr. voleper u. s. w. Wie nahe auch volutare zu liegen scheint, so ist es doch grammatisch nicht mit dem roman. Worte zu einigen." Warum denn gerade soll's volutare sein? Warum nicht, worauf ich schon früher verwies, volvere, das zur ersten Conj. übertreten konnte? So entstand volvare, volbare, volpare, vlopare (vergl. vlascum v. vasculum, fiasco), altsp. volopar u. s. w. Die Tenuis im Auslaut eintreten zu lassen und sogar zu verdoppeln scheint bei b den Romanen sehr genehm gewesen zu sein: tropa und troppo aus turba (truba, trupa) ist ein schlagendes Beispiel. Auch groppo mag v. corbis (it. corba ein Korb voll) stammen und eine Häufung bezeichnen, wie ich schon früher anmerkte. Das Wort galoppare scheint mir auch zu unserm „Laufen" wenig zu passen; das Galoppiren ist ein bestimmtes Schlagen des Pferdes (Aufschlag mit beiden Hinter- und Vorderfüssen, wodurch ein Wiegen entsteht) und mag daher v. colaphus (coup) stammen: colapare, colappare und mehr schallnachahmend caloppare. In Bezug auf die Entstehung v. volopar (inviluppare, envelopper) ist gerade wichtig, was der Verf. des Wörterbuchs am Schlusse dieses Artikels anführt: „In oberital. Mundarten hört man fiop für letzteres (viluppo), es wirft aber kein Licht auf die Etymologie (bei volutare, doch anders bei volvere!), da es für flop und dies für vlop (s. oben unser vlopare!) zu nehmen ist. Es begegnen einige Formen mit lp statt lop, lup: altval. (bei A. March) envolpar (ganz das dem vlopare vorhergehende volpar, s. oben!) u. s. w."

47. „Zappa it. chw., sp. zapa, wal. sapę Haue, fr.

sape Untergrabung u. s. w." Zappare könnte wohl eine Nebenform v. scappare, échapper, sein, auch ein ex-cappare, da man beim Ausgraben einen Hügel, gleichsam einen Hut, nebenhin wirft.

48. „Zote sp. pg., sot fr., sot piem. Tropf, Pinsel u. s. w." In der neuen Ausgabe ist das ital. zotico flegelhaft ausgelassen (ausgefallen?). Ich leite dies v. exoticus ausländisch, da Fremde sich oft plump benehmen, den Einheimischen gegenüber wenigstens ungeschliffen, unfein zu sein scheinen: Ländlich sittlich! In Bezug auf die Form vergl. Zaverio, Saverio v. Xaverius. Der Abfall der Endung in den anderen Formen ist die das Suffix icus häufig treffende Erscheinung; so wird es abgeworfen in classicum, it. chiasso u. s. w.

Hiermit schliessend bitten wir vor Allen den verehrten Verf. des Wörterbuchs unsere Ansichten freundlichst prüfen zu wollen. Es kam uns darauf an, die Sache fördern zu helfen; wir hätten auch die erste und zweite Ausgabe, ohne eigene Versuche zu geben, eingehend vergleichen können, aber damit wäre dem Fortschritt der Etymologie wohl nicht so sehr gedient worden, so viel oder so wenig unsere Mühe hierbei nun auch zu sagen haben mag. Einen überraschenden Fall übrigens will ich nicht mit Stillschweigen übergehen; ich hatte stordire, étourdir in meinen Collectaneen auf torpidus zurückgeführt und finde nun zu meiner Freude diese Ableitung auch in der zweiten Ausgabe vom Verf. des Wörterbuchs, unabhängig von meiner noch nicht veröffentlichten Vermuthung, als ganz klar bezeichnet und aufgefunden. — Also Förderung der Sache, nicht das Bestreben, Anderer Ansichten zu verdrängen, ist unser Zweck und Ziel. Ein grundreicher Mann gönnt ja auch gern Aermeren noch Etwas auf seinem grossen Aehrenfelde und

Il ne se peut ce champ tellement moissonner
Que les derniers venus n'y trouvent à glaner.

Was didaktische Zwecke anbelangt, so erlaube ich mir hier zum Schluss noch einen Vorschlag.

Sehr wäre zu wünschen, dass die Fortschritte der Etymologie mehr bekannt würden und besonders der Schule zu Gute kämen, als dies bisher wirklich der Fall und möglich war.

Sicherlich wäre dann das Interesse für dieses so höchst anziehende Gebiet ein weit allgemeineres, und die verkehrte Ansicht würde endlich schwinden, Etymologisiren sei Alles aus Allem (wie Fuchs aus alo-pex) machen können und Jedermanns Sache. Aber es fehlt an den geeigneten Mitteln. Die Schüler haben seit langer Zeit nur Lexica in Händen (wenigstens in den rom. Sprachen), in welchen auf Etymologie gar nicht eingegangen wird. Dies benimmt den Lehrern die Gelegenheit darauf zu wirken, dass stets auch die Etymologie beachtet werde; denn Alles eigens mitzutheilen würde zu weit führen. Wie höchst lohnend und anregend aber die Jugend selbst das Forschen nach dem Ursprunge der Wörter findet, weiss ich aus eigener Erfahrung; ich habe den alten Frisch (Nouveau Dictionnaire des Passagers) als Schüler neueren Lexicis, die ich besass, stets vorgezogen, weil ich mir da zugleich die Etymologie nachsehen und das Wort dann besser behalten konnte.

Dem gerügten Uebelstande wäre leicht abzuhelfen, wenn ein kurzer, wohlfeiler Auszug aus Diez' roman. Wörterbuche als nothwendige Ergänzung zu unseren Lexicis anetymologicis Schülern und Lehrern von kundiger Hand, am besten der eines Praktikers, geboten würde. Bisherige Abhülfeversuche waren theils zu theuer im Preise theils wenig dem Zweck entsprechend und gediegen zu nennen. Statt langer Vorrede gebe man eine Uebersicht der Lautübergänge, am besten tabellarisch. Vielleicht liesse sich das roman. Element des Englischen, so weit es eigenthümlich genug ist, kurz ein- oder anschliessen.

Siegen. Dr. Langensiepen.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

---

59. Sitzung, den 19. November 1861. Herr Pröhle theilt aus der Schrift Rotter's, die Realschule, einige Stellen mit, welche die ungünstige Lage der deutschen Lehrthätigkeit in Ungarn beleuchteten. Die Herren Herrig und Sachse ergänzten mit einigen Bemerkungen diese Mittheilungen. — Der Vortragende vervollständigt dann ferner eine Mittheilung aus: Wanderungen durch die Mark Brandenburg von Theodor Fontane dadurch, dass er Details über den dorterwähnten Gutsbesitzer Beyer auf Grossbeeren erzählt und angiebt, dass derselbe auch als Schriftsteller unter dem Namen Rupertus aufgetreten sei.

Herr Kuhlmey, anknüpfend an seine früheren Vorträge, gedenkt der ersten Aufführungen der Räuber in Berlin im Jahre 1783 und des Verhaltens der damaligen Berliner Presse zu dem Stücke.

Herr Büchmann spricht über das Freundespaar Gérin und Gérer im altfranzösischen Rolandsliede. Auf grammatisches Gebiet übergehend, zeigt er, dass ausser nach finer (fenir) ein präpositionaler Infinitif mit de, der als Accusativ aufgefasst werden könnte, sich in der französischen Sprache des 12. und 13. sec. nicht aufweisen lasse.

Herr Beauvais schliesst mit einer Bemerkung über das Heptaméron die Sitzung.

Herr van Dalen übersendete der Bibliothek mehrere seiner Werke.

60. Sitzung, den 3. December 1861. Herr Trachsel theilt einige Proben italienischen Witzes mit.

Herr David Müller macht die Gesellschaft mit denjenigen Theilen des Schleiermacher'schen Briefwechsels bekannt, der sich auf die romantische Schule bezieht.

Herr Altmann hält einen Vortrag über russische Volkspoesie. An der sich dabei entspinnenden Discussion betheiligen sich die Herren Bolz, Tschérédéeff, Hermes.

Herr Beauvais kommt noch einmal auf das Heptaméron zurück.

61. Sitzung, den 17. December 1861. Herr Herrig theilt mit, dass seine Majestät der König den Concertsaal des Schauspielhauses der Gesellschaft behufs Vorlesungen zum Besten eines Stipendiums für Studirende der neueren Sprachen zur unentgeltlichen Benutzung an acht hintereinander folgenden Mittwochen zu gewähren geruht hat, eine Mittheilung, die dankbar und freudig entgegengenommen wurde. Das Programm der Vorlesungen ist folgendes:

1. Januar 15. Herr Prof. Dr. Herrig: Das englische Theater vor Shakspeare.
   Herr Dr. G. A. Kuhlmey: Ein Neujahrsmorgen aus Schiller's Leben.
2. Januar 22. Herr Dr. H. Pröhle: Ueber Schriftstellerei als Lebensberuf.
   Herr Oberlehrer Dr. Büchmann: Ueber den Berliner Adresskalender.
3. Januar 29. Herr Dr. Berthold Auerbach: Zustand und Zukunft des Volksliedes im Volke selbst.
   Herr Dr. Hermes: Ueber Camoens.
4. Februar 5. Herr Dr. Leo: Deutsche Einflüsse in Dänemark.
   Herr Dr. Immanuel Schmidt aus Falkenberg in der Mark: Ueber Butler's Hudibras.
5. Februar 12. Herr Prof. Dr. Gosche: Ueber Göthe's West-östlichen Diwan.
   Herr William Reymond: Sur la condition de la littérature et de l'art au XIXème siècle.
6. Februar 19. Herr Oberlehrer Dr. Lasson: Montaigne und Bacon.
   Herr Dr. Altmann: Der russische Dichter Derschawin.
7. Februar 26. Herr Oberlehrer Dr. David Müller: Grabbe.
   Herr Dr. Jul. Rodenberg: Ueber irische Nationalpoesie.
8. März 5. Herr Prof. Dr. von Holtzendorff: Tasso und Heinrich IV. von Frankreich.
   Herr Dr. Claus aus Stettin: Byron und die Frauen.

Dann sucht Herr Staedler die Ungereimtheit der Bezeichnung „Geschlechtswort“ für Artikel nachzuweisen. Er ruft dadurch eine lebhafte Debatte für und wider hervor, an der sich die Herren Gosche, Mahn, Petermann, Sachse, Lowenthall betheiligen.

Herr Boltz schlägt als Etymon von hidalgo vor hijo d'alledio. Dagegen macht Herr Mahn unter andern auf die im romanischen Sprach-

gebiete sehr bedenklichen Accentverschiebung, die dabei vorgehen müsste, aufmerksam.

Herr Mahn hält einen etymologischen Vortrag über den Flussnamen Weichsel und über abri. Für Weichsel nimmt er celtischen Ursprung an, so dass das Wort in seiner ursprünglichen Form uisg-tuileach, das dem Οὐιστούλας des Ptolemäus sehr nahe steht, so viel bedeutet als überschwemmendes, fluthendes Wasser. — Die Herleitung von abri aus apricus hält Herr Mahn auch gegen die von Diez in der zweiten Auflage des etymologischen Wörterbuchs dagegen erhobenen Bedenken aufrecht.

Herr Lasson unterzieht den neuesten Erklärungsversuch des Hamlet durch Professor Gerth einer eingehenden Besprechung.

62. Sitzung, den 7. Januar 1862. Herr Kuhlmey giebt Fortsetzung und Schluss seines Vortrages über Schiller's Räuber. Er theilt die Berliner Kritik des Stückes mit und beleuchtet sie in ihrer Bedeutung als die erste anerkennende Besprechung der „Räuber," bei welcher Gelegenheit er auf die enge Zusammengehörigkeit des Stoffes mit der Zeit am Ende des 18. sec. hindeutet.

Herr Büchsenschütz macht ergötzliche Mittheilungen von Proben einer Homerübersetzung von Gortzitza und leitet dieselben durch eine Aufzählung aller Versuche ein, die bisher gemacht worden sind, den Homer in gereimten Versen zu übersetzen.

Herr Michaelis spricht über die französische und französisch-englische Schule der Stenographie, zeigt ihre Entwicklungsperioden und legt der Gesellschaft seinen eigenen Versuch, die Stolze'sche Stenographie auf die französische Sprache anzuwenden, vor.

63. Sitzung. Herr Reymond las den ersten Act einer von ihm verfassten satirischen Comödie in Versen: Les Faiseurs, in welcher die Zustände der Pariser Tagespresse gegeisselt werden, namentlich insofern sie den materiellen Gewinn zum Ziele haben.

Herr Lasson sprach über Hamlet. Er bringt die bisherigen Erklärungsversuche in drei Kategorien. Die einen sehen in Hamlet einen edlen, jedoch willensschwachen und deswegen grossen Zwecken nicht genügenden Menschen, die zweiten einen für nicht edle Zwecke zu gewissenhaften Mann, die dritten nichts als einen geistreichen, aber hohlen Schwätzer. Der Vortragende gelangt nun zu dem Resultate, dass, obschon Hamlet's Charakter die Vollstreckung eines Mordes als einer That fraglich sittlichen Werthes widerstrebt, doch in seinen Anschauungen nichts gegen die That als solche liege, er aber bei der feinen Anlage seiner geistigen Bildung viel zu selbstreflectirend wäre und das Leben zu gering schätze, um zu meinen, mit einem Morde sei etwas ausgerichtet, und dieser stehe nicht vielmehr einer Befreiung von der Qual zu leben gleich. Im Lichte dieser Deutung wurden episodisch auch die Erscheinungen der Liebe Hamlet's zu Ophelia beleuchtet. — Der Vortragende begegnet namentlich darin lebhaftem

Widerspruch, dass er Hamlet vom Vorwurf der Intrigue zu reinigen suchte. Herr Leo wies auf die Quellen des Schauspiels zurück, in denen das Vorbild Hamlet's bereits die Züge des Intriganten trage, Herr von Holtzendorff wies namentlich an der Theaterscene nach, dass ihr Hauptzweck, eine moralische Ueberzeugung von der Schuld des Königs auch in Andern zu wecken, Anlage zur Intrigue in Hamlet voraussetzen lasse.

64. Sitzung, den 4. Februar 1861. Herr Gosche giebt eine Geschichte der Entwicklung des Alexandriners. Er zeigt den allmäligen Uebergang des achtsilbigen französischen Verses von volksthümlichem Gepräge zu dem in künstlerischem Bewusstsein erweiterten späteren zehnsilbigen, der dann der eigentlich heroische, z. B. für das Rolandslied wird. Aus diesem entwickelt sich der zwölfsilbige, späterhin Alexandriner genannt. Er tritt zuerst im Provenzalischen im Leben des heiligen Amantius, im Nordfranzösischen im Bestiaire des Philippe de Thou auf, und gewinnt dann immer ausschliesslicher Terrain, so bei den späteren Dichtern des Carlovingischen Cyclus. Da er zuerst von Gelehrten, Geistlichen, Kennern des Latein also gehandhabt wird, so regte sich schon früh der Verdacht, er sei ein gelehrter Vers und als solcher auf den saturninischen Vers oder auf den Hexameter zurückzuführen. — Früher war er ein nur epischer Vers; dass er dann im 16. sec. auch auf das Drama überging, ist der Thätigkeit des Etienne Jodelle zu verdanken, der ihn zuerst in seinem Lustspiel Eugène, später in einzelnen Acten der Tragödie Cléopatra, endlich in der Dido durchweg zur Anwendung brachte. Die Freiheit in seiner Behandlung, bei Corneille noch gross genug, wird immer mehr verscherzt, bis endlich Victor Hugo die Bande des Alexandriners sprengt. — In Deutschland wendete ihn Tobias Hübner, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft 1619 zuerst an, doch roh und plump. Es wird der unfruchtbare Kampf Drollinger's gegen den Alexandriner erwähnt, Lessing umging ihn zuerst und setzt einfach Prosa an seine Stelle, dann aber versucht er es mit dem reimlosen Alexandriner, mit dem Wechsel zwölf- und dreizehnsilbiger jambischer Verse. Die einfache Uebersetzung des französischen in den deutschen Alexandriner wird jenem nicht gerecht, und zwar deswegen, weil im Deutschen der Reim fast durchweg auf der Stammsilbe liegt und der Rhythmus fast rein jambisch bleibt, wogegen der französische Alexandriner eine Menge rhythmischer Formen zulässt, was man beim Polemisiren gegen den Alexandriner überhaupt doch zu beachten hätte. Schliesslich wird auch noch Fr. Schlegel's unglücklichen Versuchs gedacht, den Alexandriner in Terzinen zu übersetzen.

Herr Plötz schildert Henry Murger's Leben und schriftstellerische Thätigkeit.

Herr Lasson referirt über: Karl der Grosse von Märcker, dann über die französische Stenographie von Michaelis.

Der Vorsitzende erzielt ferner den Beschluss der Gesellschaft, dass Herr Büchmann's Vortrag über den Adresskalender zum Besten der Stiftung in den Buchhandel kommen soll und theilt mit, dass der Herr Buchhändler Weidling (Haude und Spener'sche Buchhandlung) die Mühewaltung des Verlags und Vertriebes unentgeltlich übernehmen werde.

Schliesslich legte der Vorsitzende die nachstehenden Mittheilungen des Herrn W. Rushton in Liverpool der Gesellschaft vor.

Shakspeare's Tenures.

Tenure in Villenage.

King Richard.
My manors, rents, revenues, I forego;
My acts decrees, and statutes I deny.
Richard II. Act 4 Scene 4.

Manorium est feodum nobile, partim vassallis, quos tenentes vocamus, ob certa servitia concessum, partim Domino in usum familiae suae, cum jurisdictione in vassallis ob concessa praedia reservatum. Quae vassallis conceduntur terras dicimus tenementales;

Gaunt.
This land of such dear souls, this dear dear land,
Dear for her reputation through the world,
Is now leased out, (I die pronouncing it)
Like to a tenement, or pelting farm:
Richard II. Act 2 Scene 1.

quae domino reservantur, dominicales:

Belarius.
This rock and these demesnes, have been my world
Where I have lived at honest freedom.
Cymbeline Act 3 Scene 3.

Mercutio.
And the demesnes that there adjacent lie.
Romeo and Juliet Act 2 Scene 1.

totum vero feudum dominicum appelatur, Baronia, unde curia, quae huic praeest jurisdictioni, hodie curiae Baronis nomen retinet. (Spelm. Gloss. Manerium. Conf. in voc. Baronia, p. 73). In these days a mannor rather signifies the jurisdiction and royalty incorporeal than the land or secte. I or a man may have a mannor in gross (as the law termeth it) that is, the right and interest of a Court Baron, with perquisites thereunto belonging, and another or others have every fort of the land, (kitchen, Fol. 4, Broke, hoc titulo per totum, Bract. lib. 4. Cap. 31 num 3. divideth manerium into capitale and non capitale, Cowell Interpr.) I have already explained (see Archiv XXVII. Band 4. Heft p. 451) that villeins were of two sorts; villeins regardant, that is annexed to the mannor or land, or villeins in gross, or at large,

Othello.
O villain!

Cassio.
Most heathenish, and most gross!
Act. 5 Scene 2.

that is annexed to the person of their lord and transferable by deed from one owner to another. Thus it will be seen that there were „mannors in gross" and „villeins in gross" and Dumain says,

My loving lord, Dumain is mortified;
The grosser manner of these world's delights
He throws upon the gross world's baser slaves:
To love, to wealth, to pomp, I pine and die;
With all these living in philosophy.

Love's Labour's Lost. Act 1 Scene 1.

and, considering that Shakspeare so frequently plays upon words, I have thought that a double meaning may be intended in this passage. If, in the passages I have selected, (see Archiv passim) it should be considered that Shakspeare uses the terms „manner" and mannor, respectively, in a double sense, it would then be of little consequence whether the word is spelt with „e" or „o," because the mention of the one word is intended to suggest to the mind the other word, which is similar in sound but different in meaning. I may here mention that the word „manner" sometimes appears, in our old Law Books, instead of „mannor," apparently as a misprint, — the compositor having, probably, mistaken a badly formed „o" in the manuscript for „e."

Borachio.

Sweet prince, let me go no farther to mine answer; do you hear me, and let this count kill me. I have deceived even your very eyes: what your wisdoms could not discover, these shallow fools have brought to light; who, in the night, overheard me confessing to this man, how Don John, your brother, incensed me to slander the lady Hero; how you were brought into the orchard, and saw me court Margaret in Hero's garments; how you disgraced her, when you should marry her. My villainy they have upon record; which I had rather seal with my death, than repeat over to my shame: the lady is dead upon mine and my master's false accusation; and, briefly, I desire nothing but the reward of a villain.

Much ado Act 5 Scene 1.

„Also, every villein is either a villein by title of prescription, to wit, that he and his ancestors have been villeins time out of mind of man; or he is a villein by his own confession in a court of record (Litt. sec. 175.)" Every villein is, either by prescription or confession, servi aut nascuntur, aut fiunt. By prescription, either regardant to the mannor, etc. or in gross. In gross, either by prescription, or by granting away a villein that is regardant, or by confession. (Co. Litt. 118 a.) Fit etiam servus liber homo per confessionem, in curiâ regis fact'. (Bract. lib. I. cap. 6.) Record cometh from the Latin recordari to remember, and signifies an authentic and uncontroulable testimony in writing, contained in Rolls of parchment, and preserved in Courts of Record, and of them it is said monumenta, quae nos recorda vocamus, sunt veritatis et vetustatis vestigia. (Co. Litt. 118 a Cowell Interpr.) We reckon three sorts of Records, viz. a Record Judicial, as attainder, etc. a Record ministerial upon oath, as an office or inquisition found, and a Record made by conveyance and consent, as a fine or deed enrolled, or the like. (Cowell Int.) I do not however consider it is at all certain that Shakespeare alludes to a man who was „a villein by his own confession in a Court of Record," — because, I can recall another passage in which Shakspeare refers to ill deeds being recorded;

King Richard.

What more remains?

Northumberland.
No more, but that you read
(Offering a paper.)
These accusations, and these grievous crimes,
Committed by your person, and your followers,
Against the state and profit of this land;
That, by confessing them, the souls of men
May deem that you are worthily deposed.

King Richard.
Must I do so? and must I ravel out
My weaved-up follies? Gentle Northumberland,
If thy offences were upon record,
Would it not shame thee in so fair a troop,
To read a lecture of them?
Richard II. Act 4 Scene 1.

and also because Borachio does not use the participle „confessing" in connection with the word „record" or „villainy," — but he refers to what Dogherry and Verges overhead him say in the street Scene act 3; — yet because the word „villainy" is used in connection with the word „record" and moreover, because Leontes afterwards, in the same Scene, says,

Leontes.
Which is the villain? Let me see his eyes,
That, when I note another man like him,
I may avoid him: Which of these is he?

Borachio.
If you would know your wronger, look on me.

Leontes.
Art thou the slave, that with thy breath hast kill'd
Mine innocent child?

connecting, with the word villain, the word slave, a substantive descriptive of the servile condition of tenants in villenage, who were mere bond slaves to the Lord, — therefore I have thought it worth while to submit this passage to the consideration of the Society.

Shakspeare frequently connects the term villain with other words which are, — and which seem to be used as, descriptive of the base, servile condition of tenants in villenage;

Cleopatra.
Slaves, soul-less villain, dog!
O rarely base.
Antony and Cleopatra Act 5 Scene 2.

Arm.
Villain, thou shalt fast for thy offences, ere thou be pardoned.

Cost.
Well, sir, I hope, when I do it, I shall do it on a full stomach.

Arm.
Thou shalt be heavily punished.

Cost.
I am more bound to you than your fellows, for they are but lightly rewarded.

Arm.
Take away this villain; shut him up.

Moth.

Come, you transgressing slave; away.

Love's Labour's Lost Act 1 Scene 2.

Clo.

I cannot find those runagates: that villain
Hath mock'd me: — I am faint.

Bel.

Those runagates!
Means he not us? I partly know him; 'tis
Cloten, the son o' the queen. I fear some ambush.
I saw him not these many years, and yet
I know 'tis he. — We are held as outlaws: Hence.

Gui.

He is but one: You and my brother search
What companies are near: pray you, away;
Let me alone with him.

[Exeunt Bel. and Arv.

Clo.

Soft! what are you
That fly me thus? some villain mountaineers?
I have heard of such. — What slave art thou?

Gui.

A thing
More slavish did I ne'er, than answering
A slave without a knock.

Clo.

Thou art a robber,
A law-breaker, a villain: — Yield thee, thief.

Gui.

To who? to thee? What art thou? Have not I
An arm as big as thine? a heart as big?
Thy words, I grant, are bigger; for I wear not
My dagger in my mouth. Say, what thou art;
Why I should yield to thee?

Clo.

Thou villain base
Know'st me not by my clothes?

Gui.

No, nor thy tailor, rascal,
Who is thy grandfather: he made those clothes,
Which, as it seems, make thee?

Clo.

Thou precious varlet,
My tailor made them not.

Cymbeline Act 4 Scene 2.

And in these passages Cleopatra and Cloten use the substantive „Have" and the adjective „base" in connection with the term villain, which in the English Law signified a person in a base servile condition, who was a mere bond slave to the Lord.

Orleans.

The sun doth gild our armour up, my lords.

Dauphin.

Montez à cheval: — my horse! valet! lacquey, ha!

Henry V. Act 4 Scene 2.

Valect, valet, or vadelect, valettus vel valecta, qui juxta Dominum vadit seu ministrat. It is a French word: a servitor or gentleman of the Privy Chamber, according to Camden: In the accounts of the Inner Temple it is used for a Bencher's Clerk or servant: The Butler of the House corruptly calls them varlets: (Kennett's Gloss. Cowell Interpr.)

Troilus.

Call here my varlet, I 'll unarm again:
Why should I war without the walls of Troy,
That find such cruel battle here within?

Troilus and Cressida Act 1 Scene 1.

Scene III. — Glostershire. The Garden of Shallow's House.

Enter Falstaff, Shallow, Silence, Bardolph, the Page, and Davy.

Shallow.

Nay, you shall see mine orchard: where, in an arbour, we will eat a last year's pippin of my own graffing, with a dish of carraways, and so forth — come, cousin Silence; — and then to bed.

Falstaff.

'Fore God, you have here a goodly dwelling, and a rich.

Shallow.

Barren, barren, barren; beggars all, beggars all, Sir John: — marry, good air. — Spread, Davy; spread, Davy; well said, Davy.

Falstaff.

This Davy serves you for good uses; he is your serving man, and your husbandman.

Shallow.

A good varlet, a good varlet, a very good varlet, Sir John. — By the mass, I have drunk too much sack at supper — A good varlet. Now sit down, now sit down; — Come, cousin.

2. Henry IV. Act 5 Scene 3.

And Shallow, seems to apply the term varlet to Davy, in the sense of one qui juxta Dominum vadit seu ministrat. Valet or vadlet was anciently with us as in France, also a name specially denoting young gentlemen, although of great descent or quality, although it be now with us and them given to those of the rank of yeomen. And so was it taken under Henry the sixth with us, as we see in the statute of his three and twentieth year (Cap. 15) touching the choice of knight's of the Shire. They must be (saith the statute) either knights, ou autrement tielx notables esquiers, gentilhommes, del nativitie des mesmes les counties come soient ables destre chevalier, et nul home destre, tiel chivalier que estoite en le degree de vadlet et desouth. And it is but the same word which is become to be varlet, and signifies sometimes as knave now doth,

Thersites.

That same Diomed's a false-hearted rogue, a most unjust knave; I will no more trust him when he leers, than I will a serpent when he hisses: he will spend his mouth, and promise, like Brabler the hound; but when he performs, astronomers foretell it; it is prodigious, there will come some change; the sun borrows of the moon, when Diomed keeps his word. I will

rather leave to see Hector, than not to dog him: they say, he keeps a Trojan drab, and uses the traitor Calchas' tent: I'll after. — Nothing but lechery! all incontinent varlets!

Troilus and Cressida Act 5 Scene 1.

Thersites

That dissembling abominable varlet Diomed, has got that same scurvy doting foolish young knave's Sleeve of Troy there, in his helm. Act 5 Scene 4. Although both of them anciently names of civil degree or service only: as among divers other testimonies, in an old little glossary of nomina graduum (Ms. apud Moretonum Lambard, eq. Aurat.) of about two hundred years since: the words are, garconet little boy, garcon knave, varleton grome, varlet yeoman, gentilhome gentleman etc. (Selden. Tit. Hon.) The reader will perceive that Thersites calls Diomed a most unjust knave and afterwards a varlet.

Shakspeare sometimes seems to use the term varlet, as an opprobrious name,

Prospero.

Say again, where didst thou leave these varlets.

Tempest Act 4 Scene 1.

Pistol.

And I to Lord shall eke unfold,
How Falstaff varlet vile,
His dove will prove, his gold will hold,
And his soft couch defile.

Merry Wives Act 1 Scene 3.

Falstaff.

And tell me thou naughty varlet, tell me, where hast thou been this month.

1. Henry IV. Act 2 Scene 4.

Mrs. Page.

Hang him dishonest varlet! we cannot misuse him enough.

or as Selden says signifying as knave now doth.

Elb.

Varlet, thou liest; thou liest, wicked varlet: the time is yet to come, that she was ever respected with man, woman, or child.

Clo.

Sir, she was respected with him before he married with her.

Escal.

Which is the wiser here? Justice or Iniquity? — Is this true?

Elb.

O thou caitiff! O thou varlet! O thou wicked Hannibal! I respected with her, before I was married to her! If ever I was respected with her, or she with me, let not your worship think me the poor duke's officer. — Prove this, thou wicked Hannibal, or I'll have mine action of battery on thee.

Escal.

If he took you a box o' the ear, you might have your action of slander too.

Elb.

Marry, I thank your good worship for it. — What is 't your worship's pleasure I should do with this wicked caitiff?

Escal.

Truly, officer, because he hath some offences in him, that thou wouldst discover if thou couldst, let him continue in his courses, till thou know'st what they are.

Elb.

Marry, I thank your worship for it. — Thou see'st, thou wicked varlet now, what 's come upon thee; thou art to continue now, thou varlet; thou art to continue.

Measure For Measure Act 2 Scene 1.

Caitif, (cattivo, It. a slave, chetif, Fr. vile, despicable, whence it came to signify a bad man, with some implication of meanness, as knave in English and fur in Latin; so certainly does slavery destroy virtue. (Bailey's Dic.)

And sometimes it seems doubtful in which sense the term varlet is used,

Menenius.

The good gods assuage thy wrath, and turn the dregs of it upon this varlet here; this, who, like a block, hath denied my access to thee.

Coriolanus Act 5 Scene 2.

Lear.

This is a slave, whose easy-borrow'd pride
Dwells in the fickle grace of her he follows: —
Out, varlet, from my sight?

Act 2 Scene 4.

Elb.

Prove it before these varlets here, thou honourable man, prove it.

Escal.

Do you hear how he misplaces? (To Angelo.)

Measure For Measure Act 2 Scene 1.

By 20 Richard II. Cap. 2 it was enacted „that no varlets called yeoman, nor none other of less estate than esquire, shall use nor bear no sign of livery called livery of company of any lord within the realm, unless he be menial and familiar.

Jago.

Come, come, good wine is a good familiar creature, if it be well used, exclaim no more against it.

Othello Act 2 Scene 3.

or continual officer of his said lord. And that justices of the peace shall have power to enquire of them, which do to the contrary, and them to furnish according to their discretion“ (repealed by 3. Car. 1. c. 4.)

From this statute of „the Reign of Richard the second, it appears that varlet was taken for those of the rank of yeomen“ long before the time of Henry VI. mentioned by Selden. Jago probably uses the word familiar adjectively as it seems to be used in this statute: but sometimes it seems to be used as a substantive signifying an evil spirit, as it is explained by Coke in his report of an action on the Case which was brought (in the Common Pleas) against Mutton (Mich. 7 Jac. 1) for calling of the plaintiff, sorcerer and inchanter, who pleaded not guilty; and it was found against him to the damages of 6d. and it was holden by the whole court in the Common Pleas, that no action lieth for the said words: For sortilegium est rei futuri per sortes exploratio: Et sortilegus sive sortilegista est qui per sortes futura praenunciat. Inchantry est verbis aut rebus adjunctis aliquid praeter naturam moliri:

My ancient incantations are too weak,
And hell too strong for me to buckle with:
Now, France, thy glory droopeth to the dust. [Exit.

Alarums. Enter French and English, fighting. La Pucelle and York fight hand to hand. La Pucelle is taken. The French fly.

York.
Damsel of France, I think I have you fast:
Unchain your spirits now with spelling charms,
And try if they can gain your liberty. —
A goodly prize, fit for the devil's grace!
See, how the ugly witch doth bend her brows,
As if, with Circe, she would change my shape.

Pucelle.
Changed to a worser shape thou canst not be.

York.
O, Charles the Dauphin is a proper man;
No shape but his can please your dainty eye.

Pucelle.
A plaguing mischief light on Charles, and thee!
And may ye both be suddenly surprised
By bloody hands, in sleeping on your beds!

York.
Fell, banning hag! enchantress, hold thy tongue.

Pucelle.
I pr'ythee, give me leave to curse a while.

York.
Curse, miscreant, when thou comest to the stake.
[Exeunt.
1. Henry VI. Act 5 Scene 3.

whereof the poet saith,
Carminibus Circes suos mutavit Ulyssis."
(XIII. Co. Rep. Mutton's Case).

Exeter.
We mourn in black: Why mourn we not in blood?
Henry is dead, and never shall revive:
Upon a wooden coffin we attend;
And death's dishonourable victory
We with our stately presence glorify,
Like captives bound to a triumphant car.
What? shall we curse the planets of mishap,
That plotted thus our glory's overthrow?
Or shall we think the subtle-witted French
Conjurers and sorcerers, that, afraid of him,
By magic verses have contrived his end?
1. Henry VI. Act 1 Scene 1.

Inchanter is he that by charms or verses conjures the Devil. The ancients called them carmina, because in those days their charms were in verse (3 Inst. 44 Cowell).

Ant. S.
What, wilt thou flout me thus unto my face,
Being forbid? There, take thou that, sir knave.

Dro. E.

What mean you, sir? for God's sake, hold your hands;
Nay, an you will not, sir, I'll take my heels. [Exit.

Ant. S.

Upon my life, by some device or other,
The villain is o'er-raught of all my money.
They say, this town is full of cozenage;
As, nimble jugglers, that deceive the eye,
Dark-working sorcerers, that change the mind,
Soul-killing witches, that deform the body;
Disguised cheaters, prating mountebanks,
And many such like liberties of sin:
If it prove so, I will be gone the sooner.
I 'll to the Centaur, to go seek this slave;
I greatly fear, my money is not safe. [Exit.

Comedy of Errors Act 1 Scene 2.

It may be considered remarkable that Coke, after explaining the word enchantry should quote a line referring to Circe having changed the form of the companions of Ulyssis, and that York referring to La Pucelle should say,

See how the ugly witch doth bend her brows,
As if, with Circe, she would change my shape.

and afterwards as call her „enchantress."

The ancient law was, as it appeareth by Bulton, that those who were attainted of sorcery were burned: but the law is not such at this day, but he who is convicted of such imposture and deceit shall be fined and imprisoned.

Thersites.

How now, Thersites? what, lost in the labyrinth of thy fury? Shall the elephant Ajax carry it thus? he beats me, and I rail at him: O worthy satisfaction! 'would, it were otherwise; that I could beat him, whilst he railed at me: 'Sfoot, I 'll learn to conjure and raise devils, but I 'll see some issue of my spitefull execrations.

Troilus and Cressida Act 2 Scene 3.

„Conjuration is derived of these words con and juro: et proprie dicitur quando aliquid multi in alicujus perniciem jurant: and in the statute of 5 Eliz. Cap. 10 it is taken for invocation of any evil and wicked spirits,

Benvolio.

Romeo! my cousin Romeo!

Mercutio.

He is wise;
And, on my life, hath stolen him home to bed.

Benvolio.

He ran this way, and leap'd this orchard wall:
Call, good Mercutio.

Mercutio.

Nay, I 'll conjure too. —
Romeo! humours! madman! passion! lover!
Appear thou in the likeness of a sigh,
Speak but one rhyme, and I am satisfied;
Cry but — Ah me! couple but — love and dove;
Speak to my gossip Venus one fair word,

One nickname for her purblind son and heir,
Young Adam Cupid, he that shot so trim,
When king Cophetua loved the beggar-maid. —
He heareth not, stirreth not, he moveth not;
The ape is dead, and I must conjure him. —
I conjure thee by Rosalind's bright eyes,
By her high forehead, and her scarlet lip,
By her fine foot, straight leg, and quivering thigh,
And the demesnes that there adjacent lie,
That in thy likeness thou appear to us.

Benvolio.

An if he hear thee, thou wilt anger him.

Mercutio.

This cannot anger him: 't would anger him
To raise a spirit in his mistress' circle
Of some strange nature, letting it there stand,
Till she had laid it, and conjured it down;
That were some spite: my invocation
Is fair and honest, and, in his mistress' name,
I conjure only but to raise up him.

Act 2 Scene 1.

i. e. est conjurare verbis conceptis alio malos et iniquos spiritus;

Mrs. Ford.

What hoa, mistress Page! come you, and the old woman, down; my husband will come into the chamber.

Ford.

Old woman! What old woman 's that?

Mrs. Ford.

Why, it is my maid's aunt of Brentford.

Ford.

A witch, a quean, an old cozening quean! Have I not forbid her my house? She comes of errands, does she? We are simple men; we do not know what 's brought to pass under the profession of fortune-telling. She works by charms, by spells, by the figure, and such daubery as this is; beyond our element: we know nothing. — Come down, you witch, you hag you! come down, I say.

Mrs. Ford.

Nay, good, sweet husband — Good gentlemen, let him not strike the old woman.

Enter Falstaff in women's clothes, led by Mistress Page.

Mrs. Page.

Come, mother Prat, come, give me your hand.

Ford.

I 'll prat her: — Out of my door, you witch, (beats him) you rag, you baggage, you polecat, you ronyon! out! out! I 'll conjure you, I 'll fortune-tell you. [Exit Falstaff.

Merry Wives Act 4 Scene 2.

Burgundy.

God save your majesty! my royal cousin, teach you our princess English?

King Henry.

I would have her learn, my fair cousin, how perfectly I love her; and that is good English.

Burgundy.

Is she not apt?

King Henry.

Our tongue is rough, coz; and my condition is not smooth: so that, having neither the voice nor the heart of flattery about me, I cannot so conjure up the spirit of love in her, that he will appear in his true likeness.

Burgundy.

Pardon the frankness of my mirth, if I answer you for that. If you would conjure in her you must make a circle: if conjure up love in her in his true likeness, he must appear naked, and blind.

Henry V. Act 5 Scene 2.

the same is made felony: but witchcraft, enchantment, charm or sorcery, is not felony, if by them any person be not killed or dieth, so that Conjuration est verbis conceptis compellere malos et iniquos spiritus aliquod facere vel dicere, etc. (Co. Rep. 59. Mutton's Case.)

Brabantio.

O thou foul thief, where hast thou stow'd my daughter?
Damn'd as thou art, thou hast enchanted her:
For I 'll refer me to all things of sense,
If she in chains of magic were not bound,
Whether a maid — so tender, fair, and happy;
So opposite to marriage, that she shunn'd
The wealthy curled darlings of our nation,
Would ever have, to incur a general mock,
Run from her guardage to the sooty bosom
Of such a thing as thou: to fear, not to delight.
Judge me the world, if 'tis not gross in sense,
That thou hast practised on her with foul charms:
Abused her delicate youth with drugs or minerals,
That waken'd motion: — I 'll have it disputed on;
'Tis probable, and palpable to thinking,
I therefore apprehend and do attach thee,
For an abuser of the world, a practiser
Of arts inhibited and out of warrant; —
Lay hold upon him; if he do resist,
Subdue him at his peril.
. . . .

Brabantio.

My daughter! O my daughter!

Senator.

Dead?

Brabantio.

Ay, to me;
She is abused, stolen from me, and corrupted
By spells and medicines bought of mountebanks:
For nature so preposterously to err,
Being not deficient, blind, or lame of sense,
Sans witchcraft could not —

Duke.

Whoe'er he be, that, in this foul proceeding,
Hath thus beguiled your daughter of herself,
And you of her, the bloody book of law
You shall yourself read in the bitter letter,
After your own sense; yea, though our proper son
Stood in your action.

. . . .

Othello.

I will a round unvarnish'd tale deliver
Of my whole course of love; what drugs, what charms,
What conjuration, and what mighty magic,
(For such proceeding I am charged withal,)
I won his daughter with.

Brabantio.

A maiden never bold;
Of spirit so still and quiet, that her motion
Blush'd at herself; and she, — in spite of nature,
Of years, of country, credit, every thing, —
To fall in love with what she fear'd to look on!
It is a judgment maim'd, and most imperfect,
That will confess — perfection so could err
Against all rules of nature; and must be driven
To find out practices of cunning hell,
Why this should be. I therefore vouch again,
That with some mixtures powerful o'er the blood,
Or with some dram conjured to this effect,
He wrought upon her.

Duke.

To vouch this, is no proof;
Without more certain and more overt test,
Than these thin habits, and poor likelihoods
Of modern seeming, do prefer against him.

1. Senator.

But, Othello, speak: —
Did you, by indirect and forced courses
Subdue and poison this young maid's affections?
Or came it by request, and such fair question
As soul to soul affordeth?

. . . .

Act 1 Scene 2.

In August 1858 I suggested that Shakspeare, in one of these passages from Othello, might refer to the 38 Henry VIII. Cap. 8. which enacts, that „It shall be felony to practice, or cause to be practised, conjuration, witchcraft, enchantment or sorcery, to get money: or to consume any person in his body, members or goods; or to provoke any person to unlawful love;

Falstaff.

I am accursed to rob in that thief's company: the rascal hath removed my horse, and tied him I know not where. If I travel but four foot by the square farther afoot, I shall break my wind. Well, I doubt not but Io die a fair death for all this, if I 'scape hanging for killing that rogue. t have forsworn his company hourly any time this two-and-twenty years; and yet I am bewitched with the rogue's company. If the rascal have not given me medicines to make me love him, I 'll be hanged; it could not be

else; I have drank medicines. — Poins! — Ha! — a plague upon you both! —

1. Henry IV. Act 2 Scene 2.

or for despight of Christ, or lucre of money, to pull down any cross; or to declare where goods stolen be.“ But by the 1. Ed. VI. c. 12. sec. 4 it is enacted „That all offences made felony by any act or acts of parliament, statute or statutes, made sithence the twenty-third day of April in the first year of the reign of the said late king Henry the Eighth, not being felony before, and also all and every the branches and articles mentioned or in any wise declared in any of the same statutes concerning the making of any offence or offences to be felony, not being felony before, and all pains and forfeitures concerning the same or any of them, shall from henceforth be repealed and utterley void, and of none effect.“

La Pucelle.

The regent conquers, and the Frenchmen fly. —
Now help, ye charming spells, and periapts;
And ye choice spirits, that admonish me,
And give me signs of future accidents! (Thunder.)
You speedy helpers, that are substitutes
Under the lordly monarch of the north,
Appear, and aid me in this enterprise!

Enter Fiends.

This speedy quick appearance argues proof
Of your accustom'd diligence to me.
Now, ye familiar spirits, that are cull'd
Out of the powerful regions under earth,
Help me this once, that France may get the field.

1. Henry VI. Act 5 Scene 3.

„A witch who works anything by an evil spirit, doth not make any conjuration or invocation by any powerful names of the devil, but the wicked spirit comes to her familiarly, and therefore it is called a familiar“ (XIII. Co. Rep. 59 Mutton's Case).

In the Duke of Gloster's Garden the spirit is conjured;

Hume.

Jesu preserve your royal majesty!

Duchess.

What say'st thou, majesty! I am but grace.

Hume.

But, by the grace of God, and Hume's advice,
Your grace's title shall be multiplied.

Duchess.

What say'st thou, man? hast thou as yet conferr'd
With Margery Jourdain, the cunning witch;
And Roger Bolingbroke, the conjurer?
And will they undertake to do me good?

Hume.

This they have promised, — to shew your highness
A spirit, raised from depth of under ground,
That shall make answer to such questions
As by your grace shall be propounded him.

2. Henry VI. Act 1 Scene 2.

but the spirits are supposed to come to La Pucelle „familiarly,“ as Coke expresses it. „The conjurer,“ says Minshieu, „seemeth by praiers and invo-

cations of God's powerful names, to compel the divell to say or do what he commandeth him.

The Duke of Gloster's Garden.

Enter Margery Jourdain, Hume, Southwell, and Bolingbroke.

Hume.

[Come, my masters; the duchess, I tell you, expects performance of your promises.

Bolingbroke.

Master Hume, we are therefore provided: Will her ladyship behold and hear our exorcisms?

Hume.

Ay: What else? fear you not her courage.

Bolingbroke.

I have heard her reported to be a woman of an invincible spirit: But it shall be convenient, master Hume, that you be by her aloft, while we be busy below; and so, I pray you, go in God's name, and leave us.] [Exit Hume.] Mother Jourdain, be you prostrate, and grovel on the earth: — [John Southwell, read you; and let us to our work.]

Enter Duchess, above.

Duchess.

[Well said, my masters; and welcome all.
To this gear; the sooner the better.

Bolingbroke.

Patience, good lady; wizards know their times:]
Deep night, dark night, the silent of the night,
The time of night when Troy was set on fire;
The time when screech-owls cry, and ban-dogs howl,
And spirits walk, and ghosts break up their graves,
That time best fits the work we have in hand.
Madam, sit you, and fear not; whom we raise,
We will make fast within a hallow'd verge.

(Here they perform the ceremonies appertaining, and make the circle; Bolingbroke, or Southwell, reads Conjuro te, etc. It thunders and lightens terribly; then the Spirit riseth)

Spirit.

Adsum.

M. Jourdain.

Asmath.
By the eternal God, whose name and power
Thou tremblest at, answer that I shall ask;
For, till thou speak, thou shalt not pass from hence.

2. Henry VI. Act 1 Scene 4.

The witch dealeth rather by a friendly and voluntarie conference or agreement between him and her and the divell or familiar,

Armado.

I do affect the very ground, which is base, where her shoe, which is baser, guided by her foot, which is basest, doth tread. I shall be forsworn, (which is a great argument of falsehood), if I love: and how can that be true love, which is falsely attempted? Love is a familiar; love is a devil: there is no evil angel but love.

Love's Labour's Lost Act 1 Scene 2.

to have his or her turn served, in lieu or stead of blood or other gift offered him, especially of his or her soule." (Minshieu).

(They walk about, and speak not.)
O, hold me not with silence over-long!
Where I was wont to feed you with my blood,
I 'll lop a member off, and give it you,
In earnest of a farther benefit;
So you do condescend to help me now. —
(They hang their heads.)
No hope to have redress? — My body shall
Pay recompense, if you will grant my suit.
(They shake their heads.)
Cannot my body, nor blood-sacrifice,
Entreat you to your wonted furtherance?
Then take my soul; my body, soul, and all,
Before that England give the French the foil.
(They depart.)
See! they forsake me. Now the time is come,
That France must vail her lofty-plumed crest,
And let her head fall into England's lap.
1. Henry VI. Act 5 Scene 3.

The reader will perceive how exactly this passage corresponds with Minshieu's description. La Pucelle says, that she was wont to feed them (her familiar spirits) with her blood, but that she would lop a member off, and then, — if they would grant her suit, her body should pay recompense, and finally if neither her body nor blood-sacrifice could entreat them to their wonted furtherance, she offers her body, soul, and all.

K. Henry.
Our tongue is rough, coz; and my condition is not smooth: so that, having neither the voice nor the heart of flattery about me, I cannot so conjure up the spirit of love in her, that he will appear in his true likeness.

Burgundy.
Pardon the frankness of my mirth, if I answer you for that. If you would conjure in her you must make a circle: if conjure up love in her in his true likeness, he must appear naked, and blind. Can you blame her, then, being a maid yet rosed over with the virgin crimson of modesty, if she deny the appearance of a naked blind boy in her naked seeing self. It were, my lord, a hard condition for a maid to consign to.
Henry V. Act 5 Scene 2.

King James says the „art of sorcery consists in diverse forms of circles and conjurations rightly joined together, few or more in number according to the number of persons conjurers, (always passing the singular number) according to the qualitie of the circle, and form of the apparition. (Daemonologia).

Gloster.
Now, Edmund, where 's the villain?

Edmund.
Here stood he in the dark, his sharp sword out,
Mumbling of wicked charms, conjuring the moon
To stand his auspicious mistress: —
Lear Act 2 Scene 1.

Melton says that conjurers „always observe the time of the moone before the set their figure, and when they have set their figure and spread

their circle, first exorcise the wine and water, which they sprinkle in their circle, then mumble in an unknown language. Astrologaster.

Although La Pucelle uses the term familiar, adjectively, yet it may be considered probable that Shakspeare intends to convey the idea of an evil spirit which could be suggested by the word familiar:

Talbot.
Lost, and recover'd in a day again!
This is a double honour, Burgundy:
Yet, Heavens have glory for this victory!

Burgundy.
Warlike and martial Talbot, Burgundy
Enshrines thee in his heart; and there erects
Thy noble deeds, as valour's monument.

Talbot.
Thanks, gentle duke. But where is Pucelle now?
I think her old familiar is asleep:

1. Henry VI. Act 3 Scene 2.

and Talbot speaks of her „old familiar."

In Schlegel and Tieck's translation, the word familiar, used by Talbot, in the line

„I think her old familiar is asleep"

is represented by the substantive „hausgeist" —

„Ich denk, ihr alter hausgeist fiel in schlaf"

but the word familiar, used by La Pucelle, in the line

„Now ye familiar spirits etc."

is represented by the adjective „vertrauten"

„Nun ihr vertrauten geister etc."

Say.
Tell me, wherein I have offended most?
Have I affected wealth, or honour; speak?
Are my chests fill'd up with extorted gold?
Is my apparel sumptuous to behold?
Whom have I injured, that ye seek my death?
These hands are free from guiltless blood-shedding.
This breast from harbouring foul deceitful thoughts.
O, let me live!

Cade.
I feel remorse in myself with his words; but I'll bridle it; he shall die, an it be but for pleading so well for his life. Away with him! he has a familiar under his tongue; he speaks not o' God's name.

2. Henry VI. Act 4 Scene 7.

Seek not unto them that have familiar pirits, nor wizards, nor unto witches that peep and mutter: should not a people seek unto their God. Isaiah XIX.

But the word familiar is, of course, more frequently used by Shakspeare in its ordinary adjective sense of „intimately acquainted with"

That war or peace, or both at once, may be
As things acquainted and familiar to us.

Henry V. Act 5 Scene 2.

Armado.
For the king is a noble gentleman, and my familiar,
I do assure you, very good friend.

Love's Labour's Lost Act 5 Scene 1.

The word buz which has been derived from Teut. bizzen, to graol, is generally used by Shakspeare in its ordinary sense of to hum, to make a noise like bees or wasps;

Hume.

[Hume must make merry with the duchess' gold:]
Marry, and shall. But how now, Sir John Hume?
Seal up your lips, and give no words but — mum!
The business asketh silent secrecy.
Dame Eleanor gives gold, to bring the witch:
Gold cannot come amiss, were she a devil.
Yet have I gold, flies from another coast:
I dare not say, from the rich cardinal,
And from the great and new-made duke of Suffolk;
Yet I do find it so: for, to be plain,
They, knowing dame Eleanor's aspiring humour,
Have hired me to undermine the duchess,
And buz these conjurations in her brain.

2. Henry VI. Act 1 Scene 2.

but I think its signification in this passage is peculiar, and I shall probably explain it sufficiently by quoting a passage from Selden: „The law against witches does not prove there be any; but it punishes the malice of those people that use such means, to take away mens' lives. If one should profess that by turning his hat thrice, and crying buz, he could take away a man's life (though in truth he could do no such thing) yet this were a just law made by the state; that whoever should turn his hat thrice, and cry buz, with an intention to take away a man's life, shall be put to death. (Selden Vol. 3 Table Falk).

Cymbeline.

What! — art thou mad?

Imogen.

Almost, sir: Heaven restore me! — 'Would I were
A neat-herd's daughter! and my Leonatus
Our neighbour shepherd's son!

Act 1 Scene 2.

Enter a Servant.

Servant.

Master, there is three carters, three shepherds, three neat-herds, three swineherds, that have made themselves all men of hair; they call themselves saltiers: and they have a dance which the wenches say is a gallimaufry of gambols, because they are not in't; but they themselves are o'the mind, (if it be not too rough for some, that know little but bowling,) it will please plentifully.

Shepherd.

Away! we'll none on't; here has been too much humble foolery already: — I know, sir, we weary you.

Pol.

You weary those that refresh us: Pray, let's see these four threes of herdsmen.

Winter's Tale Act 4 Scene 3.

Neat Herd, a keeper of neats, a cow keeper, one who has the care of black cattle.

Steward.

Why, what a monstrous fellow art thou, thus to rail on me, that is neither known of thee, nor knows thee?

Kent.

What a brazen-faced varlet art thou, to deny thou know'st me? Is it two days ago, since I tripp'd up thy heels, and beat thee, before the king? Draw, you rogue; for, though it be night, the moon shines; I 'll make a sop o' the moonshine of you: Draw, you whoreson cullionly barber-monger, draw.

(Drawing his sword.)

Steward.

Away; I have nothing to do with thee.

Kent.

Draw, you rascal: you come with letters against the king; and take vanity the puppet's part, against the royalty of her father: Draw, you rogue, or I 'll so carbonado your shanks — Draw, you rascal; come your ways.

Steward.

Help, ho! murder! help!

Kent.

Strike, you slave; stand, rogue, stand; you neat slave, strike.

(Beating him.)

Steward.

Help, ho! murder! murder!

Lear Act 2 Scene 2.

Kent calls the Steward a neat slave and there was neatland, terra villanorum, which was land let or granted out to the yeomanry. Ex vet. charta. (Cowell Interpr.): so that it is probable that the word used by Kent is not the adjective neat, derived from net Fr. nitidus Lat. signifying clean, trim etc., — and which has been rendered in Schlegel and Tieck's translation by the adjective, but that Kent uses the substantive neat derived from the saxon near, nyren, which signifies, black cattle. Beeves, as oxen, heifers, caves, and steers.

Leontes.
— Mamillius,

Art thou my boy?

Mamillius.
Ay, my good lord.

Leontes.
I' fecks?

Why, that's my bawcock. What, hast smutch'd thy nose? —
They say, it 's a copy out of mine. Come, captain,
We must be neat; not neat, but cleanly, captain;
And yet the steer, the heifer, and the calf,
Are all call'd neat.

Winter's Tale Act 1 Scene 2.

The word „neat“ seems to be used by Leontes in a double sense: we must be „neat“ that is clean, trim, — and yet we must not be „neat“ that is unclean like the „steer, the heifer and the calf,“ or those who tend them. It is evident that Leontes uses the adjective „neat“ signifying clean, trim etc., and also the substantive „neat“ (derived from the saxon) in the sense of unclean, or at least in a sense which implies the condition of which the adjective unclean is descriptive, — a condition common to „the stier, the heifer and the calf“ and those who tended them, as tenants of neat land: but the contrast between the condition of cleanliness suggested by the adjective „neat,“ and the condition of uncleanliness suggested by the substan-

tive „neat,“ does not appear to have been preserved in Schlegel and Tieck's splendid translation.

Mein seel?
Ja, bist mein bengel. Wie die nase schmutzig? —
Sie sagen, dass sie meiner gleicht. Komm, kerl,
Wir müssen schmuck sein, schmuck nicht, sondern rein;
Denn geht nicht stier und kalb und kuh, ein jedes,
Im schmuck des haupts einher?

Because Leontes uses the word „neat“ in a sense, implying the uncleanliness which is common to cattle or those who tend them therefore, I have thought it probable that Kent may mean, by using the words „neat slave,“ that the Steward was like a tenant of neat land, that is, a base, dirty fellow. The word „neat“ used by Kent, is represented in Schlegel and Tieck's translation by „geputzter,“

Wehr dich bestie; steh, schuft, steh; du „geputzter“
Lumpenkerl, wehr, wehr dich.

and it may be considered doubtful whether the word neat used by Kent, is the substantive „neat“ signifying one who was a tenant of neat-land: but, if Kent does use that substantive, he probably uses it in an adjective sense, in connection with the word slave, in the same manner as Shakspeare seems to use the substantive dunghill in an adjective sense, in connection with the word villain,

Base dunghill villain, and mechanical.
2. Henry VI. Act 1 Scene 3.

(see Archiv XXVII. Band, 4. Heft 452).

The word „familiar,“ which appears, as an adjective, in 20 Richard II. Cap. 2 a statute I quoted in illustration of the word „varlet,“ — suggested those passages in Shakspeare in which the term „familiar“ is used as a substantive, in the sense of an „evil spirit,“ — the use of the word in that sense suggested Coke's Report of Mutton's Case, in which an explanation is given of this substantive familiar, and Coke's explanation, in that Report, of the words Inchantry, Conjuration etc. suggested other passages which have really no connection with Shakspeare's allusions to the Tenures of the English Law.

Desdemona.
Alas, what ignorant sin have I committed?

Othello.
Was this fair paper, this most goodly book,
Made to write whore upon? What committed?
Committed! — O thou public commoner!
I should make very forges of my cheeks,
That would to cinders burn up modesty,
Did I but speak thy deeds. — What committed!
Heaven stops the nose at it, and the moon winks;
The bawdy wind, that kisses all it meets,
Is hush'd within the hollow mine of earth,
And will not hear it: — What committed! —
Impudent strumpet!

Desdemona.
By Heaven, you do me wrong.

Othello.
Are not you a strumpet?

Desdemona.

No, as I am a Christian;
If to preserve this vessel for my lord.
From any other foul unlawful touch,
Be — not to be a strumpet. I am none.

Othello.

What, not a whore?

Desdemona.

No, as I shall be saved.

Othello.

Is it possible?

Desdemona.

O, Heaven forgive us!

Othello.

I cry you mercy, then;
I took you for that cunning whore of Venice,
That married with Othello. —

Act 4 Scene 2.

Othello calls Desdemona a strumpet, and Desdemona, afterwards in the same scene, says

I cannot say, whore;
It does abhor me, now I speak the word;
To do the act that might the addition earn,
Not the world's mass of vanity could make me.

using the word addition in its legal sense, for, according to Cowell, „Strumpet, Meretrix, was heretofore used for an addition, Jur. praesentant, etc. quod Johannes de Mainwaring de Whatcroft de Com. Cest. Esq, Laurentinus de Warren Davenham Esq., etc. Hugo de Sondebach Yoman, Hopkin, Norman de Com. Cestr. Husband-Knave, Willielmus le Birchwood de Clyve-Knave cum plurimis aliis et agnes Cawes de medio Wico de Com. Cestr. Strumpet, — Tali die domum Ranulphi Madocke, vi et armis, etc. fregerunt, etc. Pla. apud Cestr. 6 H. 5 m. 2 in Dorso."

Cassio.

I will ask him for my place again; he shall tell me, I am a drunkard! Had I as many mouths as Hydra, such an answer would stop them all. To be now a sensible man, by and by a fool, and presently a beast! O strange! — Every inordinate cup is unblessed, and the ingredient is a devil.

Jago.

Come, come, good wine is a good familiar creature, if it be well used; exclaim no more against it. And, good lieutenant, I think, you think I love you.

Act 2 Scene 3.

When I stated that Jago seemed to use the word familiar in the same sense in which it is used in the 20 Richard II. Cap. 2, I might have further explained the peculiar meaning of the word familiar in that statute, by quoting the 16 Richard II. Cap. 4 by which „it is accorded and assented, that no yeoman nor other of lower estate than an esquire, from henceforth shall not use nor bear no livery, called livery of company, of any lord within the realm, if he be not menial and familiar, continually dwelling in the house of his said lord, and that the justices of peace shall have power to enquire of them, which do to the contrary, and them to punish accord-

ing to their discretion. I might have stated also that because Cassio uses the word devil immediately before Jago uses the word familiar, it is therefore, perhaps, probable that Jago uses the word familiar in a double sense; which would be easily understood by the audiences of Shakspeare's time when witchcraft, sorcery etc. were believed in.

A slight mistake appears in my explanation of a passage in Romeo and Juliet (Archiv XXIX. Band page 281). I said that „the first Capulet, to prove that the son of Lucentio was not thirty years," but some five and twenty says

His son was but a ward two years ago.

whereas I should have said, that it was to prove, not that Lucentio's son was five and twenty, but to prove that it was some five and twenty years since they (the First and Second Capulet) were in a mask. The First Capulet argues to prove that it was not so long as thirty years since they were in a mask, but only some five and twenty years, and also to prove that Lucentio's son was not thirty years of age. Lucentio's son would be, according to the First Capulet's statement, as I have already shown, at least twenty three years of age.

I think that Shakspeare sometimes uses the words „confirm" and „confirmation" in a legal sense.

King Henry.

O my son!
Heaven put in thy mind to take it hence,
That thou mightst win the more thy father's love,
Pleading so wisely in excuse of it.
Come hither, Harry, sit thou by my bed;
And hear, I think, the very latest counsel,
That ever I shall breathe. Heaven knows, my son,
By what by-paths, and indirect crook'd ways,
I met this crown; and I myself know well,
How troublesome it sat upon my head:
To thee it shall descend with better quiet,
Better opinion, better confirmation:
For all the soil of the achievement goes
With me into the earth.

„Confirmation" says Coke, „cometh of the verb confirmare, quod est firmum facere: and therefore it is said, that confirmatio omnes supplet defectus, licet id quod actum est ab initio, non valuit. (Bract. lib. 2. 58). A confirmation is a conveyance of an estate or right in esse, whereby a voidable estate is made sure and unavoidable, or whereby a particular estate is encreased.

King Henry.

My lord of Warwick, hear me but one word. —
Let me, for this my life time, reign as king.

York.

Confirm the crown to me, and to mine heirs.
And thou shalt reign in quiet, while thou livest.

King Henry.

I am content: Richard Plantagenet,
Enjoy the kingdom after my decease.

3. Henry VI. Act 1 Scene 1.

A confirmation doth not strengthen a void estate. (Co. Litt. 295 b). In every good confirmation, there must be a precedent rightful or wrongful estate in him to whom made, or he must have the possession of the king

as a foundation for the confirmation to work upon; the confirmer must leave such an estate and property in the land, that he may be thereby enabled to confirm the estate of the confirmee; the precedent estate must continue till the confirmation come, so that the estate to be increased comes into it; and it is required that both these estates be lawful. (Co. Litt. 296. 1. Rep. 146. 5. Rep. 15. Dyer 109). Confirmatio est nulla ubi donum precedens est invalidum, et ubi donatio nulla omnino nec valebit confirmatio: for a confirmation may make a voidable or defensible estate good, but it cannot work upon an estate that is void in law. Non valet confirmatio nisi ille qui confirmat sit in possessione rei, vel juris unde fieri debet confirmatio, et eodem modo nisi ille cui confirmatio sit, sit in possessione And another saith, Confirmare est id quod prius infirmum fuit firmare. Et donationum alia inoepta, et defectiva, et post tempus confirmata, confirmatio enim omnem supplet defectum, poterit enim esse in pendenti donec per ratihabtionem haeridis cum ad aetatem pervenerit roboretur. (Fleta lib. 3 Cap. 14. and lib. 33 Cap. 3. Co. Litt. 295 b). Although Bolingbroke obtained possession of the Crown by unlawful means, as described by Shakspeare in the 4 Act of Richard the Second;

King Richard.
To do what service am I sent for hither?

York.
To do that office, of thine own good will,
Which tired majesty did make thee offer, —
The resignation of thy state and crown
To Henry Bolingbroke.

King Richard.
Give me the crown: — Here, cousin, seize the crown;
Here, on this side, my hand; on that side, thine.
Now is this golden crown like a deep well,
That owes two buckets filling one another;
The emptier ever dancing in the air,
The other down, unseen, and full of water:
The bucket down, and full of tears, am I,
Drinking my griefs, whilst you mount up on high.

Bolingbroke.
I thought you had been willing to resign.

King Richard.
My crown I am; but still my griefs are mine:
You may my glories and my state depose,
But not my griefs; still am I king of those.

Bolingbroke.
Part of your cares you give me with your crown.

King Richard.
Your cares, set up, do not pluck my cares down.
My care is — loss of care, by old care done;
Your care is — gain of care, by new care won:
The cares I give, I have, though given away;
They tend the crown, yet still with me they stay.

Bolingbroke.
Are you contented to resign the crown?

King Richard.
Ay, no; — no, ay: — for I must nothing be;
Therefore no no, for I resign to thee.
Now mark me how I will undo myself: —
I give this heavy weight from off my head,
And this unwieldy sceptre from my hand,
The pride of kingly sway from out my heart;
With mine own tears I wash away my balm,
With mine own hands I give away my crown,
With mine own tongue deny my sacred state,
With mine own breath release all duteous oaths:
All pomp and majesty I do forswear:
My manors, rents, and revenues, I forego;
My acts, decrees, and statutes, I deny:
God pardon all oaths, that are broke to me!
God keep all vows unbroke, are made to thee!
Make me, that nothing have, with nothing grieved;
And thou with all pleased, that hast all achieved!
Long may'st thou live in Richard's seat to sit,
And soon lie Richard in an earthly pit!
God save King Henry, unking'd Richard says,
And send him many years of sunshine days! —

. . . .

Nor no man's lord; I have no name, no title, —
No, not that name was given me at the font, —
But 'tis usurp'd: — Alack the heavy day.

yet every king for the time being, has a right to the people's allegiance, who it is said are bound by the 2. Henry VII. Cap. 1 to defend him in his course against every power whatsoever, and shall incur no pains nor forfeitures thereby. And a king out of possession, we are bound by the duty of our allegiance, to resist (1. Hawk. P. C. 36).

Coke says, that if there be a king regnant in possession of the Crown, although he be but Rex de facto, and not de Jure, yet he is Seignior le Roy; and another that hath right, if he be out of possession, is not within the meaning of the 2. Henry VIII. Cap. 1. for the subjects to serve and defend him in his wars, etc. and, to this duty of allegiance, which the subject owe to the king de facto Shakspeare evidently refers in the Third Part of Henry VI. Act 3 Scene 1.

2. Keeper.
Say, what art thou, that talk'st of kings and queens?

King Henry.
More than I seem, and less than I was born to:
A man at least, for less I should not be;
And men may talk of kings, and why not I?

2. Keeper.
Ay, but thou talk'st as if thou wert a king.

King Henry.
Why, so I am, in mind; and that's enough.

2. Keeper.
But, if thou be a king, where is thy crown?

King Henry.
My crown is in my heart, not on my head;

[Not deck'd with diamonds and Indian stones,
Nor to be seen: my crown is call'd, content;]
A crown it is, that seldom kings enjoy.

2. Keeper.

Well, if you be a king, crown'd with content,
Your crown content, and you, must be contented
To go along with us: for, as we think,
You are the king, King Edward hath deposed;
And we his subjects, sworn in all allegiance,
Will apprehend you as his enemy.

King Henry.

But did you never swear and break an oath?

2. Keeper.

No, never such an oath, nor will not now.

King Henry.

Where did you dwell, when I was king of England?

2. Keeper.

Here in this country, where we now remain.

King Henry.

I was anointed king at nine months old;
My father and my grandfather were kings;
And you were sworn true subjects unto me;
And tell me then, have you not broke your oaths?

1. Keeper.

No;
For we were subjects, but while you were king.

A pardon etc. granted by a king de Jure, that is not likewise de facto is void. (3 Inst). A king that usurps the Crown, grants licences of alienation or escheats, it will be good against the rightful king; so of pardons, and any thing that doth not concern the king's ancient patrimony, or the government of the people: judicial acts in the time of such a one bind the right king and all who submitted to his judicature. The Crown was tossed between the two families of York and Lancaster many years; and yet the acts of Royalty done in the reign of the several competitors were confirmed by the Parliament: and it has been said that these resolutions were made, because the common people cannot judge of the king's Title, and to avoid anarchy and confusion. (Jenk. Cent. 130, 131). But according to Lord Chief Justice Hale, if the rightful heir of the crown be in the actual exercise of the sovereignty in one part of the kingdom, and a Usurper in the exercise of it in another, the law adjudgeth him in the possession of the Crown that hath the true right; and the other is not a king de facto, but a disturber and no king. This was said to be the case between king Edward IV. and Henry VI. And the like was held as to Queen Mary, who openly laid claim to the Crown, and was proclaimed Queen; at the same time that Lady Jane was proclaimed Queen of London on the nomination of king Edward VI. so that both being de facto in possession of the Crown, the law adjudged the possession in Mary, who had the right to the same. (State Trials 932). A king de facto is one that is in actual possession of a crown, and hath no lawful right to the same; in which sense it is opposed to a king de jure, who hath right to a crown but is out of possession. (3. Inst. 7). Notwithstanding, that it is impossible, a king can be, according to law, — at the same time, a king de facto and a king de jure, yet in the case of king Charles the Second, it was adjudged that he was king both de

facto and de jure; and that all acts which were done to the keeping him out, were high treason! (See Kel. Rep. 10). This decision, however seems to have been made in mean subserviency to an unprincipled profligate.

The duty of allegiance, which the subjects owe to the king de facto and to which Shakspeare alludes in the Third Part of Henry VI. Act 3 Scene 1

King Henry.
Where did you dwell, when I was king of England?

2. Keeper.
Here in this country, where we now remain.

King Henry.
I was anointed king at nine months old;
My father and my grandfather were kings;
And you were sworn true subjects unto me;
And tell me then, have you not broke your oaths?

1. Keeper.
No;
For we were subjects, but while you were king.

is satisfactorily explained by a statute made in the 2. year of the reign of King Henry the Seventh, and stated to be „for the common profit of the realm," in manner and form following. „The King our Sovereign lord, calling to his remembrance the duty of allegiance of his subjects of this his realm, and that they by reason of the same are bound to serve their prince and sovereign lord for the time being, in his wars, for the defence of him, and the land against rebellion, power, and might, reared against him, and with him to enter and abide in service in battle, if case so require; and that for the same service what fortune ever fall by chance in the same battle against the mind and will of the prince (as in this land some time passed hath been seen) that it is not reasonable, but against all laws, reason, and good conscience, that the said subjects going with their sovereign lord in wars, attending upon him in his person, or being in other places by his commandment, within this land or without, anything should lose or forfeit for doing their true duty and service of allegiance: it be therefore ordained, enacted and established by the king our sovereign lord, by the advice and assent of the lords spiritual and temporal, and the commons in this present parliament assembled, and by authority of the same, that from henceforth no manner of person or persons. whatsoever he or they be; that attend upon the king and sovereign lord of this land for the time being, in his person, and do him true and faithful service of allegiance in the same, or be in other places by his commandment in his wars, within this land or without, that for the said deed, and true duty of allegiance he or they be in no wise convict or attaint of high treason, ne of other offences for that cause, by act of parliament, or otherwise by any process of law, whereby he or any of them shall lose or forfeit life, lands, tenements, rents, possessions, hereditaments, goods, chattels, or any other things; but to be for that deed and service utterly discharged of any vexation, trouble, or loss. And if any act or acts, or other process of the law hereafter thereupon for the same happen to be made, contrary of this ordinance, that then that act or acts, or other process of the law, whatsoever they shall be, stand, and be utterly void. Provided alway, That no person or persons shall take any benefit or advantage by this act, which shall hereafter decline from his or their said allegiance." (2. Henry VII. Cap. 1).

Bassanio.
I come by note, to give and to receive.

Like one of two contending in a prize,
That thinks he hath done well in people's eyes,
Hearing applause, and universal shout,
Giddy in spirit, still gazing, in a doubt
Whether those peals of praise be his or no;
So, thrice fair lady, stand I, even so;
As doubtful whether what I see be true,
Until confirm'd, sign'd, ratified by you.

Merchant of Venice Act 3 Scene 2.

Fait de confirmation est communement en tiel forme, ou a tiel effect: Noverint universi, etc. me A. de B. ratificâsse, approbâsse et confirmâsse C. de D. statum et possessionem, quos habeo, de, et in uno messuagio, etc. cum pertinentibus in F. etc. A deed of confirmation is commonly in this form, or to this effect: Know all men etc., that I, A. of B. have ratified, approved, and confirmed to C. of D. the estate and possession which I have, of and in one messuage, etc. with the appartenances in F. etc. Bassanio makes use of two words which are commonly made use of in a deed of confirmation, namely, the words ratify and confirm; but the words give, grant, demise, etc. by implication of Law, may encore as a confirmation. (1. Inst. 295. West Symb. 1. p. 457).

Enter Orlando, with his sword drawn.

Orlando.
Forbear, and eat no more.

Jaques.
Why, I have eat none yet.

Orlando.
Nor shalt not, till necessity be served.

Jaques.
Of what kind should this cock come of?

Duke S.
Art thou thus bolden'd, man, by thy distress:
Or else a rude despiser of good manners,
That in civility thou seem'st so empty?

Orlando.
You touch'd my vein at first; the thorny point
Of bare distress hath ta'en from me the show
Of smooth civility: yet am I inland bred,
And know some nurture: But forbear, I say;
He dies, that touches any of this fruit,
Till I and my affairs are answered.

As You Like It Act 2 Scene 7.

Bocland sax. quasi Bookland, a possession or inheritance held by instruments in writing. Bocland vero ea possidendi transferendique lege coercebatur, ut nec dari licuit nec vendi, sed haeredibus relinquenda erat, in scriptis aliter permitteretur; Terra inde Haereditaria nuncupata inter leges Aluredi, Cap. 36. Bocland signifies Terram Codicillariam, or Librariam, Deed-land or Charter-land. It commonly carried with it the absolute inheritance and property of the land, and was therefore preserved in writing, and possessed by the Thanes or nobler sort, as Praedium nobile, liberum, et immune a serortiis vulgaribus et servilibus, and it was the same as Allodium, descendable unto all the sons, according to the common course of nations and of nature, and therefore called Gavel-Kind; devisable also by will, and

thereupon called Terrae Testamentales as the Thane that possessed them was said to be Testamento dignus. (See Spelman Feuds. Cap. 5). This was one of the Titles which the English Saxons had to their lands, and it was always in writing. There was another called Folkland, Terra Popularis, which passed from one to another without any writing. The Thanes who possessed Bocland divided them according to the proportion of their estates into two sorts, Inland and Outland. Inlantal, Inlantale Demesne or In-land, to which was opposed Delantal'-Land tenented or Outland. — Abbat et Conventus Glaston concesserunt vicario de Suppiwike decimas bladi omnium croftarum tunc existentium, duntaxat quae non sunt Inlandtal in tota parochia de Suppiwike, eo quod omnes hae croftae sunt Delantal. (Chartular. Abbat. Glaston. M. S. f. 115 b). Inland, Inlandum, Terra Dominicalis, Pars manerii Dominica, terra interior; for that which was let out to the tenants, was called Utland. In the Testament of Britthericus in Itinear. Cantii, 'tis said thus according to Lambert's Interpretation, To Wulfee (I give) the Inland or Demeans, and to Elfeyth Outland or Tenancy. This word is often found in Doomsday. (Cowell Interpr.). The Inland was that which lay next or most convenient for the Lord's Mansion House, as within the view thereof, and therefore they kept that part in the own hands for the support of themselves and their families. The Normans afterwards called these lands terrae dominicales the demains or Lord's lands. (See Archiv Band XXVII page 458).

Orlando.

Where dwell you, pretty youth?

Rosalind.

With this shepherdess, my sister; here in the skirts of the forest, like fringe upon a petticoat.

Orlando.

Are you native of this place?

Rosalind.

As the coney, that you see dwell where she is kindled.

Orlando.

Your accent is something finer than you could purchase in so removed a dwelling.

Rosalind.

I have been told so of many: but, indeed, an old religious uncle of mine taught me to speak, who was in his youth an inland man; one that knew courtship too well, for there he fell in love. I have heard him read many lectures against it; and I thank God I am not a woman, to be touch'd with so many giddy offences as he hath generally tax'd their whole sex withal.

As You Like It Act 3 Scene 2.

It appears to me reasonable to conclude that there would be more refinement of manners and of speech, or as Orlando says, of „accent,“ in one who was „in-land“ bred, that is, brought up on the Demesnes or Demain lands of the Lord and subject necessarily to the influence of whatever degree of refinement there may have been in the society formed by the Lord's family, his guests and retainers, — than in one who was „out-land bred,“ that is brought up on land which was not next to the Lord's Mansion house, but remote therefrom. I am inclined to think that the word „removed“ used by Orlando refers to the „Outland,“ because Rosalind immediately afterwards makes use of the word „inland“ to which it is opposed in meaning, and she says, in effect, „the reason my accent is something finer than

could be acquired in so removed a dwelling, (as I have been told so of many) is this, that an old uncle of mine taught me to speak, who was in his youth an in-land man." If for the reasons I have stated, it should be considered probable that the tenants of the in-land were more refined than the tenants of the out-land, — it may then, also, be considered probable, that, in course of time all persons who resembled the tenants of the out-land, in their want of refinement, — were designated by the term „outlandish" an adjective which is often applied, in England at the present day, to those who are rude in manner and in speech.

I will try to illustrate several obscure passages in the works of Shakspeare, which allude to expressions and words made use of in the old forms of Wills and Testaments. In the commencement of the old forms the Testator frequently mentions the sickness of his body, and the soundness of his mind. To this practice Romeo and Slender partly allude, that is, to the statement of sickness.

Benvolio.

Tell me in sadness, who she is you love.

Romeo.

What, shall I groan, and tell thee?

Benvolio.

Groan? why, no

But sadly tell me, who.

Romeo.

Bid a sick man in sadness make his will: —
Ah, word ill urged to one that is so ill! —
In sadness, cousin, I do love a woman.

Act 1 Scene 1.

Anne.

Now, master Slender.

Slender.

Now, good mistress Anne.

Anne.

What is your will?

Slender.

My will? 'od's heartlings, that's a pretty jest, indeed! I ne'er made my will yet, I thank Heaven; I am not such a sickly creature, I give Heaven praise.

Merry Wives of Windsor Act 3 Scene 4.

In the name of God Amen, the first day of Feb. in the year of our Lord God 1576 and in the 19th year of the reign of our Sovereign Lady Elizabeth, by the grace of God Queen of England, France and Ireland, Defender of the Faith etc. „I Chr. Digges of St. Gregory's without the Walls of the City of Canterbury Esq.; son and heir of Will. Digges late of Barham in the County of Kent deceased, being sick in body, but of good and perfect remembrance, thanked be Almighty God, revoking and making void all and other my former wills, ordain and make this my present Testament and last will in manner and form following, that is to say etc." (This form I have taken from the pleadings in Digge's Case 1. Rep. 169).

„I Nicholas Gybson, Citizen and Grocer of London, whole of mind and of perfect remembrance, albiet sick of body, make this my present Will and Testament, as well concerning the order and disposition of my goods, chattels and other things moveable, as of my lands and tenements, rents, reversions, and services, and hereditaments whatsoever."

And sometimes in the commencement the Testator commends or bequeathes his Soul to God and his body to the earth. To this practice these passages refer:

Aumerle.
Where is the duke my father with his power?

King Richard.
No matter where; of comfort no man speak:
Let's talk of graves, of worms, and epitaphs;
Make dust our paper, and with rainy eyes
Write sorrow on the bosom of the earth.
Let's chose executors, and talk of wills:
And yet not so, — for what can we bequeath,
Save our deposed bodies to the ground?
Our lands, our lives, and all are Bolingbroke's,
And nothing can we call our own, but death;
And that small model of the barren earth,
Which serves as paste and cover to our bones.

Richard II. Act 3. Scene 2.

172
This brief abridgment of my will I make:
My soul and body to the skies and ground;
My resolution, husband, do thou take;
Mine honour be the knife's, that makes my wound;
My shame be his that did my fame confound;
And all my fame that lives, disbursed be
To those that live, and think no shame of me.

Lucrece.

Carlisle.
That honourable day shall ne'er be seen. —
Many a time hath banish'd Norfolk fought
For Jesu Christ; in glorious Christian field,
Streaming the ensign of the Christian cross,
Against black Pagans, Turks, and Saracens:
And, toil'd with works of war, retired himself
To Italy; and there, at Venice, gave
His body to that pleasant country's earth,
And his pure soul unto his captain, Christ,
Under whose colours he had fought so long.

Richard II. Act 4 Scene 1.

„First, I give and bequeath my soul unto Almighty God my Maker, Redeemer, and Saviour, and my body to be buried where it shall please God, after the discretion of my well beloved wife Avice Gybson my sole executrix under written," etc. (This form I have taken from the Pleadings in Porter's Case 1. Rep. 19), and Shakspeare's will commences in this manner.

„In the name of God, amen! I William Shackspeare, of Stratford upon Avon in the Countie of Warr, gent, in perfect health and memorie, God be prayed, doe make and ordayne this my last will and testament in manner and forme followeing, that ys to saye, ffirst, I comend my soule into the handes of God my Creator, hoping and assuredlie beleeving, through thonelie merites of Jesus Christe my Saviour, to be made partaker of lyfe everlastinge, and my body to the earth whereof yt ys made."

Pericles.
Antiochus, I thank thee, who hath taught
My frail mortality to know itself,

And by those fearful objects to prepare
This body like to them, to what I must:
For death remember'd, should be like a mirror,
Who tells us, life's but breath; to trust it, error.
I'll make my will then; and, as sick men do,
Who know the world, see heaven, but feeling wo,
Gripe not at earthly joys, as erst they did;
So I bequeath a happy peace to you,
And all good men, as every prince should do;
My riches to the earth from whence they came;
But my unspotted fire of love to you.

Pericles Prince of Tyre Act 1 Scene 1.

Pericles alludes to the statement of sickness and he makes a sort of parody on the bequest of soul and body, in other words, instead of bequeathing his soul, he bequeathes a happy peace, and instead of bequeathing his body, he bequeathes his riches.

Since the publication of my first attempt to illustrate obscure passages in the works of Shakspeare, it has been suggested that Shakspeare may have drawn his own Will, — a form of which the reader can see in many of the English editions, — and also that in disposing of his „second best bed with the furniture" in these words „Item, I gyve unto my wife my second best bed with the furniture," — he shows his technical skill, by omitting the word devise which he had used in disposing of the realty. This statement has been made in ignorance of the ancient legal signification of the word devise, for although the word devise is, now, applied by Real Property Lawyers to real property, and the word bequeath to personal property, yet such distinction was not made in former times. The word devise is used in the disposition of the real estate, in Shakspeare's Will, thus „Item, I gyve, will, bequeath and devise, unto my daughter Susanna Hall, for better enabling her to performe this my Will, and towardes the performans thereof, all that capitall messuage or tenements with thappartenances in Stratford aforesaid, called the New Place, wherein I nowe dwell, and two messuages or tenements with thappartenances, scituat, lyeing and being, in Henly Streete, within the borough of Stratford aforesaid; and all my barnes, stables, orchardes, gardens, landes tenements and hereditaments whatsoever etc." The word devise is here applied to real estate, but it is used together with another word, which is not now, applied to real estate, namely the word „bequeath:" Moreover the word „devise" is applied, in connection with the word „bequeath," in a previous part of Shakspeare's Will, to personal property, namely to the sum of one hundred and fifty pounds, thus, „I devise and bequeath the saied hundred and fifty poundes to be sett out by my executors and overseers for the best beneftt of her and her issue, etc. Cowell says, „the word devise cometh of the French Divisir; separare, or deviser to confer unto, and is properly attributed in our Common Law, to him that bequeathes his goods, by his last will and testament in writing; and the reason is, because those that now appertain only to the devisor, by this act are distributed into many parts:" and Shakspeare seems to have understood the precise legal signification of this term, for he makes Falstaff say,

Falstaff.

Divide me like a bribe-buck, each a haunch: I will keep my sides to myself, my shoulders for the fellow of this walk, and my horns I bequeath to your husbands.

Merry Wives Act 5 Scene 5.

Divisa. A last Will or Devise of worldly goods. Notum facio quod apud Waltham — feci divisam meam de quadam parte pecuniae

meae in hunc modum. Testamen. Hen. 2. apud Gervas. Dorobern. Sub. Ann. 1182. (Cowell Interpr.).

Coke says Deviser is a French word, and signifieth sermocinari to speak, for testamentum est testatio mentis, et index animi sermo. So as, a deviser per son testament is to speak by his testament, what his mind is to have done after his decease: (Co. Litt. a. 322 b): but Blackstone says this word is plainly a substantive derived from the verb testari, in like manner as juramentum, incrementum, and others from other verbs. Bequeath is derived from the Saxon becwaethan; be and cwethan, to say, cwid, a saying, opinion, will, testament, cythan, to testify, Eng. quoth: it signifies to give or leave a thing to one by last will or testament, or by word of mouth only, as was the manner of wills in the earlier and more simple ages; with to before the person to whome the bequest is made. It is said that words of recommendation and desire in a Will, are always held to be a devise as where the testator gives a legacy to one willing him to do such a thing, etc. (Preced. Cance. 201). Francis Archer on the 25 day of November in the year of our Lord 1578, made his last will and testament in writing, and by the same his last will, willed and bequeathed the tenements aforesaid, with the appartenances, amongst other things, as followeth „Item, I give and bequeath to Robert Archer my first son, all my messuage or tenement, with the appartenances, (called the Greyhound) with all and singular the lands and grounds which and whatsoever I late purchased and bought of one John Palmer, as they are set, lying and being in Bocking aforesaid; To have and to hold the said messuage or tenement, and other the premises late purchased and bought of the said John Palmer, as is aforesaid to the said Robert Archer my son, from and after the day of my death forwards during his natural life (1. Rep. 64). „Item, I give and bequeath to John Barton the Younger, my brother, all my tenements, together with all the tenements which late were Roger Skiret's, which I purchased, with the rents and services, together with the reversion and all their appartenances in the town of Buckingham, in the County of Buckingham to have and to hold all the tenements aforesaid, with their appartenances to the aforesaid John my brother, for the term of his life upon the conditions following etc." and in another part of the will the testator refers to his bequest of and in the tenements in Buckingham aforesaid (Adams and Lambert's Case 4 Rep. 97). „I also give and bequeath all my goods, chattels, debts and other things as well moveable as unmoveable, real and personal, lands and tenements, rents, reversions, services, and all mine other profits, commodities, and other hereditaments whatsoever with all and singular the appartenances: To have and to hold, possess and enjoy etc. which Avice Gybson I make my sole executrix of this my present testament and last will. These being witnesses, Thomas Rushton Serjeant at Law, William Gunston Esq., Thomas Wood Cooper, Thomas Reynolds Clothworker, and John Bucklowe Scrivener. In witness whereof I have hereunto put my seal, Given the 23 day of September in the year of our Lord one thousand five hundred and forty, and in the two and thirtieth year of the reign of our Sovereign Lord King Henry the Eight (Porter's Case. Will of Nicholas Gybson. 1. Rep. 19).

Item omnes viduae de caetero possint legare blada sua de terra sua, tam de dotibus suis, quam de aliis terris, et tenementis suis; salvis consuetudinibus, et servitiis dominorum de feodo, quae de dotibus, et aliis tenementis suis debentur. Also from henceforth widows may bequeath the crop of their ground, as well of their dowers, as of other lands and tenements, saving to the lords of the fee, all such services as be due for their dowers and other tenements. This is the 2 Cap. of the statute of Merton and the translation as they appear in Coke, 2 Inst. 80, 81. In the language of the translation widows may

bequeath the crop, but Coke in his exposition of this chapter says, „Before the making of this statute, it was a question, whether tenant in dower might devise the corn, which she had sown, or whether he in reversion should have them. Some held that she could devise them; or if she devised them not, that her executors should not have them etc." And he also says in reference to the word „legare" in this chapter which is represented in the translation by the word „bequeath," — „This word („legare") is appropriated to a last will, and signifieth to bequeath goods, chattels, and in some cases lands and tenements. Legatum a lege dicitur quia lege tenetur ille, cui interest perimplere. So Shakspeare sometimes applies the word bequeath to Real Property;

Faulconbridge.

Upon his death-bed he by will bequeath'd
His lands to me; and took it, on his death,
That this, my mother's son, was none of his;
And, if he were, he came into the world
Full fourteen weeks before the course of time,
Then, good my liege, let me have what is mine,
My father's land, as was my father's will.

. . . .

Elinor.

I like thee well. Wilt thou forsake thy fortune,
Bequeath thy land to him, and follow me?
I am a soldier, and now bound to France.

King John Act 1 Scene 1.

Sometimes to Personal Property, as it is applied at the present day; —

Act 1.

Scene 1. — An Orchard near Oliver's House.
Enter Orlando and Adam.

Orlando.

As I remember, Adam, it was upon this fashion bequeathed me: By will, but a poor thousand crowns; and, as thou say'st, charged my brother, on his blessing, to breed me well: and there begins my sadness.

171.

Dear lord of that dear jewel I have lost,
What legacy shall I bequeath to thee?
My resolution, love, shall be thy boast,
By whose example thou revenged may'st be.
How Tarquin must be used, read it in me:
Myself, thy friend, will kill myself, thy foe,
And, for my sake, serve thou false Tarquin so.

Lucrece.

But here's a parchment, with the seal of Caesar,
I found it in his closet, 'tis his will:
Let but the commons hear this testament,
(Which, pardon me, I do not mean to read,)
And they would go and kiss dead Caesar's wounds,
And dip their napkins in his sacred blood;
Yea, beg a hair of him for memory,
And, dying, mention it within their wills,
Bequeathing it, as a rich legacy,
Unto their issue.

Julius Caesar Act 3 Scene 2.

169.

Yet die I will not, till my Collatine
Have heard the cause of my untimely death:
That he may vow, in that sad hour of mine,
Revenge on him that made me stop my breath.
My stained blood to Tarquin I'll bequeath,
Which by him tainted, shall for him be spent,
And as he due, writ in my testament.

Lucrece.

Jaques de Bois.

Let me have audience for a word or two
I am the second son of old Sir Rowland,
That bring these tidings to this fair assembly: —
Duke Frederick, hearing how that every day
Men of great worth resorted to this forest,
Address'd a mighty power; which were on foot,
In his own conduct, purposely to take
His brother here, and put him to the sword;
And to the skirts of this wild wood he came,
Where, meeting with an old religious man,
After some question with him, was converted
Both from his enterprise and from the world:
His crown bequeathing to his banish'd brother,
And all their lands restored to them again
That were with him exiled: This to be true,
I do engage my life.

As You Like It Act 5 Scene 4.

And, sometimes, he applies it to words and to things which do not suggest the idea of real or personnal property; —

My honour I'll bequeath unto the knife
That wounds my body so dishonoured.
'Tis honour to deprive dishonour'd life;
The one will live, the other being dead:
So of shame's ashes shall my fame be bred;
For in my death I murder shameful scorn:
My shame so dead, mine honour is new-born.

Lucrece.

Lysander.

You are unkind, Demetrius; be not so,
For you love Hermia; this, you know, I know:
And here, with all good will, with all my heart,
In Hermia's love I yield you up my part;
And yours of Helena to me bequeath,
Whom I do love, and will do to my death.

Midsummer Night's Dream Act 3 Scene 2.

Paulina.

Music; awake her; strike. (Music.)
'Tis time; descend; be stone no more; approach;
Strike all that look upon with marvel. Come;
I'll fill your grave up: stir; nay, come away;
Bequeath to death your numbness, for from him
Dear life redeems you.

Winter's Tale Act 5 Scene 3.

Prince Henry.

At Worcester must his body be interr'd;
For so he will'd it.

Bastard.

Thither shall it then.
And happily may your sweet self put on
The lineal state and glory of the land!
To whom, with all submission, on my knee,
I do bequeath my faithful services
And true subjection everlastingly.

King John Act 5 Scene 7.

Caesar.

There is my hand.
A sister I bequeath you, whom no brother
Did ever love so dearly: Let her live
To join our kingdoms, and our hearts; and never
Fly off our loves again!

Troilus and Cressida Act 5 Scene 1.

Pandarus.

Brethren, and sisters, of the hold-door trade,
Some two months hence my will shall here be made:
It should be now, but that my fear is this, —
Some galled goose of Winchester would hiss:
Till then I'll sweat, and seek about for eases;
And, at that time, bequeath you my diseases.

Antony and Cleopatra Act 2 Scene 2.

Thus, it is evident, that in Shakspeare's time the use of the word devise in a Will, in disposing of real property, or the omitting to use that word in disposing of the personal property — or even the use of the word bequeath in disposing of the personal property, or the omitting to use the word bequeath in disposing of the real property, — would afford no evidence of technical skill, — nor would the application of the word devise to personal property, or of the word bequeath to real property afford evidence of a deficiency in technical skill: because the few quotations I have made prove, that long before, during, and even after Shakspeare's time, the words devise and bequeath were applied to both kinds of estate, — to real and to peronals property. I may consider it necessary, at some future time, further to expose the ignorance of a Lawyer, who was permitted to serve Queen Victoria and her people in the office of Lord Chancellor of England.

Let none presume
To wear an undeserved dignity.
O, that estates, degrees, and offices,
Were not derived corruptly! and that clear honour
Were purchased by the merit of the wearer!
How many then should cover, that stand bare?
How many be commanded, that command?
How much low peasantry would then be glean'd
From the true seed of honour? and how much honour
Pick'd from the chaff and ruin of the times,
To be new varnish'd?

Merchant of Venice Act 2 Scene 9.

In two passages from „All's Well That Ends Well," herein before contained, the gem or ring said to have been

„Conferr'd by testament to the sequent issue"

Act 5 Scene 3.

and

„Bequeathed down from many ancestors"

Act 3 Scene 2.

seems to answer, in some respects at least, the descriptions, given in our old law books, of an heir-loom (from heir and Sax. loma, gel'oma, utensils vessels), and which, says Coke, is a word comprehending divers implements of household stuff or furniture; as a marble hearth, the first best bed, and other things which by the custom of some places have belonged to a house for certain descents, and are such as are never inventoried after the death of the owner, as chattels, and therefore never go to the executor or administrator, but to the heir along with the house itself by custom, and not by the Common Law. For a man by the Common Law cannot be heir to goods and chattels. (I. Inst. 18 b; 185 b). Heir-loom, says Cowell, seemeth to be compounded of heir and loom, that is, a frame to weave in; the word by time hath a more general signification than at first it did bear, comprehending all implements of household, as tables, presses, cupboards, bedsteads, wainscot, and such like; which, by the custom of some counties, having belonged to a house certain descents, are never inventoried after the decease of the owner as chattels, but accrue to the heir with the house itself by custom. (Interpr.)

Helena.

A ring the county wears,
That downward hath succeeded in his house,
From son to son, some four or five descents,
Since the first father wore it: this ring he holds
In most rich choice; yet, in his idle fire,
To buy his will, it would not seem too dear,
Howe'er repented after.

All's Well That Ends Well Act 3 Scene 7.

The reader will perceive that Coke and Cowell in their description of heir-looms, speak of things, which by the custom of some places and counties, had belonged to a house certain descents and that Helena speaks of a ring the county wears.

That downward hath suceeded in his house,
From son to son, some four or five descents.

The ancient jewels of the crown are heir-looms, and shall descend to the next successor, and are not devisable by testament. For the law preferreth the custom before the devise. (Wood's Inst. 2nd ed. p. 66. 67.) Coke says, Consuetudo Hundredi de Stretford in Com. Oxon. est quod haeredes tenementorum infra Hundredum praedictum existen. post mortem antecessorum suorum habebunt, etc. Principalium, Anglicè an Heyre-loome, viz. de quodam genere catallorum, utensilium, etc. optimum plaustrum, optimam carucam, optimum ciphum etc. (Co. Litt. 18 b.) Heir-looms strictly so called are very uncommon. The owner of an heir-loom cannot bequeath it in his Will, if he leave the land to descend to his heir; for in such case the custom will prevail over the bequest, which not coming into operation until after the death of the owner, is too late to supersede the custom. (See Co. Litt. 18 b.) According to some authorities heir-looms consist only of articles of a large size, such as benches, tables and cupboards fixed to the freehold, for example, Spelman, in describing an heir-loom, says, Omne utensile robustius quod ab aedibus non facilè revellitur, ideoque ex more quorundam locorum ad haeredem transit, tanquam membrum haereditatis. (Spelm. Gloss. voce Heir-loom): but such bulky articles would be more properly described as fixtures.

Viola.

'Tis beauty truly blent, whose red and white
Nature's own sweet and cunning hand laid on:

Lady, you are the cruel'st she alive,
If you will lead these graces to the grave,
And leave the world no copy.

Olivia.

O sir, I will not be so hard-hearted; I will give out divers schedules of my beauty: it shall be inventoried; and every particle and utensil labelled to my will: as, item, two lips indifferent red; item, two grey eyes, with lids to them; item, one neck, one chin, and so forth. Were you sent hither to 'praise me?

Inventory (inventorium) is a list or Schedule containing a full and true description of all the goods and chattels of a testator at the time of his death, with their value appraised by indifferent persons; which every executor or administrator ought to exhibit to the Bishop or ordinary at such time as he shall appoint. (West. Symb. part. I. lib. 2. sec. 696.) This inventory proceeds from the Civil Law, for whereas by the ancient law of the Romans, the heir was obliged to answer all the testator's debts by which means heritages were more prejudicial to many than profitable, Justinian to encourage men the better to take upon them this charitable office, ordained that if the heir would make and exhibit a true inventory of all the testator's goods coming to his hands, he should be no further charged than to the value of the inventory (Justin. Inst. Cowell's Interpr.). The word label has two significations: it signifies a paper annexed by way of addition or explication to a Will or Testament, which is called a Codicil or Label (Cowell's Interpr.): and in this sense it is evidently used by Olivia who says: „I will give out divers schedules of my beauty: it shall be inventoried: and every particle and utensil labelled to my will.“ The word label also signifies a slip of paper or parchment for an appending seal (Cowell's Interpr.): and to understand thoroughly, the following passage in Richard II. Act 5 Scene 2, the idea of such a label is necessary,

York.

What seal is that, that hangs without thy bosom?
Yea, look'st thou pale? let me see the writing.

Aumerle.

My lord, 'tis nothing.

York.

No matter then who sees it.
I will be satisfied, let me see the writing.

Aumerle.

I do beseech your grace to pardon me;
It is a matter of small consequence,
Which for some reasons I would not have seen.

York.

Which for some reasons, sir, I mean to see.
I fear, I fear, —

Duchess.

What should you fear?
'Tis nothing but some bond that he is enter'd into
For gay apparel, 'gainst the triumph day.

York.

Bound to himself? what doth he with a bond
That he is bound to? Wife, thou art a fool. —
Boy, let me see the writing.

The seal York noticed, hanging without Aumerle's bosom, was appended to such a label or slip of parchment, which, it must be supposed, had not been effectually concealed. In this sense the word is also used by Juliet,

God join'd my heart and Romeo's, thou our hands;
And ere this hand, by thee to Romeo seal'd,
Shall be the label to another deed,
Or my true heart with treacherous revolt
Turn to another, this shall slay them both:

who implies that Romeo was a deed to which her hand was attached as a label, and states what she would do ere that hand should be a label to another deed, in other words, ere she would marry Paris or any other man.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Wilhelm von Humboldt's Aesthetische Versuche über Goethe's Hermann und Dorothea. Dritte Auflage. Mit einem Vorwort von Hermann Hettner. Braunschweig, bei Vieweg, 1861.

Varnhagen äussert einmal, dass Humboldt's Abhandlung über Goethe's Hermann und Dorothea eigentlich keinem Kritiker, der über Poesie spricht, unbekannt bleiben dürfe. Aber er fürchtet, dass die Welt jetzt wenig Stimmung für solche Gaben habe; „jedoch," fährt er etwa fort, „es wird schon noch eine Zeit kommen, in der man, zu Goethe und Kant zurückkehrend, sich wundern wird über die Geistesschätze, die man besass und nicht kannte."

Ich glaube nicht, dass diese Zeit der vertrauteren Bekanntschaft, der innigeren Vertiefung in die grossen Gedanken unserer classischen Zeit schon inzwischen herangekommen ist; und schwerlich hat auch jeder Kritiker über poetische Werke die Ideen der Humboldt'schen Schrift in sich aufgenommen. Es wäre zu wünschen, dass das neue Kleid, in dem sie jetzt erscheint, recht Viele anlockt zuzusehen, was dahinter steckt.

Da werden sie consequent abgeleitete ästhetische Gedanken finden, die Ein Prinzip festhaltend von der Theorie der Kunst zur Betrachtung über die Natur der Dichtkunst und ihrer Arten hinabsteigen, bis endlich dem besondern Werke, das die Veranlassung zur Untersuchung gab, sein Ort im System angewiesen wird. Die Ausführungen aber sind getragen von dem „echten Kunstsinn," den Humboldt selbst von dem Aesthetiker verlangt, der dem feinen, künstlerischen Geschmack zugleich mit genügen will. Vor Allem sind die Unterscheidungen zwischen den einzelnen Kunstgattungen, zwischen Altem und Modernem, zwischen Deutschem und Fremdem und endlich die tiefsinnige Beschreibung der Goethe'schen Dichterindividualität in ihrer bestimmten Eigenart von zarter Feinfühligkeit und hoher psychologischer Einsicht. Es weht aber über das Ganze der schöne, wohlthuende Hauch jener Zeit, wo dem Menschen noch einmal auf kurze Dauer vergönnt war, frei von aller Einseitigkeit und Beschränktheit des Standes, dem griechisch-schillerischen Ideale gleich alle menschlichen Kräfte zu schöner Harmonie zu entwickeln, so dass nichts verkümmerte, nichts überwucherte.

Der letzte und höchste Zweck, auf den die Schrift ausgeht, ist, so zu sagen, ein psychologisch-anthropologischer, denn sie wird mit Recht von Humboldt eingereiht in die Bestrebungen, welche das menschliche Gemüth in seinen möglichen Anlagen und in den wirklichen Verschiedenheiten, welche die Erfahrung aufzeigt, zu charakterisiren suchen. Hier ist es die Natur der Phantasie, und zwar einer individuellen dichterischen, der

Goethe'schen Phantasie, welche beschrieben werden soll. Sie wird in ihrem specifischen Wesen erkannt dadurch, dass ihr in der Fülle künstlerischer, poetischer Erscheinungen die rechte Stelle angewiesen, dass sie unterschieden wird von Aehnlichem und Verwandtem, bis sie als die, welche nur diesem Goethe zukommt, begriffen ist.

Dazu wird zunächst das Wesen der Kunst untersucht — nach Kantischen Prinzipien. Die Kunst, wird gesagt, hat die Aufgabe, alles Wirkliche in ein Bild zu verwandeln, d. h. die Gegenstände der Sinne in Objecte der Phantasie umzusetzen. Ihre Fertigkeit muss sie darin suchen, die Einbildungskraft des Beschauers, Lesers oder Hörers nach Gesetzen anzuleiten, dass sie selbst aus sich das Beabsichtigte producirt. Sie muss dazu das Gemüth so stimmen, dass alle sonstigen Seelenkräfte ruhen und nur die Phantasie thätig wird. Sobald diese zu ausschliesslicher Wirksamkeit sollicitirt ist, kann der Künstler sich der Bildung, der Ausführung seines Stoffes hingeben: die Phantasie wird ihm folgen. Ist das Interesse erst einmal erregt, kann die Illusion sogar gestört werden, kann man den Leser erinnern, dass er sich in einer Scheinwelt befindet.

Von diesen Grundgedanken aus corrigirt Humboldt den alten Satz, dass die Kunst die schöne Nachahmung der Natur sei: sie ahmt nicht die Natur nach, sondern versetzt das Wirkliche, die Natur, aus der objectiven Welt in die Phantasie; — dadurch wird sie von selbst zugleich schöner, idealisirt.

Ist nun der Zweck der Kunst nicht sowohl die Empfindung, die Sinne, die Leidenschaften oder den Verstand zunächst, sondern allein die Phantasie zu beschäftigen, so ist die Wirkung, die jedes wahre Kunstwerk hervorbringt, die Ruhe stiller Beschauung, leise das Gemüth durchzitternde Rührung. Der Sinn wird angeregt, die Seele still bewegt; das Gemüth bleibt frei von aufgeregter Unruhe, frei von liebender oder hassender Parteilichkeit.

Wenn die Kunst nach dieser Ansicht nur für die Phantasie arbeitet und durch die Beschäftigung derselben die sinnlich oder intellectuell aufgeregte Seele zu stillem, beschaulichem Sinnen dämpft, so kann nicht jede Kunst wegen des verschiedenen Grades der Angemessenheit, die das dazu verwandte Material hat, diesen höchsten Zweck auf gleiche Weise erreichen. Dem Ideal wahrer Kunst aber am nächsten ist die plastische: denn sie will nur darstellen, den Sinnen nur eine Anschauung, nicht eine Reizung geben. Die Dichtkunst, die Kunst durch Sprache, durch's Organ des Gedankens, ist mit der Kunst an sich nicht so verwandt. Sie hat freilich vor der Plastik auch Manches voraus, indem sie nicht bloss den Moment zeigt, sondern — was jene immer nur unvollkommen andeutet — auch wie der vorgestellte Zustand entstanden ist und wohin er übergeht (Laokoon). Ferner hat sie nicht nöthig bei Schilderung z. B. einer Person in's Detail zu zeichnen, — was sie ohnehin nicht für einen Blick, für einen Zeitmoment kann — sie gibt nur die wichtigsten, nothwendigsten Theile an; diese aber macht sie der Empfindung des Lesers so lebendig, dass seine Phantasie das beabsichtigte Bild von selbst im angedeuteten Sinne vollendet. Jedoch die Natur des Mediums dieser Kunstgattung, die Sprache zieht leicht von der blossen Darstellung ab, erregt den Verstand oder die Empfindung. Je plastischer aber ein Dichter verfährt, d. h. je mehr es ihm um das Schaffen von scharf umrissenen Bildern, um die Zeichnung von Gestalten und Bewegung, um ein anschauliches Gemälde zu thun ist: desto mehr wird er der Kunst überhaupt nahe sein. Wenn ein solcher Seelenzustände zeichnen wollte, würde er doch bei den Sinnen des Menschen, bei der Schilderung des Wahrzunehmenden anfangen, an dem Aeussern, das er zeichnet, die Seele ahnen lassen. Ein solcher Dichter wird auf sinnige Beobachtung gerichtet sein, die Gegenstände mehr in ihren Umrissen, in ihrer Gestalt studiren, als über sie sentimental empfinden; er wird mehr ähnlich sein dem stillsinnenden Natur-

beschreiber oder dem in objectiver Ruhe zeichnenden Historiker, als dem mit aufgeregter Seele speculirenden Forscher.

Aus diesen Betrachtungen gewinnt Humboldt denn weiter den Unterschied zwischen den Dichtarten, den Unterschied ferner zwischen Antikem und Modernem, immer näher dem Punkte, wo sich das Goethe'sche Wesen erschliesst, zustrebend.

Es ist klar, dass derjenige Dichter, welcher dem einfachsten Begriffe der Kunst am nächsten steht, der epische ist; — und er ist vortrefflicher als der Bildhauer, indem er, die Vorzüge jenes auf seinem Felde sich aneignend, durch die Sprache zugleich den Vortheil hat, auch die Folge der Dinge schildern zu können. Mit dem Naturhistoriker und dem Historiker überhaupt verwandt, nimmt er den unparteiischsten, objectivsten, überschauendsten Standpunkt ein; in nie wankender und nie störender Ruhe führt er seine Gestalten vorüber, beschaulich, nur Beschauung wirkend.

Anders die Tragödie und jede auf die Empfindung zuerst berechnete Poesie. Während der Epiker lebendigste, allgemeinste, sinnliche Betrachtung schafft, werden von dem Tragiker die Affecte, vorzüglich Furcht und Mitleid erregt. In behaglicher Breite und unverwüstlicher Ruhe breitet sich das Epos, an Allem sich gleich ergötzend, über eine weite Fläche aus, während die Tragödie das ganze Interesse in einen Punkt zusammendrängt. Das Epos wirkt Klarheit, Freiheit, man möchte fast sagen: Gleichgiltigkeit der Seele: die Tragödie presst die Seele vor Erwartung zusammen, bringt ängstliche Ungeduld, pathologisches Interesse hervor.

Im Ganzen nun sind die Alten mehr episch, als lyrisch oder tragisch gestimmt, die Neueren umgekehrt; „im Ganzen," denn wenn man den Unterschied zwischen Antikem und Modernem schroff nach diesen Unterschieden der Dichtungsgattungen bezeichnen wollte, würde hier z. B. der Oedipus tyrannus, dort die Goethe'sche Iphigenie widersprechen. Bei den Alten ist nicht bloss kühle Ruhe, bei den Neuern nicht immer unruhige Spannung.

Ein anderer Unterschied, der freilich mit dem ersten im Zusammenhang steht, trifft vollständiger zu.

Was die Alten draussen, in der Natur und Welt fanden, das wird von den Neuern in den Menschen, in die Seele gelegt. Wir sind weniger sinnlich, tiefer in uns selbst eingezogen, wir leben mehr in Gedanken und Empfindungen, als in Anschauung der sinnlichen Welt und in Handlungen. Unser Geist schwingt sich dafür zu einer Höhe der Betrachtung, versenkt sich in eine Tiefe des Gefühls, wie sie den Alten schlechterdings fremd war. Daher folgt man den Darstellungen neuerer Dichter weniger um des äussern Geschehens willen, sondern mehr aus psychologischem Interesse am Charakter.

Auch das Wunderbare — es ist nicht etwa ganz aus den modernen Gedichten verschwunden; aber es erscheint nicht mehr in einem deus ex machina, auch nicht in dem Götter und Helden bändigenden Schicksal, denn es treten nur Menschen auf und Alles geschieht menschlich, — sondern das Wunder liegt in der unberechenbaren Verkettung der Umstände, in dem unvorhergesehen eintreffenden Zufall und in den plötzlich aus der undurchsichtigen Tiefe der Seele hervorschiessenden Regungen, Empfindungen und Gedanken. Nicht von den abenteuerlichen Höhen des Olympus kommt uns das Erstaunliche, sondern aus den gleichverborgenen Tiefen unsers Gemüths.

Endlich besitzen wir eine feinere Distinctionsgabe; wir empfinden innerhalb der Art, welche die Alten als ein unterschiedloses Ganzes auffassten, noch die feinsten Nüancen, für die sie, vorzüglich auf seelischem Gebiet, keinen Sinn hatten. An dieser Innerlichkeit und Feinheit der Auffassung hat unser deutsches Volk den vorzüglichsten Antheil.

Nach alle diesem ist Goethe's Hermann und Dorothea zu beurtheilen.

Goethe erscheint in dem Gedichte als ein episch-plastischer, ein moderner, deutscher Dichter in dem Sinne der vorangeschickten Deductionen.

Noch Etwas ist hinzuzufügen, um ihn von Fremden zu unterscheiden. Freilich ist ihm das Gemüth Hauptgegenstand seiner Darstellung, aber weniger in seiner Anspannung zu erhabenen, jenseitigen Gedanken und Gefühlen; — er gibt einfache, irdische Weisheit. Weniger zeichnet er die heftige, tragische Leidenschaft, als das still, aber tief bewegte Gemüth. Seine Gestalten haben mehr Innigkeit und Wärme als stürmisches Feuer. — Darin nähert er sich wieder der antiken Plastik, entfernt er sich zugleich von andern zeitgenössischen, auch deutschen Dichtern; entfernt er sich vor Allem, dürfen wir wohl einschalten, von Schiller.

So ist denn Goethe der Mann, den Humboldt (108) in abstracto und gewissermassen hypothetisch hinstellt: dem die Natur ein offenes Auge verlieh, der Alles, was ihn umgab, rein und klar und gleichsam mit dem Blick des Naturforschers aufnahm, — wer es noch nicht wissen sollte, der vergleiche Goethe's Selbstbekenntnisse in der italienischen Reise —, er ist es, der in allen Gegenständen des Nachdenkens und Empfindens nur Wahrheit und gediegenen Gehalt schätzte, der mit dem classischen Geist der Alten vertraut, von dem Besten der Neueren gebildet, zugleich so individuell angelegt ist, dass er nur unter seiner Nation und in seiner Zeit emporkommen konnte, dass er alles Fremde danach gewissermassen umschuf und sich dann organisch assimilirte, — nur er ist der Dichter von Hermann und Dorothea, dem Epos — denn nichts Anderes ist es — das durch seine plastische Art, wie sie oben gezeichnet ist, der wahren Kunst so nahe, als man es durch Sprachmittel vermag, gerückt ist. Hier ist jene moderne, fein nüancirte Darstellung von Charakteren, hier ist jene tiefe, deutsche Innerlichkeit. Es durchweht das Gedicht die edle, feine Sentimentalität, die der Dichter nie verleugnet und sogar dem antiken Stoff der Iphigenie aufgedrückt hat. Aber das Seelische, die innere Empfindung ist mit der Anschaulichkeit der plastischen Kunst gezeichnet, denn Goethe's Sinn ist bei allem Subjectivismus, trotz der erhöhten Aufmerksamkeit auf das Geistesleben, rein beobachtend, bestimmt bildend. Er legt die Zustände des Gemüths mit derselben klaren Anschaulichkeit dar, wie Homer die sinnliche Welt, wie der Naturhistoriker die Natur beschreibt. Es ist in ihm hohe Idealität mit Wahrheit und Simplicität vereinigt; den höchsten innern Gehalt gibt er ohne prunkendes Colorit. Er kleidet den ganzen Gedanken- und Empfindungsreichthum der neueren Zeit, der deutschen Art in das echt künstlerische, antike Gewand. Er malt die Seele, aber immer in lebendiger Gestaltung. Sinnlicher Reichthum, die ionische Fülle Homer's, mag ihm mangeln, nie sinnliche Individualität. Immer bleibt er dem allgemeinen Begriff der Kunst, einen Gegenstand durch die Einbildungskraft zu erzeugen, das Sinnliche in ein Bild zu verwandeln, nahe; überall ist er anschaulich und sinnlich.

Auf diese Weise hat sich Humboldt über die individuelle Natur Goethe's, wie er vorhatte, ästhetisch und psychologisch orientirt. Er hat den besondern Punkt gefunden, der ihn mit Altem und Neuem, mit Jedem in seiner Weise verbunden zeigt, der aber auch wieder seine theilweise Isolirtheit, seine unvergleichliche Besonderheit darthut.

Es mag Manches nicht scharf genug gefasst sein; die Methode, denke ich, ist so gründlich und subtil als möglich, die Gedanken geistreich und anregend, von einem weitblickenden Gesichtspunkt ausgehend. Gewiss aber darf Niemand, auch heutzutage noch, ein Verständniss erlangen wollen von der Goethe'schen Dichternatur, der nicht stünde auf den Grundlagen dieser Schrift. Sie sei daher allen Goethefreunden, die seine Worte nicht bloss geniessen, sondern sie auch zurückführen mögen auf den Grund seiner dichterischen Phantasie, neben der historischen Einleitung von Hettner durch diese Zeilen von Neuem dringend an's Herz gelegt. Wer diese Gedanken nicht erst durchgearbeitet hat, sie nicht verglichen hat mit Goethe's italie-

nischer Reise, unberücksichtigt lässt W. von Humboldt's Aufsatz über Goethe's zweiten Aufenthalt in Rom: — der soll nur ganz über Goethe schweigen.

Berlin. E. Laas.

Neue Bearbeitung von Mager's deutschem Sprachbuche.

Als diese Zeitschrift vor 16 Jahren in's Leben trat, um ein Mittelpunkt für die Durchbildung einer neu geschaffenen wissenschaftlichen Disciplin — der neuen Philologie — zu werden, hat sie an die Spitze ihres Programmes den Namen Mager's gestellt. Mit richtigem Tacte hat sie ihr Gebäude auf der festen Grundlage seines klaren Wissens aufgeführt. Mager hat zwar selbst keinen unmittelbaren Antheil am Archiv genommen, aber die Herausgeber haben stets dankend seiner mittelbaren Unterstützung erwähnt. Vor 4 Jahren hat ihn der Tod aus unserer Mitte abgerufen und uns einer Hauptstütze des Fortschrittes im Unterrichtswesen beraubt, nachdem schon in den letzten Jahren seine Thätigkeit durch schwere Krankheit gelähmt worden war.

Von der Wittwe des Verstorbenen wurde mir nun der ehrenvolle Auftrag zu Theil, nach den hinterlassenen Manuscripten die neuen Auflagen seiner Schulbücher, die theilweise Umarbeitungen sind, herauszugeben. Die Hauptbedeutung Mager's war für mich stets sein Wirken auf dem Gebiete des Unterrichts der neueren Sprachen. Er hat seine Ansichten hierüber in zwei grösseren Schriften ausgesprochen: „Ueber Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulgemässen Studiums der neueren Sprachen und Literaturen. 1843" und: „die genetische Methode des schulgemässen Unterrichts in fremden Sprachen und Literaturen. Dritte Bearbeitung. 1846." Nach diesen Ansichten hatte er sein deutsches und sein französisches Elementarwerk bearbeitet, welche als Meisterwerke der didaktischen Kunst selbst von denen anerkannt werden, die seine Ansichten nicht theilen. Beide Werke sind vielfach nachgebildet worden; aber ich glaube nicht, dass irgend eine Nachahmung ihr Vorbild erreicht hat. Die Mager'schen Sprach- und Lesebücher sind immer noch das Beste, was wir besitzen, wenigstens an wissenschaftlicher Gründlichkeit. Vom französischen Lesebuch fehlte bis jetzt der dritte Band, welcher früher getrennt unter dem Titel „Französische Chrestomathie" erschienen war. Die neue Auflage ist nun unter der Presse und wird von dem Verleger in Bälde versandt werden. Das „Deutsche Sprachbuch" — Vorschule zur Grammatik. Onomatik und Stilistik, — das 1842 erschien und schon seit 16 Jahren fehlt, sollte nach der Absicht des Verfassers neu bearbeitet werden, und in zwei Cursus zerfallen, in einen ersten für untere und in einen zweiten für obere Classen höherer Lehranstalten. Beständige Krankheit und zuletzt der Tod liessen die begonnene Arbeit nicht zu Stande kommen; doch hat der Verstorbene werthvolles Manuscript hinterlassen. Die Vervollständigung desselben erfordert aber noch einige Arbeit und obgleich es mein Bestreben ist, mich treu an meinen Vorgänger zu halten, so erscheint es mir doch wünschenswerth, auch die Erfahrungen der Schüler und Freunde Mager's zu hören; und ich lade sie deshalb freundlich ein, im Archiv oder durch schriftliche Mittheilungen an den Verleger — die S. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart — ihre Wünsche und Ansichten auszusprechen. Ich werde jede Mittheilung dankbar entgegennehmen, und jeden Wunsch berücksichtigen, der sich mit den Vorarbeiten vereinigen lässt. Und somit sei denn dies Unternehmen wie überhaupt die Werke Mager's, denen so Viele ihre Bildung verdanken, allen meinen Collegen auf's Beste empfohlen.

Stuttgart. K. Schlegel.

Homer's Ilias. Deutsch in Strophenform von W. O. Gortzitza. Lyck, 1860—1861. 2 Bände.

Unter den Versuchen, die Ilias in die deutsche Sprache zu übertragen, finden sich nicht gerade wenige, welche von dem Versmasse des Originales abweichen. Besonders merkwürdig ist es, dass die erste deutsche Uebersetzung zu diesen Versuchen gehört, nämlich die in Augsburg 1610 erschienene Uebersetzung von Johann Spreng, die in gereimten vierfüssigen Jamben abgefasst ist. Eine zweite vollständige Uebersetzung in Reimen erschien erst wieder 1844 von Carlowitz, die dritte ist die vorliegende. Andere gleiche Versuche sind nicht zu Ende geführt. Am umfangreichsten ist die zu Altona seit 1751 erschienene von Blohm in Alexandrinern, welche die ersten sechs Bücher umfasst, in demselben Versmass ist das erste und zweite Buch von Gries, Altona 1752, in Stanzen das erste Buch von Rinne, Halberstadt 1852, übersetzt; ausserdem finden sich Stücke aus dem ersten Buche in gereimten Versen übersetzt von Müller 1745, von Fromm 1745, von Pfennigk 1762. Dazu kommen noch in reimlosen Versen die Uebersetzungen von Bürger aus dem I., V. und VI. Buch in fünffüssigen Jamben 1767 und 1776. und von Gottsched das erste Buch in siebenfüssigen Jamben.

Die Uebersetzung von Gortzitza hat eine zu diesem Zwecke noch nicht gebrauchte Form gewählt, nämlich die Titurelstrophe, eine Wahl, die der Verfasser im Vorworte selbst als ein Wagstück bezeichnet, das er aber einigermassen zu rechtfertigen sucht. Zu der Uebersetzung selbst, sagt er, habe ihn der Umstand bewogen, dass die zahlreichen vorhandenen Uebersetzungen sammt und sonders wenig gelesen werden. Diesem Uebelstande will er nun dadurch abhelfen, dass er eine Uebersetzung liefert, deren Lectüre nicht eine Arbeit, sondern ein Vergnügen sein soll, in einer Form, welche den Vater der Poesie in seinem Wesen nicht verändern und ihn doch als den unsern erscheinen lasse. Daher soll die Uebersetzung bei aller Freiheit doch wirkliche Uebersetzung, keine Paraphrase sein, der Ausdruck so natürlich, dass das Ganze als Original erscheine, nicht alle Augenblicke den Stempel der Uebersetzung auf der Stirn trage; es soll ein deutscher Homer werden, der das speciell griechische Colorit abgelegt hat. Dazu gehört aber, dass er in gereimten Versen erscheine, denn der Reim ist eine wesentliche Form unserer Dichtung, und darum hat der Verfasser die Titurelstrophe gewählt.

Die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt, ist gross; wir wollen nun sehen, wie die Lösung den einzelnen Versprechungen nachkommt. Wenn derselbe zunächst glaubt, der Homer werde von dem grösseren Publicum, namentlich den Frauen, so wenig gelesen, weil die vorhandenen Uebersetzungen ungeniessbar seien, so dürfte dies auf starker Selbsttäuschung beruhen, die nach einem Grunde zur Veröffentlichung einer neuen Uebersetzung suchend, es übersieht, dass hier viel mehr der Gegensatz der modernen Geistesrichtung gegen die antike Einfalt ein bedeutendes Gewicht haben möchte, dass für ein episches Gedicht, wäre es auch das vollkommenste Original, im grösseren Publicum der Boden fehlt. Den Frauen vollends die Ilias zusagend zu machen, wird meiner Meinung nach weder Original noch Uebersetzung im Stande sein.

Der Verfasser will nun den Homer deutsch machen, indem er eine gräcisirende Sprache und Form vermeidet. Was zunächst das Versmass anbetrifft, so will ich auf die Frage nicht näher eingehen, ob eine möglichst treue Uebersetzung auch den Vers des Originales beibehalten müsse, sondern nur die hier gewählte Form in's Auge fassen. Ein allgemein gültiger Vers für das Epos, wie ihn die griechische Sprache am Hexameter besitzt, fehlt uns, alles was wir zu diesem Zwecke gebrauchen, sind Nachahmungen theils fremder Literaturen, theils einer früheren Periode der unsrigen entnommen, und darum für uns stets mehr oder weniger fremd. Denn auch

den Versformen, welche unser Epos im Mittelalter anwandte, fehlt, um sie heimisch und gleichsam nothwendig erscheinen zu lassen, die natürliche Fortpflanzung im Volke selbst, sie sind, wenn sie jetzt angewandt werden, durchaus künstliche Producte der Reflexion. Dazu kommt, dass die Verschiedenheit der metrischen Grundlagen in unsrer jetzigen Sprache und der früherer Zeit das Verständniss jener Formen erschwert. Bei der Titurelstrophe, die doch offenbar dem grösseren Publicum fremd ist, möchte dies in besonders hohem Grade der Fall sein und dieselbe auch keinen andern Eindruck als den einer Nachbildung machen, so dass in dieser Hinsicht ihr Vorzug vor dem Hexameter sehr fraglich ist. Der Reim, auf den der Verfasser besonderes Gewicht legt, ist doch auch nicht ausreichend, um dem Ganzen einen eigenthümlich deutschen Charakter zu geben, da derselbe keineswegs eine wesentliche Form für unsre Dichtung ist, wie der Verfasser meint. Eine zweite Frage ist noch, ob die gewählte Strophe dem Charakter des Gedichtes angemessen ist; und diese müssen wir entschieden verneinen, denn für den kräftigen, kriegerischen Inhalt der Ilias kann diese weichliche Strophe mit ihren abwechselnd kürzeren und längeren Zeilen, die viel mehr Beweglichkeit als Festigkeit verrathen, und mit den durchweg klingenden Versausgängen, denen der kräftige Schluss mangelt, durchaus nicht passend sein. Viel eher würde man sich die Nibelungenstrophe haben gefallen lassen. — Mit grosser Kunst hat der Verfasser nun den selbstgewählten Vers nicht gerade behandelt. Denn dass die Verse sich grösstentheils ohne Anstoss lesen lassen, ist hier, wo die Form grosse Freiheiten gestattet, eben kein besonderes Verdienst, zumal wenn man wie der Verfasser nicht eben peinlich in Bezug auf den Wohlklang ist, und sich Sachen wie: „dess' Blick der schärfst' ist“ (14, 85) oder nicht eben seltene Apostrophirungen vor Consonanten, ungebührliche Wortstellungen u. s. w. erlaubt.

Was nun die Uebersetzung anbetrifft, so halte ich es hier nicht am Orte, über deren Richtigkeit im Einzelnen zu sprechen; bemerken will ich nur, dass dieselbe sehr frei, oft zu frei ist, wie z. B. gleich im Anfang (1, 4), wo der ganze Satz: „Dass grössre Wirkung seine Bitte habe“ ohne irgend welche Veranlassung hinzugesetzt ist, oder 9, 107, wo „da ein Ende des Krieges nicht abzusehn und nie das hohe Ilium fällt in eure Hände“ für das einfache *ἐπεὶ οὐκέτι δήετε τέκμωρ Ἰλίου αἰπεινῆς* gesetzt ist; oder 5, 11 wo der unnütze Zusatz „und raubt ihm so das Leben —“ gemacht ist; 5, 16 wo durch die Uebersetzung: „Ihn traf, als es ihm glückt' ihn zu erreichen, Meriones rechts in's Gesäss, dass vorn die Spitz' hindurchdrang durch die Weichen“ eine vollständig unmögliche Situation geschildert wird, während des Homer *ἡ δὲ διαπρὸ ἀντικρὺ κατὰ κύστιν ὑπ' ὀστέον ἤλυθ' ἀκωκή* vollkommen naturgetreu ist.

Den Ausdruck versprach der Verfasser so natürlich zu wählen, dass das Ganze als Original erscheine. Dazu hätte zunächst gehört, dass derselbe der Sprache keine Gewalt angethan hätte, wie dies auf jeder Seite in verrenkten Wortstellungen und namentlich einer ausserordentlich beliebten Trennung der Präposition vom Infinitiv oder Participium geschehen ist, z. B. 9, 95 „Ich werde weder ihm mit Rath helfen, noch bei je mit der That ihm stehen.“ Dazu hätte ferner gehört, dass der Verfasser die deutschen Wörter in der ihnen zukommenden Bedeutung gebraucht und nicht z. B. 15,150 so war auch Nestor's Sohn zurückgestoben oder 8, 55 und wie Odyss genüber er gesessen für: und wie er sich dem Odysseus gegenüber gesetzt, oder 9, 6 und heisset heim mich wallen für heimkehren gesagt, auch nicht wunderliche Ausdrücke gebraucht hätte wie 5, 20 und hatt' ihm ab den kräft'gen Arm geschwungen für abgehauen, 9, 50 überspreitet für überdeckt, oder das öfter wiederkehrende Vatererde für Vaterland. Dahin rechne ich auch das mehrfach erscheinende liess bluten für tödtete, oder gar zu vulgäre Redensarten wie 1, 31 das wieder einzusammeln will nicht passen oder gar 1, 70 dir zu gehorchen will mir nicht mehr passen.

Auch hätte in der Flexion und Construction der Gebrauch der deutschen Sprache berücksichtigt werden müssen und es durfte nicht gesagt werden 9, 61 mit zehrend Feuer zu vernichten für mit zehrendem Feuer oder 23, 45 nennte statt nannte, oder 9, 118 in all' dem dich zu lehren statt das alles dich zu lehren. Das griechische Colorit, an welchem dem Verfasser nichts gelegen ist, hat er allerdings dadurch glücklich beseitigt, aber wie ein deutsches Original sieht das eben auch nicht aus. Eben so wenig dient dazu der unmässige Gebrauch der Hülfszeitwörter, der oft den Anschein giebt, als wäre sein Zweck nur, dem Verse die nöthige Anzahl Silben zu geben. Dahin gehört namentlich die bis zum Ueberdruss angewendete Umschreibung mit mögen, ferner Ausdrücke wie 9, 51 sorg' auf's Beste dass jeder seinen Becher hat für *δέπας δ' ἔντυνον ἑκάστῳ*; 54 nachdem gesehn er, wie er auf's Gestell sie brächte für *κρατευτάων ἐπαείρας*; 79 der im Herzen anders denkt und anders ist im Stand sich auszulassen für das einfache *ἄλλο δ' εἴπῃ*; 84 er vertheilte wenig, indess er vieles musste haben für *παῦρα δοὺς, πολλὰ δ' ἔχεσκεν*. Solche Dinge sind fast auf jeder Seite zu finden, wo ohne Noth vom Wortlaute des Griechischen abgewichen ist, ohne dass dadurch die Uebersetzung den Charakter des Originales gewonnen hätte, während in anderen Sachen, die fast dem eigenthümlich Deutschen widerstreben, zu wenig gethan ist, um dieses Widerstreben zu mildern. Dahin gehören namentlieh die bei Homer so zahlreichen zusammengesetzten Epitheta, bei denen in der Uebersetzung nur schwer das griechische Colorit zu verwischen ist. Denn wenn dem Verfasser die *ἕλικες βοῦς* Rinder gewundnen Horns, der *κορυθαίολος Ἕκτωρ* der helmumflatterte oder helmumwehte Hektor, der *θάνατος θυμοραϊστής* der Tod, der Lebenstrümmerer ist, so ist das kein Deutsch, oder wenn er die *ἀμιτροχίτωνες ἑταῖροι* des Sarpedon, für welche Voss die fürchterliche Uebersetzung „die blechlospanzigen Freunde" erfand, durch „die Freunde, denen kein Schutz von Blech die Binde gab" übersetzt, so sagt das etwas anderes als das Original, oder wenn er *Ἆρες Ἄρες βροτολοιγέ* durch O Ares Ares, der Blutbad gern bereiten mag, wiedergiebt, so ist das schleppend und geschmacklos, freilich noch nicht so geschmacklos, als wenn ein Ueberwundner in Todesangst den Sieger um sein Leben bittend als Lösegeld bietet *χαλκός τε χρυσός τε πολύκμητός τε σίδηρος* und der Verfasser übersetzt: Erz hab' ich so wie Gold daheim und Eisen, das schwer sich lässt erweichen (10, 96 vergl. 11, 34) oder gar: So Erz wie Gold und Eisen, das nur mit grosser Müh' sich lässt erweichen (6, 13). Alles das ist gezwungen und bietet nicht im entferntesten den Schein eines Originales.

Mag man nun die vorliegende Uebersetzung betrachten, von welcher Seite man will, so wird man nicht leicht etwas finden, worin sie unsere früheren anerkannten Uebersetzungen, namentlich die von Voss, übertrifft, dagegen vieles, worin sie denselben nachsteht. Ob dieselbe, wie der Verfasser wünscht, viel gelesen werden wird, überlassen wir dem Geschmack des Publicums, ob ihre Lectüre keine Arbeit sondern ein Vergnügen ist, dem Urtheile derer, die den Versuch machen wollen, dass aber in derselben dem deutschen Volke Homer in einer Form geboten ist, welche den Vater der Poesie in seinem Wesen nicht verändert und ihn doch als den unsern erscheinen lässt, glauben wir mit vollem Rechte leugnen zu müssen. Ich will zum Schluss noch ein Paar Strophen aus dem neunten Buch als Probe hersetzen:

117. Ich fühlte mich im ersten Zorn
  Zu tödten ihn getrieben;
Doch durch den Rath von einem
  Der ew'gen Götter ist es unterblieben.
Der liess des Volks Nachrede mich erwägen,
Den Anstoss, den ich überall
  Als Vatermörder würd' erregen.

118. Doch sagte mir das Herze
Durchaus nunmehr im Leibe,
Es ginge nicht, dass länger ich
Im Haûs des Vaters, des erzürnten, bleibe.
Fürwahr, viel ward von Freunden mir gerathen
Rings und Verwandten, dass ich blieb',
Indem sie mir mit Bitten nahe traten.

119. Viel fette Schafe schlachteten
Sie und schleppfüss'ge Rinder
Gewund'nen Horns, und viele
Mastschweine, reich an Fett, nicht minder
Wurden besengt und über's Feu'r gehalten.
Dazu trank viel des Weines
Aus den Gefässen man des Alten.

Berlin. B. Büchsenschütz.

Anthologie neugriechischer Volkslieder im Original mit deutscher Uebersetzung von Dr. Theodor Kind. Leipzig, Veit und Co. 1861.

Zunächst erwähne ich aus dem Vorwort die Absicht der Arbeit. Das Interesse, heisst es etwa VI ff., welches diese Volkslieder ansprechen,... gilt entweder dem ästhetisch-poetischen Gehalt oder der Sprache. Jedes von beiden ist in der Anthologie festgehalten und deshalb Original und Uebertragung mitgetheilt. Die Hauptsache ist freilich die Uebersetzung, indem es die vorzügliche Absicht war, den Inhalt dieser Lieder ausserhalb derjenigen Kreise, in denen bereits die nöthige Kenntniss der griechischen Vulgarsprache sich findet, kennen zu lehren. Die Arbeit soll dazu beitragen, die eigenthümliche Natur der neugriechischen Nationatät in weiteren Regionen bekannt und werth zu machen. Sie beansprucht also weniger ein philologisches Interesse, — als ein „völkerpsychologisches."

Die Gedichte sind in 5 Abtheilungen geordnet: 1) Historische Lieder. 2) National- und Klephtenlieder. 3) Romanzen und Balladen. 4) Aus dem häuslichen und Familienleben. 5) Liebes- und Klagelieder. (Auch die Klagelieder beziehen sich auf die Liebe).

Den Grund zur Trennung zwischen 1 und 2 begreife ich nicht. Wie unterscheiden sich z. B. folgende beiden Gedichte? wie nach Inhalt, oder Haltung, oder Sprache?

I, 6. Despo.*)

Von fernher schallt ein laut Getös, viel Flintenschüsse fallen.
„Ist es zu einem Hochzeitfest? zu einer Freudenfeier?"
„Zu keinem Hochzeitsfeste ist's, zu keiner Freudenfeier;
Despo mit Schwiegertöchtern kämpft und kämpft mit Kindeskindern,
Hart wird sie bei Reniassa dort bedrängt von Albanesen."

---

*) Das lebendige, fast dramatische Gedicht feiert die heroische That der Suliotin Despo, der Frau des Georg (Vs. 6) Borgis, im Kampf gegen Ali Pascha von Janina zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Kiapha (Vs. 8) ist ein Dorf im Gebiet der Sulioten. — (Auszug aus der bezüglichen Anmerkung Kind's. 1—180 gibt er die Gedichte, von da bis zu Ende Anmerkungen, davon siehe unten das Nähere.)

„Georgaina, wirf die Waffen weg, hier bist du nicht in Suli,
Du bist des Pascha's Sclavin hier, des Albanesen Sclavin."
„Wenn auch sich Suli unterwarf und türkisch ward Kiapha,
Erkennt doch Liapiden nie Despo als ihre Herrin."
Nimmt einen Feuerbrand zur Hand und all' die Ihren ruft sie:
„Lasst nicht uns Türkensclaven sein! umfasst euch, meine Kinder!"
Viel Pulverfässer waren dort, und wirft den Feuerbrand ein,
Und alle Fässer flogen auf und wurden all' Ein Feuer.

II, 2. Kolias.

Des Kolias Mutter sitzt allein auf einem hohen Felsen,
Und mit der Sonne hadert sie und mit dem Glanz des Mondes:
„O sage, liebe Sonne, mir, die du die Welt umwanderst,
Hast Kolias nirgends du gesehn, den Kolias von Bityne?"
Ergriffen haben Kolias sie und werden ihn aufhängen.
Zehntausend Türken ihm voran und andre tausend folgen,
Zweitausend gehn zur Seite ihm und Kolias in der Mitte,
Bleich sah er aus, citronengelb, wie ein verwelkter Apfel.
Zu Ali Pascha führen sie'n, vor ihn sie Kolias bringen,
Und schon von Weitem grüsst er ihn und nahebei dann sagt er:
„Gruss, Ali Pascha, dir und Heil." — „Willkommen auch dem Kolias!"
Und zu dem Diener wandt' er sich und zu dem Diener spricht er:
„Kocht Kaffee für den Kolias nun, brennt ihm auch an die Pfeife,
Und bringt die Cither ihm herbei, dass er ein Lied uns singe,
Und sage, wie viel Türken er und Hauptleut' hat getödtet."
Und Kolias drauf erwidert ihm und sagt zu Ali Pascha:
„Der Türken habe tausend ich, der Hauptleut' acht getödtet."
„Und gleichwohl bist du noch zur Zeit entronnen meinen Händen?"
Entriss sein Schwert ihm alsogleich, hieb ihm den Kopf herunter. —

Beides romanzenartige Ausführungen historischer Ereignisse, beide von gleicher Lebendigkeit, dramatischem Anflug, beide den trotzigen, todesverachtenden Sinn des für seine Freiheit kämpfenden Griechen athmend.

Noch weniger freilich ist ein scharfer Unterschied zu entdecken zwischen Gedichten, die wie das Koliaslied unter Nr. 2 stehen, und den unter 3 mitgetheilten Balladen und Romanzen. Warum wurde unter der dritten Ueberschrift nicht 1 bis 3 zusammengefasst? dann hätten wir die Gedichte unter einer Rubrik, die alle am meisten mit den Uhlandischen Balladenstoffen Aehnlichkeit haben. Das Princip der von Kind befolgten Trennung ist mir dunkel.

In Betreff der Bezeichnung des 4. Abschnitts und seines Unterschiedes vom 5. bin ich auch um eine Erklärung verlegen.

Weshalb gehört das erste von den beiden folgenden Gedichten, die ich der bessern Vergleichung halber gleich nebeneinander stelle, zu den häuslichen Gedichten, das zweite aber zu den Liebesliedern?

IV, 12. In der Fremde.	V, 8. Die Zauberin.
Ziehet hin ihr lieben Vöglein, ziehet glücklich heim,	Ihr Wandrer, wenn ihr wandert nach der Heimath mein,
Grüsset mir zu vielen Malen die Geliebte mein.	Im Hofe steht ein Apfelbaum, kehrt nur dorten ein.
Kommt ihr bei Athen vorüber, kommt nach meinem Ort,	Zieht hin und bringet Grüsse meinem Mütterlein,
's steht ein Apfelbaum im Hofe, nah' der Pforte dort,	Und bringet auch viel Grüsse meiner armen Frau,

Auf die Zweige setzt euch nieder,
hebt zu singen an,
Saget meiner alten Liebe, dass sie's
hören kann:
Dass sie mein nicht länger harre,
auch erwarte nicht.
Haben ach! am fremden Orte hier
gefesselt mich.
Nahm die Tochter einer Wittwe,
einer Hexe Kind,
Die bezaubert alle Flüsse, und sie
fliessen nicht,
Und die Meere auch behext sie,
und sie strömen nicht,
Und bezaubert auch die Quellen,
dass sie laufen nicht.
Und die hat auch mich behexet,
kann drum kommen nicht:
Will ich auf den Weg mich machen,
Regen gibt's und Schnee,
Und so oft zurück ich kehre,
Sonn' und Sternenglanz.

Und meinen armen Kindern,
meinen Nachbarn auch.
Und sagt nur meiner Schönen, der
Helene sagt,
Will sie, so mag sie warten, mag
vermählen sich,
Mag Trauerkleider nehmen,
mag mich suchen gehn.
Sie haben mich vermählet hier im
Morgenland,
Nahm eine kleine Frau da, einer
Hexe Kind,
Behexet alle Schiffe, laufen nicht
mehr aus,
Sie hat auch mich behexet, komme
nicht zurück.

Wenn ich mein Pferd mir sattle,
abgesattelt wird's,
Umschnalle ich das Schwert
mir, wird's mir abgeschnallt,
Will einen Brief ich schreiben,
ist die Schrift gar aus.

Wie wenig Sorgsamkeit muss aufgewandt sein, um solchen faux pas zu machen! Zwei Lieder, die nur Variationen desselben Thema's sind, sich nur in unwesentlichen Ausführungen, Weglassungen, Aenderungen unterscheiden, zwei verschiedenen Dichtarten zuzuweisen!

Ich glaube, alle Lieder des vierten Abschnitts liessen sich als Liebesgesänge oder Balladen auffassen. Dies sind die einzigen wirklichen Unterschiede, unter welche somit Alles fällt. *)

Die Uebersetzung will, wie der Verfasser Seite XXX—XXXII etwas dunkel und umständlich auseinandersetzt, treu und verständlich zugleich sein, der eigenthümliche Hauch des Originals soll mit Pietät gewahrt werden und dabei der Sinn und Geist des Gedichts doch klar sich deutlich machen. Wer wollte dagegen Etwas haben?

Ueber den Grad der Treue masse ich mir kein Urtheil an; verständlich ist die Uebersetzung meist. Die Verse fliessen, wie man, glaube ich, schon an den oben mitgetheilten Beispielen ersehen kann, leicht und angenehm. Im Ganzen ist es eine wohlthuende Lectüre; es finden sich wenig Anstösse und Undeutlichkeiten. — I, 1. 18 höhnt ein Grieche springende Sarazenen:

„Wie ihr's da mit dem Springen treibt, so könnten's auch die Frauen,
Und dürre Frauen wären's nicht, es thäten's wohl auch schwang're."

Der erste Theil von Vers 19 ist unverständlich; soll doch heissen: „Und es ist nicht einmal nöthig, dass sie dürr sind?"

I, 5. 5: „Sind Türken eingefallen nicht" kann man nicht sagen für: Es sind nicht die Türken eingefallen oder: Nicht Türken eingefallen sind.

---

*) V, 15 ist freilich vollständig eine Fabel, indem an dem Wettgesang zwischen Nachtigall und Königstochter, die sich gegenseitig ihre Vorzüge beneiden und ihre Mängel enthüllen, die Moral deutlich gemacht wird: „Ach! was das Herz des Andern drückt, Niemand kann das ermessen." Jedoch das Gedicht ist nur eine Variation des vorhergehenden, das ohne diese Gedankenspitze auftritt.

III, 20, 5 u. 6: Am Tische, wo gelagert sie (Plusquamperfect?), der Tafel, wo sie sassen,

Verstummte plötzlich das Gespräch, dann aber sprach ein andrer: (!)

Ein Anderer kann nur einem besonderen „Einen" gegenüberstehn.

IV, 13 wünscht ein Unglücklicher, der in der Fremde Unbilden erleidet, seine Mutter möchte ihn nie geboren haben. Er fährt fort Vers 8:

Was mach' ich hier? was will ich hier? was soll ich ihr (der Mutter?) gewähren?

Ist das ein passender Sinn? Das Original lautet:

Σὰ μ' ἔκαμε, τί μ' ἤθελε; σὰ μ' ἔχει, τί μὲ θέλει;

Eine sorgsame Durchsicht könnte so hier und da manches Schwerfällige, Ungenaue, sprachlich Gewaltsame beseitigen. Im Ganzen hat der Verfasser seinen Zweck erreicht, eine fliessende hübsche Uebertragung gegeben, die nicht abschreckt, wie's häufig geschieht.

Es bleibt noch Einiges über Anmerkungen und Vorrede zu sagen. Auch die Anmerkungen sollten streng den Zweck, den Laien mit der Natur, dem Sinn des griechischen Volkslieds bekannt zu machen, festgehalten haben: wie es die Uebersetzung gethan. Hier ist aber häufig Ueberflüssiges, häufig zu wenig geschehn. Die überwiegende Mehrzahl erklärt unregelmässige Formen, dient also dem nebensächlichen Interesse. Anmerkungen ferner nach Art der, wie sie zu II, 7 beliebt ist, kann Jeder entbehren: „Das Gedicht ist ein lebendiger Ausdruck der nationalen Feindschaft zwischen Griechen und Türken auf dem Grunde des religiösen Glaubens, und es feiert namentlich die Vorzüge der morgenländischen Kirche und des Christenthums." Wer das nicht allein sieht, — dem ist nicht zu helfen, für den schreibt man aber auch Nichts.

Dunkele Gedichte, dunkele Vorstellungen habe ich häufig nicht erklärt gefunden. So war ich auf eine Erläuterung zu III, 19 wirklich begierig. Ich setze die Ballade ganz her:

Der Vampyr.

O Mutter mit der Söhne neun, mit deiner einz'gen Tochter,
Mit ihr, der Lieblingstochter ihr, der vielgeliebten Tochter,
Und war sie schon zwölf Jahre alt, kam niemals an die Sonne,
Im Dunkeln badetest du sie, im Dunkeln du sie kämmtest,
Beim Sternenglanz, im Morgenlicht du ihr die Locken flochtest.
Von Babylon kam Botschaft dir, von dort kam eine Werbung,
Du solltest in die Ferne sie vermählen, in die Fremde.
Der Brüder acht wollten es nicht, der Konstantin nur wollt' es.
„Gieb, Mutter, sie, Areten gieb, gieb sie nur in die Fremde,
Gieb sie nur hin in's fremde Land, wo ich bin, wo ich wandre,
Dass ich dort einen Trost auch hab' und eine Einkehr finde."
„Bist klug doch sonst, mein Konstantin, doch sprichst du mir da thöricht.
Und wenn zu mir der Tod nun kommt und Krankheit überfällt mich,
Wenn Leid mich oder Freude trifft, wer soll zu mir sie bringen?"
Gott selbst rief er als Bürgen an, die Heiligen zu Zeugen,
Wenn jemals zu ihr käm' der Tod und Krankheit sie befiele,
Wenn Leid sie oder Freude träf', dass er sie holen wolle.
Und wie sie hatten nun vermählt Arete in die Fremde,
Brach eine Unglückszeit herein und kamen böse Monde,
Des Todes-Sichel fiel in's Land, es starben die neun Brüder,
Und blieb die Mutter nur zurück, und glich dem Rohr im Felde.
An acht der Gräber trauert sie, an acht der Gräber klagt sie,
Und an dem Grab des Konstantin hebt sie empor die Steine.
„Steh auf, Konstantinakis mein, will die Arete haben;

Als Bürgen riefest Gott du an, die Heiligen zu Zeugen,
Wenn Leid mich oder Freude träf', du wolltest sie mir bringen."
Dies Wort trieb aus dem Grab' ihn auf, und aus dem Grabe stieg er,
Und nahm die Wolke sich zum Pferd, den Stern nahm er zum Zügel,
Den Mond nahm zum Begleiter er, er eilte sie zu holen.
Und über die Gebirge ging's, liess hinter sich die Berge,
Und traf sie, da sie kämmte sich, traf sie im Schein des Mondes,
Schon aus der Ferne grüsst er sie und schon von Weitem ruft er:
„Komm, Aretula, komm mit mir, die Mutter will dich haben."
„Ach weh, mein Bruder, und warum muss es zu dieser Stunde?
Und wenn es etwas Freud'ges ist, will ich zuvor mich schmücken,
Doch ist's ein Leid, ach sag' es mir, so wie ich bin, so komm' ich."
„Komm nur, o Aretula mein, so wie du bist, komm mit mir."
Und auf der Strasse, wo sie ziehn, dem Wege, den sie zogen,
Da hörten Vögel singen sie, sie hörten Vögel sagen:
„Wer sah ein schönes Mägdlein je ziehen mit einem Todten?"
„Hörst du, mein Konstantakis, wohl, was dort die Vögel sagen:
Wer sah ein schönes Mägdlein je ziehen mit einem Todten?"
„Sind dumme Vögel, lass sie nur, was sie auch singen und sagen."
Und da es immer weiter ging, da sagten andre Vögel:
„Wie traurig ist's, wie kläglich ist's, was wir da sehen müssen,
Und sehn da, wie Lebendige hinziehen mit den Todten!"
„Hörst du, mein Konstantakis, wohl, was dort die Vögel sagen:
Dass sie da sehn, wie Lebende hinziehen mit den Todten?"
„Sind Vögel ja, lass singen sie, sind Vögel, lass sie sagen."
„Mir graut vor dir, mein Brüderlein, und duftest auch nach Weihrauch."
„Wir gingen gestern Abend spät zum Dom des heil'gen Jannis,
Und hat der Priester da zu sehr mit Weihrauch uns beräuchert."
Und wie es immer weiter ging, da sagten and're Vögel:
„Allmächt'ger Gott, was man dort sieht, und ist ein grosses Wunder,
Dass solch ein schönes Mädchen da ein Todter mit sich ziehet!"
Wie dies Arete wieder hört, zerreisst es ihr das Inn're:
„Hast, Konstantakis, du gehört, was dort die Vögel sprachen?
Und sage mir, wo ist dein Haar? wo ist dein mächt'ger Schnurrbart?"
„Sehr krank war ich und brachte mich die Krankheit nah dem Tode,
Und fiel mein blondes Haar mir aus und auch mein mächt'ger Schnurrbart."
Verschlossen finden sie das Haus, verschlossen und verriegelt
Mit Spinngewebe sehen sie die Fenster überzogen.
„Mach, Mutter, auf, mach auf die Thür, ich bringe dir Areten."
„Bist, Charos, du, zieh weiter nur, hab' keine andere Kinder,
Die arme Aretula mein ist weit in fremdem Lande."
„Mach, Mutter, auf, mach auf die Thür, dein Konstantis ja bin ich;
Als Bürgen rief ich Gott selbst an, die Heiligen zu Zeugen,
Wenn Leid dich oder Freude träf', ich wollte sie dir holen."
Und wie sie aus der Pforte trat, aus haucht sie ihre Seele.

„Wozu diese Ueberschrift? Hatte Constantis die Gestalt des Todesgottes wirklich angenommen, wie es Vers 64 andeutet? Weshalb stirbt die Mutter? auf welchen Vorstellungen beruht das? Blieb Aretula am Leben? Was ist der Sinn des Ganzen? Diese Fragen tauchten am Schluss sofort in mir auf. „Der Uebersetzer wird doch eine Erklärung versuchen." Ich sah die Anmerkung Seite 208 nach:

An das oben mitgetheilte Volkslied, wofür sich bei Tommasio (Canti Toscani Corsi Illirici Greci Venezia 1842), nach ihm auch in der Sammlung von Passow S. 396 fgg. noch zwei ähnliche Lieder finden, und von dem schon früher anderwärts bemerkt worden ist, dass es eine gewisse Aehnlichkeit mit

Bürger's Leonore habe, erinnert ein serbisches Volkslied: Jeliza und ihre Brüder. Dieses serbische Lied ist in der slawischen Volkspoesie das einzige Beispiel von der Wiederkehr eines Verstorbenen in jener mysteriösen Weise, wie christliche Nationen des Nordens und Westens ein solches Ereigniss darstellen. S. Talvj: Uebersichtliches Handbuch einer Geschichte der slavischen Sprachen und Literatur. Nebst einer Skizze ihrer Volkspoesie. Deutsch von Dr. Brühl. 1852. S. 276 fgg. — Was klärt diese Anmerkung von all' den Fragen-auf? wie viel unnützen gelehrten Ballast giebt sie? Wozu die Vergleichung mit der Leonore, die Jeder von selbst anstellt?

Vieles was in der Anmerkung stehen sollte — auch da könnte ja Alles auf einen Gegenstand sich beziehende an der passendsten Stelle zusammengedrängt werden — ist in's Vorwort gesetzt. Manches steht halb im Vorwort, Ergänzungen folgen in den Anmerkungen; z. B. über στοιχεῖον und die Ableitungen handelt Vorwort XX fgg. und S. 197.

Anstatt über die Sitten, den Charakter und die Lebensweise der Neugriechen, vornehmlich von dem Wesen und Leben der Klephten das für das Verständniss der Gedichtsammlung Nöthige übersichtlich zusammenzustellen, was doch für denjenigen, der durch die Anthologie mit der griechischen Nationalität bekannt werden soll, unumgänglich zu fordern war, verweist Kind im Allgemeinen auf die der Fauriel'schen Sammlung der Chants populaires de la Grèce moderne voranstehende Einleitung!

Ferner vermissen wir eine ausführliche Behandlung derjenigen Gedichte, welche nur, wie oben angedeutet, Variationen desselben Thema's sind. Gewiss wäre es auch für Viele, die nicht Neugriechisch verstehen, interessant und belehrend gewesen, die Arten der Umformungen im Zusammenhang erörtert zu sehen. Man hätte gewünscht, dass die gleichartigen Gedichte in Bezug auf ihre Abhängigkeit untereinander geprüft wären, kurz eine kritische Behandlung der betreffenden Lieder. Eine solche hätte vielleicht manches Gedicht um einige unpassende Verse, die aus einem ähnlichen Gedicht entlehnt, hier schlecht hineingearbeitet wurden, gekürzt. Z. B. folgendes Gedicht:

Die junge Frau.

Drei Tage war sie erst vermählt und ging ihr Mann auf Reisen.
Zwölf Jahre flossen drüber hin und blieb er in der Fremde.
Die Arme trauerte zu Haus und klagte laut und weinte.
„Was send' ich in der Fremde dir? was soll ich dir nur senden,
Schick' einen Apfel ich, er fault, und auch die Quitte welket,
Send' ich dir Muskatellertraub', auch diese wohl vertrocknet.
Des Morgens stehe früh ich auf, erhebe mich vom Schlafe,
Und trete an des Hauses Thür, rundum mich umzublicken,
Die Nachbarinnen seh' ich da mit Kindern an den Händen
Und überfällt mich dann das Weh, und meine Augen weinen.
Voll Trauer kehre ich nach Haus und trockne meine Thränen,
Doch ach, mein armes Herz ist schwer und meine Seele jammert.
Ach! ohne Mann an treuer Brust und ohne Kind am Arme!"

Sicher bekäme das Gedicht ohne die fremdartigen Verse 4—6 grössere Einheit und Abrundung. Sollten sie Einschiebsel sein? Nun vergleiche IV, 11:

In der Fremde.

Mein Vogel in der Fremde du, um den so Viele klagen,
Das fremde Land erfreuet dich, du freust dich in der Fremde,
Ich aber wein' und klag' um dich und trage Trauerkleider!
Was soll ich in die Fremde dir, was soll ich dir nur schicken?

14*

Schick' einen Apfel ich, er fault, — die Quitte, sie verfaulet,
Schick' Muskatellertraube ich, die Traube auch vertrocknet.
Soll meine Thränen senden dir in einem feinen Tuche?
Die Thränen, ach! sind glühend heiss, verbrennen wohl das Tuch auch.
Was soll ich in die Fremde dir, was soll ich dir nur schicken?

Offenbar sind hier die wenig variirten Verse an ihrem Ort, und nur bei der traditionellen Verbreitung von Mund zu Mund von irgend Jemand in das andere Gedicht hineingebracht. So hätte sich bei einigen Gedichten nachweisen lassen, wie wenigstens bestimmte Züge und Wendungen aus andern entlehnt, wo sie das Gepräge des Originellen haben. Z. B. in dem oben mitgetheilten Gedicht V, 8 findet sich, verglichen mit dem danebenstehenden unter anderen die abweichende, neue Bemerkung, dass das Kind der Hexe auch die Schiffe behexe. Ausgeführt findet sich dieser Gedanke in anderem, wie ich glaube, natürlicherem Zusammenhang V, 4. Dort heist's von der Wirkung des sehnsüchtigen Gesanges eines liebenden Mädchens:

Kam da ein Schiff gefahren her mit ausgespannten Segeln;
Die Schiffer hörten den Gesang und sehn das schöne Mädchen,
Vergessen ihrer Segel ganz, verliessen ihre Arbeit,
Und kommen von der Stelle nicht und können nimmer weiter.

Wenigstens lässt sich aus dieser Stelle sehr schön das Mittel der Bezauberung in das andere Gedicht hineintragen.

Aus dem Gedicht III, 9 Charos und der Hirte, in welchem der Kampf der beiden um die Seele des Hirten geschildert wird, lassen sich folgende Verse ohne Schaden herausschneiden:

„Lass, Charos, meine Haare los und fass' mich an den Händen,
Zeig' mir den Weg zu deinem Zelt und will allein hinwandern."
„Und wenn mein Zelt dein Auge sieht wird Grauen dich erfassen.
Die kleinen Kinder hab' ich dort, die mir die Engel bringen,
Als Stangen meines Zelts hab' dort ich Pallikarenarme,
Zu Stricken meines Zelts hab' ich die Flechten junger Mädchen,
Und hab' als kleine Kästchen dort die Köpfe kleiner Kinder."

Unmöglich ist nämlich die Bereitwilligkeit des Hirten, da er gleich in den nächsten Versen überhaupt um Aufschub des Todes bittet. Er musste aber irgend eine Bemerkung über des Charos' Zelt machen, damit die aus einem andern Gedicht bekannte Beschreibung hier ihre Stelle finden konnte. Im Gedichte 7 kämpfen der starke Zachos und Charos; dort ergreift Charos die Haare des Zachos, als letzte Auskunft, weil er dem Unterliegen nahe ist.

„Lass, Charos, mir die Haare los und fass' mich an den Händen,
Und will nicht mehr dir widerstehn, magst über mich gebieten."
„So lass nach meinem Zelt uns gehn, dass du es dir betrachtest,
Von aussen siehet roth es aus und schwarz ist es von innen,
Zu seinen Stützen habe ich gewählt der Riesen Arme,
Und statt der Stricke nahm ich mir der Mädchen Haargeflechte."

V, 10 heisst: Die Liebe.

Zum Tanz, ihr Jünglinge, herbei, zum Tanz und zum Gesange!
Lasst klingen es und singet es, wie's mit der Liebe gehet:
„Wohl mit den Augen hebt sie an und auf den Lippen keimt sie,
Dringt weiter von den Lippen dann und wurzelt fest im Herzen."

Der Grundgedanke des niedlichen, hübschen Gedichts ist in V, 14, dem Wettgesang zwischen Königstochter und Nachtigall, Inhalt des Nachtigallengesangs:

Und sang mit lieblich süssem Ton, wie Liebe wird geboren,
Wie in den Augen sie entsteht und senkt sich auf die Lippen,
Und von den Lippen in das Herz, und wie sie bleibt im Herzen.

Die Abhängigkeit ist klar, wenn auch nicht, auf welcher Seite sie ist. Nicht immer lässt sich, wenigstens ohne weitere Hülfe als die vorliegenden Gedichte, die Entlehnung so deutlich machen; jedoch man darf nach so zahlreichen deutlichen Beispielen, die sich mehren liessen, bei unschicklichen Stellen nicht auf ähnliche Erklärungsgründe verzichten.

Diesem Gegenstand aber, meine ich, hätte der Herausgeber eine eingehende Betrachtung widmen sollen. Er hätte bei dem reichlicher ihm zu Gebote stehenden Material Aufschlüsse geben können, die gewiss allgemeines Interesse gefunden hätten auch unter denen, die die neugriechische Sprache nicht verstehen.

Jedoch vergessen wir über den Mängeln nicht das wirklich Gute; dass uns einige höchst anziehende Lieder in meist gewandter, leicht sich lesender Uebertragung bekannt geworden sind.

Tadeln möchte ich noch die Vorrede, weil sie Verschiedenartiges durcheinanderwirft, in unerquicklicher Breite und Unbeholfenheit das Einfachste vorträgt, in einer ungelenkigen, formlosen Sprache, die sonderbar gegen die geschmackvollen Verse absticht. Zwei Beispiele!

V: Seitdem ich zum letzten Male im Jahre 1849 bei besonderer Veranlassung eine solche Sammlung drucken liess, hat das Interesse an dieser mehrfach anziehenden und eben so in sprachlicher Hinsicht, wie in Betreff des geistigen Inhalts anziehenden und wichtigen Seite des neugriechischen Volkslebens namentlich durch mehrere in Griechenland selbst und von Griechen herausgegebene Sammlungen eine so reichliche Nahrung gewonnen, dass zu einer solchen Anthologie auch um so mehr eine besondere Veranlassung geboten schien (!), je gewinnreicher und überraschender die Aufschlüsse sind, die gerade jene Sammlungen über einzelne Classen des neugriechischen Volksliedes verbreiten, und je mannigfaltiger und verschiedenartiger hienach der dichterisch schaffende Volksgeist des Neugriechen in dem Volksliede, dem in Wort und Gesang wiedertönenden Herz- und Pulsschlage des Volkes, sich darstellt.

XXVI: Namentlich wollte ich solche Volkslieder nicht aufnehmen, welche in der Weise, in der Vollständigkeit und in der besondern Gestalt, wie sie darin Aufnahme gefunden haben, bereits in andern Sammlungen deutschen Lesern dargeboten worden. — Namentlich der letzte Satz, die Beziehung des „darin" erfordert eine ordentliche Rechnung.

Es ist unverzeihlich, das Publicum mit so ungefeilten, holprigen, kunstlos geordneten, unklaren Sätzen zu belästigen.

Berlin. E. Laas.

Lessing's Nathan der Weise, erläutert von Dr. Eduard Niemeyer. Leipzig, bei Gustav Mayer.

Es erscheinen in unserer unproductiven Zeit eine Menge Commentare über die Werke der productiven Schriftsteller am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts. — Viele Lehrer des Deutschen halten das Lesen und Erklären deutscher Musterstücke für sehr geeignet, in den oberen Classen höherer Lehranstalten mit den Schülern vorzunehmen, um das Verständniss der classischen Literatur ihrem Geiste aufzuschliessen. Ob diese Meinung gegründet oder ungegründet ist, kann schwer entschieden werden, weil bei den Erfolgen die wissenschaftliche und sittliche Persönlichkeit des Lehrers von bedeutendem Einfluss darauf ist. Unter den Händen eines

wahrhaft gebildeten und geistvollen Lehrers wird ein jeder Stoff, also auch das Werk eines deutschen Classikers der Jugend lebendig werden. Wo aber jene Eigenschaften dem Lehrer fehlen, da bleibt jeder Stoff todt, und auch der beste Commentar wird Diesem wenig nützen.

Doch ist es hier meine Aufgabe nicht, meine persönliche Meinung gegen oder für die Commentare geltend zu machen, ich habe hier einen solchen vor mir, und ich habe weiter nichts zu thun, als anzuzeigen, wie der Commentar die Sache behandelt, damit Lehrer, die dieses Buch nicht aus eigener Lectüre kennen, sich entscheiden, ob sie selbst dasselbe lesen wollen oder nicht.

Wenige Beispiele werden hinreichen, um die Weise des Verfassers zu commentiren, zur Kenntniss der Leser zu bringen.

Das interessanteste Stück des Buches ist die sechsundsiebzig Seiten einnehmende Einleitung. Der Verfasser erzählt uns darin die Geschichte des dramatischen Gedichts, mit allen Umständen der Entstehung, der Zeit derselben, die Quelle, die eigene Arbeit Lessing's, Alles was auf die Conception und die Ausführung des Dichters sich bezieht. Die Quelle ist von Lessing selbst angegeben in einem Briefe vom 11. August an seinen Bruder, die Ankündigung des Werkes, die in der Herold'schen Buchhandlung in Hamburg am 8. August 1778 erschien, ist wörtlich abgedruckt. Es sind ferner sehr viele interessante Einzelnheiten von der Zeit der Abfassung angeführt, der Zweifel Lessing's an der Aufführbarkeit des Gedichtes für die Gegenwart und sein bekannter Ausspruch: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dies Stück jetzt schon aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird".

Es folgen nun die ersten Versuche, das Stück auf's Theater zu bringen. Die meisten misslangen, bis es endlich, nach zwanzig Jahren, am 28. November 1801, in der Redaction von Schiller sich Bahn brach, „so dass es von da an ein unverlierbares Eigenthum der deutschen Bühne geworden ist." — Auch die Kritiken der Zeitgenossen sind angeführt, Friedrich Schlegel's (Königsberg 1801) und besonders Herder's, des Vertreters des Humanitätsprincips im Weimarer Kreise, der ihm den wärmsten Beifall zollte. Es wird auch der Kritik der Gegner, besonders Vilmar's gedacht, welcher Lessing's Dichtung mehr eine Frucht der Polemik als des Genies nannte — Weiter kommt der Verfasser auf das gründlichste Urtheil, welches Schiller in seiner Schrift „Ueber die naive und sentimentalische Dichtung" ausspricht, und die anderen Urtheile von Kritikern der damaligen Zeit, welche man selbst in Niemeyer's Buch nachlesen möge.

Von Seite 28 — 39 folgt die Zergliederung der dramatischen Handlung, und von da an die ästhetische Analyse, in welcher unser Schriftsteller sich der Ansicht Gurauer's anschliesst. Diese innere Entwicklung des Dramas, welche des Gelungenen viel enthält und die Ansichten der bedeutendsten Kritiker anführt, reicht bis auf die 48. Seite und schliesst diese Untersuchung, welche sich nur im letzten Theile der Einleitung der metrischen Beschaffenheit des Dramas zuwendet. — Dass Lessing sich für den fünffüssigen Jambus entschied und diesen damit in das deutsche Schauspiel einführte, ist eine bekannte Thatsache. Niemeyer stellt eine genaue Untersuchung an über die Form, welche Lessing dem Versmass gegeben, nebst vielen Hinweisungen auf die Verse der Dichter, welche nach seinem Vorgang auch in ihren dramatischen Werken diesen Vers für den Dialog anwendeten. Die Einleitung schliesst mit einer Reihe treffender Bemerkungen über die Sprache, die Orthographie, die Wortcombinationen, theils aus der Hervorsuchung veralteter oder veraltender Ausdrücke und Wendungen, denen der Dichter aus seiner eigenen Schöpferkraft ein neues Leben einhaucht. — Der Schluss der Einleitung ist in folgende Worte gefasst.

„Aus Allem geht hervor, dass jene gepriesenen Eigenschaften der vollsaftigen Gesundheit und unverwüstlichen Kraft, der begriffmässigen Schärfe

und des warmen, blühenden Colorits, der durchsichtigen Klarheit und der lebendigen Frische, der ungezwungenen Natürlichkeit und der realistischen Unmittelbarkeit in der Sprache des Dichters auch hier mit dem Stempel der Originalität und Classicität hervortritt." Ich will hier, (ohne die Reihenfolge der Acte und Scenen zu beobachten) zunächst die Proben von dem Sprachlichen und zweitens die Erläuterungen in Bezug auf geschichtliche Thatsachen und geographische Lage der in Lessing's Dichtung erwähnten Orte, dem Leser vorführen, weniger die dem Verfasser nothwendig scheinenden Erklärungen mancher Redewendungen und Aussprüche, deren Bedeutung dem denkenden Schüler aus dem dramatischen Gedicht von selbst einleuchten wird.

Sogleich im ersten Aufzug erste Scene Seite 79*) spricht der Verfasser über die Anrede der sich unterredenden Personen, die im Drama je nach ihrem Stande verschieden gehalten ist, und spricht die richtige und für die Jugend lehrreiche Thatsache aus, dass der Dichter die Verhältnisse der Anrede im Ganzen nach dem Gebrauch der mittelhochdeutschen Periode eingerichtet hat. Grimm wird dabei citirt. Seite 83 ist „zweifeln" mit französischer Construction getadelt. Es ist wohl mehr als eine Freiheit der mündlichen Rede zu erklären, um dem Dialog die künstliche Steifheit zu nehmen und ihn auf dem Niveau des natürlichen (wirklichen) Zwiegesprächs zu halten. Selbst in Goethe und Schiller kommen in Volksscenen ähnliche Freiheiten vor. — Lehrreich dagegen ist die Erklärung von: Gelt! kurz hinter dem Vorigen. Seite 85 „Was Wunder!" — „Gewinnst" statt Gewinn, S. 86 „vor's" erste anstatt für's erste. — „Ohne alle des Hauses Kundschaft." S. 87 „entbot" ebenfalls getadelt, vielleicht mit Unrecht und anstatt „entbieten lassen," wieder mit jener Nachlässigkeit der Umgangssprache.

Im zweiten Auftritt, S. 91 „dünkt mich" und dabei wird der Unsicherheit für Accusativ oder Dativ bei den Impersonalien der geistigen Empfindungen des Scheinens, Zweifelns, Träumens u. dgl. gedacht. — Zweimalige Citation von Schiller bei S. 91 „Die ungetreuen Ströme." — Citat von Schiller aus dem Ring des Polykrates: Bedenk, auf ungetreuen Wellen u. dgl. Sehr richtig ist die Bemerkung, dass ungetreu von edlerer Färbung ist, als untreu. Vergl. Schiller's Distichon:

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit, sie sucht das Beständ'ge,
Sei getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an." **)

Im ersten Act will ich noch folgende Stellen kürzlich erwähnen.

S. 117 sechster Auftritt. „Doch muss ich mein Packet nur wagen," wo die Bemerkung steht, dass die Phrase dem Französischen nachgeahmt worden sei.

Zweiter Aufzug. „Das ist für Was noch weniger als Nichts" S. 126. Mich drosseln lassen S. 129. „Nur muss der Knorr den Knubben hübsch vertragen" S. 142. Neunter Auftritt. „Ich bedaur' Euch" S. 146. „Ich schaff Euch einen Falk" S. 148.

Dritter Aufzug. „noch so bald" S. 149. „Nur schlägt er mir nicht zu" S. 151. Was kömmt ihm an? S. 154. „Geld einem Juden abgeborgen" S. 155. „Betrogene Betrieger" S. 162. „freyer Dings dieselbe

*) Zur Bequemlichkeit des Nachschlagens ist hier immer der betreffende Aufzug, der Auftritt und die Seite angegeben. Die Benummerung der Verse ist zu unbequem. Mir scheint dies ein grosser Missgriff vom Verfasser zu sein.

**) Nicht von Niemeyer angezogen, der doch sonst seinen Schiller sehr gut kennt.

das Nehmliche 'An mich zu suchen" S. 163. „lang" S. 166. „Bastard, Bankert" S. 167—168. — Das wir zu haben, Oft nicht wissen S. 169.

Vierter Aufzug. „ausschlug" erklärt „das" hervorgeht. S. 185. „blühn und grünen" S. 177. Ist ein „verzettelt Christenkind." — S. 188 „unterwegens" statt unterwegen oder unterwegs. S. 200.

Fünfter Aufzug. Habe Dank der guten Zeitung, dem Mhd. nachgebildet S. 201. Christendirne S. 204. „Höhnerei," „verflattern," „lannischen" ibidem. Was mich wurmisch macht S. 208. Ich bin ein junger Laffe S. 209. Schier S. 211.

So viel von den sprachlichen Bemerkungen. Nun zu dem Sachlichen und Historischen, welches ich für angemessen halte, in der Reihenfolge wie das Sprachliche zu berichten.

Auf S. 114 steht: „Der König Philipp:" es war Philipp August II., der König von Frankreich, welcher 1191 mit Richard Löwenherz einen Kreuzzug unternahm. Scheint überflüssig für einen mit der Geschichte bekannten Schüler. S. 115 „Maroniten" erklärt. Nothwendig und lehrreich! S. 128 Ein Kleid, ein Pferd, ein Schwerdt, ebenfalls gut erklärt. S. 177 Ueber die Anrede „dem Herrn," ebenfalls eine gute historische Erklärung. S. 180 im vierten Act wird die Capitulation, welche Saladin den Christen bewilligt und beschworen hatte, berichtigt. Die historische Capitulation enthält solche Bedingungen nicht, wie der Patriarch angiebt. Der Verfasser dieses Commentars führt hier als seine Quelle Raumer's Gesch. d. H. II, 346 an. S. 193 Ende des sechsten Auftritts: „Wüsst' ich nur dem Tempelherrn erst beizukommen, ohne die Ursach' meiner Neugier ihm zu sagen!" ist ebenfalls gut erklärt, und leitet den Schüler an, das Buch mit Nachdenken zu lesen; desgleichen S. 194 das bei dem Namen „Tabor" Bemerkte.

Im fünften Aufzug sind noch auf S. 201 und 202 gute historische Erklärungen über Stellen, die man leicht im Commentar und Gedicht selbst finden wird. Sal. „So kurz vor meinem Abtritt" und „musst der Gelder grösseren Theil Auf Libanon zum Vater bringen," nebst den folgenden. — Nun noch einige Beispiele zur sachlichen Erklärung.

Im ersten Aufzug, dritten Auftritt ist die berühmte Sentenz: „Kein Mensch muss müssen," mit den Worten Viehoff's erklärt. Im fünften Auftritt S. 109 ist die Sentenz: „Denn der Wille und nicht die Gabe macht den Geber" recht gründlich erklärt. Der Lehrer wird natürlich den Sinn der Stelle am besten den Schüler selbst finden lassen, und doch muss man nach dem Vorwort annehmen, dass das Buch gerade für Schüler bestimmt ist. In demselben Auftritt ist die Stelle „werd' einst im Himmel Gott mit einer ganz besondern Krone lohnen" aus mehreren Stellen der heiligen Schrift erklärt.

Zweiter Aufzug. Erster Auftritt. „Naherinchen" eine kleine Münze. Zweiter Auftritt „Spiessen" ziemlich umständlich und eben nicht appetitlich beschrieben; „Das Kleinste: Reichthum. Und das Grösste: Weisheit" ebenfalls.

Fünfter Auftritt. Der Unterschied zwischen Grossmuth und Edelmuth gut präcisirt. — S. 137 „Und das bekam (den garstigen Fleck) als ich Eure Tochter durch's Feuer trug." In der Erklärung dieser Stelle wird gegen Kurmick polemisirt und schliesslich in einem sehr schwer zu verstehenden Satze der Schluss gefasst, den Schreiber dieser Zeilen nach fünfmaligem Durchlesen nicht verstanden hat. Dagegen hat der Verfasser S. 160 Fünfter Auftritt eine interessante Notiz angeführt, Lessing an Ramler „Mich verlangt, wie Sie mit der Erzählung (des Mährchens von drei Ringen) zufrieden sein werden, die mir wirklich am sauersten geworden ist."

Vierter Aufzug. Zweiter Auftritt S. 177 „dem Herrn," womit der Patriarch den Tempelherrn bezeichnet. — Das Urtheil: Es ist augenscheinlich, dass Lessing durch Nachahmung dieser Sitte — (den Ausdruck als blosse Höflichkeit anzuwenden) die gleissnerische und abgeschmackte Höf-

lichkeit des Patriarchen gegen den Tempelherrn hat charakterisiren wollen, scheint mir vollkommen begründet. Zu Erklärung zu den Worten des Drama „dem Herrn" sind unter anderen hauptsächlich zwei Stellen herausgehoben. Patr. Mich wundert sehr, „Herr Ritter," Euch selbst — Was ist Es denn, worüber unsern Rath für izt der Herr verlangt. — S. 188. Und nun sein Ton! Wie der wohl sein wird! — Die hierzu gefügte Erklärung ist eben annehmbar.

Endlich im fünften Aufzug sind noch einige, früher übersehene, historische Bemerkungen des Commentars nachzuholen. Im ersten Auftritt ist noch von der Wichtigkeit der Mamelucken für den Krieg die Rede, ferner von dem beim Vater des Saladin, auf dem Libanon aufbewahrten Gelde, wo Nicht „alles mehr so sicher." Alle drei Punkte sind kurz und bündig commentirt. — Schliesslich sind noch im Commentar auf den letzten Seiten besonders die Charakterzüge des Sultans und einige Verwickelungen der Intrigue des Stückes ganz gut auseinandergesetzt. — Nach den hier gegebenen Notizen kann ein Jeder, der sich für Commentare der Werke unserer classischen Dichter interessirt, entnehmen, ob er in diesem hier angezeigten Buche seine Rechnung finde.

Dessau. Weiss.

Etudes sur la Littérature du Second Empire français depuis le coup d'état du deux Décembre par William Reymond. Berlin. A. Charisius (librairie Lucéritz. Bâle. Librair. Neukirch.) 1861.

Motto: — Panem et circenses!

Vorliegende Studien sind das Ergebniss einer Reihe von Vorlesungen, die in Berlin vor einem gewählten Publicum gehalten und von der Presse mit Anerkennung beurtheilt worden sind.

Die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt, erstreckt sich auf die französische Literatur des letzten Jahrzehents.

Das Interesse für diese jüngste Periode der französischen Literatur liegt, nach dem Geständniss des Verfassers selbst, weniger in dem Reichthum und der Gediegenheit derselben, als vielmehr darin, dass sie das Product der Jetztzeit ist. Sie hat den Reiz der Neuheit, und derselbe ist so mächtig, dass wir, trotz der Vorboten des Verfalls und eines überhandnehmenden Materialismus, unsere Aufmerksamkeit den Erzeugnissen des Zeitgeistes nicht entziehen können; die vielfachen Interessen und Fragen, welche unsere Zeit so mächtig bewegen, müssen in unserm Innern ein Echo finden; denn wir sind vor Allem Kinder unserer Zeit.

Was Herrn Reymond veranlasste, grade diese Periode zu behandeln, liegt in dem Satze seines Vorworts ausgesprochen, dass wir in unserm Jahrhundert des rastlosesten Fortschritts und der unaufhaltsamen Entwicklung nicht mehr, wie früher, nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrzehnten rechnen müssen. Es ist demnach möglich geworden, die Zeitereignisse gewissermassen in ihrem Entstehungsprocess zu photographiren, dieselben zu gruppiren und in ein harmonisches, wenn auch nicht völlig abgerundetes Bild zu fassen.

Auch ist dieser Gegenstand bis jetzt noch nicht übersichtlich und eingehend behandelt worden und wird dadurch dieses interessante Werkchen ein Complement der Literaturgeschichte, das zumal dem deutschen Publicum die Aufgabe erleichtert, sich in dem vielfach verworrenen Labyrinth dieser Literaturperiode zurecht zu finden.

Zu einem treuen und zuverlässigen Führer ist der Verfasser in jeder Beziehung befähigt. Obgleich von Geburt nicht Franzose, sondern aus der französischen Schweiz, besitzt Herr Reymond einerseits grosse Sympathien für dieses reich begabte Volk und die Eigenschaften, welche den französischen Geist kennzeichnen; anderseits hat er sich aber, als Ausländer, die objective Schärfe des Urtheils bewahrt. Ueberdies hatte der Verfasser durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Paris Gelegenheit, mit den hervorragendsten Vertretern der französischen Literatur persönlich bekannt zu werden, und die verschiedenen Strömungen Frankreichs im Centrum desselben genau zu verfolgen und zu studiren.

Mit solcher Befähigung zu einem unparteiischen Berichterstatter der neuesten Entwicklung der französischen Literatur hat Herr Reymond seine Aufgabe meisterhaft gelöst. Seine Darstellung geht unmittelbar aus der lebendigen Anschauung der Dinge hervor und erhält dadurch eine eigenthümliche Frische und ein warmes Colorit.

Eine Reihe scharf gezeichneter und trefflich ausgeführter Bilder werden unserm Auge vorgeführt, wo die Einzelnheiten durch die allgemeinen Umrisse, durch eine kunstgemässe Vertheilung von Licht und Schatten hervortreten und selbst das forschende Auge des Kenners befriedigen.

Diese Bilder geben ein in sich gegliedertes harmonisches Gesammtgemälde; sie umfassen fast sämmtliche Gebiete der jetzigen Literatur, die Philosophie, die Poesie, den Roman, das Theater, die literarische Kritik und die Tagesliteratur der Zeitschriften und Journale.

Es kann hier meine Absicht nicht sein, eine eingehende oder auch nur übersichtliche Analyse des Inhalts vorliegenden Buches zu geben.

Die Einleitung, welche der Verfasser seinen Studien vorausschickt, scheint mir am geeignetsten zu einem Referat, weil er darin klar und ausführlich seinen politischen und literarischen Standpunkt angibt und sich über die leitenden Principien, die seinem Urtheil zu Grunde liegen — unumwunden ausspricht. Sie gibt demnach den eigentlichen Schlüssel zum Verständniss des Buches ab, und wir werden uns bemühen, den Eindruck dieser Betrachtungen möglichst treu wiederzugeben.

Wir werden dann die Eigenschaften und das Charakteristische der literarischen Kritik Herrn Reymonds beleuchten, was uns Gelegenheit geben wird, auf einige specielle Fragen näher einzugehen, und zum Schluss noch einige Bemerkungen über die Schreibart des Verfassers hinzufügen.

Herr Reymond gibt zuerst einen historischen Ueberblick über die Entwicklung der französischen Literatur seit dem ersten Kaiserreich bis auf unsere Zeit. Er übergeht die Revolutionszeit, weil das Interesse damals durch die grossen politischen und socialen Bewegungen ganz absorbirt war und Literatur und Kunst nichts Bedeutendes hervorgebracht haben. Erst mit der neuen Ordnung der Dinge unter Napoleon kehrte einiges Leben in diesen ausgetrockneten Boden zurück; obschon leider der Einfluss der Regierung die naturgemässe, freie Entwicklung der Literatur mehr hemmte als förderte. Man schritt auf den breit getretenen Bahnen des Classicismus fort; die Poesie sank zu einer prosaischen Reimkunst herab, worin Delille das Höchste geleistet; das Theater hielt die Doctrin der drei Einheiten fest und die Heldengestalten Shakspeare's wurden von Ducis auf das Bett des Prokrustes gelegt und in moderne Franzosen umgewandelt. Kein Wunder also, dass die Classiker des Verfalls, wie man Fontanes, Esménard, Delille, Baour-Lormion, Lebrun betitelt hat, obgleich ihnen Talent und Verdienst nicht abzusprechen ist — keine bleibende Werke hinterlassen haben.

Die französische Literatur blühte damals ausserhalb Frankreich, in Amerika durch Chateaubriand; in der Schweiz und in Deutschland durch Madame de Staël. Es ist dabei der Einfluss nicht zu verkennen, den auf diese Vertreter der neuen Literatur die von England und Deutschland kommende

Geistesströmung einerseits; der Rückschlag der französischen Revolution andererseits ausübten.

Die frivole, sceptische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts war unter der Bluttaufe der Revolution und in der Verbannung eine andere geworden; der Ernst des Lebens hatte sich tief in die Gemüther eingeprägt. Madame de Staël bemächtigte sich dieser Stimmung und verkündete dieselbe unter dem Namen Melancholie als ein neues literarisches Element, während Chateaubriand in seinem Génie du Christianisme die Idee einer neuen Poetik aufstellte, die er in den Martyrs verwirklichte.

Was jedoch damals die französische Gesellschaft belebte, war nicht sowohl ein positiver, eifriger Glaube als vielmehr ein affirmativer Zweifel, ein Bedürfniss zu glauben, eine Furcht vor der Vernichtung und dem Unendlichen. An die Stelle des Zweifels eines Voltaire, d'Holbach und Helvetius trat derjenige von Rousseau und Diderot.

Einer der grössten Dichter unserer Zeit, Alfred de Musset hat in ergreifender Weise die Seelenstimmung dieser Epoche geschildert (s. p. 11—12).

Die zweite Strömung, welche von England und Deutschland ausging, wurde ebenfalls von Chateaubriand und Madame de Staël vermittelt.

Die Werke von Ossian, W. Scott, Lord Byron, Shakspeare und diejenigen der Koryphäen der deutschen Literatur erschlossen Frankreich eine ganz neue, unbekannte Wunderwelt.

Seit zwei Jahrhunderten zehrte die französische Literatur an dem Vermächtniss des „grand siècle“; die Quelle aller wahren poetischen Inspiration, die Natur, kannte man kaum, und von allen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts haben allein Bernardin de St. Pierre, Buffon und Rousseau aus ihr unmittelbar geschöpft.

Aus dieser doppelten Geistesströmung ging nun die neue Literatur hervor, die man den Romantismus nennt.

Eine merkwürdige Erscheinung ist es, dass die Philosophen des 18. Jahrhunderts und die Revolution, nachdem sie alle Vorurtheile und Privilegien bekämpft und abgeschafft hatten — doch eines unangetastet liessen, die überkommene literarische Form und Doctrin. Der Romantismus wurde demnach die literarische Ergänzung der politischen Errungenschaften der Revolution; seine Bedeutung und sein Einfluss auf das geistige Leben der Nation sind gross. Die Romantiker knüpften wieder an die literarische Entwicklung der Renaissance an (Tableau de la Poésie française au XVIe siècle par St. Beuve), befreiten den französischen Geist von den letzten Fesseln, welche ihn noch an die legitimistische und katholische Partei ketteten, und bereicherten die poetische Sprache durch neue Bilder und mannigfache Rhythmen, indem sie eine Menge origineller Ausdrücke aus der reichen Sprache von Montaigne, Rabelais, Ronsard, Matthurin Régnier, d'Agrippa d'Aubigné rehabilitirten, welche der Pedantismus eines Malherbe, Boileau und die Précieuses de l'Hôtel de Rambouillet verbannt. Wohl verlor dadurch die französische Sprache etwas von der Klarheit und edlen Einfachheit, welche die classischen Werke des 17. Jahrhunderts auszeichnen; aber sie wurde reichhaltiger, biegsamer und entsprach mehr dem neuen Geist. Die literarische Reform der Romantiker bezeichnet also einen bedeutenden Fortschritt: sie erneuert das poetische Ideal, verleiht der Imagination einen neuen mächtigen Schwung, eröffnet ihr einen weiten Horizont und ruft eine lebenskräftige, originelle Literatur in's Leben, welche die ganze erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgefüllt hat.

Zuerst waren die Romantiker in Frankreich wie in Deutschland gute Royalisten und Katholiken, während ihre Gegner, die Classiker, Liberale und Voltairianer waren. Aber bald wechselten sie die Rollen: die Romantiker entfalteten die Fahne der literarischen Unabhängigkeit und verspotteten die grossen Muster des 17. Jahrhunderts, welche sie Perrücken nannten; — die Vertreter der classischen Schule vertheidigten sich mit Heftigkeit und beis-

sender Satyre (p. 15). Aber der Sieg verblieb den Romantikern, wozu die Revolution von 1830 wesentlich beitrug. Aus einer rein literarischen Opposition entwickelte sich wie von selbst eine mächtige politische, was einen treffenden Beleg dafür giebt, dass Literatur und Politik eng miteinander verbunden sind (p. 13—15).

Der Verfasser legt grosses Gewicht auf dieses Wechselverhältniss; er ist der Ansicht, dass die Literatur einer Epoche der Ausdruck des politischen und socialen Lebens derselben ist und sein muss, ja dass die Politik und ihre leitenden Principien das geistige Leben einer Nation geradezu bedingen. Wenn dies überhaupt richtig, so ist es nirgendwo zutreffender als in Frankreich, wo seit der ersten Revolution das politische Leben den ganzen Staatskörper durchdrungen und die Errungenschaften sich unvertilgbar in die Institutionen des Landes und in die Gemüther eingeprägt haben. Aus diesem Einflusse des socialen und politischen Lebens auf die Literatur erklärt sich denn auch die durchaus praktische und populäre Richtung derselben. Doch wir werden später noch Gelegenheit haben, auf dieses charakteristische Merkmal zurückzukommen.

Da der Verfasser sich die Aufgabe gestellt, die Literatur des zweiten Kaiserreichs eingehend zu besprechen, so konnte er nicht umhin, sich über den jetzigen politischen Zustand Frankreichs auszusprechen. Er thut es mit eben so grosser Freimüthigkeit als Gerechtigkeitsliebe; jede politische Intention liegt ihm fern und er polemisirt bloss vom Standpunkt der allgemeinen liberalen Grundsätze, indem er jede politische Meinungssolidarität zurückweist. (Avant-Propos V). Herr Reymond glaubt nicht, dass das zweite Kaiserreich die Bedingungen einer dauerhaften Regierung in sich vereinigt; er sieht in demselben nur ein auf beweglichem Sande aufgeschlagenes Zelt, eine Uebergangsperiode, einen temporären Rastpunkt auf dem Wege des Fortschritts (p. 5—6). Verfasser sucht zunächst die Ursachen auf, welche den jetzigen Zustand hervorgebracht: woher kommt die passive und resignirte Haltung eines sonst so geistig regen und thätigen Volks; woher diese politische Indifferenz, die alles geistige Leben in seiner Entwicklung hemmt, ja in seinen Keimen schon erstickt, und nur noch Raum lässt für ein fieberhaftes Jagen nach Reichthum, Ansehen, Luxus und allen materiellen Genüssen?

Die politische Entwicklung Frankreichs seit 60 Jahren erklärt diese Erscheinung nur zu leicht. „Quand une nation a proclamé depuis soixante ans treize constitutions et une vingtaine de gouvernements, on ne doit plus s'étonner de son scepticisme. Quand la même nation a abusé en si peu de temps de la liberté, du despotisme, de la religion, du sentiment, de la poésie, de tout enfin ce qui peut émouvoir les masses, que doit-il lui rester de son idéal“ (p. 18).

Der unaufhörliche Wechsel, die Unsicherheit der Verhältnisse, der resultatlose Parteikampf erzeugten eine grosse Abspannung, in deren Folge eine ausserordentliche politische Gleichgültigkeit überhand nahm, die noch gesteigert wurde durch die instinctive Furcht vor den, seit den traurigen Erfahrungen von 1848 verpönten allgemeinen Ideen.

Seitdem man nämlich inne wurde, dass die socialistischen Theorien aus den Regionen der Abstraction in das praktische Leben einzudringen strebten, wurde man gegen das Denken und die Speculation selbst misstrauisch.

Man flüchtete sich entweder auf das Gebiet der abstracten Wissenschaft oder auf dasjenige der frivolen Tagesliteratur, um daselbst, wie in einem sichern Hafen, vor den Stürmen der hohen See gesichert zu sein. Ja, man ging in dieser Reaction so weit, dass man den Parlamentarismus und die Freiheit der Presse, diese glorreichsten Errungenschaften der Revolution verläugnete und ihnen alles Unheil der letzten Jahre zuschrieb. Ein berühmter Publicist und eifriger Vertheidiger des Repräsentativsystems, M. de Montalembert, ruft diesen Verächtern der Vergangenheit zu: „Savez-vous

quel est votre plus grand crime? C'est d'avoir désenchanté la France de la liberté.“

Der Verfall, der durch diese allgemeinen Ursachen herbeigeführt wurde, zeigte sich aber nicht allein auf dem Gebiete der Literatur, sondern erstreckte sich selbst bis auf dasjenige der Kunst. Die Kunstwerke müssen nach ihrem innern Werth geschätzt werden, dies kann vollständig nur von einer privilegirten Classe geschehen, die aufgeklärt genug ist, um dieselben zu würdigen, und reich genug, um sie zu bezahlen.

Deshalb hat die fürstliche Gunst auf dem Gebiete der grossen architektonischen Arbeiten, der plastischen Kunst und der geschichtlichen Malerei ihre volle traditionelle Wichtigkeit behalten. Die neuesten Kunstwerke Münchens, Dresdens, Berlins sind dafür ein eclatantes Beispiel. Auch in Frankreich wurde unter den früheren Regierungen für die Kunst viel gethan; selbst das erste Kaiserreich, trotz des damals herrschenden plumpen Geschmacks, war in seinen Kunstbestrebungen noch grossartig. Dies Alles ist verschwunden; nur noch, wie der Verfasser sich drastisch ausspricht, der Geschmack für Strassen- und Casernenbau zu finden. Das militärische und bürgerliche Genie hat den Sinn für Kunst und Literatur verdrängt.

Ein solcher Materialismus wurde theilweise durch die Einseitigkeit der Romantiker herbeigeführt. In jugendlichem Uebermuth hatten sie die Menschheit in zwei getrennte Lager getheilt: in die privilegirte Classe der Gelehrten, Dichter und Künstler, welche in den Sphären des Ideals leben, und in die grössere der Bürger oder der Krämer (épiciers), die in ihrer prosaischen Beschäftigung aufgehen. Aber das Glücksrad hat sich seitdem gedreht; durch die Revolution von 1830 kam die politische Macht in die Hände dieses Bürgerstandes, und nun erdrückt derselbe mit der Arroganz eines Emporkömmlings die Dichter und Künstler. Em. Renan macht dem französischen Adel der Restauration den Vorwurf, gleich demjenigen des 17. und 18. Jahrhunderts, keinen andern Ehrgeiz besessen zu haben, als dem König zu dienen und den Bürgerstand zu demüthigen.

Sollten sich die Franzosen seit dieser Zeit viel verändert haben? Adel und Bürgerstand haben nur die Rollen getauscht, und letzterer, der schon die Hauptstütze der Regierung Ludwig Philipp's gewesen, hat im Jahre 1852, unter dem Vorwand die socialistischen Theorien von sich zu weisen, Frankreich unter einen viel drückenderen und demüthigenderen Despotismus zurückversetzt, als der erstere war: denn dieser bürgerliche Toryismus, wie H. Guizot sich ausdrückt, besitzt nicht mehr die ritterlichen Traditionen des adlichen; er ist seiner Natur nach eifersüchtig, neidisch, kleinlich, ein Feind alles geistigen Schwunges und insbesondere der Freiheit selbst.

Was konnte eine solche prosaische Zeit und Generation für eine Literatur schaffen? wie hätten auf diesem vom Materialismus überwucherten Boden ideale Erzeugnisse hervorsprossen können?

Wie fern von uns liegen die Zeiten, wo Frankreich mit Staunen und Entzücken den unbekannten und zauberhaften Tönen eines Lamartine oder V. Hugo lauschte, wo der Streit der Classiker und Romantiker die ganze gebildete Gesellschaft in Bewegung setzte, wo die ganze Nation sich an den politischen Debatten der Tribüne lebhaft betheiligte; mit einem Worte, wo ein mächtiger, freier Geist Frankreich durchströmte und neugestaltend auf das Ausland einwirkte!

Und doch konnte das zweite Kaiserreich wenigstens einen Schein von Literatur nicht entbehren; nur begehrte der zur Herrschaft gekommene Stand eine wohlfeile Literatur, die mit ihren egoistischen Interessen übereinstimmte. Diesem Wunsche entsprach die Literatur du demi-monde, einer neuen Classe der pariser Gesellschaft, welche Alex. Dumas fils in mehreren Comödien fein und treffend geschildert hat. Ich verweise auf die Definition, die der Verfasser p. 22—23 mittheilt.

Die Literaten dieser Classe, vaudevillistes, chroniqueurs, feuilletonistes

und Romanschreiber beuten die Vorurtheile und den schlechten Geschmack der Menge aus, und suchen durch die Quantität ihrer Leistungen zu ersetzen, was ihnen an Qualität abgeht.

Auf diese Weise ist der Mercantilismus die Seele der französischen Literatur geworden; schnell zum Ziele kommen, d. h. zu Reichthum, Ansehn und Genuss, das ist das Losungswort dieser Herren, und um dies Ziel zu erreichen, ist ihnen jedes Mittel gut: man beutet die niedrigsten Leidenschaften aus, man redet dem Laster das Wort, indem man es beschönigt. Roman und Bühne wimmeln von lasciven Schilderungen, von moralisch zweideutigen oder geradezu verbrecherischen Charakteren. Aber es handelt sich darum, die Blasirtheit eines übersättigten Publicums zu reizen; und jemehr daher ein Buch oder ein Theaterstück Angriffe gegen die Moral enthält, desto grössern Anklang findet es, wenn es der Schriftsteller nur versteht, das Anstössige mit Geschick und Grazie zu verhüllen.

So sind eine Menge Schriftsteller zu Ansehn und Vermögen gelangt, Schriftsteller, deren Namen man in 30 Jahren nicht mehr kennen wird.

Ein eigenthümliches Merkmal dieser Tagesliteratur, das schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts hervortrat und von Molière so geistreich persiflirt wurde, ist die Affectation des Styls, immer ein sicheres Zeichen von Abwesenheit des Ideals und von Armuth der Phantasie. Schon bei den Romantikern, u. A. bei Sainte-Beuve und V. Hugo machte sich diese Ziererei bemerkbar; aber sie entsprang bei ihnen mehr aus dem Bedürfniss neue Wendungen, unerwartete und treffende Ausdrücke aufzufinden, eine neue poetische Sprache zu schaffen, während sie jetzt nur noch als Mittel dient, die Armuth an Ideen zu verbergen oder einen Gemeinplatz aufzufrischen; auch entspringt sie nicht, wie bei den Précieuses de l'Hôtel de Rambouillet aus dem Haschen nach Zartheit und Feinheit des Ausdrucks, sondern vielmehr aus der Furcht vor jeder poetischen Ausschmückung, aus der Sucht nach übertriebener Einfachheit, welche bei den Einen in Trockenheit, bei den Andern in Realismus ausartet. Letztere Richtung, welche durch die talentvollsten und gelesensten Schriftsteller, wie Oct. Feuillet, Dumas fils und Feydeau vertreten ist, zeigt immer noch die beste Seite der heutigen Literatur. „Wohl ist," sagt der Verfasser, „der Realismus eine brutale Reaction, aber gleichzeitig gesund und stärkend gegen die verweichlichende Sentimentalität, welche die Restauration gehegt und gepflegt und gegen den Geschmack am Niedlichen und Abgerundeten, er ist eine Folge des bürgerlichen Industrialismus." Verfasser verheisst dem Realismus eine Zukunft, weil denselben eine frische Lebenskraft durchdringt, weil es die jungen Talente dieser Schule verstehen, die gesellschaftlichen Zustände genau zu schildern und scharf zu beurtheilen, weil sie zum Studium der Natur zurückstreben, welche die unerschöpfliche Quelle aller Poesie, Harmonie und Schönheit ist.

Die charakteristischen Merkmale der Literatur des zweiten Kaisserreichs, welche Verfasser hier nur skizzirt, treten bei der Besprechung der einzelnen Persönlichkeiten und Werke viel bestimmter und schärfer hervor.

Wie wir aus Obigem ersehen haben, ist Verfasser weit davon entfernt, den literarischen Verfall allein der jetzigen Literatur aufzubürden; dies erscheint ihm geradezu als eine Ungerechtigkeit und Uebertreibung. Sein Bestreben ging vielmehr dahin, nachzuweisen, dass die verfehlte politische Entwicklung Schuld daran trägt: zuerst die Julirevolution, mit ihren masslosen socialistischen Bestrebungen, dann die Regierung Ludwig Philipp's mit ihrer überhandnehmenden Corruption, endlich der vorzeitige Ausbruch der Revolution von 1848 mit ihren Verirrungen. Ja, Verfasser geht noch weiter, indem er, — und zwar mit grossem Recht — behauptet, dass das zweite Kaiserthum selbst als eine nothwendige Folge des Verfalls betrachtet werden muss, in den der französische Geist gerathen ist.

„Il a fallu vingt ans de corruption et quelques mois de terreur," ruft

der Verfasser aus, „pour abattre cette nation française si fière de ses lumières, et pour la replonger dans une servitude intellectuelle digne des plus tristes époques de notre histoire!“ (p. 29).

Zum Schluss zieht Herr Reymond noch das Facit seiner Untersuchung über die Ursachen des Verfalls der jetzigen Literatur, indem er sagt: „Der literarische Industrialismus, die Verkäuflichkeit der Literatur, das Herabziehen des Ideals, die Herabwürdigung der Charaktere und Talente, diese allen Zeiten des Verfalls gemeinschaftlichen Merkmale sind das Resultat der Fehler und Unglücksfälle Frankreichs seit Anfang dieses Jahrhunderts.“

Im Allgemeinen kann man ohne Bedenken dieser Betrachtungsweise beistimmen. Es ist unläugbar, dass der Wechsel der Regierungen und politischen Systeme, die Unsicherheit und Unruhe, welche dieselben zur unmittelbaren Folge hatten, die überhandnehmende Corruption, die von den höchsten Kreisen ausging; die sich rastlos bekämpfenden Parteien, eine Uebersättigung an der Politik, und einen grenzenlosen Indifferentismus für alle höhern, geistigen Interessen hervorriefen.

Dies führte die Katastrophe von 1852 herbei; die allgemeine Stimmung leistete der neuen kaiserlichen Macht Vorschub und befestigte dieselbe: das zweite Kaiserthum war, wie Verfasser treffend bemerkt, die nothwendige Folge des allgemeinen Zerfalls des öffentlichen Geistes.

Die politische Seite der Frage ist von Herrn Reymond erschöpfend charakterisirt worden, aber meiner Ansicht nach kommen die angegebenen Ursachen des Zerfalls erst in zweiter Linie; sie sind nicht die ersten und absolut bedingenden. Die Wurzel des Uebels liegt viel tiefer, und viel wichtiger, als die politischen, erscheinen uns die sittlich-religiösen Ursachen des Verfalls.

Wir erlauben uns die Aufmerksamkeit des Verfassers darauf hinzulenken.

Die Grundpfeiler der Gesellschaft überhaupt und eines Staates insbesondere, sind die Familie, die humane Erziehung der Jugend und das sittlich-religiöse Leben, das daraus hervorgeht.

Wie ist es mit diesen Grundbedingungen des nationalen Lebens in Frankreich beschaffen? Dürfen und können sie uns Zutrauen und Hoffnung in die Zukunft einflössen?

Es ist hier durchaus nicht unsere Absicht, Deutschland auf Unkosten Frankreichs zu rühmen; wir wissen zu gut, dass in der Welt Alles nur relativ ist: aber wenn wir unbefangen beide Nationen nach dem Massstab dieser Grundbedingungen vergleichen, so sehen wir Deutschland, trotz seiner politischen Zersplitterung, im Vortheil.

Das Familienleben, die Basis eines gesunden sittlichen Staatenlebens, ist leider in Frankreich sehr zerrüttet; die Sittenlosigkeit und Frivolität, die von den höhern Kreisen ausging, hat nach und nach alle Schichten der Gesellschaft mehr oder weniger durchdrungen; das Jagen nach Reichthum, Luxus und Wohlleben hat die edleren Bedürfnisse, die geistigen Interessen erstickt; auch hat das gesellige Leben in Frankreich das engere Familienleben fast ganz verdrängt.

Damit geht nun die unserer Ansicht nach verkehrte Erziehung der Jugend Hand in Hand. Diese trägt in Frankreich einen ganz militärischen Charakter; die Knaben werden schon sehr früh dem elterlichen Hause entwöhnt, um sich im Lyceum fürs Leben auszubilden. Bei dieser Ausbildung ist Alles wesentlich auf einen bestimmten praktischen Zweck abgesehen; der Ehrgeiz wird der Jugend schon früh eingepflanzt und durch alle Mittel genährt: es wird somit eine Ueberreizung der jugendlichen Kräfte erzielt, wodurch man wohl, ich gebe es zu, überraschende, glänzende Resultate gewinnt; aber wie viele edle Keime des Gemüths- und Geisteslebens werden dadurch in der Jugend erstickt, oder kommen nicht zur freien Entwicklung!

Hier ist in der That keine organische, den Menschen nach all' seinen

geistigen Anlagen erfassende Entwicklung, es ist eine einseitige, nüchterne Verstandesbildung, der die echte Humanität abgeht.

Deutschland hat sich den schönen Ruhm erworben, bei der Erziehung der Jugend in echt humaner Weise das Gemüthsleben sowohl, wie den Verstand auszubilden und nichts unberücksichtigt zu lassen, was zur Bildung des ganzen Menschen erforderlich ist.

Eine auffällige Wahrnehmung beim Studium der französischen Literatur ist der Mangel oder doch die grosse Armuth einer passenden Jugendliteratur; diese ist in Deutschland und England zu einem hohen Grade von Vollkommenheit ausgebildet und so reich, dass sie noch das Ausland damit versehen kann. Die gelehrtesten Kenner der germanischen Vorzeit und des Mittelalters haben es nicht verschmäht, die Schätze der nationalen Tradition der Jugend zugänglich zu machen.

Liegt nicht in diesem Vergleich die Bestätigung unserer obigen Behauptung, dass nämlich die französische Erziehungsweise durchaus mangelhaft ist? — Eine Folge dieser Erziehung ist: die Beschränktheit der religiös-sittlichen Bildung des Volks, der Aberglaube, der noch in vielen Gegenden Frankreichs herrscht, die frivole, materialistische Weltanschauung, der sowohl die höhern als die niedern Gesellschaftskreise huldigen. Die gebildeten Stände sind mit dem Katholicismus innerlich zerfallen, ohne den Muth zu haben, es offen auszusprechen; sie sehen in der Staatsreligion eine zweckmässige Einrichtung, um das unwissende Volk im Gehorsam zu erhalten; die Religion ist ihnen höchstens eine traditionelle Institution, aber nicht ein Factor, der das Leben durchdringen soll, nicht ein wesentliches Bildungsmittel zur Erziehung der Menschheit. Die Denkungsart der grossen Mehrheit der Franzosen in religiösen Dingen spricht sich in dem originellen Ausspruch eines Franzosen aus: „Je respecte la religion, mais je n'en use pas."

Dazu trägt die liberale Lyceen- und Universitätsbildung wesentlich bei; hier prägt sich der Gegensatz zwischen den Lehren des Katholicismus und den philosophischen Ideen am schärfsten aus. Wohl tritt dieselbe Erscheinung auch in protestantischen Ländern hervor, aber der Gegensatz steigert sich doch nicht zum innern Widerspruch; es liegt vielmehr im Wesen des Protestantismus, denselben zu vermitteln und aufzuheben. Die Freiheit des Denkens und der ernsten, wissenschaftlichen Forschung hat erst der Protestantismus zur vollen, unbedingten Geltung gebracht.

Auch hat die deutsche Wissenschaft, insbesondere die philosophische Forschung nie den religiösen Boden verlassen; sie gipfelt vielmehr in der Untersuchung der höchsten metaphysischen Fragen.

Die kühnsten philosophischen Systeme, wie die von Kant, Fichte, Schelling und Hegel abstrahiren nicht, wie die französische Philosophie des 18. Jahrhunderts, vom religiösen Bewusstsein, sondern sie suchen es rationell zu begründen; ihr höchstes Bestreben scheint uns dahin zu gehen, die Resultate der Wissenschaft mit den religiösen Errungenschaften in Einklang zu bringen; eine Harmonie zwischen Wissen und Glauben anzustreben, mit einem Worte, eine Einheit des geistigen Lebens zu erzielen.

Dem ist in Frankreich nicht so; nach der kurzen Blüthezeit des Cartesianismus hat die philosophische Forschung eine ganz materialistische Richtung eingeschlagen, die sich bis zum Atheismus steigerte. Erst seit der Restauration hat die französische Philosophie wieder in die Bahn des Spiritualismus eingelenkt, ohne jedoch so viel schöpferische Kraft zu besitzen, originelle, eigenwüchsige Systeme hervorzubringen, wenn wir den Gründer der psychologischen Schule (Jouffroy) ausnehmen.

Herr Reymond nähert sich unserer Auffassung, wenn er bei Besprechung der heutigen philosophischen Forschung Frankreichs äussert: „Den Franzosen, die in so hohem Grade den militärischen Muth besitzen, geht der intellectuelle Muth, die Freiheit des Denkens ab; sie haben selten die Kühn-

heit, aus aufgestellten Prämissen die letzten Consequenzen zu ziehen; sie bleiben immer auf halbem Wege stehen“ (p. 99).

In Deutschland finden wir gerade das Gegentheil. Die Freiheit und Tiefe, mit welcher der deutsche Geist die höchsten Fragen auffasst, kennzeichnen die ernste Geistesrichtung, deren erstes und letztes Ziel das Auffinden der Wahrheit ist, wie sich auch traditionelle Vorurtheile und eingewurzelte Meinungen dazu verhalten mögen. — Ein solcher Geist muss nothwendiger Weise das ganze Leben der Nation durchdringen, und allmälig zur Umgestaltung auch der socialen und politischen Verhältnisse fortschreiten. Das junge, aber regsame Verfassungsleben Preussens, die Einheitsbestrebungen des liberalen Deutschlands sind dafür ein beredtes Zeugniss.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen. Die deutsche Bildung und Sitte ruht, unserer Ansicht nach, auf positiveren, sittlicheren Grundlagen als die französische. Deutschland erfreut sich in der That noch eines intimen Familienlebens und seiner Segnungen; obgleich in gewissen Kreisen von dem frivolen, materialistischen Zeitgeist zersetzt, ist doch der Kern der Nation gesund und lebenskräftig. Die Bildung ist nicht so sehr, wie in Frankreich, ein Besitzthum der privilegirten Classen, sie ist zum Allgemeingut der ganzen Nation geworden. Dazu hat wesentlich die classische Periode der deutschen Literatur beigetragen: Lessing, Herder, Schiller und Göthe haben dem deutschen Geiste das Gepräge ihres Genius aufgedrückt; ihre Ideen sind nach und nach in's Volk eingedrungen und populär geworden. Wo ist ein Dichter in Frankreich, der wie Schiller vom ganzen Volke gekannt, verehrt und geliebt wurde; wann und wo hat je in Frankreich ein Dichter ein Jubiläum erlebt wie das Schillerfest? — Ein solches Fest ist in Frankreich geradezu eine Unmöglichkeit.

Was zur Verallgemeinerung der Bildung in Deutschland beiträgt, sind die Universitäten, von denen ein reges, geistiges Leben über den ganzen Staatskörper ausströmt; während Paris, die grosse Weltstadt, alle Kräfte des Landes, alles geistige Leben in sich concentrirt und absorbirt, so dass die Provinzen nur ein kümmerliches geistiges Dasein fristen. Der Particularismus also, der in der politischen Sphäre ein Nachtheil, wird in der allgemein menschlichen ein Vortheil.

Deutschland scheint mir die providentielle Aufgabe zu haben, auf dem Gebiete der Religion, der Cultur und der Wissenschaft eine Leuchte für die europäischen Völker zu sein; auf diesem Boden wenigstens ist es unbesiegbar.

Fragen wir nun nach den Eigenschaften, die das kritische Verfahren des Verfassers kennzeichnen, und suchen wir das Charakteristische darin auf. — Sein ästhetischer Standpunkt ist, im Gegensatz zu der deutschen Theorie der Kunst an und für sich, ein durchaus praktisch-sittlicher; seine Theorie kann sich auf die allgemeinen Begriffe des Guten, Wahren und Schönen zurückführen lassen; seine Anschauungsweise trägt einen ganz modernen Charakter.

Wir können nichts Besseres thun als den Verfasser selbst reden zu lassen.

„L'esthétique de notre époque n'a plus le droit de s'isoler de la morale et de la vie pratique. Notre sentiment du beau est intimément lié à celui du bien. L'art n'est pas fait pour exister seul, indépendamment des progrès et du mouvement politique de la société. Il doit nous accompagner dans la vie comme la femme. Il doit être notre idéal, notre consolation, notre joie. Il doit se fondre dans notre existence, s'asseoir à notre foyer, nous éclairer dans toutes nos actions et empêcher qu'il fasse jamais complètement nuit dans notre âme. L'art devient ainsi un moyen de moralisation qui se relie à la religion, à la science, à nos occupations les plus ardues, à la vie de famille comme à la vie publique“ (p. 16).

Die Kritik von Herrn Reymond beruht auf spiritualistischen Principien, obgleich er sich zu keiner bestimmten philosophischen Schule bekennt.

Seine Methode besteht darin, die Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Literatur und Kunst genau zu beobachten, sie durch scharfes und feines Eindringen in den Gegenstand zu analysiren und auf ihre letzten Ursachen zurückzuführen. Sein Verfahren ist demnach analytischer Natur; Verfasser scheint sich in dieser Beziehung Sainte-Beuve, der seine volle Sympathie besitzt, zum Vorbild genommen zu haben. Er hätte kein besseres Muster wählen können. Er geht jedoch in diesem analytischen Verfahren nicht auf, sondern bringt bei der Besprechung der literarischen und politischen Fragen eigene Sympathien und Antipathien mit, spricht dieselben unverholen aus, beurtheilt die Dinge und Menschen durchaus subjectiv und schmeichelt sich nicht, immer und überall unparteiisch zu sein. „Quand on parle de son temps,“ sagt er, „on en subit tout naturellement l'influence, et l'on adopte forcément un parti.“

Obgleich sich seine Antipathie in den meisten Fällen in eine feine Ironie kleidet, so steigert sich doch oft der Ton bis zur Entrüstung und bricht zuweilen in Verwünschung aus. Ein Hauptbestreben seiner Kritik ist Gerechtigkeit und Billigkeit zu üben. Weit entfernt von dem Verfahren der Doctrinritter, Alles nach eigener Schablone zu beurtheilen und sich durch diese Beschränktheit den Gesichtspunkt zu verrücken, hat er das redliche Bestreben, jedem Schriftsteller, jedem Kunstwerke gerecht zu werden. Dies vermag man aber nur, wenn man die verschiedenen Strömungen des geistigen Lebens bis zu Ende verfolgt, ihre relative Berechtigung anerkennt und jedem Dinge die ihm gehörige Stelle anzuweisen versteht.

Nicht weniger massvoll und unbefangen scheint mir des Verfassers Urtheil. Er bekennt sich offen zur Lehre der Freiheit und des Fortschritts, ohne die Achtung vor dem Gesetze anzutasten; in der Politik bekennt er sich für eine freie constitutionelle Regierung mit möglichst grosser Pressfreiheit; auf dem literarischen Gebiet gehört seine volle Sympathie der romantischen Schule und ihren bedeutendsten Vertretern an, ohne dabei gegen ihre Mängel und Einseitigkeiten blind zu sein: So bekämpft er ihre Theorie der Kunst an und für sich (théorie de l'art pour l'art), die auf fremdem Boden nicht gedeihen kann (p. 16).

Mit feiner Ironie geisselt er den jugendlichen Muthwillen einiger Romantiker, die sich erkühnten, den Stein auf Racine zu werfen, „une des natures poétiques, si non les plus puissantes, du moins les plus rares et les plus heureuses,“ wie A. Vinet sich ausdrückt.

Ja, der Kritiker hat sich einen so offenen Sinn für jedes neue Phänomen erhalten, dass er in der heutigen realistischen Schule, obgleich er ihre materialistische Richtung bekämpft, eine Hoffnung für die Verjüngung der französischen Literatur sieht (p. 26—28, cf. p. 105 u. 225).

Erfreulich und wohlthuend ist es in einer Zeit, wo man eine Freude daran findet, die festbegründeten Reputationen anzutasten, eine Stimme zu vernehmen, die selbst für eine gefallene Grösse nur ein tiefes Gefühl des Mitleids hat, und die Wohlthaten betont, die wir von ihr empfangen. So nimmt Herr Reymond Lamartine, den grössten lyrischen Dichter Frankreichs, und Béranger, den begabtesten Liederdichter, in Schutz gegen die ungerechten Angriffe ihrer früheren Verehrer, und rächt an ihnen die Undankbarkeit ihrer Zeitgenossen. Ich verweise den Leser auf diese beredte Vertheidigung, die desto überzeugender ist, als sie einer massvollen Kritik ihr volles Recht einräumt (s. p. 57—68).

Zwei Schriftsteller sind es vorzüglich, welche die volle und ganze Sympathie des Verfassers besitzen: eine reichbegabte Romandichterin, die seit 30 Jahren mit unverwelklicher Geistesfrische und unerschöpflicher poetischer Phantasie den Reichthum ihres Geistes und Gemüths ausströmt, und welche in ihren Werken den mannigfachen religiösen, politischen und künstlerischen

Interessen und Fragen unserer so bewegten Zeit einen tief poetischen Ausdruck zu geben wusste; — ein Schriftsteller ferner, welcher mit einer tief kritischen Anlage und feiner Beobachtungsgabe eine Wissbegierde verbindet, welche ihn befähigt, sich in die verschiedensten Sphären des geistigen Lebens hineinzuleben und dieselben mit unübertrefflicher Frische und Wärme zu reflectiren. Wir sprechen von G. Sand (p. 72—73, cf. 149—150) und Sainte-Beuve (p. 33—34, cf. 200—201).

Eine Zeit, ruft der Verfasser aus, wo solch' eminente Geister, trotz der überhandnehmenden Verderbtheit des Geschmacks sich auf ihren idealen Höhen erhalten, kann keine hoffnungslose sein; ein Volk, aus welchem solche Talente und Charaktere hervorgehen, darf an seiner Zukunft nicht verzweifeln.

„Tant qu'il y aura en France une classe éclairée, ouverte à toutes les manifestations de l'intelligence, et un peuple qui a conservé le culte de l'honneur national, et le sentiment du beau, du bon et du juste, la nation française n'est pas perdue. C'est de ces deux classes de citoyens qu'il faut attendre une régénération dont la bourgeoisie blasée et corrompue est incapable" (p. 226).

Wir theilen die Sympathien des Verfassers, und die sich daran knüpfenden Hoffnungen für eine geistige Regeneration Frankreichs.

An die vorangehende Untersuchung knüpft sich die Frage nach dem Charakteristischen in der kritischen Beurtheilung Herrn Reymonds, in wie fern sie sich der deutschen Kritik nähert und wie fern sie von ihr abweicht.

Verfasser ist von echt französischer Bildung ausgegangen; diese bildet die positive Grundlage, auf welcher seine weitere geistige Entwicklung beruht. In der That besitzt Herr Reymond in hohem Grade die Eigenschaften, welche den französischen Geist kennzeichnen: die Gabe, die Resultate der Wissenschaft durch einfache und klare Darstellung zu popularisiren; das gesunde Urtheil (bon-sens), das sich nicht in lange Speculationen vertieft, sondern die Gegensätze scharf auffasst und oft durch ein Schlagwort bezeichnet; die instinctive Scheu vor der schwindelnden Höhe einer Hyperabstraction, nicht sowohl aus Furcht vor der Geistesarbeit, welche dieselbe erfordert, als aus der Ueberzeugung von ihrer praktischen Nutzlosigkeit; endlich die spiritualistische Richtung der geistigen Anschauung, die sich auf einfache und klare ästhetische Grundsätze stützt, ohne darauf auszugehen, dieselben in ein geschlossenes System zu bringen.

Fügen wir hierzu die grosse Receptivität, die Biegsamkeit des Geistes, die Gewandtheit der Darstellung, den sprudelnden Witz, die feine Ironie, die Gabe, den Leser immer anzuregen und nie zu ermüden, so möchte man verleitet sein in dem Verfasser einen echten Franzosen zu sehen, welcher die Vorzüge und Mängel dieser Nation in sich vereinigt.

Doch nein, der Standpunkt des Verfassers ist ein weit höherer als der, auf welchem wir gewöhnlich einen französischen Kritiker finden.

Sein Gesichtskreis ist ausgedehnter, sein kritischer Sinn durch philosophische Studien geschärft und zur Besprechung der höchsten Fragen befähigt: Deutschland mit dem Ernst seiner Forschung, mit seiner gediegenen Wissenschaft hat auf den Verfasser einen unverkennbaren Einfluss ausgeübt. Ein solcher Einfluss ist überall fühlbar: denn Verfasser begnügt sich nicht wie ein geistiger Dilettant oder glänzender Rhetor mit einer feinen Analyse der Thatsachen, er ist überall bemüht, mit echt philosophischem Sinn die Erscheinungen auf ihre letzten Ursachen zurückzuführen.

Trotz seiner Sympathie für französische Bildung hat er sich seine volle Selbständigkeit bewahrt. Mit welch' feiner Ironie, ich möchte sagen bonhomie, hat er die Oberflächlichkeit, die Unwissenheit der Franzosen in geschichtlichen und geographischen Dingen, ihre Eitelkeit, ihre Vorurtheile, ihre nationale Beschränktheit — persifflirt!

Die nationale Selbstgefälligkeit hätte dies einem französischen Schriftsteller nie erlaubt.

Man möchte demnach sagen, Herr Reymond würde ein Franzose pur sang sein, wenn er uns nicht so oft als guter Deutscher erschiene, und zwar möchten wir behaupten, dass er die bessern Seiten beider Nationen in sich vereinigt, und sich von ihren Schwächen hat frei zu halten gewusst.

Verfasser huldigt der Ansicht, dass die Respublica litterarum et artium sich nicht auf eine Nation beschränkt, sondern das geistige Leben aller civilisirter Völker umfasst; er ist Cosmopolit im höchsten und besten Sinne des Wortes.

„L'homme moderne complet est celui qu'émeuvent tous les phénomènes de la vie et de la société, celui qui n'est indifférent à rien, pas plus à la politique qu'à la religion, pas plus aux perfectionnements de l'industrie et du commerce qu'aux conquêtes de la science et aux merveilles de l'art, celui, en un mot, qui peut dire avec Térence: „Je suis homme et rien de ce qui est humain ne peut m'être indifférent!" — Dies ist das Glaubensbekenntniss des Verfassers.

Herr Reymond nimmt demnach in der Literatur eine vermittelnde Stellung ein; er assimilirt sich den verschiedenen Strömungen des geistigen modernen Lebens; alle wichtigen Fragen, welche die Gesellschaft auf den verschiedenen Gebieten der Religion, Politik, Literatur und Kunst bewegen, erregen seine Wissbegierde und finden in der Vielseitigkeit seines Geistes und Herzens eine verwandte Seite. Er beschäftigt sich damit zuerst als Mensch, dem nichts gleichgültig sein kann, was die Interessen der Menschheit betrifft, und dann als Künstler.

Die Wissenschaft ist ihm aber, wie wir bereits erwähnt, nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu der grossen, erhabenen Aufgabe, durch die Macht der Wahrheit die Menschen besser und glücklicher zu machen. Er gehört der höchst achtbaren Classe von Gelehrten an, welche sich zur Aufgabe gestellt, die Resultate der Wissenschaft zu verwerthen, und sie somit zu einem Allgemeingut der Menschheit zu machen; jedoch weit entfernt, die abstracte Wissenschaft, die es nur mit dem Aufsuchen der objectiven Wahrheit zu thun hat, beeinträchtigen zu wollen; er erkennt ihr Recht und ihre Bedeutung vollkommen an: „Deux classes de savants sont nécessaires, une qui élabore les vérités, l'autre qui les propage."

Beide Geistesrichtungen, die deutsche und die französische, haben ihre vollkommene, naturgemässe Berechtigung; denn in ihnen spiegelt sich die Doppelseitigkeit des menschlichen Wesens. Der germanische Geist ist schöpferisch, bahnbrechend; er vertieft sich mit einer Art Divinationsgabe in die Geheimnisse der Natur und des Geistes, um ihre normativen Gesetze aufzusuchen: der unermüdliche Fleiss, die Gründlichkeit und Tiefe sind seine charakteristischen Merkmale. Der romanische Geist hingegen ist durchaus praktischer Natur; in den praktischen Künsten, so wie auf dem Gebiet der mathematischen Wissenschaften hat er Grosses geleistet; er versteht es meisterhaft, die Erfindungen auszubeuten und zu vervollkommnen; auf dem rein geistigen Gebiete besitzt er eine grosse Assimilationsgabe; er bringt Klarheit und Ordnung in die verwickeltsten Fragen, indem er die Gegensätze scharf beleuchtet; obgleich von Natur nicht schöpferisch, versteht er es meisterhaft, die Resultate der Wissenschaft zu verwerthen. „Les Français n'inventent guère, mais ils perfectionnent, expriment et vulgarisent mieux que personne les idées qu'ils ont réussi à s'assimiler" (p. 13). Was ihm an Tiefe abgeht, sucht er durch seinen bon sens, durch Einfachheit, Klarheit und Gewandtheit zu ersetzen.

Beide Richtungen ergänzen sich in mancher Beziehung: Frankreich hat auf wissenschaftlichem Gebiet von Deutschland sehr viel zu lernen; aber Deutschland kann an praktischer Tüchtigkeit durch den geistigen Verkehr mit Frankreich nur gewinnen.

Ich bin ganz der Ansicht, dass die civilisatorische Mission Frankreichs nicht in den materiellen Waffen, nicht in Krieg und Annectirungen besteht, sondern, wie der Verfasser sagt, „dans l'exemple des institutions pacifiques, libérales et progressives.“ Frankreich sollte im Ausland nur moralische Eroberungen machen.

Zum Schluss noch einige Bemerkungen über die Schreibweise des Verfassers.

Der Gegenstand entwickelt sich vor dem Auge des Betrachtenden wie ein von einem warmen Colorit belebtes Gemälde, das, obgleich begrenzt, dennoch weite Aussichten in die Ferne eröffnet; neben den scharfen Umrissen fehlt es nicht an feinen Nüancen, an einer aufmerksamen Zeichnung der Einzelnheiten, die den Beschauer jedoch nicht so sehr in Anspruch nehmen, dass er dadurch den Blick fürs Ganze verlöre.

Man fühlt dem Büchlein an, dass es aus Vorlesungen hervorgegangen ist; der Ton der beredten Stimme klingt noch in diesen Zeilen nach. Eine eigenthümliche Frische und Wärme ziehen sich durch das Ganze, und theilen sich dem Leser auf anregende Weise mit. Verfasser hat es sehr wohl verstanden, die Aufmerksamkeit desselben zu fesseln, indem er sich nicht allein an seinen Verstand, sondern auch an sein Gemüth richtet, und an die idealen Bestrebungen des menschlichen Geistes appellirt.

Die Form, welche der Verfasser wählt, ist immer der entsprechende Ausdruck für seinen Gedanken; bei ihm trifft das Wort Buffon's vollkommen zu: „Le style c'est l'homme.“

So gewinnt der Ton eine grosse Mannigfaltigkeit: bald einfach und ruhig bei der Auseinandersetzung von Thatsachen; bald scharf und eindringlich bei der Beweisführung, bald erhaben und poetisch, wenn Verfasser sich zu den Regionen des Ideals erhebt.

Der Styl ist durchgehend einfach, klar und natürlich, er zeichnet sich überdies durch grosse Feinheit im Ausdruck, und durch eine aussergewöhnliche Leichtigkeit und Gewandtheit aus.

Verfasser besitzt in höchstem Grade die Kenntniss seiner Sprache; er kennt deren Geheimnisse, ist mit ihren Hülfsquellen genau vertraut und weiss dieselben mit meisterhaftem Griff für seinen Zweck auszubeuten; er ist nicht eher befriedigt, als bis er den besten Ausdruck für den Gedanken, die zutreffende Wendung für den Begriff gefunden hat. Unter der grossen Leichtigkeit birgt sich aber — man möge sich nicht täuschen lassen — ein tiefgehendes Sprachstudium, eine gewissenhafte Arbeit, die sich bis in die Einzelnheiten erstreckt. Darin aber besteht gerade die Kunst des wahren Schriftstellers, das Ergebniss seiner Geistesarbeit als ein müheloses, natürliches Product erscheinen zu lassen. Seinen eigenthümlichen Reiz verdankt das Buch der schönen entsprechenden Form, in die der Verfasser seine Gedanken zu bringen gewusst hat.

In das Detail einzugehen würde mich zu weit führen; ich mache nur noch auf einige Eigenthümlichkeiten des Styls aufmerksam.

Herr Reymond bewegt sich gern in Antithesen und sucht überhaupt das Neue und Pikante; er hat, was die Franzosen — le trait — nennen. In einem Gegenstande, wie der vorliegende, findet dieses Bemühen seine Berechtigung; doch erlauben wir uns den Verfasser an das französische bon-mot zu erinnern: „de ne pas avoir le défaut de ses bonnes qualités.“

Die Vergleiche, welche Verfasser öfters anstellt, sind in Beziehung auf schöne, scharfe Durchführung des Bildes kleine literarische Meisterstücke; mit grosser Sorgfalt und feinem Tact verfolgt er seinen Gedanken bis in seine feinsten Nüancirungen, ohne je vom Grundton abzuschweifen. Die Idee gewinnt dadurch oft ganz neue Lichtseiten, und schillert wie ein eingefasster edler Stein in tausend Farben.

Ich verweise nur auf zwei derselben, die mir besonders gelungen scheinen, p. 94 u. 192.

Eben so meisterhaft versteht es Herr Reymond, Worte oder längere Citate ungezwungen und mit Glück anzubringen und interessante Anekdoten in die Berichte einzuflechten. Auf diese Weise wird das Interesse immer neu angeregt; die Aufmerksamkeit ermüdet nicht, sondern der Leser folgt dem Verfasser mit steigendem Vergnügen bis auf die letzte Seite; er schlägt das Buch befriedigt zu, um es später wieder zur Hand zu nehmen.

Wir sind in unserer Besprechung ausführlicher geworden als wir es beabsichtigten; wir haben uns das Vergnügen nicht versagen können, den günstigen Eindruck, den wir bei der Lectüre des geistreichen Buches empfangen, genau wiederzugeben.

Möge die Schrift bei allen denjenigen, die sich für französische Sprache und Bildung interessiren, eine recht freundliche Aufnahme finden.

Möge insbesondere der Aufruf, den der Verfasser im Vorwort an die aufwachsende Generation Frankreichs ergehen lässt, bei Allen Gehör finden, die über den materiellen Bestrebungen unserer Zeit die idealen Ziele der Menschheit nicht aus dem Auge verlieren!

Berlin. E. W.

Programmenschau.

Rede, gehalten bei der Schulfeier von Schiller's hundertjährigem Geburtstage am 10. November 1859. Von Rector Dr. Eckstein. Progr. der latein. Hauptschule in Halle. 1860.

Der Verfasser behandelt in der Rede die Frage, was die Jugend aus dieser Feier ihres Lieblingsdichters für sich gewinnen kann und soll. Er führt zu dem Zwecke zunächst das äussere Leben Schiller's in kurzen Umrissen vor, um daran zu zeigen, wie Schiller der Schmied seines eigenen Glückes gewesen durch seine unablässige Thätigkeit, wie er an seiner eigenen Bildung gearbeitet, auch namentlich an seiner sittlichen. Er hebt dann besonders den idealen Schwung des Dichters hervor und die Liebe desselben zu der Freiheit, welche ein starkes Geschlecht fordert, das sich durch Bildung selbst erst sittlich frei gemacht hat. So soll er ein leuchtendes Vorbild sein in der Empfänglichkeit für innige Freundschaft, in dem muthigen Kampfe mit der Trübsal des Lebens, in dem energischen Ringen nach sittlicher Grösse und nach geistiger Vervollkommnung, nach allem Guten, Wahren und Schönen, er der wahrhaft deutsche Mann. —

Rede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Schiller's, von Prof. Daniel gehalten. Progr. des Pädag. zu Halle. 1860.

Der Verfasser erläutert an den Dramen Schiller's, wie des Dichters ursprünglich gänzlich unklarer Idealismus sich zu dem reinen läuterte. Diese ideale Gesinnung, die ihn bisher zum Lieblingsdichter des Volkes gemacht, empfiehlt er besonders der Jugend festzuhalten, und berührt schliesslich das nähere Verhältniss, in dem Schiller zu dem Pädagogium zu Halle gestanden, welches er am 8. Juli 1803 von Lauchstädt her auf dringende Einladung des Kanzlers Niemeyer besuchte.

Ueber Johannes Rothe aus Kreuzburg. Vom Gymnasiallehrer Dr. Fedor Bech. Progr. des Gymn. zu Zeitz. 1861.

Johannes Rothe ist als Verfasser des gereimten Lebens der heiligen Elisabeth bekannt. Es ist ihm auch die in der letzten Zeit viel besprochene düringische Chronik beigelegt, so von v. Liliencron in seiner Ausgabe der

selben. Durch Mittheilung und Beleuchtung eines bisher übersehenen längeren Akrostichons beweist der Verfasser nun in vorliegender Abhandlung, dass wirklich Johannes Rothe aus Kreuzburg, Priester und Stadtschreiber zu Eisenach, dann Kaplan des Bischofs, Vicar, Domherr und Stiftsschulmeister die Chronik im Jahre 1421 vollendet hat. In einem Anhange gibt der Verf. Zusätze zu dem Programm von 1859 über das alte Passional. —

Ueber die Faustsage. Vom Oberlehrer Dr. Kühne. Progr. des Gymn. zu Zerbst. 1860.

Die vorliegende umfangreiche Abhandlung bildet nur den ersten Theil der von dem Verfasser beabsichtigten Arbeit über die Faustsage. Sie beschäftigt sich damit, dem ersten Keim der Sage, wie er in den Sagen von Theophilus, Paul II., Sylvester II., Virgilius, in den frühesten Spuren von einem Glauben an einen Bund mit dem Bösen erscheint, nachzugehen und dann den geschichtlichen Kern aufzudecken. Dann aber und vorzugsweise ist es dem Verfasser darum zu thun, die überaus reiche Literatur der Faustsage nachzuweisen, und hat er sich nicht mit Angabe der Titel begnügt, sondern die Disposition der Hauptbücher sorgfältig nachgewiesen und ist auf den Inhalt genau eingegangen. Dabei ist es ihm gelungen manches Zweifelhafte aufzuklären, wie (S. 38) die vielfach bezweifelte Berliner Ausgabe von 1590 des Volksbuches, von der sich ein Exemplar auf der Zerbster Bibliothek befindet. Ausser den Faustbüchern sind auch die Wagnerbücher herangezogen. Die ganze Arbeit zeugt von grosser Belesenheit und ist ein dankenswerther Beitrag zur Faustliteratur. —

De Reinmaro de Zweter. Von Oberl. B. Hüppe. Progr. des Gymn. zu Coesfeld. 1861.

In diesem Programm ist das Wenige enthalten, was wir von Reinmars Leben aus seinen Gedichten entnehmen können, den grösseren Theil nimmt eine Zusammenstellung der Ansichten Reinmars über die Stellung des Kaisers zum Papste, über die Thorheiten der Zeit, seiner sittlichen Lehren ein, mit zahlreichen Belegen aus seinen Gedichten. Es ist ein ziemlich leichtes Thema, das sich der Verf. damit gewählt hat; wesshalb er sich dazu der lateinischen Sprache bedient habe, ist nicht angegeben. —

Der Spieghel der Layen, ein niederdeutsches moralisches Lehrgedicht aus dem Jahre 1444. Im Auszuge mitgetheilt von Dir. Dr. B. Hölscher. Progr. des Gymn. zu Recklinghausen. 1861.

Auf der bischöflichen Seminarbibliothek zu Münster befindet sich ein Pergamentmanuscript, geschrieben von dem Mitgliede des Fraterhauses zu Münster Gerhard Buck von Bulderick im Jahre 1444. Dasselbe enthält ein moralisches Lehrgedicht „der Spieghel der Layen" in niederdeutscher Sprache, in drei Büchern, wovon nur das zweite Buch von Cap. 17 an in Prosa geschrieben ist. Nur stellenweise hat es poetischen Werth, ist aber für die

Literaturgeschichte Westphalens interressant. Es ist unzweifelhaft Original, ein holländisches in Haarlem aufbewahrtes Gedicht, früher für ein Original angesehen, von Hoffmann von Fallersleben als Copie erkannt. Gerhard Buck ist höchst wahrscheinlich auch der Verfasser. Dir. Dr. Hölscher hat aus dem Gedicht Proben aus allen drei Büchern, von dem Andern den Inhalt gegeben.

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Berichtigung.

In der abhandlung des Herrn Wutke „über deutsche rechtsschreibung“ (Progr. von Neisse 1861) steht geschrieben: „Hiezu fügt Andresen noch einige fremdwörter, in welchen das lateinische t zu einem scharfen s-laute geworden und schon im althochdeutschen durch z ausgedrückt ist: Kürbiß, maußern, schüßel, straße, strauß, Elsaß, Preuße, Reußen, Wormß, Paßau, profoß, spaß.“

Ich bemerke dagegen 1) dass sich in meinem verzeichnisse der wörter mit historischem ß und lateinischem t überhaupt nur die fünf erstgenannten finden, 2) das wichtigere, dass das von dem gebrauche begünstigte zeichen ß der wörter profoß und spaß durchaus nicht einem lateinischen t entspricht. Profoß stammt von praepositus und steht für älteres profost (englisch provost, französisch prévôt; vgl. probst, ebendaher), spaß aber leitet sich aus dem italienischen spasso (Schmeller III, 577).

Mülheim an der Ruhr. K. G. Andresen.

Stenographie.

Unter Stenographie oder Kurzschrift ist von jeher eine Schrift verstanden worden, welche zum wortgetreuen Nachschreiben öffentlicher Reden dienen sollte, die aber auch von denen, welche ihrer mächtig waren, in der Correspondenz und bei Aufzeichnungen zu eigenem Gebrauche an Stelle der gewöhnlichen Schrift benutzt wurde.

Die Stenographie ist in dem eben entwickelten Sinne keineswegs eine moderne Erfindung. Schon zu Cicero's Zeiten war der Griffel des Notarius den Römern eine bekannte Erscheinung; Kaiser Titus schrieb, wie Sueton uns meldet, in Noten, so hiessen nämlich die Zeichen der gekürzten Schrift; in der spätern Kaiserzeit wurde die Notenschrift selbst in den Schulen gelehrt; die Kirchenväter hielten dieselbe in hohen Ehren, und bis in die Tage der Karolinger hinein war sie, wie noch heute vorhandene Urkunden beweisen, in amtlichem Gebrauche. Von da ab erlosch Kenntniss und Uebung der Kurzschrift, so dass sie, als in England zur Zeit der Königin Elisabeth das Bedürfniss nach ihr sich geltend machte, so zu sagen erst auf's Neue erfunden werden musste. Zunächst dem Dienste der Kanzel sich weihend,

erkämpfte die Stenographie trotz Verbot und Strafe sich bald den Zutritt zum Parlament, und das gleiche publicistische Bedürfniss wendete auch in Frankreich, wie späterhin in Deutschland, die öffentliche Aufmerksamkeit ihr zu; erst in den letzten Decennien jedoch traten, wie jenseit des Canals so auch bei uns, Bestrebungen hervor, der stenographischen Schrift ausserhalb der engen Schranken berufsmässiger Praxis Geltung zu verschaffen und sie als eine allen Gebildeten zugängliche Correspondenz- und Geschäftsschrift in die allgemeinen Verkehrsverhältnisse einzuführen.

Da die mit dem Begriffe der Stenographie verbundene Kürze der Schrift auf verschiedene Weise erreicht werden kann, so ist es erklärlich, dass selbst für ein und dieselbe Sprache verschiedene Systeme der Stenographie im Laufe der Zeit aufgestellt worden sind. Unter den Systemen der deutschen Stenographie verdient das von Stolze im Jahre 1841 veröffentlichte sowohl wegen seiner wissenschaftlichen Begründung und Leichtfasslichkeit, als auch wegen der Handgerechtigkeit seiner Züge und vor Allem wegen der mit der grössten Kürze verbundenen Genauigkeit und Vollständigkeit der Bezeichnung vorzugsweise empfohlen zu werden.

Im Vergleich mit der gewöhnlichen Schrift nimmt unsre stenographische nur den sechsten Theil an Zeit in Anspruch. Wie sehr dieselbe zur wörtlichen Aufzeichnung von Reden und wissenschaftlichen Vorträgen geeignet ist, beweist der bewährte Ruf der nach Stolze's System geschulten Parlamentsstenographen, bezeugen die ehrenvollen Aufträge, welche diesen von nah und fern zu Theil werden. Wegen ihrer Genauigkeit und Zuverlässigkeit ist sie wie dazu geschaffen, eigene Gedanken in kürzester Zeit niederzuschreiben und im Briefwechsel, wie bei der Führung von Büchern verwendet zu werden.

Abgesehen von den realen Vortheilen, welche ihre Benutzung gewährt, verdient die Stolze'sche Stenographie schon als formell bildendes Lehrobject in vollstem Maasse die Beachtung aller Derer, welche den Unterricht leiten und beaufsichtigen, denn sie ist ein in sich abgeschlossenes, auf den Sprachbau gegründetes Schriftsystem; die Auswahl ihrer Buchstaben, welche aus den einfachsten Grundzügen der Current- und Cursivschrift bestehen, ist keine willkürliche, sondern eine auf der Lautlehre beruhende, indem verwandten Lauten ähnliche Zeichen entsprechen: die Verbindung der Elementarzüge ist durch einfache Regeln bestimmt und schliesst sich den Gesetzen der Wortbildung an, so dass auf den ersten Blick der Stamm von den Nebensilben in jedem Wortbilde auch äusserlich sich scheidet.

Der Unterricht, welcher bisher in dieser Disciplin an höheren und mittleren Lehranstalten ertheilt wurde, hat erwiesen, dass die Erlernung der Stolze'schen Schrift wahrhaft bildend und anregend auf die geistige Entwickelung einwirkt, da sie eine Einsicht in den Organismus der Sprache giebt, wie sie auf anderem Wege nicht mit derselben Leichtigkeit zu erreichen ist. Zugleich führt die Beschäftigung mit der Stenographie bei denen, deren gewöhnliche Handschrift mangelhaft ist, eine Verbesserung derselben herbei, indem die Einübung der einfachen und bestimmten stenographischen Schriftzüge die Hand an eine leichtere und genauere Schriftzeichnung gewöhnt.

Auf den zuweilen gegen die Einführung des stenographischen Unterrichts erhobenen Einwand, die Zahl der Lehrobjecte wäre ohnehin schon so gross, dass für die Stenographie keine Zeit übrig bliebe, sei nur erwidert, dass gerade die grossen Ansprüche, welche gegenwärtig in allen Fächern an die Zeit und die Kräfte der Schüler und der Studirenden gemacht werden, eine ganz besondere Aufforderung dazu sind, denselben zur rechten Zeit ein Hülfsmittel mit auf den Weg zu geben, welches ihnen nicht blos

bei ihren Studien, sondern auch bei ihren späteren Berufsarbeiten eine wesentliche Erleichterung und Zeitersparniss gewährt. Hierzu kommt, dass die zu ihrer Erlernung erforderliche Zeit im Vergleich mit der für andere Disciplinen in Anspruch genommenen nur eine geringe ist. Wenn auch Talent und Fleiss einen Unterschied machen, so reicht doch durchschnittlich ein Cursus von etwa 30 Unterrichtsstunden für einen tüchtigen Lehrer hin, um das System gründlich mitzutheilen; eine grössere Geläufigkeit in der Anwendung wird natürlich, wie bei jeder Schrift, erst durch längeres Lesen und Schreiben erlangt. — Die Grundlagen des Systems enthält der „Ausführliche Lehrgang der deutschen Stenographie von Stolze, Berlin, bei Mittler und Sohn,“ welcher besonders für Lehrer und zum Selbstunterrichte sich eignet, wogegen die „Anleitung zur deutschen Stenographie oder Kurzschrift auf Veranlassung des stenographischen Vereins zu Berlin bearbeitet und herausgegeben von W. Stolze, Berlin, bei Mittler und Sohn“ für Schüler bestimmt ist.

Die Stolze'sche Stenographie hat nicht bloss in allen Theilen Deutschlands, sowie in der Schweiz Freunde und Anhänger gefunden, sondern es haben sich auch im Laufe der Zeit zahlreiche Vereine gebildet und zum Theil dem im Jahre 1844 gestifteten stenographischen Vereine zu Berlin angeschlossen, welche gemeinschaftlich dahin wirken, die Einheit und Reinheit des Systems aufrecht zu erhalten und durch Lehre und Beispiel die stenographische Schrift im Volke zu verbreiten. Nicht weniger als sechs Zeitschriften haben sich die ausschliessliche Förderung stenographischer Interessen zur Aufgabe gestellt, und wird Nichts unterlassen, um alle Gebildeten, besonders aber die Lehrer und die studirende Jugend auf den Werth der Stenographie und auf die hohen Vortheile hinzuweisen, welche mit der Erlernung dieser Kunst verbunden sind.

Berlin, im Januar 1862.

Der stenographische Verein.

Wunderlichkeiten im Gebrauch der deutschen Sprache.

„Ueber die Gebahrung mit diesem Fonde wird ein besonderer Bericht später durch Druck veröffentlicht und den Vereinsmitgliedern zugemittelt werden.“ Progr. des Gymn. zu Neusohl 1860. p. 34.

„Joseph Szakmary sagte sein Amt als Nebenlehrer der magyarischen Sprache heim.“ Progr. des Cath.-Gymn. zu Pressburg 1860. p. 30.

„Die Herren Eltern der Gymnasialjugend werden zur Classenvorlesung eingeladen.“ das. p. 31.

„Er hatte die V. Classe bis zum Anfang des 2. Semesters studiert.“ Progr. des Gymn. zu Triest. 1860. p. 37.

„Nachdem der Herr Professor Dr. Blackert an das erste Gymnasium in Lemberg übersetzt worden war.“ Progr. des Gymn. zu Czernowitz. 1860. p. 26.

„Von dem Erträgnisse der Schiller-Akademie, das zur Gänze für arme Zöglinge der hiesigen Schulanstalten bestimmt war, wurden auch zwei arme Gymnasiasten neu gekleidet.“ Progr. des Gymn. zu Eger. 1860. S. 32.

„Der Reinertrag entfällt für mittellose Gymnasialschüler.“ Progr. des Gymn. zu Linz. 1860. 41.

„Die k. k. Statthalterei gibt bekannt, dass u. s. w." das. 1860. 42.

„Da indess auch der hochfahrendste Orakelton bei Apollonius doch immer noch nicht, wie Euphrates einer so überschwenglichen Vermessenheit ihn habe anschuldigen können, dass er die Erde selbst zu bewegen, emporzuhebeln und zu versetzen, wohin er wolle, zu behaupten sich erdreistet habe und weder ihr noch der Sonne und dem Himmel irgend ein Recht und irgend eine Gewalt zugestehen wolle, irgendwie erklärlich macht, so werden wir wohl zunächst dafür in als echt verbürgten Worten desselben uns auch nach einer Erklärung umsehen müssen." (Progr. des Gymn. zu Liegnitz 1861. S. 35.)

„Soll er aber bei einem in Kreta, als er dort in dem Lebenäischen Heiligthum des Asklepios verweilte, plötzlich entstandenen Erdbeben, bei dem das Meer gegen 7 Stadien in das Land hinein zurückgewichen sein und so bei seiner Umgebung die Furcht, es werde auch die Tempel nach sich ziehen und sie alle mit wegführen, erregt haben soll, das zur selben Zeit sich begebende (!) Entstehen einer neuen Insel in dem eben dadurch zurückgedrängten Meere zwischen Kreta und Thera mit den Worten: seid getrost, das Meer hat ein Land geboren, verkündet haben, welches nach einigen Tagen auch aus der Gegend von Cydonia kommende Leute bestätigten, so würden die auch sonst schon, und zwar auch ganz neuerdings erst stattgefundenen Neubildungen der Art unter ähnlichen Naturerscheinungen in dieser Meeresgegend als einen göttlichen Seher im strengsten Sinne des Wortes uns Apollonius deshalb doch immer noch nicht erscheinen zu lassen brauchen, wenn auch einen gewissen Respekt vor dem Seherblicke und den Einsichten des Mannes uns die Sicherheit, mit der er, was fern von seinem leiblichen Augen sich zutrug, zu verkünden sich getraute, uns allerdings würde einflössen müssen." (daselbst S. 37.)

„Nun da wird man sich denn doch wohl, zumal die so ganz dem Geschmack und den Neigungen des Achill bekanntlich in lächerlichster Weise nachäffenden Caracalla angepassten Heldengeschichten höchst wahrscheinlich früher als das Leben des Apollonius geschrieben worden sind, eines bescheidenen Zweifels nicht nur an der Wahrhaftigkeit jener Geistercitationsgeschichte, von der von vornherein wohl nicht erst die Rede sein kann, sondern auch an jedem Sagengrunde, jeder traditionellen Auctorität für dieselbe schwerlich enthalten u. s. w." (daselbst S. 23.)

„Oder woher bei Apollonius, dem Pythagoreer, der als solcher wohl in Zahlen und Figuren, nicht aber in der Stimme Lauten und deren Zeichen die Schlüssel aller Creaturen sehen konnte, jene nicht blos in der bereits zur Sprache gebrachten Parteinahme für ihn gegen Odysseus, sondern auch in den auf seinem Grabe ihm dargebrachten Opfern und den überschwenglichen dabei ihm als dem wahren Musenvater, von dem alle Weisheit und Wissenschaft stammte, gespendeten Lobeserhebungen sich bekundende tiefe Verehrung gegen Palamades, der zu der Sophisten Aeltervater und ihren Literatenthums Schutzheiligen, als welchen ihn Philostratus in seinen Heldengeschichten verherrlicht, mit seiner reichen Erfindungsgabe und der Gewandtheit und Vielseitigkeit seines Geistes, die ihn der Sage nach nach den verschiedensten Richtungen hin Neues und zwar nicht blos zur Erreichung augenblicklicher praktischer Zwecke ans Licht fördern und durch die Erfindung der Buchstabenschrift zugleich den Grund zu aller Schriftstellerei legen liess, allerdings ganz trefflich geeignet erscheint, für eine kühnere und tiefere, weit mehr in dem geheimnissvollen Urgrund der Dinge und die verborgene Harmonie des Welt- und Naturzusammenhanges zur Befriedigung eines mächtigen inneren Bedürfnisses sich zu versenken, als irgend welchen äusseren Zwecken des Lebens in literarischer Vielgeschäftigkeit förderlich

zu werden trachtende Wahrheitsforschung aber, wie wir sie Apollonius schon nach den Titel seiner von Opfern und Weissagungen handelnden Schriften wie nach der Richtung und Abzweckung seiner Bildungsreisen wohl unmöglich ganz werden abstreiten können, eine so hohe Bedeutung doch auf keinen Fall haben konnte.“ (Das. S. 23.)

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung, herausgegeben von A. Kuhn und Schleicher. 3. Band 2. Heft. (Berlin, Dümmler.) 1 Thlr.

Lexicographie.

N. J. Lucas, Deutsch-englisches Wörterbuch. (Bremen, Schünemann.) 3. Heft. 15 Sgr.

F. Valentini, Taschenwörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. 4. Aufl. (Leipzig, Brockhaus.) 2 Thlr. 18 Sgr.

Grammatik.

M. A. Lesaint, Traité complet de la conjugaison des verbes français. (Hamburg, Perthes-Besser & Mauke.) 27 Sgr.

Literatur.

Album des liter. Vereins in Nürnberg für 1862. (Nürnberg, Bauer & Raspe.) 18 Sgr.

K. Schütze, Deutschlands Dichter und Schriftsteller von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. (Berlin, Bach.) $1\frac{1}{2}$ Thlr.

J. Senn, Glossen zu Goethe's Faust. (Innsbruck, Wagner.) 4 Sgr.

M. Carriere, Lessing, Schiller, Goethe, Jean Paul. Vier Denkreden auf deutsche Dichter. (Giessen, Ricker.) 20 Sgr.

A. Niederhöffer, Mecklenburgs Volkssagen. 4. Lieferung. (Leipzig, Hübner.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

E. L. Rochholz, Naturmythen. Neue Schweizersagen. (Leipzig, Teubner.) 2 Thlr.

F. Ruperti & Laun, Fremde Dichtungen im deutschen Gewande. (Bremen, Heyse.) 2 Thlr.

Blumen aus der Fremde, Poesieen von Gongora, Maurique, Camoëns, neu übertragen von Heyse, Krafft u. s. w. (Stuttgart, Schweizerbart.) 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

T. Tasso's befreites Jerusalem, neu in reinen Reimen, übersetzt von F. C. Jochem. 2 Theile. (Giessen, Ricker.) 1 Thlr. 10 Sgr.

J. A. Diehl, Versuch Schiller's Lied von der Glocke im Metrum des Originals, mit Reimen und Beachtung der römischen Sylben-Quantität zu latinisiren. (Luxemburg, Brück.) 4 Sgr.

Hilfsbücher.

E. Berger, Stilistische Vorübungen für mittlere Gymnasialclassen. (Celle, Capaun.) 21 Sgr.

L. Cholevius, Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen für obere Classen. (Leipzig, Teubner.) 24 Sgr.

J. G. Kutzner, Hilfsbuch beim Unterricht in der deutschen Sprache in Volkslehranstalten. (Berlin, Heymann.) 3/4 Thlr.

M. Desaga, Kleine neue deutsche Sprachlehre für die Hand der Kinder in obern Classen der Volksschulen. 2. Auflage. (Mannheim, Bensheimer.) 3½ Sgr.

J. C. Heinrich's Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Grammatik. 2. Auflage. (Berlin, Rücker.) 7½ Sgr.

G. Bauer, Praktischer Unterrichtsgang im Rechtschreiben. (Stuttgart, Belser.) 3 Sgr.

Albrecht, Deutsches Lehrbuch für Secundarschulen. Enthält Briefe, Geschäftsaufsätze u. s. w. (St. Gallen, Huber.) 2/3 Thlr.

K. Hansen, Deutsche Dichter und Prosaiker, nebst einem Abriss der Metrik, Figurenlehre und Poetik. (Harburg, Elkan.) 1⅙ Thlr.

J. Willm, Auserlesene Stücke aus der deutschen Literatur, mit Anmerkungen und kurzen Notizen. (Strassbourg, Levrault.) 1 Thlr. 18 Sgr.

L. Champion, Premier livre de lecture à l'usage des Allemands. (Wien, Gerold.) 12 Sgr.

Collection d'auteurs français; für den Schul- und Privatgebrauch, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von G. van Muyden & L. Rudolph. (Berlin, Nicolai.) 2 Livr. à 10 Sgr.

F. Haas, Französisch-deutsche Sprachübungen. (Oppenheim, Kern.) 16 Sgr.

E. Otto, Kleines deutsch-französisches Gesprächbuch. (Strassbourg, Levrault.) 7½ Sgr.

W. E. Peschel, English and german exercises for reading and translating. (Dresden, Kunze.) 5/6 Thlr.

Nathan der Weise

und sein

Gleichniss von den drei Ringen.

Nathan der Weise ist als Dichtung und seit Anfang des 19. Jahrhunderts vorzüglich auch als Theaterstück ein Werk von der grössten Bedeutung. Der hohe poetische Werth nach Inhalt und Form, der zarte, das Ganze durchwehende tief wohlthuende Duft ächter Humanität und Seelenschönheit, sind so allgemein anerkannt und hochgepriesen, dass darüber jede Bemerkung überflüssig erscheinen muss. Die Wirkung seiner Lectüre war gleich anfangs und später noch mehr die seiner Aufführung um so gewaltiger, je stärker der Lichtglanz in die Dunkelheit der religiösen Lebensanschauungen, in die Verwirrung der wichtigsten Begriffe und Ansichten über die heiligsten Angelegenheiten der Menschenbrust und des Menschenlebens, vorzüglich über christliche Gottesfurcht und ächte Menschenwürde, plötzlich eindrang. Zur Zeit des ersten Erscheinens in der Literatur und auf der Bühne war das lebendige Christenthum meist in todten Buchstabendienst und in mechanische Orthodoxie ausgeartet; der Werth des Menschen wurde nach dem Lippenbekenntniss kirchlicher Symbolgläubigkeit oder nach dem Geklingel mit frömmelnder Phraseologie, nicht nach dem Massstabe wahrhaft sittlicher Denk- und Handlungsweise, ächt frommen Gottvertrauens und still waltender Tugend- und Nächstenliebe beurtheilt. Ueber Rechtgläubigkeit und Irrgläubigkeit hatten sich heftige und zum Theil höchst ärgerliche Streitigkeiten und literarische Fehden entsponnen, in die sich Lessing

selbst namentlich durch die weltberühmte Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente tiefverwickelt, durch die er sich bittere Anfeindung und sogar ernste Gefährdung seiner Stellung zugezogen hatte. Der heftigste Eiferer gegen ihn war der Hauptpastor Göze in Hamburg. Lessing gerieth auf den Gedanken, den theologischen Streit in das Gebiet der Poesie zu verlegen und durch scharfgezeichnete Charaktere und Individualitäten mit lebhaften Farben anschaulich zu machen, was nach seiner Ueberzeugung wahre Religion und wahre Menschenwürde sei. Insofern erscheint diese Dichtung allerdings als ein Tendenzstück im besseren Sinne des Wortes. Die Tendenz ist nämlich eine durchaus sittliche, da Lessing wie bekannt allen seinen classischen Dramen einen ethischen Zweck zu Grunde legte. Ob Lessing im Besonderen auch für die bessere Anerkennung und Beurtheilung des Judenthums dabei wirken wollte, lasse ich als sehr zweifelhaft dahingestellt. Allerdings verfolgte er schon in dem Lustspiele „Die Juden," welches er im Jahre 1749, also im zwanzigsten seines Lebensalters, dichtete, unzweifelhaft den Zweck, den Vorurtheilen gegen die damals vielfach bedrückten und zurückgesetzten Israeliten entgegenzutreten. Allein unterdess hatten sich mit dem Umfange seiner Lebenserfahrungen und Lebenskämpfe seine Lebensansichten und Lebenszwecke wesentlich erweitert. Nur den Bekennern des jüdischen Glaubens, etwa seinem Freunde Mendelssohn zu Liebe, nützen zu wollen, würde jetzt dem weitschauenden und weitstrebenden Geiste Lessing's eine zu geringe und zu beschränkte Aufgabe gewesen sein. Der in ihm durch die Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit seiner Gegner auf dem Gebiete theologischer Polemik erzeugte Plan war höherer und mehr universaler Natur. Ueberhaupt hatte sich Lessing ein Ideal von dem Berufe und von der Kunst des dramatischen Dichtens gebildet, welches ihn im Tiefsten der Seele mit der erhabensten Begeisterung erfüllte, für dessen Verwirklichung er alle Kräfte seines Geistes aufgeregt, alle Liebe seines Herzens erglüht fühlte. Das deutsche Theater zu einer allgemeinen, tiefeingreifenden Bildungsanstalt für höhere Lebensanschauungen, zu einer wahren Hochschule der Menschen- und Sittenkenntniss, des Geschmackes und der Nationalität zu erheben, das war das

hohe Ziel, das er mit unermüdeter Rastlosigkeit vorzüglich noch im reifsten Mannesalter zu erreichen strebte. Ideale Geistesrichtung, begeistertes, aufopferndes Streben sind von dem gemeinen stumpfsinnigen grossen Haufen der undankbaren Mitwelt nie erkannt, nie gefördert, noch weniger belohnt, vielmehr stets verkannt, gehemmt, verfolgt und verhöhnt worden. So erging es auch Lessing, der die Früchte seines grossartigen Strebens kaum gesehen, viel weniger genossen hat.

Die von ihm tief im Herzen gehegte Grundansicht, dass die wahre Religion weder in geistlosen Formeln und Symbolen, noch in gleichgültigen Gebräuchen und Ceremonien, sondern in innerster Herzenslauterkeit und Gottesfurcht; in reinster Tugendübung und Menschenliebe beruhe, diese Ansicht sollte das Glaubensbekenntniss der gesammten Menschheit für Herz und Leben werden. Diese Wahrheit dem Volke zu predigen, hielt er die Bühne für mindestens eben so geeignet, als die Kanzel. Nathan der Weise sollte von der Bühne herab der Verkündiger dieser einzig wahren Religion und Lebensweisheit werden. Dass diese Religion und Lebensweisheit in höchster Vollendung nicht die irgend einer andern Religionsform, sondern nur eben gerade die des Christenthums ist, hat nicht nur Lessing in seiner Dichtung, sondern auch Jeder, welcher dieser Dichtung und ihrer Darstellung unbedingten Beifall zollt, ganz ausser Acht gelassen. Lessing überträgt die Vertretung seiner Grundidee von dem wahren Wesen der Religion und Religiösität vorzüglich den beiden Hauptcharakteren des Stückes, Nathan und Saladin. Allein beide sind ja nur Erzeugnisse der dichterischen Phantasie, zum Theil philosophischer Abstraction oder Reflexion; keiner trägt das Gepräge historischer oder concreter Wirklichkeit. Nathan ist selbst in der Quelle des Märchens, welches zu dem dramatischen Gedichte Anlass gab, als Melchisedech nichts mehr und nichts weiter als ein schlauer, geiziger und wucherischer Jude. Männer, die immer nur schenken, bis zur Verschwendung schenken u. s. w., möchten doch wohl unter Juden mindestens eben so selten als unter Christen sein. Wäre der edle Moses Mendelssohn das Urbild zu Nathan, so ist es offenbar, dass dieser nur der Geburt nach ein Jude war. Der historische Saladin war schwelgerisch, pracht-

liebend, fanatisch, grausam, eroberungssüchtig und ehrgeizig. Die Zuthaten von Einsicht, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Treue und Frömmigkeit, welche er in gewissem Grade und nach türkischem Massstabe wohl besessen haben mag, sind ihm von den phantasiereichen und schmeichlerischen Geschichtsschreibern gewiss als oratorische Epitheta ornantia beigelegt worden. Besass er jene Vorzüge aber wirklich in besonders hohem Grade, so wäre er eine so ausserordentliche Ausnahme, dass Lessing ausser ihm keinen Andern, sowohl in der Geschichte der Vergangenheit als der Gegenwart, würde haben finden können. Die alten Erzählungen von Saladin's Weisheit und Treue sind aber nicht sowohl Geschichte als vielmehr Novellen zu nennen. Kurz Lessing's Nathan und Saladin sind Musterbilder, wie alle Menschen sein sollten. Wenn es nicht ihr Name und gelegentliche Erwähnung verriethen, würde man nicht wissen, wer Jude oder Türke oder Christ wäre. Gerade wie man in dem Lustspiele „die Juden“ in dem Reisenden ohne sein eigenes Bekenntniss und ohne die Aussage seines Dieners Christoph keinen Juden erkennen würde, so ist auch Nathan kein Jude, Saladin kein Muselmann. Sie mussten als specifischer Jude oder Muselmann erscheinen, um zu beweisen, dass das Wesen ihrer Religionsformen mit dem Christenthum im Grunde gleich und dasselbe sei. Nathan und Saladin sind aber Ideale, von denen Lessing das eine einen Juden, das andere einen Muhamedaner sein lässt, Ideale, die unter Juden und Türken nie gelebt haben oder je leben werden. Diese Ideale selbst aber sind nur in und von dem Geiste eines im Christenthume, noch dazu in dem Hause einer edlen ächt christlichen Predigerfamilie erzogenen, in christlichen Schulen und unter christlichen Einflüssen aller Art gebildeten Denkers erschaffen. Kein jüdischer, kein muhamedanischer Dichter hat je die innere Anschauung solcher Urbilder höchster Weisheit und Tugend gehabt. Es ist wahr, Nathan's und Saladin's Aussprüche sind goldene Früchte auf silbernen Schalen, aber die ein christlicher Denker und Dichter einem Juden und einem Türken geliehen hat, um damit die Armuth ihrer aus dem Talmud und dem Koran geschöpften Weisheit zu verdecken und sich mit den glänzenden Schätzen des Evangeliums den Schein eigenen Reichthums und gleicher Herrlich-

keit zu geben. Es ist wahr, „Nathan der Weise“ ist ein Meisterstück der Phantasie und Poesie, das je vom Geiste ächter Humanität eingegeben und geschaffen worden ist. Aber dieser Geist der Humanität, der allgemeinen Menschenliebe und höchsten Menschenwürde, lebt und waltet nur in dem Gottesreiche des Evangeliums, in den weiten Reichen des nichtchristlichen Asien, Afrika, Amerika und Australien hat er nie und nirgends eine Menschenseele beglückt und erleuchtet. „Nathan der Weise“ selbst, dass er nur und erst unter Christen allein und von einem Christen gedichtet wurde und werden konnte, ist der stärkste und glänzendste Beweis, dass das Christenthum unendlich über allen Religionen, selbst über der des Judenthums und Muselthums, hoch und erhaben ist.

Einen grossen Theil oder in der That wohl den grössten Theil seines Ruhmes verdankt „Nathan der Weise“ dem Gleichnisse von den drei Ringen. Bei der Aufführung concentrirt sich auch meist nach der Erzählung dieses Gleichnisses die ganze Kraft und Stärke des Beifalls. Auch jetzt noch glaubt Jeder sich in dem Masse als einen grossen Geist und Denker zu documentiren, je tüchtiger er nach den Worten: „So sagte der bescheidene Richter“ in die Fäuste schlägt. Er dürfte aber damit gerade das Gegentheil kund thun. So oft ich diesen Beifallssturm ausbrechen hörte, befiel mich stets ein stilles Mitleid über die Unkenntniss und Gedankenlosigkeit des sogenannten gebildeten Publicums.

Das Gleichniss von den drei Ringen hat Lessing nicht selbst erfunden, sondern vielmehr aus dem Boccaccio entlehnt, und zu seinem Zwecke zu dem gegenwärtigen Inhalte und Sinne umgeformt. In der Urquelle dieses Gleichnisses wird der ächte Ring auf das Christenthum bezogen, während die beiden unächten eben dem Judenthume und Muselthume gelten. Der ächte Ring ist der dem Christen gegebene Ring, „der über allem Reichthum der Welt ist.“ Nach der Quelle des Gleichnisses sowohl als nach der Lessing’schen Darstellung will sich Nathan mit der Erzählung desselben auch nur aus der Verlegenheit helfen, die eine Religion der andern vorziehen zu müssen. Er sucht mit dem Gleichnisse einer bestimmten Antwort auf die an ihn gerichtete verfängliche Frage des Saladin

auszuweichen und den Sultan mehr zu hintergehen als zu belehren. Er sagt ja selbst: „nicht die Kinder bloss speist man mit Märchen ab.“ Kurz er will ihm nicht die Wahrheit oder seine wahre Ueberzeugung mittheilen. Der einfache offenbare Zweck und Sinn der Erzählung ist: zu erklären, er vermöge nicht zu entscheiden, welches die wahre Religion sei, da alle drei Religionen einander gleich erscheinen. So sehr auch die Beredtsamkeit des dazu ersonnenen Gleichnisses glänzen und blenden mag, so wenig vermag es vor einer strengen Kritik seines Inhaltes zu bestehen und etwa die Ansicht wirklich zu begründen: dass alle Religionen an sich einander gleich seien, keine vor der andern den Vorzug verdiene. Ohne alle Einzelheiten des Gleichnisses in's Auge zu fassen, möge hier nur hervorgehoben werden, dass die drei Ringe in der That einander nicht gleich waren, dass der ächte Ring „von unschätzbarem Werthe“ wirklich nur Einer war, dessen Edelstein die geheime Kraft besass, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, ein Ring, der nur dem geliebtesten Sohne blieb. Nur Einer hat demnach den ächten Ring, die beiden Andern haben gewiss unächte Ringe. Nur soll der ächte, ursprüngliche Musterring nicht erweislich sein, fast so unerweislich, als uns jetzt der rechte Glaube. Auf die drei Religionen angewendet erscheint nun das Gleichniss bei strengerer Prüfung so lahm als irgend eines. Die drei Religionen sind einander keineswegs, weder im Aeussern noch im Innern, so ähnlich, wie zwei einem dritten täuschend nachgemachte Ringe; das Christenthum, der ächte Ring, ist vielmehr durchaus und sehr leicht von den andern beiden Religionen, den unächten Ringen, zu unterscheiden, theils an seinen Dogmen, an seinen gottesdienstlichen Einrichtungen und kirchlichen Gemeindeverfassungen, theils und vorzüglich an den sittlichen Principien, an den Wirkungen und Segnungen im Geist und Leben einzelner Menschen wie ganzer Nationen, so dass sein innerer Werth und seine Aechtheit ganz unzweifelhaft offen am Tage liegt. Ebenso sind Glaubensstifter und Glaubensurkunden so wesentlich und augenscheinlich verschieden, dass man am allerwenigsten sagen darf, Gott der Vater selbst, der den ächten Ring gab und die zwei unächten nachmachen liess, vermöge die ächte Religion von der unächten

nicht zu unterscheiden, dass sogar alle drei Urheber der im Gleichnisse durch die drei Ringe bezeichneten Religionen Moses, Christus und Muhamed, als „betrogene Betrüger“ gelten könnten. Es ist unverkennbar, dass Lessing hierbei die berüchtigte Schrift de tribus impostoribus im Sinne gehabt hat.

In gegenwärtiger Zeit thut es wohl Noth, das Gefühl vom Werthe des Christenthumes lebendig und fruchtbringend in's Bewusstsein der Menschen zu pflanzen; in gegenwärtiger Zeit, wo sich hinter der Maske von Humanität und Toleranz die Unholde des Indifferentismus, des Synkretismus, des Weisheitsdünkels und der Philosophasterei so schlau zu verbergen wissen. Eine vergleichende Erinnerung an die Religionsunterschiede dürfte daher wohl für Viele ebenso heilsam als willkommen erscheinen.

Jeder Denkende und wahrhaft Gebildete, welcher nur einigermassen in das innere Wesen einer Religion, d. h. ihrer Grundidee, ihrer Hauptlehren und Principien und deren Verhältniss zu dem Inhalte oder Gehalte einer andern Religion einzugehen versteht, wird sofort erkennen und einräumen, dass das Christenthum, wie es in den Schriften des Neuen Testaments, namentlich den Evangelien, dargestellt ist, wie es sich selbst in seiner Kraft und Segnung für ganze Völker und einzelne Menschen kundgegeben hat, den unbestreitbarsten Vorzug vor allen andern Religionen, dass es die offenbarste Vollkommenheit besitzt. Wenn man Religion mit Religion vergleicht, so kann man natürlich nicht die Ausartungen oder Verirrungen zum Massstabe wählen, welche sich durch ihre Bekenner in die äussere Erscheinung oder Gestaltung derselben, in den öffentlichen Gottesdienst, in die religiösen Gebräuche, in die Handlungen und Massnahmen der oder jener besondern Glaubensseite, dieser oder jener Zeitperiode oder Zeitrichtung oder wohl gar in die Denk- und Handlungsweise einer einzelnen Persönlichkeit im Laufe der Zeit nach und nach oder hier und da eingedrängt haben. Am allerwenigsten darf bei der Vergleichung der Religionen ein Verfahren in Anwendung gebracht werden, bei welchem die eigenthümlichen und eben unterscheidenden Lehren und Grundsätze der einen Religion ganz bei Seite gesetzt, die zeitlichen und zufälligen Verirrungen und Ausartungen in der

Geschichte der andern Religion geflissentlich an's Licht gezogen werden, zur concreten Veranschaulichung in Bezug auf die eine nur eine aus dem Reiche der Ideale herbeigezauberte Individualität, hinsichtlich der andern eine im Reiche grober Wirklichkeit überall vorkommende Persönlichkeit dargestellt wird. Dieses Unrecht hat Lessing begangen, indem er in seinem Drama die wesentlichen Unterschiede des Judenthums und Muselthums ganz unbeachtet lässt, so dass man, wie schon bemerkt, weder in dem Nathan einen Juden, noch in dem Saladin einen Türken erkennt, dagegen unter dem Christenthume jenes Aggregat von Dogmen und Meinungen, von Satzungen und Gebräuchen versteht, welche im Laufe der Zeit theils in den kirchlichen Parteiungen, theils in der wirklichen Lebens- und Handlungsweise besonderer Individuen hervorgetreten sind, die äusserlich an- und eingelernt werden, ohne auf Herz und Gesinnung einen nothwendigen Einfluss zu üben, indem er ferner Nathan und Saladin dem fanatischen Patriarchen gegenüber stellt, der freilich bei der Aufführung mancher Bühnen im eigentlichen Sinne ganz aus dem Spiele gelassen wird. Wie schon angedeutet, kann nur der innerste Geist, das eigentliche wahre Wesen, der tiefste und dauernde Gehalt der Religionen, die wesentlich unterscheidende Eigenthümlichkeit in den Gesichtskreis einer unparteiisch und unbefangen vergleichenden Betrachtung gezogen werden. Treten die verschiedenen Religionen hiernach einander im Wettstreit gegenüber, so wird ein ernstes und strenges Schiedsgericht gewiss nicht in Zweifel sein, welcher Religion der Preis zuerkannt werden müsse; es wird eine ganz andere Sentenz fällen und keineswegs die Entscheidung dahin geben, dass allen Religionen gleiche Kraft, gleicher Werth, gleiche Würde beizumessen, dass der rechte Glaube jetzt so unerweislich sei, als der ächte Ring gegenüber von zwei anderen, die ihm eben in der Absicht zu täuschen und die Unterscheidung unmöglich zu machen, ohne Sparung von Kosten und Mühe vom geschickten Künstler auf's Vollkommenste nachgebildet worden sind.

Es kann hier nicht die Absicht sein, alle Religionen der Welt nebeneinanderzustellen. Es wird auch wohl Niemand in den Sinn kommen, z. B. den Götzendienst und Aberglauben

der Chinesen und Hindus, der Tartaren und Mongolen oder gar der Kaffern, Hottentotten und Buschmänner, überhaupt alle die abenteuerlichen, abgeschmackten und widersinnigen Formen des Heidenthums, des Polytheismus und Dualismus, des Pantheismus und Fetischismus, dem Christenthume irgendwie gleich zu stellen. Die Religion der Perser zeigt unter den nicht monotheistischen Religionsformen mit dem Christenthume noch die meiste Verwandtschaft, obgleich die Idee von Gott, von Tugend, von Freiheit und Unsterblichkeit durch die dualistische Grundansicht von der Macht und Herrschaft des Ahriman und seiner Dämonen, zu Ohnmacht und Unlauterkeit tief heruntergezogen wird. Die Mythologie der Griechen und Römer mag wegen der Buntfarbigkeit oder Kunstschönheit in ihren Phantasien und Poesien für Dichter und Archäomanen einen berauschenden Reiz oder Zauber üben; dem Philosophen oder überhaupt Denker ist sie eben so wenig eine Religion, als der im Donner tobende, in Liebesabenteuern schwelgende, in sinnlichen Erschöpfungen ohnmächtige und schlummernde Zeus ein ewiger, ein heiliger, ein allweiser, ein gerechter und allmächtiger Gott ist. Das hat schon Cicero erkannt, indem er dem Homer, der eigentlichen Quelle der griechischen Volksreligion, den vollkommen begründeten Vorwurf macht, dass er das Göttliche zu dem Menschlichen heruntergezogen habe, statt das Menschliche zu dem Göttlichen emporzuheben.

Es möge die Vergleichung auf die beiden monotheistischen Glaubensweisen oder Religionssysteme beschränkt bleiben, welche der Christusreligion am nächsten stehen und von Lessing selbst unter dem Gleichnisse von den drei Ringen ausschliesslich in Betracht gezogen worden sind. Ohne die Punkte des Dogma und der Moral, in welchen Mosaismus und Islamismus mit dem Christenthume ganz oder nahe übereinstimmen, ableugnen oder bestreiten zu wollen, was ja unmöglich oder widersinnig sein würde, vermag der gründliche Kenner der drei Hauptreligionsformen des Monotheismus bei nicht allzu oberflächlicher Würdigung noch so viel und so wesentliche Merkmale des Unterschiedes hervorzuheben, dass die Behauptung von der Unmöglichkeit der Unterscheidung nur entweder auf völliger Blindheit oder gänzlichem Mangel an Urtheil und Denkkraft beruhen

kann. Lessing, von den religiösen Zuständen und Zänkereien seiner Zeit verbittert und sich an Aeusserlichkeiten und Zufälligkeiten des kirchlichen Parteiwesens haltend, mochte auf den inneren Gehalt des positiven Christenthums und Offenbarungsglaubens gar nicht eingehen; er setzte an dessen Stelle eine Natur- und Vernunftreligion, deren Zweck und Grundsubstanz die Humanität und Toleranz war, und liess es nicht gelten, dass Humanität und Duldung eben zu dem Wesen des Christenthums gehören. Allerdings waren sie bei vielen Theologen der damaligen Zeit nicht anzutreffen; daher Lessing auch mit seinem Drama den Theologen einen ärgern Possen zu spielen glaubte, als noch mit zehn Fragmenten. Ausserdem würde keiner mehr Kenntniss und Scharfsinn als er besessen haben, um den Werth der drei Religionen auf's Feinste abzuwägen und darzustellen. Abgesehen davon, dass die muhamedanische Religion ein Gemisch von jüdisch-christlichen und arabischen Bestandtheilen, oder wie Luther naiv und derb sich ausdrückt, ein zusammengeflickter Bettlermantel von Sprüchen des Gesetzes und des Evangeliums ist, so enthält sie so viel sinnliche, rein ceremonielle, phantastische und fanatische Elemente, dass darunter das wirklich Wahre und Geistige in der Vorstellung von Gott, von Tugendübung und von Hoffnung auf Unsterblichkeit und ewige Vergeltung ganz niedergedrückt und überdunkelt wird. Die Sinnlichkeit seiner Religion offenbart ihr Stifter selbst an seiner eigenen Person und Lebensweise, indem er sich dem Genusse der niedrigsten Ausschweifungen hingab, sich selbst von der Pflicht gewisser Eide freisprach und sich für diese Privilegien sogar auf göttliche Offenbarung beruft. Sein Religionsbuch, der Koran, enthält die gröbsten Fabeleien und Irrthümer, die durch den Glanz und Schwung der Darstellung zwar manchen Reiz, aber nichts an innerem Werth gewinnen. Vieles seiner Lehre widerstreitet durchaus den Anforderungen ächter Tugend und Frömmigkeit, so die Blutrache, die Vielweiberei und die Hinweisung auf die sinnlichen Freuden des Paradieses. Die edleren Bedürfnisse des Herzens bleiben fast ganz unbefriedigt. Die göttliche Strafübung erscheint als willkürliche Gewalt und Härte. Der Rathschluss Gottes wird zur fatalistischen Nothwendigkeit, so dass das Gute und Böse

für Charakter und Handlungsweise dem Menschen weder Wahl, noch Verdienst oder Schuld übrig lässt, Belohnungen und Strafen in dieser und jener Welt keinen Sinn und keinen Zweck haben. Auch gestattet der Islamismus zwischen Gott und den Menschen keine Annäherung, keine Vermittlung, keine Versöhnung. Der Abstand oder die Kluft zwischen Gott und dem Menschen ist unendlich und unausfüllbar. Gebete und Fasten begründen eine nüchterne, aller sittlichen Lauterkeit baare Werkheiligkeit. Die Menschenliebe ist nur Selbstliebe oder höchstens Stammesliebe. Liebe gegen Feinde oder Andersdenkende können im Herzen des Menschen wohl nur schwer und selten Wurzel fassen, dem der Koran vorschreibt: Beleidigt diejenigen, welche euch beleidigt haben, auf dieselbe Weise, wie sie euch beleidigt haben; wider Juden und Christen streitet so lange, bis sie sich bequemen, Tribut zu zahlen und sich euch zu unterwerfen. Die Gewalt der Waffen zur Verbreitung des Islam und seiner politischen Herrschaft widerstreitet nicht dem Sittengesetze; Blutvergiessen und Schandthat zur Unterdrückung der Irrgläubigkeit sind durch kein Verbot verdammt und gezügelt. Ueberhaupt verträgt sich Gewaltherrschaft und Despotismus mit den Lehren und Vorschriften des Koran auf's Vollkommenste, da ja selbst die göttliche Weltregierung nicht in Gottes Weisheit, Güte und Heiligkeit, sondern nur auf Nothwendigkeit, Willkür und Leidenschaft beruht. An dem öffentlichen, dem Wesen des Islam ganz entsprechenden, Staats- und Volksleben haftet die Verhöhnung unbestreitbarer Menschenrechte in der schmachvollen Beibehaltung der Sclaverei und in der schandbaren Behandlung des Frauengeschlechts. Das Verbot, sich durch Lesen und Nachdenken über die höchsten Angelegenheiten des Lebens wahre Bildung und vernünftige Ueberzeugungen zu erstreben, muss durchaus die Beschränktheit und Armuth des Geistes erzeugen, wie sie unter den muhamedanischen Völkerschaften überall vorherrschend ist. Die Culturstufe dieser Völker überhaupt ist daher ungeachtet ihrer grösstentheils edlen und kräftigen Natur noch sehr tief und mit der der christlichen Nationen durchaus unvergleichbar. Nur die Poesie hat bei dem Feuer und Zauber der orientalischen Phantasie einen gewissen Aufschwung und Ruhm gewonnen, aber

keineswegs die Klarheit, die Ruhe, die Tiefe und die Kunstvollendung erreicht, wie wir sie in den poetischen Schöpfungen christlicher Classiker bewundern müssen. Wissenschaften und Künste dagegen gewinnen weder Einfluss noch Ehre und sind, eine kurze Zeit durch äussere und fremde Anregung gepflegt, bald wieder erstorben und werden auf dem Grund und Boden der alten Hellenen nicht eher wieder auferstehen, als bis das Evangelium die segnenden Strahlen seines heiligen Geistes über dieselben ergiessen wird.

Das Judenthum ist theils nach dem Wesen des Mosaismus oder Hebräismus, theils nach den Satzungen des Rabbinismus oder Talmudismus zu beurtheilen. In den Vorstellungen von Gott herrscht aber die Idee der Gerechtigkeit und des Zornes über die der Liebe und Güte. Zwar hat Jehova Himmel und Erde geschaffen, aber er bleibt ein Gott des auserwählten Volkes Israel, von dem er allein wahrhaft verehrt, das allein von ihm geliebt und gesegnet wird. Der Particularismus des Jehovaglaubens führte zu Hass und Verfolgung gegen Andersgläubige sowohl im eigenen Volke als vorzüglich gegen auswärtige Völker, führte zu einem Nationalstolze oder vielmehr Nationaldünkel, der andere Völker kaum der Beachtung, viel weniger der Achtung würdigte. Das Glaubensgesetz schreibt Heiligung als Bestimmung des Menschen vor, fordert damit aber vorzugsweise äussere Reinhaltung von Uebertretung theils ritueller theils bürgerlicher Anordnungen und Einrichtungen. Auf Feste, Fasten, Reinigungen und vielerlei Gebräuche wird ein ihren Werth überwiegendes Gewicht gelegt. Ceremoniendienst und Legalität bieten den Massstab für Belohnungen und Strafen, die sich hauptsächlich auf die körperliche und sinnliche Natur des vor den Strafgerichten Gottes in knechtischer Furcht und Angst lebenden Menschen beziehen. Die ganze Lebensansicht des Mosaismus wurzelt tief in der Niedrigkeit des Irdischen. Belohnung und Strafe für Frömmigkeit oder Gottlosigkeit liegen allein im gegenwärtigen Leben, dessen lange Dauer an sich das höchste Gut des Erdenglücks und das untrüglichste Zeichen göttlicher Huld und Gnade ist. Die Ahnung eines ewigen Lebens in gerechter Vergeltung des irdischen Lebens ist schwach und matt. Das Verlangen und die Sehn-

sucht nach einer vollkommneren Gestaltung des Jehovareiches, seiner universalen Macht und Herrlichkeit, findet in dem eigenthümlichen Elemente des Prophetenthums und der Messiashoffnung mehr wehmuthvolle Aufregung als befriedigende und beseligende Erhebung. Die Fortentwicklung des jüdischen Glaubens und Moralsystems, wie sie sich in den Propheten offenbart, bleibt doch immer auf einer Stufe der Läuterung und Vergeistigung stehen, die nur als Vorstufe zu einer noch höheren Entwicklung, zu einer wahren Vollendung betrachtet werden kann. Die nachchristlichen Erweiterungen oder Commentationen des vorchristlichen Judenthums durch den hinzugetretenen Talmudismus und Rabbinismus verstricken sich in die Spitzfindigkeiten und Subtilitäten einer theils gelehrten theils grüblerischen Sophistik und Casuistik, die dem sittlich religiösen Leben und Gottesdienste weder zur Nahrung noch zur Kräftigung gereichen. Die Religions- und Lebensansichten, die Denk- und Handlungsweise der durch Geist und Charakter sich auszeichnenden Juden in der Gegenwart mitten unter christlichen Bevölkerungen sind zu sehr dem Einflusse christlicher Ideen und Geistesrichtungen nahegestellt, als dass man das eigenthümliche Verdienst des spezifischen Judenthums sicher zu unterscheiden vermöchte. Männer, wie Spinoza und Mendelssohn, sind nach ihrer wissenschaftlichen Bildung und religiösen Lebensanschauung dem Judenthume offenbar so gut wie gar nicht in Anrechnung zu bringen, da sich an ihnen der Einfluss der christlichen Literatur und Culturhöhe zu deutlich nachweisen lässt. Das gegenwärtige Judenthum an sich erscheint als ein starres hartnäckiges Festhalten an einer Religionsform, die, wie eine ägyptische Mumie, zwar der Fäulniss und Verwesung widersteht, aber doch weder Geist noch Leben hat. Geist und höheres Leben, bedeutende Leistungen auf dem Gebiete der Kunst, Poesie und Wissenschaft, sind unter Israeliten nur insoweit anzutreffen, als sie an den reichen Quellen der Bildung und Culturentwicklung unter den Christen Antheil nehmen. So viel bleibt gewiss, dass der geistige und substanzielle Gehalt des modern gehobenen Judenthums, wie es nach Ritus und Lehre in manchen Synagogen einiger grossen Städte Europa's erscheint, nur darum dem Christenthume nahesteht, weil es

mitten im Christenthume steht und eben dadurch gehoben worden, sonst aber vom Christenthume gar wohl zu unterscheiden und demselben keineswegs gleichzustellen ist.

Die vergleichende Schilderung des Christenthums kann nur die Lobrede auf das Christenthum sein, auch wenn man die Betrachtung allein von dem philosophischen oder rationalistischen Standpunkte aus anstellen will und die Vorzüge, welche sich vom Standpunkte der kirchlichen Orthodoxie oder Symbolgläubigkeit noch im Besonderen mit starkem Nachdrucke geltend machen lassen, bei der Vergleichung ganz fern hält. Es sollte allerdings nicht nur leicht, sondern auch überflüssig erscheinen, als Christ unter Christen dem Christenthume eine Lobrede zu halten. Allein leider ist das Wesen der christlichen Religion selbst unter vielen Gebildeten in seinen Haupt- und Grundzügen noch so wenig klar erkannt, dass sich nur aus dieser Unkenntniss der rauschende Beifallsjubel erklären lässt, welcher bei dem Märchen von den drei Ringen auszubrechen pflegt. Wo aber ist das Dogma so vernunftgemäss, die Moral so erhaben, die Persönlichkeit des Glaubensstifters so fleckenlos, der Segen der Glaubensfrucht so umfassend und beseligend, als in der Lehre, den Pflichtgeboten, dem Wandel Jesu Christi, wie sie das Evangelium darstellt, als in dem mächtigen Einflusse auf das Leben der Menschen und Völker, wie die Culturgeschichte der Menschheit im Grossen und Kleinen, im Ganzen und Einzelnen unwidersprechlich zu bezeugen vermag! Für die Begründung des Glaubens an die alleinige Vollkommenheit der christlichen Religion und daran, dass das Wahre und Ewige, das Geistige und Göttliche, das zerstreut und vereinzelt in allen Religionen vorhanden ist, dass das Christenthum dieses Alles vereint und vollständig in sich schliesst, weiss ich in der That nichts mehr und nichts Besseres aufzustellen, als was die kenntnissreichsten Religionslehrer und Apologeten auf Kanzel und Katheder, in Schrift und Rede, seit den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche bis auf den heutigen Tag ausgesprochen haben. Die zugleich allen edleren Bedürfnissen des Geistes und Herzens, dem Verlangen nach Wahrheit und Weisheit, nach lauterer Tugend und sittlicher Vollendung, nach innerster Beglückung und Beseligung im

höchsten Grade entsprechenden Lehren von Gott, dem ewigen und heiligen, dem liebenden, gnädigen und barmherzigen Vater aller Menschen, von seiner Verehrung im Geiste und in der Wahrheit, von der Würde und Bestimmung des Menschen, von den höchsten Zwecken und Gütern des Lebens, von der ewigen Zukunft und Vergeltung, von der himmlischen Heimath und Glückseligkeit, sind so bestimmt und deutlich, stimmen in jedem Zuge mit den Aussprüchen der Vernunft so vollkommen überein, dass schon in dieser Hinsicht an ein Gleichstellen des christlichen Dogma mit dem des Judenthums und Muselthums auch nicht im Entferntesten zu denken ist. Wie erhaben und tief wohlthuend ist namentlich die Idee und Lehre von der Versöhnung! Man mag sich diese Versöhnung vorstellen, wie man will, so orthodox oder so rationalistisch, wie man will, es ist doch ein im Innersten des Gemüths Ruhe und Frieden weckender Gedanke, dass Gott selbst dem Sünder gnädig und barmherzig sei, dass er ohne Opfer an Gut und Blut auch den tief Gefallenen zu dem Throne seiner Huld und Gnade erhebe. Die Bekehrung zu dem wahrhaften Gotte, die Lauterkeit des Herzens ist die alleinige Bedingung jener Huld und Gnade. So rein, so erhebend und beseligend hat kein Religionssystem vor, kein Religionssystem neben dem Christenthume die Versöhnung des Menschen mit Gott gedacht und dargestellt.

Die christliche Moral fordert in ihren Grundsätzen und Aussprüchen an das menschliche Wollen und Handeln eine solche Reinheit der Triebfedern und Beweggründe, in ihrem Gebote selbst der Feindesliebe eine solche Unbedingtheit und Uneingeschränktheit der edelmüthigsten Pflichterfüllung, wie sie ausserhalb des Christenthums kein Weiser der Weisen jemals geahnt, geschweige deutlich erkannt hat. Namentlich erscheint auch die Pflicht der Duldung oder Toleranz um so mehr als ein wesentlicher Bestandtheil christlicher Lebensanschauung und Lebenspraxis, je entschiedener sie von Christus selbst gefordert, durch sein eigenes Beispiel geheiligt, von seinen wahren Verehrern stets geübt, von den Anbetern Gottes im Geist und in der Wahrheit als herrschendes Princip ihrer Denk- und Handlungsweise erkannt und bewahrt worden ist. Dasselbe lässt sich vom Judenthume und Türkenthume kaum im Ein-

zelnen mit höchst seltener Ausnahme sagen, und eigentlich gar nicht, ohne vorausgegangenen Einfluss christlicher Bildung oder wenigstens einiger Kenntnisse von der Christuslehre über Gott, den Vater aller Menschen, über das Verhältniss aller Menschen als Brüder zu einander. Die höchste Duldung lehrt und gebietet nur das Christenthum, die höchste Liebe lehrt und pflegt nur das Evangelium von der Beglückung des ganzen Menschengeschlechts durch Christum den Sohn Gottes, den Heiland und Seligmacher der Welt und Menschheit. Die reinste Humanität überhaupt ruht in dem Christenthume als der Religion der Liebe und des Edelmuthes. Es ist nicht zu leugnen, dass im Lessing'schen Drama der Indifferentismus in Bezug auf Religion und Glauben als Wurzel und Quelle der Humanität und Toleranz erscheint. Dieser Indifferentismus hat aber nie und nirgends die segnende Kraft bewährt, welche allein in der lebensvollen Lehre des Evangeliums enthalten ist.

Mit vollem Recht ist gesagt worden, zum Wesen des Christenthumes gehöre nicht bloss die Lehre, sondern auch die Person Jesu Christi als der unversiegbaren Quelle des religiösen Lebens und des sittlichen Geistes, der in seiner Kirche waltet. In Jesu Person ist die Idee sittlicher Würde und Vollendung, das Ideal menschlicher Charaktergrösse und Seelenschönheit, zu Leben und Wirklichkeit verkörpert. Gross und erhaben bis zum Tode in Schmerz und Schmach bietet er das höchste Vorbild der reinsten Menschenliebe und des unwandelbarsten Gottvertrauens. Weder der Scharfsinn eines Philosophen, noch die Phantasie eines Dichters hat je ein so grossartiges Geistes- und Charaktergemälde zu denken und zu schaffen vermocht, als in der Persönlichkeit Jesu auf Erden zur Anschauung gekommen ist. Wer in den Kämpfen des Lebens der idealen sittlichen Begeisterung durch lebendiges Vorbild bedarf, der hebe zu Jesu dem Sohne Gottes Geist und Herz empor!

Mit wenigen Worten will ich noch der Segnungen gedenken, mit denen allein durch das Christenthum Welt und Menschheit beglückt worden sind. Erst durch das Christenthum ist auf Erden ein zwar nicht überall den Augen sichtbares, aber ohne die Gewalt der Waffen weit verbreitetes Reich

Gottes, ein Reich der Wahrheit, der Tugend, der Frömmigkeit und der innersten Glückseligkeit im Leben einzelner Menschen und Familien, wie im Leben ganzer Völker und Staaten begründet worden. Nie und nirgends hat sich unter jüdischen und muhamedanischen Völkerschaften die Cultur in Kunst und Wissenschaft, in Gesetzgebung und Staatsordnung auf die Höhe emporgehoben, wie es in den durch das Christenthum civilisirten Staaten und Völkern der Gegenwart, vorzüglich des westlichen Europa, der Fall gewesen ist. Männer der umfassendsten und tiefsten Gelehrsamkeit, des scharfsinnigsten Denkens und Forschens, des reichsten poetischen und künstlerischen Schaffens, sind in grosser Anzahl als Vertreter und Förderer menschlicher Geisteskraft und Geistesschönheit erst seit dem Erscheinen und Walten des Christenthumes für die Erleuchtung und Beglückung des Menschengeschlechts thätig gewesen. Niemand, der nur etwas genauere Geschichtskenntniss besitzt, wird eine solche Vertretung und Förderung in gleichem Grade und Umfange im Judenthume oder im Muselthume nachweisen wollen. Das höhere geistige und sittliche Glück der Menschheit wirkt nur da in den weitesten Kreisen bis hinab in die untersten Schichten der menschlichen Gesellschaft, wo Gott nach der Lehre Jesu Christi im Geiste und in der Wahrheit angebetet wird.

Hiernach offenbaren die Religionen der Welt, besonders auch die des Judenthumes und des Islam in ihrem Verhältnisse zu dem Christenthume nach den wesentlichsten Beziehungen, nach Ursprung, Inhalt, Werth, Kraft und Wirkung eine so augenscheinliche Verschiedenheit, dass die Möglichkeit der Unterscheidung unzweifelhaft, die Gleichstellung mit dem Christenthume aber geradezu unbegreiflich erscheint. Das Märchen oder Gleichniss von den drei Ringen hat also in seiner Anwendung auf jene drei Religionen, insofern dadurch die Ansicht versinnlicht werden soll, dass die drei Religionen eben so wenig als jene drei Ringe zu unterscheiden seien, auch nicht den geringsten Werth. Es verdient daher auch seinem Inhalte nach keineswegs als Wahrheit und Weisheit, sondern nur, worauf es auch in seiner Quelle allein Anspruch macht, als List und Schlauheit des geizigen und wucherischen Juden Nathan oder Melchisedech eine mässige Bewunderung. Die wissen-

schaftliche Kritik ist der Probirstein, an dem die Wahrheit des Gleichnisses, wie die Aechtheit der Religionen zu prüfen ist, der Probirstein, den freilich nur Wenige besitzen, nur Wenige zu brauchen verstehen. Es freue sich aber ein Jeder, dass er ein Christ, nicht ein Jude oder gar ein Muselmann geboren ist, um so mehr, da es doch nicht so ganz als ausgemacht gelten kann, dass er ausser dem Christenthume und ohne das Christenthum gerade Lessing's Nathan oder Saladin geworden wäre. Zu Saladin aber wie zu Nathan sage ich mit dem Klosterbruder:

Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ! Ein bess'rer Christ war nie!

Dresden.

Dr. Friedrich August Beger,
weil. Director der 1. Realschule.

Montaigne und Bacon.

Zu einer zusammenfassenden und vergleichenden Betrachtung der Leistungen Bacon's und Montaigne's veranlasst Mancherlei: die annähernde Gleichheit ihrer Zeitepoche, die Aehnlichkeit ihrer Stellung in der Geschichte ihrer Literatur sowohl wie die Aehnlichkeit der von ihnen behandelten Gegenstände und der Art der Behandlung. Uns hat noch ein besonderer Grund zum Ziehen einer solchen Parallele veranlasst. Bacon erscheint nämlich meistentheils in einer Gesellschaft, in die er nicht gehört. Darunter muss nothwendig sein Andenken leiden. Auch ein bedeutender Mann muss gering erscheinen, wenn der Maassstab, den man an ihn legt, ein allzuhoch gegriffener ist. Man braucht ihn nur in die rechte Verbindung zu bringen, so tritt die grosse Bedeutung des Mannes deutlich hervor. Die Engländer, zum Theil aus einer Art von Patriotismus, halten Bacon so ziemlich für das in Alterthum und Neuzeit unerreichte Ideal des Denkers, und meistens spricht man ihnen das nach. Nun ist aber Bacon nichts weniger, als ein speculativer Kopf, ein grosser Denker. Neben Plato, Aristoles, Des Cartes, Spinoza, ja nur gegen seine Landsleute Hobbes oder Locke nimmt er sich ziemlich schlecht aus. In einem ganz andern Lichte erscheint er, wenn man ihn in die Gesellschaft bringt, in die er gehört. Man muss eben Bacon nicht als den englischen Des Cartes, sondern als den englischen Montaigne betrachten. — Wenn wir in diesem Sinne die beiden Männer zusammenstellen, so kann die gleiche geschichtliche Stellung in ihnen doch nur auf dem Boden einer durchgängigen Verschiedenheit des Wesens und der Gesinnung erkannt werden,

einer Verschiedenheit, an der eben sowohl persönlicher Charakter, als Nationalität und confessioneller Unterschied seinen Antheil hat.

Erinnern wir uns zunächst der hauptsächlichsten Bildungselemente der Zeit, in der beide Männer gelebt haben. Montaigne ist 1592 gestorben, Bacon 1626. Jene Epoche hat zwei ganz eigenthümliche Elemente: einerseits die Reformation und die durch sie in den meisten Ländern Europas, in England, wie in Frankreich hervorgerufenen Kämpfe, die in Frankreich mit dem Siege des Katholicismus, in England mit dem der Reformation enden; andrerseits das immer tiefere Eindringen der antiken Literaturen und der antiken Bildungselemente in das allgemeine Leben der Völker. Das Zeitalter der Reformation vollzieht den Bruch mit der Vergangenheit da, wo es auf religiösem Gebiete nicht geschieht, wenigstens auf dem der Wissenschaft. Wo die Kirche nicht fällt, fällt wenigstens die kirchliche Wissenschaft, die Scholastik, und an Stelle des Princips der Autorität, das in der Wissenschaft so lange geherrscht hatte, tritt die freie, eigene Forschung; an die Stelle der trockenen logischen Formel das Herz und das Gemüth mit seinen Bedürfnissen. Das, was man bis dahin allgemein geglaubt hatte, wird zweifelhaft und droht zusammenzustürzen. In Italien fügt man die Trümmer künstlich zusammen und sucht sie durch den wiedererwachten Geist der Antike neu zu beleben; in Deutschland bricht sich das Gemüth mit seinen tiefen Bedürfnissen Bahn in den Träumen der Mystiker und Theosophen. Was wird da der Franzose thun? Geistreich und gewandt, liebenswürdig und witzig wird er die Wildheit geistiger Strömung in dem stillen Bette der Betrachtung und des durch den gesunden Menschenverstand gemässigten Zweifels, der sich an den Dingen nicht eben tief innerlich betheiligt, verlaufen lassen. Und der Engländer? nun, der wird alles Frühere für unnütze Speculation, unfruchtbare Grübelei erklären und mit einem neuen System des Dogmatismus, das nur im Punkte des Denkens äusserst schwach ist, darangehen, die Welt praktisch für sich zu erobern. Das sind im Wesentlichen die Standpunkte Montaigne's und Bacon's.

Das andere wichtigste Element jener Zeit ist der sich

immer steigernde Einfluss der antiken Bildung. Immer mehr hörte diese auf, das specielle Eigenthum weniger Gelehrten zu sein, und von allen Seiten wurde daran gearbeitet, sie in das Leben des Volks, in die allgemeine Gesinnung einzuführen. Am allermeisten war dies möglich in den katholischen Ländern, wo trotz der erneuerten und verstärkten Macht der katholischen Grundsätze diese doch nicht so sehr die alleinherrschende und tiefste Macht in den Gemüthern erlangt hatten, um alles Fremdartige auszuschliessen. Besonders in Frankreich geht seit Franz I. die antike Anschauungsweise auch ausserhalb der erstaunlichen Gelehrsamkeit jener Tage in das Leben der Nation über. Rabelais und Amyot, jeder auf seine Weise, doch am kräftigsten dieser, durch die Uebersetzung des Plutarch, der dem französischen Nationalgeist so willkommenen Stoff entgegentrug: beide wirkten kräftig auf eine Erweckung antiker Gesinnung hin. In England, dem protestantischen Lande, wo die sittlichen Grundsätze von echt christlicher Art weit tiefer und fester gewurzelt waren, konnte der Inhalt heidnischer Lehren, konnten die sittlichen Grundsätze in Anschauungen von Peripatetikern und Akademikern, Stoikern und Epicuräern nicht solchen Einfluss haben: aber die Form, die Beredtsamkeit, die Classicität haben auch dort angeregt, und die Kenntniss und Bewunderung der Antike bildeten auch dort den nationalen Styl vor.

Die allgemeine Sprache der Wissenschaften war im Mittelalter die lateinische gewesen. Die lateinische Sprache war aber auch eben so das Mittel zum Ausdruck jeder höheren geistigen Thätigkeit. Dem Lateinischen gegenüber galten die modernen Sprachen wie Vulgairsprachen. Grade das 16. Jahrhundert nun ist dasjenige, in welchem sich diese Vulgairsprachen zu einer grössern Selbstständigkeit dem Lateinischen gegenüber entwickeln, einer Selbstständigkeit, die vorher nur bis zu einem gewissen Grade die italienische Sprache gehabt hatte. Dieses Jahrhundert ist die Zeit der ersten Versuche einer kunstmässig gebildeten, formvollendeten Prosa, in der die edelsten Gedanken niedergelegt werden sollten, wie früher dies nur im Lateinischen denkbar schien. Diese Versuche gipfeln in Montaigne und Bacon. So sind diese beiden die eigentlichen Väter der fran-

zösischen und englischen Prosa geworden. Man kann beiden veraltete Formen und Ausdrucksweisen vorwerfen; in beiden finden sich Elemente, die die Sprache auf ihrem Entwicklungsgange weiterhin abgestreift hat; neben ihnen finden sich andere Schriftsteller von hoher, in mancher Beziehung höherer Bedeutung. Aber das eigentlich Entscheidende ist doch, dass sie zum ersten Male allgemein, von allen gebildeten Schichten gelesene Prosaschriftsteller in der Landessprache gewesen, und dass sie es mit immer steigendem Ruhme bis auf den heutigen Tag geblieben sind; dass wenn bei andern, Gleichzeitigen oder Vorgängern, sich nach irgend einer Seite hin eine grössere formelle Vollendung zeigte, sie doch bei weitem die einflussreichsten Muster geworden sind. So kann man allerdings sagen: Montaigne und Bacon haben die mustergültige Prosaliteratur Frankreichs und Englands eingeleitet.

Dass sie dies aber vermochten, liegt vor Allem in dem von ihnen behandelten Stoffe. Es ist die gemeinsame Erscheinung in allen Anfängen einer nationalen Prosa, dass die Muttersprache insgemein noch zu ungelenk und ihre Ausdrücke und Bezeichnungen noch zu unklar und unbestimmt, insbesondere die technischen Ausdrücke zu mangelhaft sind, für ein wirklich methodisches Denken, für Gedankensysteme von wahrhaft wissenschaftlicher Methode. Den Anfang der Prosadarstellung macht vielmehr durchgängig die in ihrem Gange weit weniger gebundene und freiere Geschichtsdarstellung zunächst noch der naiven Gattung, die wunderbare Ereignisse auf Treue und Glauben ohne alle oder mit mässiger Reflexion erzählt. Dazu kommt die kleine Erzählung, fingirte Geschichte in prosaischer Form, die Novelle; es schliesst sich leicht die rhetorische Prosa an, die mehr den Ausdruck des Gefühls und der Leidenschaft, als feste Ueberzeugung, als Betheiligung des Verstandes anstrebt. Endlich die reflectirende Prosa, die in mehr oder minder subjectiver Form, ohne sich an die strenge Methode dialektischer Begriffsentwicklung zu binden, die Fülle persönlicher Erscheinungen, Gedanken über allerlei Gegenstände der moralischen und der äussern Welt, über Menschenschicksal und Menschenleben mittheilt. Man muss sich wohl hüten, dergleichen Schriften philosophische zu nennen. Sie können der Philo-

sophie wohl vorarbeiten, indem sie allgemeine Ueberzeugungen erschüttern und andere neu bilden helfen und wohl auch dem Genie einen kräftigen Anstoss geben. Aber sie dürfen keineswegs für Philosophie gelten. Diese ist eine sehr strenge, mit sehr exacten Methoden sehr genau verfahrende Wissenschaft, die dem subjectiven Meinen keinen oder geringen Spielraum übrig lässt; eine Wissenschaft, in ihren Methoden so bündig, wenn auch in ihren Resultaten nicht so unumstösslich, wie die Geometrie. Jene Werke einer ungebundenen, freien, subjectiven Reflexion verhalten sich zu den Werken der Philosophie wie reine Dilettantenerzeugnisse zu denjenigen des strengen Gelehrten oder des wirklichen Künstlers. Der eigentliche zünftige Gelehrte weist sich auch in der Philosophie dadurch aus, dass er an der Gesammtarbeit einer grössern Zahl mitarbeitet, dass er die Fragen da aufnimmt, wo sie ein Anderer hat liegen lassen, dass die Andern ihm, er den Andern in die Hände arbeitet. Solchen Werth können Dilettantenarbeiten nicht haben; aber sie können sehr anregend wirken, wenn sie von sehr bedeutenden Persönlichkeiten ausgehen. Denn in dem Werke des Liebhabers spricht sich nicht sowohl die Sache und ihr objectives Bedürfniss, als die subjective Stimmung des Urhebers aus. Jene Väter der Prosa: Montaigne und Bacon, werden uns nicht als Philosophen, sondern als solche dilettantische Vorläufer der eigentlich wissenschaftlichen Philosophie zu gelten haben. Das drückt sich schon in dem Titel des Montaigneschen Werkes: „Versuche“ aus, und wenn Bacon ebenfalls Versuche geschrieben hat, so hat er sich in dieselbe Kategorie von Schriftstellern gezählt. Uebrigens sind in einzelnen Capiteln der Versuche Montaigne's ganze Bücher hineinverarbeitet, wie in der Apologie Raimond's von Sabonde, oder in seinem Capitel über die Erziehung, oder in dem über den Unwerth der Heilkunst. Hätte Bacon eben so verfahren und etwa seine Erneuerung der Philosophie in seine Essais hineinverarbeitet, so würde sein Verhältniss zur Wissenschaft der Philosophie deutlicher herausgetreten sein. Der Haltung und dem Wesen nach hätten sich seine sämmtlichen philosophischen Schriften in diesen Rahmen sehr gut gepasst. Ja, jenes berühmte Buch über das Wachsthum und die Fortschritte der Wissenschaften zerfällt ganz deutlich

in eine Reihe von Essais, die mit Bacon's Versuchen über politische und moralische Gegenstände grosse Aehnlichkeiten haben. — Wo er sich aber über dieses sein eigentliches Gebiet hinauswagt, wie in dem Neuen Organon der Wissenschaften, da erscheint er in einer unverkennbaren Schwäche.

Wir haben es also hier mit Montaigne und Bacon als Essayisten zu thun.

So viel genüge, um die Gleichheit der literarischen Stellung der beiden Männer klar zu machen. Wir werden jetzt zu untersuchen haben, in wie verschiedener Weise die beiden Männer im gleichen Fach, unter annähernd gleichen geschichtlichen Verhältnissen sich als Menschen und Schriftsteller darstellen. Da werden wir nun finden, dass schärfere Contraste, als zwischen ihnen, sich kaum zwischen Menschen denken lassen in Lebensschicksalen, Neigungen und Charakter.

Montaigne war der Sprössling einer angesehenen, reichbegüterten Adelsfamilie und lebte zu einer für ein Talent wie das seine vielfach herausfordernden Zeit. Früh zu dem Amte eines Parlamentsrathes gelangt, dann durch den Tod des Vaters Herr einer werthvollen Besitzung, widmet er sich mit Zurückziehung von allen Geschäften allein und ausschliesslich den Interessen seiner Ausbildung, einem heitern und weisen Lebensgenusse in stiller Zurückgezogenheit. Er bereist Italien, die Schweiz, Deutschland, setzt sich mit einer grossen Anzahl ausgezeichneter Gelehrten in Verbindung und lebt auf seinem Schlosse im Genusse süsser, zum Theil schwärmerischer Freundschaft. Wo es nöthig war und fremdes Vertrauen ihn ehrte, wo fremde Interessen seine Mühe in Anspruch nahmen, entzog er sich auch einer öffentlichen Thätigkeit nicht, so sehr ihm dies Heraustreten aus seiner behaglichen Musse eine Last war. Er hat 1581—1582 das Amt eines Maire von Bordeaux verwaltet, ein Amt, das damals nicht ohne wichtigere Befugnisse war; im Auftrage derselben Stadt ging er 1582 an den Hof; 1588 nahm er an der Ständeversammlung in Blois Theil. Doch war er nicht mit ganzer Seele bei solchen Geschäften, und er selbst klagt sich hart an, dass er zu praktischer Thätigkeit zu wenig aufgelegt und sogar zu lässig sei, um für seine Freunde ernstlich einzutreten. Er ist kein Schriftsteller von Fach. Zum

Schreiben treibt ihn allein das Bedürfniss an, sich selber seinen Freunden darzustellen mit seinem ganzen Charakter und allen seinen Meinungen. Seine Essais sind systemlose Studien über allerlei Gegenstände seines Nachdenkens. Es hat nie einen Menschen gegeben, der bescheidener als Mensch und als Schriftsteller von sich gesprochen und gedacht hätte; liebenswürdiger, weniger ehrgeizig ist kaum Jemand denkbar. Dazu war er gewissenhaft, mässig, gutmüthig wie ein Kind, und nichts strebt er so an, wie Gleichmässigkeit im Streben und Begehren, im Dulden und Tragen, auch in einem zuletzt durch Kränklichkeit und körperlichen Schmerz vielfach getrübten Leben.

Dem gegenüber bietet Bacon ein ganz anderes Bild. Sein Oheim ist Lord Burleigh, Elisabeth's Premierminister, sein Vater ist Grosssiegelbewahrer. Dieser stirbt zu zeitig, um für seinen Sohn sorgen zu können. Der Premierminister hält den talentvollen Neffen zu Gunsten eines talentlosen Sohnes auf der Laufbahn der Ehren zurück. Bacon hat also für sich selbst zu sorgen. Er spricht immer wieder die Ansicht aus, dass er für wissenschaftliches Studium und nicht für die Geschäfte geboren sei, aber Macht und Einfluss in der Welt hat zu viel Verlockendes für ihn. So wird sein Leben leider ein Bild des gewissenlosesten, aufstrebenden Ehrgeizes. Kein Mittel ist ihm zu schlecht, und alle gehässigen Eigenschaften der Gewissenlosigkeit, die sich in die Höhe bringen will, treten uns in Bacon's Leben entgegen. Er verräth seinen Freund, wenn dieser in Ungnade gefallen; er foltert Unschuldige, wenn es der Hof verlangt; er lässt ungerechte Hinrichtungen ausführen, um sich bei den Machthabern beliebt zu machen. Nichts ist ihm heilig, am wenigsten aber seine eigene Ehre. Endlich hat er die höchste Staffel der Ehren erreicht: er ist Grosssiegelbewahrer und Lordkanzler, der oberste Richter des Königreichs; er ist Lord und Viscount. Aber das Alles hat er auf Kosten seines Gewissens und seiner Ehre erreicht. Um sich an einem gehassten Widersacher zu rächen, beginnt er die schändlichsten Intriguen, und der Hass macht ihn unvorsichtig. Er muss Abbitte thun, wenn er sich halten will. Um den übermüthigen Günstling, den Verderber des Reichs, Buckingham, zu besänftigen, sehen wir ihn in dessen Vorzimmer das grosse Reichssiegel in der Hand zwei

Tage hintereinander knien und sich Vergebung erbitten; wenn er es bis dahin noch nicht ganz war, so ist er jetzt ein blindes Werkzeug in der Hand des Günstlings. Die Massregeln, die er selbst am meisten verurtheilt, muss er ausführen aus Furcht, zum Verderben des Staats; die oberste Quelle des Rechts muss er vergiften lassen durch Buckingham's Einsprüche in seine Rechtsurtheile. Aber er thut noch mehr, als was der Fluch einer so erlangten Grösse ist. Bei seiner Neigung zur Verschwendung, bei seiner Unfähigkeit, sein Hauswesen in Ordnung zu halten, bei einer Eitelkeit, die besonders auf den Glanz des äussern Auftretens gerichtet ist, bedarf er mehr Geld, als er hat, und so unterliegt er, der oberste Richter des Königreichs, gemeiner Bestechlichkeit. Durch ein schimpfliches Urtheil des Oberhauses wegen Bestechlichkeit bestraft, seiner Ehrenstellen entsetzt, in den Tower gesperrt, dann vom Hofe begnadigt, zunächst seine ehrgeizigen Pläne weiterspinnend, dann resignirend und mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, bringt er seine letzten Lebensjahre hin, über drückenden Mangel klagend, weil er nur ein Einkommen von etwa 2500 Pfund hat, (was etwa dem Fünffachen heute entsprechen möchte) und hinterlässt eine enorme Schuldenlast. Das sind die Umrisse des Lebens und Charakters eines berühmten Schriftstellers über Moralphilosophie. Man hat noch in der letzten Zeit versucht, sein Andenken von den schwärzesten Flecken zu reinigen und die Vergehen, deren man ihn anklagt, zu beschönigen. Vergebens. Was ihn am härtesten anklagt und die Erbärmlichkeit seines sittlichen Charakters am unwiderleglichsten beweist, das sind nicht Aussagen Anderer, sondern zum Theil seine eigenen Schriften, die er zu seiner Vertheidigung geschrieben, seine eigenen Geständnisse, die er abgelegt hat, der ganze Lauf und Zusammenhang seines Lebens.

Ganz eben so schneidend sind die Gegensätze zwischen den beiden Männern, wenn wir auf Ton und Form ihrer betreffenden Schriften sehen. Bacon hat nach Montaigne geschrieben. Montaigne's Essais erschienen 1580, die von Bacon 1597. Bacon hat offenbar von Montaigne seine Anregung empfangen: das beweist schon der gleiche Titel. Wie er sich zu diesem Vorbilde verhalten, zeigt der erste Bacon'sche Essai. Dort

spricht er im Anfange von den unstäten Geistern, die, um sich in ihrer Freiheit nicht hindern zu lassen, auch jetzt noch gleich den Akademikern des Alterthums darauf verzichteten, die Wahrheit zu erkennen. Es ist kein Zweifel, dass diese Anmerkung besonders auf Montaigne abzielt. Und im Verlauf desselben Essais wird Montaigne mit Lob citirt. Montaigne leitet sein Buch mit der Bemerkung ein: C'est ici un livre de bonne foy, lecteur; es ist kein Zweifel, dass Bacon das zur Anregung genommen hat, wenn er in der lateinischen Uebersetzung seines Buches sermones fideles, d. h. etwa „wohlgemeinte Ausführungen“ betitelt hat. Gleichwohl hat Bacon die Sache ganz anders aufgefasst und ein in Gesinnung und Haltung ziemlich entgegengesetztes Buch geliefert.

Betrachten wir zunächst den Styl und die äussere Form der beiden Schriften. Montaigne folgt durchaus keiner systematischen Ordnung oder strengen Form der Gedankenentwicklung. Er macht wohl eine Capitelüberschrift; aber während er über den Gegenstand seine Gedanken äussern will, fällt ihm so viel ziemlich Entlegenes ein, dass er lieber zunächst dies vornimmt, dann mit aller Behaglichkeit nach allen Seiten hin Diversionen macht, bis er endlich mit ein paar Worten noch auf sein Thema kommt, und auch dies nicht einmal immer. Montaigne's Styl ist bezaubernd durch eine naive und zum Theil nachlässige Formlosigkeit, in der sich die Eigenthümlichkeit eines höchst liebenswürdigen Menschen und eines höchst talentvollen Kopfes darstellt. Seine Redeweise ist ruhig, langsam fliessend, fern von allem rhetorischen Pathos, aber auch von allem geschäftsmässigen Ernste: behaglich, fast spielend, gemüthlich ruht er auf dem langsam hintrabenden Strome seiner Gedanken aus. Da ist nichts Studirtes, aber viel gesunder Mutterwitz, viel vortrefflich, witzig, geistreich Ausgedrücktes, liebenswürdige Ironie, und eine geistige Freiheit, die oft an ächten Humor streift. Ohne alle Prätensionen spricht er durchgängig: wo aber einmal eine wärmere Gefühlsregung ihn ergreift in Liebe oder Abneigung, da trifft sein Ausdruck den Nagel auf den Kopf, und die Wärme, die er empfindet, theilt sich seinen Lesern mit. Es ist wie eine Art von Unschuld und Harmlosigkeit, die Abwesenheit aller Leidenschaft, alles gewöhnlichen

Interesses, der reine Athem geistiger Freiheit und Ungebundenheit, was über seinem Ausdruck, wie über seinem Gedankengange ruht, und was ihm schnell das Herz des Lesers gewinnt.

Dagegen möchten wir den Leser sehen, dessen Herz bei der Lectüre Bacon's in's Spiel käme. Dieser wirkt nur auf den Kopf. In seinem Styl hat er sich offenbar Montaigne nicht zum Vorbild genommen. Wenn ein solches Vorbild für Bacon angenommen werden muss, so möchte sein Styl eher an Seneca erinnern, dessen Briefe an Lucilius er selbst als Vorgänger seiner Essais bezeichnet. Bacon's Styl ist aber vor Allem knapp und geschäftsmässig. Es ist offenbar, dass er weder eine glückliche Anlage zur Beredtsamkeit hat ungestört walten lassen, noch dass er sich sonderliche Mühe gegeben hat um die Form seines Ausdrucks. Er will vor Allem die Sache selbst reden lassen, klar und bestimmt, in meist aphoristischer Form. Seine Sätze sind wenig miteinander verbunden, sein Gedankengang hat etwas Springendes und ewig Bewegtes. Der einzige Schmuck, den er anwendet, ist eine schlagende Kürze, die oft sehr gedankenvoll wird, ein treffendes Gleichniss, das seinen Aussprüchen zuweilen etwas von der Kraft des Sprichwortes giebt. Etwas sehr scharf Pointirtes, Hastiges und wenig zum Ausruhn Einladendes, eine gewisse schneidende Schärfe, die zuweilen unbarmherzig wird, wenn sie die wahren Zustände der Welt aufdeckt: das ist Bacon's entscheidendes Merkmal. Er schreibt vielfach in Imperativen, weil ein grosser Theil seiner Essais Regeln für die äussere Lebenseinrichtung, Klugheitsvorschriften für den hochgestellten Weltmann oder Staatslenker und Beamten mittheilt. Neben seinem geschäftsmässigen Ernst und der Trockenheit und Förmlichkeit, neben diesen schnell verschwindenden Gedankenblitzen ist aber dieser Schriftsteller auch dem rednerischen Pathos zugänglich, der Sprache entschiedener Feierlichkeit und der Andacht.

Dieser Gegensatz des Styls beruht nun auf dem Gegensatze auch der behandelten Gegenstände. In manchen Thematen treffen sie zusammen. Beide sprechen über Freundschaft und Liebe, über das Studium, über das Elend irdischer Grösse; Manches, was der eine ausführlich erörtert, behandelt der andere

wenigstens gelegentlich, und in vielen Fällen ist bei Bacon offenbar das Streben ersichtlich, Montaigne's Behauptungen zu widerlegen oder zu berichtigen. Aber der Geist, in dem sie auch diese gemeinschaftlichen Themata behandelt haben, ist nichtsdestoweniger ein durchaus verschiedener. Montaigne giebt aus einer umfassenden Lectüre alle Anregungen, die er empfangen hat, wieder; die Fragen, die ihm aufgestossen sind; allerlei kuriose Bemerkungen über Erscheinungen des Seelenlebens und den Lauf der äussern Ereignisse; die Fragen über Tugend und Weisheit, über mancherlei Leidenschaften u. dgl.; alles das erörtert er, wie er sagt, nur, um sich eben auszusprechen, um seinen Freunden und auch wohl einem weitern Kreise sein getreues Portrait zu hinterlassen. Sich selbst malt er, er ist die Materie seines Buchs. Wer ihn nicht mag, dem räth er, sich nicht mit einer so geringfügigen Persönlichkeit zu befassen. Sein Buch ist für irgend einen Winkel in einer Bibliothek bestimmt, um etwa einen Nachbar, einen Verwandten, einen Freund zu ergötzen. Wenn ihn Niemand lesen wird, so hat er dennoch seine Zeit nicht verloren. Er hat so viele müssige Stunden sich mit so nützlichen und angenehmen Gedanken vertrieben; die Arbeit, sich für Andere zu schildern, hat ihm das Vergnügen und den Nutzen eindringlicher Selbstbetrachtung gewährt. Er hat nicht sowohl sein Buch gemacht, als vielmehr sein Buch ihn gemacht hat, das mit ihm gleichsam gleicher Substanz ist. Eine liebenswürdige Naivetät, die unbefangen Alles ausplaudert, was sie auf dem Herzen hat, auch Schlimmes und Bedenkliches, erscheint in seinem Wesen überall. Was er spricht, ist zum allerwenigsten im Interesse der Erörterung, der Aufhellung der Sache gesprochen, weit mehr, um seine eigene Seelenstimmung zu charakterisiren. Diese Subjectivität der Behandlung aller vorliegenden Fragen zieht sich überall hindurch. Das hauptsächlichste Object seiner Betrachtung bleibt doch immer er sich selbst. Am liebsten recurrirt er auf seine eigene Erfahrung. Wie ein angenehmer Gesellschafter theilt er Geschichten, unwichtige und wichtige Erlebnisse aus seinem eigenen Leben mit zur Aufhellung und Verdeutlichung dessen, was er gesagt hat. Was ihm am nächsten aufstösst, ob es nun in engerer oder weiterer Weise zu der

vorliegenden Sache gehört, das giebt er, wie es ihm in die Feder fliesst. Am liebsten analysirt er sein eigenes Gemüth. Nicht leicht hat irgend ein Schriftsteller so ausführlich, und doch zugleich mit so liebenswürdiger Bescheidenheit von sich selbst gesprochen. Er erzählt uns seine Erziehung von den frühesten Jahren an; er spricht von seinem Charakter seit seinen Knabenjahren; analysirt alle Stufen seiner Entwicklung und beklagt schliesslich, dass nicht mehr und nichts Besseres aus ihm geworden ist. Er sieht aber ein, dass leider nichts Besseres aus ihm werden konnte. Seine Urtheile sind niemals als maassgebliche intendirt. Er warnt immer wieder, was er sagt, als das Abschliessende und Bestimmende zu betrachten, während er doch nur sagen wolle, wie ihm die Sache erscheine, oft nur wie sie ihm jetzt und in dieser Stimmung erscheine, nicht wie sie sei. Montaigne's ganzes Leben ist der Selbstbetrachtung gewidmet gewesen. Mögen Andere nach Aussen blicken: er versenkt seinen Blick in sein Inneres. Sein eigenes Leben zu bilden, das ist sein Handwerk. Er treibt überhaupt kein Geschäft, aber am allerwenigsten das eines Büchermachers. Wie er uns alle Motive und Triebfedern seines gemächlichen, ruhigen und etwas indolenten Wesens auseinandersetzt, das doch zu einer stillen Schwärmerei neigt und vielen der edelsten Antriebe offen ist; so redet er von sich mit einer gewissen Behaglichkeit und ohne tiefere Selbstanklage, aber sicher ohne alle Selbstgefälligkeit und mit einer wahrhaft rührenden Bescheidenheit. Von seinen geistigen Anlagen sagt er selbst das Schlimmste. Hört man ihn, so ist er eigentlich ein recht mittelmässiger Kopf und zu keinem Dinge recht geeignet. Selbst sein Styl gilt ihm für höchst elend und schwach, und zu keinem grössern Unterfangen als zu solchen Plaudereien passend. Vergleicht er sich mit seinen Mustern und den grossen Geistern vergangener Zeiten, so schämt er sich eigentlich, nur ihre Worte zu citiren, weil er fürchtet, ein so aufgeklebter Purpurstreifen möchte die Werthlosigkeit und Geringheit des zu Grunde liegenden Gewebes nur um so deutlicher kundthun.

Bacon dagegen redet beständig mit der Miene des Amts, mit der ernsten Fassung des Geschäftsmannes. Seine Essais werden fast durchgängig besser mit dem zweiten Titel, Coun-

sels, Rathschläge für das politische und sittliche Leben bezeichnet, doch vorwiegend für das politische. Sie enthalten durchaus Regeln der Lebensklugheit, denen Regeln einer ernsten Sittlichkeit eigentlich nur wie eine Art von Empfehlung aufgeklebt sind. Montaigne geht fast nirgends in das tiefere Wesen des Begriffes der Dinge ein. Das thut nun Bacon noch viel, viel weniger. Dafür aber legt er mit hellem Blick und sehr scharfer Beobachtungsgabe die Auffassungsweise eines praktischen Kopfes dar, der durch's Leben will, und der dazu vor Allem redliche Mittel sucht, um nicht anzustossen; er zeigt aber auch, wie man sich unredlicher Mittel bedienen kann ohne wirklichen Schaden. Seine Rathschläge streifen sehr oft nahe an die Macchiavelli's, den er mit sichtbarer Aufmerksamkeit und einer Art von Vorliebe studirt hat, wie mehrfache Anführungen beweisen. Anweisungen zu praktischer Lebensklugheit, zur Geschäftsführung, von einem Geschäftsmanne gegeben: das sind Bacon's Essais im Wesentlichen. So giebt er seine Ansichten über die beste Art, einen fürstlichen Palast und einen fürstlichen Garten anzulegen, über die Veranstaltung von Hoffesten, über die besten Mittel zur Colonisirung, über die Regierung der Staaten und Führung der Staatsgeschäfte, über die richtige Verwendung der Menschen am richtigen Platz und dergleichen, und eigentlich jedes Thema führt auf solche Nutzanwendung praktischer Klugheit hinaus. Er ist bald Baumeister, bald Gärtner, bald Höfling, bald Weltmann, dann aber auch wieder einmal bloss ein Christ. Da ist von einer philosophischen Welt- und Lebensanschauung, von einem höhern Standpunkt nicht die Rede. Aber seine Rathschläge sind wirklich praktisch für den, der vorwärts kommen will; seine Anweisungen sind aus dem wirklichen Leben gegriffen und wirklich zum Theil höchst beachtenswerth; sein Scharfblick für Mängel und Vorzüge von Menschen und Verhältnissen verleugnet sich nirgends. Nur neue, originelle, principielle Bemerkungen erwarte man von ihm nicht. Sein Blick haftet am Einzelnen, sehr oft am Kleinlichen, und das Höchste, wozu er es bringt, ist jene Art von Menschenkenntniss, der Stolz von Naturen, die in die trüglichen irdischen Verhältnisse oft allzu tief verwickelt, aber durch Erhebung und Grossartigkeit, durch irgend welche Idealität

selten ausgezeichnet sind. Dafür aber hat Bacon ein ungemeines Selbstgefühl. Er legt seiner Abhandlung noch den lateinischen Titel bei: „Das Innere der Dinge." Er prophezeit selbst, dass sein Buch, mindestens in der lateinischen Bearbeitung, da es so in der allgemeinen und Weltsprache erscheine, so lange dauern werde, als Bücher überhaupt dauern. So vergleicht er auch seine Essais mit gewissen Silbermünzen; zwar feines Silber und saubere Prägung, aber kleine Stücke. Wofür er aber seine Versuche bestimmt hat, sagt er sehr klar, wenn er sich freut, dass sie in die Gesinnungen und die Geschäfte der Menschen Eingang gefunden hätten.

Wenn Montaigne durchgängig nur Selbsterlebtes giebt, Grundsätze, die er in seinem eigenen Leben bewährt hat, wenn man sagen kann, sein Buch sei eigentlich der ganze Mensch, wie er ist und wie er geworden ist; so kann man nicht dasselbe von Bacon sagen. Bei Bacon geht die Objectivität leider so weit, dass man den wirklichen Menschen in einem oft allzu schneidenden Contrast mit den Regeln sieht, die er aufstellt. Keiner hat so stark wie er die Bestechlichkeit verurtheilt; keiner wie er das Unglück und die Sclaverei der Hochgestellten beklagt; keiner wie er Mässigung im Glück und Standhaftigkeit im Unglück empfohlen. Aber wegen eingestandener Bestechung ist er verurtheilt, durch seinen niedrigen und unersättlichen Ehrgeiz ist sein sittlicher Gehalt aufgesogen, durch seine Unmässigkeit und Unbesonnenheit ist er zu Grunde gerichtet worden, und dann hat er nicht einmal die Kraft gehabt, sein Unglück würdig zu ertragen.

Dieser selbe Gegensatz herrscht in der Gesinnung der beiden Männer auch in andern Punkten. Von der Ehe halten sie zwar beide nicht sehr viel, und über das weibliche Geschlecht reden beide eben nicht verbindlich. Aber Montaigne glaubt an Liebe und Freundschaft und ist selbst einer tiefen und innigen Empfindung fähig gewesen, die sein Stolz geblieben ist, und von der er gern erzählt. Bacon aber weiss, dass es eigentlich sehr wenig Freundschaft auf Erden giebt. Und welche Erfahrungen muss der Mann gemacht haben, der den paradoxen Satz ausspricht, am wenigsten Freundschaft gebe es zwischen Gleichgestellten, nur zwischen den Höhergestellten und

den Untergebenen sei eine Art von Freundschaft möglich? Zu viel Studium ist nach Bacon Zeitverlust. Allerlei Dinge, die Ruhm verschaffen, vermag er aufzuzählen. Aber an den Ruhm eines Schriftstellers, eines Dichters oder Künstlers denkt er am allerwenigsten. Wenn Montaigne zu viel Herz und zu wenig scharfe Analyse, so hat Bacon zu viel scharfen und schneidenden Verstand und entschieden zu wenig Gemüth.

Interessant ist insbesondere die Art, wie die beiden Männer die höchsten sittlichen Probleme behandelten. Montaigne behandelt sie aus Princip und dann zum Theil sehr oberflächlich; Bacon kommt auf sie nur gelegentlich, dann aber zeigt er einen hohen sittlichen Ernst. Dieser Gegensatz rührt besonders von ihrer ganz verschiedenen Stellung zum Christenthum her. Montaigne hat sich in dem heftigen Parteikampf seiner Zeit zwischen dem Katholicismus und der neuen Kirche treu zu der Kirche gehalten, in der er geboren ist. Er ist überhaupt ein streng conservatives Gemüth. Nichts fürchtet er so sehr, als die rohe Hand, die das Bestehende anfasst zu Gunsten der eigenen Meinung und des Beliebens. Wer bürgt denn dafür, dass dieses Meinen und Belieben das Bessere ist dem Bestehenden gegenüber? Und wechseln nicht die Meinungen? Und ist nicht das Vertrauen auf die eigene Meinung die allergrösste Thorheit? Das gilt ihm nicht bloss vom Staat, sondern auch von der Kirche. Auch in der Kirche hängt das Grösste und Kleinste in Dogmen und Institutionen untrennbar zusammen. Er hat auch früher manche Nebenpunkte angezweifelt, aber dann eingesehen, wie auch sie für das Ganze wesentlich seien und sich der Autorität gefügt. Aber dieser Conservatismus entspringt bei ihm zum grossen Theil aus Behaglichkeit und Indifferenz, aus der Abwesenheit alles Pathos. Montaigne ist kein Feind des Christenthums. Manche seiner Darlegungen tragen entschieden den Stempel der christlichen Idee. Aber das bleibt bei ihm doch mehr oder minder äusserlich und ist weit mehr eine Negation der Verneinung, als eine wirkliche kräftige positive Ueberzeugung. Sein Katholicismus ist ihm ein ganz äusserlich Aufgeklebtes; im Grunde wurzelt seine ganze Bildung im Heidenthum. Daher stammt ihm ein Ideal der Tugend und Weisheit, das mit der christlichen Sitten- und Heilslehre, mit christ-

licher Demuth und dem Sündenbewusstsein und Erlösungsbedürfniss kaum die entfernteste Beziehung hat. Die Tugend scheint ihm ein sehr leichtes Ding, eine sehr heitere Kunst, eine Sache des Temperaments und der Gewohnheit. Auf sittlichem Gebiete sind seine Anschauungen äusserst mangelhaft und oberflächlich bei aller ihrer Liebenswürdigkeit. Es spukt so bei ihm etwas von der verzerrten Sokratik des Rationalismus im vorigen Jahrhunderte vor. In ganz heidnischer Weise beruft er sich auf die Natur und anticipirt Rousseau, wenn er den Zustand der Wilden als beneidenswerth betrachtet. Eben so verhält es sich mit seinen Gedanken über die Erziehung. Er möchte zu einem heitern Weltleben erziehen, vor Allem ohne Zwang und ohne viel überflüssige Gelehrsamkeit; Erweckung des freien Urtheils und des eignen Nachdenkens und Zuführung von Menschen- und Welterfahrung, das sind seine Erziehungsmittel. Die Abgründe, die in der menschlichen Natur liegen, ignorirt er ganz. Dem Tone und Charakter seiner Zeit entsprechend neigt sich Montaigne gar sehr zur Frivolität, am allermeisten in der Besprechung geschlechtlicher Verhältnisse. Er zieht dergleichen mit Vorliebe herbei, und macht unter Anderm über sich Geständnisse, deren harmlose Offenheit in Verwunderung setzen muss. — Bacon ist Protestant und Engländer des 17. Jahrhunderts. Wo er daher sittliche Massstäbe anzulegen hat, da sind es die höchsten und im ernstesten Sinne aufgefassten des Christenthums. Er hat eine ungemeine Ehrerbietung vor christlichen Gedanken und christlicher Sittenlehre: nur zu Gunsten praktischer Weltweisheit wird er ihr untreu.

Damit hängt nun noch Folgendes zusammen. Für Montaigne sind die Alten die unbezweifelbare Autorität. Ein grosser Theil seines Buchs besteht aus Citaten aus Schriftstellern des Alterthums und aus Erzählungen antiker Geschichten. Das weiss er wohl und gesteht, dass sein Buch aus aufgelesenen Brocken insbesondere des Plutarch und Seneca zusammengesetzt sei. Den Alten ordnet er sich mit blinder Unterwürfigkeit unter. Sie sind durchaus seine Leitsterne. Auch in Gegenständen der mittelbarsten persönlichsten Lebenserfahrung, z. B. in der Frage, ob Frauenliebe ein dauerndes Glück zu verleihen

vermöge, entscheidet er sich nach dem übereinstimmenden Urtheil des Alterthums, und in diesem Falle also für die Verneinung. Bei Bacon wird das Verhältniss ein ganz anderes. Er kann die Alten wohl als Lehrmeister der Klugheit betrachten, aber seine sittlichen Grundsätze holt er sich anders woher. Er citirt überhaupt weit seltener als Montaigne, und unter seinen Citaten finden sich eine fast überwiegende Zahl aus der heiligen Schrift und auch wohl den Kirchenvätern. Wenn er einen Alten nennt, so fügt er wohl hinzu, es sei zu verwundern, dass dieser dies eingesehen habe, da er doch ein blosser Heide gewesen, oder er habe dies gesagt bloss als ein Philosoph und natürlicher Mensch. Manches bezeichnet er als zu hoch für das Verständniss eines Heiden.

Damit ist nun auch die ganz verschiedene Stellung zu den philosophischen Aufgaben gegeben. Wenn die Scholastik als eine Thorheit erwiesen ist; wenn die Logik des Aristoteles abgethan ist, um deren Willen sich Montaigne nie die Finger genagt hat, so bleibt diesem eben kein näherer Ausweg, als sich in die heitere und weise Lebensanschauung der Alten zu flüchten und sich sonst ein freies, offenes Urtheil zu erhalten und unter Anerkennung der allgemeinen Schwäche des menschlichen Urtheils das Aufschieben einer bestimmten Erklärung bis zu näherer Untersuchung für das Thunlichste zu nehmen. So findet er in der Religion, in der er zufällig geboren ist, in der Staatsverfassung, unter der er lebt, in den Sitten und Gebräuchen, die ihn umgeben, sehr Vieles, was eben nicht als das an sich Nothwendige und in der Sache Liegende zu betrachten ist: vielmehr hat es an sich nicht grössern Werth, als andere Lebens- und Glaubensformen unter andern Völkern und in andern Himmelsstrichen auch. Diese Verschiedenheit von Sitten und Gebräuchen, Denk- und Glaubensformen aufzuzählen macht ihm ein hauptsächliches Vergnügen. Aber wenn er so die Endlichkeit in der besondern Erscheinung auffindet, so ist er doch keineswegs geneigt, etwas nach seiner Meinung irgend besser machen zu wollen, weil ihm der Hauptsatz die Schwäche jedes menschlichen Urtheils ist, und er begnügt sich mit dem Vorhandenen, ihm die besten Seiten abgewinnend, und am liebsten sich von den Welthändeln zurückziehend in den Winkel seines

Hauses wie seines Herzens, wo er ungestört ist. — Bacon dagegen, wenn er mit den bisher geltenden Sätzen des Denkens und Wissens gebrochen hat, wirft sich frei und alle Brücken zur Vergangenheit abbrechend als einen Reformator auf. Das ganze Gebäude der menschlichen Wissenschaften will er neu begründen; auf der Grundlage der sinnlichen Anschauung und der Erfahrung, und mit der Methode der Induction, durch die Naturwissenschaften will er das menschliche Geschlecht regeneriren, die Herrschaft des Menschen über die Dinge erweitern, und eine im verwegensten Sinne des Wortes praktische Wissenschaft an die Stelle der bisherigen Speculationen setzen. Was er in dieser Weise geleistet hat, gehört aber nicht zu den eigentlichen Essais, und wir können hier in diesem Zusammenhange uns nicht weiter darüber verbreiten.

Wenn wir nun zum Schluss fragen: welches ist der deutsche Prosaiker, der an nationaler und literaturgeschichtlicher Bedeutung mit Montaigne und Bacon verglichen werden kann: so werden wir wieder finden, was sich auch sonst bestätigt; dass der Deutsche langsam, aber gründlich verfährt, und dass er seine Früchte spät, aber desto vollständiger reift. Erst wenn wir 140 Jahre nach Bacon vorwärtsgehen, finden wir den Urheber einer wahrhaft classischen deutschen Prosa in Lessing.

Goethe und Tischbein.*)

Die Nummern 348 und 349 der Kölnischen-Zeitung vom letztverwichenen December enthalten eine Besprechung der von mir im vorigen Jahre veröffentlichten Autobiographie Wilhelm Tischbein's. Diese Beurtheilung rührt von einem der gründlichsten Kenner der Literaturgeschichte, von Heinrich Düntzer her; bietet sehr charakteristische Auszüge; ist anerkennend, und übt namentlich in Betreff meines geringen Antheils an obigem Werke eine äusserst gütige Nachsicht aus. Und doch hat mich dieser Artikel, den ich nur zufälligerweise, leider auch erst sehr spät zu Gesicht bekommen habe, und obenein zu einer Zeit, in welcher ich absolut behindert war, näher darauf einzugehen, schmerzlich berührt. Der geehrte Berichterstatter nämlich, der zwar im Allgemeinen den Verdiensten Tischbein's die gebührende Anerkennung nicht versagt, lässt doch eine grosse Voreingenommenheit gegen den trefflichen Künstler durchblicken. So heisst es z. B.: „wesshalb Tischbein seinen Freund Waagen nicht nach Kassel zurückbegleitete, sondern in der Schweiz zurückblieb, hören wir nicht; wahrscheinlich hatte er den Anforderungen des Landgrafen nicht genügt, der ihm jedoch die Anwartschaft auf die Stelle seines Oheims bei der Akademie zugesagt." Gegen diese Auffassung des Sachverhalts ist einfach zu erwiedern, dass man, wie in Beck's Lebensbeschreibung Ernst's II. von Gotha (p. 261 und 266) zu lesen ist, in Kassel aus

*) Der nachfolgenden Ehrenrettung Tischbein's hat leider die Redaction der Kölnischen Zeitung die Aufnahme verweigert, und zwar unter dem Bemerken, dass sich „ein politisches Blatt in eine so specielle Polemik nicht einlassen könne." Für die umfangreicheren Invectiven wider Tischbein waren die Spalten jenes Blattes nicht zu beschränkt.

unzeitiger Sparsamkeit mit dem versprochenen Reisestipendium nicht Wort hielt. Nur aus Edelmuth brachte Tischbein diesen Umstand nicht vor die Oeffentlichkeit, (s. Beck, p. 268). Dennoch musste er wohl den Ansprüchen des kasseler Hofes genügt haben, weil man fortwährend bemüht war, ihn für die dortige Akademie zu gewinnen, wie namentlich aus einem Briefe des Grafen von Bohlen, d. d. 7. October 1806, hervorgeht. Tischbein wollte aber für die zu knappe Besoldung seine Freiheit und Musse nicht opfern. — Leider aber erstreckt sich diese Voreingenommenheit auch auf den ehrenwerthen Charakter Tischbein's. So will Düntzer sogar „die Darstellung der Begebnisse nicht überall für ungetrübt, und der reinsten Wahrheit gemäss halten.“ Er begründet diese Ansicht durch Hinweisung auf den, seiner Meinung nach, „die Sache entstellenden Bericht“ über das durch Goethe beim Herzoge von Gotha erwirkte Reisestipendium; über die Differenz mit dem Herzoge Ernst von Gotha, und über Tischbein's Bewerbung um die Directorstelle an der Akademie zu Neapel. Referent muss bekennen, dass er in den berührten Fällen eine so wesentliche Abweichung von den übrigen Berichterstattern nicht finden kann, um daraus Tischbein's Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen, und dass er keinen Augenblick ansteht, wo in einzelnen Punkten eine Uebereinstimmung der Berichte nicht stattfindet, sich entschieden auf Tischbein's Seite zu stellen. Musste dieser doch in den oben erwähnten, ihn persönlich berührenden Angelegenheiten nicht allein besser unterrichtet sein, als die übrigen Berichterstatter; sondern galt er doch auch bei Allen, welche ihn näher kannten, für **unbedingt wahrheitsliebend**, und für einen Mann des **kindlich-naivsten, redlichsten und wohlwollendsten Charakters**. Und ein so edler Mensch soll dennoch „etwas zur Intrigue geneigt“ gewesen sein, und muss die wenig schmeichelhafte Beschönigung über sich ergehen lassen: „Drückende äussere Verhältnisse schlagen leider zu oft selbst in die Seelen gemüthlicher Naturen, die sich aus ihnen herausgearbeitet haben, traurige Falten und trüben die strahlende Reinheit zuverlässiger Offenheit, so dass derjenige, der ihnen vertraut, in der Gefahr steht, besonders wenn sie seiner Hülfe nicht mehr bedürfen, von ihnen verrathen und verkauft zu werden. Aehnlich wird es sich auch mit dem guten, von Natur ganz arglosen Tischbein verhalten haben. Noth und stachelnder Ehrgeiz verleiteten ihn, seine Absichten zu verheimlichen, günstige Anerbietungen anzunehmen, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen,

sich später einseitig von den eingegangenen Bedingungen zu entbinden, nur seinen eigenen Vortheil stets im Sinne zu haben, von Recht und Billigkeit Anderen gegenüber, wo diese ihm lästig wurden, Umgang zu nehmen. Bei dem Verhältnisse zum Landgrafen von Kassel und zum Herzoge von Gotha hatte sich diese Unredlichkeit gerochen, und auch Goethe's Zutrauen hatte er dadurch eingebüsst. Leider rächt sich eine derartige Falschheit nicht immer der Art, sondern Manche gelangen auf diesem Wege zu den einflussreichsten Stellungen im Leben, um die verderblichste Wirksamkeit auf weite, ihrer Unredlichkeit überlieferte Kreise mit souverainer Verachtung jedes Rechtes auszuüben.“ (!!)

Es fragt sich nun, wodurch über diesen Treuesten der Treuen eine so äusserst ungünstige Meinung veranlasst sein kann? Und da zeigt sich denn als die einzige Quelle eine Aeusserung des von Tischbein innig verehrten Freundes Goethe. Dieser hatte es nämlich, nach Tischbein's Erläuterung gegen seinen Freund, den Consistorialrath Römer zu Braunschweig, sehr übel vermerkt, dass Tischbein, der sich dem Freunde zu Rom und Neapel mit der aufopferndsten Hingebung als Gesellschafter und Kunstführer gewidmet hatte, und ihm durch seine geistreichen, anregenden Skizzen, so wie durch die von den merkwürdigsten Punkten aufgenommenen Erinnerungsblätter werth geworden war, ihn nicht nach Sicilien begleiten konnte, weil er sich gerade um die erledigte Directorstelle in Neapel bewarb. Kniep, der nun statt Tischbein's als Begleiter eingeschoben wurde, mochte allerdings kein vollständiger Ersatz sein. Und da sich die Entscheidung über das neapolitaner Directorat ungebührlich in die Länge zog, und Tischbein, der nach Goethe's eigenem Ausspruche (Band XXVIII. p. 58), „als Mensch und Künstler von tausend Gedanken hin- und hergetrieben, von hundert Personen in Anspruch genommen wurde, und nicht freien Theil an eines Andern Existenz nehmen konnte, weil er sein eigenes Bestreben so eingeengt fühlte,“ der aber auch nebenbei bemerkt, in ächtkünstlerischer Genialität alle Geschäftsangelegenheiten mit Nachlässigkeit betrieb, den Freund auf die verheissene Rückkehr nach Rom vergeblich harren, und das daselbst eingerichtete Atelier leer stehen liess: so veranlasste dieses Missgeschick im Verkehre zwischen Goethe und Tischbein eine empfindliche Kühle. Diese Missstimmung nun veranlasste Goethen unter dem 2. October 1787 zu der unwilligen

Aeusserung gegen die Seinigen: „Ihr glaubt nicht, wie nützlich, aber auch wie schwer es mir war, dieses ganze Jahr absolut unter fremden Menschen zu leben, besonders da Tischbein, dies sei unter uns gesagt, nicht so einschlug wie ich hoffte. Er ist ein wirklich guter Mensch, aber er ist nicht so rein, so natürlich, so offen wie seine Briefe. Seinen Charakter kann ich nur mündlich schildern, um ihm nicht unrecht zu thun, und was will eine Schilderung heissen, die man so macht. Das Leben eines Menschen ist sein Charakter.“ (Goethe's Werke XXIX. p. 106). Einen näheren Einblick über den Grund dieser Missstimmung erhalten wir durch Goethe's Aeusserung vom April 1788: „Tischbein verweilte noch immer in Neapel, ob er schon seine Zurückkunft im Frühling wiederholt angekündigt hatte. Es war sonst mit ihm gut leben, nur ein gewisser Tik war auf die Länge beschwerlich. Er liess nämlich alles was er zu thun vorhatte, in einer Art Unbestimmtheit, wodurch er oft, ohne eigentlich bösen Willen, andere zu Schaden und Unlust brachte. So erging es mir nun auch in diesem Falle; ich musste, wenn er zurückkehrte, um uns Alle bequem logirt zu sehen, das Quartier verändern, und da die obere Etage unseres Hauses eben leer ward, säumte ich nicht sie zu miethen und sie zu beziehen, damit er bei seiner Ankunft in der untern alles bereit fände.“ (Goethe's Werke XXIX. p. 324). Lautet dieses schon für den Angeschuldigten nicht allzu gefährlich, so erfahren wir durch Goethe auch, (Band XXXVII. p. 288), warum Tischbein nicht so recht eingeschlagen sein soll. In Hackert's Biographie heisst es nämlich: „So lange er in Rom war, malte er sehr gut und versprach viel. — — Nachher verliess er das Malen, legte sich auf's Zeichnen, besonders hetrurischer Vasen, wodurch er vielleicht seinem eigentlichen Malertalent Abbruch that.“ — Diesen Vasenzeichnungen, die für die Kunstgeschichte von unschätzbarem Werthe wurden, zollte freilich Goethe selbst später die unbedingteste Anerkennung. Dass übrigens die Missstimmung zwischen den Freunden später ausgeglichen wurde, und Goethe sich überhaupt wohlwollender, als hier, über Tischbein auszusprechen pflegte, dafür lassen sich aus Goethe's Werken viele Belege aufführen, welche grösstentheils aus späterer Zeit stammen. (Goethe's Werke 1827—1833. II. 165—168; III. 128—134; XXVII. 214, 222, 246, 247, 284; XXVIII. 34, 62—63, 244; XXIX. 8, 141; XXXI. 98; XXXIX. 182—209.) Den besten Beleg aber bieten Goethe's Briefe an Tischbein, welche bisher noch nicht veröffentlicht worden sind, und daher nach einer sorgfältigen Ab-

schrift mit allen Eigenthümlichkeiten der Interpunction und Orthographie hier eingereihet werden mögen.

Goethe an Wilh. Tischbein.

Weimar, den 24. Februar 1806.

Ihre Briefe, mein bester Tischbein, haben mir sehr viel Freude gemacht, wie alles übrige, was Sie schriftlich nach Weimar erlassen haben. Vorzüglich aber sey Ihnen Dank gesagt für die grössern und kleinern Zeichnungen, die Sie uns mittheilten, die uns genugsam überzeugten, dass Ihr Sinn für die Natur noch der alte ist, dass Sie Ihre Arbeiten noch immer durch geistreiche Gedanken beleben und bedeutend machen, und dass die in Italien angezündete Flamme des guten Stils und eines freyeren Lebens noch wacker bey Ihnen fortbrennt. Nächstens sollen in Ihr heiteres Buch auch einige Worte von uns eingezeichnet werden, und wenn Sie diese schönen Blätter zurückerhalten, so versäumen Sie ja nicht uns von Zeit zu Zeit etwas neues zu senden. Besonders verlangend wäre ich, Ihre Cassandra, auch nur in dem leichtesten Federumrisse zu sehen, wodurch man sich doch wenigstens die Composition vergegenwärtigte. Ich habe noch alle Blätter aufgehoben, auf welchen Sie mit wenigen Strichen so viel bedeutendes vor den Geist brachten.

Herr Albers hat sehr viel Anlagen und ist von uns auf das freundlichste behandelt worden. Ich danke Ihnen für die nähere Schilderung dieses werthen Mannes. Lassen Sie mich doch manchmal etwas von Ihren Umgebungen erfahren. Es ist höchst erfreulich zu empfinden, dass frühere gute Verhältnisse durch Zeit und Entfernung nicht leiden, ja sich eher durch fortdauernde Wirkung verbessern.

Goethe.

Eine Sendung, die heut an Sie abgeht, muss ich doch auch mit einigen Worten begleiten und Ihnen von meiner Seite für die Mittheilung so angenehmer und lehrreicher Bilder meinen lebhaften Dank sagen. Fahren Sie ja fort uns von Zeit zu Zeit einiges zu senden: denn noch zuletzt haben Sie durch die Schatzgräber und Hexenmeister mir und allen Kunstfreunden ein grosses Vergnügen gemacht. Auch ist Ihre Entwickelung dieses schätzbaren Bildes erfreulich und gut gerathen und es wird mir eine frohe Stunde machen, wenn ich nächstens daran gehe und Ihnen auch noch einige Worte darüber sage.

Eigenhändige Radirungen vorzüglicher Künstler schätze ich sehr hoch, wie Sie es thun und aus eben denselben Ursachen. Auch sind sie noch fast das einzige, was ich anschaffe.

Von Bamboccio, den ich höchlich verehre, habe ich nur ein einziges Blättchen, da er doch etliche dreyssig radirt hat. Vielleicht verschaffen Sie mir gelegentlich eins oder das andere. Ich will die Auslage sogleich mit Dank ersetzen.

Und so sag' ich hiermit das beste Lebewohl, in Hoffnung eines baldigen Anlasses zu mehrerer vergnüglichen Mittheilung.

Goethe.

Weimar, den 5. May 1806.

(In Dorso: des Herrn Director Tischbein Wohlgeb. Hamburg.)

Auf das Angenehmste überraschte mich Ihre werthe Sendung, deren glückliche Ankunft ich hiermit vermelde. Sie fand mich in einem Drang von Umständen der mir nicht erlaubt recht ausführlich und gemüthlich Ihre Freundschaftliche Mittheilung zu erwiedern. Der erste ruhige Augenblick soll Ihnen gewidmet seyn.

Dies nur zur Nachricht welche Sie ungesäumt erwarten können.

Weimar, Treu verbunden
den 28. Februar 1817. Goethe.

Wenn Sie sich, mein theuerster, alter Freund, wieder einmal anmelden, so ist Ihre Erscheinung gewiss die erfreulichste. Mit liebevollen, einsichtigen Worten, geistreichen Federstrichen und harmonischer Färbung wirken Sie von Zeit zu Zeit in die Ferne, immer willkommen. Seit Ankunft jenes lieblichen Bändchens, das so viel heitere, wohlgedachte, anmuthig dargestellte Symbole mittheilt, ist es wenig in meinen Händen gewesen, sondern, von Freunden zu Freundinnen wandelnd, hat es manche Familie erfreut und ist einigemal an denselbigen Platz wieder verlangt worden. Sie können also denken wie angenehm es mir ist zu hören dass Sie in dieser mittheilbaren Art fortgefahren haben und würden mich und werthe Personen gar sehr verbinden wenn Sie von Zeit zu Zeit etwas dergleichen, durch die Post, wohleingepackt, übersenden und zugleich die Zeit bestimmen wollten, wann es wieder zurückgehen müsste. Nach diesem Verhältniss würde ich mich beeilen, so viel Freunde der sittlich-bildenden Kunst als möglich daran Theil nehmen zu lassen.

Wie sehr ich die Vasenzeichnung bewundere haben Sie Selbst empfunden, da Sie mir solche so lange zugedacht und endlich gesendet wofür ich den verpflichtesten Dank abstatte. Sie hat mich und Meyern vielmals ergötzt, auch in Gegenwart von Freunden, die sonst auch etwas von Kunst verstehen wollten und wirklich verstehen, diessmal aber nicht nachkommen konnten und Erklärung verlangten. Da es aber nicht wohl thunlich ist Jemanden über solche zarte Kunstverdienste die Augen aufzuschliessen, so ergötzten wir uns, durch Ihre Fürsorge, ein offenbares Geheimniss zu besitzen. Wie gross sind denn die Figuren auf Ihrer Original-Zeichnung? Ich möchte gar zu gern eine grössere und ausgeführte Nachbildung sehen.

Wie natürlich dieser Wunsch sey, geht schon daraus hervor dass Sie Selbst, an den Briefrand, noch ein Zweitesmal den Fuss und das an ihn anschlagende, so graziöse Gewand gezeichnet haben, daher verzeihen Sie gewiss meiner Verehrung für diese Darstellung, wenn ich mich ungenügsam erweise.

Da Ihre idyllischen Bilder, wie es scheint, transportabel seyn möchten, so beziehe meinen obigen Wunsch auf dieselbe und bitte mir solche durch die fahrende Post, unfrankirt zu schicken; sie kommen zu der von Ihnen zu bestimmenden Zeit genau zurück; die um den Fels schwebenden Nymphchen möchte ich freylich gern genauer kennen lernen.

Wenn Sie uns jemals besuchten würden Sie gewiss Freude haben zu sehen dass ich jeden Federstrich von Ihnen aufgehoben und die römischen Scherze alle gar wohl verwahrt habe; da ist das verteufelte zweyte Kissen, die Schweineschlacht im Minerventempel und sonst noch viel Liebes und Gutes, das wir zu einer Zeit in freundschaftlicher Thätigkeit genossen, die bey Rückerinnerung, durch den nachfolgenden Contrast, erst noch schätzenswerther empfunden wird.

Melden Sie mir doch auch von den lieben Ihrigen wie sie wachsen, gedeihen und sonst etwas persönliches und häusliches. Ich habe mich diesen Winter über ungewöhnlich wohl befunden; mein Sohn hat eine liebenswürdige muntere Frau gewonnen und schon laufen zwey Enkel um mich her. Möge unsern alten Tagen und Jahren noch manches Gute vorbehalten seyn.

Weimar, den 21. April 1821.

treulichst
J. W. v. Goethe.

Die allerliebsten Zeichnungen, mein bester alter Freund, sind glücklich angekommen. Die Kunstfreunde ergötzen sich sehr daran, Kenner und Nichtkenner.

Was nur eine dichterische Ader fühlt wird nicht ermangeln an der Seite freundliche Zeilen beizufügen wie sie, dem Idyllendichter nicht unangenehm seyn können, doch sind sie eigennützig genug um folgenden Wunsch zu äussern; beigehende Parabel, behaupten sie, sey ganz eigen für Wilhelm Tischbein gedichtet, Niemand als er würde den schalkischen Knaben, der, zwischen Garten und Teich seinen vier- und zweifüssigen Gast bewirthend, sich ergötzt, besser darstellen.*) Sey Ihnen dieses Verlangen indessen ans Herz gelegt

Weimar, treulichst
den 3. Juny 1821. J. W. v. Goethe.

Aus beyliegenden vorläufigen Druckbogen, ersehen Sie mein Theuerster, dass ich mich diesen Sommer viel mit Ihnen beschäftigt; es geschah in Marienbad, wo ich viel allein war und mir die vor kurzem an Sie zurückgesendeten Zeichnungen im Sinne schwebten. Da ward ich vom Geiste getrieben meine Reime mit Prosa zu commentiren, wie ich vorher Ihre Zeichnungen mit Strophen begleitete. Möge das daraus entstandene Ihnen Freude machen und Sie von meinem fortdauernden Antheil überzeugen.

Sobald ich nun nach Hause kam ward noch eine andere hiermit verwandte Anstalt getroffen. Ich brachte nämlich alles was von Ihrer Hand, zwar in meinen Mappen wohl aufgehoben, aber doch zerstreut lag, dem Format gemäss zusammen und habe nun drey Portefeuilles sämmtlich Tischbeiniana, zu meiner und der Freunde anmuthiger Erinnerung und Aufregung, vor mir liegen. Das Kleinste enthält auf bräunlichen, Gross-Quartblättern alles was in Octav, Quart und Klein folio sich vorfand; das Zweyte grösseres Folio; das Dritte noch grössere Blätter.

Vom ersten liegt der Catalog bey und ich darf wohl hoffen dass

*) Hier folgt die Parabel vom Fuchs und Kranich, (s. Goethe's Werke, 1827. Band III. p. 186), wahrscheinlich veranlasst durch eine Gemme, von welcher Goethe (Band XXXII. p. 213) unter dem Jahre 1822 berichtet: „Tischbein, aus alter guter Neigung, überraschte mich durch eine Gemme mit Storch und Fuchs, die Arbeit roh, Gedanke und Composition ganz vortrefflich.“

Sie, mit der guten Ordnung und Aufbewahrung zufrieden, noch Einiges dazu spenden werden, welches überhaupt Ihrem freundschaftlichen Künstler-Herzen überlassen bleibe; doch mit dem zugefügten besondern Wunsch: ob Sie nicht No. 1 der Abtheilung IV. den Reisenden im weissen Mantel, auf dem Obelisk ausgestreckt, in einer zwar flüchtigen aber hinreichenden Zeichnung mittheilen wollten? Die hier angeführte ist kaum grösser als ein Kartenblatt, nur wenig Feder- und Pinselzüge, dem geübtesten Schauer kaum lesbar; Querkleinfolio wäre an dieser Stelle das passendste Format. Verzeihung diesem Wunsche! Ein solches Blatt würde der Hauptschmuck der Sammlung werden.

Mögen Sie mir ferner auch Einiges mittheilen, was ich auf Verlangen sogleich zurücksende, so gäbe das eine gewisse Vollständigkeit des Anschauens vergangener Zeiten, die sich uns, wenn ich mich zu meinem zweyten Aufenthalt in Rom wende, beyden zum anmuthigen Denkmal früherer Zeiten heraufbauen dürfte.

Mit den treulichsten Wünschen und den schönsten Grüssen an die lieben Ihrigen empfehl ich mich zu fortdauerndem freundschaftlichen Andenken

Weimar, treulichst
den . Decbr. 1821. Goethe.

Nach diesen Expectorationen hätte man allerdings erwarten können, dass Goethe bei einer spätern Erwähnung seines alten Freundes eine momentane Missstimmung aus früherer Zeit mit Stillschweigen übergangen hätte. Aber kaum hatte Tischbein am 26. Juni 1829 die Augen geschlossen, als Goethe, statt des noch im December 1821 verheissenen „anmuthigen Denkmals früherer Zeiten," im 29. Bande der neuen Ausgabe seiner Werke jene vor 42 Jahren brieflich gemachte unmuthige Aeusserung vor die Oeffentlichkeit brachte. Eine wie tiefe Indignation dieses Verfahren, namentlich in der Tischbein'schen Familie erregte, das mag der nachfolgende, an Goethe gerichtete Brief, des damaligen Cammer-Consulenten, nachherigen Regierungsrathes Martens beweisen:

„Ew. Excellenz haben bei Ihrem Aufenthalt in Rom in den achtziger Jahren an Ihre Freunde in der Heimath vertrauliche Mittheilungen gemacht über Ihren derzeitigen Freund, den im vorigen Jahre verstorbenen Maler Tischbein. Ew. Excellenz haben damals an Ihre Freunde geschrieben, dass diese Mittheilungen nur für sie wären, woraus gefolgert werden darf, dass Ew. Excellenz Selbst eine allgemeinere Verbreitung derselben nicht für angemessen gehalten. Jetzt, da der verstorbene Tischbein sich nicht mehr vertheidigen kann und Ew. Excellenz schon aus Achtung für das alte: „de mortuis nil nisi bene," nichts von ihm oder seinem Leben mittheilen sollten, was für seinen Namen nicht vortheilhaft, haben Ew. Excellenz nicht unterlassen, jene vertraulichen Mittheilungen an Ihre Freunde öffentlich in Druck zu geben. Im Namen der Nachgebliebenen des verstorbenen Tischbein halte ich, der Ehemann seiner ältesten Tochter, für meine

Schuldigkeit, Ew. Excellenz zu sagen, dass der verstorbene Tischbein eine Wittwe und sechs Kinder und 2 Schwiegersöhne hinterlassen hat, welche sämmtlich im Stande sind, das Denkmal, welches Ew. Excellenz Ihrem alten Freunde gestiftet haben, ganz zu würdigen. Ihre einzige Satisfaction soll sein, dass sie einen freundschaftlichen Brief, den Ew. Excellenz im Jahre 1821 an den verstorbenen Tischbein geschrieben und worunter von Ihrer Hand geschrieben steht: „Treulichst Goethe," abdrucken lassen und dem Publico dabei sagen, was man von Ihrer Treue zu halten hat. Ihrem alten Freunde, dem Vorangegangenen, werden Sie bald begegnen. Er ist Ihnen treu geblieben und hat bis zum Ende Ihr Andenken in Ehren gehalten. Er trauet noch Ihrer Treue-Versicherung. Wo werden Sie das Angesicht hinwenden, wenn Sie ihm begegnen?! — — Ew. Excellenz weltverbreiteten Ruhm anerkennend, bin ich mit aller schuldigen Ehrerbietung: Martens, Advocat und Cammer-Consulent. (Eutin, den 12. October 1830.)"

Bemerkt sei nachträglich, dass obiges Schreiben nicht an seine Adresse gelangte, indem der Consistorialrath Römer, der Goethen zu einem Vorworte für Tischbein's Autobiographie bewegen wollte, dasselbe vorläufig zurückbehielt. Bekanntlich aber wurde bald darauf Goethe selbst vom irdischen Schauplatze abgerufen.

Wenn ein Düntzer, der sich so unläugbare, und auch überall anerkannte Verdienste um die Goethe-Literatur erworben hat, durch ein nicht näher motivirtes Urtheil des von ihm hochverehrten Mannes zu einer irrthümlichen Auffassung des Tischbein'schen Charakters verleitet werden konnte, so ist das eben so erklärlich, wie verzeihlich. Doch wird es hoffentlich auch gerechtfertigt erscheinen, wenn sich der Herausgeber der Tischbein'schen Autobiographie verpflichtet fühlt, für die gekränkten Manen Tischbein's, die leider noch keinen Vertheidiger gefunden haben, in die Schranken zu treten. Und so steht zu erwarten, dass bei passender Gelegenheit den ungünstigen Aeusserungen Goethe's über Tischbein die erforderliche, berichtigende Erläuterung beigefügt werden wird. Das gilt nicht allein von der oben erwähnten, unfreundlichen Bemerkung, so wie von mehren auf Tischbein bezüglichen Stellen der Goethe'schen Biographie des Landschaftmalers Philipp Hackert, der in ungetrübter Freundschaft mit Tischbein verbunden blieb, wie ein noch kurz vor seinem Tode an diesen gerichteter Brief beweist; sondern das gilt auch vor allen Dingen von dem ebenfalls in der Kölnischen Zeitung von Düntzer herangezogenen, dem Herder'schen Briefwechsel entnommenen, noch rückhaltsloseren Urtheile Goethe's über Tischbein. Ohne die Hinweisung auf eine momentane, aber vollkommen ausgeglichene Missstimmung, würden diese Aussprüche Goethe's über Tischbein, beim Hinblick auf seine späteren, äusserst freundschaftlichen Briefe, den Charakter dieses grossen Mannes nur in einem sehr zweideutigen Lichte erscheinen lassen.

Braunschweig. C. Schiller.

Artikel beim Superlative?

In der italienischen und französischen Grammatik wird allgemein angenommen, der Superlativ entstehe aus dem Comparative durch den Zutritt des (bestimmten) Artikels.

Die deutsche Sprache bildet den Comparativ und Superlativ durch Endungen. Aber auch hier sind Viele der Meinung, der Artikel gehöre dennoch gleichfalls zum Superlative und mache gewissermassen einen Bestandtheil desselben aus.

Wenn man bedenkt, dass der Artikel durchaus dem Hauptworte angehört und dass er, irgend einem andern Worte beigefügt, durchaus nur die Wirkung hat, dieses vorübergehend als Hauptwort zu charakterisiren: so muss es von vorn herein verdächtig erscheinen, dass er auch dazu solle beitragen können, den Superlativ eines Beiwortes zu bilden. Wie verhält es sich also damit?

Es sei erlaubt, die Untersuchung mit dem Deutschen zu beginnen. Die Endung des Comparativ ist er, die des Superlativ est. Beide Endungen bewirken bei einsylbigen Beiwörtern häufig die Umlautung des Stammvocals (hart, härt-er, härt-est); auch giebt das superlative est, wo ihm nicht gerade ein Zungenlaut vorangeht, in der Regel sein e auf (lang, läng-er, läng-st), was besonders bei mehrsylbigen, schon im Positive mit irgend einer Endung versehenen Beiwörtern geschieht (freundlich, freundlich-er, freundlich-st).

Syntaktisch verbinden sich diese Formen entweder mit Haupt- oder mit Zeitwörtern. Im letzteren Falle erleiden sie weiter keine Veränderung:

> **Der Weg ist lang. Die eine Seite ist läng-er als die andere. Man weiss es läng-st. Er grüsste freundlich, freundlich-er (als sonst), freundlich-st.**

Nur fällt hierbei sogleich auf, dass die Superlativform die adjective Beziehung mit der adverbialen vertauscht; „längst“ ist so viel wie „seit längster Zeit“ — „freundlichst“ so viel wie „auf freundlichste Weise.“ Auch sind es immer Zeitwörter concreteren Inhaltes, niemals die des blossen Seins (sein, werden, bleiben), mit welchen sich der Superlativ verbindet, und endlich erstreckt sich dieser Gebrauch desselben nur auf eine beschränkte Anzahl von Beiwörtern (jüngst, baldigst, eiligst, gütigst, höflichst, ergebenst, gehorsamst und ähnliche).

Anders verhält es sich, wenn das Beiwort mit einem Hauptworte verbunden wird. In diesem Falle ist es zur Theilnahme an der Declination desselben verpflichtet. Es erhält demgemäss besondere Endungen, welche theils den Casus-, theils den Genusverhältnissen dienen. Dabei kommt zugleich in Betracht, ob das Hauptwort vom Artikel begleitet ist oder nicht, und ob vom bestimmten oder vom unbestimmten. Nicht in Betracht aber kommen die Comparationsgrade des Beiwortes. Die gleichen Casus- und Genusendungen treten ohne Unterschied an die Positiv-, Comparativ- und Superlativform desselben.

Das Nähere ist Folgendes: 1) In Abwesenheit des Artikels erhält das mit dem Hauptworte verbundene Beiwort in allen Graden die Genusendungen er, e, es mit starker Declination:

alt-er, ält-er-er, ält-est-er Wein;
fein-e, fein-er-e, fein-st-e Seide;
freundlich-es, freundlich-er-es, freundlich-st-es Betragen.

2) Dieselben Endungen, aber mit schwacher Declination, erhält es, und zwar wiederum in allen Graden, wenn das Hauptwort den unbestimmten Artikel bei sich hat:

ein gross-er, gröss-er-er, gröss-est-er Kreis;
eine schön-e, schön-er-e, schön-st-e That;
ein klein-es, klein-er-es, klein-st-es Versehen.

3) Hat das Hauptwort den bestimmten Artikel bei sich: so erhält das Beiwort in allen Graden ein geschlechtsloses e mit gleichfalls schwacher Declination:

der kurz-e, kürz-er-e, kürz-est-e Weg;
die lang-e, läng-er-e, läng-st-e Seite;
das hart-e, härt-er-e, härt-est-e Metall.

Wie steht es nun? Der Gebrauch begünstigt den Superlativ bei unartikulirtem Hauptworte zwar nicht allzu sehr (am Meisten im Ge-

nitiv und Dativ und in Verbindung mit einer Präposition), er gestattet ihn neben dem unbestimmten Artikel nur in seltenen Fällen (wiewohl er ihn in derselben Form und Declination neben „kein“ so wie neben den possessiven Fürwörtern desto häufiger zeigt) und erweist ihm allerdings neben dem bestimmten Artikel eine entschiedene Vorliebe (die sich übrigens auch neben demonstrativen Fürwörtern nicht verleugnet). So viel aber ist sichtbar, dass sich der Superlativ bei unbestimmtem oder auch ganz abwesendem Artikel nicht minder zu behaupten vermag als bei dem bestimmten — sichtbar, dass er in allen diesen Fällen, also auch in dem des bestimmten Artikels, vor dem Positive und Comparative Nichts voraus hat — sichtbar endlich, dass er sich zum Artikel, sei dieser an- oder abwesend, der bestimmte oder unbestimmte, nicht anders verhält als jeder der beiden andern Vergleichungsgrade.

Woraus sich denn der Schluss ergiebt, dass der Artikel mit der Bildung und Bedeutung des Superlativs eben so wenig zu schaffen hat wie mit der des Comparativs und des Positivs selber. Er gehört, wo er steht, lediglich dem Hauptworte an.

Auch kennen wissenschaftliche Bearbeitungen der deutschen Grammatik (von Grimm, Becker u. A.) einen solchen Artikelsuperlativ nicht. Sie kennen ihn so wenig wie ihn die Grammatik der griechischen Sprache kennt, in welcher sich der Artikel gleichfalls neben jedem Comparationsgrade findet. Der Artikelsuperlativ ist das Erzeugniss einer nicht nur irrtümlichen, sondern überhaupt unwissenschaftlichen Ansicht, einer Ansicht, die sogar noch weiter geht, indem sie die Superlativ- mit der Flexionsendung zusammenmengt und ste (z. B. der klein-ste) für den eigentlichen Ausgang des Superlativs hält. Bei der grossen Verbreitung, die diese Ansicht trotzdem in manchen Schul- und Lehrkreisen immer noch hat, dürfte es nicht überflüssig erscheinen, ihr gelegentlich einmal wieder, wie hier geschehen, zu begegnen.

Was nun den Superlativ im Italienischen und Französischen betrifft: so ist es damit im Grunde nicht besser bestellt, obwohl es hier keine wissenschaftliche und unwissenschaftliche Ansicht zu unterscheiden giebt. Die Aufgabe ist nur, zu untersuchen, ob die vorhandene und allgemein herrschende von dieser oder jener Beschaffenheit sei.

In Ansehung der Form ist vom Lateinischen auszugehen. Der

lateinische Superlativ wird vermittelst der Endung issimus, a, um*) gebildet, welche an den Stamm des Beiwortes tritt und, wie man sieht, zugleich den Genusunterschied enthält. Im Italienischen lautet diese Endung issimo, a und ist vom umfassendsten Gebrauche. Sie kann an jedes Beiwort treten. Dagegen hat sie nur noch absolute Bedeutung, das heisst, sie steht ausserhalb aller Vergleichung. Wenn z. B. ein Ausdruck wie lat. „pretiosissimae gemmae“ oder deutsch „die kostbarsten Edelsteine“ sowohl von solchen verstanden werden kann, welche in Vergleich mit andern, als auch von solchen, welche überhaupt und ohne Vergleich im höchsten Grade kostbar sind: so bedeutet das ital. „preziosissime gemme“ nur noch dies Letztere.**) Dennoch ist diese Form die einzige, die der Superlativ im Italienischen — desgleichen auch im Spanischen (isimo, a) und Portugiesischen (issimo, a) — aufzuweisen hat. Im Französischen ist auch sie bis auf wenige Ueberreste verschwunden, die der Scherz aufbewahrt (savantissime, ignorantissime, fourbissime) oder die gewöhnliche Umgangssprache duldet (bellissime, grandissime, rarissime) oder die zu Titeln verwandt werden (éminentissime, illustrissime, révérendissime, sérénissime). Im Walachischen fehlt sie ganz. Es entsteht also die Frage, wie jene vergleichende, relative Bedeutung des Superlativs ausgedrückt werde.

Auf diese Frage wird eben geantwortet, es geschehe durch den Comparativ mit Hinzuziehung des (bestimmten) Artikels.

Und welche Form hat der Comparativ? Er hat gar keine. Es ist ihm ergangen wie den Casus. Wie diese, mit Ausnahme des Nominativ und des ihm gleichen Accusativ,***) durch Partikeln vertreten werden, welche dem Sinne derselben entsprechen: so wird auch der Comparativ, d. h. der Sinn desselben, nur noch durch eine dem Positive vorgesetzte Partikel angedeutet. Das Vorbild hierzu lieferten schon im Lateinischen diejenigen Adjectiva, welche, wie z. B. idoneus,

---

*) Oder errimus, a, um. Doch ist diese Endung auf die Adjectiva auf er beschränkt. Im Italienischen und Spanischen, wo sie errimo, a lautet, ist sie nur sehr wenigen (sieben) verblieben, im Französischen ganz geschwunden.

**) Nur im Altitalienischen finden sich auch Spuren von jener relativen Bedeutung.

***) Nur bei den persönlichen Fürwörtern hat der Acc. eine eigene Form.

vor der Genusendung einen Vocal haben und damit aus formalen Gründen die gleichfalls vocalisch anlautenden Comparationsendungen ior und issimus ablehnen. Sie bedienten sich also zum Ausdrucke des Comparativ- und Superlativsinnes der Adverbia magis (magis idoneus) und maxime (maxime idoneus). Dieses magis nun haben die Spanier, Portugiesen und Walachen in allgemeinen Gebrauch genommen; sie sagen im Comparativsinne z. B. mas duro, mais duro, mai duru (mehr hart = härter). Das superlative maxime aber haben sie aufgegeben. Im Italienischen, Provenzalischen und Französischen ist das lat. plus an die Stelle des magis getreten: più duro, plus dur; aber auf das entsprechende superlative plurimum ist auch hier verzichtet worden.

Diese letztere, geschichtliche Thatsache, dass nämlich das superlative maxime oder plurimum nirgend Eingang noch irgendwo durch einen Ausdruck von ähnlicher Bedeutung Ersatz gefunden hat, dürfte allein schon hinreichen, um die Annahme zu begründen, dass der vergleichende, relative Superlativ den romanischen Sprachen überhaupt fremd geworden und abhanden gekommen sei. Ja es wird diese Annahme in auffallender Weise noch dadurch bestätigt, dass selbst die wenigen ächten, obgleich schon im Lateinischen für unregelmässig gehaltenen Superlative optimus, pessimus, maximus, minimus, die wenigstens dem Italienischen, Spanischen und Portugiesischen verblieben sind, dennoch, gleich denen auf issimus, nur in absoluter, nicht in relativer Bedeutung gebraucht werden.

Betrachten wir jedoch noch den Artikel! Ein Ausdruck wie ital. il più duro (weibl. la più dura) soll also die Bedeutung eines relativen Superlativs haben, er soll in dieser Bedeutung so verstanden werden wie unser „der, die, das härteste." Was hindert denn, ihn etwa auch wie unser „der, die, das härtere" zu verstehen, ihn im Comparativsinne zu nehmen und demgemäss auch so zu übersetzen? Es wird auf den Inhalt und Zusammenhang ankommen. Und wenn es nun gerade um diesen Comparativsinn zu thun ist: welcher andere, von jenem vermeintlichen Superlative verschiedene Ausdruck stände denn alsdann zu Gebote? Es sei z. B. von Eisen und Blei die Rede und man wolle ausdrücken, von diesen beiden Metallen sei das Eisen das härtere: wie wird man sagen? Doch nicht anders als:

span. de esos dos metales el hierro es el mas duro,

ital. di questi due metalli il ferro è il più duro,
franz. de ces deux métaux le fer est le plus dur.

Die Ausdrücke el mas duro, il più duro, le plus dur enthalten den Artikel nur zum Hinweis auf das bezügliche Substantiv, dem Sinne nach sind sie trotzdem so gut Comparative wie ohne denselben in der Wendung:

el hierro es mas duro que el plomo — il ferro è più duro che il piombo — le fer est plus dur que le plomb.

In folgendem Satze aus Voltaire's Histoire de Charles XII. (liv. I.):

Un traité entre les souverains n'est souvent qu'une soumission à la nécessité, jusqu'à ce que le plus fort puisse accabler le plus faible —

bezieht sich der Artikel der Ausdrücke le plus fort und le plus faible entweder eben so auf das Substantiv souverain, oder er verleiht den Adjectiven fort und faible selber substantive Geltung. Aber in beiden Fällen liegt nicht superlativer, sondern nur comparativer Sinn vor; nur „der Stärkere und Schwächere" sind durch den Zusammenhang bedingt, nicht „der Stärkste und Schwächste."

Beispiele dieser Art kann man, da sie ein ganz gewöhnliches, oft wiederkehrendes Verhältniss ausdrücken, bei den verschiedensten Schriftstellern so viele finden als man suchen mag. Warum sollte denn der Comparativ nicht auch so gut wie der Positiv den Artikel dulden? Wer behauptet, mit dem Artikel werde der Comparativ zum Superlative: der behauptet, dass mit dem Artikel ein Comparativ überhaupt nicht möglich sei — behauptet dies gegen die durch unzählige Beispiele vertretene Thatsache — behauptet es auf Grund einer ganz irrig angenommenen Beziehung. Denn der Artikel bezieht sich auf den Comparativ des Beiwortes eben so wenig wie auf den Positiv desselben; er bezieht sich überhaupt nicht auf das Beiwort, sondern auf das Hauptwort, dem dieses zugehört. Selbst in dem obigen le plus fort, le plus faible und ähnlichen Ausdrücken gilt der Artikel nicht dem Comparativ-, sondern dem Substantivsinne, den er dem Beiworte verleiht.

Nun giebt es allerdings auch Beispiele von andrer Art. In den vorstehenden ist nur Eines mit Einem verglichen. Man kann auch Eines mit Vielem, mit Allem vergleichen. In diesem Falle sagt man z. B.:

span. de todos los metales el hierro es el mas duro,
ital. di tutti i metalli il ferro è il più duro,
franz. de tous les métaux le fer est le plus dur.

Alsdann pflegen wir Deutsche von unserm Superlative Gebrauch zu machen und zu sagen:

von allen Metallen ist das Eisen das härteste.

Allein wenn wir nun auch in diesem Falle den Comparativ festhielten und sagten:

von allen Metallen ist das Eisen das härtere —

was hätte man dagegen einzuwenden? Auch hier ist eine Vergleichung, eine Comparation; der relative, „vergleichende“ Superlativ ist nichts Anders als ein „comparativer“ Superlativ. Was hat man also dagegen, dass die romanischen Sprachen auch in diesem Falle den einfachen Comparativ und Comparativsinn wirklich festhalten — dass sie auch in diesem Falle eine besondere Superlativform entbehrlich finden und wirklich entbehren?

So steht die Sache in der That. Die romanischen Sprachen beschränken den Sinn des Comparativs nicht auf den Fall, wo Eines mit Einem — sie dehnen ihn auch auf den Fall aus, wo Eines mit Allem verglichen wird. Ueberschreitet eine Qualität ihren positiven Grad: so thut sie es nach der Auffassung und im Geiste der romanischen Sprachen in Bezug auf Alles nicht minder und nicht anders als in Bezug auf Eines. Was ihnen „härter“ heisst, gilt ihnen nicht nur für härter als ein Anderes, sondern auch für härter als jedes oder alles Andere.

Und das hat Sinn. Dass aber der Artikel den Comparativ solle zum Superlative machen können, das hat, mit Erlaubniss, keinen Sinn. Selbst wenn man anführt, dass der Superlativ einen Gegenstand unter der Menge ähnlicher Gegenstände gewissermassen individualisire und deshalb den Artikel so zu sagen fordere, der diese Individualisirung ausdrücke: so ist doch eben der Gegenstand, nicht die Qualität, dasjenige, was individualisirt wird; das heisst, der Artikel trifft das Hauptwort, nicht das Beiwort, folglich auch nicht den Comparationsgrad desselben. Wenn der Artikel das Beiwort träfe: so wäre die Congruenz des Artikels mit dem Hauptworte nicht gerechtfertigt. Das Französische zeigt in der That einen gewissen Fall, wo die Congruenz unterbleibt. Man sagt z. B.:

A l'endroit, où le monstre a la peau le plus tendre. C'est dans le temps, que les plus grands hommes sont le plus communs. Les objects, qui lui étaient le plus agréables. Le roi, dont la mémoire est le plus révérée.

Girault-Duvivier, der in seiner „Grammaire des Grammaires“ diese Beispiele nebst andern ähnlichen anführt, macht dabei die ausdrückliche Bemerkung, dass das Wort, welches den Superlativ ausdrückt, auf das Beiwort und nicht auf das Hauptwort falle und darum nicht verändert werden dürfe („Le mot, qui exprime le superlatif, tombe donc sur l'adjectif et non sur le substantif; dès-lors il a dû rester invariable.“ Gr. des Gr. t. I. p. 268). Er weiss also sehr wohl, dass der Artikel, um veränderlich zu sein, zum Hauptworte gehören müsse. Für den vorliegenden Fall irrt er nur wieder darin, dass er den Ausdruck le plus für eine Bezeichnung des Superlativs der Beiwörter (tendre etc.) ansieht. Dieser Ausdruck ist das comparative plus, hier durch den Artikel aber selber als Hauptwort gesetzt; le plus heisst „das Mehr“ und entspricht dem im Deutschen, aber nicht im Französischen vorhandenen superlativen „das Meiste“ oder, wie wir in solchen Verbindungen mit Zuziehung der Präposition „an“ zu sagen pflegen „am Meisten.“ Das Beiwort selbst ist dann lediglich Positiv, nicht einmal Comparativ, geschweige denn Superlativ. Es hat mit dem le plus überhaupt keinen andern Zusammenhang als den, welchen etwa auch das Zeitwort mit demselben haben kann. Der Franzose sagt in dem nämlichen Sinne z. B. cette chose me plaît le plus — diese Sache gefällt mir „das Mehr,“ das heisst (wie wir sagen) „am Meisten.“ Auch ist beachtenswerth, dass die Italiener und Spanier die Substantivirung ihres più und mas in diesem Falle durchaus unterlassen. Sie sagen: questa cosa mi piace più, esta cosa mas me place, und eben so bei Adjectiven: la cosa, che ho più cara; la cosa, que he mas cara, die Sache, die ich am Liebsten habe.

Ein Irrtum erzeugt gern einen andern. Die Vorstellung, dass der Artikel den Superlativ bilde, hat die französischen Grammatiker zu der Behauptung verleitet, dass, wenn das Beiwort im Superlative (sie sehen es nun einmal dafür an) dem Hauptworte nachfolgt, der Artikel wiederholt werden müsse. Sie gestatten „la plus belle chose,“ aber fordern „la chose la plus belle.“ Es ist bekannt, dass jetzt kein französischer Schriftsteller mehr wagt, dieser Forderung

zuwider zu handeln. Dass sie es ehemals dennoch gethan, beweisen Beispiele wie:

> La Providence s'en est servie comme du moyen plus propre à garantir la pureté de la religion (Leibnitz). — Chargeant de mon débris les reliques plus chères (Racine). — Mais je veux employer mes efforts plus puissants (Molière).

Girault-Duvivier bemerkt zu diesen Beispielen (Gr. des Gr. t. I., p. 264), die genannten Schriftsteller hätten sagen sollen: du moyen le plus propre, les reliques les plus chères, mes efforts les plus puissants. Wenn er statt dessen über die Sache nachgedacht hätte: so würde er gefunden haben, dass nicht die Grammatiker, sondern jene Schriftsteller im Rechte sind. Vielleicht hätte er's freilich auch nicht gefunden. Denn selbst denkende Männer wie Fernow und Blanc haben diese Forderung den französischen Grammatikern in Bezug auf das Italienische nachgesprochen. Es ist wahr, dass manche italienische Schriftsteller in französirender Weise derselben Vorschrift folgen; die meisten und besseren aber, die sich von diesem fremden Einflusse fern halten, thun es nicht, sondern sagen z. B.:

> Le grazie più vive (Soave). Gli uomini più qualificati (Manzoni). I casi più dolorosi (Pellico). Il padre più misero che sia mai nato (Foscolo). Le strade più ample e più frequentate (Spallanzani). Il clima più bello (Ganganelli).

Eben so drücken sich die Spanier und Portugiesen durchgehends aus.

Es ist also eigentlich nur die französische, und zwar die neufranzösische Grammatik, welche die Behauptung aufstellt, dass der Artikel den Comparativ zum Superlative mache. Sie stellt diese Behauptung auf, ohne sie zu begründen, und hat dabei nicht nur den Gebrauch der übrigen romanischen Sprachen, sondern auch den der älteren französischen Schriftsteller selbst gegen sich. Dieser Gebrauch aber gründet sich seinerseits mit gutem Rechte auf die oben dargelegte Anschauung, welche die romanischen Sprachen von dem comparativen Verhältnisse überhaupt gewonnen haben — auf die Anschauung nämlich, dass es kein wesentlicher Unterschied sei, ob Eines mit Einem oder Eines mit Allem verglichen werde. Möge diese Anschauung die Folge davon sein, dass die antike Superlativform in den romanischen Sprachen verloren gegangen oder, wo sie geblieben, auf die absolute Bedeutung beschränkt worden, oder aber möge sie

selber jenen Verlust, jene Beschränkung erst herbeigeführt haben: so viel steht fest, dass es einen eigenen relativen, comparativen Superlativ in diesen Sprachen nicht mehr giebt. Wenn die Grammatiker von einem solchen reden: so thun sie es, weil sie einen solchen in anderen Sprachen kennen. Man könnte sagen, sie reden so von einem Superlative, wie sie auch noch von Casus reden, ungeachtet diese in den romanischen Sprachen ihre Formen gleichfalls eingebüsst haben. Nur liegt hier die Sache allerdings ein Wenig anders. Denn mit den Casusformen sind doch keineswegs die Casusverhältnisse verschwunden; sie haben nur eine neue Bezeichnungsweise erhalten. Aber mit der Form des Superlativs ist in der That auch der Sinn des Superlativs aufgegeben — er ist nicht auf eine neue Weise bezeichnet, sondern vollständig mit dem Comparativsinne identificirt worden.

Wenn dem so ist (und es wird damit wohl seine Richtigkeit haben): so kann man schliesslich nur sagen, dass andere Sprachen — die deutsche, die lateinische, die griechische — ihren Superlativ geeigneten Falles dem romanischen Comparative substituiren, diesen mit ihrem Superlative übersetzen können. Aber man muss nicht sagen, dass der romanische Comparativ darum selber ein (comparativer oder relativer) Superlativ sei. Ein solcher ist in den romanischen Sprachen nicht nachweisbar.

G. L. Staedler.

„Geschlechtswort“?

In gewissen Kreisen pflegt der Artikel als eine Bezeichnung des Nominal-Geschlechtes (Genus) aufgefasst und darum „Geschlechtswort“ genannt zu werden. Mit welchem Rechte geschieht dies?

Es giebt Sprachen, welche überhaupt keinen Artikel haben, obschon ihnen das Nominal-Geschlecht nicht fehlt. Solche sind das Sanskrit, das Zend, das Syrische, das Lateinische, die slawischen Sprachen (die russische, polnische etc.). Wo er also überhaupt nicht vorhanden ist, kann er selbstverständlich auch nicht „Geschlechtswort“ sein.

Es giebt zweitens Sprachen, welche zwar einen Artikel, aber kein Nominal-Geschlecht haben. Dergleichen sind die englische, die ungarische. Hier kommt nur das natürliche, das Personal-Geschlecht in Betracht. Dass er aber da, wo die Nomina überhaupt geschlechtslos sind, auch kein Geschlecht derselben zu bezeichnen hat, versteht sich ebenfalls von selbst.

Drittens giebt es Sprachen, in welchen der Artikel dem allerdings vorhandenen Nominal-Geschlechte dennoch seinerseits geschlechtslos gegenüber steht. Von dieser Art sind die hebräische, die arabische. Es bedarf gleichfalls keiner Erläuterung, warum er da, wo ihm selber das Geschlecht fehlt, auch nicht geeignet ist, ein solches zu bezeichnen.

So bleiben viertens nur diejenigen Sprachen übrig, in welchen das Geschlecht sowohl am Nomen wie am Artikel haftet. Dies sind die griechische, die romanischen, die deutsche.

Aber alle diese Sprachen lassen — mit nur einer Ausnahme unter den romanischen — das Genus deutlich an dem Nomen selbst erkennen, sei es durch die Wortform überhaupt, sei es durch ausdrückliche Endungen. Sie könnten deshalb den Artikel so gut entbehren wie diejenigen, die wirklich keinen haben; er könnte hier wenigstens so gut geschlechtslos sein wie er es in denjenigen ist, wo ihm die Beziehung auf das Genus wirklich fehlt. Oder man müsste sich zu der Behauptung entschliessen, es sei, wie sehr auch das Nomen selbst schon die Zeichen seines Genus an sich trage, dennoch nothwendig, dasselbe, und zwar ausserhalb des Nomens, noch ein Mal zu bezeichnen — eine Behauptung, die sich selber richtet.

In der That zeigt eine nähere Betrachtung der genannten Sprachen, dass das Verhältniss des Artikels zum Genus nur von untergeordnetem Werthe ist. Es ist überhaupt nur zum Theil vorhanden.

Denn was zunächst die griechische Sprache betrifft: so unterscheidet diese am Artikel zwar das Femininum vom Masculinum und Neutrum, aber diese beiden Letzteren unter einander nur im Nominative (Sing. *ὁ*, *τό*, Plur. *οἱ*, *τά*) und Accusative (Sing. *τόν*, *τό*, Plur. *τούς*, *τά*), nicht aber im Genitive (Sing. *τοῦ*, Plur. *τῶν*) und Dative (Sing. *τῷ*, Plur. *τοῖς*). Im Dualis verschwindet der Unterschied auch selbst für den Nominativ und Accusativ, und jenes plurale *τῶν* gilt sogar auch für das Femininum, d. h. es ist völlig geschlechtslos.

Unter den romanischen Sprachen sind die spanische und die portugiesische die einzigen, welche beide Genera (es giebt da überhaupt nur Masculinum und Femininum) am Artikel durchweg unterscheiden (span. Sing. el, la, Plur. los, las; port. Sing. o, a, Plur. os, as). Auch gelten diese Formen für alle Casus, indem der Genitiv und Dativ durch vortretende Präpositionen (Casuszeichen) ausgedrückt wird. Dabei kommt aber die beachtenswerthe Erscheinung vor, dass Feminina, welche mit betontem a anfangen, im Spanischen statt des weiblichen den männlichen Artikel erhalten. Man sagt dort z. B. nicht

la alma (die Seele), sondern el alma (was beiläufig an das französische mon âme für ma âme erinnert). Offenbar geschieht dies zur Vermeidung des Hiatus, es beweist aber zugleich, dass der Artikel das Geschlecht nicht allzu ernst nimmt.

Im Italienischen hat der männliche Artikel die Doppelform il und lo. Man sollte glauben, der Zweck dieser Doppelform sei ebenfalls die Vermeidung des Hiatus. Aber gerade vor Vocalen steht durchaus lo und wird dann, wie das weibliche la, apostrophirt. Das apostrophirte l' erscheint also ohne Unterschied vor männlichen wie vor weiblichen Substantiven (l'esame, l'origine), das heisst, es ist geschlechtslos; der Artikel meint es nicht ernst mit dem Geschlecht.

Das erloschene Provenzalische hat für den Artikel dieselben Geschlechtsformen lo und la und apostrophirt sie vor Vocalen eben so wie es das Italienische thut.

Die französische Sprache ist diejenige, welche die oben angedeutete Ausnahme bildet, nämlich insofern, als sie die lateinischen Wortformen sowohl im Stamme wie in den Endungen noch weit mehr als die übrigen romanischen Sprachen zerstört und dadurch den Geschlechts-Charakter derselben oft bis zur völligen Unkenntlichkeit verdunkelt hat. Um so mehr sollte man gerade hier die Aufrechthaltung dieses Geschlechts-Charakters vom Artikel, vom „Geschlechtsworte“ erwarten und fordern dürfen. Der Artikel lautet bekanntlich le, la. Man sollte also fordern dürfen, dass er der Apostrophe widerstehe, zumal da er sich dessen in der Verbindung mit onze (man sagt und schreibt z. B. le onze Avril, le und la onzième, desgleichen auch le oui) in der That fähig zeigt. Gleichwohl unterwirft er sich der Apostrophe nicht nur vor Vocalen, sondern auch vor stummem h durchaus. Wie bezeichnet also das „Geschlechtswort“ das Geschlecht in Beispielen wie l'or und l'eau, l'habit und l'heure? Man sage nicht, dass dieser Fall unerheblich sei. Er geht ein gutes Drittheil aller Substantiva an und erfährt noch eine beträchtliche Vermehrung dadurch, dass auch jedem andern Substantive ein so geartetes Adjectiv vortreten kann. L'aimable caractère, l'absurde doctrine — was ist hier le, was

la? Es ist, als ob der Artikel so geschlechtslos wäre wie im Hebräischen und Arabischen; es ist, als ob es die Substantiva selber wären, wie im Englischen oder Ungarischen.

Werfen wir noch einen Blick auf das Altfranzösische! Hier lautet der männliche Artikel lo, der weibliche la, und beide unterliegen der Apostrophe gleichfalls und werden dadurch geschlechtslos. Daneben findet sich aber auch die Form le, und zwar für beide Geschlechter; auch die Form li, und zwar ebenfalls für beide Geschlechter (und in beiden Numeris). Diese Formen sind schlechthin geschlechtslos. Und doch stehen sie der Zeit, in welcher sie geschaffen worden, näher als die neueren. Sie hätten nicht so geschaffen werden können, wenn sie zu dem Zwecke geschaffen worden wären, das Geschlecht zu bezeichnen.

Der Pluralartikel hält, wie im Spanischen und Portugiesischen, so auch im Italienischen beide Geschlechter aus einander. Er lautet männlich i (gli), weiblich le. Dasselbe thut er im Provenzalischen durch die Formen los und las. Aber gerade im Alt- und Neufranzösischen, gerade da, wo die Unterscheidung ungleich willkommener wäre als dort, hat er die eine, die geschlechtslose Form les.

Und doch ist dies alles nicht im Stande gewesen, zu verhindern, dass die Behauptung, der Artikel diene zur Angabe des Geschlechtes, gerade in Hinsicht des Französischen, also gerade da aufgestellt worden, wo sie am Wenigsten haltbar ist. Denn meines Wissens sind gewisse französische Sprachlehren die einzigen, wenigstens die ersten, in welchen das „Geschlechtswort“ seine Rolle spielt und aus welchen es in deutsche, die ich ebenfalls als gewisse bezeichnen muss, übertragen worden. Freilich habe ich es auch in dänischen angetroffen, und eine auf Seite 444 des 30. Bandes unsers Archivs kürzlich von mir besprochene italienische Sprachlehre liefert den Beweis, dass es jetzt sogar auch dort Eingang gefunden.

Um das Walachische, das gleichfalls zu den romanischen Sprachen gehört, nicht zu übergehen, ist anzuführen, dass es die Eigentümlichkeit hat, den Artikel dem Substantive als Endung oder Nachsylbe anzuhängen. Er hat für die Ge-

schlechter durch alle Casus besondere Formen, mit Ausnahme des Genitiv und Dativ Pluralis, wo sie für beide Geschlechter gleichlautend, d. h. geschlechtslos sind.

Was nunmehr den deutschen Artikel betrifft: so kommt er darin mit dem griechischen überein, dass er das Masculinum und Neutrum nur im Nominative und Accusative des Singularis (der, das — den, das), nicht aber im Genitive und Dative (des — dem) unterscheidet. Im Pluralis ist er vollends durch alle Casus geschlechtslos (die, der, den, die).

Dasselbe ist im Holländischen der Fall. Der männliche und der sächliche Artikel lauten nur im Nom. und Acc. Sing. verschieden (de, het — den, het), im Gen. und Dativ aber gleich (des, den), und die Casusformen des Pluralis (de, der, den, de) sind überhaupt geschlechtslos. Auffallend aber ist, dass das männliche de des Nom. Sing. zugleich auch für das weibliche Geschlecht gilt, so dass ihm gerade für die beiden Hauptgenera, und gerade in dem Hauptcasus, der Unterschied fehlt — eine Erscheinung, welche sich auch im Dänischen und Schwedischen wiederholt, wo übrigens der Artikel, wie im Walachischen, dem Substantive als Suffixum angehängt wird.

Es ist also ersichtlich, dass der Artikel selbst in denjenigen Sprachen, in welchen er mit unterschiedenen Geschlechtsformen ausgestattet ist, den Unterschied des Nominal-Geschlechtes dennoch, wie gesagt, nur zum Theil, Alles in Allem gerechnet etwa nur zur Hälfte wiedergiebt. Bei solcher Beschaffenheit lässt er die Behauptung, dass die Unterscheidung des Nominal-Geschlechtes zu seiner Aufgabe gehöre, nicht zu. Man kann mit Rücksicht darauf, dass die Merkmale des Genus an den Substantiven selbst von verschiedener, hie und da auch, wie etwa im Französischen, schwer zu erkennender Art sind, nur zugeben, dass die Wahrnehmung desselben an dem Artikel, der immer in gleichartigen Formen wiederkehrt, und in so weit es sich in diesen wirklich abspiegelt, leichter und einfacher sei und sich hierin, wo es gelegentlich darauf ankommt, ausdrucksvoller betonen lasse. Wer aber dies für die eigentliche und wesentliche Bestimmung des Artikels ansieht, der

sieht etwas Zufälliges für das Wesentliche an. Die Geschlechtsformen des Artikels dienen, wo und in so weit sie vorhanden sind, lediglich dem Congruenz-Verhältnisse. Der Artikel hat vermöge derselben die Fähigkeit, sich mit dem Nominalgeschlechte in Uebereinstimmung zu setzen, aber nicht den Zweck, dieses zu bezeichnen. Sie sind ein Reichtum für ihn, den er, wie verschiedene Sprachen zeigen, auch entbehren kann, aber keine Nothwendigkeit. Er verhält sich in diesem Stücke wie die übrigen Pronomina, wie die Adjectiva, die Participia; auch diese fügen sich in das Genus ihrer Substantiva, aber dass sie es darum „bezeichnen", hat noch Niemand gesagt.

Es ist deshalb auch ersichtlich, dass die Erfindung und der Gebrauch des Ausdruckes „Geschlechtswort" nur einem Mangel an Sachkenntniss zuzuschreiben ist. In der That kommt er, wie hier wiederholt werden muss, nur in ganz unwissenschaftlichen Bearbeitungen der französischen und leider auch der deutschen Grammatik vor; denn die übrigen Sprachen geben auch selbst dem unwissenschaftlichen Bearbeiter nicht einmal Gelegenheit dazu. Wiewohl man ihn trotzdem, wie oben erwähnt, auch da antreffen kann. Grammatiken von nur einigermassen wissenschaftlichem Werthe kennen ihn nicht. Aber nicht nur Mangel an Sachkenntniss, die sich unter Umständen allenfalls entschuldigen liesse, trägt die Schuld jenes Ausdruckes. Wenn man weiter noch die syntaktische Anwendung des Artikels in Betracht zieht: so überzeugt man sich, dass auch Mangel an Nachdenken, sträfliche Gedankenlosigkeit ihren Antheil daran hat.

Im Zusammenhange der Rede kommen die Substantiva nicht immer mit ihrem Artikel, sondern eben so oft ohne denselben vor. Der Artikel ist also in einigen Fällen nothwendig, in andern entbehrlich oder unzulässig. Wann ist er dies, wann jenes? Die Vertheidiger des „Geschlechtswortes" sind in der Lage, zugeben zu müssen, dass Wörter wie Mann und Frau, Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Hahn und Henne, König und Königin u. s. f., deren Geschlecht ja unzweifelhaft ist, das „Geschlechtswort" ein für alle Mal entbehren könnten. Sie sind in der Lage, fordern zu müssen, dass Wörter, die aus-

nahmsweise ein anderes Geschlecht haben als ihnen der Regel nach zukommt, nie ohne ihr „Geschlechtswort“ gebraucht werden sollten. Sie müssen dies noch nachdrücklicher bei solchen verlangen, welche, wie Band, Hut, Thor, mit dem verschiedenen Geschlechte auch eine verschiedene Bedeutung verbinden, die also in Abwesenheit des „Geschlechtswortes“ unentschieden bliebe oder sich gar verwechseln liesse. Oder wenn man ihnen Sätze vorlegt wie z. B. „Jetzt ist es Zeit“ und „Die Zeit ist edel“: so sind sie in dem Falle, behaupten zu müssen, dass es in dem einen derselben von Wichtigkeit sei, das Geschlecht der „Zeit“ ausdrücklich anzugeben oder in Erinnerung zu bringen, in dem andern aber nicht. Sie sind in dem Falle, auf die Frage nach dem Grunde dieser Wichtigkeit die Antwort schuldig zu bleiben. Nöthigt man sie, noch solche Sätze zu vergleichen wie z. B. „Der Löwe zerreisst seine Beute mit den Zähnen“ und „Sein Rachen ist mit Zähnen besetzt“: so können sie das Geständniss nicht versagen, selber zu sehen, dass man trotz dem „Geschlechtsworte“ von dem Geschlechte der „Zähne“ doch in dem einen dieser Sätze gerade so viel erfahre als in dem andern, wo es fehlt.

In der That vergessen sie auf dem syntaktischen Gebiete plötzlich ihre ganze Theorie von dem „Geschlechtsworte“. Dem klaren Thatbestande gegenüber fühlen sie selber, dass davon nicht die Rede sein könne.

Ist also die Theorie von dem „Geschlechtsworte“, ist die Behauptung, der Artikel diene zur Angabe des Geschlechtes, Nichts weiter als ein Product der Ignoranz: so könnte es im Grunde überflüssig scheinen, solchem Producte so viel Aufmerksamkeit zu widmen als hier geschehen ist. Die Sache hat indess auch eine pädagogische Seite, die noch eine besondere Beachtung verdient.

Manche Elementarlehrer machen geltend, dass es schwer sei, die eigentliche Bestimmung des Artikels Kindern zu verdeutlichen. Die Kinder würden das nicht verstehen. Also sage man ihnen kurz, der Artikel bezeichne das Geschlecht. Das können sie verstehen.

Hierauf ist dreierlei zu entgegnen.

Erstens — Womit soll der Grundsatz gerechtfertigt werden, dass es erlaubt sei, Kindern, weil und so lange sie für das Verständniss des Wahren noch unempfänglich sind, Unwahres zu lehren? — — Was man auf der unteren Stufe nicht lehren zu können glaubt, das verspare man eben für die höhere. Man thut den Kindern kein Unrecht, wenn man sie mit Erklärungen verschont, für welche sie noch nicht vorbereitet sind; aber man versündiget sich an ihnen, wenn man wissentlich Irrtümer in sie hineinpflanzt. Schüler, welche — um bei unserer Sache zu bleiben — sich einmal eingebildet haben, der Artikel sei dazu da, das Geschlecht zu bezeichnen, sind — das ist erfahrungsmässig — nur mit der äussersten Schwierigkeit zu der Einsicht zu bringen, dass er im Gegentheil zu etwas ganz Anderem da ist. Der erste Eindruck kehrt, wie Unkraut, immer wieder und raubt der bessern Erkenntniss Kraft und Boden auf lange Zeit. Womit also will man jenen pädagogischen Missgriff entschuldigen, womit ihn wieder gut machen? Wozu Etwas lehren, was man nachher zu eigner und der Schüler Qual wieder vertilgen muss?

Zweitens — Was ist die eigentliche Bestimmung des Artikels? Dem Wortlaute nach ist er ein „Glied“ des Hauptwortes, ein Zusatzglied, welches hinzutreten oder nach Umständen auch wegbleiben kann. Das wird an Beispielen wie „Hier liegt Geld“ und „Das Geld wird geprägt“ Kindern, die überhaupt Sprachunterricht empfangen, doch wohl anschaulich zu machen sein. Auch wird sich, wer nicht weiter gehen zu dürfen glaubt, vorläufig getrost hierauf beschränken dürfen. Es ist jedoch nicht abzusehen, warum man selbst auf der unteren Stufe Kindern nicht auch Sätze vorlegen dürfe wie „Das Fenster ist offen, Dies ist der Schlüssel zu dem Schranke, Wir wollen das Märchen von den drei Schwänen lesen“. Es ist nicht abzusehen, warum man hieran den Kindern nicht wolle deutlich machen können, dass es sich da um etwas Gegenwärtiges, Vorliegendes handle, um Etwas, womit man es eben zu thun habe oder bekannt sei und dass eben dies durch den Artikel ausgedrückt werde. Bedienen sich doch die Kinder selbst

in jedem Augenblicke des Artikels, wenn sie von einer Sache reden, von welcher sie wissen oder glauben, dass sie der Andere kenne, von welcher sie annehmen, dass der Andere verstehe, welchen sie meinen. Welche Schwierigkeit findet man also darin, Kindern den Begriff des Bekanntseins zu verdeutlichen? — Will man alsdann auf der höheren Stufe ausführen, dass der so als bekannt gesetzte Gegenstand eben dadurch von andern ihm gleichen oder ähnlichen unterschieden, dass er als dieser, als Individuum bezeichnet sei; will man hinzufügen, dass der sogenannte unbestimmte Artikel (ein, eine, ein) das Individuum als solches unbestimmt lasse und nur auf die Gattung deute, zu welcher es gehört; will man bemerklich machen, dass das Substantiv, wenn es ohne allen Artikel gesagt wird, den Gegenstand nur von Seiten seines gedachten, d. h. qualitativen Werthes und Wesens, oder seines quantitativen, numerischen Verhaltens vorstelle (ein Unterschied, der in denjenigen Sprachen, welche keinen Artikel haben, nicht zum Ausdruck gelangt): so wird man hiermit jene anfängliche einfache Kenntniss erweitern und vervollständigen, aber nicht zu der Sisyphus-Arbeit genöthigt sein, sie zu berichtigen, zu bekämpfen, zu vertilgen.

Drittens — Was stellt man sich unter dem Geschlechte, unter dem Genus vor, wenn man voraussetzt, dass dies den Kindern ohne Weiteres verständlich sei? Das Genus ist ein Flexions-Verhältniss. Es beruht auf der formalen Bildung und Gestaltung der Nomina, welche und in so weit sie sich zu dem Unterschiede der Declination entwickelt. Im Deutschen bildet das Masculinum nebst dem ähnlichen Neutrum die starke, das Femininum die schwache Declination. Im Griechischen und Lateinischen ist die dritte Declination die der Stämme, die erste und zweite umfassen die in der einen oder andern Richtung gehenden Ableitungen. In den romanischen Sprachen kommen, da die Casusformen aufgegeben sind, nur noch die unterschiedenen Pluralbildungen in Betracht. Im Französischen sind auch diese, da sie (mit den wenig zahlreichen Ausnahmen auf x) alle auf s ausgehen, zu einartigen geworden. Wenn trotzdem da noch von einem Genus die Rede ist: so ist es eine aus den

übrigen romanischen Sprachgliedern herübergenommene, mit Rücksicht auf die Adjectiva und Participia, denen der Flexions-Unterschied zum Theil noch im Singularis (z. B. grand, grande) anhaftet, aufbewahrte Erinnerung. Im Englischen und Ungarischen, wo die Declination oder vielmehr Pluralbildung gleichfalls eine einartige ist, verschwindet das Genus in der That gänzlich. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit dem Genus in den slawischen und orientalischen Sprachen, worüber man sich aus Bopp's vergleichender Grammatik des Weiteren belehren kann. Das Flexions-Verhältniss, welches seinen Ausdruck in dem Genus findet, ist also eine Sache, deren Bekanntschaft sich bei den Kindern begreiflicher Weise nicht voraussetzen lässt, deren Behandlung im Gegentheil, auch wenn man sie noch so sehr vereinfacht, eine weit grössere Umständlichkeit erfordert als die oben dargelegte Verdeutlichung des Artikels. Die Erklärung des Artikels, den Kindern gegenüber, für schwierig, die des Genus hingegen für leicht oder gar selbstverständlich halten verräth eine unklare Auffassung des Einen wie des Andern. Freilich, wenn man in Betreff des Genus die Bezeichnungen „masculinum, femininum, neutrum“ oder „männlich, weiblich, sächlich“ zum Maassstabe nimmt: so kann man sich wohl darauf berufen, dass die Kinder allerdings wissen, was ein Mann, eine Frau und etwa auch eine Sache sei. Auch die Griechen unterscheiden das *γένος* als *ἀρσενικόν*, *θηλυκόν* und *οὐδέτερον*; bei den Indern heisst das Neutrum, dem Manne und Weibe gegenüber, noch weit ausdrucksvoller sogar der Eunuche. Aber diese Bezeichnungsweise ist eine ganz ungehörige, den grammatischen Verhältnissen ganz unangemessene und fremdartige. Sie rührt von den orientalischen Grammatikern her, deren phantastischer Sinn die Unterschiede des sinnlichen, natürlichen Geschlechtes auf die Unterschiede der Wortgestalten übertrug und bildlich diese nach jenen bezeichnete. Auch passen diese Bezeichnungen, die den Sexus (das Naturgeschlecht) angehen, überhaupt nicht zu dem Ausdrucke *γένος* oder Genus, und eben so ungehörig ist es, diesen Ausdruck mit „Geschlecht“ zu verdeutschen. Genus bedeutet nicht das, was wir insgemein unter „Geschlecht“ verstehen. Es bedeutet „Art“ und bezieht sich auf die Bildung und Gestaltung des Wortes, auf

die grammatische Form und Beweglichkeit des Nomens und Verbums. Denn auch die activen, passiven und medialen Formen des Verbums heissen dessen Genera. Es ist bekannt, zu welchen abenteuerlichen Vorstellungen sich Manche durch jene bildlichen, gar nicht ernst gemeinten Bezeichnungen haben verführen lassen. Da sollen Sonne und Mond, da sollen Tisch und Bank (man denke beiläufig an das französische le soleil und la lune, la table und le banc, die das entgegengesetzte Geschlecht zeigen) ihr Genus dem männlichen und weiblichen Charakter ihrer natürlichen Beschaffenheit zu verdanken haben, da bemüht man sich auf die abgeschmackteste Weise, diesen Charakter in dieser Beschaffenheit erkennen und nachweisen zu wollen.

Vor solchen Erwägungen wird jenes pädagogische Bedenken sich wohl in Nichts auflösen.

Wie sollte übrigens die Sprache dazu kommen, zum Ausdruck einer Erscheinung und Beziehung, die gar nicht den Inhalt, sondern lediglich das Wort — nicht einmal das Wort, sondern bloss die Form und Haltung des Wortes angeht, ein eigenes, selbständiges Wort einzusetzen! Wenn der Artikel in diesem Verhältnisse zum Genus stände: so hätten auch Casus und Numerus, auch Modus und Tempus Anspruch auf dergleichen aparte Wörtlein, und mit weit grösserm Rechte; denn sie betreffen doch noch den Inhalt selbst, was das Genus eben nicht thut.

Endlich findet man an dem Artikel auszusetzen, dass dies ein fremdes Wort sei. Man findet es wünschenswerth, ein deutsches dafür zu haben. Sehr wohl. Aber doch nicht um jeden Preis, doch nur, wo es mit Ehren und Verstand geschehen kann. Es ist wahr, fremde Ausdrücke bedürfen der Erklärung; aber Verdeutschungen, die etwas ganz Anderes zu verstehen geben als was gemeint ist, bedürfen deren noch weit mehr und führen das Uebel mit sich, dass sie die Erklärung doch immer wieder vergessen machen, indem sie uns doch immer wieder ihren fremdartigen Sinn aufdrängen und dadurch zu Irrtümern und Verkehrtheiten treiben. Ueberdies ist das Wort „Artikel" trotz seiner fremden Herkunft (articulus) in der

bei uns üblichen Form und Endung längst kein fremdes mehr. Es ist kein schlechteres deutsches Wort als Muskel (musculus), Zirkel (circulus), Insel (insula), Regel (regula), Spiegel (speculum) u. a. Was will man also davon?

G. L. Staedler.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

---

65. Sitzung, den 25. Februar 1862. Herr Pröhle referirt 1) über den im zweiten Jahrgang des Preussischen Jahrbuches enthaltenen Aufsatz von L. Wiese: Das höhere Schulwesen in Preussen; 2) über das vierte Heft der Findlinge, von Hoffmann von Fallersleben; 3) über Germania, Beiträge deutscher Dichter und Dichterinnen, Berlin, 1861; 4) Das Haus zum Pelikan in Regensburg, von Neumann, Regensburg, 1862; 5) die Thierwelt, von Masius, Essen, Bädeker, 1861; 6) Lebensweise und Fauna der besonders in Deutschland einheimischen Jagdthiere; 7) Hanne Nüte un de lütte Pudel, von Fritz Reuter. Gelegentlich eines aus letzterer Schrift mitgetheilten Bruchstücks erhebt sich eine von Herrn Strack eröffnete Debatte über den hochdeutschen Anstrich des darin angewendeten Plattdeutsch. Herr Pröhle ist dagegen der Meinung, dass Fritz Reuter gerade darin eine hohe Meisterschaft bekunde, wie er im Munde des Ungebildeten Hoch- und Plattdeutsch sich mischen lasse. — Herr Reymond liest den zweiten Act seines Lustspiels: les Faiseurs.

Herr Leo theilt nach der dänischen Uebersetzung des Saxo grammaticus von Wedel die Quelle des Shakspeare'schen Hamlet mit. Die Prüfung, wie sich dieselbe im englischen Dichter gestalte und was sich aus derselben für die Charakteristik des englischen Hamlet ergebe, behält er einem spätern Vortrage vor.

Herr Mahn spricht über einige auf stock endigende Namen von Städten auf ursprünglich slawischem Boden: Rostock, Wittstock, Bialystock und deutet sie, nach vorgängiger Widerlegung früherer Erklärungen aus der slawischen Wurzel des zweiten Bestandtheils = Fliessendes als: Auseinanderfliessendes, Hochfliessendes, Weissfliessendes, indem er zugleich die Richtigkeit seiner Herleitung aus der respectiven geographischen Lage motivirt. Er bittet schliesslich, ihm eben so endende Namen von Orten auf jetzt oder einst slawischem Gebiete zu fernerer Deutung angeben zu wollen.

66. Sitzung, den 4. März 1862. Herr Gosche theilt aus dem einundzwanzigsten Bande der Bibliothèque de l'Ecole des Chartes Paul Meier's Untersuchungen über die Metrik des Gesangès auf die heilige Eulalia mit, worin er Littre's Behauptungen widerspricht, dass dieselbe durchweg in zehnsilbigen Versen sei. Eben so berichtet er über die anderen Aufsätze desselben Bandes. Endlich erwähnt er das Werk über Moses Mendelssohn von Kaiserling und hebt von den siebzehn Abtheilungen desselben namentlich die sechszehnte über den Spinozismus Mendelssohn's hervor.

Herr Strack spricht über die neuesten Ausgaben des Reineke Fuchs. Ueber die Aussprache des Plattdeutschen erhebt sich wiederum zwischen den Herren Pröhle, Sachse, Müller, Kuhlmey, Herrig eine kurze Discussion.

Herr Reymond liest den Schluss seines Lustspiels les Faiseurs.

Herr Giovanoly spricht über Aussprache, Ausdehnung und Literatur der Romanischen Sprache.

Herr Herrig theilt Curiositäten aus Programmen mit und legt die eingegangenen Schriften vor.

67. Sitzung, den 18. März 1862. Herr von Holzendorf erhebt Bedenken gegen die allgemeine Herleitung des Wortes ambassadeur aus ambactus, Bedenken namentlich aus dem Sinne des Wortes: Amt, da doch vor dem 16. sec. Gesandtschaften nur Geschäfte für den einzelnen Fall, vorübergehende Aufträge waren. „Dass ferner an die Ausübung eines Amtes nicht zu denken sei, zeigen die alten Verbalbedeutungen. In einem Pönitential des heiligen Columban steht:

> qui praesumit facere ambasciam, non permittente eo qui praeest, 50 plagis inhibeatur, d. h. wie man schon im Mittelalter übersetzt, qui e patria egredi vel peregre proficisci praesumunt.

In einer Urkunde aus dem 9. sec. bedeutet ambasciata so viel wie Botschaft und ambasciare, Botschaft bringen, (ambasciavit mihi). Daneben findet sich ambasciare aliquid, etwas als Mittelsperson erlangen und zugesichert erhalten. Es heisst in einer Urkunde Karl's des Kahlen von 877: Imperatrix ambasciavit signum Caroli gloriosi. Eine grosse Anzahl von Urkunden, namentlich Schenkungsurkunden beginnt mit den Worten N. N. ambasciatores oder ambasciaverunt. Die Kirche hielt es in früheren Zeiten für sicherer, weltliche Grosse als Schenkungsbürgen fungiren zu lassen. Ambasciare aliquid heisst daher: sich etwas versprechen und gewähren lassen."

Nach diesen Ausführungen schlug der Vortragende für ambassadeur zwei Herleitungen vor, einmal aus invagiare der invagiator, der sicher Geleit erhalten hat, da sich factisch die Gesandten früher um solches erst bekümmern mussten, zweitens aus wacta.

Die Herren Mahn, Sachs, Gessner vertheidigen gegen den Vor-

tragenden die Unbedenklichkeit der frühern Ableitung und machen auf die formellen Bedenken gegen die vorgeschlagenen aufmerksam.

Herr Tschérédéeff fährt in der Schilderung der russischen Literatur des 18. sec. fort.

Herr Mahn untersucht den Namen Celten etymologisch. Er deutet denselben als: Tapfere.

Die Gesellschaft beschliesst nachstehende öffentliche Bekanntmachung, welche den Tagesblättern übergeben werden soll: Die Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen hat den Beschluss gefasst, zu gründlichen Leistungen auf dem Gebiete der neueren Sprachen durch Reisestipendien und durch Prämiirung vorzüglicher Arbeiten erhöhte Anregung zu geben. Zunächst gedenkt der Verein solchen Gelehrten, welche mit einer wissenschaftlichen, das Studium der neueren Sprachen fördernden Arbeit beschäftigt sind, zu der es der Quellenforschung im Auslande bedarf, durch seine Unterstützung die Ausführung ihres Unternehmens zu erleichtern. Für das nächste Jahr sind zu diesem Zwecke 500 Thaler bestimmt, die je nach der Wichtigkeit der zu lösenden Aufgabe ganz oder zum Theil gezahlt werden sollen. Die Gesellschaft ladet daher die Studiengenossen, und zwar besonders die jüngeren, hiermit ein, sich um Ertheilung des Stipendiums bei dem Vorsitzenden, Professor Dr. Herrig, bis zum 1. Juli dieses Jahrs zu bewerben, zugleich sich über die bisher gemachten Studien auszuweisen und die bereits begonnenen Vorarbeiten zur Prüfung vorzulegen. Die Verleihung des Stipendiums wird am 26. October dieses Jahres erfolgen. Die geehrten Redactionen Deutscher Zeitungen werden um gefälligen Abdruck dieser Einladung gebeten. Berlin, den 31. März 1862. Der Vorstand der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

68. Sitzung, den 1. April 1862. Herr Rudolph erörtert die Grundsätze, die er in der von ihm und van Muyden gemeinschaftlich herausgegebenen Auswahl französischer Schriftsteller zu befolgen gedenkt.

Herr Mahn untersucht die Etymologie des Wortes Eichhorn; er sieht darin wegen des scandinavischen ikorn für ekorm die Bedeutung: Eichwurm, Eichschlange, wenn es nicht vielleicht ein hybrides, halb schwedisches, halb lappländisches Wort sei.

Herr Traxel macht Mittheilungen aus der in Berlin in deutscher, französischer, englischer Sprache erscheinenden Conversationshalle.

Hierauf legt der Vorsitzende die nachstehenden Erklärungen zu Shakspeare der Gesellschaft vor, welche Herr W. Rushton in Liverpool eingesandt hat.

Shakspeare's Tenures.

King Henry.
So shaken as we are, so wan with care,
Find we a time for frighted peace to pant,
And breathé short-winded accents of new broils
To be commenced in stronds afar remote.
I. Henry IV. Act 1 Scene 1.

Spoke at a venture. Look, here comes more news.

Enter Morton.

Northumberland.
Yea, this man's brow, like to a title-leaf,
Foretells the nature of a tragic volume:
So looks the strond, whereon the imperious flood
Hath left a witness'd usurpation. —
Say, Morton, didst thou come from Shrewsbury?
2. Henry IV. Act 1 Scene 1.

Strond, is a Saxon word signifying a shoar or bank of a sea or any great river (Cowell). In an ancient charter are these words Richardus rex, etc. Notum facimus vobis nos concessisse etc. Deo et sancto Albano Ecclesiae suae sancti Oswini de Tynemuth, cellae sancti Albani et Monachis ibidem Deo servientibus omnes terras suas et omnes homines suos, cum sacha, soca, over strond et streme, on wode et felde, Toll, Them, and Grithburge, Hamsoene, Murdrum and Forestall Danegeld, Infangenethef and Utfangenethef, Fleminefrenicth, Blodwith, Urecke, etc. And the Gloss. in 10 Scriptores interpreting these words, on strond et streame, on wode et felde, saith, — Voces Anglicae veteres et in antiquioris aevi chartis crebro repertae; Privilegium sapiunt seu potius Privilegii latidudinem sive amplitudinem et sic Latine legantur,. in Littore, in Fluvio, in Sylva et Campo.

Tranio.
Master, you look'd so longly on the maid,
Perhaps you mark'd not what 's the pith of all.

Lucentio.
O yes, I saw sweet beauty in her face,
Such as the daughter of Agenor had,
That made great Jove to humble him to her hand,
When with his knees he kiss'd the Cretan strand.
Taming of The Shrew Act 1 Scene 1.

Bassanio.
In Belmont is a lady richly left,
And she is fair, and, fairer than that word,
Of wond'rous virtues; sometimes from her eyes
I did receive fair speechless messages:
Her name is Portia; nothing undervalued
To Cato's daughter, Brutus' Portia.
Nor is the wide world ignorant of her worth;
For the four winds blow in from every coast
Renowned suitors: and her sunny locks
Hang on her temples like a golden fleece;
Which makes her seat of Belmont, Colchos' strand,
And many Jasons come in quest of her.
Merchant of Venice Act 1 Scene 1.

Strand, saxon, strande. Any shoar or bank of a sea or river. An immunity from custom and all imposition upon goods or vessels by land or by water, was usually expressed, by strand and stream. As king Henry II. to the Church of Rochester, — Concedo et confirmo in perpetuum cum socne et soke, strand and stream. Mon. Anglic. Tom. 3. p. 4. So the same Prince granted to all tenants and traders within the Honour of Walingford, that — by water and by land by wood and by strand, quieti sint de thelonio, passagio, etc. Paroch. antiquit. p. 114.

Man.

The spoons will be the bigger, sir. There is a fellow somewhat near the door, he should be a brazier by his face, for, o' my conscience, twenty of the dogdays now reign in 's nose; all that stand about him are under the line, they need no other penance: That firedrake did I hit three times on the head, and three times was his nose discharged against me; he stands there, like a mortar-piece, to blow us. There was a haberdasher's wife of small wit near him, that railed upon me till her pink'd porringer fell off her head, for kindling such a combustion in the state. I miss'd the meteor once, and hit that woman, who cried out, clubs! when I might see from far some forty truncheoneers draw to her succour, which were the hope of the Strand, where she was quartered.

Henry VIII. Act 5.

Hence the street in the west suburbs of London, which lay next the shoar or bank of the Thames, is called the strand. And G. Duglase mentions the strandis of the sea (Cowell Interpr.).

Gloster.

Why, 'tis well known, that, whiles I was protector,
Pity was all the fault that was in me;
[For I should melt at an offender's tear's,
And lowly words were ransome for their fault.]
Unless it were a bloody murderer,
Or foul felonious thief, that fleeced poor passengers,
I never gave them condign punishment:
Murder, indeed, that bloody sin, I tortured
Above the felon, or what trespass else.

2. Henry VI. Act 3 Scene 1.

For as much as the most necessary office and duty of the law is to preserve and save the life of man, and condignly to punish such persons that unlawfully and wilfully murder, slay or destroy men, and also that another office and duty of law is to punish robbers and thieves, which daily endeavour themselves to rob and steal,

Clown.

Advise you what you say; the minister is here. Malvolio, Malvolio, thy wits the Heavens restore! endeavour thyself to sleep, and leave thy vain bibble babble.

Twelfth Night Act 4 Scene 4.

or give assistance to the same, and yet by craft and cautele do escape from the same without punishment:

Laertes.

Perhaps, he loves you now;
And now no soil, nor cautel, doth besmirch
The virtue of his will: but, you must fear,
His greatness weigh'd, his will is not his own;
For he himself is subject to his birth:

Hamlet Act 1 Scene 2.

And where it often happeneth and cometh in are in sundry counties of this realm, that a man is feloniously stricken in one county, and after dieth in another county, in which case it hath not been founden by the laws or customs of this realm, that any sufficient indictment thereof can be taken in any of the said counties, for that by the custom of this realm the jurors of the county where such party died of such stroke, can take no knowledge of the said stroke being in a foreign county, although the same two counties and places adjoin very near together, ne the jurors of the county where the stroke was given cannot take knowledge of the death in another county, although such death most apparently come of the same stroke:

Fang.

Sir John, I arrest you at the suit of mistress Quickly.

Falstaff.

Away, varlets! — Draw, Bardolph; cut me off the villain's head; throw the queen in the channel.

Host.

Throw me in the channel? I 'll throw thee in the channel. Wilt thou? wilt thou? thou bastardly rogue! — Murder, murder! O thou honey-suckle villain! wilt thou kill God's officers, and the king's? O thou honey-seed rogue! thou art a honey-seed; a man-queller, and a woman-queller.

2. Henry IV. Act 2 Scene 1.

Lady Macbeth.

When in swinish sleep
Their drenched natures lie, as in a death,
What cannot you and I perform upon
The unguarded Duncan? what not put upon
His spongy officers, who shall bear the guilt
Of our great quell?

Act 1 Scene 7.

Enter Achilles.

Achilles.

Where is this Hector?
Come, come, thou boy-queller, shew thy face;
Know what it is to meet Achilles angry.
Hector! where 's Hector? I will none but Hector.

Troilus and Cressida Act 5 Scene 5.

To that the king's majesty within his own realm cannot, by any laws yet made or known, punish such murderers or manquellers, for offences in this form committed and done; nor any appeal at some time may lie for the same, but do also fail, and the said murderers and manquellers escape thereof without punishment, as well in cases where the counties where such offences be committed and done may join, as otherwise where they may not join.

Timon.

I 'll example you with thievery:
The sun's a thief, and with his great attraction
Robs the vast sea: the moon 's an arrant thief,
And her pale fire she snatches from the sun:
The sea 's a thief, whose liquid surge resolves
The moon into salt tears: the earth 's a thief,
That feeds and breeds by a composture stolen
From general excrement: each thing 's a thief;.

The laws, your curb and whip, in their rough power
Have uncheck'd theft.

Timon of Athens Act 4 Scene 3.

And also it is a common practice amongst errant thieves and robbers in this realm, that after they have robbed or stoln in one county they will convey their spoil, or part thereof so robbed and stoln, unto some of their adherents into some other county where the principal offence was not committed ne done, who knowing of such felony, willingly and by false covin receiveth the same: In which case, although the principal felon be after attainted in one county, the accessary escapeth by reason that he was accessary in another county, and that the jurors of the said other county, by any law yet made, can take no knowledge of the principal felony ne attainder in the first county, and so such accessaries escape thereof unpunished, and do often put in are the same, knowing that they may escape without punishment:

Duchess.

What shall I say? to safeguard thine own life,
The best way is — to 'venge my Gloster's death.

Richard II. Act 1 Scene 2.

For redress and punishment of which offences, and safeguard of man's life, be it enacted etc. 3. and 4. Edward VI. cap. XXIV.

Agamemnon.

Princes,
What grief hath set the jaundice on your cheeks?
The ample proposition, that hope makes
In all designs begun on earth below,
Fails in the promised largeness: checks and disasters
Grow in the veins of actions highest rear'd;
As knots, by the conflux of meeting sap,
Infect the sound pine, and divert his grain
Tortive and errant from his course of growth.

Troilus and Cressida Act 1 Scene 3.

Errant, Itinerant, may be derived from the old word erre, i. iter: It is attributed to justices that go the circuit, stam. pl. cor. fol. 15. and to Bailiffs at large. (Cowell Interpr.).

Othello.

That handkerchief
Did an Egyptian to my mother give:
She was a charmer, and could almost read
The thoughts of people: she told her, while she kept it,
'T would make her amiable, and subdue my father
Entirely to her love; but if she lost it,
Or made a gift of it, my father's eye
Should hold her loathly, and his spirits should hunt
After new fancies: She, dying, gave it me:
And bade me, when my fate would have me wive,
To give it her.

Act 3 Scene 4.

For as much as before this time divers and many outlandish people calling themselves Egyptians using no craft nor feat of merchandise,

Cleon.

Where I chief lord of all the specious world,
I 'd give it to undo the deed. O lady,

Much less in blood than virtue, yet a princess
To equal any single crown 'o the earth,
I' the justice of compare! O villain Leonine,
Whom thou hast poison'd too!
If thou hadst drunk to him, it had been a kindness
Becoming well thy feat: what canst thou say,
When noble Pericles shall demand his child?

Pericles Act 4 Scene 3.

have come into this realm, and gone from shire to shire, and place to place in great company, and used great, subtil, and crafty means to deceive the people, bearing them in hand,

Cornelius.

Your daughter, whom she bore in hand to love
With such integrity, she did confess
Was as a scorpion to her sight; whose life,
But that her flight prevented it, she had
Ta'en off by poison.

Cymbeline Act 5 Scene 5.

Falstaff.

Let him be damned like the glutton! may his tongue be hotter! — A whoreson Achitophel! a rascally yea-forsooth knave! to bear a gentleman in hand, and then stand upon security! — The whoreson smooth-pates do now wear nothing but high shoes, and bunches of keys at their girdles; and if a man is thorough with them in honest taking up, then they must stand upon — security.

2. Henry IV. Act 1 Scene 2.

Macbeth.

Well then, now
Have you consider'd of my speches? Know,
That it was he, in the times past, which held you
So under fortune; which, you thought, had been
Our innocent self: this I made good to you
In our last conference pass'd in probation with you,
How you were borne in hand; how cross'd; the instruments;
Who wrought with them; and all things else, that might
To half a soul, and to a notion crazed,
Say, Thus did Banquo.

Act 3 Scene 1.

King.

Well, we shall sift him. — Welcome, my good friends!
Say, Voltimand, what from our brother Norway?

Voltimand.

Most fair return of greetings and desires.
Upon our first, he sent out to suppress
His nephew's levies; which to him appear'd
To be a preparation 'gainst the Polack;
But, better look'd into, he truly found
It was against your highness: Whereat grieved, —
That so his sickness, age, and impotence,
Was falsely borne in hand, — sends out arrests
On Fortinbras; which he, in brief, obeys;
Receives rebuke from Norway; and, in fine,
Makes vow before his uncle, never more
To give th' assay of arms against your majesty.

Hamlet Act 2 Scene 2.

that they by palmestry could tell men's and women's fortunes, and so many times by crafty and subtilty have deceived the people of their money, and also have committed many heinous felonies and robberies, to the great hurt and deceit of the people that they have come among. Be it enacted etc. 21. Henry VIII. cap. 10. This statute was enforced by 1. and 2. Philip and Mary cap. 4.

Where in a parliament holden at Westminster in the XXII. year of the reign of our late sovereign lord king Henry the Eighth, (for avoiding and banishing out of this realm of certain outlandish people calling themselves Egyptians, using no craft nor feat of Merchandises for to live by, but going from place to place in great companies, using great, subtil and crafty means to deceive the king's subjects, bearing them in hand, that they by palmistry could tell mens and womens fortunes, and so many times by craft and subtilty deceive the people of their money, and committed divers great and heinous felonies and robberies, to the great hurt and deceit of the people); it was amongst other things then enacted, That from the time of the making of the said act no such persons should be suffered to come within this the kings realm, upon pain of forfeiture to the king of all their goods and chattels, and then to be commanded to avoid the realm within fifteen days next after the commandment, upon pain of imprisonment; and such persons calling themselves Egyptians, as were then within this realm, should depart within sixteen days next after proclamation of the said act, upon pain of imprisonment, and forfeiture of all their goods and chattels, with divers other clauses and articles contained in the said act, as by the said act more at large it appeareth: for as much as divers of the said company, and such other like persons, not fearing the penalty of the said statute, have enterprised to come over again into this realm using their old-accustomed devilish and naughty practices and devices,

Capulet.

And too soon marr'd are those so early made.
The earth hath swallow'd all my hopes but she,
She is the hopeful lady of my earth:
But woo her, gentle Paris, get her heart,
My will to her consent is but a part;
An she agree, within her scope of choice
Lies my consent and fair according voice.
This night I hold an old accustom'd feast,
Whereto I have invited many a guest,
Such as I love; and you, among the store,
One more, most welcome, makes my number more.

Romeo and Juliet Act 1 Scene 2.

with such abominable living as is not in any Christian realm to be permitted, named or known, and be not duly punished for the same, to the perillous and evil example of our sovereign lord and lady the king and Queen's majesties most loving subjects, and to the utter and extreme undoing of divers and many of them, as evidently doth appear. Be it ordained and enacted etc. enforced and explained by 5. Elizabeth cap. 20.

For as much as it is notoriously known, that the king to his great costs and charges, hath sent his ambassadors to Charles his adversary of France, to have had a convenient peace with him,

Coriolanus.

Aufidius, though I cannot make true wars,
I 'll frame convenient peace.

Act 5 Scene 3.

and to have his right without effusion of Christian blood,

Act V.

Scene 1. — London. A Room in the Palace.

Enter King Henry, Gloster, and Exeter.

King Henry.
Have you perused the letters from the pope,
The emperor, and the earl of Armagnac?

Gloster.
I have, my lord, and their intent is this, —
They humbly sue unto your excellence,
To have a godly peace concluded of,
Between the realms of England and of France.

King Henry.
How doth your grace affect their motion?

Gloster.
Well, my good lord; and as the only means
To stop effusion of our Christian blood,
And 'stablish quietness on every side.

1. Henry VI.

which was refused; wherefore the king, by the grace of God, in whose hands and disposition resteth all victory, hath determined himself to pass over the sea into his realm of France, and to reduce possession thereof by the said grace to him, and to his heirs, kings of England, according to his rightful title, whereby he trusteth not only to bring this his realm to the ancient fame and honour, but also to enrich, and set in perfect peace and tranquillity his subjects of the same, trusting that thereby the more part of all christian realms shall be in more perfect peace and tranquillity, and the better disposed to serve god, which cannot be done with all likelihood without battle, as well on the sea, as in other places beyond the sea, wherein almighty god must be judge, in whose defence, mercy and goodness, the king putteth his full trust above all other things; how be it, many times, by the inordinate covetise of captains retained with princes afore this time, great part of the number of soldiers, for whom such captains have indented with princes,

King Henry.
Shall we buy treason and indent with fears?

1. Henry IV. Act 1 Scene 3.

at time of need have lacked of their number of soldiers, whereby great jeopardies have ensued and irrecuperable damages thereby may ensue if remedy be not therefore foreseen and had. Be it therefore ordained etc. 7. Henry VII. cap. 1.

Bagot.
My lord Aumerle, I know your daring tongue
Scorns to unsay what once it hath deliver'd.
In that dead time when Gloster's death was plotted,
I heard you say, — Is not my arm of length,
That reacheth from the restful English court
As far as Calais, to my uncle's head?

Richard II. Act 4 Scene 1.

Item the king our sovereign lord considereth, That by the negligence, misdemeaning, favour, and other inordinate causes of justices of peace in every shire of this his realm, the laws and ordinances made for the poli-

tique weal, peace, and good rule of the same. and for the perfect surety, and restful living of his subjects of the same, be not duly executed according to the tenor and effect that they were made and ordained for;

King Henry.

If, duke of Burgundy, you would the peace,
Whose want gives growth to the imperfections
Which you have cited, you must buy that peace
With full accord to all our just demands;
Whose tenours and particular effects
You have, enscheduled briefly, in your hands.

Henry V. Act 5 Scene 2.

wherefore his subjects been grievously hurt, and out of surety of their bodies and goods, to his great displeasure; for to him is nothing more joyous than to know his subjects to live peaceably under his laws, and to increase in wealth and prosperity, and to avoid such enormities and injuries, so that his said subjects may live restfully under his peace and laws, to their increase: he will that it be ordained and enacted etc. 4. Henry VII. cap. 12.

Shallow.

By yea and nay, sir, I dare say, my cousin William is become a good scholar: he is at Oxford, still, is he not?

2. Henry IV. Act 3 Scene 2.

King.

Your oath is pass'd to pass away from these.

Biron.

Let me say no, my liege, an if you please,
I only swore, to study with your grace,
And stay here in your court for three years' space.

Long.

You swore to that, Biron, and to the rest.

Biron.

By yea and nay, sir, then I swore in jest. —
What is the end of study? let me know.

Love's Labour's Lost Act 1 Scene 1.

Page.

I am glad to see your worships well: I thank you for my venison, master Shallow.

Shallow.

Master Page, I am glad to see you; much good do it your good heart! I wished your venison better; it was ill killed. How doth good mistress Page? and I love you always with my heart, la; with my heart.

Page.

Sir, I thank you.

Shallow.

Sir, I thank you; by yea and no, I do.

Merry Wives Act 1 Scene 1.

Ford.

Hang her, witch!

Eva.

By yea and no, I think, the 'oman is a witch indeed: I like not when a 'oman has a great peard; I spy a great peard under her muffler.

Merry Wives Act 1 Scene 1.

Menenius.
Come, enough.

Brutus.
Enough, with over-measure,

Coriolanus.
No, take more:
What may be sworn by, both divine and human,
Seal what I end withal! — This double worship, —
Where one part does disdain with cause, the other
Insult without all reason; where gentry, title, wisdom,
Cannot conclude, but by the yea and no
Of general ignorance, — it must omit
Real necessities, and give way the while
To unstable slightness: purpose so barr'd, it follows,
Nothing is done to purpose.

Coriolanus Act 3 Scene 1.

Ja et nay, — Quod homines sui (Ripponiensis) sint credendi per suum Ja et per suum Nay in omnibus Querelis et Curiis, licet tangen. Freedmortell etc. Charta Athelstani Regis. Mon. Aug. Tom. I. pag. 173 a.

Scar.
The greater cantle of the world is lost
With very ignorance; we have kiss'd away
Kingdoms and provinces.

Antony and Cleopatra Act 3 Scene 8.

Hotspur.
Methinks, my moiety, north from Burton here,
In quantity equals not one of yours:
See, how this river comes me cranking in,
And cuts me from the best of all my land,
A huge half-moon, a monstrous cantle out.
I 'll have the current in this place damm'd up;
And here the smug and silver Trent shall run
In a new channel, fair and evenly:
It shall not wind with such a deep indent,
To rob me of so rich a bottom here.

1. Henry IV. Act 3 Scene 1.

Tolnetum ad molendinum secundum communem regni et secundum fortitudinem cursus aque capiatur vel ad vicesimum granum vel ad vicesimum quarterium grani. Et mensura per quam tolnetum debet capi sit concordans mensure Domini Regis et capiatur tolnetum per rasum et nichil cum cumulo seu cantello. Et si furnarii inveniant molendinariis necessaria sua nichil capiatur preter debitum tolnetum; Et si aliter fecerint graviter puniantur. (Temp. Henry III. Edw. que I. et II.)

The Toll of a mill shall be taken according to the custom of the land, and according to the strength of the water course, either to the twentieth or four and twentieth corn. And the measure toll must be taken shall be agreeable to the king's measure, and toll shall be taken by the rase, and not by the heap or cantel. And in case that the formers find the millers their necessaries, they shall take nothing besides their due toll; and if they do otherwise they shall be grievously punished.

2. Carrier.
I have a gammon of bacon, and two razes of ginger, to be delivered as far as Charing-cross.

1. Henry IV. Act 2 Scene 1.

Clown.

I cannot do 't without counters. — Let me see; what am I to buy for our sheep-shearing feast? Three pound of sugar; five pound of currants; rice. — What will this sister of mine do with rice? But my father hath made her mistress of the feast, and she lays it on. She hath made me four-and-twenty nosegays for the shearers: three-man song-men all, and very good ones; but they are most of them means and bases: but one Puritan amongst them, and he sings psalms to hornpipes. I must have saffron, to colour the warden pies; mace, — dates, — none; that 's out of my note: nutmegs, seven; a race or two of ginger; but that I may beg; four pound of prunes, and as many of raisins o' the sun.

Winters Tale Act 4 Scene 2.

Standardum busselli galonis et ulne et signa quibus mensure sunt signande sint sub custodia majoris et balliorum et sex legalium de villa juratorum coram quibus omnes mensure signentur. Nullum genus bladi vendatur per cumulum seu cantellum preter avenam braseum seu farinam. Cap. IX.

The standard, bushels and ells, shall be in the custody of the mayor and bailiffs, and of six lawful persons of the same town being sworn, before whom all measures shall be sealed. No manner of grain shall be sold by the heap or cantle, except it be oats, malt, and meal. Cantel seems to signify the same with that we now call lump, as to buy by measure, or by the lump. It signifies also a piece of any thing, as a cantel of bread, cheese and the like. (Cowell Interpr.).

Wel may men knowen, but it be a fool,
That every part deriveth from his hool.
For nature hath not taken his beginning
Of no partie ne cantel of a thing,
But of a thing that parfit is a stable,
Descending so, til it be corrumpable.

Chaucer. Knightes Tale.

Cowell says cantel seems to signify the same with that we now call lump, as to buy by measure, or by the lump. It signifies also a piece of any thing, as a cantel of bread, cheese, and the like (Interpr.).

Rase, raseria, seems to have been a measure of corn now disused. Debentur ei annuatim decem et octo raseriae avenae, et seu raseriae hordei, etc. (Cowell Interpr. Spelman). Rasus alleorum, a rase of onions, thus computed in Fleta, lib. 2. cap. 12. s. 12. Rasus alleorum continet XX. flones, et quaelibet flonis XXV. capita.

69. Sitzung, den 13. Mai 1862. Herr Giovanoli macht interessante Mittheilungen über Zacharias Werner aus den Papieren der noch lebenden geschiedenen dritten Frau des Dichters und giebt aus der Erörterung seiner Lebensumstände und seiner Werke ein Charakterbild desselben.

Herr Plötz widerlegt in einem Vortrage über die französischen Conjugationen Herrn Sonnenburg. (Ueber die Darstellung der französischen Conjugationen in den Schulgrammatiken. Archiv Bd. XXXI. p. 67.

Herr Pröhle widerlegt die in der Geschichte der Harzburg von Karl Schiller ausgesprochenen Ansichten über den Götzen Crodo.

Herr Staedler spricht über den Artikel beim Superlativ. Der Artikel diene nicht zur Bildung des Superlativs. Formen wie le plus dur, il più duro, el mas duro seien Comparative.

Herr Herrig beleuchtet im Hinblick auf die bevorstehende Fichtefeier Fichte's Reden an die deutsche Nation vom Standpunkte der Pädagogik.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Gerth, der Hamlet von Shakspeare. Acht Vorlesungen. Leipzig, 1861.

Die Schrift ist in bester Gesinnung und mit richtiger Einsicht der in den letzten Erklärungsschriften zu „Hamlet" herrschenden Verkehrtheit geschrieben. Es ist in der That für ein unbefangenes Gefühl wahrhaft verletzend, zu sehen, wie man sich von allen Seiten wetteifernd bemüht, eine poetische Heldengestalt, die der grösste Dichter ganz unzweifelhaft in der besondern Eigenthümlichkeit ihres Charakters als eine seiner idealsten Schöpfungen intendirt hat, im eigentlichsten Sinne in den Schmutz zu ziehen. Die Auslassungen eines Rohrbach oder Storffrich hätten freilich in keiner Weise eine Beachtung verdient, wie sie ihnen Herr Gerth mehrfach zu Theil werden lässt. Dergleichen ist durch sich selbst gerichtet. Aber von dem einsichtsvollen Kreyssig hätte man doch erwarten dürfen, dass er in Hamlet schliesslich mehr gefunden hätte, als die Zeichnung eines „geistreichen Schwächlings," dessen Bemerkungen immer geistreicher werden, je weiter es mit seiner Gewissenhaftigkeit abwärts gehe zur sophistischen Verdrehung aller einfachsten sittlichen Vorstellungen, bis die geistreiche Sentimentalität endlich bei Thaten ankomme, die sich von Verbrechen kaum noch unterscheiden liessen. Inhaltslose Sentimentalität, die krankhafte Eitelkeit des Gedanken- und Redevirtuosen soll Hamlet's Wesen kennzeichnen, und der Sinn des Stückes soll sein, welches Unglück willenlose Schwäche anrichte. Wahrlich, jede gefühlvolle Zuschauerin aus dem mittleren Bürgerstande, die über das Unglück und die innere Zerrissenheit des armen Dänenprinzen herzbrechende Thränen des Mitleids weint, beweisst ein tieferes Verständniss des Stücks, des Charakters des Helden und der sittlichen Conflicte, in die er gestellt ist.

Es ist verdienstlich von Herrn Gerth, dass er es sich zur Aufgabe gemacht hat, dergleichen Auffassungen zurückzuweisen und zu zeigen, dass man den Charakter des Helden und die Bedeutung der Tragödie auch von ganz anderer Seite her fassen könne. Doch können wir auch Herrn Gerth nicht zugestehen, dass seine Auffassung im Wesentlichen die richtige und nothwendige ist, und dass er auch in seiner Polemik den Standpunkt eingenommen hätte, der die kräftigste Abwehr möglich macht.

Der Verfasser erklärt diejenige Seite an Hamlet, die eigentlich die Schwierigkeit der Erklärung begründet, sein Zaudern und Schwanken, für einen Ausfluss seiner Gewissensbedenken gegen die ihm auferlegte That. Recht verstanden ist dies offenbar das Richtige. Vieles zwar scheint dagegen zu sprechen. Vielleicht kein tragischer Held hat so viele und so lange Mo-

nologe, die doch offenbar dazu bestimmt sind, das innerste Geheimniss des sittlichen Charakters und der Motive des Helden uns zu erschliessen. Gleichwohl kommt in sämmtlichen Aeusserungen Hamlet's kaum irgendwo ein eigentlich sittliches Bedenken gegen die Rachethat vor, wohl aber auffällig gehäufte und wiederholte Selbstanstachelungen und Racheschwüre und andererseits leidenschaftliche Selbstanklagen wegen der noch nicht vollzogenen Rache. Dies beweist offenbar, dass Hamlet's Bedenken, wenn sie auch sittlicher Natur sind, ihm doch nicht als solche in's Bewusstsein getreten sind. Man kann sie daher auch nicht eigentlich Gewissensbedenken nennen: denn so nennen wir nur solche Bedenken, die aus bewusster Abwägung des Werthes und des Verhältnisses sittlicher Mächte entstehen. Ist es daher nicht Feigheit, Willensschwäche, Unentschlossenheit, überhaupt kein Motiv gemeiner Art, was Hamlet's Arm bindet, — und das erweist jedes Wort, jede That, die Gesammthaltung des Helden, der ganze Gang der Handlung, — bleibt also nur die Annahme, das hemmende Princip sei sittlicher Art: so kann es doch nur in dem unbewussten Zuge der sittlichen Eigenthümlichkeit Hamlet's liegen, nicht in sittlichen Grundsätzen, die durch Reflexion in das Bewusstsein treten. Dem Hamlet wäre also eine That auferlegt, die seiner sittlichen Natur widerspricht, obgleich er den Wunsch und die Absicht hat, sie zu vollziehen, und während er offenbar bestrebt ist, sich die Mittel zur Vollziehung zu sichern; während Alles: die Pflicht gegen den elend gemordeten Vater, gegen das Reich, gegen die schmählich verletzte sittliche Gerechtigkeit, das Interesse der eigenen Ehre, der eigenen Existenz ihn dazu antreibt, hält ihn die eigenthümliche Anlage seines sittlichen Charakters davon zurück. Damit ist nicht gesagt, dass die auferlegte Rachethat absolut und unter allen Umständen verwerflich ist; dass nicht eine Orestesnatur, vollkräftig, ursprünglich und reflexionslos sie vollziehen dürfte ohne Beeinträchtigung des sittlichen Bewusstseins; dass nicht eine Electra, von sittlichem Pathos getragen und von der Idee der Pietät bis in's innerste Mark erfüllt, alle Seiten der That kühn in's Auge fassen und mit sicherer Hand den Plan zu derselben entwerfen dürfte. Die Eumeniden, durch die aus sittlichen Motiven und im Interesse der wiederherzustellenden sittlichen Harmonie vollbrachte Rachethat aufgestört, würden wenigstens wieder versöhnt werden können nach antiken wie nach modernen Begriffen. Es ist damit auch nicht gesagt, dass Hamlet, wenn er die bedenkliche, doch nicht verwerfliche That nicht zu thun vermag, weil er eben keine Orestesnatur, kein Electragemüth ist, deshalb ein Feigling, ein Schwächling wäre. Nein, jeder Andere möchte ohne Verletzung des Gewissens diese That vollziehen können: Hamlet darf es nicht und kann es nicht, weil er eben diese so geartete Natur ist. Und andererseits: Hamlet möchte zu jeder grossen That, zu jeder heroischen Anstrengung angelegt sein: aber grade diese That, die ihm auferlegt ist, vermag er nicht zu vollbringen, und darf es nicht. Für ihn wäre es ein Verbrechen. Goethe hatte Recht, wenn er sagte: von Hamlet würde das Unmögliche verlangt, nicht das an sich Unmögliche, sondern das, was ihm unmöglich sei. Obgleich ihm jede Pflicht heilig sei, sei grade diese ihm zu schwer. Nur hätte er nicht glauben sollen, dass dies von dem Mangel an der sinnlichen Stärke herrühre, die den Helden mache. Vielmehr ist die befohlene That der Art, dass ein inneres Widerstreben auch bei heroischen Naturen erklärlich ist, dass aber bei einem Helden, so überlegt, gefühlvoll, liebeglühend, wie Hamlet, dies Widerstreben entscheidend sein muss, ohne dass man ihn der Schwäche anklagen darf.

Mag man sich nun mit dem eben Vorgetragenen einverstanden erklären oder nicht: der Standpunkt, den der Verfasser in seiner Erklärungsweise einnimmt, wird jedenfalls bedenklich erscheinen. Herr Gerth führt Hamlet's Gewissensbedenken mit aller Bestimmtheit auf religiöse Motive zurück. Hamlet ist nach ihm wesentlich ein Held christlicher Gesinnung. Christliches Sittengebot ist die vielleicht bloss dunkle, aber die leitende Macht

seines Benehmens. Die ganze Entwicklung seines Charakters beruht auf dem Kampfe des natürlichen Menschen, des Rachegefühls und Ehrprincips des alten Adam in ihm gegen die Gebote christlicher Liebe. Die philologische Begründung aus dem Texte des Stücks ist natürlich äusserst schwach. Weil Hamlet das Wort tables für Schreibtafel gebraucht, das auch die Gesetzestafeln des Moses bezeichnen kann; weil er das Gebot des Geistes als commandement bezeichnet, was auch „zehn Gebote“ bedeuten kann; weil der Verfasser in Polonius' Ermahnungen an seinen Sohn Aehnlichkeit mit Lehren gefunden hat, die in den Sprüchen Salomonis enthalten sind und in dem Prediger Salomonis eine Stelle entdeckte, die von einem Richter spricht, der höher als die Hohen das Unrecht straft, das den Armen geschieht, und andere Stellen von ähnlichem Belang, wo von Träumen die Rede ist, wie ja auch Hamlet sagt, dass er böse Träume habe, oder von Gelübden, während Hamlet ein Gelübde, das er gethan, nicht halten darf: so beruht also Hamlet's ganze Stimmung auf einem Nachhall der in seiner frühen Jugend eingesogenen religiösen Grundsätze, und Shakspeare hat auf der Basis von Bibelsprüchen sein Trauerspiel aufgebaut. Wir haben kein Wort gegen solche Schlussfolgerungen zu sagen; es würde verschwendet sein. Aber gesetzt auch: diese Schlüsse wären nicht so ganz unbegründet, so müsste man, so lange nur irgend eine andere Erklärungsweise einen Grad von Wahrscheinlichkeit hat, gegen die Auffassungsweise des Verfassers aus allgemeinen ästhetischen Grundsätzen ankämpfen. Denn nichts ist einfacher und gewisser, als der Satz, dass die aus speciell christlichen Motiven entspringenden Entwicklungen menschlicher Gesinnung, dass die innern Seelenkämpfe des Christen absolut unfähig sind, durch künstlerische Gestaltung ausgedrückt und nachgeahmt zu werden. Nicht etwa, dass sie zu wenig ideell sind, sondern weil sie es in so hohem Grade sind, dass sie jenseits des Gebiets der Erscheinung heimisch und in Gegenständen der äussern Erfahrung nicht ausdrückbar, dass sie jedem irdischen Auge und jedem endlichen Geiste ein undurchdringliches Geheimniss sind. Man täusche sich doch nicht: die Kunst, zu allermeist die Dichtkunst, und in dieser wieder in besonders gesteigertem Grade die dramatische Kunst drücken sittliche Conflicte, Erscheinungsformen des sittlichen Willens aus. Die Ideale dramatischer Kunst sind die höchsten Ideale sittlicher Weltanschauung. Aber die Anschauungsweise der Kunst überhaupt geht überall nur auf die Form und über diese nirgends hinaus. Es ist immer nur die endliche Seite der Erscheinung, in der die unerreichbare Grösse transcendentaler Mächte als Schönheit durchscheint. Das Sittliche der ästhetischen Gestaltung fällt daher nie und nirgends zusammen mit dem Sittlichen der ethischen Idee. Niemand hat dies besser eingesehen als Schiller. Die höchste, geistigste Form der ethischen Idee hat mit der Kunst nichts mehr zu schaffen. Die Motive der Kunst sind auch auf sittlichem Gebiete formeller Art. Die frohe Blüthe der Kraft, die Energie des äussern Kampfes, das in die Augen springende, farbenreiche und wirkungsvolle Gemälde heroischer Gesinnung: das ist der eigentliche Gegenstand ästhetischen Wohlgefallens. In künstlerischer Darstellung ist nicht die Frage: was entspricht der höchsten Idee des Sittlichen, sondern was erregt am meisten unser sittliches Wohlgefallen. Auch die That der Gewalt gefällt, wenn sie aus rechter frischer Kraft hervorgegangen ist. Nur das Gemeine, Hässliche missfällt. Schönheit ist nur, wo geistige Ideen in körperliche Formen, in Formen erscheinender Verhältnisse wahrnehmbar werden. Die Poesie flieht überhaupt die Darstellung besonderer und eigenthümlicher religiöser Vorstellungen, wie sie sich dem Eigenthümlichsten nationaler Gebräuche vielfach versagt; Ihr Gebiet ist das Allgemein-menschliche in Motiven und Gebräuchen, weil sie eben durch ästhetische Verhältnisse der Form auf das Allgemein-menschliche des ästhetischen Urtheils wirken will. Aller Besonderheit des Positiven und Nationalen wird daher etwas abgezwackt, mit Nothwendigkeit, zu Gunsten poe-

tischer Wirkung. Nichts aber entzieht sich der Poesie mit solcher Entschiedenheit, als die Seelenkämpfe des Christen. So wenig, wie der Herr, als er auf Erden wandelte, irgend eine Gestalt noch Schöne hatte, so wenig kann die tiefste, geistigste Entwicklung des dem Herrn nachwandelnden Christen durch Schönheit Gefallen erregen. Das Reich rein geistiger Entsagung und Weltentfremdung macht eher den hässlichen Eindruck der Ascetik; da ist nichts, was den Augen gefalle. Wir meinen daher: das eigentlich Christliche entzieht sich der künstlerischen Darstellung überhaupt, und kein rechter Dichter hat je den Versuch gemacht, es darzustellen: am wenigsten gewiss Shakspeare. Es muss daher gegen eine Auffassung, die Shakspeare am Maassstabe der christlichen Ethik misst, — und unser Verfasser ist bekanntlich darin nicht der erste, — unter allen Umständen protestirt werden. Die weiteren Wirkungen, welche christliche Gesinnung auf das Urtheil und die Auffassung der Dinge hat, und die zu einem populären Bewusstsein werden, die den Charakter einer Epoche bilden, diese erscheinen auch beim Dichter, und bei Shakspeare nicht zum wenigsten. Es ist eben auch in der Dichtkunst zu verfolgen, dass alle Cultur der neueren Menschheit und unsere gesammte Anschauungsweise aus dem Christenthume entsprungen ist: aber man verwechsle das nicht mit dem Christlichen im engern Sinne, d. h. mit der Gesinnung des ganz und mit Ausschluss alles Fremdartigen, dem Glauben an den Herrn ergebenen Gemüthes. Jene Wirkungen des Christenthums als der Religion der Culturvölker erscheinen auch bei Goethe und Schiller; aber nicht diese christliche Gesinnung, der die beiden Grössten unter den deutschen Dichtern selbst entfremdet waren.

Aus diesen Gründen muss uns des Verfassers Bestreben, im Hamlet rein christliche Seelenkämpfe nachzuweisen, als verfehlt erscheinen. Ja, noch mehr. Was er für christliche Motive nimmt, die Conformität mit dem Wortlaute der Zehngebote, lässt sich nicht einmal so bezeichnen, sondern wäre höchstens als Motive der Gesetzlichkeit zu bezeichnen. Eine in das Mannesalter herüberwirkende Erinnerung an die in der Jugend erlernten Gebote kann vielleicht als ein religiöses Moment des Gewissens im weitesten Sinne, aber sicher nicht als etwas speciell Christliches gelten.

Es ist nun leicht nachzuweisen, dass eine Deutung, die eben im Princip falsch ist, auch in der Anwendung auf viele, ja auf die meisten Einzelheiten verkehrte Resultate ergiebt. Besonders eines wollen wir hervorheben. Es ist gewiss mit tieferer Absicht des Dichters geschehen, wenn Hamlet mit Wittenberg, Laertes mit Paris in Verbindung gebracht wird. Wenn man annimmt, dass Wittenberg Ernst und Tiefe, Paris Eleganz und Oberflächlichkeit bedeutet, so wird man dem Sinne des Dichters ziemlich nahe kommen. Aber das genügt unserm Verfasser nicht. Wittenberg bedeutet ihm die Religiosität als auszeichnendes Merkmal des deutschen Volkes gegen das französische. Allmälig bildet sich daraus die Deutung des Stückes als einer Darstellung der nationalen und confessionalen Gegensätze jener Zeit, des Katholicismus und Protestantismus, des Germanischen und Romanischen. Der Verfasser geht in seiner Abneigung gegen das Katholische und Romanische ziemlich so weit, als man überhaupt gehen kann. Protestantismus und Gottesfurcht sind ihm identische Begriffe, also auch Katholicismus und die äusserste Gottlosigkeit. So erhält denn das Stück auch ganz bestimmte historische Beziehungen. Es wird erinnert an die Verworfenheit der Päpste: Alexander's VI., Julius II., Leo's X., an die Unsittlichkeit Franz I., Heinrich's II., Franz II. etc. Der Claudius der Tragödie ist also ein Compositum aus Franz I. und Heinrich III. Die Stiftung und die Zwecke des Jesuitenordens werden herbeigezogen, insbesondere der Königsmord als Grundsatz jesuitischer Theorie, der vielfach auch in die Praxis überging. Und nun liegt merkwürdigerweise ein Königsmord auch dem Hamlet zu Grunde, Claudius aber ist auch der Name eines Jesuitengenerals, des Her-

zogs von Aquaviva. Der König Claudius in seiner Gewissenlosigkeit ist somit der Vertreter des Katholicismus, Hamlet mit seiner Gewissenhaftigkeit, aber auch mit seiner Schwäche im Praktischen der Vertreter des Protestantismus. Hamlet, d. h. der Protestantismus, geht unter, weil er die 'Ωφέλεια, die Kraft der helfenden Liebe, der Einigung nicht zu würdigen weiss, sie vielmehr selbst vernichtet. Die Gestalt des Fortinbras „Stark — in — Arm" dagegen bedeutet, dass sich der Protestantismus, der das Recht hat, auch mit der Kraft verbinden müsse, um den ewigen und unvergänglichen Feind, den „Gallopapismus," zu überwinden. So werden denn nun auch alle anderen Namen des Stücks allegorisch gedeutet. Am bezeichnendsten ist die Anknüpfung des Namens Gertrud an die Eroberung der Stadt Gertrudenberg durch den Herzog von Parma (1587). Und von diesen Gesichtspunkten aus wird schliesslich angedeutet, wie die italienische Frage zu lösen sei. — Alles dies sind Träume und phantastische Gedankenassociationen, mit denen Shakspeare nichts im Mindesten zu schaffen hat.

Wir können nicht weiter auf alles Einzelne eingehen. Nur Einiges wollen wir noch bemerken. Nichts beim Dichter berechtigt anzunehmen, dass Hamlet sich nach dem Throne gesehnt und eine hohe Vorstellung von seinem Herrscherberufe gehabt habe. Weit eher das Gegentheil. — Es ist für die Beurtheilung von Hamlet's Charakter ganz gleichgültig, ob Claudius vor oder nach Hamlet's Ankunft von Wittenberg den Thron bestiegen habe. Denn Claudius hat offenbar den Hamlet nicht verdrängt, nur zwischen seine Hoffnungen und die Erwählung sich eingedrängt; also bestand keine feste Erbfolgeordnung. — Ophelia macht sich gar keinen Vorwurf daraus, ihrem Vater nicht das schuldige Vertrauen geschenkt zu haben. Wie sollte sie auch? Auf die erste Frage des Vaters giebt sie ihm harmlos eine offene und wahre Antwort. — Die Erscheinung und die Reden des Geistes sind nicht als Vorgänge in Hamlet's eigenem Innern gemeint, als seine Erinnerungen und die Versuchung zur Sünde in Hamlet's eigener Brust. Es ist zum Mindesten gesagt höchst absonderlich, Reil's Fieberlehre zu citiren, um die Möglichkeit von Geistererscheinungen zu beweisen, oder sich auf das Beispiel Tasso's in seinem Wahnsinn zu berufen. Die Geistererscheinung, wie Analoges in andern Tragödien, gehört vielmehr in das Reich der poetischen Mittel, um Handlungen zu motiviren in wenig umständlicher und doch tief ergreifender Weise. Der Geist dient dazu, um Hamlet's eigenen Ahnungen durch eine äussere Kunde eine sichere Grundlage und doch nicht absolute Gewissheit zu geben und zugleich die übernatürliche und unendliche Seite des Rechts, der Sittlichkeit, des Gewissens und der Strafe in äusserst ergreifender und volksthümlicher Weise für das unmittelbare Gefühl anzudeuten, ganz wie die Hexen im Macbeth die dämonische und satanische Seite des Gelüstens, des Ehrgeizes bezeichnen, zwischen wahrer Realität und phantastischer Einbildung in der Mitte schwebend, aber durchaus wie ein äusserer Vorfall wirkend. — Wenn Hamlet sagt, er wolle von der Tafel der Erinnerung weglöschen alle thörichten Geschichten, damit das Gebot des Geistes ganz allein im Buche seines Hirns lebe, so heisst das nicht, er wolle die in der Jugend erlernten Zehngebote auslöschen und das Naturgesetz der Blutrache einschreiben, sondern er wolle mit Vergessen aller sonstiger Erlebnisse, Bestrebungen und Erinnerungen seine ganze Aufmerksamkeit nur darauf lenken, seinen ermordeten Vater zu rächen. — Von Seelenkämpfen des Christen steht im Gedicht kein Wort, sondern vom Nichtkönnen dessen, was man wollte. Wo leistet Hamlet auf die „Ehre vor der Welt" Verzicht und hofft auf den „Gotteslohn im Jenseits?" Und wäre letzteres eine protestantische Vorstellung? Ist es nicht echt katholisch, für eine That Gottes Lohn zu fordern und die Seligkeit nicht aus dem Glauben an das Verdienst Christi, sondern aus eigener Gerechtigkeit haben zu wollen? — Nichts begründet die Vermuthung, dass Hamlet die

Ermordung des betenden Königs unterlasse, weil der Altar ihm heilig ist. — Die Ermordung des Polonius bewirkt bei Hamlet keinen Selbstvorwurf, sondern nur das Gefühl des gesteigerten Unglücks. Dass er durch diese That sein gutes Gewissen eingebüsst, wird nirgends sichtbar. Sein Benehmen auf dem Schiffe zeigt keineswegs ein Versinken in „scheue Passivität und reflectirende Verzweiflung," sondern das directe Gegentheil. — Wenn doch ein Dichter wie Shakspeare nicht nach ästhetischen Regeln arbeitet, wozu denn die Erklärung einer dramatischen Handlung aus so verbrauchten und unverstandenen Terminis wie Furcht oder gar Schrecken und Mitleid. — Rosenkranz' und Güldenstern's Ermordung, die der Verfasser nicht rechtfertigen mag, trägt auch nach des Verfassers Ansicht einen durchaus nicht christlichen Charakter. Es müsste also daran die ganze Deutung scheitern. Der Verfasser aber begnügt sich mit der Erklärung: Wir seien eben alle arme Sünder, auch diejenigen, die sich einer christlichen Gesinnung befleissigten, seien der Sünde nicht entnommen. Aber eben ein mit solcher Schadenfreude an dem parirten Hiebe, mit solcher kurzen Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit geführter Streich der Nothwehr beweist mindestens, dass der Schwerpunkt des Charakters anderswo zu suchen ist. — Die Art, wie der Verfasser p. 165 aufzählt, warum jede einzelne der in die Katastrophe hineingerissenen Personen den Tod verdient hat, trägt durchaus den Charakter einer ertheilten Quittung, wonach jeder Einzelne für so und so viel Vergehen so und so viel Strafe erlitten hat. So lässt sich Hamlet's und noch weniger der Ophelia Tod nicht rechtfertigen. Solche prosaische Abrechnung statt der poetischen Gerechtigkeit, die auf die Harmonie des schliesslichen Eindrucks und auf die Wiederherstellung der gestörten sittlichen Verhältnisse geht, ist nicht Sache des rechten Dichters. Unsern „Glauben an eine göttliche Weltordnung" werden wir doch vernünftigerweise nicht aus der Tragödie, sondern anderswoher zu schöpfen haben. — Wenn der wahnsinnigen Ophelia Worte: „Ich hoffe, alles wird gut gehen; wir müssen geduldig sein" auf den Gedanken an eine nahe Entbindung gedeutet werden, so ist das in einem Grade geschmacklos, der an's Unglaubliche gränzt.

Die Erklärungen, die der Verfasser von einzelnen Stellen giebt, meist in der Absicht, die Schlegel'sche Uebersetzung zu berichtigen, sind meistens der Art, dass ihnen nicht leicht Jemand wird beistimmen wollen. „Ihr könnt nichts von mir nehmen, Herr, das ich lieber fahren liesse — bis auf mein Leben" sagt Hamlet dem Polonius, als dieser Abschied von ihm nimmt. Herr Gerth deutet das darauf, dass der Argwohn des alten Mannes dem Hamlet in der Ophelia „sein ganzes Leben" genommen habe. Und doch ist es einfach der Ausdruck des Lebensüberdrusses. Nichts lässt er so gern fahren wie sein Leben. — Bei dem: „You are a fishmonger," denkt Herr Gerth an das Sprichwort: Fishes and guests smell when they are three days old, als ob Polonius seine Tochter wie einen schlechtgewordenen Fisch verhandeln wolle. Das passt von Allem am wenigsten. Wozu auch? Die Stelle ist ohne solche satyrische Nebenbeziehung verständlich. Die Stelle von der Sonne, dem todten Hund und den Maden muss erklärt werden: die Sonne, das Herrlichste, erzeugt das Schlechteste, Maden. Umgekehrt zeugte der erbärmliche Polonius das Herrlichste, die Ophelia. Und mit schnellem Gedankenwechsel, aber nahe liegender Gedankenassociation an die brütende Sonne wieder anknüpfend fährt Hamlet fort: „Let her not walk i' the sun: conception is a blessing; but not as your daughter may conceive" mit offenbarer Anspielung auf den Grund, um dessen willen Polonius seiner Tochter den Umgang mit Hamlet verboten hat. „Conception is a blessing," Gaben sind ein Segen, übersetzt Schlegel. Es ist nicht zu sehen, wie das Wortspiel in conception besser auszudrücken war, als durch Gaben, das ja auch geistige Anlagen ausdrückt. (Vgl. Note 43). „I am too much i' the sun," sagt Hamlet. Herr Gerth vermuthet dabei das Wortspiel: Ich bin zu

sehr in dem Sohne (son)! — „Die Zeit ist aus den Fugen“ etc. Herr Gerth meint, das bedeute: Nie hätte es nöthig werden sollen, dass sich ein Theil von der römischen Kirche löste! — „That I with wings as swift as meditation or the thoughts of love May sweep to my revenge.“ Das tertium comparationis ist die Schnelligkeit; Gedanken und besonders Liebesgedanken sind bekanntlich ein Bild der Schnelligkeit. Herr Gerth will Schlegel verbessern und erklärt meditation or thoughts of love „die Ueberlegung, das Nachdenken oder die Ahnungen, der Schmerz der Kindesliebe, demnach im Grunde also Rachegedanken.“ Das giebt den baaren Unsinn: dass ich mit Flügeln, schnell wie Rachegedanken, zu meiner Rache eile. — Eben so sonderbar ist die Anmerkung zu der Rede des Marcellus p. 78. Höchst gesucht und künstlich ist die Erklärung von arrows und slings p. 99. Wird slings als festhaltende Taue gedacht, so ist „slings of fortune“ in dieser Verbindung mit arrows, Geschossen, unvereinbar, während „Pfeil“ und Schleudern“ vortrefflich passt. — Anmerkung 68: Hamlet spricht noch vom Teufel und dem Fegefeuer. Herr Gerth bemerkt: „Wir glauben, dass Shakspeare, indem er seinen Helden, der das Princip des Protestantismus vertritt, noch halb in den Anschauungen der römisch-katholischen Kirche befangen sein lässt, das Unvollendete der englischen Reformation durch Heinrich VIII. bezeichnen wollte.“ — A forest of feathers, welche dem Hamlet a fellowship in a cry of players erwerben helfen sollen, deutet Herr Gerth auf die Hilfe des Militairs, das sich nun von dem Mörder lossagen und ihn in Besitz seines Rechts und Erbes unverweilt zurückführen müsse (p. 107. vergl. Anmerkung 71). — Nie ist Hamlet's Hohn schneidender, als nach Polonius Tode und gegen dessen Leichnam. Nach Herrn Gerth ist das lauter Reue; er sucht seine Uebelthat zu verbergen und das: „Safely stowed“ ist ein halblauter Gewissensseufzer! — The body is with the king, but the king is not with the body. Herr Gerth hält body für die Leiche von Hamlet's Vater, die nicht aus des Königs Gewissen weiche! p. 120. — „Die Reichsversammlung der politischen Würmer“ ist auch gemeint als Würmer des Gewissens, wie sie an Stelle der Furien in den miracle plays unter Heinrich VII. und VIII. vorkommen! Während sie sich an Polonius gemacht haben, zielen sie vielmehr auf Claudius! „Wir mästen alle anderen Creaturen“ u. s. w. heisst: Die Sünde, zu welcher wir Andere verleiten, fällt auf uns selbst zurück! „Der fette König und der magere Bettler sind nur verschiedene Gerichte“ heisst: Du und ich, Hamlet und Claudius, befinden uns in gleicher Lage: Ich erschlug den Polonius, du vergiftetest den eigenen Bruder! p. 121. „Ein König kann seinen Weg durch die Gedärme eines Bettlers nehmen“ heisst: „Durch Ermordung meines Vaters habt ihr mich zum Bettler, euch zum König gemacht.“ — Wir können uns auf andere Erklärungen von gleicher Werthlosigkeit, z. B. p. 192—196, wo freilich das Höchste in dieser Gattung geleistet wird, nicht näher einlassen. Die angeführten Beispiele werden genügen zu dem Nachweise, dass Herr Gerth in seinen Erklärungen nicht eben selten vom Wege des richtigen Verständnisses abgewichen ist.

L.

Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache von Eduard Fiedler, weiland Oberlehrer am Gymnasium zu Zerbst, und Dr. Carl Sachs, Oberlehrer am Gymnasium zu Brandenburg a. H. Zweiter Band, Syntax und Verslehre. Leipzig, Violet 1861. (2 Thlr.)

Der erste Band der Fiedler'schen wissenschaftlichen englischen Grammatik (Leipzig, Violet, 1850, 1½ Thlr.) enthält die Geschichte der englischen Sprache, Lautlehre, Wortbildung und Formenlehre. Leider wurde der Verfasser wenige Jahre nach dem Erscheinen seines Buches der Gelehrtenwelt durch den Tod entrissen, und die Verlagshandlung wendete sich deshalb an den Herrn Oberlehrer Dr. Sachs, damit derselbe die Bearbeitung des zweiten Theils — der Syntax — übernehme. Derselbe erklärt in der Vorrede, dass er nicht ohne Bedenken der Aufforderung gefolgt sei, da es schon an sich schwierig sei, ein allseitig anerkanntes Werk fortzusetzen, und die Schwierigkeit durch den Umstand noch vermehrt werde, dass die englische Syntax bisher noch wenig in gründlicherer Weise bearbeitet worden, ja von den Engländern selbst sehr vernachlässigt werde. Einzelne Unebenheiten des Buches seien dem Umstande zuzuschreiben, dass der Druck, den gerechten Forderungen des Verlegers, der das Publicum nicht länger wollte warten lassen, gemäss, schon zu einer Zeit begann, als das Werk noch nicht vollständig beendet war. Da ursprünglich die Bogenzahl des ersten Bandes nicht überschritten werden sollte, so habe manches mehr angedeutet als ausgeführt werden können. In Bezug auf die Ordnung des Ganzen sei der von Fiedler eingeschlagene Gang zwar im Ganzen weiter befolgt; daneben aber habe die Grimm'sche Grammatik als Vorbild gedient. Es wird schliesslich anderer Forscher gedacht, denen der Verfasser zu Dank verpflichtet ist, und trotz der bei seinem Aufenthalte in England ihm gewordenen Gelegenheit, seltene Bücher und Manuscripte einzusehen, in bescheidener Weise die Lückenhaftigkeit seiner Forschungen von dem Verfasser selbst anerkannt.

Die Eintheilung des Buches ist in der Kürze folgende:

I. Verbum im einfachen Satze. 1. Genus (Activum, Passivum, Reflexiv, Medialtransitiv, Medialintransitiv, Causativ, Neutralpassiv, Reciproca). 2. Modus (Subjunctiv; Optativ; Imperativ; Infinitiv a. ohne to, b. praepositional, c. Accusativus cum Infinitivo, d. Nominativus cum Infinitivo; Particip, Verbal-Ellipsen). 3. Tempus (Present, Imperfect, Perfect, Futurum, Conditional). 4. Numerus. 5. Person (Impersonalia, impersonale Formen mit Substantiven, mit Adjectiven).

II. Nomen im einfachen Satze. 1. Wechsel von Adjectiv und Substantiv (Substantiv statt des Adjectivs, Adjectiv statt des Substantivs, Völkernamen). 2. Nominal-Ellipsen. 3. Genus. 4. Numerus. 5. Pronomen (personal, self, possessive, one, Schwächung und Anlehnung des Pronomens, indefinite Article, definite Article; demonstrative, interrogative, relative, indefinite Pronouns). 6. Numerals. 7. Adjectiv (Comparativ, Adjectiv und Adverb). 8. Casus, unbezeichnete (Nominativ, Vocativ, Accusativ), mit und ohne Zeichen, (Dativ ohne to, mit to, Genitiv ohne of, mit of). 9. Prepositions (eigentliche einfache, abgeleitete, substantivische, adjectivische, Adjectiva und Participien gebraucht statt Praepositionen, fremde Praepositionen). 10. Modalität.

III. Zusammengesetzter Satz. 1. Beiordnende Verbindung (copulatives, aufhebendes, beschränkendes, causales Verhältniss). 2. Unterordnende Verbindung (Substantivsätze, Casus-, Adverbialsätze, Adjectivsätze, Vielfach zusammengesetzte Sätze).

Prosody (Wortfolge, Interpunction).

Metrik: a. Formelle Licenzen (wechselnder Werth von Vocalen, Hiatus, Elision, Synaloephe, Accent). b. Gleichklänge (Alliteration, Reim, Assonanz). c. Einfache Versmaasse. d. Strophen. e. Schlusswort.

Wir haben das vorliegende Buch mit aufrichtiger Freude begrüsst und sind demselben für eine Fülle von Belehrungen dankbar. Nach unserer Meinung ist es neben der Mätzner'schen englischen Grammatik (Lehre vom Worte) für jeden unentbehrlich, der eine wissenschaftliche, d. h. die geschichtliche Entwicklung der Sprache mit begreifende Kenntniss des Englischen sich erwerben will. Durch diese historische Behandlung unterscheidet sich das Buch wesentlich von der Masse englischer Sprachlehren, welche jeder Messkatalog bringt, die in mehr oder weniger geschickter und vollständiger Zusammenstellung die Regeln des heutigen Sprachgebrauchs geben, ohne die Frage nach der Entstehung dieses Sprachgebrauchs zu beantworten. Wenn in den gewöhnlichen für Schulen bestimmten Grammatiken das Streben dahin geht, überall Regeln und Ausnahmen hinzustellen, so ist die historische — und so auch unsere — Grammatik vielmehr bestrebt, die Totalität der sprachlichen Erscheinungen aufzunehmen, und sie überlässt es oft der Entscheidung des Lesers, welche derselben er für normal, welche er für abnorm halten wolle oder solle. Ferner wird ein grosser Theil dessen, was für die Schulgrammatik nicht existirt, als in der Totalität der Sprache doch irgend wo einen Platz findend, nachgewiesen. Beispielsweise sagen alle uns bekannten Schulgrammatiken, dass das substantivische pron. possess. von it fehlt. Sachs weist zwei Stellen für dieses Pronom, welches natürlich its heisst, nach (Shak. Henry VIII. 1, 1; Byr. D. J. XI, 54). Von mehreren Wörtern sagen die Grammatiken, dass sie keinen Plural haben. Sachs weist denselben nach von knowledge, cheese, acquaintance, progress, sir, advice, counsel, abuse, slander, business.

Wenn der Verfasser die Lückenhaftigkeit seiner Forschungen einräumt, so werden wir ihm nicht widersprechen, da das Gebiet der Literatur in der That ein unendliches, von Einem nicht zu beherrschendes ist. Ein absoluter Maassstab kann hier überhaupt nicht angelegt werden, sondern nur ein relativer, und unsere Ueberzeugung ist, dass die Sachse'sche Grammatik einen sehr schätzenswerthen Beitrag zur Erforschung der englischen Sprache, im Besonderen ihrer Syntax, geliefert hat — einen Beitrag, der auf eine so ausgebreitete Quellenforschung gegründet und gebaut ist, als von einem Einzelnen, unter den gegebenen Verhältnissen, nur immer verlangt werden kann. Die citirten Schriftsteller umfassen einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren. Sie beginnen mit den angelsächsischen Gedichten: Beowulf und Paraphrase des Caedmon und enthalten Hauptvertreter jeder Epoche, besonders zahlreich der Gegenwart; auch ein paar Koryphäen der amerikanischen Schriftsteller sind benutzt, und selbst die sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Neger-Englisch sind der Erwähnung nicht für unwerth erachtet. Wenn der Verfasser ferner zugiebt, dass manches nur angedeutet worden, was eine nähere Begründung und Ausführung verdient hätte, so acceptiren wir dieses Geständniss. Wir vermissen z. B. 1) auf p. 6 den synonymischen Unterschied von to wax, to grow, to run, to fall, to rest, to get; 2) p. 122 die Erwähnung der in vielen Grammatiken enthaltenen Regel, dass die Stellvertretung des one unzulässig ist bei Stoffnamen und Abstracten, so wie nach gesteigerten einsylbigen Adjectiven mit bestimmtem Artikel oder possessivem Pronomen (oder wird die Regel von dem Verfasser vielleicht nicht anerkannt?); 3) im Capitel vom Numerus die Regeln über die Pluralbildung zusammengesetzter Substantiven; 4) p. 155 bei swine, welches zu den Wörtern gezählt wird, die im collectiven Sinne keinen Plural haben, die Nachweisung der Form swines, um Einzelwesen zu be-

zeichnen, so wie sheeps nachgewiesen wird; 5 p. 163 unter den zu Singularen gewordenen Pluralen die Erwähnung von sixpence (I have lost two sixpences).

Wir berühren zum Schluss unserer Anzeige einige Punkte, über die wir eine von der des Verfassers abweichende Ansicht haben.

P. 91 im Capitel vom Numerus heisst es: „Haben Subject und Prädicat verschiedenen Numerus, so geht das Subject vor." Zum Beweise werden unter andern folgende Beispiele angeführt: „the most hateful sight was the lice; the first sight I met with was two men drowned; whose only wealth is their flocks and herds; whose reign is the tainted sepulcres; the lowest we can fall to is our graves; the consequence was many disputes; that which grieved me, was the gentlewoman's shoes." Wird durch den Satz einer Substanz ein Accidens beigelegt, so ist, nach unserer Ansicht, wenn Subject und Prädicat Substantiva sind, der weitere Begriff immer für den Prädicatsbegriff zu halten. Wir halten sight, wealth, reign, lowest, consequence, that which grieved me für die Prädicate, und würden die Regel so fassen, dass im Allgemeinen das Subject, wie natürlich, den Numerus bestimmt, dass aber bei Voranstellung des Prädicats dieses oft durch Attraction über den Numerus des Verbs entscheidet.

P. 177 heisst es, dass der unbestimmte Artikel auch bei Pluralen stehen kann, die dadurch zu einem Ganzen zusammengefasst werden: a very few men; many a worthy youth; told of a many thousand warlike French; how many and many a one will read this; I have pass'd an agreeable two hours. — Mit dem ersten und letzten Beispiele sind wir einverstanden, mit den andern nicht. P. 235 sagt der Verfasser selbst: „many (ags. maneg) sg. u. pl." Demnach ist in many a worthy youth und in many and many a one many für den Singular des adjectivischen Pronomen zu halten (manch), und in a many thousand warlike French ist many für den Singular des substantivischen Pronomens anzusehn (ags. menigo, Menge).

P. 181 lesen wir, dass Nomina propria den Artikel bekommen, wenn ein Adjectiv davor steht, das nicht mit seinem Substantiv wie zu einem Begriff zusammengewachsen ist, sondern es von andern gleichen Namens unterscheiden soll: the cartons of the inimitable Raphael, u. s. w. Grade das erste, hier citirte Beispiel scheint nicht sehr glücklich gewählt. Soll denn wirklich durch den Artikel der inimitable Raphael von einem imitable unterschieden werden? Ich würde sagen, dass das Nomen proprium mit einem Adjectiv verbunden den Artikel nicht erhält, 1) wenn das Adjectiv stehendes Beiwort des Substantivs ist, oder 2) als eine allbekannte Eigenschaft, als ein stehendes Beiwort des Nomen proprium hingestellt wird, und so mit demselben gewissermassen zu einer Begriffseinheit zusammenschmilzt. Wir meinen, dass man sich über of inimitable Raphael auch nicht zu wundern haben würde. Uebrigens bezieht sich die Regel nicht nur auf Nomina propria, auch auf wie solche angesehene Wörter (Pale Winter). Der Artikel bleibt auch vor geographischen Benennungen weg, wenn Substantiv und Adjectiv als Begriffseinheit betrachtet werden (Tropical Africa, Chinese Tartary). Der Artikel würde also stehen, 1) wenn das Adjectiv zwar blosses epitheton ornans ist, aber nicht als stehendes Beiwort betrachtet wird; 2) wenn dasselbe wirklich unterscheiden soll; — wenn also beide Begriffe nicht zu einer Einheit zusammenwachsen, sondern in ihrer Trennung festgehalten werden sollen.

P. 386: Askede him, whethence he come were ist als Beispiel eines Adverbialsatzes aufgeführt, der ein Raumverhältniss ausdrückt. Wenn

auch das Bindewort ein Adverb des Raumes ist, so scheint uns der Satz selbst doch zu den Casussätzen zu gehören, da derselbe das sachliche Object zu askede vertritt (to ask one after a thing).

P. 395 ist unter den einfachen Versmassen an zweiter Stelle Heroic couplets oder riding rhyme erwähnt, und gesagt, dass dasselbe in der altfranzösischen Poesie ganz gewöhnlich sei, cf. Gerard de Viane: Bone chancòn plait vos que jè vos die | de hàute ystoire et dè grant baronìe. — Nach der von H. Sachs beliebten Bezeichnung hat der erste Vers zwei, der zweite vier Hebungen. Der Grund dieser Bezeichnung des Verses ist uns nicht bekannt. Nach unserer Auffassung ist der französische Décasyllabe in seiner gewöhnlichen Form ein zehn-, respective elfsylbiger Vers mit einer Caesur nach der vierten Sylbe, zwei festen Arsen (auf der vierten und zehnten Sylbe) und zwei oder drei unter gewissen hier nicht näher anzugebenden Beschränkungen beweglichen Arsen. Wir bezeichnen die obigen Verse:

Bòne chancòn plaìt vos que je vos dìe
De haùte ystoìre et de grànt baronìe.

Die Betonung der stummen e, welche sich der Verfasser erlaubt hat, scheint uns dem Geiste der französischen Sprache durchaus zu widersprechen. Wenn man diese sich gestattet, kann man allerdings jede beliebige zehn Sylben für einen jambischen Fünffüssler erklären. Eben die Menge der tonlosen Monosyllaben, welche in jedem französischen Satze uns begegnen (die me, te, se, nous, vous, les, leur, je, tu, ils, ne, en y, le, la u. s. w.) haben die Bildung regelmässiger Versmasse im Französischen unmöglich gemacht. Der Rhythmus ist ein freierer. Die Summe der Arsen und Thesen ist gegeben, die Zahl der Arsen schwankt zwischen gewissen Gränzen hin und her, die Stelle der Arsen ist zum Theil eine feste, zum Theil eine bewegliche.

Bromberg. **Weigand.**

Uebungsbücher zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Englische, so wie aus dem Englischen in's Deutsche, herausgegeben von J. Morris.

Wenn wir bei dem Studium der neueren Sprachen zunächst das Ziel verfolgen, welches sie mit allen übrigen Unterrichtsgegenständen gemein haben, nämlich den Geist zu bilden, das Denkvermögen zu üben, das Urtheil zu schärfen: so tritt grade bei ihrer Erlernung noch ein zweites Moment hinzu, welches ihnen, zumal in der Neuzeit, einen hohen, immer mehr steigenden Werth verleiht, das ihrer praktischen Verwerthung. Zu einem möglichst gründlich theoretisch-grammatischen Unterrichte muss also bei den neueren Sprachen eine vielseitige praktische Einübung mündlich und schriftlich hinzutreten, und zwar glauben wir, dass diese letztere nicht, wie manche sonst gewiss höchst achtungswerthe Lehrer meinen, dem ersteren vorangehen müsse, sondern erst dann mit nachhaltigem Erfolge eintreten könne, wenn bereits eine sichere grammatische Grundlage gewonnen ist. Gibt es nun zwar der Mittel und Wege viel, eine moderne Sprache praktisch einzuüben — und in dieser Beziehung ist der häufige Umgang mit gebildeten Nationalen unstreitig das beste Mittel — so wird man doch nicht in Abrede stellen

können, dass der von Herrn J. Morris eingeschlagene Weg, umsichtig und gewissenhaft verfolgt, zu dem erwünschtesten Resultate führen muss. Indem er nämlich bei der Auswahl seiner Stoffe zunächst das höhere Volksleben unserer deutschen Nation berücksichtigen zu müssen geglaubt, hat er sechs beliebte und interessante Dramen, grösstentheils von Benedix, für die Uebersetzung in's Englische vorbereitet, um so der Erlernung der gebildeten Umgangssprache, wie sie in England zu finden, den Weg zu bahnen. Ein zehnjähriger Aufenthalt in England und Schottland hat ihm eine gründliche Kenntniss des englischen Idioms verschafft, die er bereits als Uebersetzer mehrerer geschichtlich-philosophischer Werke aus dem Deutschen in's Englische hinlänglich bekundet hat. Von den sechs Dramen nun: Dr. Wespe und ein Lustspiel von Benedix, die Journalisten von Freytag (bei Ehlermann in Hannover), das Gefängniss von Benedix (bei Fabricius in Magdeburg), der Kaufmann von Benedix (bei Rob. Friese in Leipzig) und Mathilde von Benedix (bei Nicolai in Berlin erschienen), stehen die fünf ersteren, was die grösseren oder geringeren Schwierigkeiten des Uebersetzens anlangt, ungefähr auf demselben Standpunkte und sind für denjenigen Theil von Schülern bestimmt, welche zwar den elementaren Cursus der Sprache durchgemacht, aber sich noch nicht viel mit Uebertragung von Conversationsstoffen beschäftigt haben. Das zuletzt genannte Drama, welches einen weit ernsteren Charakter an sich trägt, bietet für die Uebersetzung grössere Schwierigkeiten dar und ist daher schon vorgerückteren Schülern anzuempfehlen. Zu jeder Seite des Textes giebt Herr Morris unten für die schwierigeren Sprachwendungen, die eine wörtliche Uebersetzung in die fremde Sprache nicht gestatten, die nöthigen Fingerzeige, die grösstentheils rein idiomatischer, seltener grammatischer Art sind. Als Anhang finden wir bei jedem Drama ein alphabetisch geordnetes Wörterbuch, welches den ganzen Schatz der im Werke vorkommenden Wörter umfasst, wobei die Rücksicht beobachtet ist, dass da, wo mehrere englische Ausdrücke gleichzeitig für ein und dasselbe deutsche Wort anwendbar sind, dieselben nur ein Comma zwischeneinander haben, während solche, die dasselbe deutsche Wort, aber in anderer Bedeutung und zu einer andern Stelle des Textes gehörig, darstellen, durch ein Semicolon von den übrigen getrennt sind. Eine kurze Einleitung hat Herr Morris nur dem zuerst von ihm bearbeiteten „Gefängniss" vorangeschickt, in welcher er die Principien darlegt, die ihn bei Anfertigung seiner Arbeit geleitet. — Ausser diesen sechs Dramen ist noch bei Nicolai in Berlin: The Eskdale Herdboy von Lady Stoddart, von demselben Bearbeiter erschienen. Dieses Buch hat den Zweck, einen leichten und unterhaltenden englischen Lese- und Uebersetzungsstoff den Schülern an die Hand zu geben, welche mit dem elementaren Theile der Grammatik noch nicht zu vertraut sind. — Endlich hat noch Herr Morris die beiden in einem Bande bei Robert Friese in Leipzig erschienenen Macaulay'schen essays: Lord Clive und Mad. D'Arblay edirt. Die diesem Werke beigefügten Erklärungen sind: 1) stofflicher Art, indem sie über die im Texte vorkommenden Personen und Ereignisse die nöthigsten Aufschlüsse geben; 2) linguistischer, insofern sie diejenigen Stellen des Textes, deren Verständniss Schwierigkeiten bieten dürfte, erläutern.

Mögen diese Werke, welche nach unserer Ueberzeugung den oben angedeuteten Zweck des Herausgebers vollständig zu erreichen geeignet sind, Lehrern und Schülern gleich sehr empfohlen sein!

Dr. Philipp.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge, 8. Jahrgang. Nro. 9—12. Nürnberg 1861.

Ein merkwürdiger Taufstein aus dem 12. Jahrhundert. Von Gust. Sommer in Zeitz. Angabe des Fundorts und Abbildung des Taufsteins.

Alte Taufbecken aus Messing. Von G. Sommer in Zeitz. Besprechung alter Taufbecken und Inschriften in denselben mit Hinweisung auf Otte's Kunst-Archäologie.

Ein Schuldner muss bis zur Tilgung der Schuld aus der Stadt fahren. Mittheilung einer Urkunde aus dem Archiv des Museums von R. v. S. (Roth von Schreckenstein).

Aus dem ältesten Pirnaer Stadtbuche. Vom Archivar Herschel in Dresden. Einige interessante Notizen über Namen, Gewerbe, geschäftlichen Verkehr u. dergl. aus den Jahren 1432—1463.

Ueber Entstehung und Verfassung des dem Nicodemus Frischlin zugeschriebenen Gedichts vom St. Christophel. Von W. Nebel, Pfarrer in Dreieichenhain. Herr Nebel weist nach, dass Frischlin nur der Ueberarbeiter des Gedichts, dagegen ein Pfarrer Andreas Schönwaldt zu Nain in der Dreieich, jetzt Dreieichenhain, der wirkliche Verfasser ist.

Der Sarg des Bischofs Adeloch in der St. Thomaskirche zu Strassburg. Von Dr. K. Schmidt, Professor zu Strassburg. Angabe über Anfertigung und genaue Beschreibung des kunstvollen Sarges des 9. Jahrhunderts.

Das Wappen Wolfram's von Eschenbach. Von Dr. Frommann. Nach kurzer Erwähnung der bisherigen Annahme über Wolfram's Wappen führt der gelehrte Herr Verf. ein neuaufgefundenes Zeugniss vor, aus welchem hervorgeht, 1) dass das mittelfränkische, ehemals dem Deutschorden gehörige Eschenbach wirklich Wolfram's Heimat und Ruhestätte ist; 2) dass dessen Grabstein noch im Anfange des 17. Jahrhunderts bekannt gewesen und dass derselbe 3) nicht einen Affen, sondern wirklich einen Hasen im Wappen Wolfram's zeigte.

Filzschuhe als Abgabe von Klöstern. Von Dr. Märcker, Geh. Archivrath zu Berlin. Der Verf. sucht aus mehreren Citaten des 13. Jahrhunderts und später zu beweisen, dass Filz-, Nacht- oder Morgenschuhe Stiftern oder sonstigen Wohlthätern der Klöster in dem Falle gegeben wurden, wo dieselben sich die Jurisdiction über die vergabten Güter vorbehielten und diente also als Zeichen des von Seiten des Klosters anerkannten Vogteirechts. In jedem Falle hat Herr Dr. Märcker das Verdienst, auf diesen immerhin bemerkenswerthen Brauch aufmerksam gemacht zu haben.

St. Oswaldt's Leben. Von Dr. K. Bartsch in Rostock. Nachträge aus einer Olmützer Handschrift zu der vom Verf. besorgten Ausgabe eines Gedichts über St. Oswald und Pfeiffer's Germania II. und V. Band.

Die Geschichte des Klosters Schönau in Bildern. Im Besitz des Germ. Museums befinden sich 10 Handzeichnungen aus dem 16. Jahrhundert, welche die Grundlage des Cisterzienserklosters Schönau darstellen; dieselben werden näher beschrieben und eine von ihnen wird abbildlich mitgetheilt.

Zur Geschichte der Zipser Stadt Schmöllnitz. Von Dr. Erasmus Schwab in Kaschau. Mittheilung und Erklärung eines Schreibens der Gemeine Schmöllnitz an den Fürsten Raxoczy aus dem Jahre 1704.

Belagerung und Eroberung Hohenzollerns im Jahre 1423. Von Dr. Barack in Donaueschingen. Aus der Zimmernschen Chronik zu Donaueschingen wird eine Stelle über die genannte Belagerung mitgetheilt.

Ueber Herzog Ulrich von Würtemberg von einem Zeitgenossen. Von Prof. Dr. Joh. Voigt in Königsberg. Aus einem Briefe des Nürnberger Rathsmannes Hieronymus Schürstab. Nürnberg am heiligen Christabend im 1544. Jahre.

Ueber den Beinamen Pape Wulf. Vom Kreisgerichtsdirector Odebrecht in Berlin. Der Ritter Wulf mit dem Beinamen Pape wird in Urkunden des 13. Jahrhunderts häufig rühmlichst erwähnt. Der Ursprung der Benennung wird nicht näher nachgewiesen und es wäre zu wünschen, dass, da Herr Odebrecht noch einige Beinamen ähnlicher Art anführt, über die ganze Sache eine gründliche Untersuchung angestellt würde.

Zur Literatur der Todtentänze. Bibliographische Notiz über ein vor Kurzem in Besitz des Germanischen Museums gekommenes Exemplar des Holbein'schen Todtentanzes.

Zur Geschichte der bäuerlichen Lasten in Franken. Von R. v. S. — Mittheilung einer Aufzeichnung aus dem Salbuche des Wilh. Löffelholz (um 1468 geschrieben), nebst einigen Noten des Herrn von Schreckenstein.

Der Schrein der sogenannten Reichsreliquien zu Nürnberg. Beschreibung und Abbildung dieses in älterer und neuerer Zeit oft genannten, jetzt im Germ. Museum befindlichen Schreins, in welchem die Krönungsinsignien des heiligen römisch-deutschen Reichs zu Nürnberg aufbewahrt wurden.

Beilagen. Chronik des Museums, Recensionen, Anzeigen u. dergl. enthaltend, wie immer.

Berlin. Dr. Sachse.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Fr. Pfeiffer. 6. Jahrgang, 3. Heft. Wien, 1861.

Ueber Johannes Rothe. Von Fedor Bech. Fortsetzung der in früheren Heften begonnenen wichtigen Untersuchungen über Rothe's Leben und Werke; ganz besonders auch über den thüringischen Dialekt. Vorzüglich interessant ist die zweite Hälfte des Aufsatzes über ein Büchlein, welches Vilmar 1835 unter dem von ihm selbst erfundenen Titel „von der stete ampten und von der fursten ratgeben“ herausgegeben hat, und dem er den Titel „von des ratis zucht“ vindicirt.

Von Thors Müttern und Frauen. Von Wolfgang Menzel. — Hacberta. Von demselben. Zusammenstellung aufgelesener Notizen verbunden mit allerlei Conjecturen.

Der helle krieg. Von Zingerle aus dem Wiltener Codex mitgetheilt, 25 Strophen von Klingsor im schwarzen Ton. Ohne poetische, jedoch nicht ohne culturhistorische Bedeutung.

O Sehnen, du viel bittres Kraut. Aus einer Handschrift vom Jahre 1512 von Hoffmann von Fallersleben mitgetheilt. Die Ueberschrift ist der Anfang der dritten Strophe. Die erste beginnt: Wann ich ansich

den lichten tage, so ist mein herz in grosser klag, dass ich dich, frau, muss meiden.

Ein weib und drei Liebhaber. Von R. Köhler. Zusatz zu einem Aufsatze Wackernagel's in Haupt's Zeitschrift f. D. A. VI, 292.

Zur deutschen Heldensage. Von L. Uhland. II. Der Rosengarten von Worms. Eine ausführliche, reiche Abhandlung, die sich der früheren über Sommer und Winter anschliesst und den Beweis liefern soll, dass die episch gebildeten Rosengartenlieder einen mythischen Hintergrund haben. „Führt man den Sagenbestand auf sein noch erkennbares Maass zurück, dann bleiben die Rosen frisch und duftig, es ergiebt sich ein rheinischer Mairitt, eine kriegerische Frühlingsfeier in dem durch März- und Maifelder altberühmten Wormsgau, eben damit hervorstehend unter den auch anderwärts auf deutschem Gebiete kundbaren Maifahrten und Rosengärten."

Herzog Ernst. Bruchstücke des alten Gedichts. Von Fr. Pfeiffer. Mittheilung eines sehr verstümmelt in drei Pergamentblättern aufgefundenen ältern Bruchstücks aus dem 13. Jahrhundert, dem zur Vergleichung die entsprechenden Verse aus der spätern Ueberarbeitung nach der Wiener Handschrift beigefügt sind.

Bruchstücke aus Iwein. Von Fr. Pfeiffer. Diese Bruchstücke sind vor Kurzem von Prof. Höfler auf der Prager Universitätsbibliothek entdeckt worden. Es sind zwei Doppelblätter auf Bücherdeckeln entdeckt und abgelöst. Die vielfachen Abweichungen vom Lachmann'schen Texte werden angegeben.

Zu einem Spruche Walther's. Von Fr. Pfeiffer. Es ist 101, 28--36 L. Nach Besprechung und Erklärung der Stelle lautet die Stelle nun so:

Doch weiz ich wol, swâ sin gewalt ein ende hât,
dâ stêt sin kunst nâch sunder obedach.

Mich wundert, dass ich fröhlich bin. Von R. Köhler. Nach Mittheilung einer Stelle Luther's, der die Wahrheit des zuerst von More, dann von W. Wackernagel u. A. mitgetheilten Spruches bestreitet, kommt der Verfasser auf die Vermuthung, dass derselbe nicht ohne Einfluss auf eine Stelle in von Kleist's Hermannsschlacht gewesen sei. Dieser las nämlich denselben in etwas veränderter Fassung an einem Hause am Thuner See und schrieb über den Eindruck, den derselbe auf ihn gemacht habe, an seinen Freund Zschokke.

Zu Hartmann's Gregor. Von K. Bartsch. Abdruck und Verbesserung eines zuerst im Jahre 1856 im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts mitgetheilten Eingangs zu Hartmann's Gregor.

Sante Margareten Marter. Von Jos. M. Wagner. Sammlung von Varianten aus einer Handschrift des Gedichts in der Augustiner Chorherrenbibliothek zu Klosterneuburg.

Deutsche und Griechische Kindersprüche. Von Karl Schenkl. Vergleichung einiger dürftiger Spuren verwandschaftlichen Inhalts.

Recensionen Zingerle's nachfolgender Bücher: Sagen aus Hapsel, der Wilk, Oesel und Runö von C. Russwurm. Elsässisches Sonntagsblatt von Friedr. Otte. Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes von K. Schiller. Das Todaustragen und der Muorlef, ein Beitrag zur Kunde sächsischer Sitten und Sagen in Siebenbürgen, von J. Schuller.

Berlin. Dr. Sachse.

Die Nordfriesische Sprache nach der Föhringer und Amrumer Mundart. Wörter, Sprichwörter und Redensarten nebst sprachlichen und sachlichen Erläuterungen und Sprachproben, von Chr. Johansen. Kiel, 1862.

Jedes Buch, das einem im Absterben begriffenen Volksdialekt gewidmet ist, verdient schon an und für sich Beachtung und Dank; das vorliegende, welches einen der drei noch vorhandenen friesischen Dialekte umfasst, um so mehr, weil es mit grossem Fleisse ein bedeutendes Material darbietet und der Wissenschaft wie dem Patriotismus ein Denkmal gesetzt hat der allmählicher Vernichtung anheimgefallenen Sprache. Der alte Nordstrand Frieslands ist von der Meeresfluth verschlungen; von Süden her hat das Plattdeutsche sich Bahn gebrochen; dazu haben Menschen absichtlich der heimischen Sprache Abbruch gethan. „Unser Volksthum," sagt der Verfasser S. IV. der Vorrede, „und böse Buben haben versucht, die Friesen zu lehren, Landessprache und Landessitte sei nicht Landesehre, haben versucht, manch Auge, — (die Endung ooge oder ey ist gemeint) zuzudrücken, manchen Mund, der noch reden konnte, zu verschliessen. Dennoch haben friesische Sprache und Sitte sich auf den äussersten Inseln reiner erhalten, als anderswo bis auf den heutigen Tag. Friesisch im Hause, auf dem Felde, in den Dünen, auf den Watten, in der Fremde, wo der eine Landsmann den andern fand, war den Alten eben so theuer und werth, wie deutsch am Altar, auf der Kanzel und in der Schule. Dabei haben die Alten sich wohl befunden, und wir werden nicht minder wohlberathen sein, wenn wir „ual wetlen" (alte Weisen) in Ehren halten."

So hat der Verfasser im Vorgefühl der Dinge, die da kommen werden, der noch lebenden und lebenskräftigen Sprache seines Volksstammes Zeit und Kraft gewidmet, um das Andenken an dieselbe der Wissenschaft und durch die Wissenschaft zu retten. Anfangs war es seine Absicht, „bloss die seltenen, sich durch ihr alterthümliches Gepräge auszeichnenden Wörter zu sammeln und diese mit sprachlichen und sachlichen Bemerkungen versehen in eine Zeitschrift für deutsche Sprachwissenschaft aufnehmen zu lassen." Später entschloss er sich, die schon ausgearbeiteten Partieen zu einem Werke zu vereinigen und fügte denselben noch einige Abschnitte und Sprachproben hinzu. Man muss dies wissen, um die etwas eigenthümliche Einrichtung des Buches richtig zu würdigen.

Der erste Abschnitt S. 1—22 umfasst nämlich Substantiva, die in den übrigen nach anderen Kategorien (Ableitung, Vorsilbe, Nachsilbe u. dergl.) geordneten Verzeichnissen sich nicht unterbringen liessen; ausserdem sind hier diejenigen Wörter aufgenommen, welche nur in den Inseldialekten vorhanden sind und in den vorhandenen kleinen Sammlungen von Outzen und Bendsen nicht gefunden werden. So oft Anlass dazu da ist, sind Reime, Redensarten, Sprichwörter und andere Notizen beigefügt, was besonders wichtig ist, da auch von anderen Gegenden Frieslands andere Sammlungen dasselbe Ziel verfolgt haben.

In den folgenden Abschnitten S. 22—192 werden einfache und zusammengesetzte oder durch Vorsilben gebildete Substantiva, Adjectiva, Verba, Pronomina u. s. w. nacheinander in ähnlicher Weise behandelt, so dass ausser dem Lexicalischen auch das Grammatische berücksichtigt wird.

Den Schluss des Ganzen, S. 193—286 bilden Sprachproben: Uebersetzungen aus der Bibel, aus Göthe's Faust, Erzählungen des alten Besenbinders Jens Drefsen, geistliche Lieder.

Bei dem Reichthum und der Wichtigkeit des Buches kann man den Wunsch nicht unterdrücken, dass das Ganze in eine wissenschaftlichere Form gebracht und der grammatische Theil von dem lexicographischen getrennt

worden wäre. Dadurch wäre eine grössere Uebersichtlichkeit des ganzen Materials gewonnen, und der Gebrauch zu wissenschaftlichen Zwecken unendlich erleichtert worden. Aber auch so, wie es ist, fordert das Buch zum Dank gegen den Verfasser auf und reiht sich den vor einigen Jahren erschienenen Wörterbüchern von Stürenberg und Schambach in würdiger Weise an.

Berlin. Dr. Sachse.

Michaelis, Nouveau Système de Sténographie française d'après la Méthode Stolze, avec 32 planches. Berlin, Lobeck. Paris, Hachette und Co. 1862.

Die vorliegende Anwendung der Principien der Stolze'schen Stenographie auf die französische Sprache ist eine sehr consequent durchgeführte und durchaus gelungene Leistung, von der wir glauben, dass sie dem Lande, dem sie gewidmet ist, von grösstem Nutzen sein kann. Ueber die Vorzüge der Stolze'schen Stenographie wollen wir uns nicht des Weitern verbreiten: sie sind bewährt und anerkannt genug. Eine Systematik und durchgehende Analogie, die fast bis in's Peinliche geht, der engste Anschluss an die Natur der Sprache und Sprachlaute, das durchaus rationelle Verfahren, die Möglichkeit der höchsten wünschenswerthen Kürze bei der allergrössten mit der gewöhnlichen Schrift wetteifernden Genauigkeit der Aufzeichnung, endlich die an die Art der gewöhnlichen Schrift sich möglichst annähernde Gestalt der Schriftzüge: dies alles hat zum Theil und muss von Tage zu Tage mehr der Stolze'schen Schrift das Uebergewicht über alle ihre Gegner geben. Um derselben Vorzüge willen und besonders weil sie sich dem gemeinsamen Bau der indo-germanischen Sprachen auf's Innigste anschmiegt, ist sie auch leicht anwendbar auf andere Sprachen, besonders germanischen und romanischen Stammes. Der Herr Verfasser hat für Frankreich eine entschieden werthvolle Arbeit geliefert. Die bisherige von den Engländern entlehnte Methode französischer Kurzschrift entbehrt der meisten Vorzüge, durch die das vorliegende System sich auszeichnet. Der Verfasser ist in seinen Principien mit grosser Besonnenheit verfahren. Der Klang ist für die Schriftbezeichnung das Entscheidende: aber um grössere Deutlichkeit zu erzielen, verschmäht er es nicht, die Etymologie heranzuziehen, wo sie nicht unnütze Verwicklung und Erweiterung bewirkt. Se und ce, les und lait; sans, sens, cent, s'en werden unterschieden; nicht aber lai, laid, lait, lais etc. Wir bemerken beispielsweise noch Folgendes. Die Höhe der Buchstaben wird auf die einfache, die zweifache und die halbe beschränkt. Die dreifache fällt fort. Insbesondere haben k, p, t nicht die dreifache, sondern die einfache Höhe wegen ihres häufigen Vorkommens. Dafür bekommt n im Anlaut das Zeichen für z in der deutschen Schrift. Au und o, oe und eu können unterschieden werden. Die Bezeichnung der Vocale, das Zerfällen der Worte nach den organischen Bestandtheilen ist wie in der deutschen Schrift. y wird durch verstärkten Consonanten über der Linie bezeichnet. Wir können nicht alles Einzelne so durchgehen. Das Resultat ist, dass es mit grosser Leichtigkeit gelingt, sich in die mitgetheilten Schriftproben hineinzulesen, und dass die Lesung äusserst sicher und zweifellos ist trotz der ungemeinen Kürze. Zwar bleibt die Bezeichnung durch Verstärkung des Strichs und das stete Abweichen von der Linie immerhin ein Uebelstand der Stolze'schen Stenographie. Aber man kann so grosse Vorzüge,

wie sie diese Schrift bietet, nicht ohne einige Schwierigkeiten erkaufen, und das ist eben das Gelungene in dieser Methode, dass wesentliche Vortheile, die sonst unerreichbar wären, um den Preis von Uebelständen erlangt werden, die durch Uebung sehr leicht zu überwinden sind. — Wir wünschen und hoffen, dass sich die verdienstliche Arbeit des Herrn Verfassers durch die ehrenvolle Beachtung im Auslande und durch die Anwendung, deren sie eben so würdig als fähig ist, belohnen möchte.

L.

Miscellen.

Ueber die romanische Sprache.

Im südöstlichsten Theile des Kanton Graubündten, wo schroffe Steinmassen sich in den wunderbarsten, wild romantischen Formen, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind, bis hoch in die Wolken erheben, und aus deren Schoosse die unversiegbaren Quellen des Inns und Rheins entspringen, dort lebt ein Volk, dessen Sprache und Sitten abweichend sind von denen der übrigen Bewohner Europas. Die Civilisation ist nur erst spärlich zu ihnen gedrungen, doch fängt sie in neuerer Zeit an sich geltend zu machen. Sie sind dem Calvinischen Glauben in seiner ganzen Starrheit zugethan, von naturwüchsigen Sitten, die aber doch an die Rohheit des Mittelalters erinnern (ein gefallenes Mädchen wurde noch bis vor 20 Jahren öffentlich gestäubt, und der Verführer konnte nach Kantonalgesetzen gezwungen werden, die Geschwächte zu ehelichen), freiheitsliebend und den armen väterlichen Boden mit rührender, kindlicher Treue in Sitte und besonders ihre Sprache verehrend, so sind die Grisuns; und dennoch ist diese Sprache keine wohlklingende, sondern ein unharmonisches Conglomerat von unverständlichen Worten, in denen das u, au und die Zischlaute eine bedeutende Rolle spielen. Das deutsche Adjectivum kauderwälsch ist gewiss zuerst von dieser Sprache hergeleitet worden, da um die Hauptstadt Chur herum sich fünf verschiedene Sprachen gruppirten, die sicher die Veranlassung zu dem Ausdruck churwällisch und später kauderwälsch gaben.

Die Besucher dieser Gegenden, die seit den vierziger Jahren als Reiseziele vieler erholungssuchender Städter benutzt worden sind, werden an die babylonische Sprachverwirrung erinnert, wenn sie in Chur deutsch, nahe dem Veltlin italienisch reden, wenn sie, nachdem sie einige Worte in Ponteresina oder Sant Montz gelernt haben, einige Meilen östlich im Bergell wiederum nichts verstehen und nicht verstanden werden. Der Grund hiervon ist nun folgender: Das Romaunsche, — nicht Romanische wird als die älteste dieser Sprachen angesehen; und hat neben sich das Ladinische, das sich in zwei Unterabtheilungen abzweigt, das Ladinische des Oberengadin und das Ladinische des Unterengadin; wenn die beiden letzteren Sprachen füglich als Dialekte angesehen werden könnten, obgleich ganz abweichende Wörter und Redeformen darin vorkommen, so ist das Romanische (im Oberlande) ganz verschieden vom Ladinischen.

Die Tradition sagt; dass ungefähr im 5. oder 6. Jahrhundert vor Christi Geburt, bei den Einfällen der Gallier in Italien, die Etrusker oder Tyrrhenier unter Anführung ihres Fürsten Rhätus, eines Tuskers, sich geschlagen nach den Thälern der Schweiz, des Ober- und Unterengadin flüchteten und ihren Weg über Maloggia nahmen. Die Nachkommen dieser Eindringlinge hatten eine besondere Sprache, die sie romaunsch nannten; später trafen Flücht-

linge aus Latium ein, die sich im östlichen Engadin niederliessen, und diese nannten ihre Sprache ladinisch. Durch die Vermischung mit celtischen, longobardischen und gothischen Wörtern bildete sich nun die Sprache wie sie jetzt noch gesprochen wird.

Auch die Italiener, die der Lehre des Peter Waldus ergeben waren, wurden durch die Verfolgung der römisch-katholischen Kirche gezwungen, in den Thälern dieses Theiles der Schweiz ein Asyl zu suchen; daher denn auch ein grosser Theil italienischer und provençalischer Worte sich in dieser Sprache befindet.

Der Grundtenor ist und bleibt aber dennoch die lateinische Sprache, und nur der Mangel an eigenen guten Schulen liess sie so ausarten; was nun die Literatur der romanischen Sprache anbetrifft, so ist davon wenig zu sagen, denn sie hat keine. So viel man weiss, erschien das erste gedruckte Buch im Jahre 1611, und zwar der Katechismus des Pfarrers Stephanus Gabriel zu Monz; der in der Vorrede sagt, dass in dieser Sprache bis jetzt noch nichts gedruckt sei. Der Sohn des Vorhergenannten gab das Neue Testament heraus, welches im Jahre 1648 gedruckt erschien; das Alte Testament aber erschien erst vollständig im Jahre 1718. Ausserdem sind einige Gellertsche Fabeln in's Romaunsche übertragen; und zu gleicher Zeit einige romaunsche Kirchengesänge, voller Inbrunst im acht calvinischen Geiste verfasst.

In neuerer Zeit hat sich der Sinn für die Erhaltung dieser Sprache, die auszusterben schien, wieder lebhaft geregt und es werden augenblicklich sogar zwei Zeitungen „Il Fögl d'Engadinn" und „il Grisun" gedruckt, die wöchentlich erscheinen; auch gibt die katholische Partei ein Kirchenblatt im ultramontanen Sinne heraus.

Als einer der bedeutendsten Schriftsteller und Dichter der romanischen Sprache kann der im Jahre 1846 in Berlin verstorbene Brauer Daniel Josty, bekannt durch das jetzt noch existirende Bier, gelten. Derselbe liess zwei Werke drucken, in denen sich Proben romanischer Poesie befinden.

Was nun die grammatikalische Bildung dieser Sprache anbetrifft, so finden wir, wie ich mich der verehrten Versammlung kurz zu zeigen bemühen werde, eine grosse Aehnlichkeit mit der lateinischen und französischen Grammatik. Die Aussprache der Wörter ist ungefähr der der italienischen equivalent, nur u wird zwischen u und i ausgesprochen, z. B. un re, una donna.

Das Geschlecht ist zweifach, männlich und weiblich. Die Declination ist folgende:

ilg frar	la sora
dilg frar	da la sora
algi frar	à la sora
ilg frar	la sora
ils frars	las soras
dils frars	da las soras
ad als frars	à las soras
ils frars	las soras.

Hierbei ist eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Französischen vorhanden, auch das an die Einheit angehängte s, um die Mehrheit zu bilden, fehlt nicht.

Auffallend ist die Uebereinstimmung noch in Bezug auf die Stellung der Adjective, da alle Eigenschaftswörter, die eine Farbe, ein natürliches Gebrechen, eine Nationalität, bezeichnen, so wie alle Participien und diejenigen Adjectiva, auf welche man einen Nachdruck legen will, genau wie im Französischen, dem Hauptworte nachgestellt werden.

Die Comparation ist genau mit dem Französischen übereinstimmend:

grond, pli grond, ilg pli grond.

Die Zahlwörter sind:

un, dus, treis, quater, tschunc, sis, set, oig, nov, diesch, undisch, dodisch, tredisch, quatordisch, quindisch, sedisch, dischset, schoitg, schenif, veing, trenta, quaronta, tschunconta, sissonta, sestonta, oitgonta, novonta, tschient, milli.

Hülfszeitwörter gibt es drei:

havor, haben, esser, sein, veguir, werden, können.

Mit dem Lateinischen stimmen wieder genau die vier Conjugationen überein.

1. Conjugation: ludar, loben.
2. „ mantener, unterstützen, manta.
3. „ vender, verkaufen.
4. „ udir, hören.

Um eine kurze Probe der Conjugation zu geben, führe ich das Präsens von laudar an.

Ganz lateinisch ist das Präsens, fast deutsch das Perfectum.

jou laud	jou hai ludan
ti laudas	ti has ludan
el lauda	el ha ludan
nus ludein	nus vein ludan
vus ludeits	vus veits ludan
els lauden	els han ludan

Das Präsens des Hülfszeitworts esser verläugnet seine lateinische Abstammung am allerwenigsten, es heisst nämlich:

	das Imperfectum
you sunt	jou era
ti eis	ti eras
el ei	el era
nus essen	nus eran
vous esses	vus eras
els ean	els eran.

Die romanische Sprache bildet so gewissermassen den Uebergang der lateinischen zur provenzalischen, denn die Bündner verstehen dieselbe mit leichter Mühe. Ich wollte Ihnen hierbei ein provenzalisches Liedchen citiren, was die Bauern in der Camargue singen; woraus Sie leicht die Aehnlichkeit beider Sprachen erkennen können. Dies lautete:

Romanisch.	Provenzalisch.
Dmi Joanna	Di gue Jeanette
voust tacher una plaza	Vos ti te longa?
na, mama	Nanni, ma meire
Eau will me marrider.	Volo me marrida.
Eau tenera una butica	Tendere boutica
Et vendera vin alo	Vendere doux vi blanc
Tinqsh sous el cotcheu	Tschinc sous le rouge
Dudesch sous l moucheux.	Dousch sous le mousseux.

Zum Schlusse lasse ich ein romanisches Gedicht folgen, um Ihnen zu zeigen, wie diese Sprache sich leicht zur Poesie eignet.

Orazium in vers.

O Bap celestiel, ô mieu Dun buntadaivel,
O Segner grazius, o Dieu charitataivel,
O Dieu che hest crap l'hom et il firmameunt

L'univers, il passo, l'avegnir, il preschaint
Ch'inflamast um amour, il Seraph', la Natüra
Il spazz', ils Elleinaints, ils aungels, la cultura
Chi h'est reglo il mors da la posteritet,
Et puzzo l'infinit in ta souvi anitet
Fixo l'Eternitet, viin d'ella de la speraunza,
Et eir l'Emensitet in ta sulla pusaunza;
In soma quel che est, il principi, la fin
Il sulet Dieu parfet il sulet Dieu divin.

Engadinisch.

Qui, Jeanette
Wol te ir en surwatsch
Na mia mama
Eu vi mi samarida
Eu vi tane una butia
Eu vi vender win alo
Dousch sous dol' alva
Tsching sous d'illa cotschna.

Giovanoly.

Ueber den Ursprung und die Bedeutung einiger in stock endenden Städtenamen, als Rostock, Wittstock, Bialystock.

I. Rostock, die grösste Stadt in dem Grossherzogthum Mecklenburg-Schwerin an der Warne. Die älteste Form des Namens in den Urkunden ist Roztok (Schafarik Slawische Alterthümer 2, 588). Daneben kommen auch die Formen Roztog, Roztoch, Rostzoch, Rozstoc, Rozstok, Rostoc, Rozstock, Rostocke, Rozstke, Rozstoch, Rozstogk, Rozstochk, Rodestock und endlich die heutige Rostock vor. Johannes Posselius, Professor der griechischen Sprache zu Rostock in seiner am 25. März 1560 gehaltenen oratio de inclyta urbe Rostochio leitet es vom deutschen Plural Rosen ab, so dass es so viel als Rosenstock bedeute, und führt zum Beweise den Rosengarten mit seinen sieben Linden an. Diese Ableitung fand solchen Beifall, dass man die daselbst seit 1419 bestehende Universität „alma rosarum academia" nannte. Einige behaupteten, dass Rostock so viel als Rotherstock bedeute, und seinen Namen daher empfangen habe, weil die Fischer des ursprünglichen Fischerdörfchens an einem rothen Stocke ihre Zusammenkünfte gehalten hätten. Frencelius in seiner Etymologica Vandalica et Slavica Megapolitana erklärt Rostocka für diffluentia aquarum, wo die zusammenfliessenden Wasser auseinander fallen oder auseinander gehen; denn roz oder ros sei in der Böhmischen Sprache die untrennbare Präposition dis, zer, und stocka bezeichne elices, colliciae, Wasserfurchen, ὑδροῤῥόα, wohin das Wasser zusammenfliesse und fortlaufe, und Martinus Opitius prolegom. ad rhythm. de S. Annone: „Rozstock" solutionem glaciei aut aquae designat, unde oppidum Varnae amni adsitum vicinumque mari dictum. Lindenberg (Chronic. Rost. lib. I. c. 6. p. 26) berichtet: Nach dem Verfasser des Chronicon Polonicum bedeute Rozstock divisionem seu dissolutionem aquarum, vel etiam terram uliginosam, Sumpfland, dem er beistimme. Der Verfasser der Rostocker Wöchentlichen Nachrichten ist aber der Meinung, dass der Name Rozstock von Radegast, dem bekannten Gotte der Obotriten, der dem Wuotan oder Mercur gleichgestellt wird, herrühre, also Radestock, Rodestock, oder nach der harten Wendischen Mundart Rozstock. Er bezieht sich dabei auf Westphalen, der in der praef. ad Tom. IV der monumenta

inedita pag. 227 et seqq. bekräftige, dass viele Städte in Deutschland, Ungarn und Russland nach Götzen ihre Benennung bekommen hätten. Um Rostock, besonders in dem der Stadt gehörigen Walde, der Rostocker Haide, wäre Radegast hauptsächlich verehrt worden, und noch jetzt in demselben ein Platz Radebeck bei Röversbagen vorhanden. Ein Namensvetter von mir, der Dr. J. F. A. Mahn, Condirector an der grossen Stadtschule zu Rostock, hat sich das Verdienst erworben, in dem von ihm im Jahre 1854 als Programm herausgegebenen Beiträgen zur Geschichte des alten Wendischen Rostocks diese verschiedenen Meinungen über die Entstehung des Namens Rostock gesammelt und angeführt zu haben. Derselbe liefert auch eine Kritik einzelner dieser Erklärungsversuche und stellt eine neue und selbstständige Ableitung des Namens aus dem Hebräischen auf. Zu den Etymologien von Frenzel und Opitz macht derselbe die Bemerkung: Beide Erläuterungen seien schwer zu verstehen, oder solle unter Auseinanderfall und Auflösung der Gewässer das Ausmünden der Warnow in's Meer gedacht werden? Dann hätte man aber besser dem Flusse, nicht der Stadt die Benennung Rozstock beilegen sollen. Was Lindenberg's Bericht betreffe, so gewinne in Berücksichtigung der Sumpflage des alten Wendischen Rostocks die letzte Ansicht desselben einige Wahrscheinlichkeit und sei ohne Zweifel allen übrigen vorzuziehen; nur werde sich unwillkürlich die Frage aufdringen, warum vorzugsweise unsere Stadt, weil ja alle Wendischen Städte oder Burgen ebenfalls in Sümpfen ihre Entstehung hatten, die Sumpfstadt genannt und nicht auch den anderen, namentlich den grösseren, z. B. Mikilinburg und Kyssin, dieser Vorzug eingeräumt worden sei? Genug, fährt er fort, es lässt sich nicht läugnen, betrachtet man die angeführten Derivationen, von welcher Seite man wolle, dass sie alle etwas Unbeholfenes und Gezwungenes und deshalb etwas Unwahrscheinliches an sich tragen. Einige dieser Einwendungen fallen nun eben nicht sehr schwer in's Gewicht, z. B. die, warum man nicht besser dem Flusse als der Stadt die Benennung Rostock beigelegt habe, oder warum man gerade Rostock die Sumpfstadt, und nicht auch andere oder grössere so genannt habe Denn bei den Städtenamen, die eigentlich ursprünglich Flussnamen sind, ist etwas zu ergänzen, etwa an dem und dem Flusse oder vollständiger die Stadt an dem und dem Flusse. So sind z. B. alle Städte und Dörfer, die in Fleth (= Kanal, Graben), Bach, Beck, Springe, See enden eigentlich Fluss-, Bach-, Quell- und Seenamen, wobei natürlich immer eine Präposition zu ergänzen ist; z. B. Moorfleth, Hasenfleth, Mansfleth, Fischbach, Weissenbach, Fischbeck, Mariaspring, Lippspringe, Weissensee. In alten Urkunden steht oft die Präposition noch dabei, z. B. to Mansflete. Mit eben demselben Rechte könnte man z. B. fragen, warum Coblenz, Confluentia oder Confluentes, so heisse, und nicht vielmehr von nun an der Rhein, nachdem sich die Mosel mit ihm vereinigt hat? Was den andern Einwand betrifft, so ist es natürlich, dass, da ein Gegenstand immer mehrere Merkmale hat, die ihn charakterisiren, man, um ihn zu benennen, fast immer nur eins berücksichtigen kann. Herr Dr. J. F. A. Mahn hätte z. B. auch anfragen können, warum die Deutschen gerade nur den Fuchs den haarigen nennen, und nicht eben so gern auch noch viele andere Thiere, die eben so haarig und noch haariger sind als er. Rostock konnte man die Sumpfstadt nennen, eben weil man zur Benennung nicht gut mehr als ein Merkmal wählen und gerade dieses Merkmal vor anderen Merkmalen hervorheben wollte, und man unmöglich alle Städte, die eine sumpfige Lage haben, wenn noch viele andere Merkmale daneben vorhanden waren, gerade nach jenem Merkmale benennen konnte, und, was der beste Beweis ist, factisch auch nicht genannt hat. Seine eigene Etymologie von Rostock aus dem Hebräischen ist nun folgende: Die Stadt habe ursprünglich Rostow geheissen, welche Endung von den deutschen Colonisten, die das neue Rostock gründeten, aus Hass gegen die Wenden in die deutsche Endung og, och, ock umgewandelt sei. Das Wort Ros, in der härteren

Mundart Roz, bedeute im Slawischen das Vorzügliche, Mächtige, und sei das hebräische rosch, das Haupt, der Kopf, das Oberste, Höchste in seiner Art, die Hauptstadt. Unter den Slawischen Völkerschaften nannte sich im neunten Jahrhundert das angesehenste Volk Ruzi, Ruzzi, Rozzi, d. h. die mächtigen, vorzüglichen, woraus in späteren Zeiten Rossen, Russen geworden, Stammwort hebr. rosch, slaw. roz, so noch jetzt Rossia, Rossianin. Das t in Rostock ist der leichtern Aussprache wegen eingeschoben. Motivirt ist der hebräische Ursprung durch die Behauptung, dass die Wenden aus dem Innern Nordostasiens, aus der Mongolei, Tartarei, Tibet und den angränzenden Ländern stammen und von dort durch Mittelasien um das Kaspische Meer herum in Sibirien und Europa eingewandert sind, die Semitischen Dialecte seien aber über ganz Vorder-, Mittel- und einen Theil Ostasiens ausgebreitet gewesen, und es dürfe als ausgemacht angenommen werden, dass auch die Slawischen Völker vermöge ihrer ursprünglichen Wohnsitze die Semitischen Dialecte zur Grundlage ihrer Sprache gehabt haben müssen. So nannten z. B. alle Slawen ihr Oberhaupt Zar und nennen es noch heutzutage so; in Zar erblickt man aber deutlich das hebräische sar, Fürst, Vorgesetzter. Hauptbeschäftigung der Slawen und also auch der Meklenburgischen Wenden war Ackerbau, Viehzucht, Schifffahrt und Handel; keine Gegend bot ihnen zu Schifffahrt und Handel grössere Vortheile dar, als die Gegend um Rostock an dem grössten, dem einzigen schiffbaren Flusse des Landes, besonders da, wo er einen so geräumigen und sicheren Hafen bildet. Darum habe es nichts Auffallendes an sich, dass die Wenden, indem sie den Vorzug dieser Stadt vor allen übrigen des Landes erkannten, sie wegen ihrer Lage und Wichtigkeit als die vorzüglich für Schifffahrt und Handel geeignete bezeichneten. Sie gaben ihr den Namen Roztow, d. h. das Haupt in Bezug auf Schifffahrt und Handel, folglich κατ' ἐξοχήν, die Handelsstadt. Ich überlasse es den Lesern zu beurtheilen, ob diese Derivation nichts Gezwungenes oder Unwahrscheinliches an sich hat, oder ob sie vielleicht im Gegentheil etwas zu Ungezwungenes, Luftiges, Leichtes und Verwegenes an sich trägt. In welcher slawischen Sprache heisst denn ros oder roz vorzüglich, mächtig, und giebt es überhaupt nur ein slawisches ros oder roz als Substantivum oder Adjectivum? Ferner ist das slawische zarj, Fürst, nicht vielmehr, wie unser Kaiser, aus dem lateinischen Caesar entstanden? Der Urheber dieser Etymologie aus dem Hebräischen ist auch, wie er sagt, von der Anmassung weit entfernt, diese Ansicht über die Entstehung und Bedeutung des Wortes Rostock für die richtige ausgeben zu wollen, jedoch, meint er, möchte sie wohl der Wahrscheinlichkeit am nächsten treten.

Mir scheint es nun, dass Frenzel und Opitz, ja theilweise auch der Verfasser des Chronicon Polonicum der wahren Etymologie von Rostock schon ziemlich nahe gekommen sind; denn darüber kann kaum ein Zweifel aufkommen, dass der Name wendisch oder slawisch ist, und dass man sein Etymon im Slawischen zu suchen hat: roztok ist im Polnischen ein Zerfliessen, ein Auseinanderfliessen, ein sich Ausbreiten des Wassers, von der Vorsylbe roz, die unserm zer, ver, auseinander, und dem lateinischen dis entspricht, und tok ist das Fliessen, der Fluss, von der slawischen Wurzel tok, Infinitiv teschtschí, fliessen; im Russischen lautet diese Vorsylbe nach dem Altslawischen gewöhnlich raz, zuweilen jedoch auch ros, und tok bedeutet dasselbe; raztók ist sogar geradezu der Arm eines Flusses, indem ein solcher Arm als ein Zerfliessen oder sich Ausbreiten des Hauptflusses angesehen wird. Bei und hinter Rostock wird die Warne, an welcher die Stadt liegt, auffallend breit, um zwei Meilen davon nordwärts bei dem Flecken Warnemünde in die Ostsee zu fallen. Deshalb konnte man den Fluss von da an sehr gut ein Zerfliessen oder Verfliessen oder Auseinanderfliessen ins Meer nennen, und weil dieses Zerfliessen erst bei der Stadt beginnt, so wandte man dasselbe nicht zur Benennung des Flusses selbst an, der schon seinen Namen hatte, sondern man fasste das was bei der Stadt stattfand,

als ein charakteristisches Merkmal derselben auf und benannte sie darnach, ähnlich wie es bei dem erwähnten Zusammenfliessen des Rheins und der Mosel in Beziehung auf Coblenz und bei noch anderen Städten geschehen ist. Da im Russischen roztok geradezu und nur Flussarm heisst, so stände auch nichts entgegen, roztok als Fluss überhaupt zu nehmen, zumal wir ja gar nicht wissen, was für specielle Anwendungen das Wort in dem untergegangenen Dialect des Slawischen in jenen Gegenden gehabt haben mag.

II. Wittstock, eine kleine Stadt von 7000 Einwohnern in der Mark Brandenburg und im Regierungsbezirk Potsdam in der sogenannten Priegnitz, die von den alten Brizanen ihren Namen haben soll, nicht weit von der Meklenburgischen Gränze. Die Stadt gehörte ehemals zu dem Gau der Doschaner, die so vom Dossaflusse genannt werden. In den ältesten Urkunden von 946 heisst sie Wizacx, und von 1150 Wizoka (Schafar. Alterth. 2. 586). In späteren Urkunden führt sie den Namen Wistoho, Wistock, Witstock, Witstoc, Wisstok, Wiztok etc. Man hat den Namen aus dem Deutschen abzuleiten, und ihn entweder geradezu als weisser Stock, Weissstock oder (cf. Buttmann deutsche Ortsnamen in der Mittelmark p. 6.) als Waldfleck, identisch mit dem englischen Woodstock, zu erklären gesucht. Diejenigen, welche, wie Bekmann, ihr Augenmerk auf's Slawische richteten, erklärten es durch die slawische Präposition w. wi, wo, in, auf, nach, und das Hauptwort stok, d. i. Abfluss, wobei diese Präposition aber keinen besonders verständigen Sinn giebt, und man einen unmotivirten Zusatz von t annehmen müsste. Die alte Form der Urkunden wysoka kommt ganz offenbar vom slawischen wysoka, hoch, her, wobei etwa woda, Wasser, oder rzeka, russisch rieka, Fluss, zu ergänzen wäre. Nach den späteren Formen Wistock etc. zu schliessen, ist es aber sehr wahrscheinlich, dass neben dem Namen Wysoka noch ein anderer wysoki stok hergegangen, und endlich über wysoka den Sieg davon getragen habe. Dieses wysoki stok, welches zuerst in wysk-stok zusammengezogen, und nachher in wytstok corrumpirt wurde, würde nun ungefähr hoher Zusammenfluss heissen, von wysoki, hoch, und stok, der Zusammenfluss. Diese Benennung passt für Wittstock doppelt gut, indem der Ort gerade da an der Dosse liegt, wo ein anderes kleines Flüsschen, die Glinz, mit ihr zusammenfliesst, sich also ein slawisches Coblenz bildet, und die Dosse ein zwar nur kleiner, aber leicht anschwellender und dann reissend werdender Fluss ist, besonders da er hier durch die eben erwähnte Glinz noch vergrössert wird (cf. Berghaus Landbuch der Provinz Brandenburg, 1, 631 und 1, 377).

III. Bialystok, eine Kreisstadt von ungefähr 16,000 Einwohnern an der Biala oder dem Bialy, in dem nordöstlichen Theile des ehemaligen Polens, jetzt in Westrussland. Auch der Namen dieser Stadt ist ganz offenbar eben so wie Rostock und Wittstock ursprünglich und eigentlich ein Flussname, indem er aus dem polnischen bialy, weiss, und dem eben erwähnten stok, das Zusammenfliessen, besteht, und der Fluss selbst führt zum Unterschiede bloss den kürzeren Namen Bialy, wobei stok zu ergänzen ist, oder Biala, wobei woda, Wasser, oder rzeka, Fluss, hinzuzudenken ist. Es wird nicht gerade erwähnt, dass die Biala bei Bialystok mit irgend einem andern Flusse zusammentreffe; vielleicht ist es dennoch der Fall, aber derselbe ist dann wohl so unbedeutend, dass es in den Erdbeschreibungen nicht angeführt wird; oder man hat stok als ein Zusammenfliessen der Wasser eines und desselben Flusses zu fassen, der sich ja häufig in mehrere Arme theilt, die dann wieder zusammenfliessen; oder es kann auch ein Hinfliessen überhaupt sein, da im Russischen stok ein Abfliessen, einen Abfluss bedeutet.

Dr. C. A. F. Mahn.

Nachträgliches zu Herrn Dr. A. Hoppe's Beiträgen zur englischen Lexicographie. II. Art. XXX. Band 1. und 2. Heft p. 111 ff.

Da Heft 3 und 4 des Archivs keine Antworten auf die in Obigem enthaltenen Fragen gebracht hat, so sei es mir gestattet, solches jetzt nachzuholen. Indem ich so einige Lücken in den schätzenswerthen Beiträgen zu ergänzen suche, werde ich mir zugleich erlauben, einzelne Ungenauigkeiten darin zu berichtigen. Ich will mich damit keineswegs über Herrn Dr. Hoppe erheben; vielmehr gestehe ich gern ein, dass ich durch seine Beiträge meine Kenntniss der englischen Sprache stets vermehrt finde und es mich freuen sollte, wenn Andere meinen Nachtrag eben so nützlich fänden.

p. 111 „above. with such an income as that he should be above world, erhaben über das Weltliche.“ Sollte vielmehr heissen, sich über das Gerede der Welt hinwegsetzen.

ibid. „Admirable Crichton.“ Er war nicht Engländer, sondern Schotte, wie das aus jedem beliebigen Conversationslexicon zu ersehen ist. Zu den Citaten des Herrn Dr. Hoppe möchte ich noch Bulwer's Lady of Lyons Act 1 Scene 2 hinzufügen.

p. 112 „aye.“ Warum nicht der Sprecher im Unterhause statt: „der Beamte im Parlamente?“

ibid. „armlet,“ der kleine oder dünne Arm, also der das Handgelenk bekleidende Theil des Aermels, um welchen das Armband (hier die Perlen) getragen werden.

ibid. „ayewunnest.“ Einfach ein vom Autor gebildeter Superlativ von „A 1“ (A one) was so viel wie Prima Qualität bedeutet und von der Classificirung der londoner Constabler sich herschreibt.

p. 113 „To bear heavy on somebody,“ Jemandem hart zusetzen, nicht „stossen.“

ibid. „To beat out a thought.“ „Ob üblich?“ Ja wohl.

ibid. „Berlin gloves.“ Vergl. dazu Berlin wool, die zu Stickwaaren gebrauchte bunte Wolle.

p. 114. „Bob,“ nicht gleich pop.

ibid. „Bound.“ — „to be bound up in somebody.“ Biblischer Ausdruck. vergl. Genesis XLIV. 30.

p. 115 „Brick.“ „You can't make bricks without straw.“ Ebenfalls biblisch. vergl. Exodus V. 7.

p. 116 „Cat.“ „There is a proverb with reference to the killing of cats.“ Es heisst: care has killed a cat.

p. 117. „Cleft.“ „To put a fellow in a cleft stick.“ Jemanden in die Enge treiben.

p. 118. „Coal.“ „Für to call hat.“ Augenscheinlich Druckfehler. Das daselbst citirte: „to have over the coals lautet auch oft: to haul over the coals.“ Einen coram nehmen.

ibid. „Cocktail.“ The half-bred. English Hunter. (Nach Monicke's handschriftl. Zusätzen zu Hilpert)

ibid. „To cosher.“ „Coshering, A set feast made in Ireland if noblemen and their tenants, who sat the whole time on straw. The coshering was always accompanied with harper's music.“ See a curious description in Stanihurst, p. 45. (Halliwells Dict. of Archaic and Provincial Words.)

p. 119. „Crooked.“ „To set crooked things straight.“ Vergl. Isaias XL. 4.

ibid. „Cropper.“ Gegenüber dem „scratch,“ Ritz, ein stärkerer Riss, von crop = cut off.

ibid. „Curdiest salmon.“ Fettester Lachs.

p. 123. „Fig.“ Das „extensively go up,“ welches dort aus dem Sl. D. citirt ist, muss natürlich heissen: „expensively go up.“

ibid. „Fire.“ „Saving something out of the fire.“ Vergl. Zacharia II. 6.

125. „General dealer.“ Die Bedeutung ist richtig angegeben. Solche Läden giebt es jedoch auch in grösseren Städten.

p. 126. „Semi-goring and semi-boring.“ Alliteration für Bohnen.

p. 131. „Leery.“ Ein gewöhnliches slang-Wort für geschickt, schlau. Verwandt mit Leer, a sly look. (S. Webster's Dict.)

IV. Art. XXXI. Band p. 113 ff.

p. 113. „I 've been taking a part in White sand and grey sand.“ Little Dor. II. 251. Ich habe das Lied „White sand etc.“ mitgesungen.

p. 115. The Lord set you up like a corner pin. Ibid. I. 85. Ob vom Kegelspiel (game of ninepins) hergenommen? Ja wohl! Also der Herr richte Dich wieder von Deinem Falle auf.

p. 119 brought up amongst fellows would skin a cat — d. h. die sich zu Allem hergeben, denen keine Arbeit zu schlecht oder zu mühsam ist. Im Talmud befindet sich eine entsprechende Lehre: „Ziehe einem Aase auf der Strasse das Fell ab und sage nicht, ich bin zu vornehm dazu.“

p. 122 a spitch-cooked chicken. Soll jedenfalls heissen: spitch cocked, weshalb ich einfach auf Flügel verweisen kann.

p. 126 tapped contemptuous lips. L. Dor. II. 146. Sehr leicht aus dem zweimal auf der nämlichen Seite erwähnten patting und tapping her lips with her far zu erklären. Also „ihre verächtlichen, mit dem Fächer berührten Lippen.“

p. 131. turn a tune. Eine Melodie singen.

p. 137. Like the Woodpecker Tapping. L. Dor. II. 291. Wiederum der Anfang eines Liedes.

Herr Dr. Hoppe scheint es zu verschmähen, die deutschen Uebersetzungen der von ihm so genial und fleissig durchforschten Romane zu Rathe zu ziehen. Ich erwähne es deshalb als einen blossen Act der Gerechtigkeit, dass ich die Erklärung der beiden obigen Stellen (p. 113 und 137) der Uebersetzung des Dr. M. Busch verdanke.

Leipzig. Dr. D. Asher.

Ein englischer Deist.

In A. Stahr's „Biographie Lessing's“ wird S. 172 des 2. Bandes ein Lyons unter den englischen Deisten genannt. Weder bei Lechler („Geschichte des englischen Deismus“, Stuttgart und Tübingen 1841, Cotta), noch bei Hettner („Geschichte der englischen Literatur von 1660—1770“, Braunschweig 1856, F. Vieweg und Sohn), noch in irgend einer mir vorliegenden englischen Geschichte der englischen Literatur finde ich einen solchen Namen erwähnt. Ist also obiger Name nicht ein Druckfehler?

Milton und der Bischof St. Avitus.

Bei Danzel über Lessing (Bd. I. S. 268) wird das Buch eines gewissen Lawder erwähnt, in welchem Milton der unverschämtesten Plagiate beschuldigt wurde. Ferner wird daselbst von einer Gegenschrift gesprochen,

welche in Frankfurt und Leipzig im Jahre 1753 unter dem Titel: „Untersuchung, ob Milton sein verlorenes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben", erschienen und eine Uebersetzung oder Bearbeitung des Buchs von John Douglas sein soll, welcher kurz vorher Lawder's Behauptungen widerlegt hatte. Nun erwähnt Guizot in seinem Werke: „Histoire de la civilisation en France, Nouvelle Edition, II, p. 52" (Paris 1846) den Bischof St. Avitus von Vienne, den er für den bedeutendsten aller christlichen Dichter, welche vom 6. bis zum 8. Jahrhundert gelebt, hält und dessen Gedichte über die Schöpfung u. s. w. er mit dem verlorenen Paradies von Milton, nicht allemal zum Vortheil des letztern, vergleicht. Er sagt: „Nicht bloss durch den Gegenstand und die Namen allein erinnert uns dieses Werk an Milton; die Aehnlichkeiten sind sowohl in einigen Theilen der allgemeinen Auffassung wie in einigen der wichtigsten Einzelheiten auffallend. Es soll damit nicht gerade gesagt sein, dass Milton die Gedichte des St. Avitus gekannt habe, obschon nichts vorliegt, was das Gegentheil bewiese. Sie waren im Anfang des 16. Jahrhunderts veröffentlicht worden, und Milton's classische und theologische Gelehrsamkeit war ausgebreitet. Es schadet indessen seinem Ruhme wenig, ob er sie gekannt habe oder nicht. Er gehörte zu denen, welche nachahmen, wenn es ihnen beliebt; denn sie erfinden, wenn sie wollen, und sie erfinden selbst, wenn sie nachahmen."

Da mir keine der beiden obengenannten Schriften zugänglich ist, so möchte ich an diejenigen, welche im Besitze derselben sind, die Frage richten, ob Lawder's Beschuldigung ebenfalls auf den Bischof St. Avitus sich bezieht oder ob er von einem andern lateinischen Dichter redet?

Die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung Shakspeare's.

Die neu erschienenen Auflagen (in 9 Bänden 1854 und in 12 Bänden 187?) dieses classischen Werks sind nach den viel besprochenen und in England jetzt ziemlich allgemein als unecht verworfenen Emendationen Collier's verändert worden. Wer hat diese Bearbeitung besorgt? Wie kommt es, dass weder das Titelblatt noch irgend ein Vorwort den Käufer davon in Kenntniss setzt, dass diese neuen Auflagen verändert sind? Sollen die Emendationen auch für künftige Auflagen beibehalten werden, oder beabsichtigt man, zum ursprünglichen Text wieder zurückzukehren?

Leipzig. D. Asher.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Les langues et les races, par H. Chavée. I. vol. (Paris, Franck.) 2 fr.

J. G. Th. Graesse, Trésor de livres rares et précieux. 17 Livr. (Dresden, Kuntze.) 2 Thlr.

Lexicographie.

A. Scheler, Dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne. (Brüssel, Schnée.) 4 Thlr.

R. J. Lucas, Deutsch-englisches Wörterbuch. 4. Heft. (Bremen, Schünemann.) 15 Sgr.

F. de Mordax, primo dizionario e frasario di corrispondenza mercantile, italiano-tedesco. (Triest, Schubart.) 2 Thlr.

Grammatik.

G. Bornhack, Grammatik der hochdeutschen Sprache. Zum Verständniss des Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen. I. Theil: Die Orthoepie und Etymologie. (Nordhausen, Förstemann.) 10 Sgr.

F. Dietrich, Ueber die Aussprache des Gothischen während der Zeit seines Bestehens. (Marburg, Elwert.) 20 Sgr.

L. Benloew, Précis d'une théorie des rhythmes. I. Partie: Rhythmes français et rhythmes latins. (Leipzig, Franck.) 1 Thlr.

Literatur.

Lessing und Goeze. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte von A. Boden. (Leipzig, Winter) 2 Thlr.

Martin Opitz von Boberfeld. Von K. Weinhold. (Kiel, Homann.) 6 Sgr.

Die Sage vom heiligen Gral; erzählt und erläutert von L. Lang. (München, Expedition des Münchener Sonntagsblattes.) 27 Sgr.

J. Disselhoff, die classischen Dichtwerke des Alterthums und des Mittelalters in ihrer religiös-sittlichen Bedeutung. (Barmen, Langewiesche.) 5 Sgr.

K. Tomaschek, Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft. (Wien, Gerold.) 3 Thlr. 24 Sgr.

M. Rapp, Studien über das englische Theater. 1. u. 2. Abtheilung. (Tübingen, Laupp.) $1^1/_3$ Thlr.

B. Jonson's Sejanus, herausgegeben und erklärt von C. Sachs. (Leipzig, Violet.) 10 Sgr.
W. Claus, Byron und die Frauen. (Berlin, Enslin.) $7^1/_2$ Sgr.
Fausto, tragedia di W. Goethe, tradotta in versi da Federico Persico. (Neapel, Detken.) $22^1/_2$ Sgr.

Hilfsbücher.

K. A. Schönke, Literaturgeschichtliches Lesebuch für Mittelschulen. (Regensburg, Manz.) $1^1/_4$ Thlr.
C. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen, nebst Themen zu schriftlichen Aufsätzen. (Leipzig, Brandstetter.) $^3/_4$ Thlr.
F. Strübing, Sprachstoff zu den Bildern für den Anschauungs- und Sprachunterricht. (Berlin, Winckelmann.) 5 Sgr.
F. Schrey & M. Doffiné, Aufsatzbüchlein für die Mittel- und Oberclasse der Elementarschule. (Duisburg, Ewich.) 5 Sgr.
W. B. Sann, Themata zu deutschen Aufsätzen von Goethe und J. Paul. (Halle, Schmidt.) 4 Sgr.
L. Meisser. Der deutsche Aufsatz und dessen Behandlung in der Volksschule. 1. Abtheilung. (Chur, Hitz.) 15 Sgr.
H. Barbieux, Antibarbarus der französischen Sprache. Neue Ausgabe. (Frankfurt, Brönner.) 1 Thlr.
M. Selig, Conversations françaises modernes. (Berlin, Selbstverlag.) 15 Sgr.
H. A. Manitius, Formenlehre der französischen Sprache in gedrängter Uebersicht. 3. Auflage. (Leipzig, Arnold.) 8 Sgr.
Choix de lectures françaises par Ph. Beck. (Strassburg, Berger-Levrault.) 8 Sgr.
Petit Cours d'exercices de langage et d'intelligence, par Th. Hatt. (Strasburg, Berger-Levrault.) 12 Sgr.
L. A. Beauvais, La jeune lectrice, französisches Lesebuch für deutsche Töchterschulen. Mit Anmerkungen und Wörterbuch. 3. Ed. (Berlin, Dunker & Humblot.) 1 Thlr.
Herrig & Burguy, La france littéraire. 6. Auflage. (Braunschweig, Westermann.) 1 Thlr. 10 Sgr.
Watson's reading book for schools. (Hamburg, Perthes.) 12 Sgr.
L. Georg, Elementargrammatik der englischen Sprache. (Leipzig, Veit.) 24 Sgr.
J. G. Flügel, Praktisches Handbuch der englischen Handelscorrespondenz. 8. Auflage. (Leipzig, Klinkhardt.) 1 Thlr.

Liebesbriefe von Joh. Anton Leisewitz.

Vorwort des Herausgebers.

„Liebesbriefe?“ wird man vielleicht sagen, „welch ein abgedroschenes Thema! Man kennt ja dieses ewige Einerlei der Verliebten!“ — Mag sein; aber in diesem Falle nur mit dem einzigen Unterschiede, dass Leisewitz der Verfasser dieser Briefe ist. Hat er selbst für die Literatur seine Bedeutung: so müssen es auch diese Briefe, und eine um so höhere haben, als sie auf seinen Charakter von der Seite ein frappantes Licht werfen, von welcher man ihn bisher noch so gut wie gar nicht kannte. Leisewitz war ein zartfühlender, fast peinlich rücksichtsvoller Mann. Aeusserst discret, wie er war, trug er deshalb seine glühende Empfindung nicht auf der Zunge; sondern umpanzerte sie künstlich mit dem Eise einer abgemessenen Form. Sagt er doch selbst: „Man muss diese Gesinnungen nie öffentlich blicken lassen, und Du wirst mir einräumen, dass ich sie zu verstecken weiss. Die meisten Leute können nicht begreifen, wie man so kalt sein kann, wie ich; — — wir müssen zuweilen Nachtzeug, zuweilen Staatskleider tragen.“ Durch diese Eigenthümlichkeit theilte sich aber nicht allein seiner äusseren Erscheinung, sondern auch seinem schriftlichen Ausdrucke eine gewisse Kälte und Trockenheit mit. In diesen Briefen nun, in denen er unbelauscht die künstliche Hülle abwirft, und sich dem Gegenstande seiner glühendsten Verehrung in seiner eigensten Gestalt hingiebt, erkennen wir daher sein Bild kaum wieder. Seine Darstellung

bekommt, bei ihrer sonstigen Klarheit, etwas so Schwungvolles und Plastisches, dass sie selbst einen Vergleich mit der eines Lessing nicht zu scheuen hat, den Leisewitz durch die Wärme des Gefühls, welche sein Gegenstand mit sich brachte, hier sogar übertreffen möchte. Und so ist denn in diesen Briefen nicht allein der literarische Standpunkt der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts überwunden; sondern selbst schon auf den Höhepunkt der deutschen Classicität fortgerückt worden.

Merkwürdig genug ist es, dass der Aufschwung, den Leisewitz in diesen Briefen nicht allein über sein Zeitalter, sondern auch über sich selbst nahm, sich sogar in seiner Handschrift charakterisirt. Seine Schriftzüge nämlich, welche auf eine frappante Weise seiner äusseren Erscheinung entsprechen, sind bekanntlich in der Regel zart, lang und dabei besonnen, fast pedantisch-steif geführt. In diesen Briefen jedoch finden sich an allen den Stellen, wo das tiefe Gefühl und die schalkhafte Laune zum vollen Durchbruche kommt, ausser dem Schwunge der Erhebung, auch alle die kleinen Sprünge seines liebenswürdigen Muthwillens so gänzlich in der Handschrift abgespiegelt, dass es nicht Wunder nehmen dürfte, wenn ein in der Kunst der Diplomatik ungeübtes Auge in derartigen Partieen kaum den Grundtypus der Handschrift wiedererkennen sollte.

Doch stellt sich Leisewitz hier nicht allein selbst als ein Proteus unseren Blicken dar, sondern er versteht es auch, mit einer unnachahmlichen Naivetät und Anmuth das abgedroschene Thema der Liebe so meisterhaft zu variiren und zu vergeistigen, dass es dennoch interessant, und sogar neu erscheint. Ausser den Schlaglichtern aber, welche diese Briefe auf den Charakter und auf die Lebensverhältnisse des Verfassers werfen, berühren sie auch so manchen seiner literarisch-bedeutsamen Zeitgenossen, dass sie in vieler Beziehung Lücken in der schönen Literatur ausfüllen. Dies gilt namentlich von den, gegen den Schluss des Briefwechsels eingewobenen Charakteristiken, die als zarte und tief-psychologisch gezeichnete Cabinetsstücke kaum ihres Gleichen in der deutschen Literatur haben. Zu ihrer weiteren Ausführung hat der Herausgeber aus den Leisewitz'schen Tagebüchern einiges Bezügliche in Anmerkungen nachzutragen sich erlaubt.

Das Original-Manuscript dieser Briefe fand sich in dem Nachlasse des Geheimen-Finanzraths Langerfeldt, dessen Leisewitz unter dem 30. März 1778 als seines Neffen gedenkt. Ausser dem Original-Manuscripte des „Julius von Tarent," ausser dem eilf Bände umfassenden Tagebuche; ausser einzelnen Bruchstücken aus der „Geschichte des dreissigjährigen Krieges" und aus einem Lustspiele: „der Sylvesterabend" betitelt; wie endlich ausser verschiedenen minder wichtigen Scripturen, sind allein diese Liebesbriefe dem, vom Verfasser über seinen werthvollen handschriftlichen Nachlass verfügten Auto-da-Fé entgangen. Muss man auch zugestehen, dass sich der Verfasser selbst gewiss niemals zur Veröffentlichung derselben entschlossen haben würde, so hält sich der Herausgeber doch mit Leisewitz' Manen im Einverständnisse; weil die Bescheidenheit, welche dem Verklärten die Sorge für seines Namens Nachruhm nicht gestatten wollte, für den Nachlebenden die Pflicht der Pietät erhöhet.

Braunschweig, 1862.

Carl Schiller.

Nro. 1.

Freitags, den 24. Oct.
(Hannover 1777?)

Mein bestes, herrliches Mädchen!

Ungeachtet Du mich eher als diesen Brief sehen wirst, so muss ich doch heute an Dich schreiben. Meine Seele ist so voll von Dir, dass mir das blosse Denken an Dich — eine mir so gewöhnliche Sache! — nicht genug ist. Das Blatt, das ich jetzt vor mir habe, der Buchstabe, den ich jetzt schreibe, wird sich in Deinen Augen spiegeln. Sophie, das ist für heute das grösste Glück für mich, da wir heute nicht näher zusammenkommen können.

Ich muss Dir gestehen, Mädchen, dass ich Dich jetzt mehr liebe, als damals, wie ich es Dir zum ersten Male sagte, Deine zitternden Hände hielt und den ersten bedeutenden Kuss gab; mehr als ich weder mir, noch einem lebendigen Menschen zugetrauet hätte. Du sagst, dass Du nicht ausdrücken könntest, was Du für mich fühltest; auch mir ist die Sprache zu arm, und es sollte mir leid sein, wenn sie das nicht wäre, es wäre ein Zeichen, dass viele Leute so geliebt hätten, als wir. Und was liegt daran? Hole der Henker alle Sprachen, wir verstehen uns doch!

Du nennst mich „Engel"; ich versichere Dich, dass ich das nicht werden möchte, wenn Du ein Mensch bliebest; weil ich Dich nicht mehr so lieben könnte als jetzt. Halte das für wörtlich wahr, Beste! Du würdest mich beleidigen, wenn Du nur glauben könntest, dass ich Dir eine Galanterie sagen wollte. Meine Liebe braucht so wenig Galanterie, als Du Juwelen.

Ueberzeuge Dich fest, dass dies ewig meine Gesinnungen sein werden. Nichts soll sie verändern, nicht die grössten Reize eines andern Weibes, noch die grössten Glücksgüter; weder Engel- noch Fürstenthum. Freilich werde ich nicht immer so feurig denken, als diesen Abend; ich erhole mich zuweilen von dieser Schwärmerei in der wärmsten Freundschaft für Dich; und Du hast Reize und Talente für beide; allein solche Abende, wie dieser, werden immer und oft wiederkommen.

Sonnabends, den 25. Oct.

Du sagtest mir einmal selbst, dass der Enthusiasmus unserer Leidenschaft zu heftig sei, als dass er immer dauern könnte. Wenn das auch wahr wäre, so sehe ich doch nicht ein, warum wir uns zu oft daran erinnern, und uns vielleicht einen herrlichen Augenblick weniger machen sollten. Darf ich mich eines jetzigen Glückes nicht freuen, weil vielleicht eine Zeit kommen wird, wo ich es nicht werde geniessen können? ist es deswegen für diese Minute kein Glück? Im Alter werde ich gewiss nicht so geschwind gehen, als jetzt; aber soll ich deswegen in diesem meinem sechsundzwanzigsten Jahre schon schleichen?

Allein ich glaube auch Gründe zu haben, aus denen ich Dich versichern kann, dass meine Liebe dauerhafter sein wird, als die gewöhnlichen. Du könntest mich freilich fragen, woher ich das weiss, wenn ich nie geliebt habe; und wenn das der Fall wäre, so wäre die Sache noch schlimmer, weil diese erste Liebe aufgehört haben müsste. —

Willst Du mir ein Bisschen Eitelkeit verzeihen, meine Beste; — weil ich von jeher ein fester, treuer Freund gewesen bin, so glaube ich auch, Dir auf immer für mein Herz bürgen zu können. Ich habe einen grossen Theil meines Stolzes in die Dauer und Stärke meiner Freundschaften gesetzt, und ich bin beinahe von keiner Seite her mit meinem Betragen so zufrieden, als von dieser. Ich habe bei dem Stockpferde Verbindungen errichtet, die — wenn Gott mich so lange leben lässt — sich mit der Krücke noch nicht endigen sollen.

Ich habe mich diese Tage hindurch viel mit Deiner Gesundheit beschäftigt. Ich sage Dir nicht, was ich dabei empfunden habe. Es würde auf Dich zurückwirken, wenn Du wüsstest, wie ich dabei gelitten habe.

Da ist beinahe wieder ein Bogen voll, und es kommt mir vor, als wenn nichts darauf stände. Man wirft uns verliebten Leuten immer vor, dass wir so weitläufig schrieben; aber man bedenkt nicht, was wir uns alles zu sagen haben. Just wie jene Frau sagte: „Sie sprechen immer von vielem Trinken; aber nie von vielem Durste.“

Unterdessen müssen wir unserer lieben **Müller** sehr viel Dank wissen, dass sie unserm Wesen so geduldig zusieht. Ein Umgang, wie der unsrige, ist zwar für die Interessirten das Angenehmste, aber für das ganze übrige menschliche Geschlecht das Läppischste von der Welt. Unsere Freundin muss sehr viel Güte für uns haben, unsere Tändeleien mögen ihr nun wirklich angenehm sein, oder sie mag uns nur bloss nachsehen. Freilich nimmt man Leuten einen so zärtlichen Umgang vor Zeugen grösstentheils mit deswegen übel, weil man voraussetzt, dass sie sonst Zeit dazu hätten, — und das ist ja der Umstand bei uns nicht.

Du sagst, wir könnten ihr vielleicht unsere Dankbarkeit durch ihren Aufenthalt bei uns thätiger beweisen. Ich verstehe das nicht. Entschliesst sie sich, bei uns zu wohnen, so ist das eine neue Güte. Ich sehe wohl ein, wie wir dadurch tiefer in ihre Schuld, aber nicht, wie wir herauskommen.

Leisewitz.

Nro. 2.

(Hannover?), den 2. Nov. 1777.

Liebe beste Seele!

Ich habe diese Woche mit so vielen Excellenzen, Hochwürden, Gnaden, Hoch- und Wohlgeborenen Herren, unterthänigen und gehorsamsten Dienern und dergleichen Leuten zu thun gehabt, dass es mir doppelt lieb ist, meinem Mädchen einmal wieder sagen zu können, wie unendlich ich es liebe.

Du hast Recht, wenn Du es mir verweisest, dass ich mich entschuldige, weil ich wegen Deines Betragens in Gegenwart meiner Verwandten etwas erinnert hatte. Ich bin nicht allein Dein Liebhaber im gewöhnlichen Verstande; sondern auch Dein Freund, und eine solche Aufrichtigkeit rechne ich nicht zu den Rechten, sondern zu den Pflichten der Freundschaft. Allein Du wirst auch finden, dass Dein Tadel bloss meinen Ausdruck, und nicht meine Art zu handeln trifft. Du wirst Dich erinnern, dass ich verschiedene Male in diesem Betrachte mit aller Freiheit mit Dir geredet habe; und wenn es nicht oft geschehen

ist, so wirst Du nicht so unbillig sein, es mir zur Last zu legen, dass Du das Mädchen bist, an dem so wenig auszusetzen ist. Ueberhaupt muss Dir mein ganzes Betragen gezeigt haben, dass ich Dich nicht als eine schöne Puppe, sondern als ein vernünftiges Geschöpf betrachte. Als ich Dir meine ersten Adressen machte, sagte ich Dir etwa, dass Du schöne Augen, eine zierliche Nase, eine lebhafte Farbe hättest? Ich entdeckte Dir meine Geheimnisse, fragte Dich über meine Angelegenheiten um Rath. Das sind Fleuretten für ein Frauenzimmer von Verstande. ..

O, Sophie, was gäbe ich in diesem Augenblicke für einen einzigen Kuss!!!

Ich versichere Dich aber bei unserer Liebe, dass ich Dir jetzt nichts von der Art zu sagen wüsste, als dass Du einer gewissen Dame*) das Uebergewicht Deiner Einsicht nicht so sehr merken liessest. Wir haben neulich schon davon gesprochen. Sie liebt Dich doch so herzlich, und ich glaube, Du könntest Dir zuweilen einen unangenehmen Augenblick ersparen. Es gehört nicht viel Verstand dazu, um einzusehen, dass ein Anderer mehr hat; und sobald Du das nicht voraussetzen kannst, muss Dein Betragen zuweilen beleidigen.

Rede ich aufrichtig, und verdiene ich nicht dadurch, dass Du mich meiner Fehler wegen erinnerst?

Wenn manches Mädchen dies lesen sollte, so würde es denken: „Lieber bis an den jüngsten Tag und noch acht Tage Jungfer geblieben, als einen solchen Pedanten von Mann! Das wird ein gebieterischer Ehe-Kaiser werden!“ Mademoiselle könnten sich irren. Ich habe keinen Begriff von Herrschaft in einer Gesellschaft, wie die Ehe ist, und weiss nicht, was es heissen kann, einer vernünftigen Frau befehlen; und eine Frau, der ich befehlen müsste, o davor fürchte ich mich eben so sehr, wie Mademoiselle vor einem Manne, der befehlen will.

Du erhältst hierbei Hartgen's Brief, und wirst aus dem Inhalte sehen, warum ich ihn Dir nicht persönlich übergab.

---

*) Sophiens Tante und Pflegemutter, die Hofapothekerin Andreae zu Hannover.

Von den tausend Küssen, die ich Dir geben soll, hast Du erst einen einzigen, und ich also noch neunhundertneunundneunzig zu Gut.

Du kannst leicht denken, dass mich jetzt die grosse Veränderung, die mir bevorsteht, sehr viel beschäftigt, dass ich tausend Plane, tausend Entwürfe mache, die mein ganzes künftiges Leben angehen, und wovon Du immer der Hauptgegenstand bist. — O, meine Beste, ich denke immer mit Vergnügen daran, dass das beste Mittel, Dich zu verdienen, die Erfüllung meiner Pflichten ist, ich sehe, dass die Tugend, wie für alle Menschen, also auch für mich, der Weg zur Glückseligkeit ist, und dass Du eine so unzertrennliche Gesellschafterin der Tugend bist, wie die Gewissensruhe.

Freilich macht mich unsere nahe, so lange Trennung zuweilen traurig; allein ich mache mir meine Lage so bequem, als ich kann. Ich stelle mir vor, dass Du so weit von mir entfernt wärest, dass ich einige Jahre brauchte, um zu Dir zu reisen; dass eine so lange Abwesenheit von Dir an und für sich selbst eine traurige Idee ist; allein wenn ich mir denke, dass das der Preis ist, zu dem ich Dich auf immer besitzen soll, so glaube ich, einen ganz guten Handel getroffen zu haben. Jeder Preis, wozu man Dich kauft, ist wohlfeil.

Ich höre schon auf dem Saale Musik; ich muss hinauf, um Dich zu sehen. Du musst mir die Kürze dieses Briefes verzeihen. Wenn ich an Dich schreiben will, so wird meine ganze Seele so lebhaft, dass es mir ein verdriesslicher Gedanke ist, wie sich das Alles abkühlen muss, ehe es aus dem Herzen in den Kopf, und aus dem Kopfe in die Feder kommt. Doch zukünftig mal weitläufiger. Lebe wohl, lebe wohl, Sophie!

Leisewitz.

Nro. 3.

(Hannover?), Sonntags, den 9. Nov. (1777?)

Du kannst kaum glauben, beste, beste Sophie, wie begierig ich auf Deine Briefe bin. Ich wollte, dass Du mich einmal sie könntest lesen sehen; denn ich geniesse sie auf mehr, als eine Art. Anfangs durchlaufe ich sie mit der Heisshungrigkeit eines Schnitters; aber alsdann setze ich mich mit der prü-

fenden Aufmerksamkeit eines feinen Essers hin, um mir auch nicht die geringste Schönheit entwischen zu lassen. Und noch immer habe ich Dich, zum Vortheil Deines Kopfes und Deines Herzens, tiefer daraus kennen lernen. Wie angenehm hast Du mich hintergangen, liebes Mädchen! Wie ich anfing, Dich zu lieben, so hatte ich freilich für Dich im Ganzen die grösste Hochachtung; allein ich rechnete doch auf manchen Fehler der Menschlichkeit und der Weiblichkeit, blickte furchtsam auf die Stellen Deines Charakters hin, wo ich so etwas vermuthete, und fand so viele Vollkommenheiten, als ich Mängel befürchtet hatte. Ich sagte Dir vorigen Sonntag etwas Aehnliches, dessenungeachtet ist die Bemerkung heute auf gewisse Art neu, da ich diese Woche, und auch aus Deinem herrlichen Briefe vom vorigen Sonntage neue angenehme Entdeckungen von dieser Gattung gemacht habe.

Gutes Mädchen, eben da ich dieses schreibe, sind wir wieder unter einem Dache zusammen, und das hilft uns wieder eben so wenig, als wenn wir in einem Grabe zusammen lägen, – ohne einen Kuss, ein Wort, einen Blick, worauf jetzt unser ganzer persönlicher Umgang zusammengeschmolzen ist. Doch nichts davon! Heute bist Du sogar in dem Zimmer, worin ich so lange gewohnt habe, wo ich mich so manche Stunde mit Dir beschäftigte und den Entschluss, Dich zu lieben, fasste.

Ich würde mich sehr irren, wenn Du nicht diesen Nachmittag an mich gedacht, mich an jedem Orte in diesem Zimmer gesehen hättest.

Willst Du mir eine Anmerkung erlauben, Beste, ohne mich wie vordem unter der Gestalt eines Schulmeisters zu sehen? Mir deucht, Du vermiedest mich in Gegenwart meiner Familie zu sehr. Du machst in der That den Leuten ein übles Compliment, wenn Du ihnen nicht zutrauest, dass sie stolz auf Dich werden könnten, und von der andern Seite erreichst Du Deinen Zweck nicht, wenn Du mit Blicken und Complimenten so ängstlich um mich weggehst. Aus Deinem Betragen gegen mich kann man nur zweierlei schliessen: entweder, dass Du mich von Herzen liebst, oder von Herzen verachtest. Worauf meinst Du, dass meine Verwandten rathen werden? Du weisst nun freilich, dass mir es einerlei ist, was die Leute denken; allein

wenn Du einmal einen Wunsch hast, so wollte ich auch, dass Du ihn erreichtest; auch bin ich gestern, wie Du wirst bemerkt haben, ganz in Deine Ideen hineingegangen. Noch einmal verzeihe mir meine Weisheit.

Veltthusen*) hat mich um eine gute Stunde gebracht; es ist spät. Ich umarme Dich, ach, nur in Gedanken!

Leisewitz.

Nro. 4.

(Hannover.) Freitags, den 28. Nov. 1777.

Liebes Clever-Aesschen!

Es ist höchst unwahrscheinlich, dass Du jemals ein Sperling, und in dieser Gestalt unter den grausamen Händen eines muthwilligen Knaben gewesen sein solltest; — und wenn das nicht ist, so kannst Du Dir keinen Begriff davon machen, wie mich die Liebe in diesen letzten zwei Tagen verhandhabt hat. Ich hoffe, Du wirst den Leiden des jungen Leisewitz eine empfindsame Thräne schenken.

Du weisst, der Mensch — und also auch Dein gehorsamster Diener — besteht aus zwei Theilen: einer vernünftigen Seele und einem wohlgestalteten Leibe. Beide hat das Schicksal genug gequält, und wie ich glaube, sich doch noch geärgert, dass ich nicht einen dritten Theil hatte, weil es mich alsdann noch um ein Drittheil mehr hätte martern können.

Ungeachtet einiger nachdenklichen Ahnungen, die ich gottloser Weise in den Wind schlug, liess ich es mir doch am Mittwochen einfallen, Dich zu besuchen; brauchte alle menschenmögliche Vorsicht, entdeckte auf Deinem Zimmer Licht, und hoffte, in wenigen Augenblicken in Deinen Armen zu sein. Vorläufig ging ich zur Tante,**) sprach, wie ich selbst gestehen muss, sehr vernünftig von Diesem und Jenem, und Jenem und Diesem, als sie auf einmal anfing: „Es sollte mir leid thun, wenn Er auf Clever-Aesschen lauerte. Clever-Aesschen ist nicht zu Hause.“ —

---

*) Kriegssecretair zu Hannover, ein geistig bedeutender Mann.

**) Gattin des Hofapothekers Andreae.

Der vom Himmel gefallen war, war ich; denn im Vertrauen gesagt, ich lauerte sehr stark auf Clever-Aesschen. Unterdessen verbiss ich meinen Verdruss mit vieler Verstellung, sprach noch etwas mit dem Onkel,*) der mittlerweile nach Haus kam, und ging Abends in den Club, wo ich noch so ziemlich vergnügt war, und wider meine Gewohnheit mit Vergnügen französisch sprach.

Nachdem ich gestern Morgen vor Deinem Bilde meine verliebte Andacht verrichtet hatte — — im Vorbeigehen muss ich darüber eine Anmerkung machen. Wie meine Gegner in Braunschweig gegen meine Person nichts weiter einwenden können, so sprengen sie aus, ich wäre reformirt, ein Umstand, der mich unfähig machte, eine Stelle im Lande zu bekleiden. Die Sache widerlegte sich bald; hätte mich aber Jemand vor Deinem Bilde gesehen, so hätte er gewiss gesagt, ich wäre katholisch, weil ich die Heiligen anbetete. Ich wäre wirklich in Verlegenheit gekommen, was ich hätte antworten sollen.

Wie ich angebetet hatte, es war um acht, so überlegte ich meinen Tag, und glaubte, es wäre unmöglich, Dich zu sehen. Um zehn, und also mehr gegen Nachmittag, dachte ich, vielleicht lässt sich das Ding doch machen.

Unglücklicher Weise bestätigte mich in diesen Gedanken ein Besuch, den ich von einem alten Bekannten erhielt. Dieser Mann ist ein wahrer Aventürier, Student, Prediger, Husar, Hofmeister, und Gott weiss was gewesen; jetzt bekommt er eine Kammerbedienung. Bei seinen vielen Schicksalen hat er sich ungemein viel Weltklugheit erworben, kennt Menschen und Sachen, und weiss beide am rechten Orte anzugreifen. Ungeachtet er zum Exempel einer der kühnsten Leute ist, die ich kenne, unzählige Duelle gehabt hat, und sich so viel daraus macht, wie ich, wenn ich ein Glas Wasser trinke: so hat er doch jetzt die sanfte bescheidene Miene eines jungen Mädchens. — Er ging weg, ich überdachte seinen Lebenslauf; „Der Teu-

*) Joh. Gerh. Reinhard Andreae, geb. am 17. Dec. 1724 zu Hannover; gest. daselbst am 1. Mai 1793 als Hof-Apotheker. Seine Schriften verzeichnet: Heinr. Wilh. Rotermund Das gelehrte Hannover, Bremen 1823, I. p. 39—40.

fel," rief ich, „es ist doch eine schöne Sache um die Klugheit, ich will auch pfiffig sein, und durch List heute zu Sophien!" Ich schrieb in dieser Absicht das Epheubillet, weil ich hoffte, dass man mich bei der Gelegenheit bitten würde; es ward nichts daraus, wie Du weisst, und ich hätte voraussehen können. Es ist das einer von meinen einfältigen verliebten Streichen, womit ich es sonst doch noch ganz billig gemacht habe. So wie auch meine Hoffnung hin war, so sah ich auch gleich den ganzen elenden Grund, auf dem sie gebauet war, und ärgerte mich über meine dumme List, die auch wirklich um ein gut Theil schlimmer ist, als dumme Dummheit.

Ich vertröstete mich mit dem Sprichworte: der Baum fällt nicht auf den ersten Hieb, ich bin noch ein Anfänger in der Pfiffigkeit, ein Mann, und kein Weib. Denn Ihr seid in Absicht der List Genies, wir Schulgelehrte; Euch wird das angeboren, was wir lernen müssen, und nie gut lernen.

Der Onkel ist auf der Wallmoden'schen Auction, ich will hin, und mit ihm weggehen. Es lässt sich zehn gegen eins wetten, dass er mich zu sich bittet, alsdann ist es erst sechs: höchstens um halb sieben die wärmste Umarmung mein.

Ein schönes Project; nur Schade, dass der Onkel nicht auf der Auction war. — Das war die letzte Hoffnung, Dich zu sehen; ich dachte auf weiter nichts mehr, als wie ich den Rest des Abends mit einem guten Freunde verplaudern wollte.

Ich ging zu Klockenbring,*) der mir in der Thür begegnete, und bedauerte, dass er nothwendig ausgehen müsse; wenn er um acht Uhr nach Haus käme, wollte er es mir sagen lassen.

Mein Weg führte mich nach Haus, und ich dachte, ein

*) Friedr. Arn. Klockenbring, geb. am 31. Juli 1742 zu Schnackenburg im Lüneburgischen, gest. am 12. Juni 1795 zu Hannover als Geheimer-Canzleisecretair. Ein persönlich sehr interessanter Mann, der als Freund Lichtenberg's und anderer Widersacher des Leibarztes Zimmermann, in dem 1790 erschienenen, berüchtigten Pasquill „Bahrdt mit der eisernen Stirn" unbarmherzig mitgenommen wurde. Ueber seine Schriften ist zu vergleichen: Heinr. Wilh. Rotermund Das gelehrte Hannover. Bremen 1823. II. p. 556—559, und: Sam. Baur allgem. histor. Handwörterb. Ulm 1803. p. 569.

paar Stunden mit dem Gedanken an Dich zu verträumen; — aber auch das war vergebens. Oben war Picknick und hilf Himmel! was für ein Geigen und Pfeifen, Stampfen und Springen, Knarren der Balken, Zittern der Wände, Klingen der Gläser in den Fenstern und der Pendüle. Ich erwartete das Ende der Welt. Glücklicher Weise erinnerte ich mich aus meinem Katechismus, dass die Welt einmal durch Feuer, und einmal durch Wasser, so viel ich aber weiss, nie vermittelst eines Balles untergehen soll. Das machte mich ruhiger, aber nicht munterer. Da ich nicht an Dich denken konnte, wollte ich an nichts denken, und das Nichtdenken war das Einzige, was mir heute gerieth. Ich sass eine Stunde ohne ein Zeichen eines vernünftigen Geschöpfes von mir zu geben, als dass ich zweimal das Licht putzte. Dazu mag so gar viel Verstand nicht gehören; aber ich habe es doch nie von einem unvernünftigen Viehe, weder von einem Elephanten, noch von einer Käsemilbe gesehen.

Es ging auf neun; ich warf meinen Pelz um, und wanderte nach Vauxhall, wo ich einige meiner Bekannten von der bande joyeuse beim Spiel anzutreffen hoffte. Vergebens; ich trat in einen kalten, finstern Saal, worin Niemand, als anderthalb Dutzend Stühle waren, mit denen ich leider nicht tanzen kann, weil ich Gottlob! nicht die Doctorin Müller bin. Das Schlimmste war, dass die Küche eben so kalt und finster war, wie der Saal; unterdessen versprach man mir zu essen, wenn ich warten wollte.

Ich wartete. Endlich kam das Essen, das ich Dir beschreiben will, denn da Du diesen Brief vermuthlich Deiner guten Freundin, der Geheimen-Justizräthin zeigen wirst, so wollte ich gern, dass sie etwas darin fände, das sie interessirte. Da war ein Eierkuchen, sechs Schnitt rothe Rüben, zwei Stück Bisquit und alte Butter, der man die Gestalt von ganz frischer gegeben hatte. Das alte Wesen in der neuen Form erinnerte mich natürlicher Weise an die Mutter Schachten in ihrem modigen Sonnenhute. Ich liess meinen ganzen Zorn an dem Eierkuchen aus, den ich, bis auf ein fingerbreites Stück, ausrottete. Du wirst in der Beschreibung der Zerstörung Jerusalems finden, dass es der Kaiser Titus eben so machte, er liess nur einige

wenige Thürme übrig, zum Zeichen, dass einmal eine Stadt dagestanden habe. Ich beschloss meine Mahlzeit damit, dass ich meinen Wein zum Fenster hinaus in's Wasser goss. Ich hoffe nicht, dass ihm das ungewohnt vorkommen soll; einige Theile von ihm sind vermuthlich schon darin gewesen, und freuen sich, wohlbehalten zu den lieben Ihrigen zu kommen.

Ich war jetzt ganz munter, beschäftigte mich so selig mit dem Gedanken an Dich, mit dem, was ich Dir schon danke und noch danken werde! Diese Ideen machten mich so glücklich, ich hätte noch viele Stunden in ihnen verträumen können. Ich dachte wie Nantchen:

O Gedächtniss, schön in Dir
Liegt ein ganzer Himmel mir!
Worte, wie sie abgerissen,
Kaum ein Seufzer von ihr stiess,
Hör' ich wieder; fühl' sie küssen,
Welche Sprache sagt, wie süss!
Sieh', ein Thränchen! — Komm herab,
Meine Lippe küsst Dich ab!

Könnt' ich so in mich gehüllet,
Ohne Speis' und ohne Trank,
Nur so sitzen Tag für Tag,
Bis zum letzten Herzensschlag!

Herr Westernacher*) dachte unterdessen anders, er konnte es unmöglich ansehen, dass dem fremden Herrn im Saale die Zeit lange währen sollte. Er kam, rieb die Hände, und merkte an: „Mit den amerikanischen Nachrichten dauert es lange." — „Sehr lange," antwortete ich finster. Aber mein Mann liess sich so leicht nicht abweisen. Er brachte in der Geschwindigkeit eine Armee — geschwinder wie einen Eierkuchen — zusammen, und nun gerade auf den General Washington zu. Für mich war es ein erwünschter Umstand, dass er am rechten

*) Nach gefälliger Mittheilung des Herrn Archivraths Kestner zu Hannover, wurde Westenacher's Gasthaus von der besten Gesellschaft viel besucht, und besonders von älteren Herren des guten Weines wegen gerühmt. Es wäre daher möglich, dass der feurige Liebhaber Leisewitz in seiner ärgerlichen Stimmung dem Renommée des Westenacher'schen Weinkellers Unrecht gethan hätte.

Flügel zu hitzig angriff; denn da er darüber die Posten am linken versäumte, und hier gerade die Saalthür war, so entwischte ich glücklich.

Zu Hause empfing man mich sogleich mit einem Cottillon, so gerade über meinem Kopfe, als ob er auf meinem Hute getanzt würde. Ich eilte zu Bett, und schlief, ohne einmal von Dir zu träumen.

Den ganzen Tag nichts von Dir gesehen, als zwei Finger breit von Deiner Stirn, als ich Mittags vorbeiging. Das ist an sich sehr viel; aber sehr wenig, wenn man mehr hätte haben können.

Und nun, schönste Schehezerede, wenn Ihr noch nicht schlaft, so habt Ihr eine sehr schöne Historie gehört. Gott verhüte, dass ich Euch nicht oft dergleichen zu erzählen habe!

Sonnabends, den 29.

Ich könnte heute ein neues Capitel schreiben, wie es Deinem Ritter weiter ergangen, und was er weiter für Ebenteuer bestanden; aber nur kurz. Gestern Morgen lässt mich die Alberti auf Zwiebeln bitten, und ich hoffe, Euch da eben so gewiss zu finden, wie die Alberti und die Zwiebeln. Als ich mich betrogen fand, wollte ich Nachmittags gerade zu Euch. Eure Rouleaux waren herunter. Wenn Ihr heute nur in's Concert kommt!

Ungeachtet ich Dir diese verdriesslichen Dinge komisch erzählt habe, um Dir und mir die Pille zu vergülden: so ist mir die Sache doch höchst fatal. Ich würde selbst besorgt sein, wie ich eine so lange Abwesenheit von Dir ertragen werde, wenn ich nicht bedächte, dass diese grosse Begierde, um Dich zu sein, und dieser Verdruss in der Möglichkeit und fehlgeschlagenen Wahrscheinlichkeit, zu Dir zu kommen, liegt. Ich hoffe von dieser Seite Erleichterung, wenn ich beinahe so viel Meilen, wie jetzt Schritte von Dir entfernt bin. Aber was wird mir die Zeit langsam gehen, die mich zu Dir bringen muss! Was wird es mir wehe thun, dass jede Minute eine Minute dauert!

Meine Gedanken, meine Wünsche, meine Gebete werden

unterdessen immer um Dich sein, wie Dein Schutzengel, der gewiss der beste, Dir am nächsten verschwisterte Engel sein muss. Und dann, wenn Du auf ewig mein wirst, wenn ich Dich erst an meine Brust drücke, und an Deiner zerschmelze! — Der Henker mag weiter, wer den Gedanken haben kann, schreibt gewiss nicht weiter!

Nro. 5.

Braunschweig, den 5. Februar (1778?)

Mein bestes Mädchen!

Morgen! Morgen! Briefe von Dir! Ich glaube nicht, dass der Fürst von Taxis, — der Mann ist des heiligen römischen Reichs Erb-General-Postmeister, und hat viele Prozesse deswegen geführt, wie Du längst wissen müsstest, wenn Du nicht leider die grösste Ignorantin im Staatsrechte wärest, die ich kenne, — ich glaube nicht, dass der Fürst von Taxis sich so viel um die Posten bekümmert, wie ich. Glücklicher Weise wohne ich zwischen zwei Posthäusern, und kann da so recht nach Herzenswunsch mein Wesen haben. Ich verstehe auch die Posthörner so gut, wie ein Zauberer das Vogelgeschrei, weiss, wann Peter von Wolfenbüttel und Witten Johann von Peine bläst. O was ist Johann von Peine für ein herrlicher Mann!

Und wenn ich dann Deine Briefe habe, so muss mich wirklich niemand sehen, als der so verliebt ist, wie ich. Wenn ich auch nur ein weisses Blatt erhielte, von dem ich wüsste, dass Deine Hand darauf gelegen hätte, dass Du es an Deinen Mund, an Deinen Busen gedrückt hättest, so könnte mich das schon Stunden lang beschäftigen. Nun schliesse, was Deine Briefe thun, aus denen ich immer sehe, dass Du ein vortreffliches Mädchen, und mein Mädchen bist.

Verzeihe mir; zuweilen deucht mir meine Liebe so stark, dass es mir scheint, sie müsste die einzige in ihrer Art sein, und es wäre unmöglich, dass Du mich so lieben könntest, wie ich Dich; und ich bin auch so vernünftig in aller Demuth einzusehen, dass das so unbegreiflich nicht wäre. Denn, liebe Sophie, wenn zu einer glücklichen Ehe genaue Gleichheit der

Vorzüge erfordert wird, so sind wir ein unglückliches Paar! Doch ich vergesse, dass unter Deine Vorzüge auch die Bescheidenheit gehört.

O, mein herrliches Mädchen, Du beschäftigst mich immer. Wenn ich meine Meublen ansehe, so denke ich so oft: „Auf dem Stuhle wird sie sitzen, die Schlüssel wird sie bei sich tragen,“ und ich wollte um vieles nicht, dass Du auf dem Bette nicht gesessen hättest, in dem ich schlafe.

Morgen! Morgen! Briefe von Dir!

Leisewitz.

Nro. 6.

Braunschweig, Sonntags, den 15. Febr. 1778.

Meine gute Sophie!

Endlich ertappe ich doch einmal eine Stunde, um an Dich zu schreiben, und kein Geschäft soll mich davon abhalten. Sagt die Bibel nicht selbst: „Sechs Tage sollst Du arbeiten, und den siebenten an Dein Mädchen schreiben?“ Ueberdem bin ich heute so wohl, so munter, dass Dir der Morgen natürlicher Weise zugehört, da er einer der besten ist, die ich in langer Zeit gehabt habe. Wenn ich mich müde gearbeitet habe, so ist es mir wirklich zuwider, Dir in einer noch übrigen Viertelstunde einen matten Brief zu schreiben. Das heisst, wie die Theologen von den Bekehrungen im Alter sagen, dem lieben Gott geben, was der Teufel übrig gelassen hat. Die Sonntagsmorgen sind mir überhaupt so angenehm, das ist der Geburtstag unserer Liebe. Ich erinnere mich so oft des Ganges aus dem Bosquet, vor dem Hause vorbei, den Garten links hinauf in die Orangerie; an das Zittern; an den Kuss! Das waren Zeiten! — Doch sie werden wiederkommen. Es wird so gut wieder Frühling werden, als es damals war, ungeachtet es jetzt Winter ist. — Dergleichen Gedanken, an denen ich mein Glück wiederhole, sind mir jetzt die angenehmsten; Deine Briefe bei Tage, und meine Träume des Nachts ausgenommen, weil ich es in den letzteren vergesse, dass ich von Dir getrennt bin. Wie oft bin ich schon mit Dir im Elysium gewesen, wie oft

auf Deinem Zimmer in dem Sopha — ohne aus dem Bette gekommen zu sein — auf dem Du einmal gesessen hast.

Allein es kann mich mit einem Male niederschlagen, wenn ich daran denke, dass das Auge, das mir vor einigen Stunden in der Phantasie so feurig winkte, jetzt wirklich in Thränen ist. Mädchen, begreife doch endlich, dass das ein sehr kleines Uebel ist, von dem man das Ende — und zwar so nahe — sieht. Doch wünschte ich, dass Du mir das Viele, was Du mir zu sagen hast, jetzt schriebest, und nicht auf eine mündliche Unterredung verschöbest. Wir hätten alsdann reine Bahn gemacht, und von nichts, als von Vergnügen, von Zukunft zu reden. Ich freue mich, dass es beinahe nicht länger hin ist, dass ich Dich sehen werde, als es her ist, dass ich Dich nicht gesehen habe. Damit ist doch der erste Act unserer Trennung geschlossen.

Die Messe, die wir hier gehabt haben, hat mich ziemlich zerstreuet. Das Gewimmel von so vielen Leuten, worunter doch einige Bekannte sind, ist in der That angenehm, und ich freue mich immer, wenn ich etwas Angenehmes in Braunschweig entdecke, weil es einmal Dein Wohnplatz werden wird. Dass ich mich zuweilen zerstreue, und die Gelegenheiten aufsuche, die das Leben mannigfaltiger machen, davon kann Dir das ein Beweis sein, dass ich vor einigen Tagen mit einer Gesellschaft in einen der elendesten hiesigen Bauernkrüge ging, um in einem erbärmlichen Marionettenspiele zu sehen, wie der Prinz Castilio aus Castilien seine Prinzessin Emelia von einem ungeheurigen Drachen erlöset; welches Stück mit vielen geistreichen und lieblichen Reden des kleinen und grossen Hanswurstes durchwirkt ist. Hierzu ward Bier aus irdenen Krügen getrunken und Taback geraucht.

Und nun, wer meinst Du, wer diese Gesellschaft gewesen wäre? — Lessing, die Professoren Eschenburg und Schmid, die Kammerherren, Graf von Marschall und von Kuntsch nebst Deinem gehorsamsten Diener.

Wir hatten uns vorgenommen, eine recht gemeine Wirthschaft zu treiben, und man muss gestehen, dass uns das vortrefflich gelang.

Das war noch ein Liebhaber, dieser Prinz Castilio! Es thut mir beinahe leid, dass die Zeiten vorbei sind, in denen Du grausam gegen mich warst; ich könnte jetzt sonst vieles wieder gebrauchen, was der Prinz seiner grausamen Prinzessin sagte. — O es ist tausend Schade, dass Du nicht mehr „Tiegerbrüste saugest und kein Herz von Demant“ mehr hast! —

Und nun leben Sie wohl, schönste Prinzessin Sophia von Hamburg. Sein Sie versichert, dass kein Prinz seine Prinzessin, und kein Bettler seine Bettlerin zärtlicher liebt, als

meine Prinzessin Sophia

Dero Sclav

Leisewitz.

Nro. 7.

Braunschweig, den 30. März 1778.

Meine liebe Sophie!

Du hast mir einen wahren Gefallen gethan, dass Du mich an Mary's Geburtstag erinnert hast. Wir hatten einen vergnügten Morgen, und den verdient man nicht, wenn man ihn je vergessen kann. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie Du auch an diesem Tage Deine Liebe gegen mich verriethest, und Dich mit einem ungewöhnlichen Antheile an dem Gedanken ergötztest, wenn ich erst Bibliothekar in Hannover wäre. Du wusstest damals schon, dass man von dieser Stelle sehr gut eine Frau ernähren kann.

Dergleichen Andenken an unsere Liebe sind mir sehr feierlich und werden es immer bleiben. Du bist ein Mädchen, das sich vor keiner Zeit zu fürchten hat. Die Ideen beschäftigten mich heute morgen so lebhaft, dass ich mich ganz in die Zeiten versetzte, wenn wir vierzig Jahre verheirathet wären. In dieser Voraussetzung würde ich Dir etwa folgenden Brief schreiben:

Hannover, den 1. Junius 1828.*)

Mein liebes Weib!

Dein Brief vom 28. Mai hat mir viel Vergnügen gemacht, zumal es der erste ist, den ich seit unserer Ehe von Dir erhalte, da wir noch niemals sechs Tage getrennt gewesen sind. Nach Deinem Schreiben muss sich das Zittern in der Hand sehr gegeben haben, und dass Du bei Deinen hohen Jahren noch keine Brille brauchst, ist wirklich ausserordentlich. Vielleicht sind Deine Augen stärker geworden, seitdem Du sie bloss zum Sehen, und nicht mehr zum Liebäugeln gebrauchst; denn das hat sich wirklich noch eher gegeben, als der selige Domherr von Beroldingen**) vermuthete.

Gestern habe ich das Unglück gehabt, meinen letzten Zahn auszubeissen; er ging mir fast so nahe, wie der Verlust von einem guten Freunde. Ueberdem bekommt man dadurch ein so altes Ansehen. Da war bei Velthusens der junge Langerfeldt,***) ein Laffe von dreissig Jahren, der mir etwas von meinem ausserordentlichen Alter erzählte. Es verdross mich; aber ich kenne auch keine unverschämtere Nation, als unsere jungen Leute. Ich war Anno 1777 den 1. Juni ein ganz anderer Mensch, als ich Dir den ersten Kuss gab, der mir noch in diesem Säculo schmeckt. Ich war ein verschämter, bescheidener Junge, das musst Du eben so gut bezeugen können, als dass ich jetzt ein Mann auf mein Bestes bin.

Der alte Iffland†) ist jetzt von Podogra ganz frei, und

*) Leisewitz hat sich hier in der Jahreszahl verrechnet; denn wäre er vom Jahre 1778 an, vierzig Jahre verheirathet gewesen, würde er doch erst 1818 schreiben können.

**) Franz Freiherr von Beroldingen, geb. am 11. Oct. 1740, war Domcapitular zu Hildesheim, seit 1790 zu Osnabrück und Archidiakonus zu Elze. Er starb am 8. März 1798. Ueber seine mineralogischen Schriften berichtet Rotermund I. p. 159—160.

***) Leisewitz spielt hier auf die Nachkommenschaft seines, damals noch im Knabenalter stehenden, geliebten Neffen, des nachherigen braunschweigischen Geh. Finanzrathes Langerfeldt an.

†) Christ. Phil. Iffland, der ältere Bruder des berühmten Schauspielers Aug. Wilh., ist geboren am 17. Oct. 1750, und war Stadtgerichts-Director

die Gichtschmerzen scheinen bei der Velthusen*) auch nachzulassen. Wir haben einen ganzen Abend von dem Vergnügen geplaudert, das wir auf unserer silbernen Hochzeit hatten. Wie die Zeit hingeht! Jetzt sind wir schon der goldenen ziemlich nahe. Wie Gott will!

Es ist mir angenehm zu vernehmen, dass Du auf Weihnachten Aeltermutter wirst. Mir schlägt immer das alte Herz, wenn ich die Leutchen beisammensehe, und Deine Freude muss noch grösser sein, da Du Sophien beinahe allein gebildet, und ihr früh begreiflich gemacht hast, dass ihre Grossmutter auch schön gewesen ist. Ich habe in meiner langjährigen Erfahrung bemerkt, dass keine Wahrheit schwerer in einen Mädchenkopf geht.

Ungeachtet Deiner Runzeln und grauen Haare liebe ich Dich doch eben so zärtlich, als vor vierzig Jahren und bin

Dein getreuer Mann

Leisewitz.

N. S. Antworte mir bald auf diesen Brief.

N. S. Der Tischler muss sehr schlechtes Holz zu unserm Brautbette genommen haben, da es die Würmer in der kurzen Zeit haben so zerfressen können, dass der Himmel heruntergefallen ist. Lass ein neues machen, aber gutes Holz dazu nehmen, damit es eine Zeit lang hält. Ich dächte, wir nähmen wieder rothe Umhänge.

A Madame Leisewitz née Seyler

à Brunsvic.

Nro. 8.

Braunschweig, Freitags, den 31. Juni 1778.

Meine beste Sophie!

Ich habe sehr viel zu thun; allein ich muss einige Minuten stehlen, damit Du an Deinem Geburtstage einen Brief von mir

---

zu Hannover. Er schrieb: „Casp. Haneboth. Ein Beitrag zur Gesch. und Charakteristik der Stadt Hannover um die Zeit des 30jährigen Krieges.“ (Hannov. Mag. 1817, St. 1—3.)

*) Eine schöne Dame mit lebhaften, schwarzen Augen. Ihr Gemahl war der Kriegssecretair Velthusen zu Hannover. (Nach gefälliger brieflicher Mittheilung des Herrn Archivraths Kestner).

bekommst. Der Liebe ist Alles möglich, und wenn mir meine Geschäfte alle Stunden des Tages wegnähmen, um an Dich zu schreiben, fände ich die fünfundzwanzigste.

Heute sechzehn Jahr alt! Was muss es Dir für ein grosses Vergnügen sein, wenn Du bedenkst, was Du in diesem Alter bist, worin die meisten Menschen noch Kinder sind. Du musst das selbst sehen, Beste; denn bescheiden bist Du freilich, aber deswegen nicht blind. O, Mädchen, wenn Du heute sagst, ich bin sechzehn Jahr alt, so sagst Du Dir selbst das grösste Compliment von der Welt. Und der grösste Theil dieser Reize wird Dich bis in das späteste Alter begleiten, wird noch dauern, wenn das Feuer in Deinen Augen verlischt und das Roth auf Deinen Wangen verbleicht. Aber auch so meine Liebe! Ich werde Dich freilich in meinem sechzigsten Jahre nicht mit der jugendlichen Wärme lieben, wie in meinem sechsundzwanzigsten, aber so sehr, so sehr, davon sei überzeugt, als ich dann etwas zu lieben im Stande sein werde.

Statt eines Glückwunsches will ich Dir ein kleines Gedicht aus dem Englischen übersetzen. Es ist, wie Du finden wirst, vortrefflich, und ich werde den Vortheil haben, Dir meine so wahren Empfindungen auch schön zu sagen. Hier ist es.

Pope an Miss Blount.*)

„O sei gesegnet, mit Allem, was der Himmel senden kann, langer Gesundheit, langer Jugend, langem Vergnügen und einem Freunde; nicht mit dem Puppenwerke, das die weibliche Welt bewundert, Reichthümern, die beschweren, und Eitelkeiten, die ermüden.

Wenn das Leben mit dem Zuwachs der Jahre nichts Neues bringt, sondern gleich einem Siebe jedes Glück durchlässt, immer einige Freude verloren geht, wie ein leeres Jahr vorüberrinnt, und Alles, was wir gewinnen, nur eine traurige Betrachtung mehr ist: — ist das ein Geburtstag? Ach zu gewiss ist es nichts anders, als der Begräbnisstag des vorigen Jahres.

Freude und Zufriedenheit, Ueberfluss oder Genügsamkeit,

*) Pope stand in freundschaftlichem Verhältniss zu zwei Töchtern eines katholischen Edelmanns, zur Therese und Marthe Blount, von denen die Letztere seine Gattin wurde.

und das frohe Bewusstsein eines wohl angewandten Lebens machen jeden Gedanken ruhig, beleben jeden Reiz, glühen in Deinem Herzen und lächeln auf Deinem Gesichte. Ohne Schmerz, Unruhe und Furcht übertreffe jeder Tag den vorigen und jedes Jahr das vergangene, bis in einem sanften Traume, oder in einer Entzückung der Freude ein ungefühlter Tod diese feine Bildung zerstört.

Dann durchschlafe im Frieden den Sabbath des Grabes und erwache zu Entzückungen des künftigen Lebens!"

O wahrhaftig, so schön das ist, so sind es doch so sehr meine Empfindungen, dass ich närrisch genug bin, mir einzubilden, ich könnte vielleicht etwas eben so Schönes gesagt haben; aber versteht sich, nur wenn ich von Dir rede. Diese Einschränkung wegzulassen, dazu bin ich nicht närrisch genug.

Und nun prüfe Dich selbst. Ist es der Mühe werth gewesen, Dein voriges Jahr zu durchleben, in dem Du die Entzückungen der Liebe hast kennen lernen, in dem so manche Vollkommenheit, so mancher Reiz bei Dir aufgeblühet ist? Selbst Deine Liebe hat dazu geholfen, verstehe mich recht, Deine Liebe, nicht ich. Ich könnte nur eine Deiner Seelenkräfte aufgeweckter gemacht haben — das ist: Deine Imagination, weil ich so wenig Vorzüge an mir habe, dass Du Deine Einbildungskraft vielleicht sehr hast anstrengen müssen, um welche zu finden.

O Sophie, das ist keine falsche Bescheidenheit, ich kenne die Stärke Deiner Neigung zu mir.

Und nun, was meinst Du, wenn der heutige Tag unser Hochzeitstag würde, der erste von tausend, tausend glücklichen Tagen. Wenn Dir am 1. Januar 1808 der kleine Hanneken, mein Grosssohn, einen Wunsch überreichte, der besser geschrieben wäre, als dieser! Wenn wir uns umarmten, und unsere Kinder und ihre Gatten mit der Ahnung eines ähnlichen Glücks einander in die Arme fielen!

O Mädchen, mich überfällt eine Empfindung, die wenig Menschen haben, und kein einziger ausdrücken kann. Ach Pope, hier kannst auch Du mir nicht aushelfen!

Leisewitz.

Ich mache Dir kein Geschenk. Beinahe sollte ich das nicht einmal entschuldigen, was auch der Pöbel der Verliebten davon denken mag. Ich konnte mich wirklich auf nichts besinnen. Du würdest mich aber, da die Messe angeht, sehr verbinden, wenn Du etwas von mir fordertest, wenn es auch nur eine Kleinigkeit wäre. Vielleicht fällt Dir auch sogleich nichts bei; aber Du kannst mir zu Gefallen Dein Köpfchen wohl ein bischen zerbrechen.

Schon neun Uhr! meine Acten!

Nro. 9.

Hannover, den 2. Nov. (1778?)

Mein Mädchen!

Du wirst in meinen Briefen selten etwas Neues finden; es ist immer der alte Text: „Ich liebe Dich, Sophie," worüber ich des Jahres zweiundfünfzig Mal predige. Man muss freilich vom Metier sein, das heisst, so lieben, wie wir lieben, um einzusehen, dass man unendliche Male davon reden kann, ohne dass es genug sei! um zu begreifen, dass man nie der unnützen Mühe überdrüssig wird, seine Empfindungen mit Worten auszudrücken. Aber diese Mühe ist so süss, und selbst ihre Unzulänglichkeit ist nicht abschreckend, da sie nicht der Maassstab ist, nach der wir unsere Neigungen gegen einander abmessen. Der liegt in unserm eigenen Busen. Ich schätze Deine Liebe gegen mich nicht nach Deinen Worten, sondern nach der feurigen, treuen Leidenschaft gegen Dich, die ich in meinem Herzen fühle.

Und wie sollte es mir je an Materie fehlen, da ich Alles, was da ist, in den Umfang unsers Bündnisses ziehe. Ich versichere Dich, dass mir jetzt keine Sache aufstösst, ohne dass nicht mein erster Gedanke sein sollte: Was hat sie für Beziehung auf Sophien? wird sie mich ihr näher bringen? kann ich nicht ihr Vergnügen, ihre Ruhe dadurch befördern? — Meine Einbildung ist dabei so poetisch, dass ich die entferntesten Möglichkeiten dazu aufsuche, und wie Du leicht denken kannst, immer finde. — O was ist es schon für ein grosses Vergnügen, einen Unbekannten glücklich zu machen, und nun gar die, die

man mehr, als sich selbst liebt. Mädchen, was danke ich Dir schon für selige Stunden, die ich mir mit Schwärmereien in die Zukunft verträumt habe. Zum Beispiel, wie ich in Allem Beziehung auf Dich suche: ich habe lange nicht an Miller*) geschrieben; ich werde es aber nächstens thun, weil ich es ohne Undankbarkeit nicht lassen kann, da Dir sein „Siegwart“ einige angenehme Stunden gemacht hat.

Mein Schwager schickt mir heute einen Brief von einem dasigen landschaftlichen Bedienten, worin die Worte stehen: „ich müsse reüssiren, oder die Vorsicht müsse ein gegenseitiges Wunder thun.“ Ich habe aber noch immer Bedenklichkeiten, und ich wünschte, dass Du Dich auf einen unglücklichen Ausgang vorbereitetest.

Sophie, das Schicksal kann mir noch viel Böses zufügen, und ich bleibe noch immer sein Schuldner: weil es mir Dich gab.

Leisewitz.

Den Morgen haben mir Besuche verdorben, drum kann ich nur so wenig sagen. Wenn ich Dich nur heute Abend sehe!

Nro. 10.

Braunschweig, den 1. März 1779.

Deinen kurzen Brief habe ich eben erhalten, und ich will es Dir glauben, dass keine Krankheit an dieser Kürze Schuld ist; man glaubt dergleichen gar zu gern.

Mit meinem Befinden bin ich so ziemlich zufrieden, und weil man auch von dem Aergsten den besten Gebrauch machen muss, so denke ich zuweilen, dass ich jetzt den langen Aufschub unserer Verbindung gelassener ertrage, als ich bei einer

---

*) Joh. Martin Miller, geb. den 2. Dec. 1750 zu Ulm, und daselbst gestorben 1814 als Kirchenrath, Prediger am Münster und Professor am Gymnasium, kam nebst seinem jüngeren Bruder durch den göttinger Hainbund mit Leisewitz in freundschaftliche Verbindung. Unter seinen Schriften machte besonders sein sentimentaler Roman: „Siegwart, eine Klostergeschichte, Leipzig 1776—1777, 3 Thle.,“ ausserordentliches Aufsehen, und rief eine Unzahl Nachahmungen hervor.

vollkommenen Gesundheit thun würde. Ich muss Dir aber doch gestehen, dass mir zuweilen unsere Trennung unerträglich lang scheint, und dass ich Alles anwende, um so bald als möglich unsere Wünsche zu erfüllen. Ich ergreife Alles, was mir einigermassen als ein Mittel dazu aussieht, und ich hoffe, dass dieser glückliche Zeitpunkt nicht weit mehr entfernt sein soll.

O Mädchen, mit welcher Freude werde ich Dich in meine Arme schliessen, und Dich erst sterbend daraus fahren lassen! Was liegt nicht Alles in der Vorstellung, Dich zu besitzen!

Ich bin eine Viertelstunde auf meinem Zimmer herumgegangen, ohne weiterschreiben zu können, und ich muss mich von diesen Ideen losmachen, wenn der Brief noch fort soll. Es geht mir oft so. Das Andenken an Dich verhindert mich oft am Arbeiten und beinahe jeden Abend am Schlafen.

Weil man aber in dieser Alltagswelt Alles abwarten muss, welcher Umstand, wie mir deucht, diese Welt eben zur Alltagswelt macht, so habe ich Dir den Vorschlag zu thun, ob wir nicht unsern Hochzeitstag im voraus feiern wollen? Verstehe mich nicht unrecht, ich meine das bloss in Absicht auf unsern empfindsamen Calender, und ich wollte gern einen Festtag mehr darin haben. Setzen wir also den Tag fest, an dem Du die Meinige werden willst, an dem mich viele Männer beneiden werden, und alle beneiden würden, wenn sie Dich kennten, wenn sie so zuverlässig wüssten, wie ich, dass Du bestimmt bist, ein ganzes Leben glücklich zu machen. Gott sei Dank, dass ich es weiss! Es gehört viel Verstand und Empfindung dazu, um aller Deiner Vorzüge zu geniessen; allein ich will sehen, dass für mich so wenig als möglich verloren geht. Das soll der Maassstab sein, nach dem ich meinen Fortgang zur Vollkommenheit messen will.

Dieser Brief ist in einer wunderlichen Laune geschrieben, und nur in eben einer solchen Laune musst Du ihn beurtheilen; wie würde ich mich freuen, wenn ich Dich hineingesetzt hätte.

Leisewitz.

Nro. 11.

Braunschweig, den 6. März 1779.

Meine gute Sophie!

Ich will mir in meinem Leben niemals wieder etwas auf mein gutes Gedächtniss zu Gut thun, da ich vergessen habe, auf einen so wichtigen und angenehmen Punkt zu antworten, wie die Bestimmung unsers Hochzeitstages ist. Ich bin zufrieden, dass Du den ersten des Monats dazu wählst, nur muss ich den Februar, Mai, Julius und November davon ausnehmen.

Ich sehe mit vielem Vergnügen, dass mein liebes Mädchen an vielen von meinen kleinen Grillen, wenn ich mir nicht schmeichle, mit Vergnügen Geschmack findet. Ich glaube, dass alles Glück des Lebens von der Phantasie abhängt, und denke in der That etwas romanhaft, weil ich den Wunderglauben habe, dass das Romanhafte mit der Natur des Menschen am besten übereinstimmt, wenn man Verstand und Empfindung genug hat, die Sache durchzusetzen. Nur muss man diese Gesinnungen nie öffentlich blicken lassen, und Du wirst mir einräumen, dass ich sie zu verstecken weiss. Die meisten Leute können nicht begreifen, wie man so kalt sein kann, wie ich. Ich hoffe, das Romanhafte in unserer Liebe und die sogenannte Vernunft im gemeinen Leben soll uns in so wenige Widersprüche verwickeln, als dass wir nur zuweilen Nachtzeug und zuweilen Staatskleider tragen werden.

Bei diesen Gesinnungen musste es mir schwerer, als jedem Andern werden, eine Frau zu wählen. Schönheit, Reichthum und Verstand fallen noch so ziemlich in die Augen; allein von den Eigenschaften, die ich verlangte, kann man nicht anders, als durch den vertrautesten Umgang urtheilen. Und dann ist es zu spät, man kann alsdann nicht einmal an einem andern Orte suchen, was man hier nicht gefunden hat. — Stelle Dir also mein Entzücken vor, als ich einen solchen Reichthum von Phantasie und Empfindung bei Dir entdeckte.

Wer ist denn der Herr H u n d e r t p f u n d, der die Fesseln der Mademoiselle H e r b s t trägt? Die Bräutigams ausgenommen, tändelt ihr Mädchen doch mit nichts lieber, als mit Bräuten.

Um sich wegen des Verlustes der Kinder zu zerstreuen, werden meine Schwester und meine Mutter in Kurzem nach Hannover kommen und ich hoffe, da soll sich Ein und Anderes entwickeln.

Lebe wohl, bestes Mädchen.

Leisewitz.

Nro. 12.

Braunschweig, den 12. December 1780.

Meine beste Sophie!

Ich halte es gerade deswegen für meine Pflicht, Dir längere Briefe zu schreiben, weil Du mir seit einiger Zeit nur kurze hast schreiben können; wenigstens ist es mir aus sehr natürlichen Ursachen alsdann am angenehmsten, viel von Dir zu sehen, wenn Du auf dieser Rechnung unter uns Vieles zu Gute hast.

Ich bedaure es herzlich, dass Du wieder so viel ausgestanden hast, und wünsche deswegen meinen einzigen Wunsch von neuem. Wenn es die Jahrszeit wieder erlaubt, so vergiss daher nicht, Dir wenigstens den Kopf alle Tage mit kaltem Wasser zu waschen, oder vielmehr zu baden. Ich kann Dir nicht sagen, wie grossen Nutzen ich von dieser Cur habe.

Morgen schicke ich die Uebersetzung weg,*) muss Dir

---

*) Leisewitz bemerkt in seinem Tagebuche unter dem 2. Dec. 1780: „Morgens aus dem Khevenhiller excerpirt, und mich gegen zwölf frisiren lassen. Ich blätterte dabei im Seneca, weil ich eine Stelle daraus für M. S. (Mademoiselle Seyler) übersetzen wollte.“

9. Dec. 1780:

„Ich fing einen Brief an M. S. an. Dabei fiel mir der Seneca wieder ein, und ich kam, ich weiss nicht wie, dazu, dass ich den zwölften Brief grösstentheils übersetzte.“

10. Dec. 1780:

„Ich übersetzte den Brief aus dem Seneca vollends.“

12. Dec. 1780:

„Morgens brachte ich mit einem langen Briefe an M. S. zu, und schrieb etwas an meiner Uebersetzung des Seneca.“

13. Dec. 1780:

„Ich machte einen Versuch, bei Lichte zu arbeiten, und schrieb an meiner Uebersetzung des Seneca, die ich bald nachher endigte.“

aber vorher Einiges sagen, damit Du sie verstehen kannst, und deswegen wird dieser Brief sehr gelehrt werden, ich versichere Sie, Mademoiselle Seyler, es wird ein philosophischer Brief, ein Brief mit einem Barte. Grösstentheils thue ich das mit aus der Ursache, um Dir einige Gegenden meiner Denkungsart, die Du noch nicht genug kennst, bekannter zu machen; denn ich will durchaus von Dir durchgesehen sein, Du sollst in meinem Charakter die Polterkammer, wie die Visitenstube, den Keller, wie den Boden kennen.

Der Verfasser des Aufsatzes war ein Anhänger der stoischen Philosophie, und Du kannst Dir nichts Läppischeres, nichts Spitzfindigeres; nichts Erhabneres, nichts Herrlicheres vorstellen, als diese Philosophie. Dieser glänzende Theil derselben ist ihre Sittenlehre, die mich immer entzückt hat, ob sie gleich nicht ganz wahr ist. Es ist das Feenband der Tugend, und der ausschweifendste Flug der Phantasie ist hier das Heiligste, was man sich denken kann.

Ich will Dir Einiges, und so viel Du zu dem Aufsatze brauchst, hersetzen. Die Tugend ist das einzige Glück des Menschen, und das in einem so hohen Grade, dass den Weisen weder Krankheit noch Armuth, noch die grössten Martern unglücklich machen können. Alle Dinge ausser ihm rühren ihn nicht; denn das Wesen der Tugend ist Standhaftigkeit und Gleichmüthigkeit. Der Tod ist ihm besonders sehr gleichgültig; er sieht ihn als seinen Freund an, und kann sich durch ihn frei machen.

Du siehst, dass sie mit diesem Ausdrucke den Selbstmord erlaubten, und man muss gestehen, dass sie dieser unerlaubten, widernatürlichen Handlung einen grossen Glanz zu geben wussten, schon dadurch, dass sie immer voraussetzten, dass ihn ein tugendhafter Mann, und nicht aus Verzweiflung, sondern mit der Gleichmüthigkeit, die ihn nie verlässt, beginge.

Alles das wurde mit der glühendsten Beredtsamkeit und in der prächtigsten Sprache vorgetragen. Diese legten ihnen ihre Gegner zur Prahlerei aus, wie denn die ganze Sache den

---

Weiter wird im Tagebuche des Seneca nicht gedacht, so dass man nicht etwa eine vollständige Uebersetzung dieses Autors muthmassen darf.

meisten Menschen lächerlich vorkommen musste, weil sie so erhaben war.

Unterdessen wollte ich nicht gut dafür sagen, dass ich mich nicht selbst zu dieser Partei schlüge, wenn die Sache blosse Speculation geblieben wäre. Allein eine grosse Reihe von Helden brachte diese Grundsätze bis auf eine Art zur Ausübung, die einen stolz machen kann, dass man ein Mensch ist. Sie verachteten alle Gefahren, alle Martern, und redeten nicht gleichgültiger vom Tode, als sie ihn litten. Einige Jahrhunderte hindurch war beinahe keine Tugend in der Welt, als in dieser Secte.

Dein Geschlecht nahm diese Grundsätze so gut an, wie die Männer, und ich weiss nicht, ihre Beispiele reissen mich noch mehr hin, als die anderen. Ich will Dir einige davon erzählen, die Geschichte ist voll davon.

Cato, der tugendhafteste Mensch, der jemals gelebt hat, gehörte zu den Stoikern, und sie reden beinahe auf allen Seiten von ihm mit der grössten Ehrfurcht. Er war ein Römer, und sein Mitbürger Cäsar machte sich zum Monarchen ihres, bis dahin freien Vaterlandes. Cato widersetzte sich ihm durch einen Krieg, so lange er konnte; geschlagen und in eine Stadt eingesperrt, verwarf er die vortheilhaftesten Bedingungen, die ihm Cäsar machte, und erstach sich selber. Ehe er sterben konnte, ward er wider seinen Willen verbunden; aber sein Entschluss war so fest, dass er sogleich, wie er allein war, Verband und Wunde mit einer Heftigkeit aufriss, die ihm den Tod zuzog. Er hatte den Abend vorher ein Buch über die Unsterblichkeit der Seele gelesen, und die Nacht ruhig geschlafen.

Ueberhaupt waren die Leute vor dergleichen Todesarten sehr ruhig; sie unterliessen nichts von ihren gewöhnlichen Beschäftigungen und Ergötzlichkeiten; sie baten Gesellschaften von Freunden zu ihrem Tode; redeten bis sie die Sprache verloren, und beobachteten die Empfindungen, die der Tod einem Menschen macht, mit Ruhe wie einen Versuch aus der Naturgeschichte.

Cato hatte eine ihm ähnliche Tochter, die an einen Mann verheirathet war, der diese Grundsätze im höchsten Grade hatte,

und um sein Vaterland zu befreien, den Cäsar erstach. Wie er mit diesem Vorsatze umging, bemerkte seine Frau an seinen nächtlichen Unruhen, dass ihn etwas heimlich quäle. Um ihm durch Standhaftigkeit zu beweisen, dass sie sein Vertrauen verdiene, machte sie sich selber eine grosse Wunde am Beine, und verbarg die Sache einige Zeit. Ihr Mann war nachher im Kriege unglücklich, und erstach sich selbst; sie verschluckte nun in ähnlicher Absicht glühende Kohlen, da man ihr jeden andern Weg zum Tode versperrt hatte.

Diese Tugenden wurden sonderlich unter den ersten römischen Kaisern, den Nachfolgern des Cäsar, die die schrecklichsten Tyrannen waren, ausgeübt. Einer von ihnen schickte dem Pätus einen Dolch, um sich damit zu ermorden. Er sass gerade mit seiner Frau bei Tische, und bedachte sich einige Augenblicke. Die Frau nimmt den Dolch, ersticht sich, und giebt ihn ihrem Manne mit den Worten: „Lieber, es schmerzt nicht!“ —

Auch der Verfasser des Briefes, den ich Dir mittheilen werde, und der Seneca heisst, ward von einem dieser Unmenschen zum Tode verdammt,*) und hatte nur die Freiheit, sich seine Todesart zu wählen. Er liess sich in ein Bad bringen, alle Adern öffnen, und starb, indem er die Tugend empfahl. Seine Frau wollte auf eben die Art mit ihm sterben; ward aber noch kaum gerettet, weil sie schon so viel Blut verloren hatte, dass sie ihr ganzes Leben durch eine blasse Farbe behielt. Der Brief ist an einen gewissen Lucil geschrieben, und enthält Vermahnungen zur Standhaftigkeit, besonders gegen die Furcht vor künftigen Zufällen. Er ist nicht völlig im stoischen Geiste, weil er, wie Du daraus sehen wirst, einige Gründe gegen die Furcht enthält, deren Manier den Stoikern nicht gross genug war; ich habe ihn aber gewählt, gerade weil er so geschrieben ist, und weil er wenig Erläuterungen für Dich erfordert.

Man hat diesem Seneca eine zu witzige und zu gekünstelte Schreibart vorgeworfen, man hat nicht Unrecht; aber ich

*) Bekanntlich wurde Lucius Annaeus Seneca auf Befehl seines Zöglings, des Kaisers Nero, im Jahre 66 n. Chr. ermordet.

habe in meiner flüchtigen Uebersetzung nichts davon vermieden, denn Du sollst den Aufsatz so haben, wie ihn Seneca würde deutsch geschrieben haben.

Ich bin sehr begierig auf Dein Urtheil, weil ich weiss, dass es freimüthig sein wird, und das um desto mehr, da ich diese Dinge, wie sie daliegen, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Geschmack liebe, — und bloss glaubte, dass ein Zeitvertreib der Art Dir auch Vergnügen machen könnte.

Ich bin mit stoischer Beharrlichkeit

Dein
Leisewitz.

Nro. 13.

Braunschweig, den 9. Julius 1781.

Ich danke Dir für Deinen langen Brief herzlich und bedaure es ungemein, dass Dich die Beschwerlichkeiten des Brautstandes so schwer drücken; ich wünschte vom Grunde meiner ehrlichen Seele, Dich noch heute aus dieser Sclaverei zu befreien.

Deine Nachrichten sind mir grösstentheils angenehm gewesen, bis auf die von dem Reifrocke. Ich denke immer, Du würdest da mit einem Reifrocke von selbst weggeblieben sein, wo man Dich ohne Reifrock nicht zulassen wollte, und ich wünschte, dass mein Weib mit einem edlen Stolze ihr Urtheil einer so verunstaltenden Mode vorgezogen hätte. Unterdessen musst Du meiner Mutter diese Gefälligkeit thun, denn ich habe in der That keine Stimme mehr, da mein Widerspruch unter diesen Umständen höchst unschicklich sein würde. Es ist endlich eine Kleinigkeit; allein in wichtigen Dingen lass uns ja niemals von unserm eigenen Urtheile abgehen. Ich versichere Dich auf meine Ehre, dass ich die meisten Fehler und Thorheiten in meinem Leben deswegen gemacht habe, weil ich aus Gefälligkeit anderer Leute Meinung der meinigen vorzog. Du verstehst mich gewiss, liebes Mädchen; ich weiss, dass Du diesmal meiner Mutter nothwendig nachgeben musst.

Mit den übrigen Nachrichten bin ich sehr gut zufrieden, besonders damit, dass die Hochzeit nicht in Eurem Hause ist;

auch gefällt es mir recht gut, dass wir den Abend Gesellschaft haben werden.

Mit dem Kleide für Mary werde ich eilen, sobald ich Geld habe; denn unter uns, jetzt bin ich, zumal für einen Bräutigam, in Lazarushaftigen Umständen, — mein baares Vermögen beläuft sich seit acht Tagen auf 15 Mgr. — Ich hatte viele Hoffnung, ein Capital von Jemand zu bekommen; allein ich musste unglücklicherweise Gelegenheit finden, ihm eine Gefälligkeit zu erzeigen, und nun bin ich zu delicat, will wenigstens warten, bis sich die Dankbarkeit etwas verblutet hat. — Unterdessen sei nur nicht bange. Ich habe von Michaelis bis Februar 500 Thaler ordentliche und gewisse Einkünfte, wovon freilich viel übergespart werden muss, weil dann bis Michaelis nur lauter kleine Einkünfte passiren.

Ich will heute den Anfang machen, Dir die Charaktere von einigen meiner Bekannten zu zeichnen. Du musst mich aber nicht unrecht verstehen, wenn ich Dir viel von ihren Fehlern sage, da Dir die Kenntniss derselben gerade am nützlichsten sein kann. Einen Freund im eigentlichsten Verstande habe ich, wie Du weisst, hier gar nicht.

Der Domprediger Feddersen*) — ein fetter, runder Mann, der gewöhnlich in einer gewissen feierlichen Sprache redet, die kurzweilig genug zu hören ist. Ich wollte darauf wetten, dass er Dich gleich mit den Worten: „Heil Ihnen, theuerste Freundin!“ anredet, ja ich setze mein Leben dabei, dass er Dich mit dieser Redensart während der ersten Unterredung salbet. Er hat ein Buch von guten Menschen geschrieben, und lässt daher gewöhnlich ein paar edle Handlungen aus der Tasche gucken, die er kurzens gelesen hat; ist übrigens etwas eigennützig und schmeichelt den Grossen mit vielem Segen. Hierdurch hat er sich bei vielen Leuten verhasst

*) Joh. Jac. Feddersen, geb. den 31. Juli 1736 zu Schleswig, starb den 31. December 1786. Er war früher Hof- und Domprediger zu Braunschweig, und hierauf Consistorialrath und Propst zu Altona. Er ist Verfasser vieler asketischer Schriften. Das Werk, auf welches Leisewitz in diesem Briefe anspielt, führt den Titel: „Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen.“ 1779 bis 1790. 6 Slgn.

gemacht, denen er schon lange schmeichelte, und die nichts davon bekommen haben.

Uebrigens besitzt er einen mittelmässig grossen Rosenkranz von lustigen Histörchen, die er in den Zwischenzeiten, wenn ihm die Feierlichkeit nicht antritt, abbetet. Die vornehmsten sind von Herrn Grotian, Herrn Rector Licht, Zwetschen-David, von einigen Leuten in Jena, Magdeburg und Holstein, in Summa etwa 24 Stück. Diese kommen immer bei gewissen Gelegenheiten wieder vor, und ich erinnere mich, dass er sein apartes Histörchen erzählt, wenn wir Mannspersonen vor Tische allein auf den Hof gehen.

Ewig Dein Leisewitz.

Nro. 14.

Braunschweig, den 17. Julius 1781.

Ich danke Dir herzlich für Deine Nachrichten, die meine Neugierde gänzlich befriedigt haben, und noch mehr für Deine Pfiffigkeit, die Dich in den Stand gesetzt hat, mir solche Neuigkeiten zu geben. Sonderbar genug war es, dass die Missverständnisse immer dicker auf einander kamen, und gerade mit jeder Erklärung wuchsen, die uns bloss verblendeten, da sie uns hätten aufklären sollen. Alles wäre also auf einem sehr guten Zuge; allein Du weisst, das menschliche Herz ist niemals zufrieden, so lange es noch nicht Alles hat; und demzufolge möchte ich gern wissen, wann es sich entscheidet, ob uns der 13. oder 18. September verbinden soll?

Meine Zahnschmerzen haben sich seit der letzten sympathetischen Cur noch nicht ganz verloren, aber doch sehr gebessert, und ich befinde mich im Ganzen in einem erträglichen Zustande. Ich wünsche, dass Deine Krankheit von keiner Bedeutung und von keinen Folgen sein möge.

Ich fahre in den bewussten Charakteren fort. Hofrath und Professor Ebert, ein Mann von ungemeiner Gelehrsamkeit, der Alles, was er weiss, auf das Genaueste weiss, damit das feinste Gefühl, aber nicht den grössten Scharfsinn verbindet. Einer der angenehmsten Gesellschafter, sowohl von Seiten des Geistes, als des Körpers. In Absicht des erstern hat er eine

gewisse scherzende Lustigkeit, die wie ein Strom eine ganze Gesellschaft mit fortreisst, und in der zweiten Rücksicht ist er ein Esser von Profession, der Gottes Gaben mit der grössten Dankbarkeit geniesst, und aus jedem Stäubchen des Essens den Wohlgeschmack heraussaugt.*) Er widmet sich diesem Geschäfte so ganz, dass er auch den interessantesten Discurs nicht anhört, um nicht distrahirt zu werden. Ich habe für ihn den Leichen-Text ausgesucht: „Was werden wir essen, was werden wir trinken?“ wie für seine Frau: „Womit werden wir uns kleiden?“ — Ein sonderbarer Zug bei diesem Allen ist sein Geiz, der sehr weit geht, und ihn zu Dingen verleitet hat, die man vergessen muss, wenn man die Achtung für den Mann behalten will, die er von anderen Seiten gewiss verdient. Dieser Geiz scheint mir unterdessen nicht so ein von allen seinen übrigen Eigenschaften ganz abgesonderter Fehler; sondern ein Ausbruch einer Schwäche des ganzen Charakters zu sein, wie bei Nervenkrankheiten ein einzelner Theil zu leiden scheint,

---

*) Joh. Arnold Ebert, geboren 8. Febr. 1723 zu Hamburg, war Hofrath und Professor am Collegio Carolino und Kanonicus des Stiftes St. Cyriaci zu Braunschweig, woselbst er am 19. März 1795 starb. Als leipziger Student gehörte er zu dem Kreise jener strebsamen Jünglinge, welche sich, in Opposition gegen Gottsched, durch Herausgabe der „bremer Beiträge“ um Veredlung des literarischen Geschmacks unsterbliche Verdienste erwarben. Bedeutsamer, als durch seine eigenen Dichtungen, wurde er für die deutsche Literatur durch seine meisterhafte und gelehrt ausgestattete Uebersetzung der „Nachtgedanken Young's,“ welches Werk, freilich ohne Ebert's Verschulden, der Epoche der weinerlichen Sentimentalität wesentlichen Vorschub leistete. In dem, später zu Braunschweig fixirten Hauptstamme jenes leipziger Kreises nahm Ebert, sowohl seiner tiefen Gelehrsamkeit, als auch seiner hohen Lehrgaben wegen, denen am Collegio Carolino, dieser eigends zur Veredlung des Geschmacks gestifteten Anstalt, ein weites Feld der einflussreichsten Wirksamkeit vergönnt war, eine sehr hervorragende Stellung ein. —

In Betreff des oben von Leisewitz über Ebert Gesagten, mag noch hinzugefügt werden, welch einen empfindlichen Streich einmal die Distraction dieses gelehrten Mannes seiner Esslust spielte. Die Herzogin Philippine Charlotte übte nämlich gegen Ebert die besondere Rücksicht, ihm bei Tafel zur Warmerhaltung der Speisen ein Kohlenbecken reichen zu lassen. Ebert, der sich einst im Anblicke der, unter der Asche verborgenen Kohlenreste, fasste gierig nach dem Becken: „Ei, Trüffeln, Trüffeln,“ und verbrannte sich alle zehn Finger. —

und doch die Krankheit nicht in diesem Theile, sondern im ganzen Körper liegt.

Ich muss plötzlich abbrechen.

Dein Leisewitz.

Nro. 15.

Braunschweig, den 28. Julius 1781.

Wie ich gestern Abend zu Bette ging, so fragte ich mich in der That, ob ich nicht aufstände und geträumt, ob ich nicht bloss Dein reizendes Bild gesehen hätte, das mir entflohen, als ich meine Arme sehnsuchtsvoll nach ihm ausstreckte. Das Andenken des Tages wird mich lange beschäftigen, ich werde ihm lange nachsehen, wie Dir, als Dein Wagen gestern den langen geraden Weg hinunterrollte. Wir kamen um halb neun an; mich verlangt sehr nach Nachrichten von Deiner Reise.

Wann wir uns nun wiedersehen, Mädchen? Ich versichere Dich, es kostet mir so viel Mühe, mich in dieser Vorstellung zu mässigen, als es mir oft gekostet hat, den Gedanken zu ertragen, Dich in langer Zeit nicht zu sehen. Weil mir nun gerade in diesem Augenblicke etwas Niederschlagendes von der Art nöthig sein möchte, so will ich in meinen Charakteren fortfahren.

Den Abt und Vice-Präsidenten Jerusalem*) kennst Du

---

*) Joh. Friedr. Wilh. Jerusalem, geboren 22. Nov. 1709 zu Osnabrück, lebte als Abt des Klosters Riddagshausen, als Vice-Präsident des wolfenbüttler Consistoriums, Dr. theol., Oberhofprediger und Curator des Collegii Carolini zu Braunschweig, woselbst er am 2. Sept. 1789 starb.

Seinem Rufe als aufgeklärter Gottesgelehrter, als theologischer Schriftsteller und grosser Canzelredner entsprach die allgemeine Achtung, welche er als Mensch, als Begründer der braunschweiger Armenanstalten und als Erzieher oder intimer Freund der meisten Mitglieder des braunschweiger Fürstenhauses genoss. Um die literarische Geschmacksbildung machte er sich als Stifter, Lehrer und Vorsteher des Collegii Carolini hochverdient, indem er an dieser, sich eines europäischen Rufes erfreuenden Lehranstalt bedeutenden literarischen Celebritäten die Gelegenheit einer unmittelbaren Einwirkung auf die Jugend sicherte. Ein specielles Verdienst um die deutsche Literatur erwarb er sich durch seine ruhige Vertheidigung derselben gegen die Angriffe Friedrichs des Grossen, eines Bruders seiner Landesmutter. —

als einen unserer ersten Gottesgelehrten. Ein Mann von einem Vieles umfassenden Geiste, und einer edlen Seele. Ich habe nie einen feineren Greis, einen feineren Geistlichen und ein feineres Gesicht gesehen. Er könnte sitzen, wenn man das Geistreiche malen wollte, und keine Empfindung ist so fein, die seine Muskeln nicht ausdrücken sollten. Er ist noch allen Gefühlen der Jugend offen, und ich weiss nicht, was ich seinem hervorstechenden Witze geben muss — alle Beiwörter des Witzes sind von der Schärfe, vom Schneiden, Verwunden und Beissen hergenommen — von alle dem hat der seinige gar nichts; bleibt immer lachend, und doch immer erfrischend.

Ein gewisser glücklicher Leichtsinn hat ihn, bei einem sehr kränklichen Körper, in ein Alter über siebzig gebracht. Deswegen nenne ich ihn glücklich; denn sonst hat er für ihn üble Folgen gehabt. Er ist in eine Verschwendung übergegangen, die ihm sein ansehnliches Vermögen gekostet, und ihn, bei seinen grossen Einkünften, oft in noch grössere Verlegenheit gesetzt hat. Er ist mein sehr grosser Freund, wie auch neulich noch ein Pasquill auf mich und ihn, das in Wien gedruckt ist, bezeugt hat. Ich hoffe, seine Freundschaft zu verdienen, ungeachtet er sie oft an unwürdige Leute wegwirft; daher hier, bei aller Achtung, in der er steht, seine Empfehlungen nichts gelten. Seine Lebhaftigkeit lässt zuweilen einen Zug von Abenteuerlichem und Projectenmachen durch seinen Charakter laufen.

Künftig von seinen drei Töchtern.

Lebe wohl, Beste!

Leisewitz.

Nro. 16.

Braunschweig, den 27. Julius 1781.

Kein Katholik kann in der heiligen Fastenzeit den ersten Ostertag und den ersten Braten so sehnsuchtsvoll erwarten, als ich, nach einer so langen Pause, Deinen Brief. Schon zwei Zeilen wären mir äusserst angenehm gewesen; Du kannst also denken, was Dein lieber langer, interessanter Brief für eine Wirkung that.

Dein Betragen gegen das arme Mädchen entzückt mich, und der Segen, den Du mir dadurch zubringst, ist mir lieber, als Fräulein Wallmoden ihr Brautschatz. Ohne Dich wäre dem Geschöpfe fast nichts Anderes übrig geblieben, als sich — vielleicht mit Widerwillen — in neue Ausschweifungen zu stürzen; und ihr Kind wäre wahrscheinlich ein in allem Betrachte verwahrloster Mensch geworden. Mädchen, die Tugenden und Freuden einer ganzen Generation, die vielleicht erst nach Jahrhunderten verrichtet und empfunden werden, sind Dein Werk. Der grösste Theil Deines Geschlechts zeigt bei solchen Gelegenheiten eine gewisse bellende Tugend; ich weiss, dass das im Ganzen nothwendig ist; ich möchte sie auch um vieles Deinem Geschlechte nicht benehmen: — nur meine Frau soll sie nicht haben. Der Verführer muss nach Deiner Beschreibung K. sein, und das ist mir sehr unangenehm gewesen, weil ich viel auf ihn hielt. Es ist sehr unangenehm, eine gute Meinung zu verlieren.

Auch hier ist lauter Hochzeit und Hochzeitsgeschrei. Unterdessen ist es mir lieb, dass ich nicht in Hannover bin, und das Toben der Heiden nicht sehe und das vergebliche Reden der Leute nicht höre. — Acht Tage nach der Hochzeit werde ich wohl bleiben müssen; allein länger wollte ich nicht gern, ob hier gleich auch der fatale Umstand eintritt, dass wir, aus Mangel einer Köchin, wohl ein acht Tage aus meiner Schwester Hause essen müssen. — Meine Mutter lässt Dich an die Atlas-Proben erinnern.

Heute will ich Dir die Charaktere der Töchter Zions geben. Alle drei sind in gewissem Verstande Prüden, und dieser Umstand, bei einem gewissen vornehmen Air des Hauses, hat die Freier verscheucht, so dass auch die jüngste schon beinahe über die Hoffnung, einen Liebhaber zu bekommen, weg ist. Der Hang zum Vornehmen, zum Adel, zum Hofe ist bei Jerusalems ein Familien-Fehler, von dem selbst der Vater nicht frei ist, und der wahrscheinlich dem Bruder*) das Leben ge-

*) Carl Wilhelm Jerusalem, Rechtsanwalt zu Wetzlar, der durch unglückliche Liebe zu Charlotte Buff, verehlichten Kestner, in Schwermuth verfallen, sich am 30. Oct. 1772 das Leben nahm, und dessen Geschick

kostet hat. Sonst ist diese Familie im Ganzen, wegen der wechselseitigen Liebe des Vaters und der Kinder, ein herzerquickendes Bild.

Den Mangel der Schönheit und den Hang zum Vornehmen abgerechnet, ist die älteste Jerusalem*) vielleicht das vollkommenste Frauenzimmer, das lebt. Eine wirklich grosse Seele, die sich im Unglücke durch die tiefsten Empfindungen nicht hindern lässt, immer zweckmässig und gleichförmig zu handeln, an der sich oft der Kummer des ganzen Hauses, wenn er alle die Anderen niedergeworfen hatte, brach. Du würdest Dich aber sehr irren, wenn Du ihr deswegen eine Seele zutrauetest, die zu männlich wäre. Alles das wird durch die sanfteste Weiblichkeit gemildert, und die demuthsvollste Bescheidenheit versöhnt einen mit ihren überlegenen Vorzügen. Sie versteht eine Menge von Sprachen, sie besitzt Kenntnisse, die einem Manne Ehre machen würden; — aber sie ist die erste Köchin in Braunschweig, sie hat das Vermögen ihres Vaters in einen weit besseren Zustand gebracht; sie ist Jahre lang die Krankenwärterin einer lahmen Freundin auf dem Lande gewesen, sie bleibt allezeit zu Hause, wenn es nöthig ist, dass sie oder eine von ihren Schwestern zu Hause bleibt.

Die dritte, Friederike,**) besitzt sehr viele Talente, und ist besonders eine gute Dichterin, die ich der Gatterer weit vorziehe. Ich glaube auch an die Güte ihres Charakters; aber sie ist voller Launen, empfindlich, eigensinnig, in einem lächerlichen Grade eitel, und besonders in ihre Figur verliebt. Sie

---

Goethe'n den Stoff zu „Werthers Leiden“ bot. G. E. Lessing gab des jungen Jerusalems „philosophische Aufsätze“ Braunschweig 1776, heraus. — Vergl. auch: Goethe und Werther, herausgegeben von A. Kestner. Stuttgart und Tübingen, 1854. —

*) Charlotte Jerusalem, Domina des Kreuzklosters vor Braunschweig.

**) Friederike Magdalene Jerusalem, geboren 4. April 1759, starb 15. April 1836, als Stiftsdame zu Wulfinghausen im Hannöverschen, gab die „Nachgelassenen Schriften“ ihres Vaters, (Braunschweig, 1792—1793) heraus. Mehre ihrer Gedichte findet man im Musenalmanach von Voss und Göcking 1783—1785, und in Matthisson's lyrischer Anthologie Band XIV. p. 157—170.

sieht jeden Spiegel und hat davor mit sich selbst ihre Andacht, sie spielt immer mit ihren Gesichtszügen und nimmt sich den Puder nicht ab, weil sie glaubt, dass ihr das gut kleide.

Die zweite, Regina, ist die angenehmste von den drei Schwestern. Sie sticht nicht allein von ihnen, sondern vor den meisten Menschen durch den Reichthum, das Unerschöpfliche, das Unbeleidigende ihres Witzes hervor, und das auf eine Art, dass doch Niemand in der Gesellschaft es ihr übel nimmt, dass sie mehr Witz hat, wie wir Anderen.

Man ist sehr gern in dieser Gesellschaft; denn der Hang zum Vornehmen steht so ganz isolirt in ihrem Charakter da, hat gar keinen Einfluss auf ihre Urtheile, und sie geben gewiss jedem Vorzuge, was ihm gebührt.

Ich wollte heute so gewiss an Deinen Vater schreiben; unterdessen bekommst Du am Dinstage zuverlässig den Brief.

Ein paar Stellen Deines Briefes beschämen mich zu sehr, als dass ich sie beantworten könnte; aber ich bin ewig

Dein

Leisewitz.

Ich bin so glücklich gewesen, Geld zu negociiren, und in der Mitte der Messe werden mir 400 Thaler ausgezahlt. Damit können wir schon ein Loch stopfen. Für Marys Kleid wird meine Mutter sorgen.

Nro. 17.

Braunschweig, den 31. Juli 1781.

Ich hielt es für überflüssig, Deinen letzten Brief sogleich zu beantworten, weil ich dachte, Du würdest den Tag unserer Zusammenkunft schon erfahren haben, ohne dass ich ihn Dir schriebe. Und doch habe ich mich geirrt, wie ich aus Deinem gestrigen Briefe sehe.

Allein wenn Du dieses liest, so weisst Du schon, dass wir uns wenig Stunden nachher trennen werden. Aber das muss uns nicht niederschlagen, sondern nur jeden Augenblick kostbar machen. Eine solche Zusammenkunft haben wir in

unserm ganzen Romane noch nicht gehabt; sie hat gewiss ihre eigenen Freuden, und diese verdienen, versucht zu werden. Wer Dir bei meiner Abreise aus Hannover gesagt hätte, diese Trennung würde doch nicht die letzte sein! Nur ein fataler Umstand ist bei der Sache. Mein Schwager,*) der immer an seinen Holzhandel denkt, will vorher in einen Wald in der Nachbarschaft von Peine fahren, und das könnte uns aufhalten. Doch ist uns vielleicht das schlechte Wetter zu unserm Vorhaben günstig.

Ich fahre in meinen Charakteren fort, und habe Dir noch etwas von Ebert zu sagen, und zwar gerade das Wichtigste, die Nutzanwendung, den dritten Theil, den Philipps-Knochen**) der Materie: wie ich mit ihm stehe.

Wie ich den Mann erst kennen lernte, so war er mir wegen der übertriebenen Lobeserhebung, die er über mich ausgoss, unausstehlich. Ich konnte mir durchaus nicht vorstellen, dass er glaube, was er sage. Ich habe aber nachher gefunden, dass er von Grund der Seele schmeichelt, dass er das Alles aufrichtig meint, und dass, wenn Schaden daraus entsteht, es an dem liegt, der einfältig genug ist, zu glauben, dass er der Mann sei, zu dem ihn Ebert macht. Er ist um desto unschuldiger daran, weil er sein Lob an viele Leute überflüssig verspendet, und dadurch schon allein die wahre Taxe desselben festsetzt.***) In Dich ist er, wie er mir aufrichtig gestanden hat, und zwar auf hamburgsche Zeugnisse, verliebt, erwartet Deine Ankunft mit Sehnsucht, und trinkt unterdessen Deine Gesundheit.

Die Hofräthin Ebert besitzt Verstand, Kenntnisse, besonders musikalische, und viele Talente, die sie zu einer liebens-

*) Der Kaufmann Winckelmann zu Braunschweig.

**) Scherzhafte Bezeichnung für das os ilium, oder Hüftbein, welches seiner fettigen Knorpelmasse wegen von Gourmands am Kalbsbraten sehr geschätzt wird.

***) Als eine Ergänzung dieses Urtheiles mag die Notiz dienen, welche Leisewitz unter dem 6. Juli 1780 in sein Tagebuch eingetragen hat: „Von Eberts und ihren Complimenten war Friedrich Jacobi wenig erbauet, und versicherte, Jerusalem und ich wären die einzigen Leute in Braunschweig, die ihn interessirten.“

würdigen Frau machen könnten; sie hat aber das Geheimniss gefunden, sich durchaus bei Männern, Weibern und Kindern verhasst zu machen. Sie ist die Frau, die Alles, und Alles besser weiss, als alle anderen Menschen. Dabei glaubt sie, den Beruf zu haben, die ganze Welt zu belehren und Apostelin jeder Wahrheit zu sein; wie sie denn auch oft Märtyrerin ihrer Meinungen ist. Bei ihren Widersprüchen ist mir besonders lächerlich, dass sie 1) oft Dinge besser wissen will, als der, mit dem sie spricht, wenn sie diesen selbst sehr genau angehen, und es nothwendig ist, dass er besser unterrichtet sein muss; 2) dass sie oft in die grösste Hitze kommt, um etwas zu behaupten, an dessen Wahrheit oder Unwahrheit niemandem das Geringste liegt. Aber Du wirst sehen, wie sie darauf leben und sterben und es mit ihrem Blute besiegeln will, dass Peter gestern ein grünes Kleid trug.

Noch hat sie viel Eitelkeit in ihren Kleidern und besonders in ihren „Repas," wie sie sagt, die sie oft und sehr prächtig giebt. Sie liebt insbesondere die Etiquette der Tafel, z. B. dass bei jedem Gerichte das rechte Compote ist; allein mehr, als durch alle Gerichte, wird ihre Zunge durch die Namen ihrer Gerichte gekitzelt, womit sie die Gesellschaft eben so sehr, als durch die Gerichte zu regaliren sucht. Von ihrer Schwatzhaftigkeit und einer grossen Unbesonnenheit brauche ich Dir nichts zu sagen, denn das liegt schon in dem Obigen. Sie ist meine, und schon im Voraus Deine grosse Gönnerin.

Ihr Vater, der Kammerrath Gräfe, macht gute Musikalien*) und schlechte Verse, ist für einen äusserst interessirten Mann bekannt, legt schmutzig vor, 70 Jahre alt, bei dem Frauenzimmer ein loser Vogel, und küsst auch noch wohl, wenn es Gott so verhängt hat.

Die Kammerräthin, eine gute, alte Frau, die aber etwas von den Eigenschaften ihrer Tochter hat. Der Vater wider-

*) Joh. Friedr. Gräfe, geboren 1711 zu Braunschweig, gestorben daselbst am 8. Febr. 1787 als Kammer- und Postrath, edirte: „Sammlung von Oden und Liedern." 1737. Fol. — (Es erschienen 4 Sammlungen davon). „Fünfzig Psalmen, geistliche Oden und Lieder (nach J. A. Cramer) in Melodieen mit Instrumentalbegleitung." Braunschweig, Waisenhaus 1760. Fol. —

spricht eben so sehr, wie sie, und oft giebt es einen allgemeinen Krieg, wo Alle auf einmal Allen widersprechen.*)

Lebe wohl, meine Beste, am Montage also keinen Brief, sondern Dich.

Leisewitz.

---

*) Originell ist die Art, wie Ebert zu seiner Frau kam. Als ein heiterer Gesellschafter war er im Hause des Kammerraths Gräfe sehr wohlgelitten. Allein weil er vermuthete, dass er mehr der Töchter, als des Vaters wegen gebeten werde, zog er sich zurück. War er, um eine durch den Tod ihm geraubte Geliebte trauernd, doch entschlossen, nie zu heirathen. Da erhält er eines Tages eine Einladung, welche er abzulehnen, nicht den Muth hat, weil die Bemerkung hinzugefügt ist, dass wegen der Feier eines Familienfestes keine Entschuldigung gelten könne. Bei Tisch wird dem Papa Gräfe ein Schreiben überreicht, welches derselbe zwar liest, aber alsbald geheimnissvoll verbirgt. Die neugierige Tochter bestimmt indessen ihren Vater so lange mit Fragen, bis er ihr gesteht, dass der Brief einen Heirathsantrag für sie enthalte. „Nein!" ruft die Holde aus, „mein Herz gehört dem Herrn Professor Ebert!" worauf die ganze Gesellschaft verabredetermassen glückwünschend sich erhebt, und die erröthende Louise dem fünfzigjährigen Knaben um den Hals fällt, der sich eben so frappirt wie galant dem unfreiwillig angetretenen Liebesjoche fügt. —

Charakteristisch ist die Anzeige, welche Lessing unter dem 3. Dec. 1772 seiner Braut von Ebert's Verlobung macht. „Aber nun etwas recht Neues. Zwei von unseren Bekannten heirathen. Rathen Sie, wer? Der eine ist Z. (Zachariä). Und wen? das brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Bewundern Sie indess seine Beständigkeit. — Aber der andere? — damit ich Sie nicht lange rathen lasse: E.! (Ebert), der göttliche E.! Und wen? die göttliche Mademoiselle G. Hätten Sie sich so etwas träumen lassen? Z. ist noch eher zu entschuldigen; oder vielmehr, Z. thut auf alle Weise Recht, dass er einer alten, eingewurzelten Neigung auf sein Alter mehr Bequemlichkeit und mehr Anständigkeit verschaffen will. Aber E.! Ein Mann, der wenigstens zehn Jahr älter sein muss, als ich! das unverträglichste, naseweiseste junge Ding! Manchmal gönne ich es ihm, dass ihm in dem Hause, wo er so lange Zeit schmarutzt hat, der Strick über die Hörner geworfen wird. Aber manchmal denke ich doch auch, dass diese Strafe für ein fettes Maul zu arg ist." — (S. Freundschaftl. Briefwechsel zwischen G. E. Lessing und seiner Frau. Berlin, 1789. Bd. II. p. 89). Dass es aber auch mit den gerühmten „Kenntnissen" jenes „naseweisen jungen Dinges" nicht weit her gewesen sein kann, beweist ein komischer Auftritt zwischen der Frau Professorin Ebert und Lessing. Einst legte sie nämlich gegen diesen das naive Geständniss ab: „Es geht mich recht fatal, lieber Lessing, wo man mir sagen soll, sage ich immer mich, und wo man mich sagen soll, mir; können Sie mich da keine Regel geben?" — „Ja wohl," versetzte Lessing, „machen Sie es umgekehrt!"

Nro. 18.

Braunschweig, den 24. August 1781.

Vorläufig muss ich Dich darüber beruhigen, wenn ich etwa heute keinen Brief von Dir bekommen sollte; ich erwarte in Rücksicht auf Deine Reiseunruhen heute keinen.

Heute sind Albertis*) zurückgereist, sie waren äusserst neugierig, unser neues Haus zu sehen; es ist aber durch eine von meinen gewöhnlichen Distractionen nichts daraus geworden. Die Alberti hat durch ihre Beschreibungen die Begierde meiner Bekannten, Dich zu sehen, ungemein gehoben; sie werden Dich alle mit Liebkosungen, und ein paar mit einem wahrhaft freundschaftlichen Herzen empfangen.

Um mit meinen Charakteren fortzufahren, wozu es hohe Zeit ist, so will ich Dir heute von dem Hause erzählen, was mir unter allen in Braunschweig am besten gefällt, und worin ich mit der wahren Familienfreundschaft geliebt bin, die man so selten selbst in Familien antrifft, wenn man einen Unterschied zwischen Familiarität und Vertraulichkeit zu machen weiss. Es würde mir mit vieler Weitläufigkeit doch schwer fallen, Dir einen richtigen Begriff von dem Professor Schmid**) zu machen, wenn Du seinen Bruder, den Weltkörper,***) nicht

---

*) Was Alberti über zweckmässige Heizung im hannöverschen Magazine veröffentlicht hat, steht verzeichnet in Rotermund, I. p. 18. —

**) Conrad Arnold Schmid, geboren 1716 zu Lüneburg, war Consistorialrath, und Professor der theol. und röm. Literatur am Collegio Carolino zu Braunschweig, woselbst er 1789 starb.

Auch Schmid gehörte zu den Mitarbeitern der „bremer Beiträge," und war später, in gleichem Grade als Gelehrter, wie auch als Lehrer, eine der Hauptzierden des braunschweiger Collegiums. Lessing, mit dem er in einem genauen und gegenseitig anregenden Verhältnisse stand, sagte von ihm: „Schmid weiss mehr, als er selbst weiss." Durch seine zahlreichen Uebersetzungen und Commentationen ist sein Name in der classischen und theologischen Literatur vortheilhaft bekannt; als Dichter hat er sich durch seine gefühlvollen „Cantilenen" und durch ein romantisches Epos: „des H Blasius Jugendgeschichte," ein ehrenvolles Andenken gesichert. —

***) Nicolaus Ehrenr. Ant. Schmid zu Hannover, der seiner Schrift: „Von den Weltkörpern, zur gemeinnützigen Kenntniss der grossen Werke

kenntest. Mit diesem hat er ungemein viel Aehnliches in der Zusammensetzung der Theile seines Charakters; allein diese Theile sind noch weicher. Er hat die Naivetät, das Gutherzige, das Unbefangene seiner ersten Kindheit glücklich bis in sein 65. Jahr gebracht; kennt keine Verstellung, und noch die braunschweigschen Landesmünzen nicht. Er besitzt die grösste Indolenz und Bescheidenheit, die ich kenne, sie müsste denn von der Grösse seiner körperlichen Empfindlichkeit übertroffen werden; denn auch der kleinste Schmerz bringt ihn zu der äussersten Ungeduld, und er mag den Tod auch nicht von ferne nennen hören. Bei diesen Eigenschaften kann er nun freilich nicht den festesten Charakter haben, und wenn man ihn lange und oft sieht, so bemerkt man in seinen Meinungen und seinem Betragen Widersprüche, die sich nicht leicht vereinigen lassen, wovon ich unterdessen seine moralischen Grundsätze ausnehmen muss, von denen er auch kein Haarbreit abweicht.

Es ist spät, und ich muss abbrechen; aber vielleicht schreibe ich morgen schon wieder. Adieu, ewig Geliebte!

Leisewitz.

Anmerkung. Ergänzungen über Schmid aus Leisewitz' Tagebuche.

21. April 1779.

Vor einiger Zeit wünschte Professor Schmid: „ich wollte dass ich Englisch wüsste!“ Eschenburg antwortete: „Sie wissen es ja!“ — „Ich weiss freilich ein paar Worte,“ sagte Schmid, als „Comment vous portez vous, und so weiter.“ — Seine Tochter fragte mich heute, ob ich das auch in mein Tagebuch eingetragen hätte? Sie hatte Recht, und ich hole es deswegen nach. —

10. Mai 1779.

Nach Tische ging ich zu dem Professor Schmid, und

Gottes. Hannover, 1766,“ den Spitznamen „Weltkörper“ verdankte. Er ist geboren am 4. August 1717 zu Lüneburg, war früher Goldschmied zu Hannover, wo er am 6. Februar 1785 starb. Ueber seine Schriften vergl.: Meusel's Lexicon der teutschen Schriftsteller, Bd. XII. 1812, p. 301—304.

nachher mit ihm, seiner Frau und Tochter spazieren nach Wahnschaffs Garten. Der Alte hatte heute einen lateinischen Brief zu corrigiren, und morgen einen deutschen an den Hofrath Duve*) in Hannover zu schreiben, welches ihn nach seiner Gewohnheit in Verzweiflung setzte. Er sah, dass er ein Sclav wäre, erinnerte sich, wie gut er es in Lüneburg gehabt hatte u. s. w. Um ihn etwas aufzurichten, erzählte ich ihm, wie übel es die Leute im Zuchthause hätten, und wie viel Prügel und wie wenig gute Groschen die Soldaten bekämen. Er überlegte die Sache, erinnerte sich, dass er 800 Thaler bekäme, und dass er doch spazieren gehen könne, worauf er denn endlich meinte, dass er es besser habe.

17. Sept. 1779.

Abends mit Schmid und Eschenburgs bei Feddersen. Ich hatte lange Weile. Diese eine, neben mir stehende Tuberose! Das Sitzen machte mir Kopfschmerzen, die sich aber nach dem Aufstehen verloren. Vor Tische hatten wir einen Spass, der mir nur viel Angst machte. Der alte Schmid hatte ein Gedicht auf Kortums Hochzeit gemacht, das vorgelesen wurde. Feddersen meinte, es sei von dem wolfenbüttelschen Döring, und wollte Verschiedenes daran bitter aussetzen. Wie trommelte der Alte mit beiden Füssen den Verlegenheits-Stock! Feddersen merkte jedoch die Sache. —

20. Nov. 1779.

Wie Feddersen wegging, blieb ich noch da (bei Schmids), rauchte eine Pfeife Taback, und hörte aus dem göttingischen Almanach vorlesen, als der Alte, der bei Dörings gewesen, und während des Bratens aufgestanden war, um in's Concilium zu gehen, zu Hause kam. Er war so verdriesslich, als ein Mensch sein kann. Sein Nachtcamisol kam ihm vor als das, worin Richers**) gehenkt war, die Schreibart im Almanach schien ihm pretiös, einen Theil wollte er nicht hören, den andern nicht

*) Friedr. Wilh. von Duve, Geheimer Canzleisecretair und Hofrath zu Hannover. Ueber seine, an die göttinger Bibliothek verkaufte Sammlung älterer Drucke, vergl. Götting. gel. Anz. 1782, St. 2.

**) Ein, seiner raffinirten Gaunerstreiche wegen noch jetzt im Munde des braunschweigschen Volkes lebender Verbrecher.

glauben, kein Stuhl war ihm recht. Endlich wollte er sich aus „Tausend einer Nacht“ was vorlesen lassen; seine Tochter hatte aber schon so viel gelesen, dass sie sich lieber zum Erzählen erbot. Das war der rechte Fleck! Das närrische Zeug, und die niedliche Art, womit das Mädchen erzählte, brachten ihn in die beste Laune. Wenn der Mann keine Töchter gehabt hätte, so wäre er doch höchst wahrscheinlicher Weise verdriesslich geblieben!

31. Dec. 1779.

Nach Tische war ich bei Eschenburgs, und wir gingen nachher zu Schmids. Wir waren mit Feddersen vor einem Jahre auch da, und ausschweifend lustig gewesen, unter anderen fuhren wir mit dem Stuhle um den Tisch, baten uns auch schon damals auf heute zu Gaste. Ich fürchtete, es würde gerade aus dieser Ursache heute lahm hergehen; wir waren doch ziemlich vergnügt, obgleich nicht so lustig.

6. Juli 1780.

Nach Tische zu Schmids. Die Professorin kam über den Unfug, den einige junge Hühner anrichteten, in Hitze, und der Alte in solche Angst, dass er seine Pfeife nicht ausrauchen konnte.

7. Juli 1780.

Auch heute Abend war ich bei Schmids. Hardenberg ist noch immer da. So sehr sich der Alte auf seine Ankunft gefreuet hat, so sehr ist er ihn schon satt. Er konnte das so wenig verbergen, als er etwas verbergen kann. Ich brachte aber das Gespräch in ein gutes Geleise, und divertirte mich recht wohl. Sie haben mir gesagt, dass Hardenberg viel auf mich hielte. —

28. Juli 1780.

Ueber den Wall zu Schmids gegangen, wo ich gebeten war. Die Maserzeit ausgenommen, wüsste ich mir es nicht zu erinnern, dass ich so wenig zu Schmids gegangen wäre, als jetzt. Das Baden und die Schriftstellerei*) haben wohl die meiste Schuld daran. Das ganze Haus war in der zärtlichsten

*) Leisewitz schrieb damals eifrig an seinem unvollendet gebliebenen Lustspiele: „Der Sylvesterabend.“

Verlegenheit, die Töchter hatten über die Ursache meiner Abwesenheit geträumt, und die Mutter zeigte mir auf die unaffectirteste Art, wie lieb ich ihr sei. Es war mir wirklich rührend. Sie hatten doch, obgleich sehr von weitem, gefürchtet, dass sie mich beleidigt hätten, und es kam mir ordentlich vor, als wenn wir uns wieder vertrügen. Ich war doch etwas hypochondrisch und hustete. Es dauerte auch ziemlich lange Zeit, ehe ich recht in den Zug kommen konnte. Jerusalems, Feddersen, Schulz, Biel und Eschenburgs waren da, und ich war zuletzt recht lustig und lachte beim Zuhausegehen mit Reginen,*) die ich führte.

7. Jan. 1781.

Abends wieder bei Schmids, wo ich ass. Der Alte ass aber ausser Hause. Wir waren recht lustig, sonderlich darüber, dass ein grosser Theil der Gesellschaft glaubte, Kolik zu haben, und gewaltig durch einander klagte und lachte. Schulz hatte sich possirlich. —

27. Jan. 1781.

Von Eschenburg ging ich zu Schmids, und war recht vergnügt; nur machte es mir eine wunderliche Empfindung, als ich die Leute so vergnügt sah, und weiss, dass sie bald so traurig sein werden, weil der Mathematicus**) in Hannover höchst wahrscheinlich sterben wird.

3. Febr. 1781.

Der junge Schmid kam, und sagte, dass seine Leute mir gleich eine Visite, wovon lange gesprochen ist, geben wollten. Eine halbe Stunde nachher kamen auch Papa und Mama, und nach einer andern halben Stunde die Töchter. Sie tranken bei mir Chokolate, und probirten Alles; der Alte auch meinen Nachttopf. Er hat vor ein paar Tagen wieder ein herrliches Stück gemacht, ist bei dem Herzoge gewesen, und hat ihm seinen Sohn empfohlen. Der Herzog sagt ihm Alles zu, und Schmid fragt ihn, ob er es auch für gut hielte, dass er zu den Ministern ginge? — Der Besuch war mir sehr angenehm, sie gingen um 12 weg.

*) Fräulein Jerusalem.

**) Schmids vorhin erwähnter Bruder.

24. Febr. 1781.

Bei Schmids, wo Michaelis und meine Leute waren. Des Alten Geburtstag. Er wird 65 Jahr, sie haben ihm aber weiss gemacht, er sei erst 64. — Bei Tische waren Guirlanden von einem Lichte zum andern. —

Nro. 19.

Braunschweig, den 4. Sept. 1781.

Dasjenige, was ich in Deinem Briefe nicht gefunden habe, macht mir so viel Vergnügen, als sein Inhalt. Ich fürchtete nämlich Klagen über Deine Gesundheit zu hören, da mich wenigstens diese unerträgliche Hitze ganz heruntergebracht hat. Mein Magen taugt durchaus nichts, ich huste, und fühle eine Trägheit, die ganz unbeschreiblich ist. Und das so spät im Jahre! Wahrlich, es ist eben so schimpflich für einen September, so heiss zu sein, wie für einen achtzigjährigen Mann, verliebt zu thun.

Am Montage werde ich, meine Mutter und mein Schein in Hannover ankommen. — O Mädchen, was wird das für eine Umarmung sein, in der sich das Andenken an so viel überstandene Schwierigkeiten, das Gefühl der Unzertrennlichkeit zusammendrängt!

Sei übrigens nicht besorgt, dass ich die Thränen, die Du vielleicht an unserm Hochzeitstage vergiessen wirst, tadeln werde. Der entscheidende Tag ist zwar längst gewesen, und dieser nur eine Folge davon. Unterdessen ist es natürlich, dass dieser einen tieferen Eindruck macht, da alle die Dinge, deren Du in Deinem Briefe erwähnst, hier alle so sinnlich in die Augen fallen, und daher dieser Tag aus lauter solchen feierlichen Augenblicken besteht, die bis jetzt in einzelne Augenblicke einzelner Tage in mehren Jahren verstreuet waren. Ich weiss, dass es Dir im eigentlichen und edelsten Verstande unmöglich wäre, mich zu lieben, wenn Du nicht andere Leute liebtest.

Ich bin mit meinen Charakteren ziemlich zurückgekommen, und muss mich nun sehr kurz fassen; unterdessen bekommst

Du noch vielleicht diese Woche einen Brief mehr, als Du erwartest.

Die Beschreibung, die ich Dir von dem Professor Schmid gegeben habe, ist noch unvollkommen, und ich sehe mich genöthigt, sie so zu lassen; weil es wirklich äusserst schwer sein würde, den Mann ganz zu fassen. Eigentlich hat er gar keinen Charakter, und man müsste, um ihn immer zu kennen, nicht ein, sondern tausend Gemälde von ihm machen.

Seine Frau*) ist eine vortreffliche Frau, freundschaftlich, gutherzig und eine der ersten Wirthinnen. In ihrem Hause findet man freilich nicht das Kostbarste, aber immer das Beste von Allem, wenn ihnen ihre Umstände erlauben, sich etwas aus dieser Gattung zu verschaffen. Freilich hat sie auch dabei die Fehler der guten Hauswirthinnen, eine gewisse Härte in gewissen Dingen, einen gewissen Stolz auf ihre Oekonomie, den ich aber wohl leiden mag, und eine Art von Herrschsucht, die ihr aber sehr zu verzeihen ist, weil ihr Mann gleich den ersten Tag nach der Hochzeit allen seinen Ansprüchen auf das häusliche Regiment mit dem allergrössten Vergnügen entsagte. Wenn sie also nicht regierte, so würde es zugleich Jedermann und Niemand thun, welches in dem Staate und in der Küche das grösste Unglück ist, das ich kenne.

Adieu, meine beste, ewig geliebte Sophie, trotz aller Copulationen und Ehebanden!

Leisewitz.

Nro. 20.

Braunschweig, den 5. Septbr. 1781.

Ich komme heute in der Beschreibung Deiner künftigen Bekannten auf die älteste Tochter des Professor Schmid,**) und also auf diejenige Person, mit der ich unter allen Menschen in Braunschweig, und, Dich ausgenommen, unter allen Frauen-

*) Eine Tochter des 1740 verstorbenen Superintendenten zu Lüneburg, Georg Raphel, der in der Literatur als Theologe und Sprachforscher gleich rühmlich bekannt ist.

**) Sophie.

zimmern am vertrautesten umgehe. — Sie ist einige Jahre über 30; allein dieses Alter kann Dir nicht zum wahren Maasstabe ihrer Gesichtszüge dienen; da von einer Seite langjähriger Kummer ihre Züge alt gemacht hat, und von der andern Seite ein geistreicher Blick sie ausserordentlich hebt. Du denkst Dir das am richtigsten wie eine Winterlandschaft im Sonnenschein. Sie besitzt ungemein viel richtigen Verstand, viele Kenntnisse, das theilnehmendste Herz, und macht der üblen Laune, die mit der Krankheit auf sie eindringt, jeden Schritt streitig. Sie ist hier allgemein geliebt, und macht diese Eroberungen schleunig, da sie eine vorzügliche Gabe hat, Vertrauen zu erwecken und über das langweilige Beriechen der ersten Bekanntschaft unvermerkt wegzuglitschen. Ich habe mich oft über diese Gabe gewundert; aber noch mehr über die Art, wie sie das Alles mit Eurer weiblichen Delicatesse zu vertragen weiss. — Die Eigenschaften, von denen ich eben rede, schliessen gern eine Anlage zur wahren Freundschaft aus; aber bei ihr nicht. Ich habe sie immer aufrichtig, theilnehmend und wovon man am ersten das Gegentheil vermuthen sollte, standhaft gefunden. Und ein solches Mädchen leidet nun schon zehn Jahre an allen Nervenübeln, die zuweilen sogar epileptisch werden. — Doch ich habe nun schon so manche Erfahrung, dass die besten Menschen kränkeln, um mich beinahe schämen zu können, wenn ich kerngesund würde. — Sie erträgt das unterdessen gut, und vergisst in einem guten Augenblicke zwei böse Tage, die gewesen sind, und tausend böse, die kommen werden. Unterdessen steht ihr grösster moralischer Fehler mit ihrem körperlichen in genauer Verwandtschaft. Sie hat nämlich eine überspannte Lebhaftigkeit, welche sie bei jedem Dinge hinreisst, und ich habe oft gesehen, dass sie bei dem Anfange eines häuslichen Geschäfts so viel Kraft aufwandte, dass es schon um die Mitte zu einem förmlichen Kraft-Bankerotte kam. Mit eben dieser Lebhaftigkeit steht ein gewisser Hang zur Herrschsucht in naher Verbindung. — Das Verhältniss, in dem ich mit ihr bin, ist so genau, dass es in keiner andern Lage hätte entstehen können, als in der ich war. Weder ein Ehemann, noch ein ganz freier Mensch, sondern ein Bräutigam musste ich sein. Sie ist bisher die Vertraute in Absicht unserer Liebe gewesen,

und so begierig auf Deine Bekanntschaft, dass sie ängstlich fürchtet, sie möchte Dir nicht gefallen. Ich mag nun eben kein Freundschafts-Makler sein, und noch weniger für den Erfolg einer solchen Freundschaft einstehen; aber ich denke doch, dass es gehen soll.

Ihre zweite Schwester,*) eine ist verheirathet,**) ist ein gutes Kind; aber längst nicht so interessant, wie die ältere. Sie fühlt dieses Uebergewicht, wie sie mir oft gesagt hat, und das macht sie, wenn sie in ihrer Schwester Gesellschaft ist, etwas schüchtern. Beide lieben sich indessen zärtlich. Die jüngere liebt aber auch ihre Figur und den Putz.

Viele Aehnlichkeit im Aeussern und Innern hat mit der jüngeren Schwester der Bruder,***) ein Advocat, der vor einigen Monaten von Universitäten zurückgekommen ist.

Du sollst nunmehr alle Tage von mir einen Brief haben, bis Du mich selbst hast, aber von der Gattung, wie der heutige; denn von meiner Freude, Dich so bald und auf immer zu sehen, mag ich nichts sagen, es müsste denn zwischen hier und den Sonnabend eine neue Sprache erfunden werden.

Ich liebe Dich!

Dein Leisewitz.

Nro. 21.

Braunschweig, den 6. Septbr. 1781.

Da Du die eine Gärtnern kennst, und in ihr so ziemlich die ganze Familie, so muss ich Dir zu Deinem Troste sagen, dass ich mit den Leuten sehr wenig zu thun habe, und dass Du im Durchschnitte alle Jahr mit einer Visite abkommen kannst. Der Vater †) ist ein Pedant, die Mutter eine Sieben,

---

*) Lisette.

**) An Eschenburg.

***) Heinrich.

†) Carl Christ. Gärtner ist am 24. Nov. 1712 zu Freiberg geboren, und am 14. Febr. 1791 zu Braunschweig gestorben. Er war Hofrath und Professor der Beredtsamkeit, Moral und classischen Literatur am Collegio Carolino und Kanonicus des Stiftes St. Blasii zu Braunschweig. Gärtner

gegen die Hiobs Geduld noch viel eher zu kurz gekommen wäre; die Tochter — doch Du kennst sie. Am besten gefällt mir noch der Sohn. Unterdessen leben die Leute unter sich durch häusliches Vergnügen sehr glücklich; doch aber mit allen den Nachtheilen, die eine zu häusliche Lebensart mit sich führt. Man wird Dir den Hund Zama so gut vorstellen, wie jedes andere Glied der Familie, Dich mit Küchen- und Keller-Anekdoten und mit allen Klätschereien aus der ganzen Stadt unterhalten.

Der Hofgerichts-Assessor Biel ist ein Mensch, der ausser der Erbsünde, gewiss wenig Fehler hat. Rechtschaffen, edelmüthig, von keinem ausgebreiteten, aber sehr richtigem Verstande, Herr eines grossen Vermögens, und durch den Gebrauch, den er davon macht, eines noch grösseren werth. Schätzen muss ihn also ein Jeder; aber mit Wärme lieben können ihn Wenige. Die Ursache davon liegt in einer gewissen Kälte, die er, wie man deutlich sieht, oft fühlt, ohne sie ablegen zu können; in einer zu strengen Höflichkeit und dem Hange am

---

erwarb sich das Verdienst, durch Gründung der „bremer Beiträge“ zuerst in entschiedene Opposition gegen Gottsched zu treten, mit dem er früher, als Mitarbeiter an Schwabe's „Belustigungen des Verstandes und Witzes,“ verbunden gewesen war. Er hat sich als Uebersetzer, als Herausgeber der Werke seiner Freunde J. Ad. Schlegel und Gisecke, als Rhetoriker durch die „Sammlung einzelner Reden,“ als Dichter, namentlich auf dem Felde des Lustspiels, hervorgethan; allein sein höchster Werth bestand in seiner kritischen Begabung, die ihm im Verkehr mit seinen Freunden denselben Einfluss im leipziger Kreise sicherte, welchen im berliner ein Ramler, im göttinger ein Boie genoss. Seine Stellung als Kritiker wurde durch seine Biederkeit und Gelehrsamkeit wesentlich gehoben. Leider artete später seine Gründlichkeit in Pedanterie aus, so dass er in Braunschweig, zumal ihm eigentliche Productivität und Lehrgabe mangelte, weder bei seinen literarischen Genossen, noch bei seinen Schülern seinen früheren Einfluss zu behaupten vermochte; obgleich ihm die Achtung vor seiner Persönlichkeit bis an den Tod bewahrt blieb. —

Unter dem 23. Nov. 1780 berichtet Leisewitz in seinem Tagebuche: „Zu Eschenburg gegangen, wo ich Lessingen, Schulz und Gärtnern antraf. Gärtner divertirte uns sehr, da er von dem kopenhagener Schlegel erzählte, dieser hätte die besondere Gewohnheit gehabt, auf der Strasse plötzlich still zu stehen und den Leuten nachzusehen. Der Bruder in Hannover habe ihm das oft nachgemacht, und in dem Augenblicke machte Gärtner es ihm selbst nach. Er hat diese Gewohnheit selbst in höchstem Grade an sich.“

Ceremoniell. Er hat einmal die jüngste Jerusalem geliebt; aber abgebrochen, weil diese glaubte, ihm die Sache nicht schwer genug machen zu können. Wie der Vogel weg war, waren alle Bemühungen, ihn wiederzufangen, vergeblich.

Ich will heute mit einigen Familien-Portraits, oder vielmehr Familien-Silhouetten schliessen.

Die Hanssen ist eine Frau von Verstande, und hat sich gegen mich immer sehr freundschaftlich betragen; unterdessen traue ich ihrem Charakter nicht völlig, sie ist mir zu überfein und zu überfreundlich; hat mit ihren Freunden oft gewechselt, und eine ausserordentliche Aufmerksamkeit gegen Alles, was vom Hofe kommt.

Weil wir hier keine Vettern haben: so haben wir uns welche gemacht, und heissen uns mit einer ganzen Menge Leute so, mit denen mein Schwager, wenn er arg will, verwandt sein kann. Unterdessen sind diese Bande des Bluts nicht sehr straff angezogen; denn wir verderben uns alle Jahr etwa einmal den Magen zusammen.

Herr Eggeling, der der Kanal ist, in dem alle diese Vetterschaften hin und her fliessen, — ein Mann von sehr vortheilhafter Figur und von gutem, rechtschaffenen Charakter, äusserst pflegmatisch, hat eine gute Portion von Bürgerstolz.

Seine Frau, eine Gans, aber eine gute Gans, beschäftigt sich am meisten damit, ihre Kinder zu verzärteln und verzärteln zu lassen, welches sie erziehen heisst.

Madame Rhesen, ihre Mutter, eine burlesque Figur mit einer Perrücke, hat aber etwas mehr Verstand, als ihre Tochter.

Herr Heinrich Koch, ihr Bruder, ein sehr braver Mann, ist aber zu seinem Unglücke in Italien gewesen; denn das thut ihm mehr Schaden, als wenn er die Linie passirt wäre. Er spricht immer von Venedig und Wien, redet hier auf dem festen Lande, wie auf dem adriatischen Meere, und wenn seine Kinder Papa und Mama wissen, müssen sie gleich: „Viva San Marco“ lernen.

Seine Frau gefällt mir recht gut; ist nur zuweilen empfindlich.

Herr Fritz Koch, sein Bruder, ein bis zur Weichlichkeit

weicher Mann, isst und trinkt vortrefflich, liebt mit Galanterie die Damen, hat das Podagra und ist unverheirathet.

Herr Christoph Koch, sein dritter, unverheiratheter Bruder, ein guter Mann von denen, die am nächsten an die Tröpfe gränzen.

Noch haben diese Leute zwei Schwestern. Die eine, Madame Sartorius, eine feine Frau, die mehr Verstand hat, als ihre Geschwister. Ihr Mann ein Debauché wie die Gattung; dafür aber auch beinahe an jedem Gliede durch Podagra und Gicht krumm und lahm. Uebrigens ein kluger, aber arglistiger Mann, und für einen Kaufmann von vieler Wissenschaft.

Madame Hogreve, eine Witwe, die aber lebendig todt ist, nicht nach dem Ausspruche des Apostels, weil sie in Wollüsten lebt, sondern weil sie seit verschiedenen Jahren wegen Nervenschwäche beinahe nicht aus dem Hause kommt.

Diese Familie ist sehr genau verbunden, obgleich das Band, das sie zusammenhält, oft nur aus Zänkereien gewebt ist. Sie überlegen Alles gemeinschaftlich, und Keiner darf etwas thun, wozu er nicht durch ein Familien-Decret bevollmächtigt ist. In der Beredtsamkeit suchen sie ihres Gleichen, wie Du aus den wohlstylisirten Reden, die Einer nach dem Andern an Dich halten wird, weitläufiger vernehmen wirst. Mich haben sie bald so lahm gratulirt, wie den Vetter Sartorius, und wenn Du nicht ein so ausserordentliches Mädchen wärst, so hätte es mich gereuet, zu dergleichen Unfug Gelegenheit gegeben zu haben.

Die Einlage habe ich gestern vergessen. Nun noch zwei Briefe.

Adieu, Beste!

Leisewitz.

Nro. 22.

Braunschweig, den 8. Septbr. 1781.

Gestern konnte ich Dir wegen verschiedener Verhinderungen nicht schreiben; aber Du sollst den Brief von gestern heute haben und kein Tittle dabei verlieren. Ich will mit meinen Charakteren schliessen, und Dir dann antworten.

Die Klosterräthin von Voigts ist eine der angenehmsten Frauen, die ich kenne; allein sie hat auch Alles angewandt, um es zu sein: anhaltenden Fleiss, Gesundheit und den ehrwürdigen Charakter einer Hausmutter. Um deren Geschäfte, die Bildung ihrer Kinder ausgenommen, bekümmert sie sich durchaus nicht, überlässt Küche und Keller ihrem Manne. Dagegen weiss sie Französisch und Italienisch und Lateinisch, spielt und singt als eine Virtuosin, macht deutsche und französische Komödien in Prosa und in Versen, agirt und tanzt wie eine Meisterin. Durch das Alles läuft freilich zuweilen ein Zug von Pedanterie; allein er wird durch ihren lebhaften, naiven und familiären Witz weniger sichtbar. Ich brauche nicht zu sagen, dass das Alles mit aus der Absicht, zu glänzen, und also aus Coquetterie geschieht; allein die ist von einer besonderen Art, sie coquetirt mit sich selbst, besonders ohne alle Rücksicht auf unser Geschlecht. Ihr Charakter ist in allen Dingen gut, wozu kein Sentiment gehört, wovon sie wenig oder gar nichts hat.

Ihr Mann ist ein guter, ehrlicher Mann, der sich des Hauswesens treulich annimmt, die Bouteille liebt und, wie die Fama sagt, noch allerlei.

Den Hofgerichts-Assessor Hartken kennst Du schon ziemlich. Er ist wirklich ein ehrlicher Mann, der aber nichts Feines und ziemlich viel Eigensinn hat. Da er von Verstellung nichts weiss, so habe ich alle Ursache, ihn für meinen Freund zu halten, und ich bilde mir auf diese Eroberung etwas ein.

Der Professor Eschenburg*) ist kein Genie der ersten

*) Joh. Joach. Eschenburg, geboren 1. Dec. 1743 zu Hamburg, gestorben 29. Febr. 1820 als Geh. Justizrath, Hofrath und Professor der schönen Literatur am Collegio Carolino zu Braunschweig. Die Zahl seiner Schriften ist ausserordentlich gross. Darunter befinden sich viele Uebersetzungen, von denen die erste, ziemlich vollständige Uebertragung Shakespeare's die meiste Bedeutung hat. Ebenso sind unter seinen literarhistorischen Leistungen, ausser seinem Antheile an der Revision der Lessingschen Werke, seine Commentationen über Shakespeare die wichtigsten. Am nachhaltigsten blieb sein Einfluss durch seine vielen trefflichen, zum Theil noch jetzt auf höheren Lehranstalten unentbehrlichen Lehrbücher über Literaturgeschichte und Archäologie. Vom Dichter Eschenburg haben sich, unter allen seinen dramatischen und lyrischen Productionen, nur einige Kirchenlieder, aus-

Grösse, der aber Vieles weiss, und mit grosser Leichtigkeit arbeitet. Ein sehr ehrlicher Mann, der aber auch tausend Eigenheiten hat. Er hat das Unglück, dass ihm der grösste Theil des menschlichen Geschlechts nicht gefällt, und Stunden, in denen ihm auch seine besten Freunde nicht gefallen. Unterdessen bemerkt man dieses nicht leicht, weil er allen Leuten mit viel Höflichkeit und mit wahrer Dienstfertigkeit begegnet. Er thut alles mit Heftigkeit, ist oft lustig, ohne zufrieden zu sein, und jagt dem Witze eifriger nach, als es diese Tugend oder dieses Lob verdient. Er ist ein schöner, aber schwächlicher Mann.

Seine Frau, eine Tochter des Professor Schmid, hat nicht die glänzenden Eigenschaften ihrer Schwester; aber eine vorzüglichere Figur, einen naiveren Witz, und zeichnet sich durch eine ungemeine Zärtlichkeit gegen ihren Mann und ihre Kinder aus. Sie ist übrigens von allen Dingen zu leicht affizirt, von ihrem Gesichte etwas eingenommen, und abergläubisch, ob sie gleich zuweilen über ihren Aberglauben lacht. Diese liebenswürdige Frau erwartet Dich mit wahrer Sehnsucht, und fiel mir einmal mit einem Kusse um den Hals, wie ich von Dir sprach.

Dieses wären ungefähr meine Bekannten, von denen Dir eine vorläufige Kenntniss vorzüglich nützlich sein könnte.

Also wären wir am Ende unsers Briefwechsels und unsers Romans, von dem es mir gleich lieb ist, dass er so lange gedauert hat, und dass er zu Ende ist. — Nimm noch einmal meine heiligsten Versicherungen an, bestes Mädchen, dass Du ewig meine einzige und über alles Geliebteste bleiben sollst. Keine Zeit, kein Besitz, kein anderes Weib soll und kann Dir mein Herz rauben, und wenn meine Kräfte nicht hinreichen, Dich zu verdienen, so soll Niemand wenigstens meinem Willen etwas vorzuwerfen haben. Wenn ich bedenke, was jedes ver-

---

gezeichnet durch innige Empfindung, in Gesangbüchern erhalten. Eschenburg war überhaupt mehr kritisch-historischer, als productiver Natur, und als gelehrter Fachordner gewissermassen ein prägnant ausgeprägter Typus des braunschweiger Literaturkreises, in welchem, selbst einen Lessing, Zachariae, Leisewitz und Campe nicht ausgenommen, die Forschbegier die Productionslust überwog, und oft sogar beeinträchtigte. —

nünftige Mädchen, das sich einem Manne in die Arme wirft, thut, aufopfert und wozu es sich verbindlich macht: so scheinen mir die Pflichten eines gewöhnlichen Mannes gegen eine gewöhnliche Frau äusserst schwer; — und wenn es nun gar ein Mädchen wäre, wie Du!

Lass uns also getrost unser Schicksal verbinden; wenn wir nicht glücklich würden, so wäre es eine höchst traurige Sache, ein Mensch zu sein. Wahl, Ueberlegung, Tugend und Liebe hälfen zu nichts. Aber sie helfen gewiss.

Am Montage bin ich gewiss in Deinen Armen, und ich hoffe, früh zu kommen.

Adieu, meine Beste, adieu, Mädchen oder Weib, Du bleibst ewig meine Geliebteste!

Dein Leisewitz.

Henri Murger.

Eine literarische Skizze.

Am 31. Januar 1861 bewegte sich durch die langen einförmigen Strassen, welche zu dem grossen Kirchhofe des Montmartre in Paris führen, ein einfacher, aber von zahlreichen Leidtragenden gebildeter Leichenzug. Er kam aus einem Krankenhause des Faubourg St. Dénis, nicht einem jener aus Gemeindemitteln oder der Privatmildthätigkeit erhaltenen Hospitale, in denen der Arme einen Zufluchtsort findet, sondern aus dem mit allem Confort, allem Luxus ausgestatteten Krankenhause eines bekannten Arztes, in dem nur bemittelte Kranke, welche daheim der nöthigen Pflege zu ermangeln glauben und sich der unmittelbaren Obhut des Arztes anvertrauen wollen, Aufnahme zu suchen pflegen.

Aber der, welcher diesmal in dem trefflich eingerichteten Hospitale Linderung in seinen letzten Leiden gefunden, und den die Freunde jetzt zur Ruhestätte geleiteten, war kein Reicher, es war ein armer Schriftsteller, Henri Murger, so arm, dass er von dem Tage an, wo das Schicksal ihn auf das Krankenlager warf, der öffentlichen Mildthätigkeit anheim gefallen wäre, hätten sich nicht auf die erste Nachricht von seiner Krankheit die Börsen aller seiner Freunde unaufgefordert geöffnet. Und er hatte zahlreiche Freunde in allen Kreisen, namentlich in dem, welchem er selbst angehörte, der Pariser Schriftstellerwelt, in diesem letzteren mehr als irgend ein anderer. Er verdankte diese allgemeine Beliebtheit, welche,

wie man behauptet, in Paris wie anderwärts in den Literatenzirkeln nicht übermässig vorkommen soll, seinem liebenswürdigen, bescheidenen Wesen, seiner, so lange er gesund war, unverwüstlichen Laune, dann aber wohl auch dem Umstande, dass seine Erfolge nicht gerade Veranlassung zum Neide geben konnten. Sein schönes Talent, das er durch Studium und Fleiss zu bilden bemüht gewesen war, hatte vielen Genuss und Freude verschafft, aber es war nicht bedeutend genug, Missgunst zu erzeugen; er hatte es zu keinem Werke gebracht, das gestaltend in die Entwickelung der Literatur eingegriffen und die Mitstrebenden zu Anhängern oder Gegnern gemacht hätte.

Mit diesen Worten habe ich ausgesprochen, dass diese kleine Skizze keinen andern Anspruch machen kann, als den, einen Schriftsteller zweiten, meinetwegen auch dritten Ranges vorzuführen, dessen eigenthümliches Talent, wie es sich namentlich in zweien oder dreien seiner Werke ausspricht, indessen doch der Beachtung derer nicht unwerth ist, welche die Entwickelung der französischen Literatur auch in einer Periode verfolgen mögen, die in der späteren Literär-Geschichte unserer Zeit allerdings im günstigsten Falle als Uebergangsperiode zu Besserem und Gesünderem gelten wird.

Henri Murger ist im Jahre 1822 in Paris geboren, er hat es also nicht auf volle vierzig Lebensjahre gebracht. Von sehr armer Herkunft erhielt er eine Erziehung, die kaum über den allergewöhnlichsten Elementarunterricht hinausging. Als ganz junger Mensch trat er als Schreiber (clerc d'étude) in das Bureau eines Avoué ein. Kurz darauf, in seinem siebzehnten Lebensjahre, wurde er einem reichen in Paris lebenden Russen, dem Grafen Tolstoy empfohlen, der ihn als Secretair und Vorleser in seine Dienste nahm. Der russische Graf, wie die meisten seiner Landsleute und Standesgenossen ein Liebhaber und Kenner der französischen Sprache und Literatur, nahm von Allem Notiz, was in jener Zeit auf dem Gebiete der schönen Literatur in Frankreich irgend bedeutendes erschien, und liess es sich von seinem Secretair vorlesen. Diese fortgesetzte Lec-

türe regte den jungen Murger zu Studium der Literatur seiner Nation an und weckte das in ihm schlummernde productive Talent. Er begann mit lyrischen Gedichten und wagte sich dann an die Satire. Wir finden ihn in der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre unter der Zahl jüngerer Schriftsteller, welche in Prosa und Versen gegen den berühmten Barthélemy, den einst so populären Dichter Frankreichs, bittere Angriffe richteten.

Barthélemy hatte mit seinem Freunde Méry, in dessen Gemeinschaft er im Jahre 1828 das Epos Napoléon en Égypte dichtete, welches allein beiden einen bleibenden Namen in der französischen Literaturgeschichte sichert, seine unter der Restauration mit glänzendem Erfolge gekrönten politischen Satiren auch unter der Julidynastie fortgesetzt. Als Herausgeber der Némesis schleuderten sie ein ganzes Jahr lang, Woche für Woche, ihre in Gift und Witz getauchten Pfeile gegen die Machthaber, mussten dann aber vor dem neuen Pressgesetz, welches selbst von einem in Versen geschriebenen Dichterblatte eine prosaische Kaution verlangte, die Waffen strecken. Plötzlich ging Barthélemy, als man ihm von ministerieller Seite annehmbare Bedingungen stellte, mit einer Schamlosigkeit in das Lager der Gegner über, welche allgemeine Entrüstung und jenen Sturm junger Satiriker — unter ihnen auch Murger — erregte. Aber ihr Spott prallte ab vor dem stoischen Gleichmuthe Barthélemy's, welcher erst dann wieder zur Satire griff, als es mit der ministeriellen Gunst zu Ende ging. In neuester Zeit hat er dann seinen früheren dichterischen Lorbeern die Anwartschaft auf diejenigen zugefügt, durch welche die Nachwelt die Panegyriker des zweiten Kaiserreichs für die Lauheit der Zeitgenossen entschädigen wird.

Mittlerweile hatte Murger seine Stelle als Secretair bei dem russischen Grafen aufgegeben und sich ganz der Literatur gewidmet. Arm und unbekannt wie er war, ohne andere Hülfsquellen als sein Talent, konnte es nicht fehlen, dass er die ganze Stufenfolge der Enttäuschungen durchmachen musste, welche jeden jungen Schriftsteller und Künstler erwarten, der

sich in den Strudel einer Weltstadt stürzt mit dem naiven Glauben, die göttliche Muse gewähre ihren getreuen Anhängern das Vorrecht, die Anforderungen des gemeinen irdischen Lebens ungestraft ignoriren zu dürfen. Nach vergeblichen Versuchen für seine lyrischen Gedichte, unter denen — sie sind später im Druck erschienen — so manche hübsche Lieder sind, einen Verleger zu finden, sträubte er sich lange Zeit mit der Kraft und Ausdauer einer Natur, welche fühlt, dass sie zu Besserem bestimmt ist, gegen die Erniedrigung seines Talents zum blossen Erwerb ohne höheren Zweck, musste sich endlich aber doch der Nothwendigkeit beugen und seine Feder und einen Theil seiner Zeit in den Dienst der Winkeljournalisten geben, nur um sein Leben zu fristen.

Die fabelhafte Existenz, welche ordentliche und ausserordentliche Mitglieder des zahlreichen Schriftsteller- und Künstler-Proletariats in Paris häufig führen, jenes Gemisch von Humor, Elend und Poesie, zu dem allerdings als erste Grundbedingung die Jugend gehört,

Dans un grenier qu'on est bien à vingt ans

nach Béranger's Refrain, dies Leben der Armuth, des Leichtsinns und der genialen Liederlichkeit, die aber das bessere Selbst nicht ersterben lässt, hat Henri Murger in drastischer Weise in demjenigen seiner Werke geschildert, welches ihm zuerst einen Namen gemacht hat. Dasselbe erschien im Jahre 1848 und führt den seltsamen Titel „Scènes de la Vie de Bohême," was man etwa mit „Literarisches und Künstlerisches Zigeunerleben" übersetzen kann.

In der Vorrede dieses Buches nimmt der Verfasser für die modernen Bohémiens keine geringere geistige Abstammung in Anspruch als die von den Sängern Joniens, den Homeriden. Für diese fahrende Sängerschaft giebt es durch alle Zeiten und Culturepochen hiedurch eine Art Continuität. Im Mittelalter, meint er, sei sie vertreten „par les ménestrels et les improvisateurs, les enfants du gai savoir, tous les vagabonds mélodieux des campagnes de la Touraine; toutes les muses errantes qui,

portant sur le dos la besace du nécessiteux et la harpe du trouvère, traversaient en chantant, les plaines du beau pays, où devait fleurir l'églantine de Clémence Isaure." - Aber die heutigen Preisbewerber der Jeux floraux in Toulouse, welche im Frack und weisser Halsbinde und in höchst anständiger, von hohen kaiserlichen Behörden mit ihrer Gegenwart beehrter Gesellschaft als maîtres ès jeux floraux gekrönt werden und im grossen Saale des Kapitols*) von Toulouse die nie welkenden Blumen der Stifterin als Kampfpreis erhalten, müssen wohl aus der Art geschlagen sein. Die eigentliche Fortsetzung der ehrenwerthen Zunft fahrender Sänger haben, nach Murger, die literarischen und künstlerischen „Bohémiens" der grossen Hauptstädte und speciell der von Paris übernommen, natürlich mit denjenigen Veränderungen des Programms, welche die staatliche und gesellschaftliche Ordnung unserer Zeit bedingen. „Les vagabonds mélodieux des campagnes portant sur le dos la besace et la harpe" würden heut zu Tage, wenn ohne Gewerbeschein oder Concession betroffen, zum Polizei-Gewahrsam eingeliefert werden. Principielle Heimath- und Obdachlosigkeit bringt in unangenehme Conflicte mit den Bestimmungen des Strafgesetzbuches aller modernen Culturstaaten im Allgemeinen und des französischen Code pénal im Besonderen. Zwar rechnen die Herren Pariser sich gerne zu den Südländern, und ihr Enthusiasmus bei der Januar-Kälte ihres südlichen Klimas lieber beim Kamin an der einen Seite zu braten, an der andern zu erfrieren als den nur „pour les pays du Nord" bestimmten Ofen einzuführen ist noch immer nicht im Abnehmen. Aber eine obdachlose Lazzaroniexistenz ist wohl am Golf von Neapel möglich — und auch da würde sich ein Nordländer etwas schwer an die Poesie derselben gewöhnen — an den Ufern der Seine würde sie jedenfalls bedeutende klimatische Unannehmlichkeiten bieten. Die schöne Sitte der Gastfreundschaft, welche den Dichtern der Vorzeit gestattete, von einem Gönner der

*) An dem hochgerühmten „Capitole" von Toulouse, auf deutsch „Rathhaus" und im gewöhnlichen Nordfranzösisch „hôtel de ville" genannt, ist dem staunenden Fremden nichts merkwürdiger als das ungeheure Aufheben, welches die ehrsamen Bürger und Bürgerinnen in Toulouse davon machen.

Kunst zum andern zu pilgern, stets beschenkt mit mehr oder weniger goldenen Ketten, wie noch Karl III. in Schiller's Jungfrau wenigstens die löbliche Absicht hat, sie den bei ihm gastirenden Sängern reichen zu lassen, diese schöne Sitte ist zu sehr aus der Mode gekommen, als dass sich nicht der moderne Pariser Bohémien nach einem festen Quartier umsehen müsste. Gewöhnlich liegt selbiges im fünften oder sechsten Stockwerk, für den Künstler schon des besseren Lichtes wegen, und, da der Denker das Geräusch der Welt hasst, stets in einem der stilleren abgelegeneren Stadtviertel. In der Regel hat also auch der „Bohémien," von dem unser Buch spricht, eine Wohnung. Nur ausnahmsweise, namentlich an den Quartaltagen des Wohnungswechsels begegnet es ihm wohl dann und wann, dass er einige milde Sommernächte im Freien verträumt, weil er das alte Quartier mit Hinterlassung des bescheidenen Mobiliars verlassen musste und ein neues in jeder Beziehung passendes noch nicht gefunden hat. Einer der Helden des Buches hat für solche Fälle sein bestimmtes, fast möchte man sagen für ihn reservirtes Nachtquartier in einer der Nischen des Théâtre de l'Odéon und nennt das „coucher dans une loge d'avant-scène de l'Odéon."

Die Hauptgestalten, welche uns in Murger's Bohême vorgeführt werden, Rodolphe (der Dichter), Schaunard (der Musiker), Marcel (der Maler), Mimi und Musette (sans profession, wie ein gewissenhafter Statistiker hier hinzusetzen würde), Gestalten, die begreiflicherweise in Paris zu einer raschen Popularität gelangten, sind natürlich allgemeine Typen, zu denen aber sicherlich verschiedene wirklich vorhandene Originale, theilweise wohl der Autor selbst gesessen haben. Dass diese allerdings lebensvollen, frischen Gestalten und die Situationen, in denen sie auftreten, überall idealisirt seien, kann man leider nicht behaupten, vielmehr treibt Murger die kecke Natürlichkeit der Darstellung bisweilen bis zum Cynismus, und es kommen Scenen vor, welche statt mit einem homerischen Gelächter über den glücklich vollführten Scherz, bei einer etwas weniger gemüthlichen Wendung der Sache, eben so gut auf der Anklagebank vor dem Zuchtpolizeigericht endigen könnten. Allein auch

an harmlosen, zum Theil mit einem unvergleichlichen Humor erzählten Scenen, ist das Buch reich, namentlich wo der Bohémien sich auf die Jagd begiebt „à la recherche de cette bête féroce qu'on appelle la pièce de cinq francs.“

Die glänzende Aufnahme, die das originelle Buch la Bohême in Paris fand, brachte seinen Verfasser endlich aus der untergeordneten literarischen Stellung, in der er bis zur Herausgabe desselben hatte verharren müssen; denn bis dahin hatte von den geachteteren Blättern nur der Artiste Murger's Productionen seine Spalten geöffnet. Wer diese, zuerst in dem Artiste veröffentlichten, später besonders abgedruckten lyrischen Gedichte und Märchen liesst, mag keiner dieser kleinen anmuthigen Dichtungen eine höhere Bedeutung zugestehen, aber ein unverkennbares Talent, ein wirklicher literarischer Beruf wird ihm gewiss aus denselben entgegentreten. Wenn man dann erfährt, dass der Dichter zur selben Zeit, wo er sie dichtete, um des lieben Brotes willen, welches der Mensch doch nun einmal nicht entbehren kann, den „Moniteur de la Mode“ und später sogar „le Castor, journal des chapeliers“ redigiren musste, so kann man seinem Schicksal doch wahrlich sein christliches Mitgefühl nicht versagen.

Der Erfolg seiner Scènes de la vie de Bohême entzog ihn wenigstens so unwürdiger Stellung, wenn es ihm auch nicht beschieden war, sich der Fesseln der Armuth jemals ganz zu entledigen. Es thaten sich ihm die Pforten der Revue des deux mondes auf. Dies ist für einen jungen französischen Schriftsteller ein Ereigniss, mit welchem er in ein neues Stadium seiner literarischen Laufbahn eintritt. Wessen Arbeiten in der bekannten Revue gestanden haben, der hat sich gewissermassen ein Anrecht wenigstens auf Beachtung in den höheren literarischen Kreisen erworben, dessen Artikeln pflegt keine andere Zeitschrift die Aufnahme zu versagen.

Im Jahre 1851 wurden eine Reihe von Scenen der Bohême unter Mitwirkung des gewandten Théodore Barrière, des Autors der Filles de marbre und der Faux bons hommes auf die Bühne

gebracht. Ein dramatisches Werk kann man diese geschickt aneinander gereihten, durch eine hinzugedichtete Intrigue dürftig zusammengehaltenen Scenen nicht wohl nennen, da ihm von den berühmten drei Einheiten nicht weniger als alle drei fehlen. Allein bei dem bedeutenden dramatischen Leben, welches diese Scenen schon in ihrer ursprünglichen Composition hatten, bei der heiteren Laune, die den grössten Theil derselben durchzieht, dem sprudelnden Witze des Dialogs, ein Dialog, der sich fast überall schon fertig vorfand, war es sehr begreiflich, dass das Stück, von den Schauspielern des Théâtre des Variétés vortrefflich dargestellt, lange Zeit ein ausserordentliches Glück machte. Im verwichenen Jahre ward es nach Murger's Tode von der Truppe des Ambigu comique neu einstudirt und ist bis zum Ende des Jahres mit fortdauerndem Beifall gegeben worden.

Im Jahre 1852 gelang es Henri Murger, eine seiner älteren kleineren Erzählungen, indem er die ursprünglich ziemlich frivole Tendenz vollständig umkehrt und sich nur an den Gegenstand anlehnt, zu einem höchst ansprechenden einactigen Stückchen umzugestalten, le Bonhomme Jadis, welches die erste Bühne der Hauptstadt, das Théâtre-Français, mit Glück aufführte. Und um hier gleich mit der dramatischen Thätigkeit Murger's abzuschliessen, erwähne ich noch, dass er in dem seinem Tode vorhergehenden Jahre in einem kleinen Lustspiel le Serment d'Horace, das er dem Théâtre des Palais-Royal zur Aufführung übergab, den Contrast zwischen dem Benehmen eines Pariser Originals und dem eines Amerikanischen gentleman aus einem der Südstaaten der weiland Union, welcher nur in Revolverbegleitung verhandelt und zur Verstärkung des Klingelns sein Pistol in den Kamin hinein abschiesst, wenn die Bedienung nicht gleich auf den ersten Glockenzug erscheint, in höchst ergötzlicher Weise in Scene setzte.

In der Revue des deux Mondes hat Murger zwei grössere Arbeiten veröffentlicht, im Jahre 1853 „Adeline Protat ou Scènes de la Vie de Campagne“ und 1854 „les Buveurs-d'eau, scènes de la Vie d'artistes,“ über die ich in dieser kurzen Skizze noch ein

Wort sagen will. Ich beginne mit der zweiten, den Buveurs d'eau, da sie mit den Scènes de la vie de Bohême in einem inneren Zusammenhange stehen und zu diesen einen entschiedenen sittlichen und literarischen Fortschritt bilden. Der Titel ist bezeichnend genug, denn dass „Buveurs d'eau“ keine Wassertrinker der Gesundheit wegen, keine sogenannte „Wasserfreunde,“ sondern eine Gesellschaft armer Teufel bezeichnet, welche sich in ihren Versammlungen aus Sparsamkeit nur mit Wasser (und gar mit filtrirtem Seinewasser!) tractiren, ist wohl an sich klar.

In der „Bohême,“ von der ich oben sprach, herrscht das Element wilder Ungebundenheit vor, die bisweilen zur Zügellosigkeit und zu cynischem Verhalten ausartet, zwar gepaart mit einer Fülle von Geist und Humor, die aber doch nur erträglich ist, weil sie sich als Uebergangsperiode darstellt, als ein Ringen gegen ungünstige äussere Verhältnisse, als ein Ueberströmen jugendlicher Kraft, die später andere würdigere Bahnen finden wird. Die Buveurs d'eau sind eine Genossenschaft, eine Art Geheimbund junger strebsamer Künstler, die unter dem Drucke äusserster Armuth ihre Ausbildung vollenden, das heilige Feuer der Kunst tief innerlich bewahren, die sich verbunden haben, um sich gegenseitig zu tragen und zu stärken in dem Kampfe gegen die ihnen täglich nahe tretende Versuchung, ihr Talent handwerksmässig zum Erwerb auszubeuten. Dem sittlichen Fortschritt, in welchem die Buveurs d'eau zu den Scènes de la Vie de Bohême stehen, entspricht ein eben so bedeutender literarischer und sprachlicher Fortschritt. Während die Bohême vor den Augen des Lesers nur eine Reihe kecker zum Theil allerdings meisterhaft gezeichneter Gemälde entrollt, die zueinander in keinem nothwendigen inneren Zusammenhange stehen, entwickeln sich aus den Schilderungen des Lebens der Buveurs d'eau einige novellenartig in sich abgeschlossene Episoden. Die Sprache ist correkter, literarischer geworden, ohne an Kraft und Originalität eingebüsst zu haben. Die Meisterschaft, welche die Bohême für launige Darstellung bekundet, findet sich hier, allerdings nicht ohne einen Anflug der den meisten französischen Prosaikern der

Neuzeit anhaftenden Manier, für die Schilderung ernster Vorfälle wieder.

Bei allem aufrichtigen Bedauern, welches der frühe Tod Murger's in der Pariser Schriftstellerwelt hervorrief, war doch die allgemeinere Ansicht über sein Talent die, dass dasselbe ein einseitiges, der weiteren Entwickelung wenig fähiges gewesen sei. In Allem was er geschaffen, tönten, so meinte man, die alten Klänge aus der Vie de Bohême, welche mit seinem Wesen auf das Tiefste verwachsen schienen, wenn auch in vielfach veränderten Weisen, immer wieder und wieder durch. Man ist fast geneigt, dieser Behauptung beizupflichten, wenn man spätere Productionen, wie die „Scènes du Pays latin," oder „les Vacances de Camille" ansieht. Aber wer Murger's zweites grösseres Werk „Adeline Protat, ou Scènes de la Vie de Campagne" ruhig auf sich hat wirken lassen, wird doch jener Ansicht entgegentreten und dem Dichter eine Entwickelungsfähigkeit zugestehen müssen, der leider nur das längere Leben gefehlt hat.

In „Adeline Protat" haben wir einen in sich abgeschlossenen Roman und zwar einen Roman aus dem Volksleben, eine wirkliche Dorfgeschichte vor uns, in deren Anlage sich allerdings vielfach die Unbehülflichkeit des Anfängers zeigt, die aber von einer feinen psychologischen Beobachtungsgabe Zeugniss giebt und das Talent bekundet, die Denk- und Empfindungsweise des Volkes treu wiederzugeben.

Der Schauplatz der Handlung ist ein Dorf am Rande des grossen Waldes von Fontainebleau, einem der wenigen Reste der ungeheuren Waldungen, welche einst das alte Gallien bedeckten. Das Dorf ist nicht in der unmittelbaren Nähe jener Gegenden gelegen, die alljährlich von Hunderten und aber Hunderten von Touristen aus der Hauptstadt und den unvermeidlichen Söhnen Albions besucht werden, sondern bei einer Reihe von schönen und grossartigen Waldpartieen, welche vorzugsweise das Wallfahrtsziel der Pariser Maler sind. Der Held des Romans ist denn auch einer von den Jüngern der Kunst,

welche der Pariser Künstlerjargon „rapins“ getauft hat und die das Landvolk jener Gegend in souverain-volksthümlicher Wortbildung einen **désigneux** zu nennen pflegt. Die Heldin des Romans Adèle, die Tochter des sabotier Protat hat eine Erziehung weit über ihren Stand hinaus bei den Eltern einer Jugendfreundin genossen, welche als Kind von Adeline's Vater aus dem Wasser gerettet wurde. Sind so allerdings die beiden Haupthelden der Erzählung durch ihre Bildung dem eigentlichen Volksleben entrückt, so gehören sie ihm doch durch Abstammung, Gesinnung und Gewohnheit an; denn Adèle hat bei den vornehmen Leuten das Kind des Volkes nicht verläugnet und ist willig und gern zu dem alternden Vater in das bescheidene Häuschen zurückgekehrt, in dem sie an Stelle ihrer längst verstorbenen Mutter die Geschäfte der Hausfrau versieht. Und die anderen in den Gang der Handlung eingreifenden Personen gehören ganz dem Volke an, die mère Madelon, die ein widriges Geschick aus einer wohlhabenden Bauersfrau in ihrem Alter zur Magd gemacht hat, der Lehrling und Pflegesohn des alten Protat, der den für einen Findling und der Holzschuhschneidekunst Beflissenen allerdings sehr zarten Namen Zéphyr führt, und namentlich der alte Protat selbst. Dieser ist eine vortrefflich gezeichnete Figur, zugleich Handwerker und für seine Verhältnisse wohlhäbiger Eigenthümer von Haus und Acker ist er ein Typus der Energie, der Unabhängigkeit, des gesunden Sinnes, aber auch des Hochmuthes und Starrsinns des französischen Bauern, der es sich auf den ersten Blick ansehen lässt, dass er der Sohn der Väter ist, welche das sociale Drama der ersten Revolution in Scene setzen halfen.

Denke ich an den Gesammteindruck, welchen die wiederholte Lectüre dieses Romanes, mit seiner trefflichen Charakterzeichnung, seinen naturgetreuen Schilderungen der Vorgänge des Dorflebens und der naiven Vorstellungen der Landleute auf mich gemacht hat, so kann ich nicht umhin die Ueberzeugung auszusprechen, dass Henri Murger, der Sohn des Volkes, der häufig und gern mit dem Landvolk verkehrte, auf diesem in der französischen Literatur so wenig angebauten Gebiete (George Sand's Petite Fadette, Marc au Diable und François

Champi stehen sehr vereinzelt da) berufen und befähigt war, Tüchtiges zu leisten, und mit ihm für die Entwickelung einer volksthümlichen Literatur eine reiche Hoffnung begraben worden ist.

Charlottenburg.

C. Ploetz.

Notes and Emendations
to
Shakspere's „Merchant of Venice."

I.

I., i, 29, 4.*)

„To find the other forth, and by adventuring both."

Verses of six feet, like this, are indeed frequent enough in Shakspere; but, unless I am much mistaken, some of them owe their origin to the early editors, and not to the poet. The present verse would assume the usual length by throwing out two useless syllables. It would then read —

„To find the other forth, and venturing both."

II, i, 1, 11 —

Morocco.

„I would not change this hue,
Except to steal your thoughts, my gentle queen."

The word thought, which now we refer exclusively to an operation of the intellectual faculties, is in this passage, and frequently by Shakspere, used as synonymous with „feeling," or „heart." Thus it is clearly employed, II, vi., 11, where Jessica expresses a doubt if she is really Lorenzo's, and Lorenzo replies —

*) As the scenes in Shakspere are too long to serve the purposes of easy and expeditious reference, the author has numbered the speeches in each scene, and, in long speeches, even the lines. Thus I., 1, 29, 4, means first act, first scene, twenty-ninth speech, being Bassanio's, and beginning, „In my school days;" and, of this speech, the fourth line.

„Heaven and thy thoughts are witness that thou art.“

And III., ii., 12 —

Portia.

„How all the other passions fleet to air,
As doubtful thoughts and rash-embraced despair,
And shuddering fear, and green-eyed jealousy!“

Here we find „thoughts“ classed as a passion, with despair, fear, and jealousy.

III., iv., 5 —

„Fair thoughts and happy hours attend on you.“

This is Lorenzo's wish at parting, and it expresses clearly very much the same that Jessica adds —

„I wish your ladyship all heart's content.“

Compare „Julius Cæsar,“ III., i., 67 —

„With all kind love, good thoughts and reverence.“

II.

II., ix., 3, 6 —

„If I do fail in fortune of my choice.“

I think we have here a misprint, perpetuated through all editions, for

„If I do fail of fortune in my choice.“

Arragon had just said — „If I fail of the right casket.“ The sense becomes much clearer by the proposed alteration.

III.

III., i., 3 —

Salanio.

„I would she were as lying a gossip in that as ever knapp'd ginger, or made her neighbours believe she wept for the death of a third husband.“

The knapping of ginger and the fictitious tears must clearly be taken together as proving the woman in question to be a lying gossip, for, surely, the knapping of ginger alone is not a proof of lying. We must, therefore, read, „as ever knapp'd ginger, and, &c.“ Salanio alludes to a widow that made her

tears flow by the application of ginger, and then pretended she was weeping tears of sorrow.

IV.

III., ii., 10 —

„Tell me where is fancy bred,
Or in the heart, or in the head,
How begot, how nourished?
Reply, reply.

Is it engendered in the eyes,
With gazing fed, and fancy dies
In the cradle, where it lies?
Let us all ring fancy's knell;
I'll begin it: Ding, dong bell."

The meaning of this little poem has been entirely hidden and perverted by Steevens' explanation, which appears to have been accepted by all subsequent editors, by Schlegel, in his admirable translation, and by readers in general. Steevens explains „fancy" to mean „love," and appends a passage from the „Midsummer Night's Dream," where fancy clearly has that meaning —

„Sighs and tears, poor fancy's followers."

Many more passages might be adduced to show that „fancy" is used as a synonym of „love;" but the question is, whether that meaning applies here. When we examine the poem, we find that it is not a love song, but a dirge —

„Let us all ring fancy's knell."

What could be more inappropriate or of worse omen than to sing the death-song of love at the very moment when love is to be triumphant, and about to unite two loving hearts together. We must suppose the musical accompaniment to have been under the direction of Portia. But it harmonizes very badly with that lady's good sense that she should be guilty of such a blunder. Besides, is it really true, by all the experience of lovers, or is it a theory held by Shakspere, that „love is engendered in the eyes?" Surely it is not, but, as

Helena expresses it in the „Midsummer Night's Dream," I., i., 49 —

„Love looks not with the eyes, but with the mind,
And therefore is wing'd Cupid painted blind."

We must, therefore, on all grounds, condemn Steevens' explanation; and now arises the question, what is the right one? The poem must harmonize with, and have a bearing upon, the scene into which it is inserted. It is the scene in which Bassanio has to choose the right casket. His two predecessors had both failed, being misled by the glitter of the outward show to choose the golden and the silver caskets respectively, though the Prince of Arragon, like a „deliberate fool," had wisely remarked, that „the multitude choose by show, not learning more than the fond eye doth teach" — II., ix., 5. Now, Bassanio might have fallen into a similar error; but maturely reflecting on the fallacy of judging through the „fond" eye alone, and from external appearances, and, warned by the friendly admonition contained in the song, that the eye produces fancy, he comes to the conclusion —

„So may the outward shows be least themselves,
The world is still deceived with ornament," &c.

The train of ideas with which he begins is evidently but the continuation of those contained in the poem. And now we cannot have the least difficulty in recognising the true meaning of „fancy." It is a contraction of „phantasy," with which „phantasma" and „phantom" are connected, and derived from the Greek, *φαίνειν*, „to show." It denotes that which is unreal, or only apparently real, a creation of the mind, and it is, therefore, used as opposed to truth and reality. Fancy pictures to itself things different from what they are — a fancy picture has always much of fiction in it; the fancy of men, therefore, leads them astray, it is not directed by judgment, and therefore often, as in our passage, equivalent to „illusion."

V.

III., ii., 14, 12 —

„An unlessoned girl, unschool'd, unpractised,
Happy in this, she is not yet so old

But she may learn; happier than this,
She is not bred so dull, but she can learn;
Happiest of all is, that her gentle spirit
Commits itself to yours to be directed."

The correctness of this passage, as far as I can ascertain, has never been questioned; and yet, it undoubtedly contains a serious error. The three adjectives, „happy," „happier," „happiest," clearly refer to the substantive „girl," to which they form simple attributes. But this attributive connexion is destroyed by the verb „is" in the fifth line. This verb requires a subject to which it must be referred. If the grammatical laws of the language allowed us to supply the pronoun „she" the difficulty would be at once removed, at least as far as the syntax of the sentence is concerned; though the symmetry and regularity would still suffer. But that pronoun cannot be supplied, and therefore, the sentence, as it stands, is incorrect, and has been reprinted, in every edition of Shakspere, in bold defiance, or in happy ignorance, of good grammar. Let us do tardy justice to the poet, and by removing an ugly misprint, restore the genuine reading.

„An unlessoned girl,
Happy in this, &c., happier than this, she is, &c.,
Happiest of all in*) that her gentle spirit
Commits itself to yours to be directed."

VI.

III., ii., 14, 20 —

„But now I was the lord
Of this fair mansion, master of my servants,
Queen o'er myself; and even now, but now
This house, these servants, and this same myself,
Are yours."

Portia contrasts the immediate past with the present time. To the former period she refers by saying „but now," to the latter in the words „and even now, but now." Here, it is

*) When the author wrote this, he was not aware of the fact that Collier's annotator had proposed the same alteration. This was pointed out to him by Mr. Tinling, who also suggested a further very ingenious emendation, viz., to read (l. 3), „happier in this," for „happier than this."

strange that the same expression, „but now," should be used in two senses entirely opposed to each other. That they can be used in this way there is no doubt. The „but" in the first expression would be used as an adverb, equivalent to „only," or „almost;" the „but" in the second would be a conjunction, equivalent to „however." We may say —

„But now the mighty Cæsar was a god;
But now he is a lifeless clod of earth."

It is, however, apparent that the adversative conjunction „but" cannot be employed unless it heads that portion of the sentence to which it belongs. It can in no way be preceded by the conjunction „and." Therefore, the words, „and even now, but now," cannot have the force of adversative particles. What, then, shall we do with them? How shall we explain them? I confess I see no remedy but an alteration of the text, and I take my cue from a passage in this identical play. We have a similar contrast of past and present in I., i., 4 —

„And in a word, but even now worth this,
And now worth nothing."

We see from this passage that, whereas „but even now" refers to the past, the present is indicated not by „but now." but by „and now." Let us apply what this passage teaches to the passage under consideration, and we shall find that by the simple transposition of „and" and „but" we shall restore sense and grammar, as the verse will then read —

„Queen o'er myself, but even now; — and now
This house, these servants, and this same myself,
Are yours."

VII.

III., ii., 22 —

Bassanio.
„And do you, Gratiano, mean good faith?

Gratiano.
Yes, faith, my lord.

Bassanio.
Our feast shall be much honour'd in your marriage.

Gratiano.

We'll play with them the first boy for a thousand ducats.

Nerissa.

What, and stake down?

Gratiano.

No; we shall ne'er win at that sport, and stake down.
But who comes here? Lorenzo and his infidel?
What? and my old Venetian friend, Salerio?"

As this passage is printed in our editions, it is really in a sad state. We have prose and verse jumbled together, and verses of all lengths. It is not difficult to restore it to perfect metre by a few slight alterations.

Bassanio.

And do you mean good faith?

Gratiano.

Yes faith, my lord.

Bassanio.

Our feast shall be much honoured in your marriage.

Gratiano.

We'll play with 'em the first boy a thousand ducats.

Nerissa.

What, and stake down?

Gratiano.

No; we shall never win
At that sport, and stake down. But who comes here?
Lorenzo and his infidel? What, and
My old Venetian friend, Salerio?

The only alterations made are — 1st. The omission of the unnecessary word Gratiano in the first verse. 2nd. The spelling of „'em," for „them," by which the two words, „with them," can be contracted into one (as in „Julius Cæsar," I., ii., 38, 12). 3rd. The omission of „for," which also is superfluous.

VIII.

III., ii., 41 —

„The dearest friend to me, the kindest man,
The best condition'd, and unwearied spirit,
In doing courtesies; and one in whom

The ancient Roman honour more appears,
Than any that draws breath in Italy.“

In this glowing description of the high and noble qualities of his friend Antonio, it is clear, that Bassanio does not take the word „courtesy“ in the sense in which alone it is now current, and which makes it equivalent with civility and urbanity — things pertaining not to a man's morals, but rather to his manners. The meaning Shakspere attaches to the word is more honourable to Antonio; it is evidently used as synonymous with „kindness.“ This is borne out by another passage in the same play. III., i., 17 —

„He was wont to lend money for a Christian courtesy.“

And by Lear, II., iv., 55 —

„O Regan, thou shalt never have my curse,
Thou better know'st
The offices of nature, bond of childhood,
Effects of courtesy, dues of gratitude.“

IX.

III., ii., 44, 5 —

„Should lose a hair through Bassanio's fault.“

This verse lacks a syllable, which Symmons has supplied by reading —

„Should lose a hair through my Bassanio's fault.“

But there is no occasion to add a word. We need only spell and read „thorough“ instead of „through,“ and the rhythm is unexceptionable.

X.

IV., i., 28 —

„To cut the forfeiture from that bankrupt there.“

This verse has one syllable too many; but Shakspere wrote —

„To cut the forfeit from that bankrupt there.“

XI.

IV., i., 76, 9 —

„From such misery doth she cut me off."

This verse halts, and must be restored by reading —

„From such a misery doth she cut me off."

XII.

IV., i., 95, 7 —

„Of one poor scruple; nay, if the scale do turn."

This lame verse can easily be cured by omitting the unnecessary auxiliary do. The termination of the verse is then, if the scale turn. This termination looks faulty at first sight, at least, if we apply the laws of classical versification. For there it is a fundamental principle that the last foot of every verse should represent the pure rhythm. The rhythm of the blank verse is iambic; the last foot, therefore, we might think, should not consist of two such words as scale turn, which can only be considered a spondee, and not an iambus. What makes this apparent neglect of the true iambic rhythm still worse, is the circumstance that in the preceding foot, if the, the rhythmical accent (the arsis) is on the short, insignificant article. I must confess this kind of verse is not pleasant to my ear. But they are so frequent in Shakspere, that we must look upon them as perfectly legitimate, and need not hesitate to introduce them in an emendation. In the „Merchant of Venice," alone, we have the following examples: —

II., i., 3 —

„Pluck the young sucking cubs from the she-bear."

III., ii., 37 —

„I have engaged myself to a dear friend."

IV., i., 91 —

„I take this offer then: pay the bond thrice."

IV., i., 106 —

„Therefore thou must be hang'd at the states' charge."

XIII.

IV., i., 133 —

„And if your wife be not a mad woman.“

The rhythm of this verse seems even more irregular than that of those we had just now under consideration. For here the last foot deviates more from the iambic rhythm than a spondee. It is a pure trochee, and, therefore, the verse reads precisely like a Greek skazon, i. e., limping iambic verse, where the last foot is regularly and purposely a trochee, in order to produce a peculiar and almost ludicrous effect. But, upon closer examination, much of this oddity disappears. The expression, „mad woman," namely, is to be considered, not as two words, but as a compound substantive, the feminine of „madman.“ There is a difference in the accents on „mádman“ and „mad mán“ — the first is a trochee, the second an iambus. Just sò, „mad wóman“ differs from „mádwoman.“ The former has the accent on the penultimate, the latter on the antepenultimate. Now, by a fundamental law of the English language, in every word of three syllables, that syllable which immediately adjoins the accented syllable can, in poetry, be used as an unaccented (or short) syllable; and that syllable which immediately adjoins this short or unaccented syllable — and is, therefore, separated by it from the accented syllable — receives a secondary accent, and can, therefore, be used as long. Thus, in devoteé, disregárd, entertáin, the antepenultimate receives a secondary accent; in májesty, próvident, tówering, the ultimate does the same. Applying this rule to the word madwoman, we shall find that it can be scanned as amphimacer mádwomán, or in other words, that the second part of it, the word „woman“ can change its original accent from that of a trochee to that of an iambus.

XIV.

V., i., 24 —

Jessica.
„I am never merry, when I hear sweet music.“

It is worth while to inquire what is the precise meaning of „merry." Surely, Jessica cannot mean to say that music makes her sad. She speaks in general of „sweet music," not of solemn adagios, only, that melt the heart, and produce that sweet, softening melancholy, so soothing and delightful. To get at the true meaning of „merry," we must widen the enquiry, and compare the opposite of „merry," viz., „sad." There is an obvious connection between „sadness" and „attention," „thoughtfulness" and „reflection;" and between „mirth," and „thoughtlessness," and „inattention." Thus, in „Midsummer Night's Dream," IV., 1. —

„Then, my queen, in silence sad,
Trip we after the night's shade.

„Winter's Tale," IV. —

„My father and the gentleman are in sad talk."

Here, as Warburton observes, sad signifies only grave, sober. Blackstone quotes a statute — 3 Henry VII., c. xiv., which directs certain offences, committed in the king's palace, to be tried by twelve sad men of the king's household. Here we have the judex tristis of Latin phraseology, who is not a sad melancholy judge, but one composed to serious attention and gravity, the very opposite quality of that which charakterises the reveller and the merry-maker. This connection between mirth and thoughtlessness is exemplified in Goldsmith's „Deserted. Village," 122 —

„And the loud laugh that spoke the vacant mind,"

and 255 —

„Spontaneous joys, where nature has its play,
Lightly they frolic o'er the vacant mind;"

and, on the other hand, how closely correlative are sadness and thought is shown in the same poem, v. 136 —

„The sad historian of the pensive plain" —

where „pensive" evidently means „mournful." Jessica, therefore, in saying she is not merry when she hears sweet music,

means to imply that she cannot think of anything else — that she is riveted by music — that she must listen and attend to it; and this is precisely the sense in which Lorenzo takes it, and which he fully explains by saying —

„The reason is, your spirits are attentive."

Liverpool. Dr. W. Ihne.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Die Verwendung des deutschen Lesebuchs für den deutschen Unterricht in Gymnasien und Realschulen. Nachgewiesen an Götzinger's Lesebuch von Dr. Ludwig Frauer. Schaffhausen, Hurter'sche Buchhandlung. 1861.

„Ein deutsches Lesebuch ist an sich etwas Todtes, Leben erhält es erst durch die Art, wie es vom Lehrer angesehen, benützt und behandelt wird.“ „Das deutsche Lesebuch soll den Mittelpunkt des deutschen Unterrichts in der Mittelschule bilden.“ Mit diesen beiden Sätzen eröffnet der Verfasser seine Ansichten über den Zweck und Gebrauch eines Lesebuchs; über den Werth desselben für die Bildung der mittleren Volksschichten und geht dann näher ein auf das Götzinger'sche Lesebuch und dessen Verwerthung für mündliche und schriftliche Arbeiten.

Bei der Wichtigkeit, die der Gegenstand hat zumal für uns, die wir, worauf ich erst kürzlich in meinem Jahresbericht nachdrücklichst hingewiesen habe, dem deutschen Unterricht noch nicht das volle Recht einräumen, das er beanspruchen kann und muss, bei der Gründlichkeit und Gediegenheit der ganzen Arbeit des Verfassers scheint es mir angemessen, den Inhalt des Buches ausführlicher, als es bei Büchern ähnlicher Art nöthig ist, darzulegen.

Eins der wichtigsten Mittel zur Bildung des Mittelstandes, sagt der Verfasser, ist neben der Lateinischen Sprache, neben der Geschichte des Vaterlandes, neben Naturwissenschaften, Mathematik und Zeichnen der rechte Betrieb der deutschen Sprache. Die Gelehrsamkeit, so weit davon die Rede sein kann, dieser mittleren Schichten des Volkes wird eine naturwüchsige und nationale sein müssen; sie wird besonders auch darin bestehen müssen, dass sie das, was gut deutsch und was schlecht deutsch geschrieben ist, verstehen und unterscheiden können, und dass sie selbst gut deutsch zu sprechen und zu schreiben im Stande sind. Zur Erlangung einer solchen Schulbildung ist freilich für diese Kreise eine Verlängerung der Schulzeit nöthig. Wer Kaufmann, Apotheker, Buchhändler, Buchdrucker, Fabrikant, Techniker, Forstmann, Oeconom u. s. w werden will, der muss, wenn er später als Deutscher Bürger dem Beamten ebenbürtig zur Seite, beziehungsweise auch ihm gegenübertreten will, bis zum sechzehnten oder siebzehnten Lebensjahre die humanistische oder realistische Gymnasialschule besuchen. Die Einführung in die Literatur und Poesie fällt nicht zusammen, die letztere geschieht früher, die erstere später, wenigstens in vollständiger Weise am Schlusse des Gymnasialcursus. Dass dazu auf dieser Stufe auch das Studium des Altdeutschen gehört, versteht sich von selbst; und

der Einwurf, das Altdeutsche gehöre ganz allein auf die Universität, ist nichtig. „Ein hohleres Wort kann kaum gesprochen werden." Ueberhaupt sollte das nationale Band, welches in unserer Sprache und Literatur liegt, weit mehr gepflegt und benutzt werden von einer Nation, welche so wenig nationale Bande besitzt. Man beklagt sich über die Regierungen, über die Dynastieen, als ob diese allein oder vorzugsweise die Einigung Deutschlands verhinderten. Aber wären sie im Stande, ernsthafte Hindernisse zu bereiten, wenn nicht in der Nation selbst, im ganzen Volk die Elemente der Trennung und des Gegensatzes lägen und ungehindert wucherten? Wie weit auseinander stehen im deutschen Volke selbst die Gegensätze, die Richtungen und Bestrebungen und deren Vertreter! Wie gross ist die Trennung zwischen den sogenannten studierten Ständen und den unstudierten, zwischen dem Beamten und dem Gewerbsmann, zwischen dem Offizier und dem Literaten, zwischen dem Edelmann und dem Bürger, zwischen dem Preussen und dem Baier, ja selbst zwischen dem Baier und dem Schwaben! Welch weite Kluft besteht zwischen dem katholischen Priester und dem protestantischen Pfarrer! Kaum kennen sie sich als die Glieder Eines Volkes. Wie anders wäre es, welch kühnere Hoffnungen dürften wir für den Ausbau unseres politischen und socialen Lebens schöpfen, wenn durch eine nationalere Erziehung den Gegensätzen der Stachel, das Gift genommen wäre; wenn dem Beamten und dem höheren Gewerbsmann, dem Offizier und dem Literaten, dem Edelmann und dem Bürger, dem Preussen und dem Baier, dem protestantischen Philosophen und dem katholischen Priester, wenn ihnen allen durch das Gymnasium oder die höhere Realschule wirkliche Liebe zu deutscher Sprache eingeflösst worden wäre, gegründet auf eine mässige aber sichere Kenntniss in diesem Gebiete!

Indem er nun auf den deutschen Unterricht im Sprechen und Schreiben, den Hauptzweck seiner ganzen Schrift, näher eingeht, schickt er die Behauptung voran, dass der Unterricht und die Uebung im deutschen Sprechen in den meisten Mittelschulen vernachlässigt werde. „Man nimmt an, der Schüler lerne genugsam deutsch sprechen durch die realen Unterrichtsstoffe, durch Religion, Sprachen, Geschichte, Mathematik. Man bedenkt nicht, dass in den Unterrichtsstunden, welche diesen Gegenständen gewidmet sind, der Lehrer genöthigt ist, sich mehr mit dem Inhalt als mit der Form zu beschäftigen, dass er oft zufrieden sein muss, wenn die Schüler den Gedanken erfasst haben, dass er also nicht immer eine Wiedergabe des Gedankens von Seiten des Schülers in guter, fliessender Form erwarten kann." „Alle Uebungen im Schreiben, im Stil, in Aufsätzen stehen rein in der Luft, wenn sie nicht gebaut sind auf die Grundlage der Sprechübungen. Schreiben ist überhaupt nur ein Ersatz des Sprechens. Es soll nichts geschrieben werden, was nicht schon gesprochen wurde, nichts, was so hoch über dem Bewusstsein des Schülers steht, dass es nur von aussen in ihn hineingepaukt werden muss, nichts, was nicht leicht und frei von dem Schüler gesprochen werden könnte." Woher soll nun der Schüler den Stoff nehmen? Vorzugsweise aus dem Lesebuche; wo er denselben aber auch aus sich selbst und aus seinem eigenen Leben schöpft, da soll er Vor- und Musterbilder aus dem Lesebuche nehmen. Da nun selbstständige Arbeiten von noch nicht erwachsenen Jünglingen eine Unmöglichkeit sind, Uebersetzung aus alten Sprachen allein nach deren Eigenthümlichkeit auf den deutschen Stil nachtheilig einwirken muss und — der Beweis kann zu tausend Malen geführt werden — eingewirkt hat, so muss das Lesebuch in befruchtender Weise gebraucht werden und der Verfasser legt nun das Götzinger's zu Grunde, welches, für Elementarschulen nicht geeignet, der angegebenen Alters- und Bildungsstufe angemessen ist. Bevor er die einzelnen Stücke durchgeht und sie nach den Gesichtspunkten betrachtet, zu welchen Uebungen sie Anlass geben können, stellt er die Hauptübungen zusammen und führt einige wesentliche methodologische Grundsätze an,

nach welchen die Lesestücke, natürlich nach dem jedesmaligen Ermessen des Lehrers behandelt werden sollen.

Es sind dies folgende sechszehn Punkte.

1. Die Lesestücke sollen stets zweimal gelesen werden.
2. Bei dem zweiten Lesen soll Erklärung des Einzelnen stattfinden.
3. Nachdem dies geschehen, soll der Schüler den Inhalt verkürzt angeben. Verkürzung des ersten Grades.
4. Dasselbe soll noch einmal in grösserem Masse geschehen: Verkürzung des zweiten Grades.
5. Wenn das Lesestück von kleinerem Umfange ist, soll der Inhalt wo möglich in einer Periode, höchstens in zweien wiedergegeben werden: Verkürzung des dritten Grades.
6. Wenn das Lesestück von grösserem Umfange ist, soll mit der Verkürzung des zweiten Grades die Abfassung einer Disposition verbunden sein.
7. Wörtlicher Vortrag kleinerer Lesestücke.
8. Verkürzter Vortrag.
9. Schriftlicher Auszug.
10. Schriftliche Nachbildung.
11. Verwandlung eines Gesprächs in eine Erzählung.
12. Verwandlung einer Erzählung in ein Gespräch.
13. Verwendung zu Briefen.
14. Geschäftsaufsätze.
15. Grammatische Analyse.
16. Dictirübungen zur Ergänzung des Lesebuchs, die dann nach obigen Kategorien bearbeitet werden können.

Wenn so der Inhalt und die Form des Lesestücks in Fleisch und Blut der Schüler übergeht, wird der Gebrauch des Lesebuchs wahrhaft fruchtbar sein für die Bildung der Schüler in Bewältigung der Muttersprache. Die Zeit, welche diese Uebungen in Anspruch nehmen, darf man sich nicht verdriessen lassen.

In dem nun folgenden Theile des Buches behandelt der Verfasser der Reihe nach die Lesestücke des ersten Theiles des Götzinger'schen Lesebuchs, kürzer auch die des zweiten, um anzugeben, welche der genannten Sprech- und Schreibübungen vorzugsweise für das angegebene Lesestück passe. Er benutzt dabei zugleich die von mir früher ausführlich angezeigte Stylschule Götzinger's, von deren erstem Theile im vorigen Jahre eine zweite Auflage erschienen ist.

Als Anhang lässt der Verfasser noch zwei Aufsätze zum Vorlesen von Hackländer folgen.

Ein näheres Eingehen auf diesen praktischen Theil des Buches muss ich mir hier schon des Umfangs wegen, den die Anzeige gewinnen würde, versagen. Ich kann aber jedem Lehrer des Deutschen, besonders in den mittleren Klassen die Versicherung geben, dass er durch Benutzung des Buches wesentlich in seinem Unterricht sich wird gefördert sehen; dass er in dem Bestreben, durch den deutschen nicht wissenschaftlich gelehrten Unterricht möglichst viel zur Bildung des nicht studierenden, also des grösseren Theils der Nation beizutragen, kräftigst unterstützt und dass der Unterricht selbst durch eine so gute und sichere Hülfe wesentlich erleichtert wird.

Indem ich, für Belehrung und Anregung mancher Art dankbar, diese Anzeige schliesse, kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, dass alle Lehrer, denen die gründliche sprachliche Bildung ihrer Schüler am Herzen liegt, sich bewogen finden möchten, sich das Buch möglichst bald zur geeigneten Benutzung zu beschaffen.

Berlin. Dr. Sachse.

Schiller's Prosa, Auswahl für die Jugend. Stuttgart, Cotta. 1861.

Ein kurzes Vorwort belehrt über den Zweck des Buches. Es soll ein Seitenstück bilden zu der Auswahl aus den Gedichten, welche zur hundertjährigen Geburtsjubelfeier des Dichters im Herbst 1859 als Festgabe geboten worden ist. So wie bei der Auswahl aus den Gedichten an Knaben und Mädchen von 12—16 Jahren gedacht ist, so ist die Auswahl aus den prosaischen Schriften auf das Alter von 14 bis 18 Jahren berechnet als dasjenige, welches besonders empfänglich wäre, durch Vorführung und Erklärung der ausgewählten Stücke in Lehranstalten die ersten tiefen Eindrücke der Erkenntniss und Zueigenmachung des grossen Mannes von jener Seite zu erhalten, von welcher er sich als Historiker, als philosophischer und ästhetischer Denker darstellt. Wegen der Schwierigkeit des Verständnisses war eine durchgreifende Ausscheidung nöthig, und es musste das, was das angegebene Alter nicht zu erfassen vermöchte, einem reiferen Alter vorbehalten bleiben. Der Herausgeber hegt die Hoffnung, dass in dem dargebotenen Lehr- und Lesebuch die deutschen Jünglinge und Jungfrauen einen Freund erkennen werden, dessen edler Weise sie ausserhalb wie innerhalb der Schule als der treuesten und zuverlässigsten Führerin sich überlassen dürfen.

So das Vorwort, dessen Schluss wenigstens eine Unbestimmtheit enthält, die einer näheren Erklärung bedürftig erscheint. Eben so würde es wohl zweckmässig gewesen sein, zunächst über Anordnung und Plan des Gegebenen einige Auskunft zu ertheilen. Nach meinem Dafürhalten hätte das Persönliche müssen voraufgeschickt werden; hätten müssen die wichtigsten Momente aus dem Leben des Dichters mit dessen Briefen verschmolzen werden; hätten überhaupt jedesmal die Zeitangabe und Notizen mancher Art, welche nicht bloss das Verständniss erheischt, sondern die auch das Interesse an dem Dichter steigern, hinzugefügt werden. Diese Forderung würde ich nicht stellen, wenn das Buch bloss auf den Schulbesuch berechnet wäre, wenn es nicht auch als Mitgabe für's Leben, als Lesebuch ausser oder nach der Schulzeit geboten würde. Auf diese Briefe und persönliche Notizen hätten die Erzählungen S. 227 und 287, dann die geschichtlichen Aufsätze, zuletzt die ästhetischen und philosophischen folgen müssen. Eben so hätten überall sollen die Verkürzungen und Lücken der Aufsätze angedeutet sein. Für das erste Verständniss wäre dies eine wesentliche Erleichterung gewesen.

Sodann vermisse ich eine gehörige Besprechung und Beurtheilung Schiller's als Prosaiker. Diese ist viel wichtiger und nothwendiger, für diese prosaische Auswahl, als etwa eine gleiche Darstellung über den Dichter vor dessen Gedichten. Man ist bis jetzt wenigstens gewohnt, Schiller den Prosaiker zu ignoriren, zunächst wohl, weil dessen Leistungen in den Gedichten so gross und überwiegend sind. Aber nicht bloss die schönen Abhandlungen von Kuno Fischer über Schiller's Philosophie und die noch nicht abgeschlossenen Untersuchungen über Schiller's Verdienste um die Geschichte beweisen, wie wichtig der Gegenstand ist; die Schwäche und Erbärmlichkeit unserer Zeit, zumal der meisten poetischen Erscheinungen beweisen die ganze Wichtigkeit der Theorie Schiller's, die mir viel wichtiger erscheint, weil er selbst seine Theorie durch die Praxis bewahrheitet hat, als die noch so hohen und weisen Vorschriften und Forderungen unserer besten Aesthetiker.

Sollte, was gewiss nicht ausbleibt, weil es für den Schulgebrauch zweckmässig ist, das Buch Absatz finden, würde vielleicht Professor J. Meyer in Nürnberg, der sich schon so viele und wesentliche Verdienste um den Dichter erworben hat, die Hand dazu bieten, der Auswahl die Gestalt zu geben, die sie, wenn sie ihren Zweck vollständig erfüllen soll, haben muss. Es würde mich sehr freuen, wenn diese Anzeige dazu dienen sollte, die

Schriften des Mannes, dem die neueste Zeit so Vieles verdankt, in einer würdigen und zweckmässigen Art noch mehr als bisher zur Grundlage der geistigen Bildungssphäre der Gegenwart zu machen.

Der Schwan in Sage und Leben. Eine Abhandlung von Paulus Cassel, Königlichem Professor, Licentiaten der Theologie, der Erfurter Akademie, des Gelehrtenausschusses in Nürnberg, des Thüringischen und Märkischen Geschichtsvereins Mitgliede, des Vereins für Hennebergische Geschichte Ehrenmitgliede. Berlin, 1861.

Der Nebentitel dieses Büchleins ist: Hierozoicon. Die Thierwelt in heiliger Schrift, Legende und Sage. Abhandlungen von Paulus Cassel. 1) Der Schwan.

Der gelehrte und geistreiche Verfasser hat in dem vorliegenden Buche, das wegen der unsystematischen, nicht streng wissenschaftlichen Darstellung weniger eine Abhandlung als ein Vortrag zu nennen sein dürfte, es sich zur Aufgabe gestellt, die Natur und das Leben des Schwans in seiner Wirklichkeit, wie in der Poesie aller Völker und aller Zeiten vorzuführen. Doch ist dieser wissenschaftliche Zweck keineswegs der einzige, ja nicht einmal der hauptsächlichste; sondern die Hauptabsicht des Verfassers scheint zu sein, nachzuweisen, „dass Sage und Legende der tiefsten Sehnsucht nach des oft „unbekannten" Gottes Licht und Trost entsprossen sind." Daher soll sein Unternehmen „ein Zeugniss sein der stillen Arbeit, das wie ein Glöcklein in Waldeinsamkeit fast unerwartet zum Preise Gottes ruft."

Nach seiner grossen Belesenheit hat der Verfasser Alles und Jedes, was den Gegenstand betrifft, zusammengebracht und ungeachtet er dasselbe überall gelegentlich mit Reflexionen und Citaten aller Art begleitet, dabei doch eine gewisse Ordnung bezweckt. Wie wenig aber ihm dies gelungen, beweist schon die Inhaltsangabe, die so lautet: 1) Die Farbenlehre; 2) der Schwan in Sparta, die Schwanjungfrauen; 3) der Schwanritter. Indische Sagen. Im deutschen Mittelalter. Des Schwanritters Hülfe. Sein Scheiden. Schwanenkinder. Schwanenhemd und Ring. Schwanenpflege. Schwanenorden. Heimat der Schwansage. Scildsage. Kyknossage. 4) Schwanengesang. Anmerkungen.

Diesem Unordentlichen und Springenden in der Behandlung des Stoffes entspricht auch die Darstellung im Einzelnen. Gelegentliche Einfälle, Wortspiele und dergl. führen die extremsten Dinge zusammen und geben dem Ganzen zwar oft ein geistreich pikantes, aber auch mosaikartig barockes Gepräge. Am unangenehmsten ist für einen unverdorbenen Geschmack eine süsslich-salbungsvolle Sentimentalität, ein gewisses mystisches Hineinschauen in die Natur, ein Vermischen des Natürlichen und Uebernatürlichen, des Menschlichen und Geisterhaften, das Umsichwerfen mit sententiösen Geistesblitzen, die bei Licht betrachtet in Nichts zerfallen. Die Lebhaftigkeit des Vortrages führt auch oft eine gewisse Nachlässigkeit der Darstellung herbei. Manche Sätze sind nur Exclamationen; Relativadverbien werden manirirt statt des Pronomen relativum, Fremdwörter oft ohne allen Grund gebraucht.

Auf den Inhalt selbst näher einzugehen, ist hier weniger der Ort, als in einer mythologischen Zeitschrift. Wer für einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck das Buch ausbeuten will, muss sich Indices anlegen. Eine reiche Sammlung von Notizen gewähren die Anmerkungen, die von

der grossen Belesenheit des Verfassers zeugen, der indessen selbst im Vorworte darauf hinweist, dass ihm doch noch Manches entgangen ist. Schon Konrad von Meyenberg in seinem Buche der Natur würde ihm eine gute Fundgrube geworden sein.

Dr. Sachse.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 9. Jahrgang. Nro. 1—4. Nürnberg, 1862.

Der Streit um das Bisthum Würzburg in den Jahren 1122 bis 1127. Von Prof. Dr. von Hefele in Tübingen.

Da der Gegenstand, an und für sich zwar unbedeutend, aber doch immer beachtenswerth, bisher noch von Niemand vollständig und richtig dargestellt worden, ist die Untersuchung Hefele's in jedem Betracht dankenswerth.

Die Erforschung der deutschen Ortsnamen. Von Dr. E. Förstemann, Bibliothekar in Wernigerode.

Der durch seine Bemühungen um altdeutsche Namen wohlbekannte Verfasser fordert zu Mitarbeiten auf diesem Felde auf und macht Vorschläge, in welcher Weise Ortsnamensverzeichnisse anzulegen seien. Er erbietet sich ausserdem Solchen, die sich mit dergleichen Dingen beschäftigen wollen, zu Rath und That.

Zur Geschichte der Meistersänger in Nürnberg. Von J. Baader in Nürnberg.

Mittheilung einer Vorstellung der Meistersänger zu Nürnberg an den Rath daselbst um Ueberlassung eines geeigneten Locals zu ihren Versammlungen Ostern, Pfingsten und Weihnachten etwa aus dem Jahre 1540.

Die ältesten Schweizer Wandkalender. Von Dr. E. Weller in Zürich. Bericht über einen Fund von Kalendern aus dem Jahre 1512.

Zur Geschichte der Rugen. Von Adalbert Horand in Wien. — Einzelne bisher bekannte Notizen werden mit einer wichtigen Stelle aus Enodius vita Sti Epiphanii in nähere Beziehung gebracht.

Das preussische Reichsschwert. Von Dr. Märcker, geh. Archivrath zu Berlin. Beschreibung des Schwerts und Berichtigung bisheriger Ansichten über Bedeutung, Ursprung und Gebrauch desselben.

Anfrage über Gaugerichtssteine. Von D. Kr.

Es giebt an mehreren Orten Steine mit einer Pflugschar. Was dieselben bedeuten ist noch nicht ermittelt. Daher die Anfrage des D. Kr.

Märkische Orts- und Flussnamen. Von Prof. P. Cassel in Berlin. — Versuch des Nachweises, dass der Name Spree deutschen Ursprungs ist und s. v. a. Fluss bedeutet, indem sie gleiches Namens ist mit sprühen, springen, spriessen, sprengen, spreiten.

Ueber ein Formelbuch Heinrichs von Isernia. Von Anton Kohl in Schlaggenwald. Notiz aus einer Prager Handschrift über den genannten Gegenstand.

Eine Studentenwirthschaft des 15. Jahrhunderts. Von geh. Archivrath Dr. Märcker zu Berlin. Verzeichniss von Ausgaben eines Studenten aus dem Jahre 1451 für Reise, Einschreiben, Wohnung, Bursa, Wäsche und Beichte.

Eine Kirchenfahne von A. Dürer im Besitz des germ. Museums. Beschreibung und Abbildung derselben.

Grabstein eines Augsburger Bürgers zu Aussee in Steiermark. Von Joseph Feil in Wien. — Inschrift eines Grabsteins von Otto Schlecht, der „durch den gwalt Gottes“, wahrscheinlich also am Schlagflusse plötzlich gestorben. S. Schmeller Wörterb. IV, 72.

Die Pilgerfahrt des Grafen Ludwig von Hanau-Lichtenberg zum heiligen Grabe in Jerusalem im Jahre 1484. Vom Geh. Archivrath Dr. Märcker zu Berlin. Nach einem Hinweis auf die Wichtigkeit mittelalterlicher Pilgerberichte werden einige interessante Mittheilungen aus dem im Archiv zu Darmstadt befindlichen Reisebericht des genannten Grafen gemacht.

Handschrift des Lebens der Altväter. Von Prof. K. Bartsch in Rostock. Mittheilung eines Bruchstücks aus dem 13. Jahrhundert, welches nach Bartsch unzweifelhaft dem noch ungedruckten Leben der Altväter angehört, das den Dichter des Parcival (soll wohl heissen: Passional) zum Verfasser hat und dessen Handschrift sich in Leipzig befindet.

Zur poetischen Literatur des dreissigjährigen Krieges. Von E. Weller in Zürich. Nachträge zu des Verfassers Liedersammlung des dreissigjährigen Krieges.

Ein bisher unbekanntes Gemälde von Lucas Cranach. Abbildung des Gemäldes und Notizen über dasselbe.

Freikäufer. Von Dr. Thudichum zu Giessen. — Nach dem Verfasser sind Freikäufer arme Leute, denen bei grossen Märkten gegen Erlegung einer Summe die Erlaubniss ertheilt wurde, zu stehlen; sie durften sich aber nicht auf frischer That ertappen lassen, sonst konnten sie von dem Bestohlenen tüchtig durchgeprügelt werden.

Annales necrologici St.-Blasiani 963—1453. Von Dr. Fridegar Mone in Carlsruhe. Besprechung von Nekrologien und namentlich eines in den Händen der Mönche von St. Blasien zu St. Paul in Kärnthen befindlichen.

Zu Wernhers Marieenleben. Von Prof. Bartsch in Rostock. Das germanische Museum hat jüngst ein Bruchstück aus dem Marieenleben des Pfaffen Wernher von bedeutendern Werth erworben. Es stammt aus dem 12. Jahrhundert, ist äusserst sorgfältig geschrieben und wird deshalb ganz mitgetheilt.

Strafen des Mittelalters. Von G. Korschelt in Zittau. Entscheid des ältesten Schöppenbuchs von Olbersdorf bei Zittau über einen Todtschlag und Büssung desselben.

Neue Erwerbungen für die Waffensammlung des germ. Museums. Beschreibung einiger Waffenstücke nebst Abbildung.

Die Beilagen enthalten, wie immer, Anzeigen, Anfragen, Bekanntmachungen des Zuwachses des Museums u. dergl. m.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. 6. Jahrgang, 4. Heft. Wien, Tendler und Comp.

Gauriel von Montavel. Von Konrad von Stoffeln. Im Auszuge bearbeitet von Adalbert Jeitteles. Nach Besprechung der jungen Handschrift und der wenig bekannten Lebensverhältnisse des Dichters wird der Inhalt ziemlich ausführlich angegeben und stellenweise sind einige hundert Verse mitgetheilt.

Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie von Zingerle. VI. Kohlen und Schätze. Zusammenstellung von sagenhaften Erzählungen über Schätze finden und heben aus den vorhandenen Sammlungen von Meier, Wolff, Baader, Rochholz, Grimm, Panzer, Zingerle u. A.

Zu Heinrich und Kunegunde. Von Reinh. Bechstein. Unter Berücksichtigung der Recension Bech's in der Germania V, 485 u. fg.

werden die sprachlichen Verhältnisse des Gedichts Ebernand's ausführlicher erörtert.

Die Nibelungen in der Geschichte und Dichtung. Ein Beitrag zur Frage über die Entstehungszeit des Liedes von Moriz Thausing.

Ungeachtet der Verf. Holtzmann's „unvergängliche Verdienste um die wahre Gestalt" des Nibelungenliedes preist, ist er doch mit der Annahme Holtzmann's über die Entstehungszeit des Gedichts nicht einverstanden. Nach einigen Bemerkungen über Geschichte und Poesie kommt er zu dem Resultat, dass die Kämpfe der Ungarn und der Ottone sich deutlich in dem Gedichte wiederspiegeln, was er durch einige Einzelnheiten zu beweisen sucht, um daraus den Schluss zu ziehen, dass das Nibelungenlied in seiner ursprünglichen Fassung nicht vor den Ungarkriegen des 11. Jahrhunderts und nicht nach 1150 entstanden sei, sondern ungefähr zwischen den Jahren 1070 bis 1130, vielleicht um 1100.

Die Märe von den Gäuhühnern. Ein Beispiel des Strickers. Von F. Pfeiffer.

Ein 165 Verse langes Gedicht des Strickers, in welchem er die Ritter warnt, sich auf dem flachen Lande anzusiedeln, um etwa die Bauernschaft vergewaltigen zu können. An dem Schicksal der Burg Kirchling, welche von den Gäuhühnern (den Bauern) niedergeworfen, weist er nach, was Jedem bevorstehe, der sich nicht warnen lasse. . „Diese kurze, einfache Schilderung muss hohe Achtung erwecken vor der gesunden frischen Kraft einer Bauernschaft, die sich den Uebergriffen und den Bedrückungen des Adels zu einer Zeit, wo dieser auf dem Gipfel seiner Macht stand, mit so viel Ausdauer und Energie zu erwehren gewusst hat."

Zu Wolframs Parcival. Von H. Holland. I. Diu koufwîp ze Tolenstein Parciv. 409, 5. II. Die Trühendinger phanne Parciv. 184, 24. Sehr interessante Mittheilungen aus Urkunden über die beiden genannten Orte.

Allein. R. Bechstein theilt eine Stelle Luthers mit über den Sprachgebrauch des Worts allein, die in dem Wörterbuch I, 217 fehlt. Sie lautet so: Das ist aber die art unser deutschen sprache, wenn sie ein rede begibt, von zweyen Dingen, der man eines bekennet, und das ander verneinet, so braucht man des worts solum (allein) neben dem wort (nicht oder kein) Als wenn man sagt, Der Baür bringt allein korn und kein geldt. Nein ich hab warlich ytzt nicht geldt, sondern allein korn. Ich hab allein gessen und noch nicht getruncken. Hastu allein geschrieben und nicht uberlesen? Und dergleichen unzeliche Weise yn teglichen brauch.

In diesen reden allen, obs gleich die lateinische oder kriechische sprach nicht thut, so thuts doch die deutsche, und ist yhr art, das sie das wort (allein) hinzusetzt, auff das das wort (nicht oder kein) deste volliger und deutlicher sey, Denn wiewohl ich auch sage, Der Baür bringt korn und kein geld, so laut doch das wort (kein geldt) nicht so vollig und deutlich, als wenn ich sage, Der Baür bringt allein korn und kein geldt, und hilfft hie das wort (Allein) dem wort (kein) so viel, das es ein vollige Deutsche klare rede wird . . .

Recensionen. Von Fr. Stark: Deutsche Grammatik von Rumpelt. Ueber den Beilaut von K. Weinhold. Die deutsche Sprache von A. Schleicher. — Von K. Bartsch: Der Schwanritter von Fr. Roth.

Eine sehr schätzenswerthe Zugabe zu diesem Hefte ist ein sorgfältig ausgearbeitetes Register zu dem 4. bis 6. Bande der Zeitschrift von Joh. Lambel.

Berlin. Dr. Sachse.

Traité complet de la Conjugaison des verbes français à l'usage des écoles etc. par Lesaint. (Hambourg, Perthes-Besser & Mauke. 1862.)

Der Herr Verfasser hat in seinem Buche eine recht schätzenswerthe Zusammenstellung der hauptsächlichsten Schwierigkeiten gegeben, die dem Fremden besonders die Conjugation und Anwendung der französischen Zeitwörter bieten. Er nennt sein Buch „ouvrage tout à fait neuf dans son genre et destiné à combler le vide immense qui existe dans toutes les écoles" (!) und findet diese unendliche Lücke darin, dass noch kein Buch vorhanden sei, qui puisse donner aux étrangers des notices exactes sur une infinité de détails qui appartiennent à cette partie si essentielle du discours (!) Nachdem der Verfasser kurz den Stab gebrochen über die in Frankreich erschienenen Bücher, welche das französische Zeitwort behandeln, sagt er: Quant aux traités publiés en Allemagne sur la conjugaison des verbes français, ils sont peu nombreux d'abord, et l'on s'étonne de ne trouver dans aucun des règles ou au moins quelques mots sur les difficultés qui surabondent dans le verbe. Personne n'a voulu jusqu'ici s'aventurer dans ce labyrinthe où s'égarent toujours les Allemands et les Anglais: nous voulons parler des cinq temps suivants: imparfait, p. défini, p. indéfini, p. antérieur, plusque-parfait. Wenn er hier Buschbeck und Borel als die Einzigen anführt, qui se soient un peu étendus sur la signification de ces temps, so kann man wohl annehmen, dass ihm die wissenschaftlichen Arbeiten eines Mätzner und Anderer nicht bekannt sind. Auch in Bezug auf die Modalformen, deren er sechs annimmt, hätte er aus deutschen Werken, selbst aus den besseren Schulbüchern (wie z. B. Methodischer Lehrg. der franz. Sprache von Fr. d'Hargues) Vieles lernen können. Er bedauert, dass die meisten Grammatiker mit Ausnahme von Mozin (franz. Sprachlehre 1821!!) der Annahme einer zweiten Form des Conditionnel passé im hypothetischen Satzgefüge entgegen sind, und tadelt deswegen besonders Herrn Dr. Ploetz, obwohl ganz ohne Grund, denn wir finden in Ploetz Curs I. 147 (15. Aufl.) und Curs II. Lect. 48 (1857), dass letzterer ganz mit dem Herrn Verfasser im Einklang ist. Wir halten es vielmehr für ein gutes Zeichen, dass gründlichere Schulbücher, wie auch das erwähnte von d'Hargues (Curs II. 23) gerade davon abweichen, und protestiren sehr dagegen, dass das plusque-parfait du Subj., wenngleich diese Form häufig in hypothetischen Sätzen die Stelle des Conditionnel passé einnimmt, als zweite Form desselben zu betrachten sei, da dieser Gebrauch des Subjonctif nur aus einem engern Anschluss an die lateinische Sprache entspringt. Wir begreifen ferner nicht, wie der Verfasser behaupten konnte, les verbes en cer, ger, oyer, ayer, eler, eter etc. méritent des observations que presque toutes les grammaires passent sous silence, da nicht nur sämmtliche besseren Grammatiken, sondern selbst die des Herrn Dr. Ploetz, welche der Verfasser doch zu kennen sich den Anschein gibt, ausführlich diesen Gegenstand behandeln. Auch was der Verfasser von der Unkenntniss der franz. Passiva auf unseren Schulen sagt, möchten wir schwerlich unterschreiben.

So viel über die einleitende Vorrede des seines reichen Materials wegen wohl schätzenswerthen Buches. — Nach einer ausführlichen Table des matières gibt uns der Verfasser auf den ersten 45 Seiten eine freilich wenig gründliche Zusammenstellung von Regeln und Erklärungen über den Satz, dessen Theile, die Eintheilung der Zeitwörter, die Modalformen, Andeutungen über den Gebrauch der Zeiten. Hier begegnen wir auch einigen gewiss noch wenig bekannten Zeitformen: futur und conditionnel surcomposé, und passé indéfini und plusqueparfait surcomposé z. B. j'ai eu parlé, j'avais eu parlé. (!) Daran schliesst sich die Conjugation der Hülfsverba avoir und être, bejahend, verneinend, fragend und fragend-verneinend mit verschiedenen Anmerkungen in Bezug auf den Gebrauch. Dann finden wir die

regelmässigen Verba der vier Conjugationen mit ausführlichen Bemerkungen über jedes einzelne derselben, über den Gebrauch der Negationen und die Frageconstruction, über Bildung der Zeiten und Orthographie; die Regeln über die Verba auf cer, ger, etc. und über Abweichungen der regelmässigen Verben der drei andern Conjugationen. Es ist hier zu bemerken, dass Verfasser nur die Verba unregelmässig nennt, die sich nicht aus den fünf Primitivformen bilden lassen. Er kennt auf diese Weise nur folgende 20 unregelmässige Verba: aller, envoyer, acquérir, cueillir, courir, mourir, tenir, venir, asseoir, avoir, mouvoir, pouvoir, prévaloir, savoir, valoir, voir, vouloir, boire, être, faire. (!) Selbige nehmen mit vielen praktischen Bemerkungen einen Raum von 45 Seiten ein, der folgende Abschnitt behandelt sehr ausführlich 90 verbes défectifs (39 S.), verbes passifs und neutres (48 S.); bei letzteren finden wir ausführliche Verzeichnisse vieler hundert Zeitwörter, die mit avoir, être oder avoir und être zusammengesetzt werden, mit vielen Beispielen. Dann folgen die verbes actifs employés absolument (z. B. armer — armer un bâtiment — on arme partout), verbes doubles (z. B. dormir — dormez votre sommeil — Bossuet), verbes impersonnels (15 S.), verbes pronominaux (17 S.), verbe causatif (faire), verbe permissif (laisser devant un infinitif) mit Bezugnahme auf die Stellung der Fürwörter in besondern Fällen; ferner modèles de verbes actifs, passifs, neutres accompagnés de pronoms régimes (so wie eu und y, c'est moi qui —), verbes avec forme exclamative ou suppositive (z. B. puissé-je, ne fût-il pas), les verbes devoir, aller, venir de devant un infinitif, verbes itératifs, quelques verbes techniques, cris des animaux und einige règles d'euphonie in Bezug auf passé défini und imparfait du Subjonctif.

Wenngleich das Buch nicht entfernt auf wissenschaftliche Tiefe Anspruch machen kann, so wird es Vielen doch ein willkommenes praktisches Handbuch zum Nachschlagen sein. In den Abschnitten über die verbes neutres, pronominaux und défectifs vor Allem wird man häufig über Sachen sich Rath holen können, die man in den besten Grammatiken nicht so vollständig oder nur zerstreut vorfindet. Hierzu kommt, dass die Anordnung des reichen Stoffes eine klare und übersichtliche ist, und die Benutzung durch eine ausführliche table analytique erleichtert wird.

Schliesslich möchten wir noch, da der Verfasser wiederholt die Vollständigkeit seines Werkes rühmt, Einzelnes von Vielem anführen, was wir vermisst haben. Beim Part. présent hätten wohl in den betreffenden Fällen die gleichlautenden, aber in der Orthographie abweichenden Adjectiva erwähnt, überhaupt das Particip gründlicher behandelt werden sollen. Das Gerundium finden wir gar nicht erwähnt; auch die Regeln über das Part. passé sind oberflächlich und nicht vereint, doch der Verfasser will noch eine besondere Abhandlung über die Conjunction que und das Part. passé folgen lassen. Auch vermisst man, trotz der reichen Verzeichnisse, mehrere bekannte Verben. Z. B. bei den Verbes actifs pris dans un sens neutre — donner (la fenêtre donne...), bei den mit avoir oder être zusammengesetzten: convenir, décroître etc., bei den verbes doubles: échapper, cesser, sortir, monter, descendre, sonner etc. Auch wäre es wohl wünschenswerth gewesen, da der Verfasser doch für Deutsche schreiben wollte, er hätte bei vielen Verben die deutsche Uebersetzung gegeben. Auch wäre es aus diesem Gesichtspunkt nicht überflüssig gewesen, wenn er mit deutscher Bedeutung diejenigen Verben zusammengestellt hätte, die verschiedene Bedeutung haben, je nachdem sie mit avoir oder être zusammengesetzt sind: so wie die Verben, die im Französischen transitiv, im Deutschen aber intransitiv, oder derjenigen, die im Französischen pronominaux, im Deutschen es aber nicht sind, so wie den umgekehrten Fall.

Dr. Muret.

Englisches Vocabular, nach den Grundsätzen des Anschauungsunterrichts geordnet nebst einleitenden Bemerkungen über die englische Orthographie, von Dr. Vogel. Erste Abtheilung. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1862.

Vorstehendes Buch beansprucht ein Schulbuch zu sein. Es könnte daher wohl vor Allem die Frage aufgeworfen werden, ob mit gedruckten Vocabularien überhaupt ein segenbringender Nutzen in der Schule zu erzielen ist. Wir glauben, dass ein grosser Theil der Lehrer höherer Schulen sich im Allgemeinen nicht dafür aussprechen wird. Der Verfasser sagt selbst, dass die Zeit, die zur Erlernung dieser Sprache gewährt wird (wöchentlich durchschnittlich 4 Stunden) durchweg zu karg zugemessen ist. Der Schüler vermag kaum, da seine Thätigkeit durch so vielfache andere mehr- oder gleichberechtigte Gegenstände in Anspruch genommen wird, den ihm durch Grammatik und Lectüre gebotenen Vocabelreichthum zu überwältigen, und daher wird der Lehrer um so weniger geneigt sein, zu einem mechanischen Vocabellernen zu schreiten, als er schwerlich Zeit finden möchte, diesen noch todten Stoff mit seinen Schülern so zu verarbeiten, dass er ihr Eigenthum wird. Wohl immer wird er es vorziehen, dass der Schüler aus einer richtig geleiteten Lectüre, und aus den durch die Grammatik gebotenen schriftlichen Uebungen seinen Vocabelreichthum schöpfe. Für Pensionate und Privatunterricht möchten dagegen gedruckte Vocabularien sehr zu empfehlen sein.

Vorstehendes Buch, von dem der Verfasser sagt: „Dass ich für den Unterricht in Anwendung desselben einen bedeutenden Nutzen erzielen zu können hoffe, versteht sich von selbst; sonst würde ich mir sicherlich die Mühe, dieses Buch zu schreiben, erspart haben,“ weicht nun freilich von den gebräuchlichen Vocabularien vollständig ab, und zwar hauptsächlich durch das Bestreben, das bloss mechanische Auswendiglernen der Schüler zu beseitigen, und letztere „zum Selbstdenken, zum eigenen Ueberlegen und Forschen anzuleiten, überhaupt selbständiger zu machen.“

Das auch äusserlich mit der grössten Sorgfalt ausgestattete, auf gutes Schreibpapier gedruckte Buch enthält links auf jeder Seite die englischen Vocabeln, rechts blosse Linien. Der Schüler muss nun mit Hülfe des Wörterbuches erst die deutsche Bedeutung der englischen Wörter suchen, und wird hierin durch die systematische Anordnung des Memorirstoffes trefflich unterstützt. Das Material dieser uns vorliegenden ersten Abtheilung zerfällt in 10 Capitel, die einen Raum von 200 Seiten einnehmen. Die Flexionen derjenigen Wörter, welche eine Unregelmässigkeit zeigen, sind angegeben. Dem ersten Capitel vorauf geht eine Einleitung, die einen Ueberblick über die Hauptregeln der englischen Orthographie zu geben sich bemüht. Kurz werden hier behandelt: die Abbrechung der Wörter in Silben, die gebräuchlichsten Homonymen, Abkürzungen etc. In dem Buche selbst ist die Aussprache durch Zeichen nicht versinnlicht, worin wir dem Verfasser beistimmen, dagegen aber ist der Vocal der betonten Silbe durch Cursivschrift markirt.

Im Ganzen ist die Arbeit mit Ausnahme der Einleitung eine Uebertragung ins Englische eines für das Pensionat von Sillig in Vevey geschriebenen Buches: Vocabulaire pratique de la langue française à l'usage des jeunes gens étrangers de toute nation (Vevey 1856). Die erste Abtheilung des englischen Vocabular umfasst in 10 Capiteln die 11 ersten Capitel (das 9. gymnastique fehlt) des französischen Originals. Die Reihenfolge der einzelnen Capitel ist in beiden Büchern dieselbe; und auch die der Vocabeln; letztere jedoch sind in der englischen Uebertragung sehr bedeutend (durch über 1300) vermehrt.

Das Buch verdient durch seine Einrichtung jedem andern Vocabular vorgezogen zu werden, und für jedes Pensionat und auch für höhere Töchterschulen um so mehr Empfehlung, als selbiges mit seinem französischen Original gleichzeitig Anwendung finden kann. In dem französischen Buche ist unter Anderm fetter Druck angewendet bei Homonymen, um dadurch die Aufmerksamkeit des Lernenden mehr zu fesseln, und wir glauben, der Verfasser hätte auch hierin seinem Führer folgen sollen.

Dr. Muret.

Programmenschau.

Weltbürgerthum und Schule. Programm des modernen Gesammtgymnasiums zu Leipzig, von Dr. Moritz Zille. 1862.

Der Inhalt dieser interessanten Schulschrift, welche der Director des modernen Gesammtgymnasiums bei dem Schlusse des diesjährigen Cursus hat erscheinen lassen, kann zwar an dieser Stelle nicht eingehend besprochen werden, aber es wird den Lesern der Zeitschrift doch gewiss willkommen sein zu vernehmen, wie sich Dr. Zille insbesondere über den Sprachunterricht ausspricht, nachdem er in I. seine Ansichten über die Neuzeit dargelegt, in II. eine bestimmte Begriffsfassung des Weltbürgerthums und in III. Geschichtliche Rückblicke gegeben und nun in IV. auseinandersetzt, wie die Schule zum Weltbürgerthum erziehe.

Der Verf. sagt dort auf S. 29.

„Die wichtigste Frage vom weltbürgerlichen Standpunkt in dieser Beziehung ist aber die: in welchem Verhältnisse stehen die verschiedenen Sprachen, wie, wann und in welcher Aufeinanderfolge sollen sie betrieben werden? Wir haben hier zunächst zwei Unterscheidungen festzuhalten: 1) die Muttersprache und die fremden Sprachen; 2) die lebenden und die todten Sprachen.

In Betreff der Muttersprache lehrt schon die Natur, dass dieselbe zuerst zu betreiben ist. Wie sie zuerst gesprochen wird, so soll sie auch zuerst gelehrt werden, damit das Kind nicht nur nach unwillkürlicher Gewöhnung, sondern auch mit klarem Sachverständniss sprechen lerne. Wer seine Muttersprache versteht und gut spricht, der wird auch jede andere fremde Sprache leicht und gut verstehen und sprechen lernen. Die Kenntniss der Muttersprache ist die Grundlage aller Sprachkenntniss. Ehe daher das Kind nicht eine genauere Kenntniss seiner Muttersprache erlangt hat, soll es nicht zur Erlernung einer anderen Sprache schreiten: die Zeit, wo dies geschehen kann, ist das 10. Lebensjahr. Der ganze Bildungsgang der Kinder wird durch Erlernung einer andern Sprache von Grund aus verdorben, wenn die fremde Sprache zu früh erlernt wird, noch ehe das Deutsche zum klaren Bewusstsein gebracht worden ist. Möchte doch der Grundsatz unserer Anstalt immer mehr Geltung gewinnen, vor dem 10. Jahre kein Kind eine fremde Sprache lernen zu lassen. Bis zum 10. Jahre lerne das Kind die Muttersprache, erst durch Gewöhnung, dann durch Unterricht!

Der Muttersprache stehen die fremden Sprachen gegenüber. Wenn es nun gilt, das Fremde den Kindern zu eigen zu machen, so müssen wir natürlich von dem leichtern zu dem schwerern Gegenstande übergehen, weil dadurch ihre schwache Kraft geübt und vermehrt wird. Leichter nun

sind die lebenden als die todten Sprachen; es sind daher naturgemäss die lebenden eher zu beginnen, als die todten, und unter den lebenden wieder die leichteren, also für uns Deutsche die englische, welche zum Theil als deutsche Mundart betrachtet werden kann und ausserdem wenig sprachliche Schwierigkeiten bietet, da sie so wenig formenreich ist. Bei dem regen Völkerverkehr sind die lebenden Sprachen, und zwar diejenigen, welche als Weltsprachen zu bezeichnen sind — die englische, französische und deutsche — das allgemeinste Bedürfniss. Das Verständniss dieser Sprachen ist fortwährend in der Gegenwart nicht nur anwendbar, sondern nothwendig. Diesem Bedürfniss muss denn auch zuerst entsprochen werden.

Dieser Grundanschauung gegenüber weist man auf die geschichtliche Entstehung dieser Sprachen hin und meint, weil die französische und theilweise auch die englische Sprache Tochtersprachen der lateinischen sind, so müsse erst das Latein erlernt werden. Die Zeit und Art der Entstehung der Sprachen ist nicht entscheidend für deren Erlernung. Bei dem Lernen habe ich den lernenden Schüler in's Auge zu fassen und ihm das zu bieten, was er mit Leichtigkeit aufnehmen kann und was seine Kraft vermehrt. — Wir gehen in dieser Beziehung von der Mündung bis zur Quelle zurück, und zwar einfach deshalb, weil wir nicht anders können: denn wir sind an der Mündung des Stromes geboren — wir müssen zur Quelle hinaufsteigen. Vielfach verbreitet ist die Meinung, dass durch die Kenntniss des Lateinischen die Erlernung des Französischen erleichtert werde. Erleichtert wird allerdings die Kenntniss des Französischen, aber nicht der Gebrauch desselben, d. h. das Schreiben und Sprechen. Der lateinische Schüler hat die vorgefasste Meinung, dass er vermöge seines Lateinischen das Französische schon kenne; er erräth leicht die Bedeutung der französischen Wörter; daraus folgt, dass er auf die Erlernung der Formen und Satzregeln der französischen Sprache, die sehr mannigfaltig und fein sind, keine Sorgfalt verwendet. Er kann französische Schriften lesen und verstehen, aber er kann die französische Sprache weder sprechen noch schreiben. Ungründlichkeit und Halbheit der französischen Sprachkenntniss ist die Folge von der frühern Erlernung des Lateinischen. Dazu gesellt sich vom Lateinischen aus insofern noch eine Nichtachtung des Französischen, weil dieses als eine arge Verstümmelung und bäuerische Missgestaltung der volltönenden, formenreichen lateinischen Sprache erscheint. Ganz anders, wenn man das Französische eher kennen lernt; da tritt es als etwas Neues, Selbständiges dem Aug' und Ohr entgegen, da erregt es die volle Aufmerksamkeit, das reine Wohlgefallen und den ganzen Fleiss des Schülers. Während der lateinische Schüler mit Geringschätzung auf das Französische blickt, so lernt der Schüler, der später das Latein treibt, das Französische achten und ehren.

Der grösste Uebelstand bei den lateinischen Schulen ist aber der, dass die lateinische Sprache 8 bis 10 Jahre hindurch die Hauptsache bleibt, und der Schüler somit angeleitet wird, alle übrigen Sprachen, selbst die griechische, aber noch viel mehr die neueren als Nebensache zu behandeln. Gegen diese fortwährende nebensächliche Auffassung und Behandlung aller nichtlateinischen Sprachen muss man sich besonders vom weltbürgerlichen Standpunkte aus erklären; dadurch wird die weltbürgerliche Gesinnung von Grund aus entweder zerstört oder gelähmt und geknickt. Wie jedes Volk seine Selbständigkeit besitzt, so soll auch die Schule diese Selbständigkeit dadurch ehren, dass sie die Erlernung der Sprache, die sie lehrt, einige Zeit hindurch zur Hauptsache macht und darauf den meisten Fleiss verwenden lässt. Daraus entsteht eine Aufeinanderfolge der Sprachen, durch diese wird die richtige Werthschätzung derselben erzeugt und damit zugleich die weltbürgerliche Gesinnung genährt und befestigt. Vgl. Hanschild, Schulschrift v. 1854.

Demgemäss wird in unserer Anstalt mit dem 10. Lebensjahre der

Schüler das Englische begonnen und 2 Jahre lang als Hauptsache betrieben; diesem folgt in gleicher Weise mit dem 12. Jahre das Französische, mit dem 14. Jahre das Lateinische und endlich mit dem 15. Jahre das Griechische, wobei die vorhererlernten Sprachen immer fortgeführt werden.

On Troilus and Cressida. Von Dr. Böning. Programm der städtischen Realschule zu Bromberg. 1861.

Diese in flüssigem und elegantem, jedoch von Versehen nicht ganz freiem Englisch (z. B. pp. 9 u. 20: loosing, loose statt losing, lose; to loose = lösen, to lose = verlieren) geschriebene Abhandlung gibt zunächst einige Notizen über die Zeit der Entstehung und ersten Aufführung des Shakspere'schen Drama's Troilus and Cressida, sowie über die demselben zu Grunde liegenden Quellen, kann jedoch diese Punkte mit wenigen Worten abmachen, da die Ansichten darüber ziemlich übereinstimmen. Nicht so verhält es sich mit dem ethischen und dramatischen Charakter des Stückes. In der ersten Quartausgabe von 1609 (nicht 1608 wie der Verf. sagt; cf. Delius p. II, Knight Studies p. 387 etc.) wird es auf dem Titel eine famous History genannt, in der Vorrede eine Comedy, in der Folioausgabe von 1623 eine Tragedy; da es jedoch den Herausgebern selbst nicht genau unter diese Bezeichnung zu passen schien, so stellten sie dasselbe in der Reihenfolge der einzelnen Dramen zwischen die historischen Stücke und die Tragödien, um so dem Leser die Entscheidung zu überlassen. Eben so verschiedenartig sind die Beurtheilungen über den literarischen Werth des Stückes; die Lobeserhebungen von Knight und Coleridge bezeichnet der Verf. als überschwängliche und glaubt, sie seien wol durch die enthusiastische Empfehlung, mit welcher die erste Ausgabe versehen wurde, entstanden: eine etwas eigenthümliche Ansicht über die Art und Weise, mit welcher diese beiden so bedeutenden Shakspere-Commentatoren bei ihrer Kritik verfahren sein sollen. Nach kurzer Erwähnung der Ansichten von Tieck, Ulrici und Gervinus geht er, um den Grundgedanken dieses Stückes aus dem Drama selbst zu finden, auf die Exposition des Inhaltes über. Die Analyse ist mit grossem Geschick gemacht. Statt von Scene zu Scene voranzugehen und dadurch den Leser zu ermüden, wenn nicht gar ihm den Ueberblick über die verschiedenen in sich greifenden Handlungen zu erschweren, zerlegt der Verf. das Ganze in die einzelnen zusammenwirkenden Factoren, löst diese als selbständige Kreise ab und behandelt nun jeden derselben so, dass wir von jeder einzelnen Gruppe, jeder einzelnen Person ein deutliches, leicht fassbares Bild erhalten.

Wir lernen zunächst Troilus und Cressida kennen aus Unterredungen mit dem geschickten und geschäftigen Zwischenträger Pandarus, welcher des jungen unerfahr'nen Prinzen überschwängliche Liebe zu seiner schönen und gewandten, aber coketten und durchtriebenen Nichte noch zu steigern versteht. Der Verf. hat die Charakteristik dieses schlauen Kupplers mit wenigen Worten abgethan, obgleich derselbe eine sehr thätige Rolle im Stücke spielt und die Motive seiner Handlungsweise gar nicht so leicht erkennbar sind; er ist es, welcher den graden, nur zu sehr vertrauenden Troilus in's Verderben stürzt, indem er ihn verleitet, ein falsches Weib bis zum Wahnsinn zu lieben; er verursacht all' das Unheil; ihn stösst daher auch Troilus, nachdem er zur Erkenntniss gekommen ist, verächtlich von sich:

> Hence, broker, lackey! ignomy and shame
> Pursue thy life, and live aye with thy name!

woranf der alte Sünder nichts Besseres zu sagen weiss, als a goodly me-

decine for mine aching bones! und nach einigen Reflexionen über sein ehrenwerthes Handwerk vom Publicum in einem höchst einfältigen Epilog Abschied nimmt. Wir würden dem Verf. dankbar gewesen sein, wenn er etwas genauer auf das Verhältniss dieses Epilogs zu den vorhergehenden Scenen und zum ganzen Stücke eingegangen wäre: so wenig ohne Schwierigkeit ist diese Frage, dass z. B. Steevens ihn für die müssige Zugabe eines Schauspielers hielt. Pandarus ist jedenfalls auf's Innigste mit der ganzen Handlung verknüpft; glaubten doch die ersten Herausgeber seinen Namen mit auf das Titelblatt setzen zu müssen: „The Famous Historie of Troylus and Cresseid. Excellently expressing the beginning of their loues, with the conceited wooing of Pandarus Prince of Licia," und wohl nicht mit Unrecht nennt ihn Dr. Johnson a very essential personage in the tale. — Ein desto anschaulicheres Bild gibt uns der Verf. von Cressida; sie lockt den schon verblendeten Jüngling an sich, macht ihm die herzlichsten Liebesbetheuerungen, geräth, da sie den Griechen ausgeliefert werden und sich von Troilus trennen soll, in Verzweiflung, schwört ihm ewige Treue und — nach wenigen Stunden lässt sie sich von den griechischen Heerführern küssen, macht Witze dazu und schenkt dem Diomed des Troilus Liebespfand. Der kluge Ulysses durchschaut sie sofort; von ihm geleitet sieht Troilus die Treulosigkeit seiner Geliebten, traut kaum seinen Augen und stürzt sich am nächsten Tage in die Schlacht, um seinem Nebenbuhler zu begegnen; er kämpft wie ein Held; von Cressida hören wir Nichts mehr. Der Verf. ist nun der Ansicht, die Art, wie Shakspere diese Charaktere skizzirt habe, sei gar nicht so kunstvoll, wie manche Erklärer meinten. Es sei kein tragisches Element in der Liebesgeschichte, man könne kaum Mitleid mit Troilus haben, der, obgleich von Cressida's Untreue überzeugt, noch versuche, sich selbst über die Thatsache zu täuschen; auch empfange Cressida trotz ihrer Schlechtigkeit keine Strafe; man könne höchstens ein Gefühl der Befriedigung empfinden, dass Troilus seine schlechte Geliebte los sei. In Chaucer's Epos finde man mehr dramatische Elemente als in Shakspere's Drama. Dort ist Cressida eine Wittwe von grosser Schönheit, einfach in Sitten und Sprache, ohne Coketterie. Sie liebt den Troilus wegen seiner guten Eigenschaften, wegen seines sittlichen Werthes. In's Lager der Griechen gekommen, ergibt sie sich nur aus Klugheit dem Diomedes, sie liebt noch den Troilus und überträgt ihre Liebe erst dann auf den griechischen Helden, als dieser ihrethalben von Troilus verwundet wird. Hieraus habe Shakspere, sagt der Verf., die Umrisse zu seiner Liebesgeschichte genommen und die einzelnen Personen ebenso willkürlich umgebildet, wie er in der Auswahl der historischen Angaben, die er in Lydgate's Troye Boke, Caxton's Recuyles und Chapman's Uebersetzung des Homer gefunden, verfahren sei. Wir können hierin dem Verf. nicht beistimmen. Die Scene, in welcher Troilus das, was er mit eignen Augen sieht und mit eignen Ohren hört, nur für ein Trugbild hält, zeigt ihn uns in der ganzen Grösse seiner Liebe. War der Gegenstand seiner Liebe ein unwürdiger, so ist das auf seine Jugend und Unerfahrenheit zu schieben, er meint es treu und ehrlich. Als er die Geliebte den Griechen ausliefern muss, sagt er zu seinem Bruder Paris:

> I'll bring her to the Grecian presently;
> And to his hand when I deliver her,
> Think it an altar, and thy brother Troilus
> A priest, their offering to it his own heart;

empfiehlt sie dem Diomed mit den Worten:

> She is as far high-soaring o'er thy praises,
> As thou unworthy to be called her servant.
> I charge thee, use her well, even for my charge;

For, by the dreadful Pluto, if thou dost not,
Though the great bulk Achilles be thy guard,
I'll cut thy throat;

und trennt sich von ihr nur in der bestimmten Hoffnung, sie bald ihm treu und ergeben wiederzusehen; er will die griechischen Wachen erkaufen, und sie im Feindeslager besuchen. Ja, Pandarus fürchtet sogar für des Prinzen Verstand: „the young prince will go mad;“ und als nun Troilus jene Scene zwischen Cressida und Diomedes mit durchmacht, da steigert sich sein Schmerz wirklich bis zum Wahnsinn; seine Liebe ist so stark, dass er eine zweite, eine andere Cressida zu sehen meint. So wie Shakspere ihn uns gezeichnet hat, ist er gewiss unserer Achtung und unseres Mitleids werth; erschüttert fragen auch wir mit Ulysses:

May worthy Troilus be half attach'd
With that which here his passion („Wahnsinn“) doth express?

und freuen uns, dass Shakspere dem jungen, tief gekränkten Helden am Ende seines Stückes grosse und ehrenvolle Auszeichnung zu Theil werden lässt. — Dadurch, dass der Dichter den Troilus als einen unerfahrnen Jüngling dargestellt hat, wird die Schuld der Cressida und des Pandarus gemehrt. Dieser empfängt seine Strafe in den Worten, mit denen ihn Troilus von sich stösst, jene durch das erwachende Bewusstsein ihrer Schuld, durch ihr eignes Gewissen:

What error leads, must err. O! then conclude,
Minds, sway'd by eyes, are full of turpitude.

Beide sind uns im Verlauf der Handlung so verächtlich geworden, dass es einer äussern Strafe nicht mehr bedarf, um unsern Unwillen über ihre Schlechtigkeit zu beschwichtigen; sie sind moralisch vernichtet. Wäre das vorliegende Stück eine Tragödie, so bedürfte es allerdings einer Sühne für die Schuld; dass jedoch die Meisterhand Shakspere's eine solche nicht in sein Drama hineindichtete, ist gewiss ein Beweis, dass er einen grossen tragischen Conflict gar nicht beabsichtigt hat, und dass die Liebesgeschichte von Troilus und Cressida nicht der dramatische Zweck Shakspere's war, sondern nur der Rahmen, in den er sein Schauspiel eingekleidet hat. Daher nahm er auch aus Chaucer nur so viel, als er gebrauchen konnte und bildete dies ebenso wie das aus andern Quellen Entlehnte der Grundidee seines Stückes gemäss um. Welches diese Grundidee sei, werden wir weiter unten nachzuweisen versuchen; hier genügt es uns, dargethan zu haben, dass die vom Verf. gegen den Dichter gemachten Vorwürfe wol nicht ganz gerechtfertigt erscheinen dürften.

Die Abhandlung führt uns dann in einen zweiten Kreis von Gestalten, sie zeichnet uns die Helden des trojanischen Krieges. Da aber die eigenthümliche Auffassung und seltsame Darstellung derselben in vorliegendem Stücke von des Dichters Ansichten über die Helena abhängt, so gibt uns der Verf. zunächst eine Charakteristik derselben. Er weist nach, wie Shakspere Euripides und den spätern griechischen Dichtern, sowie Ovid, Virgil, Horaz gefolgt sei, im Gegensatz zu Homer, Aeschylus und Sophocles. Nach diesen geht sie mit dem Paris auf der Venus Gebot, bezwungen von der Liebe; sie wird, wenn sie auch freiwillig ihre Heimath verliess und viel Unheil stiftete, doch nicht wegen ihrer That geschmäht; sie ist zwar ein schwaches, doch nicht ein gemeines Weib; der angeborne Adel ihres Gemüthes erregt schon in Troja in ihr das Gefühl ihrer Schuld und die Sehnsucht nach ihrem rechtmässigen Gatten, den Eltern, der zurückgelassenen Tochter; und nach Troja's Fall kehrt sie mit dem Menelaus zurück, um einträchtig mit ihm zu leben. Man baut ihr Tempel und erweist ihr göttliche Ehre. Nur Paris als Gastrechtverletzer ist tadelnswerth. Eine ähn-

liche Auffassung der Helena hat auch Göthe: ihm ist sie die Göttin der Schönheit und Anmuth, der Niemand widerstehen kann. (Ein genaueres Eingehen in des Verfassers Charakteristik der Göthe'schen Helena müssen wir uns hier versagen, da die Abhandlung an dieser Stelle die durch das Thema gesteckten Grenzen zu überschreiten scheint). Ganz anders ist das Urtheil des Euripides; Helena ist kein Ideal, sondern eine Buhlerin, Leda, Castor und Pollux schämen sich ihrer. Dieselbe Ansicht hat Shakspere angenommen und derart weiter ausgebildet, dass, wie der Verf. es sehr treffend ausdrückt, die Lästerungen von Euripides' scharfer Zunge wie eines harmlosen Kindes Worte klingen, wenn man sie mit Shakspere's „bulky outrages“ vergleicht. Helena sieht bei Shakspere wie Cressida aus; ihre eignen Landsleute schmähen so heftig auf sie, dass Paris dem Diomedes sagt: you are too bitter to your countrywoman; und die Trojaner geben sie nur deshalb nicht heraus, weil es ihnen ihr Ehrgefühl nicht erlaubt. In dieser Auffassung der Helena sieht der Verf. den Grund, warum Shakspere genöthigt gewesen sei, die Charaktere der homerischen Helden umzubilden und uns eine Caricatur derselben zu geben. Sie kämpfen für etwas Werthloses, ihr Unternehmen ist also an sich schon absurd; daher findet der Dichter eine besondere Lust darin, sie möglichst lächerlich und verächtlich zu machen, und am schlimmsten kommen Achilles und Aiax weg. Es musste zu dem Ende dem Dichter ganz besonders willkommen sein, die Person des Thersites aus dem Homer nehmen zu können. Wir sehen denselben mit grosser Vorliebe ausgemalt, begabt mit beissendem Witz, unverschämt wo er nur den Mund aufthut; indem er dem Gang der Handlung genau folgt, persiflirt er die griechischen Helden bei jeder Gelegenheit. Der Verf. ist der Ansicht, Shakspere habe ihm die Stelle zugewiesen, die im Griechischen der Chor hatte; aber da unser Stück wegen des Ueberwiegens von echt satyrischen Momenten weder Comödie noch Tragödie sei, so führe Thersites nur die Rolle eines sarkastischen Witzboldes durch und habe grosse Aehnlichkeit mit der Satyre des Euripides im Cyclops. Mit den andern zahlreichen fools, clowns und buffoons Shakspere's sei er nicht zu vergleichen.

Schliesslich knüpft der Verf. an die Betrachtung des von Pandarus an das Publicum gerichteten Epilogs einige Bemerkungen über den Werth des Stückes. Er spricht das kurze aber harte Urtheil aus, die bawds, pimps and Winchester geese, von denen Pandarus Abschied nimmt, seien die eigentlichen Zuschauer, welche wol am besten im Stande sein möchten, die Schönheiten dieser satyrischen Farce zu würdigen, „which begotten in an evil hour, surely belongs to the minor and not the most durable monuments of Shakspere's genius, and in which, more than in any other one, he seems to have been obliged to please the lowest of the people, and to keep the worst of company;“ und glaubt, dass der Dichter in seinem Missmuth und in seiner Unzufriedenheit mit allen irdischen Dingen diese bittere Satyre auf die Unbeständigkeit der Frauen geschrieben habe, als eine Parodie auf die Schlechtigkeit des gansen Geschlechtes.

Der Verf. hat uns in anziehender Weise eine Charakteristik der einzelnen Personen dieses Shakspere'schen Stückes gegeben; das Verhältniss der Cressida zum Troilus sowie zum Diomedes ist mit scharfen Strichen gezeichnet; der Charakter der Helena ist in so geistreicher Weise ausgeführt, dass wir gern in die mit besonderer Vorliebe gemachten Untersuchungen über die verschiedenen Auffassungen derselben gefolgt sind, wenn die Resultate dieser Forschungen auch von dem bisher Bekannten nicht abweichen; den Thersites, den Pandarus, die einzelnen griechischen und trojanischen Helden haben wir kennen gelernt; — aber nun fehlt der zweite und schwierigste Schritt, welchen zu thun den Verf. vielleicht die einem Schulprogramm gezogenen engen Grenzen abgehalten haben: die Reconstruction des Ganzen, die Zusammenfügung der einzelnen Theile zu einer

Einheit. Welches die Grundidee des ganzen Stückes sei, welches die Hauptpersonen, oder ob man etwa gar keine Einheit anzunehmen habe, sondern nur ein Aggregat von einzelnen Scenen, das haben wir aus der vorliegenden Abhandlung nicht ersehen können. Es hängt aber diese Frage mit der Beurtheilung des poetischen Werthes unseres Drama's innig zusammen; auch zweifeln wir nicht, eine erschöpfende Behandlung dieses Punktes würde den Verf. veranlasst haben, sein Urtheil über das Stück selbst einigermassen zu modificiren und zu mildern. So sagt er p. 7 von der Liebesgeschichte zwischen Troilus und Cressida: „there is no plot in these love-scenes, whose only connexion is a mere carnal appetite," und p. 17 vom Achilles: „Most ridiculously the poet supposes him to have lost the practice of his arms." Allerdings steht dies Drama nach dem Urtheile aller Sachverständigen unter den übrigen Shakspere'schen Stücken, aber so harte Urtheile scheinen uns doch nicht gerechtfertigt zu sein. Der Verf. hat sich weder über die Ansichten anderer Shakspere-Commentatoren in Bezug auf den Zusammenhang und die Grundidee des Stückes ausgesprochen, noch selbst eine Meinung darüber aufgestellt; er möge uns daher den Versuch gestatten, in kurzen Zügen den durch das ganze Drama sich ziehenden Faden nachzuweisen, um durch die alsdann für die einzelnen Personen und Scenen zu deducirenden Consequenzen unsere eben aufgestellte Behauptung, dass der Verfasser den Werth des Stückes unterschätzt, zu begründen.

Der erste, der sich einlässlich mit Shakspere's Troilus und Cressida beschäftigte, ist wohl Dryden. Er verkannte den Charakter des Stückes so, dass er, darin eine Tragödie sehend, einige Scenen umdichtete, andere umstellte, noch andere endlich als rubbish gänzlich über Bord warf, kurz dasselbe in ganz veränderter Gestalt, aber als a regular tragedy auf die Bühne brachte. Seinem Stück liess er einen von Shakspere's Geist gesprochenen Prolog vorangehen, in dem es heisst:

„My faithful scene from true records shall tell
How Trojan valour did the Greek excell;
Your great forefathers shall their fame regain,
And Homer's angry ghost repine in vain."

Wenn nun auch Dryden's Umarbeitung eine Anschauung von dem, was Shakspere in seinem Drama bezweckte, durchaus nicht geben kann, so deutet er doch, wie uns scheint, in obigen vier Versen den eigentlichen Charakter des Shakspere'schen Stückes an. Gervinus hat es schon als eine Vermuthung aufgestellt, dass Shakspere's Selbstgefühl bei dem Erscheinen der Epoche machenden Chapman'schen Uebersetzung des Homer ihn gekitzelt haben könnte, sich in einem seiner Werke geradezu neben Homer zu stellen, und zwar indem er sich ihm entgegenstellte. Während sich die Deutschen in ihren Sympathien und Studien mehr den Griechen als den Römern zuwenden, finden wir bei den Engländern das Gegentheil; ja zu Shakspere's Zeit leiteten die Briten gleich den Römern ihren Ursprung aus trojanischem Blute her, wie z. B. aus obiger Stelle zu ersehen ist. Was konnte also den englischen Dichterfürsten mehr reizen, als für diese seine angeblichen Ahnherren mit dem griechischen Dichterheros eine Lanze zu brechen. Gerade dem Engländer, der eben die Segnungen von Elisabeth's starker einheitlicher Regierung geschmeckt hatte und nun die an Intriguen und Spaltungen reiche Herrschaft Jacob's I. durchmachte, musste das Parteiwesen und die Uneinigkeit der griechischen Heerführer besonders widerwärtig erscheinen. Nehmen wir dazu die Quellen Shakspere's, eben jene auf römische Schriftsteller zurückgehenden Troja-Romane. Paris geht mit aller Trojaner Zustimmung nach Griechenland, um Rache zu nehmen an den Griechen, die seine Tante Hesione gefangen halten. Statt ihrer bringt er eine griechische Königin zurück; die Hellenen wollen sie mit Gewalt zurückholen, aber nun gebietet die Ehre den Tro-

janern, sich ihre Beute nicht entreissen zu lassen. So findet Shakspere bei den Trojanern, wenn auch nicht ein sittliches Princip und das Recht, so doch das ritterliche Motiv des Ehrenhandels, und gerade diese romantisch-poetische Seite ist es, die er zur Grundlage seiner Dichtung macht. Sein Zweck ist nun, die Trojaner zu heben, die Griechen herabzudrücken. Da ihm aber der ganze Krieg wegen des geringen Werthes der Helena als ein lächerliches Unternehmen erscheint, so findet er seine Lust daran, Alles zu verspotten und zu verhöhnen. Zum Helden seines Stückes macht er einen Trojaner, der, fast noch ein Knabe, es mit den gewaltigsten Helden der Griechen aufnimmt; die Stelle der Helena übernimmt Cressida, die nichtswürdige Trojanerin, beiden, Griechen wie Trojanern, verderblich, denn durch sie zur Verzweiflung gebracht, mordet Troilus die Griechen wie im Wahnsinn, unglaublich, übermenschlich, und bringt dadurch seinen Gefährten die Rachestreiche der Hellenen. Und wie Shakspere den Griechen mitspielt, das kann man aus jeder Scene sehen. Hier wird Aiax von Alexander im Gespräch mit Cressida carrikirt und seine Eitelkeit und Dummheit zeigt sich auch bald; dort nennt Pandarus den Achilles einen Lastträger, einen Karrenschieber, ein rechtes Kameel, während er die Trojaner preist; dann werden Agamemnon und Nestor verspottet in den Worten, die Ulysses dem Achill und Patroclus in den Mund legt; ja selbst Aeneas muss unter gewaltigen Trompetenstössen in's griechische Lager kommen, um den Griechenkönig zu höhnen:

Which is that god in office, guiding men?
Which is the high and mighty Agamemnon?

Wir fühlen uns in dieser 3. Scene des 1. Actes fast in's Mittelalter versetzt; wie in einem Tournier wollen die Helden für ihre Damen kämpfen, eine ernste Sache ist es nicht, nur ein Spielgefecht, wie Ulysses es nennt. Knight (Studies p. 392) glaubt sogar, die ganze Tendenz dieses Drama's sei: to lower what the Germans call herodom. Helena wird gering geschätzt, die Uneinigkeit und Eifersucht der Griechen in jeder Scene hervorgehoben, und das Hauptorgan für diese Schmähungen ist Thersites: „Ich möcht' nicht Agamemnon, nicht Menelaus sein, alles Andere eher. — Der Diomedes ist ein falscher Schurke, ein heuchlerischer, boshafter Bube, ein Bullenbeisser. — Die Staatsweisheit dieser ränkevollen, hochbetheuernden Schurken, des alten, abgestandenen, mauszerfressenen, dürren Käse Nestor, und des Schelmenfuchses Ulysses ist keine Heidelbeere werth, u. s. w." Die Trojaner dagegen zeigen überall das Bild eines geordneten Staatswesens und ruhiger vernünftiger Berathungen; auch sind sie tapfer im Feld, wie Troilus und Hector, der sein Wort, zu kämpfen, nicht brechen will, trotzdem dass ihn Mutter, Vater, Weib, Schwester, und deren schreckliche Träume abmahnen, von welchem Nestor rühmt:

I have, thou gallant Trojan, seen thee oft,
Labouring for destiny, make cruel way
Through ranks of Greekish youth: and I have seen thee,
As hot as Perseus, spur thy Phrygian steed,
Despising many forfeits and subduements,
When thou hast hung thy advanced sword i'th'air,
Not letting it decline on the declin'd;
That I have said unto my standers-by,
„Lo! Jupiter is yonder, dealing life."

(IV. 5.)

Im schlagendsten Gegensatz zu solchem Edelmuth und solcher Tapferkeit steht des Achilles feige Perfidie, welche zu erfinden Shakspere sich nicht scheute, um nur ja den Helden aller Helden, eben weil er ein Grieche war, recht verächtlich darzustellen.

Wir finden im ganzen Stück das Streben, die Trojaner in den ihnen gebührenden Platz wieder einzusetzen, die Griechen aber zu verspotten und den Nimbus von ihnen zu reissen, den die homerische Muse um sie gezogen hat. Da aber Shakspere das Ganze in das Gewand einer Farce kleidete, so konnte es auch nicht in seinem Plane liegen, einen der Trojaner zu einem vorzüglichen Helden zu machen oder ihres Volkes glänzende Thaten hervorzuheben; mit Spott und Sarkasmus würzt er selbst die ernstesten Berathungen der Trojaner. So sagt, um nur ein Beispiel anzuführen, Hector II. 2:

Paris, and Troilus, you have both said well;
And on the cause and question now in hand
Have gloz'd, — but superficially; not much
Unlike young men, whom Aristotle thought
Unfit to hear moral philosophy.

Wer müsste nicht herzlich lachen bei diesem Anachronismus, den Shakspere gewiss nicht unabsichtlich gemacht hat. Dergleichen Dinge kommen häufiger bei ihm vor, aber, wenn wir uns nicht täuschen, nicht aus Unwissenheit, sondern mit einem bestimmten Zweck. Der Anachronismus muss derart sein, dass die Zuhörer die Absicht gleich merken: also wird auch wol hier die Erwähnung von Aristoteles' Moralphilosophie im Munde des ernsten Hector gegenüber den Liebhabern der Helena und der Cressida ihren Zweck haben, und dieser kann kein anderer sein, als einen komischen Eindruck hervorzubringen, d. h. die ernste Angelegenheit, ob Helena auszuliefern sei oder nicht, ob man von dem gewaltigen Kriege abzustehen oder ihn fortzusetzen habe, in's Lächerliche zu ziehen.

Wir haben im Vorigen allerdings nur in schwachen Umrissen und in einer das schwierige Thema gewiss nicht erschöpfenden Weise die Grundidee, von welcher geleitet Shakspere dieses merkwürdige Stück schrieb, nachzuweisen versucht; Eines aber glauben wir sicher dargethan zu haben, dass „bawds, pimps and Winchester geese“ gewiss am allerwenigsten die spectators sind, „who best may understand to value the beauties of this satirical farce.“ Vielmehr möchten wir aus den Worten des der ersten Ausgabe vorangeschickten Vorwortes: „Eternal reader, you have here a new play, never staled with the stage, never clapper-clawed with the palms of the vulgar, . . . not sullied with the smoky breath of the multitude“ wie Tieck vermuthen, dass dies Drama zuerst im Palaste irgend eines vornehmen Herrn, für den der Dichter es geschrieben habe, aufgeführt worden sei, vielleicht vor dem Könige selbst. Nur ein Publicum, welches mit den Sagen des trojanischen Krieges wohl bekannt war, konnte Genuss an diesem Stücke finden, dann aber auch sich so an den witzigen Anspielungen und beissenden Sarkasmen ergötzen, dass ihm die Empfehlung nicht allzu übertrieben erscheinen musste, mit welcher die ersten Herausgeber dasselbe in die Welt schickten: „Amongst all (Shakspere's comedies) there is none more witty than this: and had I time I would comment upon it, though I know it needs not (for so much as will make you think your testern well bestowed), but for so much worth as even poor I know to be stuffed in it. It deserves such a labour, as well as the best comedy in Terence or Plautus.“

Dr. Arthur Kortegarn.

Zur Einleitung in die Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik. Von G. Th. Dithmar. Programm des Gymn. zu Marburg. 1861.

Das vorliegende Programm versucht die Entstehung des Neuhochdeutschen vor Luther nachzuweisen. Ohne wesentliche neue Momente beizubringen, gibt es doch eine klare Uebersicht, geht davon aus, dass der Sachsenspiegel und die kaiserliche und die kursächsische Canzleisprache fast ganz schon das Neuhochdeutsche in der Gestalt erscheinen lassen, wie es Luther gebrauchte, erklärt richtig den Einfluss der Canzleisprache auf ganz Deutschland, zeigt genauer das Wesen der obersächsischen Sprache in Beziehung auf Vocale und Consonanten, und hat ein Hauptverdienst in den zahlreichen mitgetheilten meissnischen, herzoglich und kurfürstlich sächsischen Urkunden aus dem 14., 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Als Anhang ist die Literatur der neuhochdeutschen Grammatik vor Gottsched mitgetheilt, die aber nicht auf Vollständigkeit Anspruch macht.

Hölscher.

Miscellen.

Ueber grammatische „Versregeln."

Unter den kleinen Kreuzen des grammatischen Elementarunterrichts nehmen bekanntlich die Präpositionen eine recht fühlbare Stelle ein. Die Bemühungen, diesen trockenen und drückenden Gegenstand durch den Zauber der poetischen Form der Jugend anziehender und leichter zu machen, sind deshalb gewiss recht anerkennenswerth; aber wenn das Produkt an sich ein so mangelhaftes ist, wie die herkömmlichen versus memoriales der deutschen Präpositionen, so muss seine Anwendung doch Bedenken erregen. Mit Recht hat Fr. A. Wagler in dieser Zeitschrift 1861 S. 69 ff. die grossen Mängel derselben im Ausdrucke, ja selbst im Inhalte, die wohl schon Vielen verdriesslich gewesen sind, öffentlich gerügt. Wenn er aber gleichwohl das Princip so weit festhält, dass er mit einer stilistischen Verbesserung helfen zu können meint, so kann ich ihm nicht beistimmen. Nicht als ob ich überhaupt gegen jede „Versregel" wäre. Rhythmus und Reim sind allerdings vortreffliche Stützen für das Gedächtniss. Aber von dem Reime eines Gedichtes gilt dies doch nur insofern, als zwischen den beiden durch den Gleichklang markirten Worten eine gewisse Ideenassociation stattfindet, welche durch jenen Klang zugleich sinnlich sich einprägt. Davon kann aber in solchen Versen, wie:

1) Schreib mit, nach, nächst, nebst, sammt, bei, seit, von, zu, zuwider,
Entgegen, ausser, aus stets mit dem Dativ nieder.

2) Bei durch, für, ohne, um, auch sonder, gegen, wider,
Schreib stets den Accusativ und nie den Dativ nieder.

keine Rede sein, ja der gleiche Reim dieser zwei Strophen dient nur zur Verwirrung. — Die erste Regel lässt Wagler unangetastet, die zweite ändert er, gibt aber den durchschlagenden Rhythmus auf. Allein weder der Reim noch der Rhythmus sind das Erste und Wesentlichste für das Gedächtniss; der Haupthalt bei allem Auswendiglernen — wofern dasselbe nicht eine ausschliesslich mechanische Thätigkeit sein soll — liegt in dem inneren Zusammenhange der Gedanken, der Ideenassociation. Von einer solchen scheint nun auf den ersten Blick keine Rede sein zu können bei einer Aufzählung einzelner Wörter; allein etwas Entsprechendes lässt sich doch entdecken. Es zeigen sich nämlich gewisse Gruppen, zu welchen die Wörter ihrer Bedeutung nach zusammentreten, sei es als Synonyma (wenn auch in weiterem Sinne des Wortes), sei es als Opposita. Solche begriffliche Kategorien sind für die Uebersicht und Behaltbarkeit einer Reihe oder

Eintheilung von weit grösserem Werthe, als die ausschliesslich äusseren Mittel der Versform. Wenn man das sachlich Zusammengehörige auseinanderreisst, um einen Rhythmus oder Reim herauszubringen, so erkauft man einen geringen Vortheil durch einen weit grösseren Schaden. Man sollte deshalb eine nach rationellen Principien aufzustellende Ordnung unter allen Umständen festhalten und erst an zweiter Stelle zusehen, ob es möglich ist, ihr auch, ohne Beeinträchtigung ihres Wesens, irgend eine zugleich sinnlich fassbare Form zu geben. Dabei wird es aber am gerathensten sein, nur das eigentliche mit dem Gedächtniss zu haltende Material in eine solche Form zu bringen, alle übrigen Worte aber von derselben fern zu halten; denn diese gerade führen zu den Trivialitäten. Ferner sollte man ein solches pädagogisches Mittel nicht in Fällen abnutzen, in denen es werthlos ist, wie bei den Präpositionen mit dem Genitiv, die dasselbe nach Wagler's richtigem Rathe entbehren können. Nach diesen Principien habe ich mir die deutschen Präpositionen folgendermassen geordnet:

1. Den Accusativ regieren: Durch, um, ohne,
Für, gegen, wider,
(Solche Sachen wie „sonder" gehören in Anmerkungen.)

2. Den Dativ regieren: Bei, mit, nach, von, aus,
Nebst, sammt, nächst, seit, ausser,
zu, entgegen, zuwider,

3. Den Accusativ oder Dativ regieren,
und zwar den Accusativ auf die Frage Wohin?
den Dativ auf die Fragen Wo? oder Wann?

Auf, an, in, neben, zwischen,
Vor, hinter, über, unter.

So weit es möglich ist, sind hier die Präpositionen, welche ähnliche Verhältnissbegriffe (z. B. Bei, mit. Von, aus) oder Gegensätze (z. B. Vor, hinter) bezeichnen, zusammengestellt; alsdann correspondiren öfter ähnliche Paare (z. B. An, in = Neben, zwischen); die zweite Zeile von Nr. 2 ist der ersten Zeile inhaltlich parallel u. s. w. Noch besser gelungen ist vielleicht die Zusammenstellung der lateinischen Präpositionen c. Acc., wie ich sie in meiner lateinischen Grammatik (Latein. Lern-, Lese- und Uebungsbuch. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1861) S. 110 gegeben habe:

ad apud ante post
prŏpe pĕnes pōne
circa circum praeter per
versus erga contra
cis citra ultra trans
propter ob secundum
extra intra supra infra
inter juxta adversus.

In anderen Fällen, wo kein rationelles Princip der Aufzählung zu entdecken ist, wird man sich freilich mit den äusserlichen Mitteln der Form begnügen müssen. In dieser Weise habe ich auch mit um den von so Vielen erstrebten Lorbeer in der Poesie der lateinischen Genusregeln gerungen und habe z. B. bei den Ausnahmen auf is ausser dem Reim noch mit den Mitteln der Alliteration und Assonanz dem Gedächtnisse einen so vortrefflichen Anhalt für die Reihenfolge der Wörter geboten, dass ich sicher hoffe, im ganzen heiligen Römischen Reiche deutscher Nation — wenn

dasselbe erst wiederhergestellt sein wird — als poeta laureatus anerkannt zu werden.

Männlich	amnis	axis	crinis
fascis	fustis	funis	finis
ignis	orbis	unguis	ensis
vectis	vermis	sentis	mensis
cassis	callis	caulis	collis
panis	piscis	postis	follis.

Göttingen. Dr. J. Lattmann.

Mittheilung eines Liedes aus dem Regensburger Liedercodex durch Carl Woldemar Neumann.

Es warb ains edelmans kindt,
Vmb ain edle Herzogin.
Sy heten ain ander lieb,
Das sy for grosse Hut
Komen zu ein ander nie.

Dy Junkfraw dy bas edle,
Dy nam jr ain abgang,
Gar haimlich fur dy porten,
Da sy den Wachter vand.
Gut bachter schleuss mir auf das thor.
Ich wil dich vil reicher machen,
Vil reicher dan den tag.

Junkfraw jr seit edel,
Darzu gar hoch geporen,
So forcht Ich doch so sere,
Des eurs vaters zoren,
So küm Ich Heint Her wider ein,
Dy beil so entschlefft mein vater,
Vnd dy mueter mein.

Der bachter der was arme,
Dem was des goldes not,
Auf schloss er dy porten,
Er lyss sy in das Hag,
Zu ainen Prundlein das bas kalt,
Darob ain grüne linden,
Darauff sass fraw nachtigall.

Dy nachtt dy was so vinster,
Der mon gab lutzel schein,
Dy Junkfrau dy bas edel,
Dy chniet auf ain stain,
Nu banet mir laider nymat pey
Dan dy frau nachtigall,
Des clain baltfogelein.

Daz erhortt ain tberg,
Der jn dem bald was,

Schone junkfraü leicht mir Her eur Handt,
Ich gib euch das mein treüe,
Ich pin nach euch gesandt.

Er nam dy junkfraue zarte,
Bey jr wol weissen Handt,
Er furt sy also drathe
Aus jrs Vaters landt,
Er furt sy jn ainen Holen perg
Da was des thbergs müter,
Vnd andre claine thberglein.

Wiss got bil küm der Sün mein
Vnd auch dy junkfraü fein,
Dy sugt dir nit zu ainen Weib,
Nü fur sy pald Hin wider aüss,
Es gilt das Leben dein.

Er nam dy junkfraue edle,
Pey der schne weyssen Handt,
Er furt sy also drothe,
Do er sy gnemen hëte,
Zu ainen Prundlein, das was kalt,
Da vand sy ligen, ainen toten mann.

Sy bendt jn Hin, sy wendt jn Her,
Sy kust in jn Seinen mundt,
So mag es laider nit gesein,
So will jch mein leben geben vmb das dein.

Das erhört der wachter,
Der an der zinen sass,
Was Hab jch armer Wachter gethan,
Das jch meinem Heren,
Sein kyndt veratten han.

Das erhort dye fraw,
Dye in dem pehte lach,
Abe lieher Her,
Der jamerlychen klag,
Dye vnns der wachter kydet Hentt,
O Maria gottes Mütter,
Behuet mir dye tochter mein.

Man nam den selben Wachter,
Vnd legt jn auf ainen tisch,
Man zerhäut jn klainn zu stucklein,
Als ainen visch,
Warvmb thet man aber das,
Das dy andren wachter
Hutten desto pass.

Randglossen.

1.

In der neuesten Lieferung des Grimm'schen Wörterbuchs findet sich Sp. 1638 folgender Artikel:

„FIMER, m. canis sagax, spürhund?
die wilden schwein die sind auch gut
wer mit der hètz sie fahen thut,
die fimer müssen sie ausspürn,
waidleut und rüden must mit fürn. H SACHS 1, 424 d.

nur in dieser einen stelle aufzuweisen; stände fenner statt fimer, so liesze sich an fenn sp. 1518 denken."

Es ist aber natürlich einfach Finder statt Fimer zu lesen, vergl. „Annoch hat man auch sogenannte pommerische Sau-Rüden. Selbige ... folgen auf den Ball des Finders recht gut. Döbel 1, 105 b." (s. Sanders, Deutsches Wörterb. 1, 72 b. s. v. Ball II.)

2.

Der unmittelbar vorhergehende Artikel des Grimm'schen Wörterbuchs schliesst mit folgenden bezeichnenden Worten:

„Dieser Einfall hebt das Sp. 1517 Vorgetragene wieder auf, muss sich aber leicht zurückziehen vor einer hernach unter „Fin" mitzutheilenden Ansicht."

und so heisst es denn auf der folgenden Spalte unter „Fin:"

„Die vorhin gewagte Herleitung aus fèmea ist damit aufzugeben."

Man begreift schwer, wie ein „sich leicht zurückziehender" „Einfall," der schon auf der nächsten Spalte „aufgegeben" werden muss, — nicht eben ohne Weiteres zurückgezogen und aufgegeben wird.

3.

Zu Schiller's Kranichen des Ibykus.

In einem Exemplar der Schiller'schen Gedichte fand ich die letzten drei Strophen der genannten Ballade durchstrichen, und an deren Stelle eine einzige beigeschriebene. Ein solches Verfahren hat, wenn auch ähnlich von Schiller selbst gegen Klopstock'sche Gedichte geübt, immer etwas sehr Gewagtes und Missliches. Doch scheint in dem vorliegenden Falle die Aenderung wohl werth, in weiteren Kreisen bekannt zu werden, zur Entscheidung, ob hier nicht etwa die Kühnheit durch den Erfolg gerechtfertigt sei. Aus diesem Gesichtspunkt lasse ich hier den Schluss der Schiller'schen Ballade und daneben die Aenderung folgen:

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!"
Und finster plötzlich wird der Himmel
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehen.

„Des Ibykus!“ — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug? —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's, mit Blitzesschlage,
Durch alle Herzen: „Gebet Acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar —
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewussten kund:
Man reisst und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehen die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

„Ergreifet ihn, den bleichen Sprecher!

Er beut sich selbst dar als Verbrecher.

Ergreift auch den Timotheus! —

Die Kraniche des Ibykus!

Welch wundervolle Götterzeugen,

Wo Alles lag gehüllt in Nacht!

Erkennt mit frommem Knieebeugen

Der Eumeniden Wundermacht!“

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

G. Curtius, Philosophie und Sprachwissenschaft. Antrittsvorlesung. (Leipzig, Teubner.) 6 Sgr.

C. v. Wurzbach, historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten. 3. Heft. (Prag, Kober.) 10 Sgr.

G. Vaperau, l'année littéraire et dramatique ou revue annuelle des principales traductions de la littérature française et des traductions des oeuvres les plus importantes des littératures étrangères classées et étudiées par genres. (Paris, Hachette.) 28 Sgr.

Grammatik.

Bernard Jullien, Les principales étymologies de la lange française, précédées d'un petit traité de la dérivation et de la composition des mots. (Paris, Hachette.) 2 fr. 50 c.

Lexicographie.

N. J. Lucas, Deutsch-englisches Wörterbuch. 5. Heft. (Bremen, Schünemann.) 15 Sgr.

F. Diez, etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen. 2 Thle. 2. Ausgabe. (Bonn, Marcus.) $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Dizionario della Lingua italiana nuovamente compilato dai Signori Nicolo Tommaseo e Cav. Prof. Bernardo Bellini. (Turin, Loescher.) à Lieferung 16 Sgr.

Literatur.

H. Middendorf, Ueber die Zeit der Abfassung des Heliand. (Münster, Regensburg.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. 1. Lieferung. (Leipzig, Teubner.) 20 Sgr.

F. W. Culmann, Hymnologische Studien und Kritiken. (Leipzig, Fleischer.) 16 Sgr.

K. Regel, Nibelungen. Gudrun. Parcival. Drei populäre Vorlesungen. (Gotha, Müller.) 10 Sgr.

H. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 3. Thl. Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. I. Buch. (Braunschweig, Vieweg & Sohn.) 2 Thlr. 4 Sgr.

J. Senn, Glossen zu Goethe's Faust. 2. Auflage. (Innsbruck, Wagner.) 4 Sgr.

Th. Menge, Der Graf Friedrich Leopold Stolberg und seine Zeitgenossen. 1. Band. (Gotha, Perthes.) 2 Thlr.

L. Schipper, Shakspeare's Hamlet. Aesthetische Erläuterung des Hamlet nebst Widerlegung der Goethe'schen und Gervinus'schen Ansicht über die Idee und die Hauptthelden des Stückes. (Münster, Regensburg.) 10 Sgr.

Alter Ego. Eine Studie zu Shakspeare's Kaufmann. (Hamburg, Boyes & Geisler.) 6 Sgr.

Lettres inédites de Jean Racine et de Louis Racine précédées de la vie de J. R. et d'une notice sur L. R. etc. par leur petit-fils l'abbé Adrien de La Roque. (Paris, Hachette.) 7 fr. 50 c.

Goethe's Herman and Dorothea. Translated into english verse. (London, Nutt.) 3 s. 6 d.

Hilfsbücher.

Deutsche Grammatik. Ein Leitfaden für höhere Schulen von Dr. Ed. Niemeyer. I. Theil (Laut- und Formenlehre.) (Crefeld, Kühler.) 12 Sgr.

H. Lüning, Schulgrammatik der neuhochdeutschen Sprache für die unteren und mittleren Classen höherer Unterrichtsanstalten. 3. Auflage. (Zürich, Meyer.) 15 Sgr.

L. Cholevius, Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen über Themata für die oberen Classen. (Leipzig, Teubner.) 1 Thlr. 6 Sgr.

K. Viohl, Deutsche Dichtungen für Schule und Haus. (Berlin, Schultze.) $^3/_4$ Thlr

A. Töppe, Französisches Lesebuch für höhere Töchterschulen mit einem Vocabulaire. (Potsdam, Riegler.) 10 Sgr.

J. Seyerlen, Zusammenhängende Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische. (Stuttgart, Metzler.) 6 Sgr.

K. Assfahl, Auswahl französischer Wörter und Redensarten als Uebungsstoff für eine methodische Behandlung des Vocabelnlernens. (Stuttgart, Metzler.) 10 Sgr.

K. Crüger, Lehrbuch der englischen Sprache. 2. Cursus. (Kiel, Homann.) 20 Sgr.

A. Töppe, Englisch-deutsches Vocabelbuch für Schulen. (Potsdam, Riegel.) 10 Sgr.

C. A. Pajeken, Grammatik der spanischen Sprache. 2. prakt. Theil (Bremen, Kühtmann.) 16 Sgr.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XVII. JAHRGANG, 32. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1862.

Inhalts-Verzeichniss des XXXII. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Les Misérables
von Victor Hugo.

Seit langer Zeit hat in Frankreich kein Buch ein Aufsehen gemacht, das sich auch nur entfernt mit dem durch die Misérables hervorgerufenen vergleichen liesse, so dass ein so bedeutender Kritiker wie Neffzer im Temps nach Erscheinen der letzten Bände sagen konnte, die Schriftsteller würden nun wieder anfangen zu leben, da es schiene, als ob dieser niederschmetternde und wie eifersüchtige Erfolg alle andern in der Schwebe gehalten hätte. „Unsere Literatur bietet vielleicht kein zweites Beispiel eines solchen coup d'autorité littéraire, und der Erfolg erreicht eine Ausdehnung, die kein geringeres Ereigniss ist als das Buch selbst.“

Schon längere Zeit vor dem Erscheinen des Werkes war von demselben als von etwas ganz Ausserordentlichem, seit lange Vorbereitetem gesprochen; man wusste, dass Hugo, als er Notre Dame seinem Buchhändler in Verlag gab, mit diesem einen Vertrag eingegangen war, worin er ihm von jedem Roman, den er innerhalb der nächsten 30 Jahre publiciren würde, den Band zu 3000 Franken abtrat, und dass er, um dieser Verpflichtung zu entgehen, mit der Herausgabe wirklich bis zu dem Ablauf des Zeitraums gezögert hatte; man nannte die hohe Summe, die der Buchhändler gezahlt habe, und das Publikum glaubt nur zu häufig, dass eine Sache in dem Masse gut sein müsse als sie theuer bezahlt ist, daher es denn auch ein gewöhnlicher Kunstgriff ist, dass Verleger und Schriftsteller bei Herausgabe eines Buchs sich verabreden, die Angabe eines bedeutenden,

aber nie entrichteten Honorars irgendwie in die Oeffentlichkeit dringen zu lassen. Am Tage vor der Ausgabe brachten nach hiesiger Sitte mehrere Zeitungen interessante Bruchstücke, und die Ankündigung prangte in enormen Lettern an allen Strassenecken. Genug, das Publikum war in jeder Weise vorbereitet, Ungewöhnliches zu erwarten, so dass diese Manier doch auch in Paris einigen Anstoss erregte und die Revue nationale das andeutete, wenn sie meinte, all dieser Lärm würde industrieusement, on pourrait dire industriellement verbreitet. Bei dem Erscheinen der ersten Bände waren zugleich schon Uebersetzungen in das Englische, Deutsche, Italienische, Spanische, Portugiesische, Holländische, Polnische, Ungarische angezeigt und in der Ankündigung des Verlegers hiess es: Notre Dame war die Wiedererweckung des Mittelalters, die Misérables stellen das Leben des 19. Jahrhunderts dar, und dieses Hauptwerk Victor Hugo's wird eine der hauptsächlichsten literarischen Erscheinungen des 19. Jahrhunderts sein. Das Buch war theuer, aber elegant ausgestattet, immer sehr weitläufig, mit sehr vielen Absätzen und leeren Seiten fast zwischen jedem Kapitel gedruckt, so dass bei etwas weniger Raumverschwendung die Hälfte der Bände genügt hätte. So unwesentlich das scheint, so unangenehm ist es doch, wenn man bei solchem angeblichen Kapitalwerke zunächst überall der Spekulation begegnet. Natürlich wurden die ersten Bände ordentlich verschlungen und mehrere Zeitungen und Zeitschriften brachten sofort Kritiken, die wahren Hymnen glichen; J. Janin war überschwänglich, und nur wenige Blätter wagten ein unbefangenes Urtheil. Nach Veröffentlichung der folgenden Bände ward ein Brief des Herausgebers an den Verfasser gedruckt, worin er erzählt, dass an dem für die Ausgabe angekündigten Tage seit ganz früh das Gedränge auf der Strasse gross gewesen, man habe sich fast geschlagen, um Zutritt zu erhalten, und natürlich seien die aufgestapelten Reihen der Exemplare im Handumsehen verschwunden gewesen. Bei dem Erscheinen der letzten Theile konnte der Verleger bereits melden, dass in den wenigen Monaten 6 Auflagen vergriffen seien, und obgleich seitdem die discordirenden Stimmen zahlreicher werden und sich hören lassen, so sind sie doch noch immer weit übertönt von den Posaunenstössen der Gegenpartei,

so dass ein der Regierung freundliches Blatt zwar weniger Hugo anzugreifen, aber wenigstens diese blinden Anhänger mit dem Namen seiner Mameluken zu belegen für gut fand. „Hugo," ruft Pichat in der Réforme littéraire aus, „ist kein Mensch, es ist ein Element." Da man in Frankreich mit dem Worte Philosophie sehr freigebig ist, so findet denn die Revue française auch die philosophische Seite des Werks prodigieux und entdeckt bei jedem Wiederdurchlesen wunderbare Tiefen; Crémieux bricht bei einem politischen Prozess die Gelegenheit vom Zaune, um den grossen Schriftsteller zu erwähnen, qui dans un nouvel écrit soulève les ardeurs de tous ceux qui le lisent; selbst Nefftzer hat bei den letzten Abschnitten den Eindruck tragischen Schauers empfunden, den man nur mit dem der Schlussscenen der Nibelungen vergleichen kann, und die Indépendance Belge findet in diesem oeuvre immense — ein Lieblingsausdruck der Franzosen — que toutes les grandeurs sont unies à toutes les délicatesses. Man sagt zwar, dass Hugo dennoch mit den Kritiken nicht zufrieden ist; einstweilen gerirt er sich aber als höchste literarische Autorität; viele Schriftsteller glauben jetzt, wie es scheint, nichts Besseres zur Empfehlung ihrer Schriften thun zu können, als sich über dieselben einige lobenden Zeilen von ihm schreiben zu lassen, die sie dann veröffentlichen; und wenn es genügte, Jedermann von sich reden zu lassen und einen wahren literarischen Krieg hervorzurufen, so müsste allerdings die glühendste Eigenliebe sich befriedigt fühlen, da man schon jetzt aus all den Broschüren und Recensionen der Revuen und Zeitungen eine ganze kritische Bibliothek bilden könnte und da ein einziges von Hugo gebrauchtes, angeblich geschichtliches Schmutzwort Anlass zu heftigen Reclamationen, historischen Untersuchungen und Protocollen, zu Dutzenden von Briefen und Artikeln des In- und Auslandes gegeben hat und bei der Gelegenheit die Manen von Cambronne und Michel heraufbeschworen sind, nicht nur im figürlichen sondern im eigentlichen Sinne, da die Geisterseher Cambronne heraufgeklopft haben, damit er das letzte Wort spräche.

Ausserhalb Frankreichs wird dieser Enthusiasmus etwas unglaublich erscheinen, indess ist er eben sehr künstlich und

viele der öffentlich am lautesten Lobenden gestehen in der Stille, dass das Buch den hochgespannten Erwartungen bei Weitem nicht entsprochen habe. In Frankreich ist eben eine wirklich unparteiische Kritik noch weit seltener als in Deutschland; sie ist fast ausschliesslich im Dienst der Parteien und bei der Gedrücktheit der Presse in allen inneren Angelegenheiten verstecken sich häufig politische hinter scheinbar rein literarischen Fragen. Da Hugo eine Fahne, ein politischer Name ist, so glaubt sich der ganze liberale Theil der Presse zum Lobe verpflichtet, und da seine Vergangenheit ihn zu einem Gegner des Kaisers macht, so benutzt die grosse Zahl der Gebildeten, die nur mit Widerwillen den Druck der Napoleonischen Herrschaft erträgt, die Gelegenheit, dieses Buch recht laut zu erheben. Ausserdem haben die Franzosen vor ihren grossen Namen gewaltigen Respekt, den sie dann auch auf Alles, was von ihnen ausgeht, übertragen, und den sie lange bewahren, so dass es z. B. Lamartine, obgleich er doch sein Mögliches dafür gethan hat, noch nicht gelungen ist, seinen Ruf vollständig zu untergraben. Solche Namen glaubt man mit der Nation und ihrer Grösse gleichsam verwachsen, und es wäre profan, an deren Ruhme zu sehr zu rühren, denn auch bei solchen rein literarischen Fragen hält man die Nationalehre für betheiligt. Nous tenons, sagt z. B. Gérusez in seiner Literaturgeschichte, trop à la gloire de Bossuet et de Fénelon, dont la France se décore, pour essayer de l'amoindrir; oder: Si ceux qui déprécient Molière et Lafontaine, savent ce qu'ils font, ils sont bien coupables, et bien aveugles s'ils l'ignorent. Ils amoindrissent la France. Unter allen lebenden Dichtern aber gilt den Franzosen Niemand für grösser als Hugo, und daher sprechen, unabhängig von jedem Parteistandpunkte, alle Blätter von ihm wenigstens stets mit grosser Achtung und Rücksicht. Ueberdiess ist das Buch in vielen Beziehungen spezifisch französisch; es schildert oft speziell Pariser Zustände und Persönlichkeiten wie den Gamin, es beschreibt die Räumlichkeiten mit seltener Genauigkeit, es erzählt viele hier näher gekannte und in der Erinnerung fortlebende Vorgänge wie den Juniaufstand 1832 mit fast historischer Treue, es enthält Hunderte von Hindeutungen und Anspielungen, die im Auslande nur zum Theile verstanden werden,

so dass von diesem aktuellen Interesse naturgemäss ausserhalb Vieles verloren gehen muss.

Endlich ist das Buch auch in dem Sinne durchaus national, als es die herrschenden Ansichten und Vorurtheile theilt und ihnen schmeichelt. Dass die Franzosen die erste Nation sind und an der Spitze der Civilisation marschiren, dass Paris die Hauptstadt der Erde, Mittelpunkt und Centralsonne alles Grossen und Schönen sei, ist zwar noch immer die gewöhnliche Ansicht. Der Deputirte Nogent St. Laurens sagte im Juni in einer Sitzung des Corps législatif nicht, er glaube, dass Frankreich die besten Schulen besitze, das wäre zu bescheiden, sondern: la France á la réputation d'avoir le meilleur enseignement, und der Unterrichtsminister in seiner neulichen Ansprache an die Elite der Pariser Jugend*) meinte ebenfalls: Notre patrie règne sur tous les peuples par l'ascendant des idées. Wenn das der Herr Minister sagt, so muss es doch gewiss wahr sein. Aber mit mehr Naivetät und Unkunde, oder um das in diesem Falle allein anwendbare Wort zu gebrauchen, mit mehr Bornirtheit hat diese Ansicht doch kaum jemals Jemand ausgesprochen, als Hugo. Frankreich ist athéniensisch durch das Schöne, römisch durch das Grosse, und überdies ist es gut, es wacht zuerst, schläft zuletzt ein, seine Schwächen sind höchstens kleine Phantasieen. Natürlich strahlt die Freiheit von Frankreich aus, „das ist so sonnenklar, blind wer es nicht sieht, es ist Bonaparte, der es gesagt hat [der musste es doch wissen]. Wenn die Vorstädter nur die Carmagnole singen, stürzen sie nur Ludwig XVI.; singen sie aber die Marseillaise, so befreien sie die Welt, und der Hauch ihrer Brust genügt, um die Alpen in Unordnung zu bringen. Nur die Luft von Paris zu athmen, erhält die Seele frisch; Paris ist synonym mit Kosmos, es ist Athen, Rom, Sybaris, Jerusalem und Paris, Alles zusammen, es kann auch dumm sein, wenn es grade Lust dazu hat, und bisweilen macht es sich dieses Vergnügen, alors l'univers est bête avec lui. Endlich schwingt er sich gar zu folgender Dithyrambe auf: La gaieté de Paris est de la foudre et sa farce tient un sceptre. Son ouragan sort parfois d'une grimace ses explosions; ses

*) Rede bei dem Concours général am 12. August 1862.

journées, ses chefs-d'oeuvre, ses prodiges, ses épopées vont au bout de l'univers, et ses coq-à-l'âne aussi. Son rire est une bouche de volcan, qui éclabousse toute la terre. Ses lazzis sont des flammiches. Il impose aux peuples ses caricatures aussi bien que son idéal; les plus hauts monuments de la civilisation humaine acceptent ses ironies et prêtent leur éternité à ses polissonneries. Il est superbe; il a un prodigeux 14 juillet qui délivrè le globe; il fait faire le serment du jeu de paume à toutes les nations; la nuit du 4 août dissout en 3 heures 1000 ans de féodalité; il fait de sa logique le muscle de la volonté unanime, il se multiplie sous toutes les formes du sublime; il emplit de sa lueur Washington, Kosciusko, Bolivar, Botzaris Riégo, Bem, Manin, Lopez, John Brown, Garibaldi; il est partout où l'avenir s'allume, à Boston en 1779 (warum grade in dem Jahre?) à l'île de Léon en 1820, à Pesth en 1848, à Palerme en 1860. — il rayonne le grand sur la terre, c'est en allant où son souffle les pousse, que Byron meurt à Missolonghi et que Mazet meurt à Barcelone; il est tribune sous les pieds de Mirabeau et cratère sous les pieds de Robespierre; ses livres, son théâtre, son art, sa science, sa littérature, sa philosophie sont les manuels du genre humain, il a Pascal, Régnier, (!) Corneille, Descartes, Jean Jacques, Voltaire pour toutes les minutes, Molière pour tous les siècles, il fait parler sa langue à la bouche universelle et cette langue devient verbe; il construit dans tous les esprits l'idée de progrès, les dogmes libérateurs qu'il forge sont pour les générations des épées de chevet et c'est avec l'âme de ses penseurs et de ses poètes que sont faits depuis 1789 tous les héros de tous les peuples etc.

Man kann dem krankhaften Heimweh eines Verbannten Vieles zu gut halten, aber ein solcher Wortschwall, solche Anhäufung von Uebertreibungen, Unwissenheiten und Geschmacklosigkeiten übersteigt denn doch jedes Mass. Dabei glaubt er wahrscheinlich auch seinem Pariser Volke ein Compliment zu machen, wenn er ihm sagt, dass es auch Mann geworden, immer Gamin bleibt: peindre l'enfant, c'est peindre la ville. Wir sollten eigentlich Nichts dawider haben, aber wir wollen doch besser von dem Volke denken, denn ein Gamin, ganz kleiner Rabelais dass er sein und wie schelmische und kluge

Streiche er auch ausführen mag, bleibt eben doch ein kleiner Taugenichts, der in ernster Gesellschaft nicht mitzusprechen hat, und die wirkliche Arbeit der Geschichte wird doch wohl kaum durch Gamins gemacht.

Komisch ist es auch anzusehen, wie Hugo in dem Romane die Schlacht bei Waterloo zu erklären sucht. Natürlich folgt er dabei, gegenüber den Darstellungen von Charras und Quinet, die er ignorirt, der nach ihm auch wieder von Thiers in dem in diesen Tagen veröffentlichten letzten, zwanzigsten Bande der Geschichte des Kaiserreichs vertretenen, napoleonischen Ueberlieferung, wonach der Kaiser keine Versehen begangen, sein militärisches Genie nicht sich gesenkt hat, Fehler höchstens auf Seiten der Generale begangen sind. Für ihn ist demnach Waterloo nur eine Verkettung von unglücklichen Zufällen, „ja wenn es nicht in der Nacht geregnet hätte, so war die Zukunft Europas eine andere. Einige Regentropfen mehr oder weniger haben den Sturz Napoleons bewirkt," wobei er nur vergisst, dass dadurch auch die Preussen aufgehalten sind. Dann wieder: „wenn der kleine Hirtenjunge, der Bülow als Führer diente, ihm einen anderen Weg gezeigt hätte, so war die Gestalt des 19. Jahrhunderts vielleicht eine andere." Ein anderes Mal ist nach seiner Darstellung die Cavalerie in einen vorher nicht bemerkten Hohlweg gerathen, in dem so Viele stürzten, dass sie dann nur geschwächt zum Angriffe kam und vorher hat Napoleon den widerstrebenden, gebundenen Führer, den er bei sich hatte, etwas, was man nicht weiss, gefragt, was dieser mit einem Kopfschütteln beantwortet hat; wahrscheinlich hat er also gefragt, ob es ein Terrainhinderniss gebe, mithin „könnte man fast sagen, dass von dem Kopfschütteln eines Bauern der Sturz Napoleons die Folge gewesen ist. Abermals: Une bataille terminée (?), une journée finie, de fausses mesures reparées, de plus grands succès assurés (?) pour le lendemain, tout fut perdu par un moment de terreur panique. Um sich an Wellington zu rächen, findet er, dass wenn Jemandem Verdienst gebührt, es nicht der englische Führer ist, dem die Ehre zukommt, sondern seine Armee, „denn es gab an diesem Tage mehr ein Gemetzel als eine geordnete Schlacht." Damit er seinen Groll auslassen kann, muss es wenigstens die Contrerevolution ge-

wesen sein, die dort gesiegt hat: „sie ist es, die Blücher ermuthigt hat.“ Wieder fragt er: „wer ist der wahre Sieger?“ nicht Blücher, nicht Wellington, sondern Cambronne, indem er ein Schmutzwort gesagt hat: Nous le répétons, dire cela, faire cela, trouver cela, c'est être le vainqueur. Dire ce mot et mourir, quoi de plus grand, wobei es nur nicht so ganz stimmt, dass Cambronne nicht starb, sondern sich gefangen nehmen liess. Endlich haben ja die Menschen überhaupt Napoleon nicht besiegt. „Konnte er die Schlacht gewinnen? nein; Blüchers wegen? nein; Wellingtons wegen? nein; warum denn nicht? à cause de Dieu. — L'excessive pesanteur de cet homme dans la déstinée humaine troublait l'équilibre. Cet individu comptait à lui seul plus que le groupe universel. — Probablement les principes et les éléments, d'où dépendent les gravitations régulières dans l'ordre moral, comme dans l'ordre matériel, se plaignaient. Napoléon avait été dénoncé dans l'infini et sa chute était décidée. Il gênait Dieu. Und dadurch denn „erklärt sich der panische Schrecken der Helden.“ Also die Franzosen mögen sich zufrieden geben: dans cet événement la part des hommes n'est rien. Grossmüthig will er uns Andere aber doch auch trösten, es käme ja darauf nicht an, wir hätten ja Byron und Göthe. Man sieht, zu welchen Absurditäten eine ungemessene Nationaleitelkeit einen bedeutenden Menschen, der Stockfranzose ist, führen kann. Das vorausgeschickt, gehen wir nun an die unbefangene Beurtheilung des Romanes als solchen.

Schon 1823 bei Gelegenheit einer Kritik Walter Scotts schrieb Hugo: Après le roman pittoresque mais prosaïque de Walter Scott il restera un autre roman à créer, plus beau et plus complet encore, selon nous. C'est le roman, à la fois, drame et épopée, pittoresque mais poétique, réel mais idéal, vrai mais grand, qui enchâssera Walter Scott dans Homère. Es scheint, als habe sich Hugo in dem Buche die Verwirklichung dieser Aufgabe als Ziel vorgesetzt und das ganze Leben der Zeit in einem grossen Gemälde mit weitem Rahmen zu umfassen gesucht. Das Bagno und das Kloster, Katholicismus und Atheismus, die Restauration und die Revolution, das Kind und der Greis, die unschuldige und die käufliche Liebe, bürgerliche, aristokratische, studentische und Verbrecherkreise werden uns

vorgeführt, wenn er auch, wie schon der Titel erwarten liess, vorzugsweise die Nachtseiten der Gesellschaft, die Lücken und Mängel unserer Civilisation hat darstellen wollen. Ueber den Zweck, den er damit verbindet, spricht er sich in der emphatisch geschraubten Vorrede aus: Tant qu'il existera, par le fait des lois et des moeurs, une damnation sociale créant artificiellement, en pleine civilisation des enfers et compliquant d'une fatalité humaine la destinée qui est divine; tant que les trois problèmes du siècle, la dégradation de l'homme par le prolétariat, la déchéance de la femme par la faim, l'atrophie de l'enfant par la nuit (!) ne seront pas résolus; tant que dans de certaines régions l'asphyxie sociale sera possible, en d'autres termes et à un point de vue plus étendu encore, tant qu'il y aura sur la terre ignorance et misère, des livres de la nature de celui-ci pourront ne pas être inutiles.

Wir haben es also mit einem Tendenzromane zu thun, der direkte Lehren enthalten soll. Bekanntlich ist der Roman an sich schon dadurch eine etwas untergeordnete, wenn auch die zeitgemässeste Kunstgattung, dass er keine geschlossenen, sondern sehr ausgesetzte Grenzen hat, in die von allen Seiten die wirkliche Prosa einströmen kann; da müssen wir so häufig Belehrungen über Politik, Religion, Moral u. s. w. mit in den Kauf nehmen, ohne dass das Alles auch nur irgend in den Gang einverwebt wäre oder uns über den Charakter der Personen Aufschluss gäbe, und wir riskiren die Ansichten eines Autors über Tacitus zu lesen und wenn er Tags zuvor etwa Moleschott gelesen hat, ihn über den Nahrungsstoff in den Gemüsen seine nagelneuen Kenntnisse auskramen zu hören. Bei Hugo ist dergleichen nun nicht bloss gelegentliches, störendes Beiwerk, sondern das ganze Werk ist durch die lehrhafte Tendenz gefärbt und bedingt. Wenn wir freilich fragen, welches die tiefen Wahrheiten sind, die uns enthüllt werden, so sind die meisten davon zwar recht wohl gemeint, aber nicht eben neu. Er will, dass der Elementarunterricht obligatorisch und unentgeltlich sei, dass man in dem Angeklagten vielmehr einen Unglücklichen, der Mitleid verdient, als einen Schuldigen sehe, dass die Strafe milde sei, im Verhältniss zu dem Verbrechen stehe und dass nach Ablauf derselben dem Verbrecher die Mög-

lichkeit gegeben werde sich zu rehabilitiren, dass die Todesstrafe abgeschafft werde, und er meint, dass die Gesellschaft überhaupt besser thâte durch Fürsorge für die unteren Classen den Vergehen zuvorzukommen, als hinterher in dem Elenden nur die Sünde zu bestrafen und sich auf jede Weise von demselben zu befreien. Es macht ihm Ehre, dass er sich der Elenden und Gedrückten annehmen, dass er auch die von Niemand gesehenen und gefeierten Kämpfe, die oft die Armuth und Verlassenheit in Dachstuben der Versuchung liefert, an das Licht ziehen will, aber er schwächt häufig die Wirksamkeit seiner Argumente durch ihre Uebertreibung und wenn er z. B. sagt: Il y a, insistons-y, et jusqu'au jour où l'ignorance sera dissipée, il y aura la grande caverne du mal. — l'unique péril social c'est l'ombre, so weiss doch Jeder, dass die Unwissenheit nicht die einzige Quelle des Lasters ist. Auch geht er zu weit, wenn er in den bestehenden Zuständen nur das Schlechte sieht, gegen die Gesellschaft oft von wirklichem Hass erfüllt ist, der subjectiv bei einem Verbannten sich erklären mag, aber darum nicht weniger ungerecht bleibt. Bitterkeit ist überdies eine unpoetische Stimmung und lässt die Dinge in einseitigem, falschem Lichte erscheinen. Er berichtet z. B., dass das frühere Königthum Galeeren hatte und um sie in Bewegung zu setzen, Galeerensklaven brauchte. Colbert faisait faire par les intendants de province et par les parlements le plus de forçats qu'il pouvait. La magistrature y mettait beaucoup de complaisance. Un homme gardait son chapeau devant une procession, attitude huguenote, on l'envoyait aux galères. On rencontrait un enfant dans la rue; pourvu qu'il eût 15 ans et qu'il ne sût où coucher, on l'envoyait aux galères. Grand règne, grand siècle. Sous Louis XV, les enfants disparaissaient dans Paris: la police les enlevait, on ne sait pour quel mystérieux emploi. On chuchotait avec épouvante de monstrueuses conjectures sur les bains de pourpre du roi. Barbier parle naïvement de ces choses. Il arrivait quelquefois que les exempts, à court d'enfants, en prenaient qui avaient des pères. Les pères désespérés couraient sus aux exempts. En ce cas-là le parlement intervenait et faisait pendre, qui? Les exempts? non, les pères. Er erzählt uns eine Menge lächerlicher Züge obscurer, bourboni-

stischer Cirkel und glaubt damit zugleich die Restauration gerichtet zu haben, er tischt uns auf, dass jährlich in Salven, Salut- und anderen ganz unnützen Schüssen auf der Erde 300 Millionen Franken verpufft werden und fügt hinzu: pendant ce temps-là les pauvres manquent de pain.

Die Tendenz wird dadurch selbst etwas gefährlich, dass er, von der Rousseauschen Lehre über die natürliche Güte des Menschen ausgehend, die Gesellschaft allein alles Uebels anklagt, deren jetziger Zustand, die Richtigkeit all seiner Behauptungen zuzugeben, doch nur die Folge aller früheren Entwicklungen ist, und die bei dem besten Willen nicht mit einem Male das Paradies herauf führen könnte; und dabei gewinnt es oft den Anschein, als ob das Individuum ganz unverantwortlich sei, das sich für sein Unglück nur an die Gesellschaft zu halten hätte. Auch führt er ungeschickter Weise gar nicht die wirklich zu beklagenden Opfer unserer Zustände, fleissige Arbeiter und Familienväter, die etwa bei den industriellen Krisen brotlos würden, und Aehnliches vor, sondern Menschen, deren Leben denn doch sehr bedenkliche Seiten hat und die zum Theil selbst niederträchtige Schurken sind. Er schadet zugleich der künstlerischen Idee, die verlangt, dass in irgend einer Weise ein versöhnlicher Eindruck hinterbleibt, und ermuntert wenig zur Nacheiferung, wenn sein Held, trotz übermenschlicher Seelenkämpfe und Selbstverläugnung doch nicht von seiner Vergangenheit sich zu befreien im Stande ist und beständig unglücklich und verfolgt, ein Ausgestossener bleibt.

Bei dem Allem ist Hugo jedes Andere, nur kein consequenter, tiefer Denker. Er hat die Bourbonen, die Gräber von St. Denis gefeiert — allerdings war er damals noch sehr jung – und für Napoleon geschwärmt, Oden auf den Herzog von Reichstadt und Schmähschriften gegen Napoleon III. geschrieben, der Republik sich ergeben und mit dem Socialismus geliebäugelt, und so, wie Lamartine und viele seiner Landsleute, eine grosse Wandelbarkeit und Elasticität gezeigt. Wir wollen ihm hier als Dichter daraus keinen Vorwurf machen, zumal sich jeder dieser Richtungen eine poetische Seite abgewinnen liess, aber wenn er, durch die Ereignisse in rein politische Bahnen hineingerissen, sich nun für einen Staatsmann und für ein

Orakel hält, während in dem Buche doch weder die Entschiedenheit des Parteimannes, noch die ruhige Objectivität eines Philosophen, sondern nur eine etwas unklare, unbewusst trübe Mischung verschiedener Standpunkte sich findet, so ist das eine bedenkliche Prätention und genügt man damit Niemandem. Er will dem Katholicismus gerecht werden, will uns den Frieden und die Ruhe des Klosters zeigen, das sich als Asyl aufthut, will uns das Ideal eines christlichen, in der Menschenliebe aufgehenden Priesters vorführen, aber zugleich schiebt er diesem seine eigene Gleichgültigkeit gegen das Dogma unter und erniedrigt ihn in einer sehr herbeigezwungenen Scene gegenüber einem alten, sterbenden Conventionnel. Ebenso ist er bei all seinen Predigten für Frieden und Völkerverbrüderung doch wieder noch, schon von seinem Vater her, ganz von der Liebe für militärische gloire erfüllt und Bewunderer Napoleons, der in seinen Augen Hannibal, Cäsar und Karl den Grossen vereinigt, dessen Bulletins Iliaden sind, der die Zahl Newtons mit der Metapher Muhameds verbindet, der im Orient Worte gross wie die Pyramiden hinterlässt, für den die Hauptstädte nur Etappenplätze bilden, und was dieser glänzenden, überschwänglichen Bilder mehr sind.

Die ganze direkt doktrinäre und tendentiöse Partie des Werks, die einen sehr grossen Raum einnimmt, können wir somit nur, zum Theil banal, zum Theil paradoxal, voll von Widersprüchen finden, wo grosse Worte und Declamationen nicht den Mangel an Tiefe und die Armuth der Ideen verdecken, wenn wir auch den Absichten des Verfassers Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen. Nun aber überwiegt diese belehrende Seite so sehr, dass die erzählende, der Roman, darüber oft ganz in den Hintergrund tritt und dass Hugo das Buch nur benutzt zu haben scheint, uns seine Herzensmeinung über alles Mögliche mitzutheilen. Kaum je hat ein Schriftsteller gewagt, der Geduld seiner Leser in der Beziehung mehr zuzumuthen, den Faden der Erzählung willkürlicher zu unterbrechen und auch das Fernliegendste, mit dem Roman in keinerlei Verbindung Stehende einzuschieben, so dass man sich des Verdachts nicht erwehren kann, Vieles sei nur dazu da, die Bände zu füllen.

Wir bezweifeln aber, ob solche Erwägungen grade der Unsterblichkeit eines Werkes sehr günstig sind, für die Nachwelt verliert vollends Alles, was Beiwerk und unwesentlich ist, an Interesse, sie verlangt Bücher, wo das Leben und der Gedanke einer Zeit sich möglichst condensirt haben, wie im Werther. In den Misérables wird uns auf 134 Seiten die Schlacht bei Waterloo beschrieben, die mit dem Roman keine andere Beziehung hat, als dass der Vater einer der Hauptfiguren dort schwer verwundet und von einem Marodeur gerettet ist, was dann allerdings für das Geschick des Sohnes wichtig wird. Wieder wird uns bei der Gelegenheit, dass sich Valjean vor seinen Verfolgern in ein Kloster rettet und dort einige Zeit als Gärtnergehülfe lebt, dieses Gebäude und das Leben der Nonnen auf 80 Seiten vorgeführt, und das folgende Buch, das ausdrücklich schon Parenthese überschrieben ist, bringt uns nur Auslassungen über Berechtigung der Klöster, über Gebet, Polemik gegen Atheismus u. s. w. Wir erhalten Erörterungen über das Julikönigthum, und weil er später zwei Menschen durch die Kloaken von Paris sich retten lässt, müssen wir wieder einen ganzen Abschnitt von 50 Seiten über dieses unterirdische Gegenstück der oberen Stadt, seine Geschichte, über die Nützlichkeit des Düngers mit in den Kauf nehmen, und bei Gelegenheit des Aufstandes von 1832, bei dem wir durch fast zwei Bände festgehalten werden, lesen wir lange, subtile Abhandlungen über den Unterschied von Emeute und Insurrektion und fällt es ihm plötzlich ein, uns auf 20 Seiten ein Paar Musterbarrikaden von 1848 zu beschreiben. Man hält dem humoristischen Roman eine gewisse Freiheit in den Alluren, Unterbrechungen, Parabasen u. s. w. zu gut; hier aber haben wir es mit einem ernsten Produkte zu thun, und man kann von künstlerischem und selbst moralischem Standpunkte aus diese subjective Willkür, diese Manier, sein Buch zum Ableger für alles Mögliche zu benutzen, nicht hart genug beurtheilen; mag Hugo denn doch seine nützlichen Gedanken über die Kloaken in einer Zeitschrift veröffentlichen, oder uns die Schlacht bei Waterloo in einer Abhandlung beschreiben, da sie, wie sie hier gegeben, nur eine schöne Beschreibung, aber nicht Roman, und doch auch wieder nicht Geschichte ist, weil er nur mehr ein-

zelne Scenen hervorhebt, die ihm grade Gelegenheit zu lebendigen Schilderungen bieten.

Es gehört ein nicht geringes Selbstbewusstsein dazu zu meinen, dass das Publikum nun jede dieser Bemerkungen am unrechten Orte anstaunen und mit Ehrfurcht vor dem tiefen Genie des Verfassers aufnehmen wird. Aber freilich leidet Hugo, wie Chateaubriand, wie Lamartine, an einer ungemessenen Eitelkeit, und ein Deutscher z. B. würde es doch kaum über sich gewinnen, wenn er die Greise mit Missmuth von der Jugend reden lässt, ihnen nun, um die neue Zeit zu charakterisiren, die Worte in den Mund zu legen: Ça vous allait à Hernani. Es ehrt ihn nach unserer Meinung, wenn er mit den meisten literarischen und politischen Berühmtheiten seines Landes und nur mit mehr Muth als viele von ihnen, sich dem Staatsstreiche widersetzte, und wir respektiren das Gefühl, das ihn auch jetzt noch, wo ihm die Rückkehr gestattet wäre, immer von seinem Lande fern hält; nur muss man doch nicht, wenn man denn nach seiner Bequemlichkeit auf dem gastlichen Jersey sich befindet, sich als den Exilirten gebehrden, der auf seiner Insel lebt wie Napoleon auf St. Helena, und der nun, wie Jeremias auf den Trümmern Jerusalems, über sein gefallenes Vaterland klagt. *)

---

*) Um die Stimmung Hugos zu veranschaulichen, will ich, da seine neueren Gedichte weniger bekannt sind als die früheren, aus einem solchen, zugleich schönen und pathetischen, einige Strophen anführen:

Puisque le juste est dans l'abîme,
Puisqu'on donne le sceptre au crime,
Puisque tous les droits sont trahis,
Puisque les plus fiers restent mornes,
Puisqu'on affiche au coin des bornes
Le déshonneur de mon pays;

. . . .

Je t'aime, exil! douleur, je t'aime,
Tristesse sois mon diadème!
Je t'aime, altière pauvreté!
J'aime ma porte aux vents battue,
J'aime le deuil, grave statue,
Qui vient s'asseoir à mon côté.
J'aime le malheur qui m'éprouve.

. . . .

Die in künstlerischer Beziehung am höchsten stehenden Romane werden immer die sein, wo das Band, die Nabelschnur, wie Vischer sich ausdrückt, zwischen Verfasser und Buch gleichsam durchschnitten ist, das Werk nun seinen eigenen Gesetzen folgt, nie die Welt der Illusion unterbrochen wird, ich nirgends an den Schriftsteller erinnert werde, wie das im Gil-blas oder in den Wahlverwandtschaften der Fall ist; dabei kann das Werk in einem andern Sinne immer noch durch und durch subjectiv sein, wie Werther, wenn dann nur der Künstler eben ganz in dem Subject aufgegangen ist. Die Misérables aber sind ganz subjectiv im tadelnden Sinne des Worts. Einmal tritt uns Hugo direkt entgegen, indem er sich oft nennt: „der Onkel des Verfassers dieses Buchs;" „der Autor fand sich dem Feuer ausgesetzt" „der Besucher des Schlachtfeldes (d. h. er) bückte sich, — richtete sich wieder in die Höhe, — stiess die Thür auf" u. s. w., wobei er uns die unbedeutendsten Begebenheiten nicht erspart und uns völlig gleichgültige Namen nennt, die sich irgendwo eingeschnitten finden.

Ausserdem — was gewöhnlich die schwache Seite der eigentlich historischen Romane ist — hat sich die Dichtung nicht mit der Wirklichkeit auseinandergesetzt, die Erzählung wird beständig durch all die Betrachtungen, durch das geschichtliche Element unterbrochen, so dass ich oft ganz deroutirt bin und, wie bei der Beschreibung des Barrikadenkampfes, wo das ganze äussere Detail durchaus genau gezeichnet ist, nicht weiss, wo da nun die Geschichte aufhört und der Roman anfängt. Ganze Kapitel dienen auch nur dazu, die Kenntnisse Hugos zu zeigen, wir werden manchmal mit Eigennamen, Anspielungen und sonderbaren Zusammenstellungen ordentlich erdrückt, obgleich wir, aufrichtig gestanden, von der Gelehrsamkeit Hugos, die auch Niemand von ihm verlangt, darum noch keine höhere

---

J'aime la roche solennelle
D'où j'entends la plainte éternelle
Sans trève comme le remords
Toujours renaissant dans les ombres
Dès vagues sur les écueils sombres,
Des mères sur leurs enfants morts.

Meinung gewinnen, Versehen und Anachronismen unterlaufen, grade wie er früher prächtige Verse auf die Schlacht bei Ivry unter den Mauern von Paris dichtete, wo die Seine vom Blute geröthet wurde, und wobei nur der kleine Fehler unterlief, dass dieses Ivry gar nicht bei Paris, sondern weitab und an der Eure liegt. Auch sonst sind die Personen oft nur Masken, durch die Hugo selbst spricht, und wenn er einen seiner Helden z. B. bei den Strassenkämpfen lange Reden halten lässt in der Manier von Anacharsis Cloots, dass das 19. Jahrhundert gross sei, das 20. aber glücklich sein werde, so vergisst er dabei doch, dass man hinter den Barrikaden grade nicht in der Stimmung ist, dergleichen rhetorischen Phrasen sein Ohr zu leihen. Ueberhaupt sind die Figuren nicht zuerst in der Phantasie des Dichters entstanden, um dort Leben und Gestalt zu gewinnen und sich zu verdichten, sondern aus dem Verstande geboren; dem Schriftsteller schwebten zuerst seine Theorien und Tendenzen vor, er wollte lehren; daher sind die Gestalten nicht greifbare, individuelle Wesen, sondern Abstraktionen, Typen, Schemen, und da der Verstand auf dem Gebiete der Kunst unzulänglich ist und nicht vor Missgriffen schützt, werden die Farben beständig zu stark aufgetragen. Der alte Conventionnel stellt die Revolution, 1793, dar, der Bischof die christliche Liebe, Pontmercy ist der Repräsentant des liberalen Bonapartismus, Gillenormand des voltärianischen Royalismus, Valjean als Galeerensklav zeigt den durch die Schuld der Gesellschaft verhärteten Sinn des Bösewichts, die einzelnen Mitglieder des ABC stellen jeder eine Seite der bei einer Revolution thätigen Elemente dar u. s. w. Aber fast nirgend habe ich wirkliche Menschen vor mir. Ja man kann in gewissem Sinne die Ausnahme zeichnen, wie es Shakspeare thut, wenn er die Macht der Leidenschaften schildert, wie sie zuletzt ausschliesslich vom Menschen Besitz nehmen; das findet sich allerdings auch nicht alltäglich, aber da habe ich doch nur das rein Menschliche gleichsam reiner, geläuterter, vertiefter vor mir, während Hugo die Monstruosität, die Carrikatur häufig vorführt; das erinnert mich denn an die Anfänge der Kunst, wo man auch die richtige Mischung der Farben und Töne noch nicht kennt, die Nuancen nicht unterscheidet, noch nicht weiss, wie Vischer sich

einmal ausdrückte, dass der Mensch eine Harmonie von Tönen ist, der die Dissonanzen nicht fehlen dürfen, wo man dann Alles zu sehr ins Hässliche oder in das Schöne malt. Hugo trägt zu stark auf, um nur starke Eindrücke hervorzubringen, seine Figuren haben daher oft etwas Unwahres, sündigen durch Uebertreibung und es laufen widerwärtige Züge unter, wie wenn der 91jährige und noch leichtfertige Gillenormand seinem Enkel, der ihm die Einwilligung zu der Ehe mit einem jungen Mädchen abverlangt, antwortet: fais-en ta maîtresse. Für die Zeichnung der reinen, unschuldigen Liebe von Marius und Cosette hat Hugo alle Mittel aufgeboten und oft mit Erfolg, aber auch da kennt er kein Mass; die beiden Liebenden bleiben vollständig unbedeutend und uninteressant, und es ist doch grade nicht nöthig, dass Marius, während man nicht weiss, wovon er lebt, „täglich vier Stunden im Anschauen der Sperlinge“ verbringt. Er isst gar zu oft nicht, und schliesslich, als seine Geliebte nun wirklich auf dem Spiele steht, bleibt er eine Stunde lang mit gespanntem Hahne müssiger Zuschauer. Ebenso fehlt dem Bischof das Salz der Persönlichkeit und die Hauptperson, Valjean, ist meist verzeichnet. Ein so verhärteter Mensch, der eben seinen Wohlthäter mit voller Ueberlegung bestohlen hat, wird nicht mit einem Male völlig umgewandelt, ich müsste im alten Menschen schon etwas vom Neuen sehen und umgekehrt, hier aber wird der neue Adam, obgleich seine Seelenkämpfe mich zuweilen tief bewegen, ein etwas unwahres, philanthropisches Gespenst und Hugo deutet das unbewusst an, wenn er ihn fühlen lässt, er müsse nun der beste oder der schlimmste der Menschen werden, tiefer fallen als ein Galeerensklave oder sich zum Engel aufschwingen. Das soll er gar nicht, sondern nur ein rechter Mensch sein. Weil ferner Hugo zeigen will, dass bei dem heutigen Zustande der Gesellschaft die Tugend oft nicht mit der Legalität zusammengeht, muss der Bischof den Gendarmen, die ihm Valjean zurückbringen und die fragen, ob die bei diesem gefundenen Löffel die seinigen seien, mit einer Lüge antworten und im Uebermass der Grossmuth ihm noch seine einzigen silbernen Leuchter dazu schenken; muss Valjean, während er ein wahrer Heiliger ist, um sich und die Anderen zu retten, noch beständig zu seinen Galeerenkünsten

seine Zuflucht nehmen, muss er sich, ohne im Geringsten mit den Insurgenten zu thun zu haben, auf den Barrikaden befinden, wo er freilich noch bei den Flintenschüssen Menschenliebe übt und mit Absicht statt der Köpfe nur die Helme trifft.

Wie aber die Figuren nicht aus innerster Nothwendigkeit geboren, sondern nur mehr durch die Absicht des Dichters zu gewissen Lehren und Ideen die Beispiele und die thatsächliche Unterlage zu finden, erzeugt sind, so ist auch die Composition des Ganzen nicht die einheitliche eines Kunstwerks, sondern der Zusammenhang nur mühsam, mit Hülfe äusserer, oft recht mechanischer Hebel, Zufälle und Theatercoups hergestellt. Dem Dichter schwebten zuerst die verschiedenen Kreise vor, die er schildern wollte, verschiedene Begebenheiten, die es nun galt, irgendwie in Verbindung zu bringen; es ist ihm das aber nur mangelhaft und gewaltsam gelungen, das Interesse zersplittert sich namentlich im Anfange vollständig; die einzelnen Personen treten auf, und wenn ich sie näher kennen gelernt, verschwinden sie entweder für immer wie der Bischof mit seinem Kreise, oder begegnen mir oft nur nach mehreren Bänden wieder und erst im letzten Theile, nachdem ein grosser Theil der Helden auf den Barrikaden gefallen und auch Javert todt ist, concentrirt sich das Interesse mehr. Aber es gelingt Hugo nur durch die allerunwahrscheinlichsten Mittel bei all den disparaten Elementen einen Zusammenhang herzustellen und die Begebenheiten vor sich gehen zu lassen. Gleich die Verurtheilung Valjeans zu mehrjähriger Galeerenstrafe, weil er im anarchischen Jahre 1795 für die 7 hungernden Kinder seiner Schwester versucht hat ein Brot zu stehlen, ist nach dem Urtheil der französischen Juristen nicht zu rechtfertigen und unmöglich. Man sieht wie da die Absicht, um jeden Preis gegen die Gesellschaft und ihre Einrichtungen einzunehmen, ungerecht macht und wie zugleich die Tendenz dem Buche als Kunstwerke schadet, denn selbst wenn es im Leben nicht immer so ist, so soll doch zumal bei der Hauptperson, im Roman wie im Drama, ein gewisses Verhältniss zwischen Schuld und Strafe sein; ohne das wird meine Empfindung revoltirt. Ebenso kann der weitere Verlauf doch eigentlich nur durch die gewaltsame Unterstellung erklärt werden, dass Valjean, statt ein Galeerensklave, der seine Zeit ab-

gesessen hat, zu sein, ein entlaufener wäre. Derselbe so vorsichtige Mensch, von dem ein Hauptzug das Misstrauen ist, begeht aber zugleich in Paris wie in Montfermeil Unklugheiten, die unglaublich sind und die Aufmerksamkeit erwecken müssen, und Marius scheint blind und taub zu sein, da er nach Monaten mit einem Male erst merkt, dass die dünne Wand jeden Ton nebenan genau unterscheiden lässt und dass sein Zimmer oben eine Oeffnung hat, von wo aus man Alles in dem andern beobachten kann. All solche grobe Unwahrscheinlichkeiten kehren nur zu häufig wieder.

Es kann zuerst Wunder nehmen, Hugo, den man sich so überreich begabt vorstellt, den frühzeitig Entwickelten, ihn, den Chateaubriand enfant du génie genannt, doch eigentlich in solchen Dingen recht arm und sein Talent da unzureichend zu finden, wo ungleich Geringere reiche Hülfsmittel entwickelt haben. Dennoch ist dem so, in Allem was Erfindung heisst, ist Hugo beschränkt, auch entlehnt er oft und wiederholt er sich. In seinen Dramen begegnen wir häufig denselben Figuren, nur wenig modificirt; selbst in seinem Meisterwerke Notre Dame ist die Gestalt der Esmeralda und manches Andere Cervantesschen Novellen entnommen. In den Misérables hat für Myriel der Bischof von Digne, Miollis, dessen Biographie kürzlich in dem Correspondant veröffentlicht wurde, gesessen, und bei dem Tode des Conventionnel hat ihm, wie man aus dem nächstens erscheinenden letzten Bande von L. Blancs Geschichte der Revolution ersehen wird, das Ende von Billaud Varennes auf St. Domingo vorgeschwebt. Ausserdem finden wir ihn Romanschriftstellern zinspflichtig, die er gewiss tief unter sich glaubt: falsche Begräbnisse, nächtliche Ersteigungen und was dergleichen mehr ist, sind doch schon etwas abgenutzt, schon im Monte Christo stürzen sich die Leute ins Meer, um dann für todt zu gelten, schon vor Fantine verkauft in einer Erzählung J. Janins: Elle se vend en détail die Heldin nach einander Haare und Zähne; Galeerensklaven, die Tugendheroen werden, kennen wir auch schon aus Zschockes Alamontade und aus der Lélia, und wenn wir nur zu oft an die Mysterien von Paris erinnert werden, so sind dort die Galgenphysiognomien ganz anders belebt und für all diese Nachtseiten des Pariser Lebens und diese haarsträu-

benden Schaudererzählungen entwickelt Sue ein ganz anderes Talent. Um dergleichen genau und richtig zeichnen zu können, muss der Dichter in seinem Wesen eine Hinneigung nach dieser Seite fühlen, muss man dergleichen an Ort und Stelle studirt, diese Höhlen, wie es Sue gethan, frequentirt, mit diesen Menschen verkehrt haben, Hugos Natur aber ist, wie er sich auch stellen mag, im guten Sinn des Worts viel zu vornehm und aristokratisch dazu.

Dagegen hat er in anderen Scenen seine frühere Meisterschaft des Beschreibens und Erzählens gezeigt, und wir würden zufrieden sein, wenn er nur die beständigen, hochtrabenden Reflexionen unterlassen, statt zu politisiren und uns zu belehren, sich beschränken wollte, einfach zu schildern und zu berichten. Es gelingt ihm öfter durch die Energie seines Pinsels uns wirklich fortzureissen und gleichsam gegenwärtig sein zu lassen. Er versteht aus dem Wege eines achtjährigen Kindes, das genöthigt wird, am Weihnachtsabend weitab vom Dorfe Wasser zu holen, eine höchst ergreifende, rührende Scene zu schaffen. Er weiss, wie schon Notre Dame bewies, die Steine reden zu machen, den Eindruck von Gebäuden, das Leben, das sie zu haben scheinen, wiederzugeben und so führt er uns z. B. in ein verlassenes, unwirthbares Viertel, wo die Stadt aufhört, und das Land noch nicht anfängt, in eisiger Februarnacht, in der der Schnee im Mondschein wie ein Leichentuch erscheint, nur hin und wieder längs der Reihen schwarzer, kahler Ulmen eine Strassenlaterne ihr trübes Licht ausschickt, weithin kein Ton sich vernehmen lässt und die alten Gemäuer im unheimlichen Dunkel daliegen. Nur geht er auch da oft zu weit und wie bei Balzac wird uns in einem Zimmer bei der Aufzählung der Möbel gewiss kein Detail erspart. Wir haben da gewissermassen eine Ueberreife der Kunst. Liest man die Romane der Scudéry oder Aehnliches aus jener Zeit, so begegnet man überall der Unvollkommenheit der Mittel, das Lexikon, das zur Hand ist, beschränkt sich auf allgemeine Beiwörter wie schön u. dergl. Aber ebenso wie sich die bildende Kunst, wenn sie der Technik vollkommen Herr ist, oft an schwierige, bizarre Stellungen wagt, wo ich dann meist nicht mehr die Schönheit sondern nur die Ueberwindung des widerstrebenden Stoffs be-

wundere, so wollen die neueren französischen Romanschriftsteller bei den Beschreibungen oft nur ihre Virtuosität zeigen, gehen zu sehr in das Detail ein, wollen jede Nuance malen, werden zu minutiös und vergessen ganz die Aufzählung durch die Handlung zu beleben.

Hugos Farben sind auch oft zu stark, es gilt ihm immer nur, lebhafte Eindrücke hervorzubringen, aber man soll vielmehr mit einfachen Mitteln Grosses schaffen, er ist nicht biegsam genug und eine Beschreibung des Grisettenlebens will ihm daher nicht gelingen, das ist nicht leicht und heiter bei ihm. Sein Talent ist da am meisten angebracht, wo energische Malereien, feierliches Pathos verlangt wird. So führt er uns z. B. auf das Schlachtfeld von Waterloo, das bei Tage allen Ebenen gleicht, in dem aber bei Nacht ein geisterhafter Nebel aufsteigt. Da lebt dann der 18. Juni wieder auf, Alles wird wieder wirklich, man glaubt das Gestampf der Pferde, das Klirren der Säbel zu hören, die sich windenden Linien der Infanterie, das Blitzen der Bajonnette zu sehen. „Diese Schatten, es sind die Grenadiere, dieses Leuchten, es sind die Kürassiere, dieses Skelett ist Napoleon, jenes dort ist Wellington; alles das ist nicht mehr und stösst sich doch und kämpft noch, und die Hohlwege röthen sich, und die Bäume erschauern, und es gibt Furie in den Wolken und in der Finsterniss erscheinen wirr all diese wilden Höhen, gekrönt von Sturmwirbeln sich einander ausrottender Gespenster.“ Das ruft uns Kaulbachs Hunnenschlacht zurück. Wie gern folgen wir ihm auch, wenn er den Angriff der Reiterei beschreibt. Ihre Front war eine Viertelstunde lang, Riesenmänner auf Pferdekolossen, mit den langen Degen, dem Helm ohne Mähne, die Kürasse von geschmiedetem Eisen, die Pistolen im Halfter. Ein Adjudant bringt den Befehl zum Angriff. Ney tira son épée et prit la tête. Les escadrons énormes s'ébranlèrent. Toute cette cavalerie, sabres levés, étendards et trompettes au vent, formée en colonne par division, descendit d'un-même mouvement et comme un seul homme, avec la précision d'un bélier de bronze qui ouvrit une brèche, la colline de la Belle-Alliance, s'enfonça dans le fond redoutable où tant d'hommes étaient tombés, y disparut dans la fumée, puis, sortant de cette ombre, reparut de l'aûtre côté du vallon,

toujours compacte et serrée, montant au grand trot, à travers un nuage de mitraille crevant sur elle, l'épouvantable pente de boue du plateau de Mont-St.-Jean. Ils montaient, graves, menaçant, imperturbables; dans les intervalles de la mousqueterie et de l'artillerie on entendait ce piétinement colossal. — On croyait voir de loin s'allonger vers la crête du plateau deux immenses couleuvres d'acier. Cela traversa la bataille comme un prodige. Il semblait que cette masse était devenue monstre et n'eût qu'une âme. Chaque escadron ondulait et se gonflait comme un anneau de polype. On les apercevait à travers une vaste fumée déchirée ça et là. Pêle-mêle de casques, de cris, de sabres; bondissement orageux des croupes des chevaux dans le canon et la fanfare, tumulte discipliné et terrible; là-dessus les cuirasses comme les écailles sur l'hydre. Ihnen gegenüber sind dann 13 Carrés englischer Infanterie; la crosse à l'épaule, couchant en joue ce qui allait venir, calme, muette, immobile elle attendait. Elle ne voyait pas les cuirassiers et les cuirassiers ne la voyaient pas. Elle écoutait monter cette marée d'hommes. Elle entendait le grossissement du bruit des 3000 chevaux, le frappement alternatif et symétrique des sabots au grand trot, le froissement des cuirasses, le cliquetis des sabres et une sorte de grand souffle farouche. Il y eut un silence redoutable, puis, subitement, une longue file de bras levés brandissant des sabres apparut au-dessus de la crête, et les casques et les trompettes et les étendards, et 3000 têtes à moustaches grises criant: vive l'empereur. Toute cette cavalerie déboucha sur le plateau et ce fut comme l'entrée d'un tremblement de terre. Plötzlich thut sich dann ein gähnender Hohlweg auf, in dem (nach seiner allerdings sehr unwahrscheinlichen Beschreibung) Alles übereinanderstürzt, bis er ausgefüllt und so den Nachsetzenden eine Brücke gebahnt ist. „Wenn es etwas Schreckliches gibt, wenn eine Wirklichkeit existirt, die den Traum überbietet, so ist es dieses: leben, die Sonne sehen, im vollen Besitz der Manneskraft sein, Gesundheit und Freude haben, tüchtig lachen, einem Ruhme zueilen, den man blendend vor sich hat, in seiner Brust eine Lunge fühlen, die athmet, ein Herz, das schlägt, einen Willen, der urtheilt, sprechen, denken, hoffen, lieben, eine Mutter haben, eine Frau haben, Kinder

haben, das Sonnenlicht trinken, und plötzlich, in der Zeit eines Schreis, in weniger als einer Minute, in einen Abgrund stürzen, fallen, rollen, zerschmettern, zerschmettert werden, Getraidehalme, Blumen, Blätter, Zweige sehen, sich an Nichts halten können, seinen Säbel unnütz fühlen, Menschen unter sich, Pferde über sich, vergeblich sich sträuben, die Knochen zerbrochen durch irgend ein Ausschlagen im Finstern, einen Absatz fühlen, der euch die Augen herausspringen lässt, mit Wuth Hufeisen beissen, ersticken, heulen, sich winden, da unten liegen und sich sagen: eben war ich doch noch der Lebenden einer." Man sieht, dass Hugo von den Eigenschaften eines Dichters eine hauptsächliche, die Einbildungskraft, zu Gebote steht, und es thut einem um so mehr leid, ihn so oft auf falschem Wege zu sehen und zu finden, dass ihm ein anderes, auch wesentliches Erforderniss, der Geschmack, häufig ganz abgeht, und dass er oft starke Eindrücke mit Hülfe des Krassen und Hässlichen zu erreichen sucht. Schon seine Dramen bewiesen das; in Notre Dame genügt es ihm nicht, dass Jemand vom Thurm hinuntergestürzt wird, er muss an den Spitzen noch hängen bleiben, bis ihn die Kraft verlässt; es genügt ihm nicht, dass Quasimodo stirbt, er muss sein Leben in den Umarmungen der erhängten Esmeralda aushauchen. Auch in den Misérables herrscht diese dunkle Seite vor, ich begegne fast gar keinem einfachen, normalen Menschen, Alles ist ungewöhnlich und bizarr, die Verbrecher und Gauner nehmen eine bedeutende Stelle ein, Ertrinkungen und Erschiessungen fehlen nicht, durch die Kloaken werden die Personen sehr langsam hindurchgeführt, die Rettung der Helden vor Gefängniss und Banditen hängt oft nur an einem Haar. Es sind da spannende Scenen, aber doch nur von einem materiellen, rein stofflichen, mehr quälenden, bluterhitzenden Interesse, man kommt zu keinem stillen, ruhigen Genusse, es ist wie ein Alpdrücken, trotz aller aufgewandten Mittel, trotz vieler Einzelschönheiten ist der schliessliche Gesammteindruck, gleichsam der Nachgeschmack, doch nur ein unangenehmer und man sucht dieses wirre Bilderwesen auszulöschen.

Hugo hat einen hohen Begriff vom Beruf des Dichters, er hält diesen für eine Art Priester, dem die Verpflichtung obliegt,

für die Seelen zu sorgen. Er glaubt sich weitab von der gewöhnlichen Frivolität vieler seiner Landsleute, er hat trotz Allem etwas Nobles in sich, er will hoch oben über allem Gemeinen dahinwandeln, darin gleicht er Klopstock; wie dieser will er nur immer erhaben sein, wie bei diesem überträgt sich dann das auf den Stil; er meint immer, er dürfe Nichts einfach sagen, er müsse immer erst Alles aus der gewöhnlichen Sprache in die dichterische übertragen. Das gibt dann etwas Feierliches, zur Parodie Herausforderndes, Geschraubtes und Gespreiztes, eine gewisse Monotonie, die Mitteltöne fehlen und es entsteht oft ein Missverhältniss zwischen den grossen Worten und dem kärglichen Inhalt, die poetische Sprache mag immerhin schlicht und natürlich sein, wenn nur die Stimmung, in der der Inhalt empfangen, eine dichterische ist. Das könnte man ihm aus seinem Buche selbst beweisen, denn zuweilen trifft er, gleichsam durch Zufall, den einfachen, glücklichen Ausdruck. Wenn z. B. Epponina, dieses so im Elend lebende Geschöpf, nachdem sie, um Marius zu retten, sich die Hand hat durchschiessen lassen, ihn bittet, wenigstens nach ihrem Tode ihr die Stirn zu küssen, das würde ihr gut thun, und schon sterbend sagt: „und dann glaube ich, ich war ein wenig verliebt in euch," so ist dieses einfache Wort nach Allem was vorangeht von grosser Wirkung, und dasselbe ist der Fall, wenn der arme Valjean, der von Liebebedürfniss verzehrt wird, so mitten in der Rede meint: denn seht ihr, ein Herz, das will einen Knochen zum Nagen, oder wenn er auf dem Todtenbette nun Cosette anschaut, comme s'il voulait en prendre pour l'éternité. Im Allgemeinen aber ist Hugo mehr Rhetor als Poet, man merkt seinem Stil die beständige Anstrengung an, man fühlt sich selbst oft mit angestrengt, man fragt sich, woher das komme, und findet dann, dass er so oft nicht hinter einander erzählt, sondern beständig Sentenzen anbringt, er kann nicht erwähnen, dass Jemand sich anlehnt, ohne hinzuzufügen: s'adosser, c'est une manière d'être couché qui n'est point haïe des songeurs.

Auch bei Dingen, deren Richtigkeit kaum Jemand bezweifelt, die eigentlich banal und trivial sind, kann er den hohen Orakelton nicht lassen. Wohl jeder ist einverstanden,

dass es für die Gesellschaft wünschenswerth wäre, wenn der Gamin unterrichtet würde. Diese Wahrheit aber drückt er so aus: Le gamin est une grâce pour une nation et en même temps une maladie, — maladie, qu'il faut guérir, comment? par la lumière!

La lumière assainit. — La lumière allume.

Wozu sich danach so in die Brust werfen?

Selbst die Ueberschriften sollen schon etwas Besonderes sein; da heisst es: l'atome fraternise avec l'ouragan u. s. w., er glaubt wohl etwas recht Tiefes zu sagen, wenn er fragt, ob nicht vielleicht die Sonne blind sei; ich möchte bezweifeln, ob ein aufrichtig Liebender, im Uebermass der Empfindung seine Geliebte anreden würde, wie Marius: j'étudie tes pieds au microscope et ton âme au télescope; und ebenso weiss ich nicht, wenn ein sechsjähriges Kind fragt, was das für ein Lärm sei, ob die Antwort des Vaters, eines Bürgers: ce sont des saturnales grade die pädagogisch richtige und dem Kinde gleich verständliche war.

G. Sand hat Recht gehabt, wenn sie in ihren Dorfgeschichten, um die Lokalfarbe mehr hervorzubringen, zuweilen eine ungewöhnlichere Form wie vas statt vais oder einzelne Provinzialismen anwendet, die poetisch sind und uns, selbst wenn wir den genauen Sinn nicht gleich fassten, sofort diesen Eindruck hervorrufen. Hugo geht aber zu weit, wenn er uns nun mit vielem Argot, das er selbst erst hat mühsam sich aneignen müssen, unterhält, zumal die Spitzbubensprache wenig dichterisch, sondern meist ganz conventionell ist. Auch hat er bestimmte, immer wiederkehrende Lieblingswörter wie nuit, ombre, infini, immense. Göthe und Horaz sind magnifiques égoïstes de l'infini; dieses Buch ist ein Drama, dessen erste Seite l'infini ist. Was war Claquesous? (ein Gauner) c'était la nuit u. s. w. Wie er ausserdem im Grossen bei der Vertheilung des Stoffs durch den Contrast zu wirken und entgegengesetzte Scenen auf einander folgen zu lassen sucht, so wendet er im Einzelnen zu häufig die Antithese an und liebt die Phrasen zu Epigrammen zu schärfen. Pontmercy verbringt seine Zeit, auf eine Nelke zu hoffen, oder sich an Austerlitz zu erinnern; in dieser Welt gibt es zwei Wesen die tief erzittern:

die Mutter, die ihr Kind, der Tiger, der seine Beute wiederfindet; dem Marius dringen das Wasser durch die Schuhe und die Sterne durch die Seele; anderwärts heisst es voix chevotrante, esprit capricant u. s. w. Man glaubt sich in die blühendste Zeit Marinis und der Concetti versetzt, wenn er dann auch den Gegensatz noch zwischen Adjectiv und Substantiv und in zusammengestellte Wörter einführt; da hören wir von sérénité lugubre, Pontmercy ist ein agneau-lion, da gibt es prunelle-étoile und prunelle-ombre, grade wie früher schon in den Contemplations ver-réalité, biche-illusion und Aehnliches Anstoss erregte, oder wie es in der Inschrift auf dem Grabe seines Vaters, des 1828 verstorbenen Napoleonischen Generals, auf dem Père La chaise heisst: trente ans de guerre l'avaient épargné, quatorze ans de paix l'ont tué, wo jeder sieht, dass das gar keine richtige Zuspitzung ist. Er hascht in einer Weise nach geistreichen Vergleichen, grossen Worten und Bildern, dass oft nur das Phrasengeklingel übrig bleibt, er sich förmlich darin zu berauschen scheint und dem Leser Hören und Sehen vergeht. Im Bürgerkriege gibt es Apokalypsen, die Wälder sind Apokalypsen, Washington unterscheidet sich von Danton nur wie ein Engel mit Schwanen- von einem solchen mit Adlerflügeln; l'alcôve d'une jeune fille est cachée dans la partie sombre de l'idéal, da gibt es eine Incubation der Insurrektion, ein égout wird ein malentendu, la sincérité de l'immondice nous plaît et repose l'âme, oder une populace de vagues crache sur lui, und ses longs cils pleins d'ombres s'abaissaient discrètement sur le brouhaha du visage pour y mettre le holà; auch versteinerten Lärm, vacarme pétrifié kann man dort sehen. Da hört denn doch schliesslich der Sinn und zugleich das französisch auf, dahin führt die Sucht geistreich zu sein; und wenn man sonst gewöhnlich meint, das Französische müsse seiner Natur nach klar und verständig sein, so zeigt Hugo denn doch, dass das nicht immer der Fall ist. Unserer neueren Dichterschule sieht man oft das Jagen nach Bildern an, die sich nicht gleichsam von selbst ergeben, sondern wie Lenaus „Singraketen, die Lerchen," mich nur frappiren, ungewöhnlich sind; in derselben Weise ist es etwas gesucht, wenn Hugo sich ausdrückt: une sainte et digne femme n'a pas un grain de poussière, pas une toile d'araignée à la vitre de sa conscience, oder wenn er von der Guillotine sagt: toutes les questions sociales dressent autour de ce couper et leur point d'interrogation. Schwülstig ist es auch, wenn es heisst: La chope c'est le gouffre. Voulant s'emplir le cerveau de crépuscule, il avait un recours à cet effrayant mélange d'eau de vie, de stout et d'absinthe. C'est de ces trois vapeurs qu'est fait le plomb de l'âme. C'est trois

ténèbres; le papillon céleste s'y noie, et il s'y forme, dans une fumée membraneuse vaguement condensée en aile de chauve-souris trois furies muettes, le Cauchemar, la Nuit, la Mort, voletant au-dessus de Psyche endormie. Sonst sucht ein Dichter gewöhnlich möglichst sinnbare, greifbare Wörter zu gebrauchen, zur Veranschaulichung mehr das Unsinnliche mit dem Sinnlichen zu vergleichen; in den Misérables aber treffen wir wirklich zu häufig die abstraktesten Wörter, die Bilder oder auch nur die bildliche Sprache werden zu wenig festgehalten und wir zwischen abstrakten und concreten Ausdrücken ordentlich hin- und hergeworfen. Man lese z. B.: une effusion lyrique, la strophe et le sonnet mêlés, les gentilles hyperboles du roucoulement, tous les raffinements de l'adoration arrangés en bouquet et exhalant un subtil parfum céleste, un ineffable gazouillement de coeur à coeur; oder: le compliment c'est quelque chose comme le baiser à travers le voile. Les cajoleries de Marius, toutes suturées de chimère, étaient, pour ainsi dire, azurées. Il s'y mêlait pourtant la vie, l'humanité toute la quantité du positif. Das hinterlässt denn kein bestimmtes Bild, sondern nur die Empfindung eines leidlich geschmacklosen Wortschwalls, wie man sie z. B. nach Lesung folgender Zeilen haben wird: la grande caverne du mal, au-dessous de toutes et l'ennemie de toutes ne connaît pas de philosophes; son poignard n'a jamais taillé de plume. Sa noirceur n'a aucun rapport avec la noirceur sublime de l'écritoire. Jamais les doigts de la nuit, qui se crispent sous ce plafond asphyxiant, n'ont feuilleté un livre, ni déplié un journal. Elle est ténèbres et elle veut le chaos. Sa voûte est faite d'ignorance. Détruisez la cave Ignorance, vous détruisez la taupe Crime. L'unique péril social c'est l'ombre. L'ignorance mêlée à la pâte humaine la noircit etc. Und was soll man sagen, wenn Hugo, wahrscheinlich als alter Romantiker, um die classische Schule, die auf Sauberkeit der Ausdrücke zu grossen Werth legte, zu ärgern, nun bei Gelegenheit eines Schmutzworts einen Hymus auf dasselbe anstimmt, le plus beau mot peut-être qu'un Français ait jamais dit. Faire du dernier mot le premier, compléter Leonidas par Rabelais — c'est immense. Cela atteint la grandeur eschylienne. Cambronne trouve le mot de Waterloo, comme Rouget de L'Isle trouve la Marseillaise, par visitation du souffle d'en haut.

St. Beuve in seiner geistreichen Weise erzählte neulich in einer der Montagsplaudereien des Constitutionnel, dass Racines Wappen ein Schwan und eine Ratte (rat-cygne) gewesen, dass dieser aber die Ratte fortgenommen und nur den Schwan beibehalten, ebenso auch in der Dichtung dem Idealismus gehuldigt und ins Schöne gemalt habe. Wenn so die französischen

Classiker, als deren Repräsentant uns Racine dienen kann, einseitig und dadurch unwahr werden, so versuchten allerdings die Romantiker mit Hugo an der Spitze auch der Ratte ihr Recht widerfahren zu lassen. Aber bei ihm wie bei den Uebrigen überwiegt nun wieder auf Kosten des Schwans die Ratte, nicht bloss als Sinnbild des Realismus, sondern auch im eigentlichen als das Hässliche, Grelle und Unnatürliche; und so ist eine Einseitigkeit nur einer anderen entgegengesetzt. Als Hugo, mit ungewöhnlichen Erwartungen begrüsst, auftrat, konnte man seine Fehler für die der Jugend, für die Excentricitäten eines in der Gährung begriffenen Talents halten, aber es hat sich nicht geklärt und die Fehler zeigen sich gegenwärtig nur in stärkerem Masse. Man muss eine gewisse Dauer seines Talents anerkennen, da er mit 60 Jahren noch dieses Werk veröffentlichen und solche Triumphe feiern kann, aber wir halten diese für sehr vorübergehend. Vielleicht glaubt er gegenwärtig wirklich ein unsterbliches Werk geschrieben, dem folgenden Jahrhundert das Leben und den Geist des jetzigen erzählt zu haben; der Erfolg aber dürfte lehren, dass man in wenigen Jahren, wenn das jetzige aktuelle und neugierige Interesse nicht mehr besteht, kaum noch davon reden, kaum noch die augenblickliche Bewunderung begreifen, und dass so das Buch, um mit Voltaire zu reden, kaum an seine Adresse gelangen wird, da die Nachwelt nicht Zeit hat, aus einer unförmlichen Masse die einzelnen Schönheiten herauszusuchen, und das Werk durchaus auch nicht als richtiges Zeitgemälde gelten kann. Man mag bedauern, dass Hugo auf falsche Bahnen gerathen ist, und man müsste es noch mehr, wenn nicht die Abwege selbst doch einen Mangel der Begabung anzeigten. Wir haben auch auf anderen Gebieten, z. B. auf dem der Musik, gesehen, dass Künstler sich ungewöhnlich laut und mehr theoretisch selbst ankündigten, statt ihren Werken allein zu überlassen, die neuen Wege zu bahnen, meistens waren diese Männer mehr rhetorisch als rein künstlerisch begabt; man sieht ihnen die Anstrengung an, sie steifen sich auf und es will doch nicht langen, es bleibt bei dem blossen Talent, oder wenn man von Genie in ihnen reden kann, ist dieses nur fragmentarisch; in dem Falle sucht man dann in der Musik durch äussere Mittel, durch Geschmetter nachzuhelfen, greift man, wie Shakespeares Zeitgenossen, wie die Stürmer und Dränger, wie Hugo zur Anomalie, zum Grotesken und Schrecklichen, denn es bleibt wahr, was Diderot einmal im Salon sagt: le goût de l'extraordinaire est le caractère de la médiocrité. Quand on désespère de faire une chose belle, naturelle et simple, on en tente une bizarre.

Paris. K. Laubert.

Ueber die
Anwendung des englischen Bindewortes that.

Es gibt in der englischen Sprache gewisse Zeitwörter, welche zwar auch im edleren Stil vielfach in Anwendung kommen, welche aber der Engländer namentlich gern anwendet, und deren Anwendung ihm dann besonders nahe liegt, wenn er sich eben etwas nachlässig ausdrücken will, welche deshalb zumal (doch nicht ausschliesslich) von Ungebildeten viel angewandt werden; unter anderen to put und to get. Z. B.:

You should put (statt place) it out at interest.

He has got (statt received) the 200 L.;

ähnlich wie der Deutsche, sich nachlässig ausdrückend, sagt:

„Du solltest es auf Zinsen austhun (statt „belegen").“

„Er hat die 200 Thaler gekriegt (statt „bekommen").“

Ferner:

Will you put up (edlerer Ausdruck take up) with our homely fare?

„Wollen Sie mit unserer Hausmannskost fürliebnehmen?“

You should not put up with this (statt submit to this).

„Du solltest Dir dies nicht gefallen lassen.“

I shall put off (statt postpone) my departure.

When did you get (statt arrive) there?

I got up (statt rose) at 5 o' clock.

He will get (statt grow oder become) as rich as Croesus.

Auch das Bindewort that („dass") ist eins der Wörter, deren Anwendung dem Engländer besonders nahe liegt. Ich kann mich der Vermuthung nicht erwehren (und werde auch die Gründe meiner Vermuthung angeben), dass das englische

that in allen Fällen, wo es die bezüglichen Fürwörter which, who und whom vertritt, seinem Ursprunge nach das Bindewort that („dass") ist. Es ist nicht weniger sprachgemäss, statt eines bezüglichen Fürwortes ein Bindewort, wie that („dass") anzuwenden als ein Adverbium („so"), wie der Deutsche vormals that.

„Wo ist der Mann so (welcher) (der) die Bücher brachte?"

Wenn man behaupten sollte, die Anwendung von that statt who sei ganz dasselbe wie die deutsche Anwendung der hinweisenden statt der bezüglichen Fürwörter, und der Engländer wende nicht das Bindewort that („dass"), sondern das hinweisende Fürwort that an zur Ersetzung des bezüglichen Fürwortes;

Where is the man that brought the books?

zu sagen statt:

Where is the man who brought the books?

sei mithin ganz dasselbe wie

„Wo ist der Mann, der die Bücher brachte?"

zu sagen statt

„Wo ist der Mann, welcher die Bücher brachte?",

so antworte ich: Wenn dieses that seinem Ursprunge nach das hinweisende Fürwort that wäre, so würde man in der Mehrzahl those anwenden müssen und sagen

Where are the persons those (nicht that) brought the books.

So aber spricht Niemand. Ich halte also das in Rede stehende that seinem Ursprunge nach für das Bindewort that („dass") und nicht für das hinweisende Fürwort that („der," „die," „das"). Mit dem Aufkommen dieser Anwendung des Bindewortes that dürfte es vielleicht folgende Bewandtniss haben:

Dem gemeinen Manne war die Anwendung des bezüglichen Fürwortes which (welches zu jener Entwicklungsperiode der englischen Sprache ohne Unterschied für Personen und Sachen angewandt wurde, indem man damals who als bezügliches Fürwort noch nicht kannte) nicht sehr geläufig. So lag ihm denn, wo er eines bezüglichen Fürwortes bedurfte, das so vielfach angewandte Bindewort that zur Bedienung am Nächsten; und er sagte:

Must I deliver this letter to the man that was yesterday with you?

Durch öfteres Hören gewöhnten sich auch die Gebildeten an diese Anwendung, gleichwie ein Deutscher sich leicht gewöhnen würde an Sätze wie

„Muss ich diesen Brief dem Manne geben dass gestern bei Ihnen war?“

Am Leichtesten würde der Deutsche sich an diese Anwendung des besagten Bindewortes gewöhnen nach dem Superlativ in Sätzen, die mit folgendem analog sind:

„Er ist der gelehrteste Mann dass (statt „der“) mir je vorkam.“

Und gerade dies sind Sätze, in denen der Engländer die Anwendung von that vorzieht:

He is the most learned man that (gilt für besser als whom) I ever met with.

Betrachten wir den Satz

„Der Arzt, welchen ich hatte rufen lassen, empfahl dem Kranken die Anwendung von Blutegeln,“

so finden wir, dass derselbe einer zwiefachen Auffassung fähig ist. Entweder theilt der Redende dem Angeredeten Zweies mit (1. „Ich hatte inzwischen den Arzt rufen lassen“ und 2. „Und dieser empfahl dem Kranken die Anwendung von Blutegeln“) oder er theilt dem Angeredeten, welcher bereits weiss, dass man mehrere Aerzte hatte rufen lassen (und Einen derselben durch den Redenden) nur Eins mit („Der von mir gerufene Arzt empfahl die Anwendung von Blutegeln“). Wenn bei letzterer Auffassung des Satzes ein Ungebildeter das bezügliche Fürwort mit dem Bindeworte that vertauschte und etwa sagte

„Der Arzt dass ich hatte rufen lassen empfahl die Anwendung von Blutegeln,“

so würde dies das deutsche Ohr viel weniger unangenehm berühren als wenn er bei ersterer Auffassung des Satzes sagte:

„Der Arzt, dass ich inzwischen hatte rufen lassen, empfahl die Anwendung von Blutegeln.“

Hiermit stimmt überein, dass der Engländer nicht bei ersterer,

wohl aber bei letzterer Auffassung des Satzes (wo auch „dass" das deutsche Ohr weniger unangenehm berühren würde) that anwenden darf. In ersterem Sinne heisst also der Satz auf Englisch:

The doctor, whom (nicht that) I had meanwhile sent for, recommended the application of leeches;

in letzterem Sinne:

The doctor whom (oder that) I had sent for recommended the application of leeches.

In ersterem Sinne setzt der Engländer, gleich dem Deutschen, das Zwischenglied zwischen Kommata. In letzterem Sinne lässt er entweder die Kommata ganz weg, oder er setzt ein Komma nur ans Ende des Zwischengliedes, welches Letztere er gewöhnlich dann thut, wenn das Zwischenglied etwas lang ist. Im letzteren, aber nicht im ersteren Sinne dieses Satzes darf man auch das bezügliche Fürwort ganz weglassen und sagen:

The doctor I had sent for recommended the application of leeches.

Der Satz

„Er versorgt mich mit Wein, welcher schlechter ist als Halbbier"

ist gleichfalls einer zwiefachen Auffassung fähig. Der Redende theilt dem Angeredeten entweder Zweies oder nur Eins mit. Wenn er ihm Zweies mittheilt (1. Er versorgt mich mit Wein, und 2. dieser Wein ist aber schlechter als Halbbier), so lautet die englische Uebersetzung

He supplies me with wine, which (nicht that) is worse than small beer.

Wenn er ihm nur Eins mittheilt — „Der Wein, mit welchem er mich (wie Sie wissen) versorgt, ist schlechter als Halbbier" —, so lautet die Uebersetzung:

He supplies me with wine which (oder that) is worse than small beer.

Folgende Sätze mögen auch noch Beispiele abgeben über die Anwendbarkeit und Nichtanwendbarkeit des Bindewortes that.

He was the only person that (eben so gut wie, oder vielmehr besser als who) had been present. He had been the only

witness of the scene, who (nicht that) was therefore more competent to form an opinion than all the others. „Er war der einzige Zeuge von der Scene gewesen und war deshalb competenter ein Urtheil abzugeben als alle die Anderen."

The other lady that (besser als who) was absent (wenn der Sinn ist: The other of the two absent ladies).

The other lady, who (nicht that) was absent (wenn der Sinn ist: The other of the two ladies in question, who, however, was absent In diesem Satze ist die Rede von zwei Damen, deren eine abwesend war; im vorhergehenden von zwei Damen, welche beide abwesend waren).

The second [first] person that (besser als who) entered the room was a churchman. „Der Zweite [Erste] der Eintretenden war ein Episkopaler."

The second [first] comer, who (nicht that) was a churchman, started at seeing me. „Der Zweite [Erste] der Eintretenden, welcher ein Episkopaler war, stutzte, mich dort zu sehen."

This was the same man that (besser als who) had broken through his prison. „Dies war eben der aus seinem Gefängnisse Entsprungene."

This was the same man, who (nicht that) had broken through his prison. „Dies war derselbe Mensch, von dem ich so eben sprach. Er war nämlich aus seinem Gefängnisse entsprungen."

Es haben sich zwar einige englische Schriftsteller erlaubt, that auch in einigen Fällen anzuwenden, in denen es nach der so eben angedeuteten Regel nicht anwendbar ist. Namentlich finden sich Beispiele davon im Vicar of Wakefield. An allen solchen Stellen aber macht die Anwendung von that einen unangenehmen Eindruck; und ich weiss auch, dass Engländer am Vicar of Wakefield die in demselben mitunter vorkommende missbräuchliche Anwendung von that rügen.

Keinem englischen Schriftsteller fällt es aber ein, vor das die bezüglichen Fürwörter ersetzende that eine Präposition zu setzen und etwa zu sagen:

The doctor for that I had sent recommended the application of leeches.

Sondern Jeder würde sagen entweder:

The doctor for whom I had sent recommended etc.

oder

The doctor that (oder whom) I had sent for recommended etc.

Wenn wir Beides, den unrichtig gebildeten und richtig gebildeten Satz wörtlich ins Deutsche übersetzen

„Der Arzt nach dass ich geschickt hatte empfahl die Anwendung von Blutegeln,"

Der Arzt dass ich hatte geschickt nach empfahl die etc."

so erhalten wir zwei Sätze, welche zwar beide undeutsch sind, von denen aber nur ersterer sprachwidrig gebildet und durchaus unverständlich ist. Wenn ich diese Bemerkung hinzuziehe zu dem Umstande, dass kein Engländer vor das die bezüglichen Fürwörter ersetzende that eine Präposition setzt, so finde ich mich dadurch noch mehr bestärkt in meiner Vermuthung, dass dieses that, seinem Ursprunge nach, das Bindewort („dass") ist. Denn, wenn dieses that seinem Ursprunge nach ein Fürwort wäre, so sehe ich nicht ein, warum man nicht eben so gut vor that wie vor whom eine Präposition setzen könnte.

Vornehmlich sind es noch folgende Fälle, in welchen die Anwendung dieses that der Anwendung der bezüglichen Fürwörter which, who und whom vorzuziehen ist und gemeiniglich auch vorgezogen wird; nämlich

1) nach dem Superlativ (wie schon angedeutet); z. B.

He is the greatest man that (besser als who) has ever lived.

He was the wisest man that (besser als who) lived in those days.

Der Vorzug gebührt dem that aber nur dann, wenn das im Superlativ stehende Adjektiv sich ohne Präposition an sein Substantiv knüpft. Also:

He was the wisest of the men who (wenigstens eben so gut wie that) lived in those days.

C. was the greatest of the madmen whom (eben so gut wie that) the world saw in that age.

In diesem Satze ist zwar ausgesprochen, dass C. ein Tollkopf war, und dass er grösser war als die übrigen Tollköpfe seines

Zeitalters, aber nicht nothwendig, dass seine Tollheit grösser war. Anders hingegen ist der Sinn, wenn der Satz lautet:

C. was one of the greatest madmen that (besser als whom) the world saw in that age.

Nach dem Superlativ ist that durchaus unanwendbar, wenn das Nebenglied nicht dazu dient, den Bereich der Superlativität des im Superlativ stehenden Adjektivs zu bestimmen; z. B.

He is speaking of the most distinguished tragedy of our time, which (nicht that) has escaped the censure of the severest critics.

Denn der Sinn soll nicht sein, dass das in Rede stehende Trauerspiel das ausgezeichnetste unter denen sei, welche dem Tadel der strengsten Kritiker entgangen sind, sondern dass es überhaupt das ausgezeichnetste Trauerspiel neuerer Zeit sei, und dass es dem Tadel der strengsten Kritiker entgangen sei.

2) Wenn ein fragendes Fürwort unmittelbar vorhergeht; z. B.

„Wer, der seinen Nächsten liebt, würde solch einer Handlung fähig sein?"

Who that loves his neighbour would be capable of such an action?

statt Who who loves his neighbour would etc., welches übel klingen würde.

3) Wenn das Nebenglied sich auf Personen und Sachen bezieht; z. B.

„Die Frau und das Gut, welche ihm zu Theil wurden,"

The woman, and the other estate, that became his portion.

NB. Das Komma hinter estate ist nicht des quasi-relativen Fürwortes wegen gesetzt worden, welches ja im Widerspruch sein würde mit der oben gemachten Interpunktions-Bemerkung; sondern weil die Engländer gewöhnlich, im Widerspruche mit den deutschen Interpunktionsregeln, den Theil des Subjekts oder Objekts, welcher durch and mit dem übrigen Theil desselben verbunden ist, zwischen zwei Kommata setzen; z. B. Charles, Lewis, and William, were arrived.

Wollte man in dem angeführten Satze die eigentlichen relativen Fürwörter anwenden, so würde man sagen müssen:

The woman who, and the estate which, became his portion,

oder

The woman, and the estate, who, and which, became his portion.

Das bezügliche Fürwort darf nicht durch that vertreten werden, wenn das determinative Fürwort that vorhergeht; z. B.

The subject insensibly changed from the business of antiquity to that which (nicht that that) brought us both to the fair.

They cultivate that humanity which (nicht that) is the ornament of our nature.

Es haben deutsche Sprachforscher die Vermuthung ausgesprochen: das Bindewort „dass" sei seinem Ursprunge nach der Artikel „das". Sätze wie z. B. „Ich weiss, dass ich sterblich bin" seien dadurch entstanden, dass man „ich sterblich bin" oder „ich bin sterblich" als einen abstracten Begriff, als ein Quasi-Substantiv auffasste und behandelte, und diesem Quasi-Substantiv den Artikel „das" vorsetzt. („Ich weiss das ich sterblich bin"); erst später habe man den Unterschied in der Schreibart („das", „dass") eingeführt. Dieser Vermuthung will ich nicht widersprechen. Wenn Jemand in ähnlicher Weise, in Bezug auf die englische Sprache die Vermuthung aussprechen sollte: das Bindewort that sei seinem Ursprunge nach das hinweisende Fürwort that, welches im Plural those hat, so könnte ich dies auch gelten lassen. Meine scheinbar dem entgegengesetzte Vermuthung, dass das bezügliche Fürwort that seinem Ursprunge nach das Bindewort that sei, steht damit in keinem Widerspruche. Denn, wenngleich man zu einer bestimmten Entwicklungsperiode der englischen Sprache, als man schon ein zwiefaches that (das hinweisende Fürwort that und das Bindewort that) kannte, sich gewöhnte, das schon in der Sprache vorhandene Bindewort that zur Ersetzung des bezüglichen Fürwortes which zu gebrauchen, mochte dessenungeachtet zu einer noch früheren Entwicklungsperiode der Sprache wiederum das Bindewort that aus dem hinweisenden Fürworte that entstanden sein. Diese frühere Entwicklung der Sprache der Angelsachsen würde sich dann wohl schon auf deutschem Boden gemacht haben.

Es ist nun zwar im Grunde gleich, ob der Grammatiker sagt: „That ist oft auch ein bezügliches Fürwort (ist durch den Gebrauch zu einem bezüglichen Fürworte gemacht worden)“ oder: „Das Bindewort that vertritt oft die Stelle eines bezüglichen Fürwortes“, so wie es gleich wäre, ob man beim Analysiren des deutschen Satzes

„Wo ist der Mann, so sich den Arm verletzt hat?“

sagt: „So“ ist ein bezügliches Fürwort oder „So“ ist ein die Stelle eines bezüglichen Fürwortes vertretendes Adverbium. Doch wird die jetzt folgende Erörterung anschaulicher, wenn wir von der Vorstellung ausgehen, dass das in Rede stehende that ein bezügliches Fürwort sei, und will ich es deshalb im Folgenden ein bezügliches Fürwort nennen. Ich wünsche nämlich in Folgendem zu zeigen, welchen Einfluss die zu einer bestimmten Entwicklungsperiode der englischen Sprache in Gebrauch gekommene Anwendung des Bindewortes that als bezügliches Fürwort zu einer späteren Periode auf die Satzbildung im Allgemeinen gehabt zu haben scheint. Die ganze Darstellung gründet sich auf zwei Thesen oder Hypothesen.

1) Zu einer bestimmten Entwicklungsperiode der englischen Sprache entschwand es dem Bewusstsein der Engländer im Allgemeinen, dass das relative Fürwort that seinem Ursprunge nach das Bindewort that ist. (Hiervon handelt der vorstehende Theil meiner Abhandlung).

2) Zu einer späteren Periode fingen manche englische Leser an, das Bindewort that auch in Satzverbindungen, wo eigentlich ein bezügliches Fürwort gar nicht anwendbar war, für das Quasi-Fürwort that zu halten und, von dieser unrichtigen Auffassung ausgehend, — selbst schreibend oder sprechend — in den analogen Sätzen (statt that) which (respective who, whom) anzuwenden, wodurch denn ein ganz neues Verfahren der Satzbildung entstand. (Hiervon handelt der folgende Theil meiner Abhandlung).

Ich rede nämlich von dem in der englischen Sprache eine bedeutende Rolle spielenden — in der deutschen Sprache viel seltner in Anwendung kommenden — Verfahren bei einer des

Nachdrucks wegen vorgenommenen Hervorhebung eines im Satze vorkommenden Nennwortes oder Fürwortes.

Wenn der Engländer z. B. in den Sätzen:

1) With a knife Tomlinson perpetrated the murder. „Mit einem Messer verübte T. den Mord."

2) Not from him we must expect a generous offer. „Nicht von ihm müssen wir ein grossmüthiges Anerbieten erwarten."

3) In him we must confide. „Ihm müssen wir vertrauen."

4) To him we must apply. „An ihn müssen wir uns wenden."

5) Not to him I would make such a proposal. „Nicht ihm möchte ich solch einen Vorschlag machen."

6) Him we must fear. „Ihn müssen wir fürchten."

7) What did you give to him? „Was gabst Du ihm?"

8) This Zwingli has not duly appreciated. „Dies hat Z. verkannt."

9) He has wrought all this mischief. „Er hat all dies Unheil angerichtet."

10) Ephialtes has committed the treason. „E. hat den Verrath verübt."

11) Who leapt over the walls of Rome? „Wer sprang über die Mauern Roms?"

12) What detained you? „Was hielt Dich zurück?"

das in Cursivschrift gedruckte Nomen oder Pronomen hervorheben will, wendet er heutzutage ein zwiefaches Verfahren an.

I. Erstere Verfahrungsweise ist wie folgt. Er bildet aus dem einfachen Satze einen aus zwei Gliedern bestehenden Satz. Das Hauptglied dieses zusammengesetzten Satzes bekommt dann das sächliche Fürwort it als Subjekt, während dieses Hauptgliedes[1]) Prädikat[2]) aus dem Präsens oder Imperfektum (event. auch Futurum etc.) des Zeitwortes to be besteh, verbunden mit dem nachdrucksvoll hervorzuhebenden Nomen oder Pronomen und event. der dasselbe regierenden Präposition, welche Präposition aber auch dem Nebengliede des Satzes an-

[1]) (Z. B. It was with a knife).

[2]) (was with a knife).

gehängt werden kann. Des einfachen Satzes[3]) übriger Theil[4]) wird dann vermittelst des Bindeworts that mit dem Hauptgliede des zusammengesetzten Satzes (dessen Nebenglied es bildet) verbunden. Durch diese Umschreibung wird also das Subjekt des einfachen Satzes zum Subjekt des Nebengliedes des zusammengesetzten Satzes gemacht. Wenn aber das Subjekt eines einfachen Satzes[5]) nachdrucksvoll hervorgehoben werden soll, so erscheint bei der Umschreibung das Nebenglied[6]) des zusammengesetzten Satzes ohne Subjekt, wird aber vermittelst des Bindeworts that auf des Hauptgliedes[7]) prädikativischen Nominativ[8]) bezogen. Man sagt also:

1) It was with a knife (With a knife it was) that Tomlinson perpetrated the murder. „Mit einem Messer war's dass T. den Mord verübte" oder mit Versetzung der Präposition It was a knife (A knife it was) that T. perpetrated the murder with. „Ein Messer war's dass T. den Mord verübte mit."

2) It is not from him (Not from him it is) that we must expect a generous offer. „Nicht von ihm ist's dass wir ein grossmüthiges Anerbieten erwarten müssen" oder It is not him (Not him it is) that we must expect a generous offer from.

3) It is in him (In him it is) that we must confide („Ihm ist's dass wir vertrauen müssen" oder It is him (Him it is) that we must confide in.

4) It is to him (To him it is) that we must apply. „An ihn ist's dass wir uns wenden müssen" oder It is him (Him it is) that we must apply to. „Ihn ist's dass wir uns müssen wenden an."

5) It is not to him (Not to him it is) that I would make such a proposal. „Nicht ihm ist's dass ich solch einen Vorschlag machen möchte" oder It is not him (Not him it is) that I would make such a proposal to.

---

3) (With a knife T. perpetrated the murder).
4) (T. perpetrated the murder).
5) (z. B. des Satzes He has wrought all this mischief).
6) (that has wrought all this mischief).
7) (It is he).
8) (he).

6) It is him (Him it is) that we must fear. „Ihn ist's dass wir fürchten müssen."

7) What was it that you gave him? „Was war's dass Du ihm gabst?"

8) It is this (This it is) that Z. has not duly appreciated. „Es ist dies (Dies ist's) dass Z. verkannt hat."

9) It is he (He it is) that has wrought all this mischief. „Es ist er (Er ist's) dass all dies Unheil angerichtet hat."

10) It is Ephialtes (E. it is) that has committed the treason. „Es ist E. (E. ist's) dass den Verrath verübt hat."

11) Who was it that leapt over the walls of Rome? „Wer war's dass über die Mauern Roms sprang?"

12) What was it that detained you? „Was war's dass Dich zurückhielt?"

Die nicht umschriebenen Sätze 1. 2. 3. 4. 5.

(With a knife T. perpetrated the murder etc.).

unterscheiden sich von 6. 7. 8.

(Him we must fear etc.).

und 9. 10. 11. 12.

(He has wrought all this mischief etc.).

dadurch, dass in 1 – 5 das hervorzuhebende Nomen oder Pronomen von einer Präposition, in 6. 7. 8. aber direkt von einem Zeitworte regiert wird, während in 9 – 12 das hervorzuhebende Nomen oder Pronomen das Subjekt ist. Dessenungeachtet ist die Verfahrungsweise bei der Umschreibung

(With a knife it was that T. perpetrated the murder.
Him it is that we must fear.
He it is that has wrought all this mischief)

in allen 12 Beispielen gleichförmig. Da nun in Beispiel 1—5 that augenscheinlich das Bindewort („dass") ist, so ist selbstverständlich auch in Beispiel 6 — 8 und Beispiel 9 — 12 that das Bindewort that („dass") und nicht das bezügliche Fürwort that („welchen", „welcher"). Ich rede von der englischen, nicht von der deutschen Sprache. Einestheils würde der Deutsche überhaupt nicht in jedem der angeführten Sätze die Umschreibung anwenden. Wo er sie aber überhaupt anwendet, wendet er das so eben beschriebene Verfahren nur an in Sätzen, welche mit Beispiel 1 — 5 analog sind. In allen

Fällen, die mit Beispiel 6–8 und 9–12 analog sind, würde es (welches im Englischen nicht der Fall ist) gegen den Gebrauch verstossen, dasselbe Verfahren anzuwenden. Er wendet dann ein anderes Verfahren an, so dass er sich, anstatt des Bindewortes „dass“, eines bezüglichen Fürwortes bedient. Zwar ist dieses eine Inkonsequenz im Verfahren der Satzbildung; auch gibt es in manchen Fällen einen Doppelsinn und bereitet manche Verlegenheiten im Analysiren solcher Sätze. Dennoch möchte ich nicht, um die Bildung solcher Sätze wie:

„Was war's, das Du ihm gabst?“
„Er ist's, den wir fürchten müssen.“
„Dies ist's, das Z. verkannt hat.“
„Was war's, das Dich zurückhielt?“
„Wer war's, der über die Mauern Rom's sprang?“
„Ephialtes ist's, der den Verrath verübt hat.“

der Bildung des Satzes:

„Mit einem Messer war's dass T. den Mord verübte.“

conform zu machen, die Neuerung wagen zu sagen:

„Was war's dass Du ihm gabst?“
„Ihn ist's dass wir fürchten müssen.“
„Dies ist's dass Z. verkannt hat.“
„Was war's dass Dich zurückhielt?“
„Wer war's dass über die Mauern Rom's sprang?“
„Ephialtes ist's dass den Verrath verübt hat.“

II. Die zweite Verfahrungsweise des Engländers zur nachdrucksvollen Hervorhebung der respectiven Nennwörter und Fürwörter in den angeführten Sätzen besteht in folgender Umschreibung:

1) It was a knife with which Tomlinson perpetrated the murder. „Es war ein Messer mit welchem T. den Mord verübte“ oder It was a knife which T. perpetrated the murder with.

2) It is not he from whom we must expect a generous offer. „Es ist nicht er von welchem wir ein grossmüthiges Anerbieten erwarten müssen“ oder It is not he whom we must expect a generous offer from.

3) It is he in whom we must confide. „Es ist er wel-

chem wir vertrauen müssen" oder It is he whom we must confide in.

4) It is he to whom we must apply. „Es ist er an welchen wir uns wenden müssen" oder It is he whom we must apply to. „Es ist er welchen wir uns müssen wenden an."

5) It is not he to whom I would make such a proposal. „Es ist nicht er welchem ich solch einen Vorschlag machen möchte" oder It is not he whom I would make such a proposal to.

6) It is he whom we must fear. „Es ist er welchen wir fürchten müssen."

7) What was it which you gave to him? „Was war's das Du ihm gabst?"

8) It is this which Z. has not duly appreciated. „Es ist dies das Z. verkannt hat."

9) It is he who has wrought all this mischief. „Es ist er der all dieses Unheil angerichtet hat."

10) It is Ephialtes who has committed the treason. „Es ist E. der den Verrath verübt hat."

11) Who was it who leapt over the walls of Rome? „Wer war es der über die Mauern Roms sprang?"

12) What was it which detained you? „Was war's das Dich zurückhielt?"

Dass die unter I. beschriebene Satzbildung die zierlichere ist, sagt das Gefühl, und ich werde weiterhin zeigen, dass die unter II. beschriebene einen Doppelsinn zulässt, welcher bei ersterer Verfahrungsweise wegfällt. In dieser eleganteren Weise drückt sich auch Macaulay aus, indem er sagt:

> It was by him that money was coined, that weights and measures were fixed, that marts and havens were appointed,

und nicht:

> It was he by whom money was coined, (by whom) weights and measures were fixed, (by whom) marts and havens were appointed.

Wenn man diese in passivischer Form erscheinenden Sätze in die aktivische Form bringt, so heisst es, der ersteren Wendung gemäss:

It was he that coined money, fixed weights and measures, and appointed marts and havens;

der letzteren Wendung gemäss aber:

It was he who coined money, fixed weights etc.

Demgemäss würden wir auch bei der aktivischen Form die erstere Wendung (d. i. die Anwendung von that) die zierlichere nennen müssen.

Da in dem passivischen Satze (It was by him that money was coined etc.) that augenscheinlich die Konjunktion („dass") ist, so ergibt sich ferner, dass auch bei der diesem Satze entsprechenden aktivischen Form (It was he that coined money etc.) that die Konjunktion that („dass") ist und nicht das relative Fürwort that („welcher").

Bulwer hat im „Pelham" den Satz:

It was I to whom the duty of expositor was referred,

in welchem er das der Bildung jenes Macaulay'schen Satzes entgegengesetzte Verfahren anwendet; sonst würde er gesagt haben:

It was to me that the duty of expositor was referred.

James sagt im „Merley Ernstein":

It is I that he loves („Mich liebt er").

Augenscheinlich wendet er aber dieses that als bezügliches Fürwort (gleichbedeutend mit whom) an, und nicht als Bindewort („dass"). Er bedient sich also (obgleich er that und nicht whom anwendet) der Verfahrungsweise II. Sonst hätte er sagen müssen:

It is me that („dass") he loves (analog mit obigem It is him that we must fear),

welches augenscheinlich eine viel elegantere Wendung gewesen wäre als It is I that (whom) („welche") he loves. In meiner Meinung, dass die Verfahrungsweise II. die weniger zierliche ist, kann es mich nicht beirren, dass Schriftsteller, die einen eleganten Stil schreiben, wie die angeführten, auch Walter Scott und Andere, sie zuweilen anwenden, dass man selbst bei diesen Sätze findet wie folgende:

It is single men, and married women, to whom are given the St. Peter's keys of society (statt It is to single men, and married women, that are given etc.).

How Sir, it is your wife to whom you give the dishonourable counsel to acknowledge herself the wife of another? (statt How Sir, it is to your wife that you give etc.).

Meiner Vermuthung nach ist die Verfahrungsweise II. in folgender Weise entstanden.

Verfahrungsweise I.:

(It was by him that money was coined).

war die ursprünglich übliche, demgemäss man auch sagte:

It was he that („dass") coined money.

Beim Lesen oder Hören solcher Sätze, die der aktivischen Form des zuletzt angeführten Satzes entsprechen, entschwand es dem Bewusstsein mancher Hörer oder Leser (obgleich sie geborne Engländer waren), dass dieses that das Bindewort („dass") war, und sie hielten es für das bezügliche Fürwort that (mit which oder who gleichbedeutend). Demzufolge sagten sie auch (selber schreibend oder sprechend) oftmals:

It was he who coined money.

Diese unrichtige Auffassung der Satzbildung weiter verfolgend, fingen sie alsbald auch an, Sätze zu bilden wie:

It was he by whom money was coined,

wodurch sich dann dieses Verfahren der Satzbildung allmählich einbürgerte. Zu welchen Willkürlichkeiten und Inkonsequenzen diese (unter II. beschriebene) Verfahrungsweise aber führt, mag sich aus folgendem Beispiel zeigen:

You have spoiled my books. „Du hast meine Bücher ruinirt."

„It is you that have spoiled my books (wörtlich übersetzt „Es ist Ihr dass meine Bücher ruinirt habt").

Das bei Bildung solcher Sätze beobachtete Verfahren ist dieses: Wenn die im Nebengliede (that have spoiled my books) genannte Handlung (have spoiled) eine Handlung der Person ist, welche in dem Hauptgliede (It is you) im prädikativischen Nominativ steht (also you, welches NB. auch dann der prädikativische Nominativ bleiben würde, wenn man es voranstellte und You it is sagte, wie es auch zulässig ist), so wird das Zeitwort des Nebengliedes in Uebereinstimmung gebracht mit eben der Person, welche im Hauptgliede im prädikativischen

Nominativ steht (also mit you). Weil es heisst you have (nicht you has), so sagt der Engländer auch It is you that have (nicht It is you that has) spoiled my books. Obgleich also have zum Nebengliede gehört, während you zum Hauptgliede gehört und im Nebengliede gar nicht vorkommt, wird you dennoch, kraft des Bindewortes that („dass") zum Quasi-Subjekt von have gemacht, d. h. die Form des Zeitwortes muss sich nach demselben richten. Sobald man aber in dem angeführten Satze das Bindewort that mit dem bezüglichen Fürworte who vertauscht, oder auch nur that als bezügliches Fürwort auffasst, wird die ganze Analyse, die ganze Satzbildung, eine andere. Dann ist nicht you das Quasi-Subjekt des Nebengliedes, sondern who ist das wirkliche Subjekt desselben. Dies gibt Anlass zu verschiedenen Fragen, Verlegenheiten und Willkürlichkeiten. Im Auge zu behalten ist, dass ich den Fall stelle, dass in dem Satze It is you that have spoiled my books („Du hast meine Bücher ruinirt") nicht mehrere Personen angeredet werden, sondern nur eine Person, welche nur der Höflichkeit oder dem Gebrauche gemäss, im Plural, also mit you (statt thou) angeredet wird. Dass in dem einfachen Satze You have spoiled my books das Zeitwort, trotz der Einheit der Person, doch mit Recht in der Form der Mehrzahl steht, ist ausser Frage, indem ja Jedermann, auch wenn er nur eine Person anredet, sagt you have (nicht you hast). Wohl aber entsteht die Frage, ob der Plural sich auch auf das mit who anhebende Nebenglied erstreckt, mit anderen Worten ob who (welches ja bekanntlich im Plural unverändert bleibt) hier im Singular oder im Plural steht. Ist who der Singular, so tritt das Nebenglied aus der zweiten in die dritte Person, und man muss sagen It is you who has (nicht who hast) spoiled my books. Ist who aber der Plural, so ist es ein bezügliches Fürwort der zweiten Person, und man muss sagen It is you who have spoiled my books. Um zu entscheiden, welches von Beiden (It is you who has spoiled my books oder It is you who have spoiled my books) das Richtigere sei, oder vielmehr um zu zeigen, dass Keins von Beiden das Richtige ist, führe ich den §. 731 aus Professor Karl Franz Christian Wagner's eng-

lischer Sprachlehre (3. Ausgabe) an nebst der Anmerkung zu demselben Paragraphen.

„Das Beziehungs-Fürwort nimmt im Englischen im Nominativ die Persönlichkeit desjenigen Wortes an, auf welches es sich bezieht; und das Verbum steht also nach demselben in der ersten oder zweiten Person, je nachdem diese oder jene vorhergeht, ohne dass sie, wie im Deutschen, erst durch ich oder du, wir oder ihr wieder angedeutet werden dürften, wenn nicht das Verbum in die dritte Person übergehen soll, als: This kind of dance may be practised innocently by others as well as myself, who am often partner to my landlady's eldest daughter (es kann dieser Tanz auf eine unschuldige Art sowohl von Anderen wie von mir getanzt werden, der ich oft mit der ältesten Tochter meiner Wirthin tanze, oder der oft mit der ältesten Tochter seiner Wirthin tanzt, wo also im letzteren Falle höchst unnatürlich meiner in seiner verwandelt werden muss — Addison). Thou Muse who whilom didst account the slaughter in those fields where Hudibras and Trulla fought — assist me on this great occasion (Fielding). For me that am in arrears at least two months for news, all that seems very stale with you, would be very fresh and sweet here (Montague). So auch Our father, which art in heaven.

Anmerkung. Wird ein Subjekt der ersten oder zweiten Person im Prädikate durch ein Wort der dritten Person näher bestimmt, so kann das darauf folgende Beziehungs-Fürwort mit seinem Verbo, in Hinsicht auf Persönlichkeit, mit dem Subjekte oder auch mit dem Bestimmungs-Worte im Prädikate übereinkommen, und es kann sowohl heissen I am the man who command you wie I am the man who commands you; doch zieht Murray das Letztere vor [nach meiner Ueberzeugung das allein Richtige]. In der neuesten Ausgabe seiner Grammatik macht er jedoch darauf aufmerksam, dass dabei eine Veränderung des Sinnes eintreten könne. Sagt man z. B. I am the general who gives the orders to-day, so heisst dieses so viel wie: Ich bin unter den Generalen derjenige, welcher heute das Commando hat. I am the general, who give the orders today dagegen hat diesen Sinn: I, who give the orders to-day, am the general. Richtig sagt demzufolge Spencer, auch nach

Kenyon: O gentlest knight that ever armour bore (nicht borest), let no thee grieve. Indessen findet man selbst bei Addison: They tell me you are a person who have seen the world."

Die angeführte Stelle von Addison (who have seen the world statt who has seen the world) ist entschieden unrichtig, und ist davon gar keine Notiz zu nehmen. — Dem Wagner'schen Paragraphen füge ich noch folgende Stelle bei, welche ein Beispiel stellt, wie in einem und demselben Satze das bezügliche Fürwort zweimal vorkommt und das eine Mal mit Recht in der dritten Person, das andere Mal mit Recht in der ersten Person.

I am the only person (kein Komma) who (oder besser that) has been present, (Komma) who (nicht that) am therefore more competent to give an opinion than all the others. „Ich bin der Einzige, der zugegen gewesen ist, und bin deshalb befugter ein Urtheil abzugeben als alle die Anderen."

Kommen wir jetzt zurück auf den angeführten Satz

It is you that have spoiled my books. „Du hast meine Bücher ruinirt."

Da dieser Satz augenscheinlich über die Frage entscheidet, wer die Bücher ruinirt habe, so leuchtet ein, dass er nicht unter die Rubrik des Wagner'schen Paragraphen selbst fällt (dass also die auch bei der Anwendung von who allein übliche Redeweise It is you who have spoiled my books unrichtig ist), sondern unter die Rubrik der Wagner'schen Anmerkung und unter die Rubrik der Murray'schen Bemerkung, und dass man demgemäss sagen müsste It is you who has spoiled my books. Hingegen lässt sich aber wiederum einwenden erstlich, dass kein geborner Engländer so spricht (sondern sagt It is you who have spoiled my books) und zweitens, dass das Verfahren bei Bildung des Satzes It is you who has spoiled my books ganz abweichend sein würde von dem Verfahren bei Bildung des in der Wagner'schen Anmerkung angeführten Satzes

I am the man who commands you,

welchem Verfahren gemäss man ja sagen müsste:

You are the person who has spoiled my books.

Dies ist nun eben, worauf ich hinaus will. In allen Sätzen dieser Art würde man, konsequent verfahrend, entweder (und dies ist die zierlichere Redeweise) das Bindewort that („dass") anwenden müssen und demgemäss sagen:

It is you that („dass") have spoiled my books.

Oder, wenn man, statt des Bindewortes that, ein bezügliches Fürwort anwenden will, so sage man nicht:

It is you who has spoiled my books,

noch weniger (obgleich dies gewöhnlich geschieht):

It is you who have spoiled my books,

sondern:

You are the person who has spoiled my books.

Die Richtigkeit des Gesagten stellt sich dadurch noch mehr ins Licht, dass dasselbe auch auf den in der Wagner'schen Anmerkung angeführten Satz seine Anwendung findet. Wenn man nicht (mit Anwendung des Bindewortes that) sagen will:

It is I that command (nicht commands) you,

so sage man weder:

It is I who commands you,

noch:

It is I who command you,

sondern:

I am the man who commands you.

Aehnlich verhält es sich, wenn man bei Bildung des folgenden Satzes das Bindewort that mit dem bezüglichen Fürworte who vertauschen will.

Ein Droschkenfuhrmann wird nach einem ihm bezeichneten Platze bestellt, von wo er einen dort wartenden, ihm nicht näher bezeichneten Herrn nach dem Bahnhofe fahren solle. An dem ihm bezeichneten Platze ankommend, findet er zu seiner Verwunderung einen ihm sehr wohl bekannten Herrn und ruft aus:

„Ach, Herr B.! Also Sie wollen verreisen?!"

Ah, Mr. B.! So it is you that are about to set out?!

Sobald er nun that mit who vertauschen will, entsteht die Frage ob er sagen muss:

So it is you who is about to set out?!

oder:

So it is you who are about to set out?!

Nach dem vorher Gesagten ist aber Jedwedes unrichtig, und er muss sagen:

So you are the gentleman who is about to set out?!

Wenn er aber das Bindewort that („dass“) anwendet, ist es ausser aller Frage, dass er sagen muss:

So it is you that are (nicht is) about to set out.

Freilich, um Diesem gemäss konsequent zu verfahren, müsste man, wenn man in den Sätzen

It was with a knife that T. perpetrated the murder.
It is not from him that we must expect a generous offer.
It is in him that we must confide.
It is to him that we must apply.
Who was it that leapt over the walls?
What was it that you gave to him?
What was it that detained you?

statt des Bindewortes that, ein bezügliches Fürwort anwenden wollte, nicht sagen:

A knife it was with which T. perpetrated the murder.
It is not he from whom we must expect a generous offer.
It is he in whom we must confide.
It is he to whom we must apply.
Who was it who leapt over the walls?
What was it which you gave to him?
What was it which detained you?

sondern:

A knife was the weapon with which T. perpetrated the murder. „Ein Messer war die Waffe, mit welcher T. den Mord verübte.“

He is a person from whom we must not expect a generous offer. „Er ist Einer, von dem wir nicht ein grossmüthiges Anerbieten erwarten müssen.“

He is the one in whom we must confide. „Er ist der, welchem wir vertrauen müssen.“

He is the one to whom we must apply. „Er ist der, an welchen wir uns wenden müssen.“

Who was the person who leapt over the walls? „Wer war der, welcher über die Mauern sprang?"

What was that which you gave to him? „Was war das, welches Du ihm gabst?"

What was that which detained you? „Was war das, welches Dich zurückhielt?"

Diese Sätze würden aber meistens etwas steif klingen. Dieses Alles spricht also auch dafür, dass dem Verfahren I. der Vorzug gebührt vor dem Verfahren II.

Dass es dem Bewusstsein vieler Engländer, und selbst, wie es scheint, des Grammatikers Murray, entschwunden ist, dass das in Sätzen dieser Art vorkommende that das Bindewort („dass"), und nicht das bezügliche Fürwort („welcher") ist, ist, nach meiner Vermuthung, auch der Grund weshalb dieser Grammatiker sagt, er wisse selber nicht ob er Sätze wie

It is we that pay them.

billigen solle oder nicht. Fielding scheint gleichfalls zweifelhaft zu sein über die Zulässigkeit dieser Satzbildung, indem er den auffallend gebildeten Satz gibt:

They are the latter only which will put you in possession of it. („Nur die Letzteren werden Euch in Besitz desselben setzen").

statt

It is the latter only that („dass") will put you in possession of it.

Was ich zu zeigen wünsche ist mithin, dass Sätze dieser Art (It is we that pay them. It is the latter only that will put you in possession of it) vollkommen richtig gebildet sind, dass sie aber unrichtig gebildet sind, sobald wie that mit who (respective which) vertauscht wird. Aehnliche auffallend gebildete Sätze, wahrscheinlich aus ähnlichen grammatischen Skrupeln hervorgehend, haben wir in folgenden zwei Beispielen:

Whether they (statt it) be false representations of mankind which endear romances and novels so much to the fair sex I know not. „Ob es falsche Vorstellungen von den Menschen sind, die dem schönen Geschlechte eine solche Vorliebe für Romane und Novellen einflössen, weiss ich nicht (Hume). They are (statt

It is) not the persons who perform at a comedy or tragedy we go to see with so much pleasure, but the passions and emotions they display. „Nicht die Personen, welche ein Lust- oder Trauerspiel aufführen, wirken so anziehend auf uns, sondern die von ihnen dargestellten Leidenschaften und Affekte."

Wollte man das in diesen Sätzen und in jenem Fielding'schen Satze angewandte Verfahren in allen Sätzen konsequent durchführen, so würden die grössten Barbarismen zum Vorschein kommen. So z. B. würden die Sätze:

It is I that have taught him this lesson.

It is you (nur eine Person angeredet) that have taught him this lesson.

diesem Verfahren gemäss nicht nur lauten müssen:

It is I who has taught him this lesson.

It is you who has taught him this lesson.,

sondern bei völlig konsequentem Verfahren:

He (resp. She) is I who has taught him this lesson.

He (She) is you who has taught him this lesson.

Die Sätze:

It is we that have taught him this lesson.

It is you (mehrere Personen angeredet) that have taught him this lesson.

würden lauten müssen:

They are we who have taught him this lesson.

They are you who have taught him this lesson.

bei konsequenter Durchführung des in jenen eigenthümlich gebildeten Sätzen angewandten Verfahrens. Vollkommen richtig hingegen würden eben diese aus grammatischen Skrupeln eigenthümlich gebildeten Sätze in folgender Gestalt erscheinen:

Whether it be false representations of mankind that (Konjunktion) endear romances and novels so much to the fair sex I know not.

It is not the persons who (besser als that) perform at a comedy or a tragedy that (Konjunktion) we go to see with so much pleasure, but the passions and emotions which (besser als that) they display.

In letzterem Satze haben wir zugleich ein Beispiel, wie die obige Anwendung des Bindeworts that und der bezüglichen

Fürwörter (who und which) schicklicher Weise in einem und demselben Satze vorkommen kann.

Dass es dem Bewusstsein vieler Engländer entschwunden ist, dass das in Sätzen dieser Art angewandte that die Konjunktion („dass“) und nicht das relative Pronomen („welcher“) ist, ist nach meiner Vermuthung auch die Ursache davon, dass Sätze wie:

It was not us they attacked („Nicht uns griffen sie an“).

It was not him they slandered („Nicht ihn verleumdeten sie“).

It is him we must apply to („An ihn müssen wir uns wenden“).

ohne Grund als fehlerhaft gerügt worden sind; es müsse heissen:

It was not we they attacked.

It was not he they slandered.

It is he we must apply to.

Bekanntlich darf nämlich sowohl das Bindewort that („dass“) wie auch das bezügliche Fürwort whom (resp. which) und ebensowohl das Quasi-Fürwort that in gewissen Fällen ausgelassen werden. Statt

It is not from him that we must expect such an offer.

It is not him that I have been thinking of.

He is not the person whom (oder that als Quasi-Fürwort) I have been thinking of.

darf man auch sagen:

It is not from him we must expect such an offer.

It is not him I have been thinking of.

He is not the person I have been thinking of.

Dieselbe Auslassung ist in den gerügten Sätzen

It was not us they attacked.

It was not him they slandered.

It is him we must apply to.

angewandt. Die Rüger derselben setzen augenscheinlich voraus: whom sei das ausgelassene Wort; und wenn diese Voraussetzung richtig wäre, so würde ihre Rüge begründet sein. Es würde heissen müssen:

It was not we (nicht us) whom they attacked.
It was not he (nicht him) whom they slandered.
It is he (nicht him) whom we must apply to.

Nach meiner Meinung aber ist die Konjunktion that, und nicht das Fürwort whom (auch nicht das Quasi-Fürwort that) das ausgelassene Wort; und dann ist die Rüge vollkommen unbegründet; denn es muss heissen:

It was not us (nicht we) that (Konjunktion) they attacked.
It was not him (nicht he) that (Konjunktion) they slandered.
It is him (nicht he) that we must apply to. It is to him (nicht to he) that we must apply.

Dass nun

It was not us that they attacked.
It was not him that they slandered.
It is him that we must apply to.

eine elegantere und richtigere Satzbildung ist als

It was not we whom they attacked.
It was not he whom they slandered.
It is he whom we must apply to.

habe ich oben zu zeigen versucht. Es möchte Jemand einwenden: das Zeitwort to be erheische, gleich dem deutschen Zeitworte „sein" vor und hinter sich den Nominativ (den subjektivischen und den prädikativischen); folglich könne es nimmer richtig sein zu sagen It was not us etc., It was not him etc., It is him etc. Um das Unhaltbare dieser Einwendung zu zeigen, will ich einmal den Fall stellen, dass die Umschreibung mit „dass" auch im Deutschen in allen Fällen üblich sei. Ich will den Fall stellen: in dem Satze

„Mein spottet er."

(„Spotten" regiert den Genitiv, und „mein" ist der Genitiv von „ich") solle zur nachdrucksvollen Hervorhebung von „mein" eine Umschreibung vorgenommen werden. Da der Deutsche bei dergleichen Umschreibungen meistentheils Verfahren II. anwendet, so würde die Umschreibung lauten:

„Ich bin es, dessen er spottet."

(bei welcher Umschreibung er auch darin von dem Engländer

abweicht, dass er den prädikativischen zum subjektivischen Nominativ macht und vice versa, also nicht sagt: „Es ist ich, dessen er spottet"). Wollte er aber Verfahren I. anwenden und mit „dass" umschreiben, so liegt es doch auf der Hand, dass er sagen müsste:

„Mein ist es (Es ist mein) dass er spottet."

Es wäre doch eine handgreifliche Ungereimtheit, wenn Jemand, unter dem Vorwande, dass das Zeitwort „sein" einen doppelten Nominativ erheische, behaupten wolle: die Umschreibung müsse lauten:

„Es ist ich, dass er spottet."

oder etwa

„Ich bin es, dass er spottet."

Einer solchen Behauptung vollkommen gleich würde aber obige Einwendung gegen die Richtigkeit der Sätze It was not us that they attacked u. s. w. sein. Bei der Frage, welche Form dem in Rede stehenden Pronomen zu geben sei (we? oder us?), kommt hier nämlich nicht dessen Beziehung zum ersten Zeitworte (was) in Betracht, sondern seine Beziehung zum zweiten Zeitworte (attacked). Wenn dessen Beziehung zum ersten Zeitworte hier in Betracht käme, so müsste man auch die doch von Niemandem angefochtene Richtigkeit des Satzes It is not to him that I would make such a proposal bestreiten als eines Verstosses gegen die Regel, dass das Zeitwort to be vor und hinter sich den Nominativ erheische.

Aus dem soeben Gesagten geht auch hervor, dass in dem in W. Scott's Castle Dangerous vorkommenden Satze

Does any body know whom it is that (Konjunktion) this old woman means (Verfahrungsweise I.) „Weiss irgend Jemand wen dies alte Weib meint" (wörtl. „Weiss irgend Jemand wen es ist dass dies alte Weib meint").

whom mit Recht im Akkusativ steht. Hätte Scott aber Verfahrungsweise II. mit einem bezüglichen Fürworte angewandt, so würde das Fragewort who im Nominativ stehen müssen:

Does any body know who it is whom this old woman

means? „Weiss irgend Jemand wer es ist, den das alte Weib meint?“

Auch hätte er sagen können:

Does any body know who is the person whom this old woman means?

Ein anderer Grund, der Wendung It was not him that they slandered in dem hier augenscheinlich vorliegenden Sinne den Vorzug zu geben vor der Wendung It was not he whom they slandered, ist der, dass die in letzterer Weise gebildeten Sätze einen ganz anderen Sinn zulassen, wie es sich aus folgendem Beispiele herausstellen wird.

Wenn Jemand mich fragt: „Oeffnetest Du die Thür?“ (Was it you that opened the door?) und ich will antworten: „Nein, er öffnete die Thür“, so ist diese Antwort ins Englische zu übersetzen durch

No, it was he that opened the door.

Wenn ich hingegen gefragt werde: „Machtest Du das Geräusch?“ (Was it you that made the noise?) und ich will antworten: „Nein (nicht ich, sondern) der, welcher die Thür öffnete“, so würde, als englische Uebersetzung dieser Antwort der Wendung

No, it was he who opened the door.

der Vorzug gebühren. Denn, wenngleich die Vertretung des bezüglichen Fürwortes who durch that durch den Gebrauch gerechtfertigt ist, und namentlich an sich auch in diesem Falle, so ist es doch jedenfalls besser, eine Verschiedenheit im Sinne, wo es thunlich ist, auch durch Verschiedenheit im Ausdrucke anzudeuten. Also:

It was he that opened the door („Er öffnete die Thür“).

It was he who opened the door („Derjenige, welcher die Thür öffnete“).

It was not him that they slandered („Nicht ihn verleumdeten sie“).

It was not he whom they slandered („Es war nicht derjenige, welchen sie verleumdeten“).

He whom (nicht him that) ist also anzuwenden sobald wie ein

dem Verhältniss zwischen „derjenige“ und „welcher“ oder zwischen „derjenige“ und „welchen“ etc. ähnliches Verhältniss stattfindet.

Ein ähnlicher Doppelsinn würde sich, wenn man zur nachdrucksvollen Hervorhebung eines Nomens ausschliesslich die Verfahrungsweise I. (und nie die Verfahrungsweise II.) anwenden wollte, in folgendem Beispiel beseitigen:

It is Ephialtes, who has committed the treason („Es ist E., welcher den Verrath begangen hat“).

It is Ephialtes that has committed the treason (in wörtlicher Uebersetzung „Es ist E. dass den Verrath begangen hat“).

Ersterer Satz wäre stets gleichbedeutend mit

It is Ephialtes, the traitor. „Es ist E., der Verräther“.

und würde etwa die Frage beantworten „Wer schleicht sich dort so beschämt durch die Menge?“ Letzterer Satz würde gleichbedeutend sein mit

Ephialtes is the traitor. „E. ist der Verräther“.

und würde die Frage beantworten „Wer hat den Verrath verübt?“ Das Nebenglied

who has committed the treason

stände also zu dem Nomen Ephialtes im Verhältnisse der Apposition, während das Nebenglied

that has committed the treason

sich zu dem Nomen Ephialtes verhielte wie das Prädikat zum Subjekt.

Ebenso gibt

It is he whom I mean („Es ist der, welchen ich meine“).

einen etwas anderen Sinn als

It is him that I mean („Eben ihn meine ich“).

Im Hamlet, 2. Akt 1. Scene, sagt Polonius sehr richtig

If ’t be he (whom) I mean, he ’s very wild.

und nicht

If ’t be him (that) I mean, he ’s very wild.

weil die Stelle zu übersetzen ist durch „Wenn es der ist, welchen ich meine, so ist er sehr wild“ und nicht durch „Wenn ich ihn meine, so ist er sehr wild.“

Andererseits sagt auch W. Scott in dem vorhin angeführten Satze richtig:

Does any body know whom it is that this old woman means., weil dieser Satz zu übersetzen ist durch „Weiss irgend Jemand wen dies alte Weib meint?“ In diesem Satze nämlich waltet die der nachdrücklichen Hervorhebung wegen vorgenommene Umschreibung ob, während jener Shakspeare'sche Satz gar keine Umschreibung enthält.

Einen Fall gibt es allerdings, wo eine Hervorhebung mit dem Bindeworte that (Verfahren I.) sich nicht anwenden lässt. Dieser seltne Fall tritt nämlich dann ein, wenn das hervorzuhebende Wort im Genitiv steht oder in einem besitzanzeigenden Fürworte besteht. Will man z. B. in den Sätzen

1) To whose generosity was every comfort owing? („Wessen Grossmuth verdankte man jede Annehmlichkeit des Lebens?“)

2) To Ainsworth's generosity every comfort was owing („Der Grossmuth Ainsworth's verdankte man etc.“).

3) To his generosity every comfort was owing („Seiner Grossmuth verdankte man etc.“).

whose generosity, oder Ainsworth's generosity, oder his generosity hervorheben, so bieten sich freilich beide Verfahrungsweisen (I. und II.) dar:

I. To whose generosity was it that every comfort was owing?

To Ainsworth's generosity it was (oder It was to Ainsworth's generosity) that every comfort was owing.

To his generosity it was (It was to his generosity) that every comfort was owing.

II. Whose generosity was it to which every comfort was owing?

Ainsworth's generosity it was (It was Ainsworth's generosity) to which every comfort was owing.

His generosity it was to which every comfort was etc.

Soll aber nur whose, oder Ainsworth's, oder his hervorgehoben werden, so kann die Hervorhebung einleuchtender Weise nur in der Nominativform who, Ainsworth und he

(denn his ist quasi die Genitivform von he) geschehen. Dass sich aber bei dieser Verwandlung des Genitiv in den Nominativ die Verfahrungsweise I. nicht anwenden lässt, wird jeglicher Versuch zeigen. Also bietet sich nur Verfahrungsweise II. dar:

Who was it to whose generosity every comfort was owing?

Ainsworth it was (It was A.) to whose generosity every comfort was owing.

He it was (It was he) to whose generosity every comfort was owing.

Will man an diesen Sätzen die mit dieser Verfahrungsweise verbundenen Doppelsinnigkeiten und Inkonsequenzen meiden, so muss man sagen:

Who was the person to whose generosity every comfort was owing?

Ainsworth was the person to whose etc.

He was the person to whose etc.

Dies ist also der einzige (nur selten eintretende) Fall, in welchem die Verfahrungsweise I. Schwierigkeiten darbietet. Doch lassen dieselben sich beseitigen. Es genügt ja, whose generosity, Ainsworth's generosity oder his generosity durch die Umschreibung hervorzuheben. Ob man dann whose generosity (respektive Ainsworth's generosity oder his generosity) oder allein whose (respektive Ainsworth's oder his) hervorheben will, kann man ja durch Betonung, Unterstreichung oder Kursivdruck andeuten, indem man, je nach der beabsichtigten Hervorhebung, entweder schreibt:

Whose generosity was it that every comfort was owing to (To whose generosity was it that every comfort was owing)?

Ainsworth's generosity it was that every comfort was owing to (It was to Ainsworth's generosity that every comfort was owing).

His generosity it was that every comfort was owing to (To his generosity it was that every comfort was owing).

oder

Whose generosity was it that every comfort was owing to (To whose generosity was it that every comfort was owing)?

Ainsworth's generosity it was that every comfort was owing to (To Ainsworth's generosity it was that every comfort was owing).

His generosity it was that every comfort was owing to (It was to his generosity that every comfort was owing).

Dann ist der Doppelsinn beseitigt, und die bei Verfahrungsweise II. vorkommende Wortstellung kann man reserviren für einen ganz anderen Sinn; z. B. „Du wirst Dich wundern, wenn ich Dir sage wer ins Zimmer trat: Es war Ainsworth, dessen Grossmuth wir jede Annehmlichkeit des Lebens zu verdanken hatten [oder „Es war der, dessen Grossmuth wir etc.“].

It was Ainsworth (Ainsworth it was), whose generosity every comfort was owing to (to whose generosity every comfort was owing). It was he (He it was) whose generosity every comfort was owing to.

Gegen manche meiner obigen Bemerkungen dürfte man einwenden: Der Nicht-Engländer, welcher über die englische Sprache schreibe oder seine Landsleute in derselben unterrichte, habe diese fremde Sprache nicht zu meistern, habe sie zu lehren wie sie ist und nicht wie sie nach seiner Meinung sein sollte. Wenn er behaupte, dieser oder jener Satz laute richtiger und zierlicher It was to me that etc. als It was I to whom etc., so werde diese Behauptung dadurch widerlegt, dass dieser oder jener anerkannt gute Schriftsteller sich in letzterer Weise ausgedrückt habe.

Hierauf möchte ich Folgendes erwiedern:

Die Richtigkeit und grössere Zierlichkeit der von mir vorgezogenen Satzbildungsweise ergibt sich, meiner Meinung nach, aus dem Geiste der englischen Sprache wie sie ist und nicht nur aus dem Geiste derselben wie sie sein sollte. Der Geist einer Sprache ergibt sich aber noch nicht aus vereinzelten Stellen selbst anerkannt guter Schriftsteller. Wenn

man aus den Schriften aller gebildeten Engländer alle Parallelstellen zu den Sätzen der angeführten Art sammeln würde, so würde man finden, dass die in der von mir gerügten Weise gebildeten Sätze verhältnissmässig vereinzelt dastehen.

Stettin. C. F. S. Haupt.

Shakspeare Illustrated

by The Lex Scripta.

I think I shall be able to illustrate several obscure passages, and words, and expressions of doubtful meaning, in the Works of Shakspeare, by the ancient English Statutes. Many words and expressions which in Shakspeare, are of doubtful meaning, are often used in the ancient Statutes and accompanied by other words and expressions of a similar sense, which explain their meaning.

This Title should have been given to my illustrations 3 Heft of the 31 volume of the Archiv, instead of the Title „Shakspeare's Tenures.“

Where in the parliament holden in the eighth year of King Richard the Second, it was enacted, ordained and established, That no man learned in the laws of this realm should from thenceforth be justice of assise in the country where he dwelleth; and that the chief justice of the commonplace should be from thenceforth assigned, among other justices, to the taking of the said assises: but as to the chief justice of the king's bench, there should be done and used as hath been used for the most part by the space of one hundred years next before, as by the said act more at large it doth and may appear: since the making of which said good act and law, divers justices and men learned in the laws of this realm, by their own means, industry and policy, and for their own commodity and ease, have obtained, contrary to the form of the said act, to be justices of assises in the countries and counties where they were

born or were inhabiting, whereby some jealousy of their affection and favour toward their kindsmen, alliance and friends within the said countries or counties where they were so born or inhabiting, hath been conceived and had against them by the king's most loving subjects of the same countries or counties:

Evans.

Give ear to his motions, master Slender: I will description the matter to you, if you be capacity of it.

Slender.

Nay, I will do as my cousin Shallow says: I pray you, pardon me; he's a justice of peace in his country, simple though I stand here.

Merry Wives Act 1 Scene 1.

For reformation whereof, the king's most loving subjects and the commons in this present parliament assembled, most humbly beseech and desire the king's majesty, and that it may be enacted by the king's majesty, with the assent of the lords spiritual and temporal, and the commons, in this present parliament assembled, and by authority of the same, That no justice nor other man learned in the laws of this realm, shall at any time from or after the feast of Easter next coming, use nor exercise the office of justice of assise within any county where the said justice was born or doth inhabit upon pain to forfeit for every offence done contrary to the form of this present act, one hundred pounds" etc. (33 Henry VIII. cap. XXIV, repealed by 12 Glo. 2. c. 27). Slender uses the word country; and in the preamble of this act the words „country" and „county" are used as synonymous terms. The 8 Richard II. cap. 2, which this preamble recites, is in these words,

Item concordatum est et statutum quod nullus homo de lege sit de cetero justitiarius assisarum vel communis deliberationis gaolarum in propria patria sua et quod capitalis justitiarius de communi banco assignetur inter alios ad hujusmodi assisas capiendas et ad gaolas deliberandas. Sed quo ad capitalem justitiarum de banco Regis fiat sicut pro majore parte centum armorum proxime preteritorium fieri consuevit.

The words „in propria patria sua" are correctly repre-

sented in the English translation of this statute by the words in his own country, but they signify in his own county: in other words, the word country was formerly, frequently used to signify county, a sense in which it is now obsolete. These enactments concern, justices of assize, justiciarii ad capiendas assisas, such as were wont by special commission to be sent (as occasion was offered) into this or that County, to take assizes for the ease of the subjects; for whereas these actions pass always by Jury, so many men might not, without great damage and charge be brought up to London, and therefore Justices for this purpose, by commission particularly authorised, were sent down to them: but these enactments do not affect Justices of the peace justiciarii ad pacem, they that are appointed by the kings commission to keep the Peace of the county where they dwell. We now-a-days say „justice of the peace," but in many ancient statutes we find „justice of peace," instead of „justices of the peace;" — and as far as I can remember, Shakspeare always, as in this passage,

Cade.

Thou hast appointed justices of peace, to call poor men before them about matters they were not able to answer.

omits the definite article.

Posthumus.

Italian fiend! — Ah me, most credulous fool,
Egregious murderer, thief, any thing
That 's due to all the villains past, in being,
To come! — O, give me cord, or knife, or poison,
Some upright justicer! Thou, king, send out
For torturers ingenious: it is I
That all the abhorred things o' the earth amend,
By being worse than they.

Cymbeline Act 5 Scene 5.

Recognitiones de nova dissaisina de morte antecessoris non capiantur nisi in suis comitatibus et hoc modo; nos vero si extra regnum fuerimus capitalis justiciarius noster mittemus justiciarios per unumquemque comitatum semel in anno qui cum militibus comitatuum capiant in comitatibus assisas predictas. Et ea quae in illo adventu suo in comitatu per justi-

ciaros predictos ad dictas assisas capiendas missos terminari non possunt per eosdem terminentur alibi in itinere suo et ea quae per eosdem propter difficultatem aliquorum articulorum terminari non possunt referantur ad justiciarios nostros de banco et ibi terminentur. Magna Charta 9 Henry III. cap. 12. In Coke's translation of this Chapter the word justiciarius is represented by justicer.

Assises of novel disseisin and of mort dancester, shall not be taken but in the shires, and after this manner; if we be out of this realm, our chief justicers shall send our justicers through every county once in the year, which, with the knights of the shires, shall take the said assises in those counties; and those things that at the coming of our foresaid justicers, being sent to take those assises in the counties, cannot be determined, shall be ended by them in some other place in their circuit; and those which for difficulty of some articles cannot be determined by them. shall be referred to our justicers of the bench, and there shall be ended.

Coke in his exposition of this chapter says „It is to be observed, that before the reign of King Edward I. the king's chief justice was sometimes called summus justitiarius, sometimes, praesidens justitiarius, and sometimes capitalis justiciarius. In anno primo Edward I. his chief justice was called capitalis justiciarius ad placita coram rege tenenda, and so ever since; and this chief justice is created by write, and all the rest of the justices of either bench, by letters patent. In Glanvile's time, and before, the king's justices were called justiciae, the returns of writs being coram justiciis meis, so as the king's justices were antiently called justiciae, for that they ought not to be only justi in the concrete, but ipsa justitia in the abstract. Since that time, as by this great charter in many places it appeareth, they are called „justitiarii a justicia." It seems that the word justicer does not signify simply „justice of the peace" or „magistrate," but justice of assise, or, as they are termed at the present day „judges."

Lear.

To have a thousand with red burning spits
Come hizzing in upon them: —

Edgar.

The foul fiend bites my back.

Fool.

He 's mad, that trusts in the tameness of a wolf, a horse's health, a boy's love, or a whore's oath.

Lear.

It shall be done, I will arraign them straight. —
Come, sit thou here, most learned justicer; —

Act 3 Scene 6.

The word is evidently used by Lear to signify not „justice of the peace" or „magistrate," but justice of assise, because it is used in connection with the legal term arraign.

Lear.

I 'll see their trial first. — Bring in the evidence. —
Thou robed man of justice take thy place; —

(To Edgar.)

And thou, his yoke-fellow of equity,

(To the Fool.)

Bench by his side. — You are of the commission,

(To Kent.)

Sit you too.

Edgar.

Let us deal justly.

Lear.

Arraign her first; 'tis Goneril. I here take my oath before this honourable assembly, she kicked the poor king her father.

Fool.

Come hither, mistress: Is your name Goneril?

Lear.

She cannot deny it.

Fool.

Cry you mercy, I took you for a joint-stool.

Lear.

And here 's another, whose warp'd looks proclaim
What store her heart is made of. — Stop her there!
Arms, arms, sword, fire! — Corruption in the place!
False justicer, why hast thou let her 'scape?

Act 3 Scene 6.

And prisoners are arraigned before jùstices of assise, but not before justices of the peace or magistrates. „Justice of peace“ and „Justicer“ are accurately represented in the translation of Schlegel and Tieck, by „Friedensrichter“ and „Richter.“ Arraigned within the verge for murther. Stamf. Pl. Cor. fol. 150. Spelman thinks it should be arrame and that derived from arramare, an obsolete Latin word, proceeding from the old French arramir, jurare, solemniter profiteri; but we rather stick to the old and common writing. (Cowell's Interpr.) But it has been said that the true derivation is from the French arraisonner, i. e. ad rationem ponere, to call a man to answer in form of law (I. Inst. 262). But no man is properly arraigned but at the suit of the king, upon an indictment found against him, or other record, wherewith he is to be charged.

Albany.

Shut your mouth, dame,
Or with this paper shall I stop it. — Hold, sir: —
Thou worse than my name, read thine own evil: —
No tearing, lady; I perceive, you know it.
(Gives the letter to Edmund.)

Goneril.

Say, if I do; the laws are mine, not thine:
Who shall arraign me for 't?

Goneril may refer to the law, that no person can be properly arraigned but at the suit of the king, for she says „the laws are mine, who shall arraign me for it;“ or to the legal maxim „Rex non potest peccare.“ But although this word seems always, in Shakspeare's Works to imply a charge or accusation, it appears sometimes without being connected with the criminal procedure.

Duke.

Repent you, fair one, of the sin you carry?

Juliet.

I do; and bear the shame most patiently.

Duke.

I 'll teach you how you shall arraign your conscience,
And try your penitence, if it be sound,
Or hollowly put on.

Measure For Measure.

Poor Ophelia
Divided from herself, and her fair judgment;
Without the which we are pictures, or mere beasts.
Last, and as much containing as all these,
Her brother is in secret come from France:
Feeds on his wonder, keeps himself in clouds,
And wants not buzzers to infect his ear
With pestilent speeches of his father's death;
Wherein necessity, of matter beggar'd,
Will nothing stick our person to arraign
In ear and ear. O my dear Gertrude, this,
Like to a murdering piece, in many places
Gives me superfluous death.

Hamlet Act 4 Scene 5.

Albany.
What news?

Messenger.
O my good lord, the duke of Cornwall's dead;
Slain by his servant, going to put out
The other eye of Gloster.

Albany.
Gloster's eyes!

Messenger.
A servant that he bred, thrill'd with remorse,
Opposed against the act, bending his sword
To his great master; who, thereat enraged,
Flew on him, and amongst them fell'd him dead:
But not without that harmful stroke, which since
Hath pluck'd him after.

Albany.
This shews you are above,
You justicers, that these our nether crimes
So speedily can venge! —

Lear Act 4 Scene 2.

Arraigne, arraine, from the french arranger, that is, to set a thing in order in its place, and the same signification it hath in law: for example, he is said to arraine a writ of Novel Desseisin in a county, that setteth it for trial before the justices of the circuit. Old. Nat. Brev. fol. 109. To arrain the assise, is to cause the tenant to be called, to make the plaint, and set the cause in such order, as the tenant may be enforced to

answer thereto. (Co. Litt. 226). This word is generally used, by Shakspeare, in the sense in which it is used in our criminal Law: a prisoner is said to be arraigned, when he is indicted and brought forth to his trial.

Desdemona.

Beshrew me much, Emilia,
I was (unhandsome warrior as I am,)
Arraigning his unkindness with my soul;
But now I find, I had suborn'd the witness,
And he 's indited falsely.

Othello Act 3 Scene 4.

Leontes.

Read the indictment.

Officer.

Hermione, queen to the worthy Leontes, king of Sicilia, thou art here accused and arraigned of high treason, in committing adultery with Polixenes, king of Bohemia; and conspiring with Camillo to take away the life of our sovereign lord the king, thy royal husband: the pretence whereof being by circumstances partly laid open, thou, Hermione, contrary to the faith and allegiance of a true subject, didst counsel and aid them, for their better safety, to fly away by night.

Winter's Tale Act 3 Scene 2.

This indictment contains two distinct charges of treason, within the Statute 25 Edward 3 De proditionibus, which is in this words:

Auxint pur ceo que divers opinions ount estre eins ceux heures qen case doit estre dit treason, et en quel case nemi, le roy a le request des segniors et commons ad fait declarisment que ensuist. Cest assavoire, quant home fait compasser ou imaginer la mort nostre seignior le roy, madame sa campaigne, ou de lour fitz eigne et heire. Ou si home violast la compaigne le roy, ou leigne file le roy nient marie, ou la compaigne leigne fitz et heire le roy. Ou si home leve guerre encounter nostre seignior le roy en son realme, ou soit aidant as enemies nostre dit seignior le roy en son roialme, ou per aylours, et de ceo provablement soit attaint de overt fact per gents de lour condition. Et si home counterface le grand, ou privie, Seal le Roy, ou sa monye. Et si home apport faux money en cest roialme counterfait al mony dangliterre, si come la mony apelle

Lusheburgh, ou auter sembleblea la dit mony dangliterre, sachant le mony estre faux, pur merchander ou payment faire endisceite nostre dit seignior le roy et de son people. Et si home tuast Chancellor, Treasurer, ou Justices nostre seignior le roy del un Banke ou del auter, Justices in Eire et dassises, et touts auters Justices assignes de Oier et Terminer esteaunts en lour places en fesants lour offices. Et soit a entendre que les cases suisnomes doit estre adjudge treason, que se extent a nostre seignior le roy et sa Roiall Majesty: Et de tiel manner de Treason la forfeiture des escheates appertenont a nostre seignior le roy, cibien des terres et tenements tenens des auters, come de luy mesme. Concerning the words „si home violast la compaigne" (which is all one with consort or wife), Coke says „violare is here taken for carnaliter cognoscere; and it is no treason, unless it be done during the marriage with the king, and extendeth not to a Queen Dowager, as hath been said. And if the wife of a king doth yield and consent to him that committeth this Treason, it is Treason in her. (Co. 3. Inst. cap. 1). It is well known that it is treason to conspire to take away the life of the Sovereign; but I think, many readers of Shakspeare, without these explanations, would be at a loss to conceive how adultery could be high treason. The indictment also charges that Hermione „did counsel and aid them" and the statute enacts „si home leve guerre enconter nostre seignior le roy en son realme, ou soit aidant as enemies nostre dit seignior ley roy en son roialme."

Where it is enacted and established in the XXVII. year of our sovereign lord the king that now is, as well for the increase and augmentation of good rule and order to be had and done in the county palatine of Chester, and other shires, as for the administration of justice among the king's subjects there, That the lord chancellor of England, or the lord keeper of the great seal for the time being, shall have authority from time to time to nominate and appoint justices of peace, justices of quorum, (see archiv Band XXX. pag. 400), and justices of gaol-delivery, as well within the said county palatine of Chester, and other shires and parts of Wales, by commission under the king's great seal;

Act I.

Scene I. — Windsor. Before Page's House.

Enter Justice Shallow, Slender, and Sir Hugh Evans.

Shallow.

Sir Hugh, persuade me not; I will make a Star-chamber matter of it: if he were twenty Sir John Falstaffs, he shall not abuse Robert Shallow, esquire.

Slender.

In the county of Gloster, justice of peace, and coram.

Cade.

Thou hast appointed justices of peace, to call poor men before them about matters they were not able to answer.

Henry VI. Act 4 Scene 7.

which persons so named shall have full power and authority to enquire, hear and determine all manner of thing and things inquirable, presentable, or determinable before justices of peace, justices of quorum, and justices of gaol-delivery in other shires of this realm of England, and to do, use and execute everything and things as other justices of peace, quorum and gaol-delivery, do in other shires of England, and that they shall keep their sessions there, as they do in other shires of England upon like penalty as hath been ordained for such abuses in such justices in other shires of England; any law, act, statute, usage, custom, privilege, prescription or liberty to the contrary thereof in any wise nothwithstanding, as in the said statute made in the said XXVII. year, amongst other things more plainly appeareth: by reason of which act it is now used to keep sessions in the said county palatine of Chester, as it is used in other shires of England.

Cominius.

Well — on to the market-place.

Coriolanus.

Whoever gave that counsel, to give forth
The corn o' the store-house gratis, as 'twas used
Sometime in Greece, —

Menenius.

Well, well, no more of that.

Coriolanus.
(Though there the people had more absolute power),
I say, they nourish'd disobedience, fed
The ruin of the state.
Coriolanus Act 3 Scene 1.

Also it is used in the said county palatine of Chester, that the justicer of the same for the time being hath yearly, time out of mind, used to keep the shires or county days in manner and form following, that is to say (see Archiv Band XXX. pag. 414) one year eight shires or county days, and another year nine shires or county-days, to the which the gentlemen, freeholders and suitors of the said county, are bounden of ancient custom and duty to appear and give their attendance to serve the king; which shires and county-days, come very oftentimes in the year;

Banquo.
That, trusted home,
Might yet enkindle you unto the crown,
Besides the thane of Cawdor. But 'tis strange:
And oftentimes, to win us to our harm,
The instruments of darkness tell us truths;
Win us with honest trifles, to betray us
In deepest consequence. —
Macbeth Act 1 Scene 3.

Her song was tedious, and outwore the night,
For lovers' hours are long, though seeming short:
If pleased themselves, others, they think, delight
In such like circumstance, with such like sport:
Their copious stories, oftentimes begun,
End without audience, and are never done.
Venus and Adonis.

Hotspur.
Diseased nature oftentimes breaks forth
In strange eruptions?
1. Henry IV. Act 3 Scene 1.

Antiphilus of Ephesus.
I know a wench of excellent discourse, —
Pretty and witty; wild, and yet, too, gentle; —
There will we dine: this woman that I mean,
My wife (but, I protest, without desert),

Hath oftentimes upbraided me withal;
To her will we to dinner. —
Comedy of Errors Act 3 Scene 1.

Pembroke.

When workmen strive to do better than well,
They do confound their skill in covetousness:
And, oftentimes excusing of a fault,
Doth make the fault the worse by the excuse;
As patches, set upon a little breach,
Discredit more in hiding of the fault,
Than did the fault before it was so patch'd.
King John Act 4 Scene 2.

and now by reason of the said new statute of justices of peace „had in the said county, being bounden of their said old custom and law to give their attendance and appearance to the said shires and county-days, are now bounden also to give their appearance and attendance at four quarter sessions, and other privy sessions in the said county;

Macbeth.

How does your patient, doctor?

Doctor.

Not so sick, my lord,
As she is troubled with thick-coming fancies,
That keep her from her rest.
Act 5 Scene 3.

by mean whereof the said appearance and attendance cometh so oftentimes and so thick together, that at many times they cannot depart from the one court, and attend their business scarcely one day, or sometimes less, but they must again ride to serve the other court, which is too painful, chargeable, intolerable and importune for any man to sustain and abide: in consideration whereof be it enacted etc." 32. Henry VIII. cap. XLIII.

Purview est ensement, que les felons escries, et queux sont apertement de male fame, et ne se voilent mitter en enquests des felonies, que homes met sur eux devant justices a la suit le roy, soient mises en la prison forte et dure come ceux queux refusent estre al common ley de la terre. Mes ceo nest mye a entender pur prisoners que sont prises per legier suspec-

tion. (Statutum de Westminster Primer 3. Edward I. cap. XII.)

Pain fort et dure, signified a punishment inflicted on those who being arraigned of felony, and refusing to put themselves upon the ordinary trial of God and the country, were, by the interpretation of law considered to be mute. This pain fort et dure, was vulgarly called pressing to death.

Duke.
Upon mine honour, thou shalt marry her.
Thy slanders I forgive; and therewithal
Remit thy other forfeits: — Take him to prison:
And see our pleasure herein executed.

Lucio.
Marrying a punk, my lord, is pressing to death, whipping, and hanging.

Duke.
Slandering a prince deserves it. —
Measure For Measure Act 5 Scene 1.

„The judgement," says Coke, is that the man or woman shall be remanded to the prison, and laid there in some low and dark house, where they shall lie naked on the bare earth without any litter, rushes, or other clothing, and without any garment about them, and that they shall lie upon their backs, their heads uncovered and their feet, and one arm shall be drawn to one quarter of the house with a cord, and the other arm to another quarter, and in the same manner shall be done with their legs, and there shall be laid upon their bodies iron and stone, so much as they may bear, and more, and the next day following they shall have three morsels of barley bread without any drink, and the second day they shall drink thrice of the water that is next to the house of the prison (except running water) without any bread, and this shall be their diet until they be dead. (2. Inst. 178).

Wood in his Institute 2nd edition page 633 says, „If one arraigned of Petit Treason or Felony stands mute, or answers nothing at all, it shall be enquired whether he stands mute on purpose, or whether he is dumb. If he stands mute out of stubborness, or if he hath cut out his tongue, or he does not

plead directly to the fact, or does not put himself upon a trial by the country if a commoner, or if a peer by God and his peers, after he has pleaded not guilty, he shall be put to the penance. The penance in cases of Petit Treason and Felony is the pain fort et dure, with forfeiture of Goods. But before the judgement passes the Court orders his thumbs to be tied together with whip-cord, and to be drawn together by the whole strength of two men, to give the criminal a taste of the pain to be endured, if he will not then comply. This „continues wood“ is the practice at Newgate Sessions.“ Coke is of opinion that the judgment pain fort et dure was before the making of this act (see 2 Inst. 178 & 179): and Hale in his Pleas of the Crown says that the punishment of pressing to death did not arise from this statute, but was antiently inflicted by the Common Law. (sed quaere) This punishment was common long before and after Shakspeare's time, and it is reasonable to suppose that any allusion to „pressing to death“ would be well understood by the audiences of the „Globe.“

Ursula.
Sure, sure, such carping is not commendable.

Hero.
No: not to be so odd, and from all fashions,
As Beatrice is, cannot be commendable:
But who dare tell her so? If I should speak,
She 'd mock me into air; O, she would laugh me
Out of myself, press me to death with wit.
Therefore let Benedick, like cover'd fire,
Consume away in sighs, waste inwardly:
It were a better death than die with mocks;
Which is as bad as die with tickling.
Much Ado Act 3 Scene 1.

Lucio and Hero may both allude to Pain fort et dure:

Pandarus.
Amen. Whereupon I will shew you a chamber and a bed, which bed, because it shall not speak of your pretty encounters, press it to death: away.
And Cupid grant all tongue-tied maidens here
Bed, chamber, Pandar to provide this gear! [Exeunt.
Troilus and Cressida Act 3 Scene 2.

1. Servant.
What, think you then, the king shall be deposed?

Gardener.
Depress'd he is already; and deposed,
'Tis doubt, he will be: Letters came last night
To a dear friend of the good Duke of York's,
That tell black tidings.

Queen.
O, I am press'd to death,
Through want of speaking! — Thou, old Adam's likeness,
(Coming from her concealment.)
Set to dress this garden, how dares
Thy harsh-rude tongue sound this unpleasing news?
What Eve, what serpent, hath suggested thee
To make a second fall of cursed man?
Why dost thou say, King Richard is deposed?
Darest thou, thou little better thing than earth,
Divine his downfall? Say, where, when, and how,
Camest thou by these ill-tidings? speek, thou wretch.
Richard II. Act 3 Scene 4.

And the Queen and Pandarus seem to refer not only to this punishment, but also to its cause, namely, „refusing to speak“ or „standing mute,“ or to use the Queen's own words „want of speaking;“

Othello.
Will you, I pray you, demand that demi-devil,
Why he hath thus ensnared my soul and body?

Jago.
Demand me nothing: What you know, you know:
From this time forth I never will speak word.

Lodovico.
What? not to pray?

Gratiano.
Torments will ope your lips.

but although Jago says,

„From this time forth I never will speak word,“

and Gratiano says

„Torments will ope your lips.“

I think it is very doubtful whether Shakspeare, in this pas-

sage from Othello, refers to the punishment vulgarly called pressing to death.

Lear.

Of all these bounds, even from this line to this,
With shadowy forests and with champains rich'd;
With plenteous rivers, and wide-skirted meads,
We make thee lady. To thine and Albany's issue
Be this perpetual. —

Act 1 Scene 1.

To the king our sovereign lord, praieth unto your Highness your true subjects and commons in this present parliament assembled, That were in time passed this your realm of England hath greatly been encreased and riched by the mean of true making and draping, and also of true dying of woollen cloth, whereby a great substance of the people of your said realm have been set on work, and not fallen to idlenesse, as dailly nowe they doo, but thereby truly have gotten ther levying etc. 1. Richard III. cap. VIII.

Othello.

The tyrant custom, most grave senators,
Hath made the flinty and steel couch of war
My thrice-driven bed of down: I do agnize
A natural and prompt alacrity,
I find in hardness; and do undertake
These present wars against the Ottomites.
Most humbly therefore bending to your state,
I crave fit disposition for my wife;
Due reference of place, and exhibition;
With such accommodation, and besort,
As levels with her breeding.

Act 1 Scene 3.

The obsolete verb „agnize" is used in the preamble of the 1. James I. cap. I. „— albiet we your Majesty's loyal and faithful subjects, of all estates and degrees, with all possible and publick joy and acclamation, by open proclamation within few hours after the decease of our late sovereign Queen, acknowledging thereby with one full voice of tongue and heart, That your majesty was our only lawful and rightful liege lord and sovereign, by our unspeakable and general rejoycing and applause at your Majesty's most happy inauguration and coronation,

by the affectionate desire of infinite numbers of us, of all degrees, to see your royal person, and by all possible outward means have endeavoured to make demonstration of our inward love, zeal and devotion to your most excellent Majesty, our undoubtful rightful liege sovereign lord and king:

Duke.

What is that Barnardine, who is to be executed in the afternoon?

Prov.

A Bohemian born; but here nursed up and bred: one that is a prisoner nine years old.

Duke.

How came it, that the absent duke had not either deliver'd him to his liberty, or executed him? I have heard, it was ever his manner to do so.

Prov.

His friends still wrought reprieves for him: And, indeed, his fact, till now in the government of lord Angelo, came not to an undoubtful proof.

Measure For Measure Act 4 Scene 2.

Yet as we cannot do it too often, or enough, so can there be no means or ways so fit, both to sacrifice our unfeigned and hearty thanks to Almighty God, for blessing us with a sovereign adorned with the rarest gifts of mind and body, in such admirable peace and quietness, and upon the knees of our hearts to agnize our most constant faith, obedience and loyalty to your Majesty and your royal progeny, as in this high court of parliament, where all the whole body of the realm, and every particular member thereof, either in person or by representation (upon their own free elections) are by the laws of this realm deemed to be personally present."

Exhibitio, an allowance for meat and drink such as the religious appropriators made to the poor depending vicar. So in all Churches appropriated to the Abbey of Osney — vicarius habebit sufficientem exhibitionem sicut Canonicii quoad victualia in mensa Canonicorum ubi Canonici moram faciunt. — Paroch. Antiquit. p. 304. The benefactions settled on the foundation are now called exhibitions (Cowell Interpr.).

Antonio.

My will is something sorted with his wish:
Muse not that I thus suddenly proceed;
For what I will, I will, and there an end.
I am resolved that thou shalt spend some time
With Valentinus in the emperor's court;
What maintenance he from his friends receives,
Like exhibition thou shalt have from me.
To-morrow be in readiness to go:
Excuse it not, for I am peremptory.

Two Gentlemen of Verona Act 1 Scene 3.

Gloster.

Kent banish'd thus! And France in choler parted!
And the king gone to-night! subscribed his power!
Confined to exhibition! All this done
Upon the gad! — Edmund! how now? what news?

Lear Act 1 Scene 2.

The word exhibition seems to be used in a sense similar to this by Othello, Antonio and Gloster.

Titus.

'Tis sure enough, an you knew how,
But if you hurt these bear-whelps, then beware:
The dam will wake; and, if she wind you once,
She 's with the lion deeply still in league,
And lulls him whilst she playeth on her back,
And, when he sleeps, will she do what she list.
You 're a young huntsman, Marcus; let it alone;
And, come, I will go get a leaf of brass,
And, with a gad of steel, will write these words,
And lay it by: the angry northern wind
Will blow these sands, like Sibyl's leaves, abroad,
And where 's your lesson then? — Boy, what say you?

Titus Andronicus Act 4 Scene 1.

Where divers persons of late have deceitfully forged and made of certain iron, called Bilbow iron, like to the fashion and manner of gadds of steel, and have sold the same so forged to divers of the king's subjects for steel, whereby the greatest part of edged tools, weapons and other necessary things having edges, are of little or no value or goodness, to the great hurt of the king's loving subjects: for reformation whereof, be it enacted by the king's highness, by the assent of the lords spiritual and temporal, and of the commons, in this present par-

liament assembled, and by the authority of the same, That if any person after the first day of May next coming do forge or make such gadds of any iron,

Will you buy any tape,
Or lace for your cape,
My dainty duck, my dear-a?
Any silk, any thread,
Any toys for your head,
Of the new'st, and fin'st, fin'st wear-a?
Come to the pedler;
Money's a medler,
That doth utter all men's ware-a.

Song Act 4 Scene 3.

or utter or put to sale any such gadds of any iron, he shall forfeit for every gadd so forged or uttered,

Princess.
Good lord Boyet, my beauty, though but mean,
Needs not the painted flourish of your praise;
Beauty is bought by judgment of the eye,
Not utter'd by base sale of chapmen's tongues:
I am less proud to hear you tell my worth,
Than you much willing to be counted wise,
In spending your wit in the praise of mine.
But now to task the tasker.

Love's Labour Act 2 Scene 1.

or put to sale, IV. d. the moiety of which forfeiture shall be to the king, and the other moiety to him or them that will sue for the same in any of the king's courts of record, by action, bill, plaint or information, in the which action, bill, plaint or information no wager of law, protection or essoin shall be allowed or admitted (2. and 3. Edward VI. cap. XXVII). It appears from this statute that gadds of steel were used for making „edges for tools, weapons and other necessary things having edges."

„Flemish steel is brought down the Rhine to Dort, and other parts of Holland and Flanders, some in bars, and some in gads; and therefore called Flemish steel, and sometimes gad steel." (Moxon's Mechanical Exercises).

Enter Imogen,

Imogen.

A father cruel, and a step-dame false;
A foolish suitor to a wedded lady,
That hath her husband banish'd, — O, that husband!
My supreme crown of grief! and those repeated
Vexations of it! Had I been thief-stolen,
As my two brothers, happy! but most miserable
Is the desire that's glorious: Blessed be those,
How mean soe'er, that have their honest wills,
Which seasons comfort. —

Cymbeline Act 1 Scene 7.

And if also that it happen any heart or quick cattle to come, go or escape into any of the said forests by stray or thief-stolen, or otherwise, the said foresters, rulers, walkers or farmers, after knowledge to him or them given, have likewise unlawfully used to seise and take the same beast or cattle as his or their own and mark them with the marks of their forest there used, and so seised, marked, taken, and them retain as cattle forfeited unto their own use; by reason where of the owner and owners of the same cattle have been clear without remedy for the having again of the said cattle, except only by way of redemption or buying again of their own cattle, contrary to all equity and conscience etc. 27. Henry VIII. cap. VII.

Falstaff.

O, thou art a perpetual triumph, an everlasting bonfire-light! Thou hast saved me a thousand marks in links and torches, walking with thee in the night betwixt tavern and tavern: but the sack that thou hast drunk me, would have bought me lights as good cheap, at the dearest chandler's in Europe. I have maintained that salamander of yours with fire, any time this two-and-thirty years; Heaven reward me for it! 1. Henry IV. Act 3 Scene 3.

For as much as dearth, scarcity, good cheap and plenty, of cheese, butter, capons, hens, chickens and other victuals necessary for man's sustenance, happeneth, riseth, and chanceth of so many and divers occasions, that it is very hard and difficult to put any certain prices to any such things; and yet nevertheless the prices of such victuals be many times inhanced and raised by the greedy covetousness and appetites of the owners of such victuals, by occasion of ingrossing and regrating the same, more than upon any reasonable or just ground or cause, to the great damage and impoverishing of the king's subjects. For remedy whereof be it enacted etc. 25. Henry VIII. cap. 2.

W. L. Rushton.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Vorschule der Dichtkunst. Theoretisch-praktische Anleitung zum deutschen Vers- und Strophenbau mit vielen Aufgaben und beigegebenen Lösungen. Von Heinrich Viehoff, Professor und Director. Braunschweig, Druck und Verlag von George Westermann. 1860.

Als Hauptaufgabe seines Werkes giebt der Verfasser an: es wünsche „den Schulen, welche metrische Uebungen unter ihre deutschen stilistischen Arbeiten aufgenommen haben oder aufnehmen wollen, nicht etwa bloss durch theoretische Erörterungen, sondern mehr durch eine methodisch geordnete Reihenfolge eigens zu diesem Zwecke eingerichteter Aufgaben zu Hilfe zu kommen;“ es möchte „aber auch über den Kreis der Schule hinaus denen, die deutsche Verse und Strophen kunstgerecht zu bauen wünschen — und ihrer giebt es nicht wenige — förderlich sein.“ Der Verfasser fügt dann hinzu, seine Schrift sei „nebenher bemüht, mehrere Partieen der Metrik auf eine für die Praxis fruchtbarere Weise zu behandeln, als es in den gangbaren Lehrbüchern der Metrik geschieht, so dass man ihr auch unter diesen eine eigene Stelle einräumen möchte.“

Was der Verfasser auf „eine Reihe bedenklicher Fragen,“ welche sich gegen die Erklärung über die Hauptaufgabe erheben werden, in ausführlicher und eingehender Weise im Vorworte erwiedert, kann Referent aus Ueberzeugung theilen. Wir fürchten weder Förderung der krankhaften Neigung zum Versemachen und unerträgliches Anwachsen der Zahl der Dichterlinge, noch nachtheilige Folgen der metrischen Uebungen für die Jugend; wir meinen mit dem Verfasser, dass, je mehr zum Bewusstsein kommt, was alles zu einem wahren Gedicht erforderlich ist, desto weniger Unberufene zur Poesie sich drängen; wir meinen ferner, dass metrische Uebungen, mit weisem Masse angewandt, schon durch die Herrschaft des strengen Gesetzes eine höchst heilsame Zucht üben und der Bildung der Phantasie wie des Willens gleichermassen dienen müssen. Dagegen könnte es Wunder nehmen, dass der bewährte Pädagog nicht ein anderes Bedenken in den Bereich zieht, von dem Referent schon früher gelegentlich gesprochen hat. (Vergl. XV, 4, S. 255 d. Zeitschr. für Gymn. W.) Es möchte den Leser ermüden, wenn hier wiederholt würde, was damals bei Gelegenheit der Beurtheilung des Werkes von Dr. Rod. Benedix in Betreff des Unternehmens, ein Buch für die Schule und zugleich zum Selbstunterricht zu bestimmen, bemerkt werden musste. Es wird sehr schwierig sein, diese beiden offenbar ganz verschiedenen Zwecke so zu vereinigen, dass jedem

sein volles Recht widerfahre; und die Vermuthung liegt nahe, dass eine Schrift, die einen derartigen Doppelzweck auf dem Titel oder im Vorworte als den ihrigen ausspricht, bei manchem Pädagogen ein ungünstiges Vorurtheil gegen sich erwecken werde, gegen welches selbst die Bürgschaft, die etwa in dem Namen des Verfassers liegt, nicht immer ein ausreichendes Gegengewicht bietet.

Der Verfasser spricht sich im Vorworte über die Aufgaben und beigefügten Lösungen aus. Wir können ihm nur beistimmen, wenn er sagt, dass es nicht pädagogisch, nicht methodisch sein würde, Musterstücke unserer Nationalliteratur zu metrischen Uebungen in der Art zu verwenden, dass man ihre Stoffe dem Lehrling zur eigenen Bearbeitung hingiebt, um demnächst das Muster dieser gegenüberzustellen. Schon die grosse Geläufigkeit dieser Muster wäre oft ein Hinderniss; mehr im Wege stünde die begründete Befürchtung des Verfassers, den Anfänger durch die Höhe des unerreichbaren Ideals zu entmuthigen; am schwersten aber würde nach des Referenten Ansicht das Bedenken, dessen der Verfasser nicht erwähnt, in die Wagschale fallen, dass die Bildung des Geschmacks und der Phantasie durch eine in solchem Falle unerlässliche anatomische Procedur an den Musterstücken unserer Literatur geradezu Schaden leiden würde. Wir haben doch nicht genug davor uns zu hüten, dass das sprichwörtlich gewordene Steckenpferdreiten auf ἄν und κε etc. bei der Lectüre der Alten in der Schule und mit der Jugend auch in die Lectüre der grossen Dichtungen unseres Volkes übertragen werde oder resp. bleibe. Wenn nun also der Verfasser solche Lösungen der Aufgaben beibringt, welche, „grösstentheils aus metrischen Uebungen hervorgegangen, mehr, als Gedichte, die man unseren Classikern entnommen hätte, die Bürgschaft in sich tragen, dass die Aufgaben nicht zu hoch gegriffen sind," so ist dies gewiss durchaus zu loben oder mit Dank anzunehmen. Wenn er aber demnächst zu dem Geständniss, dass an den beigebrachten Lösungen sich Mängel finden würden, hinzufügt, dass einige Mängel „absichtlich nicht getilgt worden" seien, so vermögen wir darin ein pädagogisches Mittel nicht zu erkennen. Haben wir einmal aus pädagogischem Gesichtspunkt zwar von der Benutzung der anerkannten classischen Musterstücke Abstand genommen, dann gilt uns, sollten wir denken, das vom Verfasser selbst im Vorworte angedeutete pädagogische Axiom als ein kategorischer Imperativ: dass das Allerbeste für die Jugend nur eben gut genug ist. Wir werden daher dem Verfasser die vielfache Anregung und Belehrung, welche wir auch aus dieser Schrift, wie anderweitig aus seiner Feder, empfangen haben, an unsrem bescheidenen Theile nicht besser danken können, als dadurch, dass wir auch auf die Lösungen der Aufgaben näher eingehen und mit unseren Vorschlägen zu etwaigen Verbesserungen nicht zurückhalten.

Der erste Cursus des vorliegenden Werkes handelt von den reimlosen Versen, der zweite von Reimversen und Reimstrophen.

Der erste Cursus erörtert in §. 1 die Prosodie oder Silbenwägung. Als Bindungsmittel der gebundenen Rede werden bezeichnet Rhythmus und Gleichklang, von denen im ersten Cursus jener, im zweiten dieser den Ausgangspunkt bildet, welcher letztere uns also vorerst noch nicht angeht. Was den Rhythmus betrifft, so ist derselbe in den alten Sprachen zwar quantitirend, in unserer Muttersprache aber nur accentuirend; wenigstens spielt die Quantität nur eine sehr untergeordnete Nebenrolle, die einstweilen ganz ausser Acht bleibt. So beruht denn der Rhythmus bei uns auf einer geregelten Folge von betonten und unbetonten Silben. Der Verfasser hätte dafür sofort auch setzen können: „von schweren und leichten;" diese Bezeichnung ist gerechtfertigt, sobald wir mit dem Verfasser Prosodie = Silbenwägung setzen, was für unsere Sprache gewiss richtig ist. Natürlich giebt es denn auch halbschwere Silben, wie uns z. B. die Wörter „Kunstwerk," „Schneeberg" u. a. zeigen, in denen die zweite Silbe

nicht unbetont oder leicht heissen kann. Solche Silben von mittlerer Art nennt der Verfasser „tieftonige," zu deren ausdrücklicher Bezeichnung er den Gravis (\`) gebraucht, während die „hochtonigen" durch den Acutus (´) näher bezeichnet, die tonlosen dagegen ohne Zeichen gelassen werden. Dazu kommt nun noch die Erfahrung, dass innerhalb der tieftonigen Silben Abstufungen des Accents stattfinden; wenn gleich wir in den Beispielen des Verfassers (Angstschrei und Jammergeschrei, vernunftlos und heimathlos) verschiedene Tonstufen der je letzten Silbe nicht zu erkennen vermögen; aber gerade solche Verschiedenheit der Auffassung unterstützt für uns die feste Ueberzeugung, dass die tieftonigen (mitteltonigen, halbschweren, mittelgewichtigen) Silben eine grosse Freiheit in ihrer Verwendung in Arsis oder Thesis gestatten. („Arsis" und „Thesis" werden vom Verfasser in selbstverständlicher Art erklärt).

Der Verfasser führt das Tongewicht der verschiedenen Silben auf Regeln zurück. Dr. Rod. Benedix hat in seinem Werke „der mündliche Vortrag" sehr eingehend und vielseitig dieses Gebiet entwickelt und wir verweisen auf dieses Werk wie auf unseren Bericht über dasselbe (s. oben); das so eben erschienene neue Werk desselben Verfassers über den Rhythmus ist uns bis jetzt (Mai 1862) noch nicht bekannt geworden, wird aber nicht weniger, als jenes, den Sachkundigen und Gründlichen verrathen. Unser Verfasser konnte in dem uns vorliegenden Werke nicht so ausführlich sein; übrigens sind seine Regeln über das Tongewicht der verschiedenen Silben und Wörter gewiss meistens treffend. Nur in der Natur der Sache wird es liegen, dass es vielerlei „Licenz" giebt auf einem noch wenig angebauten Felde. Was aber Fehler ist und bleibt, darf nie als Licenz gelten; der Verfasser hätte eine Accentuation wie diese: „Gŏtt Vātĕr Gŏtt Sōhn ŭnd Gŏtt hēilĭgĕr Gēist" als entschieden fehlerhaft bezeichnen müssen; „Gott" kann nimmermehr als unbetont gelten. Anders verhält es sich z. B. mit dem Verse: „das furchtbare Geschlecht der Nacht" von Schiller. Der Verfasser findet den Rhythmus: „das furchtbārĕ Geschlecht" unleidlich; und mit Recht; aber warum sollte nicht, wenn doch die lateinische Sprache mit ihrer Silbenmessung statt des Iambus sich den Spondeus, Daktylus, Anapäst oder Proceleusmaticus gefallen lässt, unsere Muttersprache mit ihrer Silbenwägung statt des Iambus den Trochäus zulassen? Wir haben dasselbe Recht zu scandiren: „dăs fūrchtbārĕ Gĕschlēcht dĕr Nācht;" und dieser Rhythmus ist nichts weniger als unleidlich. Wird doch auch aus iambischen Versen nicht jeder Spondeus von trochäischem Charakter wegzuschaffen sein; werden wir doch dem Grafen Fr. L. zu Stolberg keine Fehler anstreichen, wenn er in seinen „Iamben" (Leipzig 1784), die sicherlich nicht zu den schlechtesten metrischen Probestücken unserer Literatur gehören, mit trochäischen Spondeen den Iambus beginnt, z. B. mit „Kleinmut," oder mit „aufnehmen," oder mit „einla|den;" ebensowenig wird ein Fehler darin zu sehen sein, wenn er mit reinen Trochäen beginnt, z. B. in dem Verse:

„Seht, wie er rechts und links nach Grüssen schnappt" —

wo doch in „seht, wie" ungezwungener Weise nichts anderes als ein Trochäus zu erkennen ist. Ebenso in den Versen:

„Wallt mit des Herzens Blut in's Antlitz auf" —

und:

„Ward, wie des Ganges Elefanten, zahm" —

und:

„So, Elegie? Sie haben mich zum Narren" —

u. a. m. (Vergl. unsern Verfasser S. 48).

In §. 2 handelt der Verfasser von Versfüssen und Wortfüssen, in §. 3 von Versen, Vers-Einschnitten, Vers-Abschnitten, in §. 4 vom Accent- und Laut-Wechsel, in § 5 von Hiatus und Elision. In diesem letztgenannten Abschnitt ist dem Referenten einiges aufgefallen.

Durch die Betrachtung des Hiatus auf die Klangverwandtschaft der Vocale geführt, bemerkt der Verfasser auf S. 23, es gebe zwei e, von denen das eine „wie ä klinge," z. B. in Meer, hehr; das andere, näher bei i liegend, töne z. B. in See, Schnee. Referent muss zweifeln, ob sich dies als Regel, als objectives Sprachgesetz aussprechen lasse, oder ob nicht vielmehr der hier bezeichnete Unterschied auf örtliche Schattirungen innerhalb des Gebietes der Muttersprache (z. B. in Soest etwa wird Meere = Mähre gesprochen —) und ferner auf individuelle Besonderheiten, die in grösserer Summe auftretend scheinbar zur Gattung werden, zurückzuführen sei. So viel ist wenigstens Thatsache, dass vielfach z. B. Meer oder hehr mit eben so vollem und reinem E-Laute gesprochen werden (ohne zu „Mär" und „här" hinzuneigen) wie z. B. See und Schnee. Wichtiger ist es deshalb, mit Benedix a. a. O. I. Theil §. 17 auf die sorgfältige Unterscheidung zwischen e und ä zu dringen.

Ebenso müssen wir an der Behauptung Anstoss nehmen, dass „zwischen a und u zwei o liegen," von denen das eine dem Klange des a, das andere dem des u sich nähere, jenes erstere im Deutschen nur als kurzer Vocal vorkomme. Einfacher und mehr dem Bedürfniss der Schule oder der Jugend entsprechend scheint uns die Unterscheidung zwischen geschärftem und gedehntem o. Benedix (a. a. O. S. 14) hat ganz Recht, wenn er sagt, dass das geschärfte o im nachlässigen Sprechen theils an a theils an u anklinge, je nach den verschiedenen Mundarten. Wenn man in einigen Gegenden deutscher Lande voll = vull und kommt = kummt etc. aussprechen hört, so kann man darin schwerlich eine Annäherung an a finden. Ganz entsprechend wird es sich mit dem Umlaut ö verhalten; es giebt eben ein geschärftes und ein gedehntes ö; dass in „Götter" ein anderes ö liegen solle, als in „schön," darin vermögen wir dem Verfasser nicht zu folgen.

Die Bestimmungen des Verfassers über Hiatus und Elision sind im Ganzen treffend. Wenn er den Hiatus im Daktylus nach der zweiten Silbe am unangenehmsten findet und dafür das Beispiel anführt:

„Mahne euch erst zu dem heiligsten Bunde" —

so ist dieser Hiatus nicht allein störend, sondern ganz unleidlich, da „euch" nicht eine leichte sondern höchstens eine halbleichte (mitteltonige) Silbe ist und metrisch richtig nur: „Mahn' euch" geschrieben werden durfte. Ein Hiatus war hier ganz unstatthaft, dagegen die Elision geboten.

Was die Elision betrifft, die sich z. B. in dem Meisterspruche findet:

„Wenn die Glock' soll auferstehen" —

so wundert es den Referenten, von dem bekannten Erklärer Schiller'scher Gedichte nicht eine präcisere Rechtfertigung dieser Licenz zu hören. Die Meistersprüche in der „Glocke" sind doch das reale Fundament aus dem Alltagsleben, auf welches die Reflexionen aus dem idealen Gebiete gebaut werden. Vollends aber wundert man sich, bei dem Verfasser zu finden: die Elision des i scheine ihm im Allgemeinen erlaubt „vor g, wenn dieses wie j ausgesprochen wird." Also auch der Verfasser hält es für möglich, dass es Fälle gebe, nicht in Mundarten sondern im reinen Deutsch, welches über den Mundarten steht und auch im vorliegenden Werke allein gemeint ist, Fälle, in welchen g wie j ausgesprochen wird?! Mag z. B., um von dem Brandenburger zu schweigen, der sonst sehr rein sprechende gebildete Bewohner Kassel's oder des umliegenden Kurhessischen sich derartigen Misbrauch des g gestatten, niemals darf doch ein Buch, das von deutscher Metrik handelt, auch nur den Schein zulassen, als könnte die Sprache selbst

dergleichen wunderlichen Excessen und Absonderlichkeiten ihre höhere Sanction ertheilen. Wenn der Verfasser auf die Verwandtschaft des i mit dem j hinweist, so ist diese natürlich klar; sonderbar aber muss die Theorie erscheinen, dass „sich dem auslautenden i ein leises j ansetze" und, obgleich nur dem aufmerksamen Ohre vernehmlich, einen Hiatus völlig verschwinden lasse. Referent weiss auch bei aufmerksamstem Zuhören das j in dem Beispiel des Verfassers: „Nie entbrannte so grimmige Gluth" — nicht zu vernehmen, d. h. wenn die Worte einfach und richtig gelesen werden; sollte sich aber etwa einmal ein j vernehmen lassen, so würde ohne Zweifel solche Fiction durchaus nicht gelitten werden können.

Wir müssen uns doch gewiss sehr hüten, dem „Lehrling" (Vorwort des Verfassers) irgend eine Regel zu geben, die leicht als Ballast oder sogar als Täuschung sich erweisen könnte. Ist es nicht durchaus subjective Empfindung, welche vielleicht unter zehn Anderen nur einer theilt, wenn der Verfasser sagt: „So ist „heil'ge" milder als „ros'ge," dieses milder als „mäss'ge" —? Wer will mich hindern oder tadeln, wenn es mir beliebt, „mäss'ge" milder als „heil'ge" zu finden? (Vergl. die Zeitschr. XV, 4 S. 252 u.).

In §. 6 handelt der Verfasser von Lautmalerei und rhythmischer Malerei. Sehr treffend geht er von der „onomatopöetischen Natur" der Sprache im Jugendalter des Volkes aus. Im Verlaufe der Besprechung kommt er wieder auf e und ä und führt die Schiller'schen Verse als Beispiel an:

„Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären . . .
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne."

Gewissenhafter und consequenter Weise können wir nicht anders als unsrem grossen Dichter nachsagen, dass er hier gereimt hat, was eigentlich nicht zu reimen ist; denn von einem gleichen Laute in leeren oder Meer und andrerseits in gebären kann schlechterdings nicht die Rede sein; die Laute ee und ä sind ganz und gar verschieden.

Wie dagegen der Verfasser an den bekannten Schlegel'schen acht Hexametern, welche den Charakter des Hexameters selber schildern, „etwas Gezwungenes und Geziertes" finden kann, ist uns ein Räthsel. Sollten sie warnendes Beispiel sein, dann wären diese hochpoetischen Verse besser unbenutzt geblieben. (In Nro. 42 auf S. 124 und S. 186 möchte eher etwas Gezwungenes liegen).

In §. 14 bespricht der Verfasser die trochäischen Verse. Den eigenthümlichen Charakter des neben dem Iambus der Muttersprache am meisten angemessenen Trochäus hat der Verfasser S. 87 sehr ausführlich geschildert. Die bezeichnete Stelle des vorliegenden Werkes gehört zu den hervorragenden; wollten wir hier etwas aus derselben als Probe vorführen, kämen wir in Verlegenheit; sie lässt sich nur ganz ausschreiben, was hier nicht wohl thunlich ist. Schon einmal, bei Gelegenheit der rhythmischen Malerei, war die Eigenthümlichkeit des Trochäus herangezogen worden; der Verfasser hatte dort bemerkt, dass in der „Nadowessischen Todtenklage" die „kräftig einsetzenden," kurzen trochäischen Verse vollkommen „der männlich derben Sinnesart entsprechen, die sich in diesem Klageliede ausspreche;" eben so angemessen dem Inhalte sei das Metrum im „Ritter Toggenburg" etc. Das „männlich Derbe" ist auf S. 87 nicht in die ausführliche Schilderung mitaufgenommen; und Referent gesteht auch, dass in dieser Todtenklage ihm nicht sowohl männlich derbe Sinnesart als vielmehr, wie im „Ritter Toggenburg" u. a. das elegische Element mit seiner wehmüthigen Rückerinnerung entgegentritt, allerdings, wie es der Gegenstand fordert,

in ernstem, gemessenem und würdigem Ton. Männlich derbe Sinnesart auszusprechen scheint der Iambus (oder der Anapäst) mehr geeignet.

Wenn in §. 16 gesagt ist. dass der Anapäst ein potenzirter Iambus ist, bei dem der frische Wanderschritt des letzteren in Sturmschritt sich verwandelt habe, so ist dies ein ebenso treffender wie schöner Ausdruck der Wahrheit. Wenn aber bald darauf es heisst, dass in der Bewegung des Anapäst etwas zu Anspruchvolles und Herausforderndes liege und sein Metrum die Aufmerksamkeit auf den rhythmischen Gang stärker hinlenke als dem Charakter der deutschen Dichtung gemäss sei, so vermögen wir dies nicht mitzufühlen. Sollte die Muttersprache den männlich derben Anlauf und kühnen Schwung des Anapäst entbehren, so würden wir dies sehr bedauern; es wäre freilich charakteristisch für unsere längst leider allzu passive Stellung anderen Nationen gegenüber, deren Verlängerung in perpetuum nicht eben zu wünschen ist.

Unmittelbar hieran können wir anknüpfen, was zu §. 17 zu bemerken ist, der von Hexameter und Pentameter handelt. Den Hexameter anlangend stellt der Verfasser zwölf Regeln für den Bau desselben auf, die er dann im einzelnen erörtert, ohne auf die neuerdings aufgetauchte fast abenteuerliche Behauptung, die Grundform des Hexameters sei nicht die daktylische, sich näher einzulassen. Dass der Hexameter der Vers des antiken Epos ist, ist eine bekannte Thatsache, von der auch unser Verfasser ausgeht. Eine ebenso bekannte Thatsache ist die, dass er erst seit 1748, als Klopstock als Mitglied der „Bremischen Beiträge" in „elegischer Bundesstimmung" die ersten Gesänge des „Messias" erscheinen liess, in unsere Nationalliteratur eingeführt worden ist. Klopstock besass — wenn wir auf Vilmar's Ausdruck zurückgehen — den deutschen Sinn, das christliche Gefühl und den antik-klassischen Geist in ursprünglicher, harmonischer Einheit und in eminentem Grade. Ebenso unleugbar aber war in ihm eine grosse Weichheit und Gefühlsseligkeit, welche ihn nicht zu der bestimmten Anschaulichkeit und knappen Naturwahrheit des antiken Epos hindurchdringen liess. Insbesondere lässt sich dies von dem „Messias" auch darum sagen, weil der Stoff desselben, das Werden der Erlösung in den Rathschlüssen der Gottheit, starke Versuchungen zur Verirrung in Phantastisches bieten musste. Kehren wir von dieser Erinnerung zum Hexameter, Klopstock's epischem Verse, zurück. Hätte er nicht von Homer den Hexameter, sondern etwa von Dante die Terzine entlehnt, so wären vielleicht auch Stolberg und Voss nicht Vertreter des antiken Metrums geworden. Dass der Hexameter der deutschen Sprache nicht angemessen sei, ist oft genug behauptet worden. Man braucht gar nicht dieser Behauptung unbedingt beizustimmen; aber es ist eine andere Frage, ob man verpflichtet sei, in der weiteren Praxis, wie in der Theorie dieses Metrums, die ersten Gestaltungen in unserer Muttersprache als Muster zu betrachten oder vielmehr immer wieder auf die antike Quelle, auf Homer, zurückzublicken. Referent bekennt sich zu dieser letzteren Ansicht, eben weil wir es hier nicht mit einem der Muttersprache ursprünglich eigenen Metrum zu thun haben. Gerade die anerkannte Weichheit und Gefühlsseligkeit Klopstock's, gerade sein Mangel an bestimmter Anschaulichkeit legen uns die Vermuthung nahe, dass er dem Hexameter nach seiner Natur zu viel Weichheit, zu viel — wie wir es gleich bezeichnen wollen — weibliches Element eingehaucht haben möge, mehr, als diesem Metrum eigentlich angemessen war.

So sind uns denn des Verfassers zwölf Regeln viel zu viel. Schon die ersten fünf liessen sich reduciren; aber wenn sieben Regeln für die Caesur gegeben sind, so müssen wir von diesen mehrere geradezu verwerfen; wir haben an zweien genug. Ausnahmen sind immer da, wo Regeln sind; wenn man aber alle Ausnahmen zu Regeln erheben will, so verwirrt

man, statt klar zu machen. Wir wollen hier nur auf die Regeln über die Caesur eingehen.

Ausgemachte Thatsache ist, dass im Heldengedicht des Alterthums die männliche Caesur die vorherrschende ist, und dass in der weiblichen weniger Kraft und Nachdruck liegt. Wir können demnach nicht mit dem Verfasser als erste Regel für die Caesur hinstellen: „Die Hauptcaesur ist die dritte männliche, d. h. der Einschnitt nach der dritten Hebung. Statt ihrer kann auch die dritte weibliche, der Einschnitt nach der ersten Kürze in der Thesis des dritten Fusses angewandt werden.“ Die erste Regel wird vielmehr so lauten: „Die Caesur ist in der Regel eine männliche, d. h. ein Einschnitt nach einer Hebung, und zwar gewöhnlich nach der Hebung des dritten Versfusses; jedoch kann der Einschnitt auch nach der Hebung des vierten oder zweiten eintreten; ja in einzelnen Fällen ist er nach der des ersten zulässig.“ Die zweite und letzte Regel wird dann heissen: „Die weibliche Caesur, d. h. der Einschnitt nach einer Senkung, ist so viel wie möglich zu vermeiden; sie ist nur zulässig nach der ersten unbetonten Silbe des dritten Versfusses.“ Wie gesagt, Ausnahmen werden, wie jeglicher Regel, so auch diesen beiden Regeln angehören. Was aber die sogenannte „bukolische Caesur“ anlangt, so gehört diese nicht einmal zu den Ausnahmen; sie ist gar keine Caesur im eigentlichen Sinne, gar kein rhythmischer Vers-Einschnitt, sondern ein Abschnitt, der den Sinn, den Stoff, angeht; wie denn schon daraus hervorgeht, dass ausser diesem zugleich Wort und Sinn abschliessenden Scheidepunkte eine eigentliche Caesur dem betreffenden Verse nicht fehlt.

Wir vermeiden also möglichst die weiblichen Caesuren, da sie selten die Schönheit des Hexameters erhöhen werden. Der Verfasser scheint dies auch in den Ausführungen seiner Regeln, die so eingehend wie lehrreich sind, selbst zu fühlen, giebt aber den weiblichen Caesuren noch viel zu viel Raum. Wenn gleich unser Ohr sich an die trochäische Senkung gewöhnt hat und die weiblichen Caesuren uns minder auffallend als den Griechen sind, so haben wir unserer Gewöhnung eben nicht nachzugeben sondern uns immer wieder zu erinnern, dass wir in dem Hexameter nicht ein ursprünglich deutsches sondern ein ursprünglich griechisches Versmass vor uns haben, das, wenn einmal entlehnt, möglichst in seiner vollen ursprünglichen Schönheit geachtet und bewahrt bleiben muss. Es wird dem Charakter unserer Muttersprache wahrlich kein Eintrag gethan, wenn ein etwaiger Hang zur weiblichen Caesur kräftig bekämpft wird. Besonders wichtig aber ist diese Bekämpfung in der Schule in demjenigen eminenten Gebiete geistiger Gymnastik, das wir metrische Uebungen nennen. Nothwendig ist die weibliche Caesur fast nie, und es fragt sich jedesmal sehr, ob nicht die Schönheit, welche etwa gerade durch die weibliche Caesur erzielt werden sollte, eine eingebildete ist.

Was der Verfasser über den Pentameter sagt, ist einfacher und durchsichtiger. Er bezeichnet mit Recht den Namen „Pentameter“ als nicht ganz zutreffend. Erklärlich wird er wohl dadurch, dass die Alten die Silben messen. Der Vers ist, wie der Hexameter, ein Sechsfüssler, dem nur die Senkungen des dritten und sechsten Fusses fehlen. Als feste Regel für metrische Uebungen muss betrachtet werden, dass mit jedem Distichon ein Gedanke oder doch ein Hauptheil des Gedankens abschliesst. Wenn trotzdem Schlegel in dem Gedicht „die Elegie“ die Sätze von einem Distichon in das andere überschreiten lässt, so scheint die Bemerkung des Verfassers, dass dies Gedicht vom Standpunkt der Regel „nicht ganz tadelfrei“ erscheine, nicht zu genügen. Vielmehr hat offenbar der Dichter in dieser Elegie den „innigen Liebesverband“ zwischen Hexameter und Pentameter, aus dem die reiche Schaar elegischer Lieder entsprang, durch das Ueberschreiten und die Verschlingungen der Distichen malen wollen — eine Ausnahme also, die sich selbst vollständig rechtfertigt. Eher könnte man

Schlegel tadeln, dass er dem Hexameter mehrfach die weibliche Caesur gegeben, da er doch gerade in ihm das männliche Element feiert, dem das weibliche des Pentameters beigegeben. Zu viele weibliche Caesuren kehren allerdings das Verhältniss um.

Der Verfasser bespricht natürlich auch den Gebrauch des Trochäus im Hexameter und die Verschiedenheit zwischen Spondeen von iambischem und Spondeen von trochäischem Accent. [Der Pentameter übrigens wird in seiner ersten Hälfte ebensowohl von diesen Fragen berührt.] Den Trochäus lässt der Verfasser unbedenklich zu, sofern der deutsche Vers ein Accentvers ist, allerdings mit weiser Beschränkung, die in vier Regeln gefasst wird: ebenso auch will er die Anwendung hochtoniger Längen in der Thesis als eine „Irrationalität" gestatten; wenn aber auf die hochtonige Länge in der Thesis eine tieftonige Länge in der Arsis folge, so sei dies, sagt er, nur zu billigen, wenn ein schwerer, kämpfender Rhythmus durch das jeweilige Object der Darstellung wünschenswerth werde. Wenn er meint, auch ohne diese Bedingung komme solcher Fall häufig, und „offenbar gesucht," bei Voss, Schlegel und Platen vor, so vermag Referent weder in dem Voss'schen:

„Dass er entwickle, der Seuch' Ursprung und glücklichen Ausgang" —

noch in dem Schlegel'schen:

„Bis in der Höll' Abgrund zu des heiligen Werks Vollendung" —

noch endlich in dem Platen'schen:

„Wunder und doch Wahrheit, Ehrfurcht vor dem Göttlichen lern' er" —

etwas Auffälliges oder gar Gesuchtes zu finden. Es ist eben — Geschmackssache. Es verhält sich ebenso mit dem steigenden Spondeus im letzten Fusse des Hexameters. Referent sieht schlechterdings nicht ein, warum der Versschluss

„Herrscher im Donnergewölk Zeus"

„dem deutschen Ohre" widerstreben solle, und wenn der andere vom Verfasser angeführte Versschluss „ein borstenumstarrt Schwein" unserem Ohre allerdings widerstrebt, so rührt das schwerlich von dem steigenden Spondeus her, sondern daher, dass einmal durch Abwerfung der Endung in „borstenumstarrt" eine zu borstige Härte entsteht und zweitens ein borstenumstarrtes Schwein in deutschen Augen trotz dem Eber Sährimnir oder dem Gullinbursti oder dem schwedischen Jul-Eber durchaus kein poetisches Object ist.

In §. 18 bietet der Verfasser viele Uebungen im heroischen Versmass und in Distichen, an die sich dann in §. 19 Uebungen im elegischen Versmass anschliessen. Wir haben die entsprechenden Lösungen zu vergleichen. Dass ein so bewährter Schulmann methodisch von leichteren zu schwereren Uebungen fortschreitet, versteht sich von selbst.

Wir können dem Verfasser dafür dankbar sein, dass er uns an das überall bekannte idyllische Werkchen des Dänen Andersen für den vorliegenden Zweck erinnert hat: das „Bilderbuch ohne Bilder." Der Verfasser wählte von den 33 „Abenden," von denen „der Mond erzählt" (die Ausgabe bei A. Hofmann und Comp. — Berlin 1856 — giebt nur 31) den „neunten Abend," der uns nach Grönland führt. Der Verfasser nennt das Bild „Grönländische Scene." Referent weiss nicht, ob der Verfasser aus einer dänischen Ausgabe frei übersetzt hat; hatte er eine deutsche, so war es doch wohl die bei Carl B. Lorck in Leipzig erschienene von Andersen selbst besorgte Ausgabe. Jedenfalls ist der Text mit dem in dieser besten deutschen Ausgabe nicht übereinstimmend, und unser Verfasser

hat leider einige charakteristische Stellen weggelassen, was auch in dem Falle, dass er für den vorliegenden Zweck den Ausdruck zugänglicher machen wollte, nicht nöthig war. Was nun die Lösung betrifft, die in metrischer Beziehung grösstentheils wirklich musterhaft ist, so finden wir in der Versbildung:

„Einer, der zur Handtrommel ein Lied“ etc.

nicht das Mindeste auffällig, und im Verse 17:

„Mit Kopfschwenken und kühnen Geberden begleitend den Reihntanz“

scheint nicht sowohl die „Häufung der Amphibrachen“ als vielmehr das Fehlen der Caesur ein Fehler. Warum nicht:

„Mit Kopfschwenken und kühner Geberd' ausschmückend den Reigen“ —?

Statt der Verse 20 und 21, in deren erstem die weibliche Caesur widrig ist:

„Donnernd stürzten von Gletschern, gelöst durch mildere Lüfte
Riesige Massen herab, im Falle zu Staub sich zermalmend“ —

schlagen wir vor:

„Donnernd in Massen herab, durch mildere Lüfte gelockert,
Stürzte das Gletschereis, sich zu Staub im Falle zermalmend“ —.

Bei dieser Gelegenheit können wir übrigens nicht umhin, aus Andersen's „Bilderbuch ohne Bilder“ auch die Stücke 2. 12. (das nach Pompeji führt —) 15. 18. (das von Venedig handelt —) 21. 24. (das Thorwaldsen feiert —) 25. (von der Mutter der Rothschild —) 28. 29. 30. zum Gebrauche für metrische Uebungen in der Schule zu empfehlen; einige Bilder werden in Hexametern, andere z. B. in Terzinen oder etwa im Metrum des „Cid“ behandelt werden können.

Der Verfasser empfiehlt für die Uebung im elegischen Versmass, den Anfang mit einzelnen Distichen oder doch ganz kurzen Stücken, also etwa mit Gnomen und Epigrammen zu machen. Er führt „eine bunte Reihe von Sprüchen“ vor, wie er sie in seiner Schulpraxis benutzt habe. Unter den 68 Sprüchen sind mehrere ganz vortrefflich. Besonders für Nro. 33, 49, 52, 54, 55, 58, 61, 62, 68 müssen wir dem Verfasser vom pädagogischen Gesichtspunkte dankbar sein. Nur gegen den von Julius Cäsar in Nro. 85 gebrauchten Ausdruck, er habe „sich an Pompejus listig emporgeschwungen,“ müssen wir im Interesse der Geschichte protestiren; auch gegen den Inhalt von Nro. 45 („Glaube und Gegenglaube“) liesse sich streiten; und verfehlt scheint Nro. 42, in welchem die Vernunft in ihrem Verhalten zu den ruhenden oder tobenden Leidenschaften mit einem „Kläffer“ verglichen wird, der „ruhig wandelnden Doggen mit Gebelfer folgt, doch stumm vor den ergrimmten entflieht.“ Einmal entflieht die Vernunft noch keineswegs, wenn sie auch verstummt; und ferner wird sich die Vernunft verbitten, zu den Leidenschaften in dem Verhältniss zu stehen, wie ein „Kläffer“ zu „Doggen!“ Diese der Jugend gegenüber monströse „Gnome“ (?) hätte der Verfasser weglassen mögen. Auf die Lösungen S. 183 bis S. 191 müssen wir etwas näher eingehen. (S. oben).

Wie will der Verfasser in Nro. 19 den Hexameter scandiren:

„Also schläft ungeahnt ein Schatz der schönsten Gefühle“ —?

Entweder ist schläft unbetont (leicht) genommen, was doch kaum denkbar ist, oder ungeahnt ist als Anapäst gedacht, was wegen des natürlichen Tones auf der ersten Silbe unzulässig ist. Da der Amphimacer, welchen

der Verfasser sofort in Nro. 20 angewandt, so wenig aus dem Hexameter unserer die Silben wägenden Muttersprache ausgestossen werden kann, wie der Trochäus, so schlägt Referent die Frageform vor:

„Schlummert nicht ŭngĕăhnt“ etc. —

oder noch lieber den Ausruf:

„Schlummert doch ŭngĕăhnt“ etc. —

Der Hexameter in Nro. 21:

„Armuth blicket dem Fleissigen wohl zuweilen in's Fenster“

entbehrt der Caesur; besser:

„Wohl in's Fenster hinein blickt Armuth fleissigen Leuten“ —.

Durch solche einfache Aenderung entledigen wir uns zugleich eines ungebetenen Gastes, der sich in metrischen Uebungen gern einnistet. Referent meint das e in der dritten Person Sing. Ind. Praes. Ist dieses e schon in der zweiten Person Plur. Ind. Praes. in den meisten Fällen überflüssig, so ist es in jenem ersteren Falle geradezu widerwärtig. Bekanntlich haben wir es hauptsächlich in unserer vielfach ausgezeichneten Luther'schen Bibelübersetzung vor uns und hat demnach die geistliche Rede bis auf den heutigen Tag eine Art von Liebhaberei dafür es zu erhalten. Ausserdem geht es durch unsere ganze klassische Literatur, wie wir wohl wissen, aus dem einfachen Grunde, weil es bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewiss auch in der gebildeten Verkehrssprache ganz eingebürgert war. Trotzdem können wir, um irgend ein Beispiel zu nehmen, in Schiller's „Pompeji und Herculanum“ die Formen: bauet für baut, ziehet für zieht, fasset für fasst, ruhet für ruht, verwahret für verwahrt, u. a. nicht für schön halten, so wenig wie im Iambus des Drama's, sondern nur für ein Hinderniss der schönen Form. Wer aber einmal selbst metrische Uebungen gemacht oder mit Schülern — dies ist hier die Hauptsache — versucht hat, dem ist es kein Geheimniss, dass der Schüler dieses unleidliche e oft und gern gebraucht, und zwar nicht sowohl weil auch Göthe, Schiller oder Herder es ihm vorführen, sondern weil — es ihm oft so bequem ist, oft so hübsch in das Metrum passt, obwohl es doch gar nicht etwa z. B. durch ein d oder t des Stammes nothwendig wird. Ebenso braucht der Schüler gern und ohne Noth die feierliche Form der zweiten Person Plur. im Praes. oder Imperativ — nicht der Feierlichkeit wegen. Sollen die metrischen Uebungen ein rechtes und volles Zuchtmittel für die Willensbildung werden, was sie in hohem Grade sein können, dann achte man derartige „Kleinigkeiten“ nicht für zu gering. Das Gegenstück solcher unnöthigen und ungehörigen Verlängerung der Formen bildet die willkürliche Verkürzung. Referent würde z. B. dem Schüler gegenüber weder in Prosa noch im Verse schreiben: „dem ärmern Mann,“ eher noch „dem ärmren.“ Der Schüler versteht sich nicht sonderlich auf die „historische Sprachforschung;“ aber es fällt ihm auf, dass man in der Declination des Paradigma: „der ärmere Mann“ bald das eine, bald das andere e auswirft, und er liebt, wie immer, auch hier, dass man ihm gegenüber consequent sei.

In dem Verse in Nro. 24:

„Mässige Freuden erquicken dich Tag auf Tage, wie Hausbrot“ —

fehlt offenbar die Caesur; warum nicht so:

„Mässige Freuden erquicken dich recht, wie tägliches Hausbrot“ —?

Der Vers in Nro. 25:

„Kaufe das, was du nicht brauchst, so verkaufst du bald, was du brauchest“ —

leidet einmal an dem oben gerügten e, zumal da dem „brauchest“ das einzig richtige „brauchst“ kurz vorangeht, und sodann an dem dreimaligen „du,“ das dadurch noch unangenehmer wird, dass es zuerst unbetont, dann scheinbar betont (obwohl in der Thesis), d. h. als zweite Silbe eines Trochäus (oder Spondeus?), und endlich wieder unbetont erscheint. Einfacher so:

„Kauf' unnöthiges Gut, — bald wird's an dem nöthigen fehlen“ —.

Das Distichon Nro. 26 lautet:

„Wirf nicht in's Ungewisse des Wortes Geschoss von der Zunge,
Weit ist sein Flug, es durchbohrt theuere Herzen vielleicht.“

Das „nicht“ ist hier doch kaum in der Thesis zu dulden, aber gewiss nicht in der des Daktylus, wo es ganz verschwinden würde; auf dem Worte muss doch ein Nachdruck liegen. Ferner fehlt die Caesur im Hexameter. Sodann ist die Tonlosigkeit des durch in „durchbohrt“ eben so unleidlich wie der Flickvocal e in „theuere.“ Endlich ist das „vielleicht“ am Schlusse des Pentameters auffallend matt. Referent erlaubt sich den Vorschlag:

„Nicht in's Blaue hinein entfliege der Worte Geschoss dir!
Weit ist sein Flug; es verletzt, eh' du es merktest, ein Herz.“

Dabei liesse sich immer noch das unbetonte „sein“ in der Thesis des Daktylus anfechten; der Verfasser selbst findet es im vorliegenden Buche S. 8 zur Thesislänge mehr geeignet.

In Nro. 27 wird an dem Hexameter:

„Liebst du das Leben, so lass nicht die Zeit ungenutzt dir entschwinden“ —

zu tadeln sein, dass er die Silben un und „nicht“ beide als leichte behandelt, auf denen doch der Nachdruck liegt. Diese Klippe ist leicht zu umgehen, indem man den Gedanken so ausdrückt:

„Nicht umsonst, wenn das Leben du liebst, entschwinde die Zeit dir“ —.

Auch in Nro. 29 können wir den Hexameter nicht zulassen, da wieder die Caesur fehlt, wenigstens nicht ausreicht. Die Ueberschrift „Fesseln des Mars“ legt nahe, durch eine kleine Aenderung zu helfen. Wir setzen einfach anstatt:

„Recht so, ihr Männer des Handels, der Industrie und der Bildung,
Bindet den schlummernden Mars stärker und stärker uns an!“

folgenden Ausdruck:

„Ihr vom Geschlecht Mercur's, ihr Pfleger des stillen Gewerbes,
Bindet etc. etc.“ —

Wenn es in Nro. 30 unter der Ueberschrift „Toleranz“ heisst:

„„Duldung der andern Gemeinden““ — hinweg mit dem kränkenden Worte!
Christen zu Christen geziemt, denk' ich, ein Besseres noch“ —,

so kann Referent, abgesehen davon, dass er (was er Keinem aufdrängen will) die Abkürzung in „andern“ für eben so inconsequent halten muss wie (s. oben) die in „ärmern,“ dagegen nur „andren“ neben der vollen Form „anderen“ für richtig hält, in dem Hexameter wieder keine genügende Caesur erkennen; Referent schlägt deshalb vor:

„Weg mit dem Wort „„Toleranz““! Mich kränkt die herbe Benennung.
Christen und Christen geziemt, denk' ich, ein Besseres doch! —“

Unbegreiflich ist es, warum nicht in Nro. 31 im ersten Hexameter die kräftigere Caesur den Vorzug bekam. Wie nahe lag es, statt:

„Lausche nur still und gesammelt | den eigensten etc. —“

zu sagen:

„Lausche gesammelt und still | den eigensten etc. —“

Trägt denn in diesem Falle eine weibliche Caesur zur vollendeten Schönheit des Verses bei? (S. 116 d. Verf.) Ist dies nicht der Fall, dann muss sie so lange als Mangel gelten als sie nicht ganz unvermeidlich ist.

Nro. 33 ist mit drei Distichen gegen die Zerstreuung gerichtet, unter der Ueberschrift: „Zerstreuungsblätter“ — dem Inhalte nach von allen 68 Stücken das pädagogisch werthvollste. Was nun die metrische Ausführung des treffenden Gedankens anlangt, so ist gegen das erste Distichon nichts zu erinnern. Dagegen fehlt dem zweiten Hexameter die Caesur, der dritte hat eine matte weibliche, die zu dem spitzigen Epigramm nicht passen will. Dann ist das Wort „mehr,“ obwohl dreimal in ganz gleicher Weise gebraucht, zuerst im Hexameter in die Thesis des letzten Daktylus, also ganz tonlos, gestellt, und sodann zweimal als Schlussarsis im Pentameter angebracht. Die nach des Referenten Ansicht willkürliche Abkürzung „ernsterm“ statt „ernstrem“ muss ertragen werden. Beim Verfasser lauten das zweite und dritte Distichon so:

„— — Wollt ihr dem Leben, den Freunden nicht eine Minute mehr gönnen?
Ernster Lectüre nicht mehr? ernsterm Berufe nicht mehr?
Wisst, ihr Zerstreuungsblätter, das Leben zerstreut und zersplittert
Uns schon übergenug; Sammlung nur ist's, was gebricht.“

Referent möchte vorschlagen:

„Soll dem Genossenverkehr nicht eine Minute verbleiben?
Keine dem emsigen Fleiss? keine dem ernsten Beruf?
Weg mit der leidigen Sucht! Das Leben etc. etc.“ —

In dem Doppeldistichon Nro. 35 steht dreimal, in „thürmet,“ „hebet“ und „dämpfet,“ ein Ballast- oder Schmarotzer-e; und in beiden Hexametern steht zum Nachtheil der Congruenz zwischen Inhalt und Form eine lose weibliche Caesur:

„Thürmet des Unglücks Wolke sich dunkel und dunkler um's Haupt dir,
Hebet sich grimm'ger der Sturm, — hoffend erhebe den Blick!
Wirbelt doch vor dem Gewitter zum letzten Male der Staub auch
Stärker empor, den bald dämpfet die segnende Fluth.“

Wir erlauben uns diesen Vorschlag:

„Thürmt auch Wettergewölk sich dunkel und dunkler um's Haupt dir,
Dräut auch wilder der Sturm, — hoffend erhebe den Blick!
So auch wirbelt der Staub bei nahem Gewitter zuletzt noch
Stärker empor, den bald lindert die segnende Fluth.“

Unter Nro. 38 heisst es beim **Verfasser:**

„Glänzende Städte, wie kehrt ihr die Zeit um! Winter ist schöner
Euch denn Sommer und Lenz, Nacht ist lebend'ger als Tag."

Schon aus dem mehrfach besprochenen Grunde müssen wir schreiben:

„Glänzende Stadt, wie verkehrst du die Zeit! Dein Winter ist schöner
Dir denn Sommer und Lenz, Nacht ist belebter als Tag."

Für die Worte „Reichet zum Imbiss wohl" etc. in Nro. 36 setzen wir: „Reicht zu dem Imbiss wohl" etc. — ein Fall, in welchem auch nicht die mindeste Veranlassung zu der feierlichen alterthümlichen Form der dritten Person vorlag. Ebenso verhält sich's mit dem Pentameter in Nro. 50, der so lautet:

„Hütet das Urtheil nur, selten betrüget der Sinn."

Daraus werde besser:

„War nur das Urtheil treu, seltener irrte der Sinn."

In Nro. 53 entledigt man sich leicht des lästigen „dünket," wenn man das hier sehr gut passende Imperf. „dünkte" setzt. Auch glauben wir, dass ein aufmerksamer Schüler der Oberklasse (für Secunda und Prima können metrische Uebungen allein gelten —) in dem Distichon:

„Oft, was in düstrem Gewölk dem beschränkten Blicke sich darstellt,
Zeigt sich dem freiern Aug' lächelnd in rosigem Duft" —

sehr leicht auf eine Vertauschung zu leiten wäre, die zugleich Verbesserung ist:

„Oft, was in düstrem Gewölk dem beschränkteren Auge sich darstellt,
Zeigt sich dem freieren Blick lächelnd in rosigem Duft."

Denn die Elision in „Aug'" ist vor dem Consonanten hier nicht begründet. Die Form „freiern" ist hier wohl nur ein Druckfehler, da zu der Auswerfung des e nicht der mindeste Grund ist.

Nro. 56 lautet unter der Ueberschrift: „Lehrern und Fürsten":

„Vorsicht mahnet, in ruhiger Zeit die Dämme zu stärken,
Die auf der Segensbahn halten den brausenden Strom.
Stürmt und strömet es erst in den Tagen des nahenden Frühlings,
Fürsten und Lehrer, dann kommt Euere Sorge zu spät."

Wo kommt denn sonst die Form „euere" vor? — Wollen wir uns dieser wie der beiden vorangehenden Schmarotzer-e entledigen, dann brauchen wir kaum etwas zu ändern. Wir sagen:

„Vorsicht mahnt, bei ruhiger Zeit etc. — —
— — — — — — —
Stürmt es und strömt es daher in den Tagen etc. —
— — — Euer Bemühen zu spät."

Andrerseits kann Referent das Abwerfen des e vom Imperativ „halte" vor einem Consonanten nicht für correct halten, und würde den Pentameter in Nro. 57 nicht schliessen: „— halt die Minute zu Rath —" sondern etwa: „— nimm die Minuten in Acht!"

Eine männliche Caesur ist aus:

„Kennt ihr den Stein, ihr Deutschen etc." —

in Nro. 58 leicht zu gewinnen, nämlich so:

„Kennt ihr, Deutsche, den Stein etc.,"

wodurch denn auch der Nachtheil aufgehoben ist, „ihr" einmal als leichte und gleich darauf als schwere Silbe gebraucht zu sehen.

Wenn es doch notorisch ist, dass nicht Péru sondern Perú gesprochen werden muss, so kann man auch nicht einen Hexameter (Nro. 59 unter der Ueberschrift: Die Blume la Belle-de-nuit) schliessen:

„— — auf Peru's Gefilden". —

Statt des Verses:

„Träumendes Herz, wie die „„Schöne der Nacht"" auf Peru's Gefilden etc."

würde man etwa sagen können:

„Menschliches Herz! Wie im fernen Peru die „„Schöne der Nächte,""
Blühest und duftest du erst, wenn sich die Sonne gesenkt" —

oder anders:

„Auf den Gefilden Peru's erst nach dem Sinken der Sonne
Duftet die „„Schöne der Nacht;"" — anders das menschliche Herz?"

In Nro. 63 („Complimentirbücher") fehlt dem Hexameter wieder die Caesur:

„Nur die Maske, die todte, der Höflichkeit wisst Ihr zu geben:
Lebende Höflichkeit quillt tief aus der menschlichen Brust."

Auch dies ist unschwer zu ändern in:

„Complimente genug macht ihr; ihr zeichnet die Maske;
Lebende Höflichkeit quillt aus der Tiefe der Brust."

Denn „Höflichkeit" ist als Amphimacer (anstatt des Molossus) ungleich erträglicher denn als Daktylus zweimal hinter einander.

Metrisch sehr gelungen sind Nro. 65 und 66.

In Nro. 68 („Die Hindus der Wüste") ist wieder die weibliche Caesur im Wege. Drum setzen wir statt:

„Hindus der Wüste geloben, der Fische sich streng zu enthalten"

folgenden Hexameter:

„Wüstenhindu gelobt, sich der Fischkost streng zu enthalten."

In der Nro. 70 („Lamartine's Friedens-Marseillaise") müssen wir, abgesehen von der Frage, ob dieser Gegenstand in die Schule passt, uns der dritten Person Praes. „strecket" entledigen, also statt des Pentameter:

„Gilt es, so strecket der Wolf plötzlich die Tatzen heraus"

etwa folgenden bilden:

„Eh' ihr euch dessen verseht, zeigt euch die Tatze der Wolf."

Denn nur „strecket" in das allein gebräuchliche „streckt" zu verwandeln möchte weniger angemessen sein, da der erste Daktylus in der Vorstellung wie in der Aussprache (im Vortrag) ebenfalls leicht zum Trochäus „gilt's

so" zusammenschrumpft und zwei Trochäen nicht wohl den Pentameter eröffnen können.

In Nro. 78 entfernt man den Trochäus „eine" im zweiten Pentameter dadurch, dass man statt dessen den Daktylus „erstere" setzt, in Nro. 74 die Ungestalt „erziehet" dadurch, dass man „behütet" schreibt.

In Nro. 78 („Der Ring des Polykrates") verderben die Schmarotzer-e das einfach schöne Distichon. Statt:

„Grauen erregt ein Leben, dem nie sich gesellet ein Unglück;
Denn nie wechselndes Glück wecket der Himmlischen Neid" —

setzen wir nur:

„Grauen erregt ein Leben, dem nie sich gesellte das Unglück;
Denn ein wechselndes Glück weckt dir der Himmlischen Neid."

In Nro. 79 („Die Bürgschaft") greift der Satz aus dem nicht abschliessenden Pentameter hinüber in den nächsten Hexameter, obwohl das ganze Motto nur aus zwei Distichen besteht, und ohne dass die Unregelmässigkeit durch den Inhalt begründet wäre, wie bei Schlegel in „die Elegie" (S. oben). Das Motto lautet beim Verfasser so:

„Herrlich erscheint der Treue Gewalt im Kampf mit den Räubern,
Herrlich im Kampf mit dem Strom und mit des Tagesgestirns
Alles versengender Gluth; doch höhern Sieg noch erringt sie,
Da an der Göttlichen Strahl schmilzt des Tyrannen Gemüth."

Das „höhern" kann wohl nur ein Schreib- oder Druckfehler für „höheren" sein. Wir erlauben uns den Vorschlag; was den ersten Pentameter und den zweiten Hexameter betrifft:

„— — — und mit dem Tagesgestirn.
Doch noch höheren Sieg erringt sie, die Tochter des Himmels" etc.

Das Epigramm über Herder Nro. 83:

„Suchst du bei Herder gerundetes klares Ergebniss der Forschung,
Reines Gebilde der Kunst, wisse, du suchest umsonst.
Wenn du aber belebenden Reiz, andeutende Winke
Wünschest für Wissen und Kunst, siehst du dich reichlich belohnt" —

können wir, abgesehen davon, dass uns Herder höher zu stehen scheint, auch in metrischem Betracht so nicht annehmen; denn einmal fehlt dem ersten Hexameter alle und jede Caesur, sodann stört das „suchest," und endlich wird der Verfasser die Wiederkehr von „Kunst" an derselben metrischen Stelle nicht für einen Hebel der schönen Form halten. Wir schlagen vor:

„Suchst du bei Herder gerundete Frucht der strengeren Forschung,
Reines Gebilde der Kunst, wisse du suchst nur umsonst.
Wolltest du aber belebenden Reiz für Wissen und Können
Suchen und deutenden Wink, siehst du dich reichlich belohnt."

Nro. 84 und 85 sind in metrischer Beziehung vortrefflich, im Ganzen auch Nro. 86 („Des Augustus Zeit"), das in 5 Distichen den Uebergang vom Epigramm zum elegischen Gedicht bildet.

§. 19 bringt uns dann Uebungen im elegischen Versmass. Dass die Elegie nach neuerer Weise aufgefasst bloss ein „Klagelied" — sei, wird der Verfasser wohl im strengen Sinne nicht meinen. Immer doch ist sie ein Gedicht, in welchem sich Sehnsucht nach einem verlorenen oder nicht zu gewinnenden Gute ausspricht — eine Auffassung, die sowohl das epische wie das lyrische Element zulässt, ja auch die didaktische Färbung ihres Orts

nicht ganz ausschliesst. Da übrigens der Verfasser nur ganz beiläufig auf das Wesen der Elegie hindeutet, so haben wir hier auch keine Veranlassung demselben weiter nachzuspüren und halten uns ausschliesslich an die Form, an das Metrische.

Die Uebungen im elegischen Metrum setzen schon viele Uebung in leichteren Massen voraus, und so mag es sein, dass „der Anfang" in jenen Uebungen „mit der metrischen Bearbeitung einzelner angemessener Stellen aus Schiller's ästhetisch-philosophischen Abhandlungen gemacht werde;" sonst dürften wir doch nicht vergessen, dass diese Abhandlungen stofflich zu dem Schwierigsten für den Schüler gehören. Darin aber hat der Verfasser freilich sehr Recht, dass die Uebertragung eines anderen Metrums in das elegische grosse Bedenken hat, wenn das betreffende Gedicht ein werthvolles ist. Denn die dem Stoffe angemessene Form, ja die möglichste Verschmelzung von Stoff und Form sind wesentliche Bedingungen eines guten Gedichts; und wenn z. B. Schiller das Gedicht „An die Proselytenmacher" des iambischen Metrums (Musenalmanach 1796) entkleidete und in Distichen umgoss, so war er sicherlich überzeugt, dass die erste Form dem Stoffe nicht recht angemessen war. Es war daher nach unserer Meinung nicht wohl gethan, wenn der Verfasser dennoch die beiden Schiller'schen Gedichte „Wilhelm Tell" und „In das Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes" zur Umformung in das elegische Versmass heranzog. Sehr geschickt dagegen hat er einen „Streitgesang über Schiller und Göthe" gebildet sowie der Platen'schen Heroide „Choröbus an Kassandra" im Anschluss an Schiller's „Kassandra" eine Antwort „Kassandra an Choröbus" zur Uebung geschaffen.

Was nun die Lösungen betrifft, so müssen wir einige wenige Ausstellungen machen, wie wir denn auch selbst in Meister Platen's Heroide weder die weiblichen Caesuren lieben, noch das Part. Perf. Pass. „verkündiget," noch endlich die allmählich in die ganze Nationalliteratur eingeschmuggelte Form „Ilion" für „Ilios," welche erstere nur einmal bei Homer (Il. XV. v. 71, wenn hier die Leseart richtig ist,) vorkommt.

Wir begreifen nicht, wie der Verfasser in Nro. 87 („Der Künstler") sich Schülern gegenüber von den Welschen darin abhängig machen kann, dass er die Form „Statüe" mit Betonung der zweiten Silbe benutzt, da doch wir Deutsche mit demselben Rechte wie die Franzosen von den Römern unser „Státue" herleiten. Warum nicht statt des Pentameters:

„— — von der Stirn edler Statüen herab" —

lieber so:

„— — von der Stirn stattlicher Bilder herab" —?

Ist ein Druckfehler im Spiel, wenn der Verfasser S. 192 Z. 11 v. u. „mählich" und S. 201 Z. 4 v. u. „mälig" schreibt? —

In dem Pentameter in Nro. 88:

(„Denn in jener Gestalt, in der von der Erde wir scheiden,)
Wandeln wir ewig daher unten in Aides' Reich" —

ist doch der Schluss unschön; warum nicht lieber so:

„Wandeln im Schattenreich unten wir ewig einher" —?

Den diesem vorangehenden Pentameter könnte man, um das „erscheinet" auszumerzen, auch so bilden:

„Dass er, entrissen als Mann, ewig als Mann uns erscheint."

Das Referent in Nro. 89 den Pentameter des fünften Distichons nicht so schliessen würde:

„— — — Menschlichkeit ehret und Recht" (3. Pers.)

sondern etwa:

„— — — Menschlichkeit ehrt und Gesetz“ —

versteht sich nach dem Obigen von selbst.

Passt in Nro. 91 („Schiller und Göthe“) der Ausdruck:

„Hoch auf dem deutschen Parnass thront herrschend Jupiter Göthe“ —?

Der Härte in dem zweiten Pentameter von Nro. 91:

„Wärm're Verehrung ward keinem der Dichter geweiht“ —

entgehen wir sehr leicht, indem wir setzen:

„Wärmere Huldigung ward etc. — —.“

Ueberhaupt wäre es sehr zu rathen, dass wir es mit „verehren“ und „Verehrung“ etwas strenger nähmen und diesen Ausdruck, besonders der Jugend gegenüber, auf Gott und das Göttliche beschränken, also einen Menschen niemals, auch z. B. nicht in Briefen „verehren“ wollten!

Im achten Distichon ebend. wird man statt:

„Aber die Jugend und Frau'n, die zarten und feurigen Herzen
Locket Schiller's Gesang alle mit mächtigem Zug“ —

ist der Pentameter einfach mit „Lockt doch Schiller's — etc.“ zu eröffnen; es ist ein „Streitgesang,“ der aus dialogisch sich begegnenden Distichen besteht. Das fatale „locket“ steht obendrein als Trochäus am Anfang des Verses, wodurch die Scheinsilbe nur noch mehr Gewicht erhält.

Den Pentameter des vierzehnten Distichons schliessen wir nicht:

— — — „lebet nun Schiller uns fort“ —

sondern etwa:

— — — „wandelt nun Schiller mit uns.“

In Nro. 93 (S. 197 u.) würden wir den Pentameter nicht beginnen: „Eifrig, in feur'gem Gebet“ etc. sondern: „Eifrig, in heissem Gebet“ etc., und den folgenden Hexameter (S. 198 ob.) nicht: „Einst — wie lebet das Bild“ etc. — sondern: „Einst — wie lebt noch das Bild“ etc. —

Bevor wir zu den zusammengesetzten antiken Versen und Strophen übergehen, die der Verfasser in §. 20 und 21 behandelt, werfen wir noch einen Blick auf die Lösungen der Aufgaben im Gebiete des Iambus und Trochäus S. 157 ff.

Was z. B. Koepert (Lehrbuch der Poetik. Leipzig 1860) als Thatsache hinstellt, das vermuthet auch der Verfasser, dass der Quinar ein zwei- oder einsilbig katalektischer Trimeter (Senar) ist. Demnach wäre es sachgemässer gewesen den Trimeter vor dem Quinar zu behandeln und zu üben. Jener ist eben der Vers des antiken, dieser der des modernen Drama's, und letzterer zuerst von J. H. Schlegel in unsere Nationalliteratur eingeführt, in klassischer Sphäre zuerst von Lessing.

Weil nun aber der Trimeter eben ein ganz antiker Vers ist, so sind wir durch die Erörterung des Verfassers S. 73 und 74 nicht davon überzeugt worden, dass der deutsche Trimeter auch an geraden Stellen Spondeen zulasse, wenn auch nur steigende; sondern wir halten es besonders im Interesse des pädagogischen Zweckes metrischer Uebungen für richtiger, dem strengeren Gesetze des Alterthums treu zu bleiben, obschon der deutsche Vers Accentvers ist und obschon unsere Dichter manche Licenz auch in diesem Gebiete aufweisen. Was Ausnahme ist, ist eben nicht Regel, sondern der Regel unerlässliche Zugabe. Für den Quinar als modernen Vers mag eine freiere Bewegung Platz greifen und der (steigende) Spondeus auch an

den geraden Stellen eintreten. Wenn man allzu leicht die Licenz zur Regel erhebt, dann hört bald die Schranke auf zu wirken.

In Nro. 3 der Lösungen S. 160 wird der Quinar: „Dem Aug', das unter deinem Sonnenstrahl" — (Nicht himmelan zu schauen wagt etc.) durch die Elision verunstaltet; besser:

„Dem Auge, das in deinen Sonnenstrahl" etc.

Wir begreifen nicht, wie der Verfasser in Nro. 4 dreimal die völlig ungebräuchliche Form: „Lilje" für „Lilie" einsetzt. Wenn man es schon mit Widerwillen ansehen muss, wie neuerdings so Viele gegen Griechen und Römer (Hor. a. p. 79, od. I, 16 v. 3 und 24 u. a. St.) von Jambus, jambisch (zweisilbig) reden, wie es denn leider auch unser Verfasser thut, so ist doch in dem deutschen oder ganz deutsch gewordenen „Lilie" die Vertauschung des i mit dem j ganz unleidlich.

In Nro. 5 (S. 162) hat der Verfasser den Vers:

„In der verschwiegnen Brust. Nicht eher durft'" —,

in welchem also statt des ersten Jambus ein Pyrrhichius steht; denn ein Trochäus, der allerdings bisweilen am Anfange des iambischen Verses zur Hebung der Schönheit dient, kann doch hier nicht im Sinne gelegen haben. Warum nicht: „In zart verschwiegner Brust etc." —?

Der Vers ebend.: „(— — — — Was dir) Versagt im Leben ist, weil du's nicht trügest" wird, abgesehen davon, dass der vierte Fuss ein zweifelhafter (schwerlich ein steigender Spondeus ist), auch den Verfasser sicherlich nicht befriedigen. Einfacher ohne Zweifel: („Was dir) Versagt das Leben, weil du's nicht erträgest" — wo der vierte Fuss entschieden ein steigender Spondeus ist; denn auf „du" liegt kein Accent, wohl aber auf „nicht."

In Nro. 6, a. werfen wir in dem Verse:

„Und dennoch zürnest du wohl oft etc. —"

das Ballast-e hinaus und sagen:

„Und dennoch bist du oft erzürnt etc. —;"

dagegen in Nro. 6, c. ist in dem Verse:

„Des Leibs Gesundheit frevelhaft vergeudet —"

das e widerrechtlich ausgestossen, und lesen wir daher lieber:

„Gesundheitsfülle (Die Kraft des Leibes) frevelhaft etc.;"

in Nro. 6, e. wiederum ziehen wir statt:

„Der Born der Dichterkraft versieget früh" —

etwa diesen Vers vor:

„Schon früh versiegt der Born der Dichterkraft."

In Nro. 8 S. 167 Z. 2 v. u. wird der Verfasser uns gewiss einräumen, dass für den Vers:

„Dem nichts auf Erden gleichet, als sein Bild"

besser gesagt würde:

„Dem nichts auf Erden gleicht, als Stambul selbst" —,

so wie, dass ebend. S. 168 Z. 17 ein Wort ausgefallen sein muss, etwa „oder," dass es also heissen wird:

„In Halbmondform, als Globen oder Pfeile."

Auch in Nro. 12 S. 177 Z. 5 und Z. 13 entledigen wir uns leicht der e, wenn wir statt: „**scheinet** ihm bedrohlich“ setzen:

„scheint ihm nur bedrohlich“

und statt: „**Ziehet** sich, vom bösen etc.“ —:

„Zieht sich gleich, vom bösen etc.“ —

Referent möchte schliesslich noch die Frage einschalten, ob es nicht der Mühe werth gewesen wäre, auch dem reimlosen trochäischen Monometer oder Ditrochäus einige Aufmerksamkeit zu widmen, welchen **Platen** mehrfach in seiner ganzen Lieblichkeit dargestellt hat. S. z. B. Ges. WW. St. u. Tüb. J. G. Cotta. 1853. Bd. I. S. 74. 76.

Wir kommen nunmehr zu den **zusammengesetzten antiken Versen und Strophen** in §. 20 S. 140 ff.

Als die wichtigsten zusammengesetzten Verse führt der **Verfasser** an:

1. Den Adonischen: –⏑⏑ | –⏒ ‖
2. Den kleineren logaödischen: –⏑⏑ | –⏑ | –⏒ ‖
3. Den grösseren logaödischen: –⏑⏑ | –⏑⏑ | –⏑ | –⏒ ‖
4. Den Pherekratischen: –– | –⏑⏑ | –⏒ ‖
5. Den Glykonischen: –– | –⏑⏑– | ⏑⏓ ‖
6. Den kleineren Asklepiadeischen: –– | –⏑⏑– | –⏑⏑– | ⏑⏓ ‖
7. Den Sapphischen: –⏑–⏒ | –⏑⏑– | ⏑–⏒ ‖
8. Den Alkäischen: ⏒–⏑–⏒ | –⏑⏑– | ⏑⏓ ‖

Der **Verfasser** fügt sofort hinzu, man könne die Verse sich auch anders denken, nämlich:

1. so: –⏑⏑–⏒ (überzähl. choriamb. Monometer)
2. so: –⏑⏑– | ⏑–⏒ (Choriamb. m. e. katal. iamb. Mon.)
3. so: –⏑⏑ | –⏑⏑– | ⏑–⏒ (dasselbe m. vorang. Dakt.)
4. so: –– | –⏑⏑–⏒ (wie 1. mit vorang. Spond.)

Wir gewinnen durch diese letztere Auffassung allerdings einen gemeinsamen Stammfuss für alle acht Verse, den Choriambus. Aber weil es sich hier um **antike** Verse handelt, welche auch z. B. von **Göthe** und **Schiller** nicht gepflegt worden sind, so halten wir uns wohl am besten streng an die antiken Muster. Darnach stellen sich 7. und 8. etwas anders:

7. der Sapphische Vers: –⏑–⏓ | –⏑⏑– | ⏑–⏒ ‖
8. der Alkäische: ⏓–⏑–⏓ | –⏑⏑– | ⏑⏓ ‖

Wir dürfen uns des Uebergewichts der Spondeen resp. der schweren Silben nicht zu leicht entledigen wollen. Dagegen brauchen wir im Pherekratischen und Glykonischen Verse nicht nothwendig den Spondeus zu Anfang; statt dessen ist der Trochäus reichlich so berechtigt, so dass wir haben:

4. –⏒ | –⏑⏑–⏒ ‖
5. –⏒ | –⏑⏑– | ⏑⏓ ‖

Ein Blick auf diese zusammengesetzten Verse insgemein lehrt uns, wie fast aller **Plan** ausgeht und wie mannichfaltiger Auffassung Raum gelassen ist. Warum, um nur noch eins anzuführen, könnte man nicht das Adonium (1.) als einen katalektischen daktylischen Dimeter auffassen, wenn man es vorzöge? — Oder, wenn einmal der Choriambus nicht als Seele gelten soll, ist es nicht schon etymologisch begründet, in dem logaödischen Verse (als in welchem *ἀοιδή* und *λόγος* sich begegnen) ein Hinabsteigen vom Daktylus zum Trochäus zu sehen, wie denn auch unser **Verfasser** das Schema hingestellt, zumal da sich ein eben solches log-aöd-isches Hinabsteigen vom Anapäst zum Iambus findet? Durch solche Auffassung wäre freilich der choriambische Stamm ausgeschlossen.

Als wichtigste Strophen nun aus diesen Versen bespricht der Verfasser die Sapphische, die Alkäische, die Asklepiadeische.

Wenn Klopstock in der Sapphischen Strophe den Choriambus in jedem Vers um eine Stelle weiter rückt, so misbilligt dies der Verfasser, weil dadurch der „ernst trochäische“ Charakter geschwächt und die Auffassung des strophischen Ganzen erschwert werde. Das Letztere ist wohl nicht ernst gemeint; und der „ernst trochäische“ Charakter ist um so fraglicher, wenn man mit Horaz (in einem grossen Theile Sapphischer Oden) die Caesur nach der fünften Silbe beobachtet; dann nämlich hat offenbar der Vers nach der Caesur einen iambischen Charakter. Wir vermögen nicht dem Verfasser zuzugeben, dass der Anapäst nach dieser Caesur etwas „Hastiges und Unruhiges“ in den Vers bringe; wohl bringt er aber Energie und Schwung. Eben so wenig halten wir für richtig, dass der iambische Charakter durch die Schlusssilbe wieder in den trochäischen zurückgeleitet werde; dann müsste z. B. auch der iambische Quinar durch die überzählige Schlusssilbe in den trochäischen Gang umschlagen.

Wie die Alkäische Strophe dadurch, dass man ihren Hauptversen nach dem Vorbilde des Horaz die fünfte und, wo möglich, auch die erste Silbe schwer belässt, für das deutsche Ohr einen „zu hochtrabenden“ Charakter bekommen sollte, ist schwer abzusehen. Dient doch diese Strophe nach dem Verfasser selbst in der Regel zur Darstellung „schwunghafter Gedanken und Empfindungen.“

Von der Asklepiadeischen Strophe führt der Verfasser drei Arten an: entweder z. B. besteht sie aus vier kleineren Asklepiadeen, oder aus drei solchen und einem Glykonius, oder aus zweien der ersteren Gattung, einem Pherekratischen und einem Glykonischen Verse. Immer also soll nach dem Vorgange des Alterthums der Anfang jedes Verses durch einen Spondeus bezeichnet werden. Der Verfasser möchte die deutsche Metrik hier wieder von dem Beispiel des Horaz emancipiren, indem er fürchtet, ein mit Spondeen reich ausgestatteter Vers mache leicht auf uns Deutsche den Eindruck des „Gespreizten und Aufgedunsenen.“ Referent vermag hier wieder dem Verfasser nicht zu folgen; wir befinden uns hier offenbar auf dem Gebiete des Geschmacks, der sehr verschieden ist. Wenn Platen die Spondeen überall durchführt, ja sogar z. B. Ode XXIV, 2 als zweite Silbe eine starke Hebung hat:

„Dem Schönheit es und auch Gaben des Glücks gesellt“ —,

so dürfen wir wenigstens bei Platen, wo er nicht etwa absichtlich die betreffende Färbung will, vor „gespreizten und aufgedunsenen“ Worten nicht bange sein. Wer etwa ein an schweren Silben reiches Metrum bei Platen sucht, um sich zu überzeugen, dass es mit der Gespreiztheit bei ihm so leicht nicht Noth hat, dem sei z. B. das Trinklied Ode XXXIV empfohlen. (Ges. WW. 2. Bd. St. u. Tüb. Cotta. 1853. S. 204 ff.) Dieses Gedicht ist metrisch so trefflich durchgeführt, wie die meisten Oden, z. B. XVII oder XIX oder XXI.

Darin möchte freilich unser Verfasser Recht haben, dass es allzu verwickelte strophische Gebilde geben kann, und dass der Festgesang „auf den Tod des Kaisers“ von Platen zu denen gehört, bei denen alle Rechnung ausgeht. (Ges. WW. 2. Bd. S. 249 ff.)

Wir haben demnächst die Uebungen in diesen antiken Vers- und Strophenformen und die gehörigen Lösungen in's Auge zu fassen. Das Geschick des Verfassers tritt hier überall hervor. Sehr schön sind die frei geschaffenen Gedichte in leichter Strophenform an das Bächlein und den Frühling. Wundern muss es uns, dass der Verfasser die Klopstock'sche Form der Sapphischen Strophe überlassen will, auch selbst eine Aufgabe stellt und die Lösung hinzufügt, da er doch oben sie ausdrücklich

als „nicht zu billigen“ verworfen. Wir finden die Klopstock'sche Form in Nro. 96 sehr klar und geschmackvoll. Doch können wir auch hier Formen der dritten Pers. Sing. Praes. nur unschön finden; auch ist in folgender Strophe ausser einem grammatischen Fehler eine falsche Elision:

„Wähnest du, Freundesbrust sei deinem Blicke
Hell und klar, wie der Bach, worin die blanken
Silberkiesel zählet das Aug'? Wie irrst du,
Armer Betrogner!“

Wir schlagen vor:

„Wähnst du, des Freundes Herz sei deinem Blicke
Hell und klar, wie der Bach, in dem die blanken
Silberkiesel staunend du zählst? etc. — —“

In der folgenden Strophe ist am Schlusse des dritten Verses der katalektische iambische Monometer verletzt:

„Tiefen auch voll göttlicher Kraft hĕgt jēdĕr
Menschliche Busen.“

Wir würden schreiben:

„Tiefen giebt's voll göttlicher Kraft ĭn jēdĕm
Menschlichen Busen.“

Sehr dankbar müssen wir dem Verfasser dafür sein, dass er uns auf Jakob Balde hingewiesen hat. Wir schätzen in ihm nicht den Jesuiten, nicht den Verehrer Tilly's; wohl aber ist uns der Zeitgenosse des dreissigjährigen Krieges mit seinen Gedichten „über die Sitten des alten und neuen Deutschlands“ eine der vielen poetischen Geschichtsquellen einer trüben Zeit im Vaterlande, ein Original, dem Herder „Heldenkraft von Patriotismus“ nachsagt, und das Leibnitz „auch in kleinen Anfängen und Fragmenten schätzte.“ Unser Verfasser giebt zunächst eine von Herder nicht übersetzte Ode „das alte Germanien“ in Sapphischen Strophen. Die Uebersetzung ist trefflich; in der zwölften Strophe würden wir statt: — „wie ihn Thasus zeuget“ setzen: „wie ihn Thasus austrägt.“ Dann folgen zwei Gedichte von Balde in Alkäischer Strophe, die auch Herder übersetzt hat, „um Gelegenheit zur Vergleichung zu bieten.“ Es ist keine Frage, dass der Verfasser hinter Herder nicht zurückgeblieben ist, abgesehen davon dass er genauer an das Original sich anschliesst; ja hätte er sich entschliessen können, dem antiken Metrum gemäss die fünfte Silbe des Alkäischen Verses schwer zu belassen, so hätte er noch einen bestimmten Vorzug. In dem zweiten dieser beiden Gedichte sind in der That gegen die eigene Ansicht des Verfassers (S. 148) unter acht Strophen fünf ganz strenge der Vorschrift des Alterthums angemessen. In Nro. 98 setzen wir Strophe 7 für „sprühet:“ „spendet,“ und Strophe 12 für „wehet:“ „säuselt.“

Der Verfasser hat auch die Stanzen von Schiller: „Abschied vom Leser“ in (grösstentheils strenge) Alkäische Strophen verwandelt. Dies war (s. oben) nicht unbedenklich und dies hat der Verfasser wohl empfunden. Die erste Strophe würden wir statt:

„Aber sie nahet sich ohne Furcht dir“

so schliessen:

„Aber doch ohne Bedenken naht sie.“

In der vierten Strophe setzen wir für „entführet sie“ lieber den Conj.: „entführe sie,“ und in der fünften für „hauchet:“ „duftet.“

Ferner führt uns der Verfasser ein eigenes Gedicht vor, das bei Gelegenheit des Besuches Friedrich Wilhelm's IV. zu Trier zur mündlichen

Begrüssung gedient hat. Er hatte es einem Comité damals in zwei Formen vorgelegt und dieses hatte den Reimversen vor den Alkäischen Strophen den Vorzug gegeben. Referent gesteht, dass er seinestheils die letzteren, die jetzt als Lösung einer Aufgabe uns vorliegen, weit vorgezogen hätte, wenn auch Einzelnes ihm nicht zusagen kann. Woher kommt die Form „Treviris" als Nominativ? — Statt des Logaöd: „Freudig begrüsset es heut' den König" würde Referent vorschlagen: „Freudig begrüsst es den Herrn und König." Statt des Verses: „Mit gleicher Lieb' umschliesset dein Königsherz" — könnte man setzen: „Mit gleicher Liebe umwaltet das Königsherz" —, und statt: „Drum gleiche Lieb' auch glühet in Aller Brust" —: „Drum eine Lieb' auch glüht nur in Aller Brust" —.

Endlich giebt uns der Verfasser noch einige Uebersetzungen aus Horaz, und zwar eingereichte Arbeiten von Schülern, an denen der Leser grosse Freude haben muss. Auch hier erledigen sich einzelne Anstösse leicht. Statt: „Dieser erlieget dereinst" in Nro. 104 setzt man: „Wieder auch dieser erliegt," (oder auch: „Selbst zu erliegen bestimmt"), statt: „wo Tullus weilet und Ancus:"

„wo Tullus wandelt etc. —"

In Nro. 105 schreiben wir für: „Ja, so lang' es geziemet, verscheucht von der Stirne das Alter" lieber: „Ja, so lang' es geziemt, fort scheucht von der Stirne etc. —."

Mit einem Versuche, die Telegraphen in (grösstentheils strengen) Asklepiadeischen Strophen zu besingen, schliesst der erste Theil des Buches.

Bisher sind wir freilich sehr in Einzelnes eingegangen, was insbesondere die einzelnen Ausstellungen an den Lösungen der Aufgaben anlangt, so mussten wir uns zum Gesetze machen, anstatt des von uns nach unserer unmassgeblichen Ansicht als unrichtig oder unschön Verworfenen je etwas Anderes in unserem Sinne Besseres vorzuschlagen. Denn tadeln ist leichter als besser machen; und zum anderen haben wir nicht etwa einen Dichter zu beurtheilen unternommen, sondern metrische Uebungen zunächst für die Schule. Somit mussten wir, je weiter wir den Verfasser verfolgten, nur desto mehr uns überzeugen, dass wir nicht angemessener ihm unseren Dank für die sorgfältige und umfassende Arbeit erweisen könnten als durch unermüdliches Eingehen auf dasjenige Material, welches das Neueste in seinem Werke ist, die Aufgaben und ihre Lösungen. Was insbesondere die letzteren betrifft, so ist klar, dass sie vom Verfasser zur Benutzung bestimmt, eben damit aber auch der Beurtheilung preisgegeben sind. Demnach wird jeder Leser, der sich genau (und das ist, wo es sich um die Jugend handelt, „terque quaterque" nöthig) um die vom Verfasser gegebenen Lösungen bekümmert, sich zu fragen haben, inwieweit er dieselben adoptiren oder als Muster ansehen wolle und könne. Derartige Fragen dem Leser, indem sie ihm angeregt werden, zugleich zu erleichtern, wird immer einer Recension obliegen. (Vergl. daher die Zeitschr. für Gymn. W. XV. 4. S. 268 Al. 4.)

Trotzdem ist es nun aber doch wegen des grossen Raumes, den wir bereits in Anspruch genommen haben, ganz unmöglich, den zweiten Cursus des vorliegenden Werkes, der die Reimverse und Reimstrophen behandelt, irgendwie ausführlich zu besprechen. Wir zweifeln aber durchaus nicht, dass das Werk bald eine neue Auflage erleben werde, und werden dann, falls uns die Ehre der Recension zufallen sollte, dem zweiten Cursus die nächste Aufmerksamkeit widmen.

Für jetzt heben wir nur Einzelnes hervor.

In §. 1 bespricht der Verfasser den Gleichklang, insbesondere die Alliteration. Von selbst weist dieser Abschnitt auf den §. 6 des ersten Cursus zurück. (S. oben). Auch die Alliteration hängt mit der onomatopöetischen Natur der ursprünglichen Sprache zusammen, und ist der

Lautmalerei so verwandt, dass nicht zu erkennen ist, warum sie nicht eben so berechtigt sein sollte, wie diese. Dass ihre geschickte Anwendung grössere Schwierigkeit hat, ist allerdings richtig; deshalb und weil der „Stimmreim" (Gleichklang der Vocale) sie schon durch seine Geläufigkeit überwucherte, ist sie abgekommen; deshalb hat die Verinnerlichung unseres Volkscharakters namentlich in der Poesie, in gewissem Sinne genommen, d. h. die Abnahme des plastischen und malerischen Hanges und die Zunahme des musikalischen und reflectirenden Zuges, und ferner (wie wir Vilmar gegen den Verfasser beistimmen) die Abschwächung der Organe für die Anlaute den Stabreim gegen den Stimmreim zurückgestellt. Rückert's schönes: „Roland der Ries' etc., Fouqué's und Lappe's Versuche zeigen nicht die Unmöglichkeit, aber wohl die Schwierigkeit der Alliteration. Und dass Bürger's: „*Wonne weht* etc." „anspruchsvoller" erscheine, als Schiller's: „*Stille*, was *schlüpft* durch die Hecken *Raschelnd* etc.," ist ein reines Geschmacksurtheil; Referent findet z. B. das Gegentheil. Es ist nicht zu verkennen, dass §. 6 des I. Cursus zum Theil gegen §. 1 des II. Cursus zeugt.

§. 2 handelt von der Assonanz, dem Stimmreim, sofern er nur auf dem Gleichklange betonter Vocale beruht, während derselbe zum Reim schlechthin wird, wenn sich die Uebereinstimmung der etwa noch folgenden Consonanten und unbetonten Vocale zugesellt. (Wo solche fehlen, ist also Assonanz = Reim). Die Möglichkeit der Assonanz — nur dies möchten wir hier bemerken — darf nicht durch zu viele Bedingungen eingeschränkt werden, so wenig wie die der Alliteration, wenn nicht auch mit diesem §. 2 im II. Cursus jener §. 6 des I. Cursus in einen Widerspruch gerathen soll. Denn auch Begriffen, und nicht bloss Gefühlen, dient die „sinnlich nachahmende Fülle." Der Verfasser müsste consequenter Weise die Lösung Nro. 2 S. 361 sehr anspruchsvoll finden.

So interessant übrigens §. 1 und §. 2 sind, so ist es in noch höherem Grade §. 3, der den Ursprung des deutschen Reims der eigenen Poesie, und zwar der Alliteration vindicirt. Wenn der Verfasser nun aber diese, wie die Assonanz, um des „reicheren und vollkommneren" Reimes willen ausscheiden möchte, so meint Referent, dass wir uns neben der reicheren Gleichklangsform auch die ärmere immerhin gefallen lassen dürfen.

Beschränkend tritt auch in §. 4 der Verfasser auf, wo er Arten und Functionen des Reims bespricht. Anfangsreime und Kettenreime verwirft er, Binnenreime gehören entweder factisch zu den Endreimen oder eigentlich gar nicht zu den Reimen. Die Endreime werden eigentlich nur berücksichtigt. Ihre Verschiedenheit ist die des Lautes, des Geschlechts, der Stellung. Was das Geschlecht betrifft, so möchte Referent eine Beschränkung wünschen. Ausser männlichen und weiblichen Reimen auch noch schwebende (sinkend spondeische) und gleitende (daktylische) aufzustellen scheint doch überflüssig. Reduciren sich nicht diese beiden Arten auf die weiblichen? Auch hier giebt es nur zwei Geschlechter. Was dann die Functionen des Reimes betrifft, so ist sie nach dem Verfasser „nicht bloss scheidend und gliedernd sondern auch verknüpfend und zusammenfassend." Warum aber dann, fragen wir, Kettenreime und selbst Anfangsreime missbilligen? — Wenn ferner der Verfasser dem Reim Kraft beilegt „schon da, wo es sich um Begriffe handelt," warum eher dem Reim als der Assonanz? — Was endlich die Klangfarbe betrifft, die der Reim oft über ein Gedicht verbreitet, so wird dieselbe mehr durch die Wahl der Vocale, die Lautmalerei, als durch den Reim hervorgerufen, weist also zurück auf I. Cursus §. 6.

Gegen die sieben Regeln für den Gebrauch des Reims als Gliederungsmittels in §. 5 lässt sich vielleicht manches Bedenken erheben; doch uns fehlt zur irgendwie eingehenden Erörterung der Raum. Die dritte Regel scheint uns unzulässig. Das Beispiel von A. W. Schlegel ist

schwerlich dem Verfasser günstig. Schlegel hat die Lautmalerei gewiss gerade so gewollt und sie stört uns nicht im mindesten. (Vergl. das vorl. Werk des Verfassers S. 35 oben). Die fünfte Regel lässt sich mit der ersten zusammenfassen; und die siebente liesse sich entbehren. An vier Regeln hätten wir genug; allzuviel Regeln haben in der Schule schon viel geschadet. Wie soll ein nicht glänzend begabter Schüler so viele Regeln übersehen, die jedenfalls nicht alle durchaus aus der Natur der Sache hervorgegangen sind? Insbesondere fügen wir noch hinzu, dass die (gewiss richtige) Interpunction in Strophe 11 der „Kraniche des Ibycus," die der Verfasser, wie er S. 247 sagt, in seiner commentirten Ausgabe von Schiller's Gedichten angebracht hat, nach welcher nämlich Vers 5 zum Folgenden, also zur zweiten Strophenhälfte gehört, sich bereits in der bei Vogel in Leipzig 1816 erschienenen Ausgabe der Gedichte findet.

Der §. 6 giebt zwölf Regeln über den Gebrauch des Reims als Darstellungsmittels. Wir können auch hier nicht glauben, dass die Logik so viele Regeln fordert. Die zwölfte Regel ist auf den ersten Blick als Anmerkung zu erkennen, also sicherlich keine Regel. Die Unterabtheilung c. von der vierten Regel (welche in vier Unterabtheilungen zerfallen soll) ist sehr gefährlich, weil gar zu künstlich; in manchen Fällen allerdings findet sich das als Zugabe vor, was sie als Forderung hinstellt. Dasselbe gilt von der Unterabtheilung a. In den Schiller'schen Versen: „Rühmt sich mit stolzem Mund etc." so wie in den Göthe'schen: „Sieh, diese Sehne war so stark etc." wirkt der Rhythmus mindestens eben so sehr wie der männliche Reim. Liegt etwa wenig Festigkeit, Kraft, Muth etc. in den Worten: „Sind wir vereint zur guten Stunde etc." oder in jenen anderen desselben Dichters:

„Der Gott, der Eisen wachsen liess,
Der wollte keine Knechte" — etc.

und wenn auch eben so viele weibliche wie männliche Reime vorkommen? — Nur nicht zu viele Regeln! — Wenn der Verfasser vor „gehäuftem Gebrauch" der Fremdwörter als Gleichklänge warnt, so ist dazu zu bemerken, dass überhaupt gehäufter Gebrauch der Fremdwörter eine Schmähung der Muttersprache ist, vollends in der Dichtung!

§§. 7, 8, 9 handeln von dem Strophenbau mit besonderer Berücksichtigung der Reimstrophe. Symmetrische Gruppirung des Stoffs in die Strophen eines Gedichts könne, sagt der Verfasser, für die fehlende Geschlossenheit der Strophenform ausnahmsweise einen Ersatz bieten. Wenn er für diese gewiss richtige Behauptung Schwab's Gedicht „das Gewitter" als Beispiel anführt und näher ausspricht, in demselben zerfalle eigentlich jede Strophe in drei „vollkommen übereinstimmende" Theile, so muss Referent gestehen, dass bei einer eingehenderen Behandlung dieses Gedichts auch in metrischer Beziehung in der Klasse trotz scheinbarer Uebereinstimmung doch gerade in den einzelnen Strophen feine und dabei deutliche Unterschiede sich ergaben, und dass es uns gar nicht in den Sinn gekommen ist, es möchte das Gedicht sich dem Ohre nicht in sechs sechszeilige sondern „vielmehr in achtzehn zweizeilige Strophen zerlegen, wenn nicht die Zergliederung des Stoffes in sechs ebenmässige Gruppen zu Hülfe käme." Die zweite und fünfte Strophe allerdings haben fast genau denselben Rhythmus — sehr charakteristisch.

Nachdem die Strophe als Einheit, dann als gegliedertes Ganze betrachtet worden, fasst der Verfasser sie im Verhältniss zu ihren Versen in's Auge. Wie der kurze daktylische Vers gerade „leidenschaftliches Rückgehen auf sich selbst" ausdrücken solle, das vermag Referent mit dem Daktylus als Element der epischen Darstellung nicht in Einklang zu bringen. Dass ein einzelnes Mal der Daktylus dem Anapäst in's Revier kommen könne, versteht sich von selbst; dass aber jemals Daktylus = Anapäst in Sinn und

Charakter werden könne, das glauben wir nicht. Bei Gelegenheit des kurzen Trochäus kommt der Verfasser auch auf den zweiten Meisterspruch in der „Glocke." In jedem der Meistersprüche bilden von den acht Versen der Strophe je zwei immer syntaktisch ein Paar, das in sich geschlossen dasteht. Referent hat nun demnach die Verse: „Kocht des Kupfers Brei, Schnell das Zinn herbei!" niemals anders auffassen können, als so, dass der erste der Vordersatz, der zweite der Nachsatz ist, in Prosa aufgelöst: „Wann des Kupfers Brei kocht (intrans.), Dann schnell das Zinn herbei!" Der Verfasser dagegen nimmt, wie gewöhnlich geschieht, jeden der beiden Verse als Ausruf. Entscheiden könnte nur eine authentische genaue Interpunction des Dichters selbst. Der Originalabdruck ist uns nicht zur Hand. Die schon oben erwähnte Ausgabe der Gedichte bei Vogel in Leipzig vom Jahre 1816 setzt hinter jeden der beiden Verse, wie hinter den ihnen vorangehenden Vers ein Komma, eine Interpunction, welche = 0 ist, wenn einmal Interpunction überhaupt besteht; man müsste denn am Schlusse der Strophe ein Ausrufungszeichen haben. In der Cotta'schen Ausgabe vom Jahre 1838 in zwölf Bänden steht hinter „Brei" ein Semikolon, hinter „herbei" ein Ausrufungszeichen. Referent kann einstweilen nur folgende Interpunction annehmen:

„— — zu dem Schwalch hinein.
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei!"

Der Verfasser sagt richtig, dass die eigentliche Dimension des Liederverses der Dimeter ist, fügt aber den einfachen natürlichen Grund nicht hinzu, den wir hier nur abgebrochen andeuten können: weil wir Menschen auf zwei Füssen gehen.

Endlich betrachtet der Verfasser die Strophe auch als Theil eines grösseren Ganzen. Hier spricht er bei Gelegenheit des „Enjambements," das er mit Beschränkung gutheisst, eine praktische Wahrheit für alle metrischen Uebungen aus, die uns sehr willkommen ist: „Es giebt kaum ein Gesetz der Poetik und Metrik, dessen Verletzung nicht unter Umständen durch ein höheres Gesetz geboten werden könnte, wenn nämlich durch die Verletzung eine höhere Wirkung als durch die Beobachtung des Gesetzes erreicht wird." Diese unbestreitbare Wahrheit bei dem Verfasser selbst auf S. 284 zu finden, ist seinen vielen Regeln gegenüber tröstlich; sie hat übrigens von S. 1 an uns schon begleitet. Konnte Schiller nicht etwa Grund genug haben, zu dem zweistrophigen Gedichte: „Einer jungen Freundin in's Stammbuch" eine dreizehnzeilige Strophe zu wählen? Warum ist dies „nicht gutzuheissen?" Diese Frage knüpfen wir gleich an die Bemerkung des Verfassers auf der folgenden Seite 285 an.

In den §§. 10 bis 14 incl. behandelt der Verfasser „von den Neueren entlehnte poetische Formen." Wir können nicht näher auf diese Erörterungen eingehen, möchten nur z. B. auf das hinweisen, was §. 11 über die Terzine gesagt ist. Wir sind nur an diese Dante'sche Strophenform zu wenig gewöhnt, trotz Platen, Chamisso etc. Warum sollte sie im Deutschen „für umfangreiche epische Dichtungen sich nicht eignen?" Ist der Dichter wirklich episch objectiv und der Sprache Meister, so wüssten wir nicht, woher zu lyrisches Gepräge oder Monotonie kommen sollte. Diese Uebelstände würden event. nicht an der Terzine sondern an dem Dichter liegen. Einige der poetischen Formen, die der Verfasser nennt und charakterisirt, hätten auf eine Schlussanmerkung an betreffenden Orten verwiesen werden können, z. B die Sestine, die Tenzone, das Madrigal, das Cancion, da wenigstens der Schüler sie entbehren kann. Hat doch der Verfasser selbst nur die Sestine unter diesen vier Formen in die Uebungen S. 360 (vergl. Lösung S. 429) aufgenommen. Die Sestine erfor-

dert, um nicht monoton zu werden, ein ausnehmendes Dichtertalent. Wahre und edle Troubadours in nuce werden in der Schule sehr selten sein.

Wir bedauern, dass auf die Aufgaben und Lösungen des II. Cursus (von S. 303 bis S. 432) einzugehen uns für jetzt verwehrt ist. S. oben. Wir müssen von dem anziehenden Werke Abschied nehmen. Druckfehler, um dieser noch zu gedenken, meinen wir nur wenige gefunden zu haben; z. B.

S. 142 Z. 13 v. u. steht „Alkäische“ für „Sapphische.“

S. 155 Z. 5 v. u. steht „Bandusium“ für „Blandusium.“

S. 269 Z. 4 v. u. steht „abccb“ für „abaab.“

Einer besonderen Empfehlung zum genauesten und sorgfältigsten Studium bedarf das vorliegende Werk nicht Nach Verhältniss seines Werthes ist die Besprechung desselben im Vorstehenden — das fühlen wir wohl — immer noch reichlich kurz und unzulänglich. Wir haben — Referent spricht dies am Schlusse noch einmal dankbar aus — ein Werk deutschen Fleisses und deutscher Treue von dem Verfasser erhalten, das dem ihm längst von deutschen Schulmännern, insbesondere von Lehrern der Muttersprache, zugesprochenen Ehrenkranze eine neue duftige Blüthe einfügt.

Mülheim an der Ruhr. Dr. Th. Hansen, Oberlehrer.

Histoire de la littérature française à l'usage des écoles par A. Th. Peucker, Dr. en phil. Seconde édition revue et augmentée. Breslau, Trewendt 1862.

Auf den Gymnasien erlaubt es die geringe Zeit, die der französischen Sprache zugemessen ist, dem Lehrer nicht, eingehend die Literaturgeschichte zu behandeln. Aber auch auf der Realschule wird derselben nicht mehr eine eigene Stunde gewidmet; indem die Prüfungsordnung von 1859 nur „eine genauere Bekanntschaft mit einigen epochemachenden Autoren und Werken der Literatur aus der Zeit Ludwig XIV.“ verlangt. Der Lehrer wird indessen nicht versäumen, den Schüler bei der Lectüre auch mit der allgemeinen Entwicklung der Literatur bekannt zu machen. Hierbei wird er indessen stets durch einen in den Händen der Schüler befindlichen kurzen Abriss der französischen Literaturgeschichte sehr unterstützt werden. Es haben dies die Herausgeber fast aller Chrestomathien anerkannt, indem sie in Biographien oder im Auszuge eine zusammengedrängte Literaturgeschichte gaben. Jedenfalls aber wird es ein Gewinn sein, eine solche unabhängig von dem zur Lectüre dienenden Buche in übersichtlicher kurzer Zusammenstellung in den Händen der Schüler zu wissen.

Das vorliegende Buch nun beabsichtigt diese Lücke auszufüllen. Es wird zur Beurtheilung desselben angemessen sein, hier das Schema desselben zu geben. Es zerfällt in fünf Perioden:

I. Période romantique 842—1515 (11 Seiten).

Sur la formation de la langue et les plus anciens monuments écrits du peuple français. Serment de Louis le Germanique. Serment du peuple français. Sur les troubadours. (4 S.) Trouvères. (2 S.) Contes et Fabliaux. Satires et Sirventes. Poésie lyrique. (2 S.) Histoire. (1 S.)

II. Période imitative 1515—1660 (9 Seiten).

A. Poésie. B. Prose.

III. Période classique 1660—1715 (24 Seiten).

A. Poésie. a) Poésie lyrique. b) Poésie didactique et épique. c) Poésie

dramatique. d) Le roman. B. Prose. a) Prose didactique. b) Histoire. c) Éloquence.

IV. Période philosophique 1715—1789 (siècle de Voltaire et des Encyclopédistes) (26 Seiten).

Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Buffon, Bonnet, Diderot, D'Alembert, Helvétius. A. Poésie. a) Poésie lyrique. b) Poésie épique c) Poésie didactique. d) Poésie dramatique. e) Le roman. B. Prose. a) Prose didactique. b) Historiographie. c) Éloquence.

V. Période romantique-classique 1789—1850 (21 Seiten).

A. Poésie. a) Poésie lyrique. b) Poésie épique. c) Poésie didactique. d) Poésie dramatique. e) Romans. B. Prose.

Eine table alphabétique des auteurs beschliesst das Ganze.

Wir halten die Wahl der Perioden für verfehlt, der Herr Verfasser fühlt das wohl selbst, denn er rechnet z. B. Pascal zur dritten classischen Periode, die bei ihm mit 1660 beginnt, obwohl dieser schon 1662 starb. Auch P. Corneille sieht er sich genöthigt, dahin zu rechnen, wenngleich dessen classische Tragödien alle schon vor 1660 geschrieben sind, und in diese Periode nur noch die schwachen Producte seines Alters fallen.

Auch die oben mitgetheilten Unterabtheilungen haben ihr Missliches. Die Unmöglichkeit, die Schriftsteller hiernach zu classificiren, ohne ihrer in mehreren dieser Unterabtheilungen gleichzeitig zu erwähnen, hat den Herrn Verfasser mehrfache Missgriffe machen lassen. So finden wir z. B. unter „roman": Fénelon, Staël-Holstein, während die verschiedenartigsten Schriftsteller wie Chateaubriand, Guizot, Ségur Villemain etc. in derselben nicht weiter getheilten Abtheilung „Prose." Ferner unter „prose didactique" Marquise de Sévigné und Maintenon neben Pascal und La Rochefoucauld etc. Der Herr Verfasser könnte diese Fehler, welche den Schüler verwirren müssen, wohl leicht beseitigen.

Der Verfasser will die Mitte halten zwischen grösseren Literaturwerken und den „Précis ou Abrégé de l'histoire de la littérature française, qui ne contiennent qu'une énumération stérile et fastidieuse de noms propres des écrivains français les plus distingués." Er hat deshalb nur die Hauptdaten aus der Biographie der angeführten Schriftsteller gegeben, und eine meist übersichtliche Angabe ihrer hauptsächlichsten Schriften, (denen wir jedoch das Datum ihres Erscheinens hinzugefügt wünschten) ohne weitere Kritik und ohne Proben derselben.

Ferner fügt der Herr Verfasser, was wohl anzuerkennen ist, stets die beste Ausgabe der besprochenen Schriftsteller an. Da diese aber schwer oder gewöhnlich gar nicht zu beschaffen ist, und da das Büchelchen für Schüler hauptsächlich bestimmt ist, so wäre es wünschenswerth gewesen, hier, wenigstens bei den classischen Schriftstellern, die besten der gebräuchlichen Ausgaben angeführt zu sehen. Auch würde man es dankbar anerkennen, bei eben diesen wenigen Schriftstellern eine kurze Anführung der bemerkenswerthesten über sie erschienenen Schriften zu finden. Da das Buch sehr gesperrt gedruckt ist, so liesse sich dies auch ohne die jetzige Seitenzahl (100) zu überschreiten, leicht erreichen.

Ferner hätten wir gern in der ersten Periode eine Abtheilung gesehen, in der die erste Entwicklung des Dramas in wenigen Worten gegeben wäre, und der Verfasser den miracles jeux, pastorales, mystères, soties, moralités und farces einige Worte gewidmet hätte.

Neben angeführten unbedeutenderen Namen haben wir dagegen viele bedeutendere vermisst, z. B. Du Bellay, Scudéry, Chapelain, Hardy, Mairet, Regnard, Descartes, Nicole, Malebranche, Cordillac, B. Constant, Cousin, Ampère, Nisard, Michelet, Sainte-Beuve, A. Chénier, Musset, Soumet etc.

Auch in dem Namenverzeichniss haben wir mehrere im Buche befindliche Namen nicht gefunden.

Wir glauben uns in Betreff der gerügten Mängel nicht zu täuschen, da

der bescheidene Herr Verfasser sie selbst zu kennen scheint: „Il ne me reste que d'adresser à ceux qui voudront bien se servir de mon livre, la prière de la regarder comme un faible essai dont je connais les imperfections mieux que personne.“ Warum sind sie dann nicht beseitigt worden? fragen wir.

Wir hoffen indess, dass der Herr Verfasser schon darauf gesonnen, die ihm bekannten Mängel zu beseitigen, da das sonst mit Fleiss gefertigte Buch wohl verdient, eine Lücke in der Reihe der Schulbücher auszufüllen.

Dr. Muret.

Les grands faits de l'histoire de France, tableaux historiques tirés des meilleurs auteurs français par H. Schütz. 1. Theil. Hannover, C. Rümpler.

Die Frage: La Chrestomathie ou l'auteur? ist wohl trotz alles Streites noch nicht zur Entscheidung geführt, dennoch wird gewiss der Lehrer der neueren Sprachen in den oberen Classen jede gute Schulausgabe classischer Schriftsteller mit Freuden begrüssen, und sie auch neben der etwa eingeführten Chrestomathie zur Geltung zu bringen wissen. Freilich gilt dies wohl hauptsächlich von dramatischen Werken, während die für den Schulbedarf bearbeiteten historischen Stoffe selbständig in Tertia auch wohl Secunda gelesen werden.

Der Herr Verfasser geht nun von der gewiss sehr richtigen Thatsache aus, dass das Interesse der Schüler nicht selten an grösseren Werken, die nur einen kleinen Zeitraum aus der allgemeinen Geschichte darstellen, erlahmt, und dass es daher billig sei, dem jugendlichen Geiste eine gewisse, in den gehörigen Schranken sich bewegende Abwechselung zu bieten. Er hat daher den bereits von Beauvais in dessen études historiques ausgeführten Plan, eine historische Chrestomathie, doch im kleineren Massstabe als eben erwähnte, für den Schulgebrauch aus den besten Historikern in möglichst abgerundeten Geschichtsbildern zu entlehnen. Das Buch soll in drei Bändchen erscheinen und die geschichtlichen Charakterbilder sich auf die französische Geschichte beschränken. Der Herr Verfasser verbindet damit einen dreifachen Zweck: einen historischen, einen sprachlichen, und endlich einen literarhistorischen. Daneben sollen sie zu der für Realschulen besonders nothwendigen Concentration des Unterrichts das Ihrige beitragen.

Es wird gewiss zur Empfehlung des Buches dienen, wenn wir hier die Inhaltsangabe wiedergeben.

1) Gaule indépendante. Aspect de la Gaule. Moeurs et coutumes gauloises. Les druides et les bardes. — Henri Martin.

2) César en Gaule. Siége et bataille d'Alésia. — H. Martin.

3) Invasion de la Gaule par les Alains, les Vandales et les Suèves. — Le Beau.

4) Etablissement des Alemans et des Burgondes dans la Gaule. — Le Beau.

5) Conquêtes des Wisigoths dans la Gaule. — Le Beau.

6) Invasion d'Attila en Gaule. — Le Beau — Jornandès.

7) Clovis, roi des Franks. — Biographie générale.

8) Invasion des Arabes. Bataille de Poitiers. — Fauriel.

9) Charlemagne. — Hanreau, Biographie générale.

10) Guerres entre les fils de Lodewig le Pieux (Louis-le-Débonnaire). Traité de Verdun. — H. Martin.
11) Siége de Paris par les Normands. — Depping.
12) Etablissement des Normands en France. — Augustin Thierry.
13) La chevalerie. — H. Martin.
14) L'an 1000. L'avénement des Capets. — Michelet.

Hieran schliesst sich ein sorgfältiges Verzeichniss der Eigennamen nebst den zum leichteren Verständniss nothwendigen Erläuterungen, dagegen enthält das Buch kein besonderes Wörterbuch. Hierin sind wir mit dem Herrn Verfasser ganz im Einverständniss. Der Schüler muss im Besitz eines grösseren Wörterbuches sein, und lernt beim Gebrauch desselben mehr, als durch die ihm mundgerecht gemachten oft sehr mangelhaften Wörterverzeichnisse der Schulausgaben. Der Herr Verfasser verspricht ausserdem dem dritten Bande die Lebensbeschreibungen der einzelnen Autoren, von denen die Stücke in diesen Charakterbildern aufgenommen sind, beizufügen.

Der Druck ist klar und correct. In Betreff der anregenden glänzenden Diction brauchen wir nur auf die oben angeführten Namen der Autoren zu verweisen. Das Buch verdient mehr wie ähnliche Schulbücher warm empfohlen zu werden.

Dr. Muret.

Elementargrammatik der englischen Sprache mit stufenweise eingelegten Uebersetzungsaufgaben, Lesestücken und Sprechübungen nebst zwei vollständigen Wörterverzeichnissen. Von Dr. L. Georg, Hauptlehrer am Realgymnasium zu Basel. Leipzig, Veit und Comp. 1862.

Die Anordnung dieser eben erschienenen Grammatik des bekannten und durch seine so brauchbaren Schulbücher verdienten Verfassers ist ebenso neu als wohldurchdacht. Sie zerfällt nämlich in zwei Theile, einen sogenannten calculierenden oder, besser gesagt, propädeutischen und einen systematischen Cursus. Der propädeutische Cursus, wie es der Verfasser in der Vorrede ausspricht, „soll den Schüler auf leichtfassliche und anschauliche Weise zum Verständniss des systematischen Cursus vorbereiten. Es sind daher die hauptsächlichsten Erscheinungen der Grammatik in ansprechenden, der Fassungskraft des Anfängers angemessenen und in der Form der Umgangssprache sich bewegenden Sätzen vorgeführt.“ Dieser Theil, der, beiläufig gesagt, nur 64 Seiten in sich schliesst, und folglich in 20 bis 30 Stunden kann durchgemacht werden, befolgt denselben praktischen Gang, wie des Verfassers französische Elementargrammatik (jetzt in 6. Auflage), hat aber das vor demselben voraus, dass die fast vollständige Reihe der Flexionsformen ihrer Hauptsache nach in möglichster Kürze und in, wenn auch nicht systematischer, doch natürlich sich ergebender Aufeinanderfolge darin enthalten ist, auf welche dann, da jene dem Gedächtnisse eingeprägt sind, im zweiten systematischen Theile gebaut werden kann, wo sie bis in alle Einzelheiten weiter entwickelt werden. Ueber diesen propädeutischen Cursus haben wir weiter nichts zu bemerken, als dass wir gewünscht hätten (ein Wunsch, den wir beim Gebrauche der oben angeführten französischen Elementargrammatik schon oft gethan), es wären die Erläuterungen in mehr übersichtlicher, dem Schulgebrauche mehr angemessener Gestalt, namentlich

in so wenig Worten, so einfach und concret als möglich gegeben worden. (So sollten auch, im zweiten Theile, die Anglicismen pag. 161. 164. u. a. dem Auge gefälliger durch Absätze getrennt sein). Als Beispiel führen wir namentlich die, eine halbe Seite engen Druckes umfassende Erläuterung auf S. 61 an, welche gewiss kürzer und synoptischer (durch Absätze bei jeder Regel und für jedes Exempel, hätte können gegeben werden. Manche andere Erläuterung, im propädeutischen Theile zu früh und den Schülern unverständlich, weil zu abstract, hätte auf den syntaktischen Theil können verschoben werden, z. B. S. 39 die Unterscheidung von can und may, ferner S. 128 §. 71 u. ff. Indess sind diese Bemerkungen der Einsicht des Lehrers überlassen, der sich nach der Alters- und Verstandesstufe seiner Schüler richtet. Hauptsache bleibt in diesem Theile das solide Memoriren der gegebenen Flexionen, Vocabeln und vortrefflich graduirten Sprechübungen, wodurch das Ohr sich an die englische Aussprache gewöhnt und wohl darauf vorbereitet wird, den eingehenden systematischen Cursus zu beginnen.

Was nun diesen Haupttheil betrifft, so müssen wir, ehe auf Einzelnes eingegangen wird, ganz besonders auf die unserer Ansicht nach logische und systematische Anordnung des Stoffes aufmerksam machen. Es ist dies derselbe Gang, welchen der Verfasser in seiner systematischen Grammatik der französischen Sprache (Basel 1860, 2. Auflage) befolgt hat, nämlich Behandlung des Artikels, Substantivs, Adjectivs und der übrigen Redetheile; in der Syntax die Lehre vom nackten und vom erweiterten Satze, dann der zusammengesetzte Satz in vollständiger und richtiger Anordnung, wie sie in jeder Satzlehre sich finden sollte. Diese Anordnung scheint uns so vorzüglich, so wichtig zugleich und jeder anderen so vorzuziehen, dass wir uns dem Verfasser zu besonderem Danke verpflichtet fühlen, und jedem Lehrer Glück wünschen, der dieses Lehrbuch seinem Unterrichte zu Grunde legen wird. Wenn einmal der propädeutische Cursus durchgearbeitet ist und die darin behandelten Formen fest sitzen, so dass der Schüler sich einigermassen in die Sprache hineingelebt und ihre Eigenthümlichkeit begriffen hat, dann kann ein systematischer gründlicher Curs allein zur sicheren, klaren und erfreulichen Kenntniss der Sprache führen. Und wie unendlich vortheilhaft für den Schüler, wenn der grammatikalische Gang, der mit ihm im Englischen befolgt wird, derselbe ist, den er im französischen und deutschen Unterrichte gehabt hat oder noch hat. Dies ist es, was wir an dieser neuen englischen Grammatik des Herrn Dr. Georg so hervorheben, dass sie den richtigen, schulgemässen, systematischen Gang in Etymologie und Syntax befolgt, der in der deutschen Sprachlehre befolgt wird und allein zur klaren Einsicht in den Genius einer fremden Sprache führt. Es hat damit der Verfasser auch die Ueberzeugung geoffenbart, dass der Unterricht der verschiedenen Sprachen Hand in Hand gehen, die eine auf die andere sich berufen und stützen soll; dass die Vergleichung derselben, auf welche nicht nur der Lehrer aufmerksam macht, sondern welche der Schüler unwillkürlich selbst entdeckt, dem sonst so trockenen oder wenigstens nicht beliebten Sprachunterrichte reges Interesse verleihen muss.

Wenn wir nun auf die einzelnen Abschnitte und Regeln übergehen, so müssen wir freilich eine Befürchtung aussprechen, welche uns schon der erste Anblick nicht nur dieser englischen, sondern auch der bereits genannten französischen Grammatik des Verfassers entlockt hat, nämlich die allzu reichliche Anhäufung von Spezialfällen, von Ausnahmen, und die oft sehr complizirten Abtheilungen und Unterabtheilungen. Wird über dieser freilich genauen, aber viele Zeit raubenden Analyse nicht das Ganze, die Hauptsache, die Hauptregel verwischt und verdrängt? Dieser Frage glauben wir aber mit zwei Antworten begegnen zu können. Einmal ist ja beim Gebrauche eines jeden Lehrbuchs stets des Lehrers eigenes Ermessen und Urtheil nothwendig, was und wieviel er vom Gegebenen durchzunehmen habe; nach Alter und Kenntnissen seiner Schüler, nach Zeit und Verhält-

nissen muss er zu beurtheilen wissen, wie er das vorliegende Handbuch brauchen soll. Zweitens wird ja im Allgemeinen der englische Unterricht erst auf höherer Altersstufe, kaum vor dem fünfzehnten oder sechszehnten Jahre begonnen, mithin in einem Alter, wo der Schüler durch seine Vorbildung bereits befähigt ist, einen sich so reich verzweigenden Stoff zu erfassen. Für jüngere, früher anfangende Schüler müsste dann freilich der propädeutische Curs nicht in zwanzig, nicht in dreissig Stunden durchgenommen, sondern auf eine längere Zeitdauer ausgedehnt werden, was übrigens nicht den geringsten Nachtheil mit sich führen würde. Stimmt man uns in dieser Rücksicht bei, so können wir im Allgemeinen die kurze und klare Form der Regeln als lobenswerth anerkennen. Bei dem grossen Reichthum an Paragraphen möchten wir indess als unnöthig streichen: S. 98 den ganzen Abschnitt über das substantivisch gebrauchte Adjectiv §. 42; dann S. 102, §. 51. 1. 2. 4, weil nichts neues, noch für das Englische Wichtiges bringend; ebenso S. 121 bei §. 64 u. d. ff. die unnützen Erklärungen, was das Verb, was transitiv u. s. w. In Beziehung auf shall und will §. 76—78 hätten wir uns ganz kurz gefasst, weil auch durch die besten Regeln und Tabellen den Anfängern keine Idee von dieser Eigenthümlichkeit kann gegeben werden, und nur vieles Lesen englischer Autoren und praktische Uebung Rath und Einsicht schaffen mag. In §. 84 u. ff. bis §. 88 excl. hätte die Ableitung der Zeiten als für das englische Verb ganz unwichtig ignorirt werden können, um so mehr als auch in anderen Sprachen mit diesen Ableitungsregeln die Schüler nur gelangweilt werden, und das Verbum sich eben durch nichts so fest einprägt als durch solides mechanisches Memoriren. Als sehr gelungen bezeichnen wir das Capitel 8 über die Präpositionen, wo durch bestimmte, kurze, wohl abgegrenzte Regeln und durch die deutschen und englischen Aufgaben zum Uebersetzen der Stoff auf das Klarste dargestellt ist. In der Syntax möchten wir die einleitenden §§. 140—150 als unnütz streichen, ebenso im Genitiv die §§. 186. 187, dann §. 193—166. Sehr verdienstlich hingegen ist der Abschnitt über die Rection der Verben und Adjective (ein Abschnitt, der, beiläufig gesagt, in anderen, und namentlich in französischen Grammatiken entweder ganz fehlt oder sehr kurz abgethan wird, wahrscheinlich wohl, weil die Verfasser sich die Mühe nicht gern geben, die nöthigen Zusammenstellungen und Nachsuchungen zu unternehmen), wo der Verfasser die grosse Arbeit nicht gescheut hat, in §. 198. 199 u. 201 ein sehr vollständiges Verzeichniss zu entwerfen, welches auch dem des Englischen bereits Kundigen sich sehr empfehlen wird.

Wenn wir schliesslich einen Blick auf das Ganze werfen, so bleibt uns noch eine kurze Bemerkung über die sehr praktische Einrichtung der jedem Abschnitte beigefügten Uebungsstücke und Sprechübungen, welche die sonst an und für sich trockene Grammatik in passender Weise dem Schüler angenehm machen. Auch in Bezug auf die Wahl der Uebersetzungsstücke haben wir des Verfassers Geschick und Sorgfalt lobend hervorzuheben; mit wenigen Ausnahmen (etwa Nro. 92, 117) sind es passende Stoffe, obgleich wir persönlich, hier und da wenigstens, Einiges aus dem Spectator, aus Gibbon oder Macaulay gewählt hätten.

Die beiden Wörterverzeichnisse mit figurirter Aussprache und den (höchst wichtigen) Accentzeichen, sowie der Schlüssel zu den Aufgaben, sind bequem und das Ganze, Papier, Druck und Ausstattung bei sehr niedrigem Preise höchst anerkennenswerth.

Wir wünschen dieser neuen Grammatik eine verdiente Aufnahme; möge sie die Kenntniss der englischen Sprache und ihrer preiswürdigen Literatur überall in die deutschen Lande hin verbreiten helfen!

Basel. Dr. Meisner.

Programmenschau.

Die Primaner-Arbeiten gegen Ende des siebenzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Gratulationsschrift von Dir. Prof. Dr. Krüger. Braunschweig, 1860.

Mit dieser Abhandlung begrüsste der Verf. die neunzehnte Philologenversammlung. Bei dem gegenwärtig noch so lebendigen Streite über die Ausarbeitungen der Schüler der oberen Classen in der Muttersprache sowohl als in der lateinischen, schien es ihm nicht unzweckmässig, einen Blick in die Gymnasia älterer Zeit zu thun. Die Braunschweiger Schulbibliothek besitzt in vier Folianten von je 1500 bis 2000 Seiten eine grosse Sammlung der in lateinischer und deutscher (mitunter auch griechischer, hebräischer und französischer) Sprache in Prosa und Versen von den Primanern des ehemaligen Martineums bei verschiedenen Veranlassungen gehaltenen Vorträge, aus den Jahren 1687 bis 1720. Ueber diese Arbeiten berichtet nun der Verf. nicht bloss, sondern theilt auch mehrere Proben der Bearbeitung mit, so dass wir nicht nur den Ideenkreis, aus dem die Aufgaben entlehnt zu werden pflegten, sondern auch die Kenntnisse der Schüler und die Form der Darstellung kennen lernen. Was nun diese betrifft, so kann von einer Schönheit der Form in den deutschen Arbeiten in jener Zeit natürlich nicht die Rede sein, die Kenntnisse der Schüler dagegen erscheinen nicht verächtlich. Der Stoff ist aber aus den verschiedensten Gebieten, Manches wird weitläufig in Rede, Chrie, als Vergleichung, Schilderung behandelt, was den Schulen unserer Zeit fern liegt und fern liegen muss. So sind viele Themata aus der Bibel entlehnt und hängen mit den dogmatischen Ansichten des 17. Jahrhunderts zusammen, die heutiges Tages Niemand zu Schüleraufsätzen geeignet finden würde; biblische Aussprüche, die zu Predigttexten dienen können, sind als Themata gestellt z. B. Ode über den Spruch aus Ps. 51: „Schaffe in mir Gott ein reines Herz." Die Chrien zeigen zum Theil die Geschmacklosigkeit der Zeit, z. B. „Je magerer Hund, desto mehr Flöh." Andere Arbeiten berühren Zeitereignisse, z. B. „Seufzer der christlichen Kirche über den Abtritt des sächsischen Churfürsten zur päpstlichen Religion," „über die Raubkriege Ludwigs XIV.," andere praktische Fragen, z. B. „Die Bettler müssen ins Zuchthaus gebracht werden." Originell sind manche Vergleichungen, so der Buchdruckerei und der Brunnen. Sehr beliebt war die Form von Inschriften; auch für die deutschen Arbeiten dieser Art war das Thema meist lateinisch gefasst. Die lateinischen Arbeiten überragen die deutschen weit und beurkunden eine Vertrautheit mit der Sprache, wie sie sich heute nur selten bei den Schülern findet

Proben eines Wörterbuchs der österreichischen Volkssprache mit Berücksichtigung der älteren deutschen Mundarten, von Hugo Mareta. Progr. des Gymn. zu den Schotten in Wien. 1861.

Im Programm derselben Anstalt veröffentlichte der seitdem verstorbene Lehrer B. Jengschmitt eine Abhandlung: Ueber den Zusammenhang der österreichischen Volkssprache mit den drei älteren deutschen Mundarten. Dadurch wurde sein Nachfolger H. Mareta zu ähnlichen Studien angeregt und legte ein Verzeichniss der der niederösterreichischen Mundart eigenthümlichen Wörter an, dehnte dann aber seine Forschungen auch auf Oberösterreich, Salzburg und Obersteiermark aus. Indem er dabei besonders Rücksicht nahm auf die der Stadt Wien eigenthümlichen Ausdrücke und Redensarten, bot sich für diesen Kreis namentlich ein grosses Material dar, die zahlreichen Lieder der Wiener Volkssänger waren die Hauptquelle. Doch diese speciell Wienerischen Ausdrücke bei Seite legend hat er in der vorläufigen Probe des Wörterbuches, welche hier vorliegt, mehr die allgemeine Landessprache berücksichtigt. Für seine Arbeit hat der Verf. sowohl aus dem Volksmunde selbst gesammelt und ist von verschiedenen Sammlern unterstützt als er die gedruckten Hilfsmittel mit ausserordentlichem Fleisse zu Rathe gezogen hat. Dass er sich bei der Bearbeitung auf Schmellers Epoche machendes Werk gestützt hat, ist natürlich. Es ist sehr zu wünschen, dass bei der Schwierigkeit einer solchen Arbeit der Verf. noch reichlichere Unterstützung finde und seine deshalb an alle des österreichischen Dialektes kundige Männer gerichtete Bitte Anklang finde. Die mitgetheilten Proben erstrecken sich über das ganze Alphabet. Bei jedem Worte ist auf die mittelhochdeutsche Form, auf Beneckes Wörterbuch, dann auf die Dialektlexica, besonders Schmeller verwiesen, und hiernach zahlreiche Beispiele mit Angabe der Quelle angeschlossen. Bei dem ausserordentlichen Schwanken der Orthographie hielt es der Verf. für das beste sich so viel als möglich an die Orthographie der hochdeutschen Schriftsprache anzuschliessen, jedoch dabei die der Volkssprache eigenthümlichen Laute möglichst genau zu bezeichnen, zugleich aber auch so wenig als möglich an der eigenthümlichen Schreibart der benutzten Schriftsteller zu ändern. Bei dem engen Zusammenhange des Mittelhochdeutschen mit dem österreichischen Dialekt ist es überflüssig auf die Wichtigkeit eines vollständigen österreichischen Wörterbuches hinzuweisen; möge es dem dazu befähigten Verfasser gestattet sein seine Sammlungen so weit auszudehnen. Diese eine Bemerkung darf nicht verschwiegen werden: dass es besser wäre, wenn der Verf. sich mehr der Kürze befleissigte. Zu überall in Deutschland, auch in Norddeutschland, üblichen Wörtern und Redensarten bedarf es keiner Belege (vergl. die Beispiele unter Teufel, Thurm, Geist, gehören u. a.). Zum zweiten ist die Zahl der Belegstellen überall etwas über Gebühr ausgedehnt; träte hier eine Beschränkung ein, so würde es gut sein den gewonnenen Raum zur Vergleichung der anderen hochdeutschen Dialekte, über die wir schon viele treffliche Arbeiten haben, zu benutzen.

Passio Christi von Martinus Myllius. Herausgegeben von A. Hagemann. Progr. des Gymn. zu Friedland. 1861.

Martin Miller oder Myllius, im Anfang des 16. Jahrhunderts im Wangenkloster zu Ulm, gestorben 1521, hat deutsche Kirchenlieder gedichtet, welche 1517 zu Reichenau gedruckt erschienen. Sie sind seitdem nur theilweise von Ph. Wackernagel und Hoffmann herausgegeben; vollständig werden sie wohl in das neue grosse Sammelwerk Wackernagels aufgenommen werden. Ein Exemplar aus der Meusebachschen Bibliothek befindet sich auf der Kön. Bibliothek zu Berlin. Dies hat der Herausgeber ohne Aenderungen von neuem abdrucken lassen, um ein Bild der sehr spärlichen deutschen geistlichen Liederdichtung vor Luther zu geben, d. h. solcher Lieder, welche zum allgemeinen Kirchengesang bestimmt waren. Die Lieder sind nicht von poetischem Werth, ihre Bedeutung ist natürlich vorzugsweise eine historische, interessant sind sie als älteste Versuche in der Sapphischen Strophe und im Alexandriner, auch sprachlich, wie u. A. Luft nur männlich erscheint. Es sind ihrer 26, jedem ist die Melodie des latein. Hymnus beigefügt. Da nicht alle vom Leiden Christi handeln, ist die Bezeichnung Passio ungenau; sie wäre an sich auch schon unlateinisch. S. Nägelsbach lat. Stil. S. 43.

Aus der Umgegend von Danzig. Von Dir. Dr. F. Strehlke. Progr. der Petrischule zu Danzig. 1862.

Der Reichthum dieses Programms lässt sich nicht erkennen aus der Unscheinbarkeit der Ueberschrift. Mit Uebergehung des geographischen Stoffes bemerkt Ref., dass der Inhalt sich bezieht auf Georg Forsters Geburtsstätte. Diese jetzt fast ganz vergessene Stätte hat der Verf. wiederholt aufgesucht. Die Resultate der Untersuchungen sind in der Schulschrift enthalten, der mehrere lithogr. Tafeln angehängt sind, das jetzt umgebaute Geburtshaus Georg Forsters reconstruirt, Nassenhuben im Jahre 1721, Reinhold Forsters Geburtshaus in Dirschau darstellend und ein Plan des Flussgebietes der Mottlau. — Hienach entbehrt die Stelle, wo Georg Forster geboren ist, noch einer Gedenktafel. Geboren ist er 27. Novbr. 1754, nicht 26. Novbr., wie alle Bücher ergeben, in Hochzeit, einem dicht an Nassenhuben stossenden Dorfe, welches damals zur Patronatspfarre von Nassenhuben gehörte, genau genommen also nicht in Nassenhuben. Die Pfarrei von Nassenhuben ist aufgehoben, das Pfarrhaus, Georg Forsters Geburtshaus, ist jetzt Besitz eines Schmiedes, Georg Forster ist in fünfter Generation Abkömmling von dem Schotten Georg Forster, welcher spätestens 1642, nicht erst 1649, wie Gervinus irrthümlich angibt, in Preussen in Neuenburg einwanderte. Nicht bloss über die Vorfahren Georg Forsters, sondern besonders auch über seine Geschwister und deren Descendenz gibt das Programm sehr genaue Nachricht. Von Georg Forsters zweiter Tochter Clara lebt eine zahlreiche Nachkommenschaft in Bern.

Schleiermacher in seinen Beziehungen zu dem Athenäum der beiden Schlegel. Von Prof. Sigwart. Progr. des Seminars zu Blaubeuren. 1861.

Im Jahre 1797 wurde Schleiermacher mit Friedrich Schlegel bekannt und stand seitdem längere Zeit unter seinem überwiegenden Einfluss; das

schlagendste Zeugniss sind seine vertrauten Briefe über die Luzinde, in denen er auf so feine Weise das Buch vertheidigte, das, wie er selbst sagte, ihm doch nicht klar geworden war; sie müssen 1799 geschrieben sein, nach den Reden, nicht vorher, wie Julian Schmidt annimmt. Schon vorher in der ersten Hälfte des Jahres 1798 hatte er zu dem Athenäum der beiden Schlegel Beiträge geliefert. Im zweiten Stück stehen die „Fragmente," aphoristische Kritiken, verfasst von den beiden Schlegel und Schleiermacher. Das hier Schleiermacher Eigene zu scheiden hat zuerst F. G. Kühne 1838 versucht, aber von einem unhaltbaren Grundsatz ausgehend. Einen richtigeren Gesichtspunkt hält vorliegende Abhandlung fest und ist dadurch für die genauere Kenntniss der Entwicklung Schleiermachers sehr wichtig. Sie bezeichnet das als Schleiermachers Eigenthum, was die Gegenstände betrifft, die ihn damals hauptsächlich beschäftigten, oder was, denn er war damals ein Unfertiger, in seinen späteren Schriften in entwickelterer Gestalt wiederkehrt. Schleiermacher fiel die philosophische Abtheilung des Athenäums zu. Von ihm sind die Recensionen der Kantischen Anthropologie, der letzten Schriften Garve's, von Engel's Philosophen für die Welt, Fichte's Bestimmung des Menschen. Die nach einem Briefe an Henriette Herz von Schleiermacher herrührende Recension über Kant's Anthropologie fehlt in der Gesammtausgabe seiner Werke; deshalb hat Herr S. die wesentlichen Sätze hier (S. 7) mitgetheilt. In ähnlicher scharfer Weise sind mehrere Sätze in den Fragmenten über Kant, die deshalb Schl. zuzuschreiben sind (S. 6). Die nüchterne Auffassung der Pflicht, dazu die geistlosen Kantianer riefen damals Schlegel's Antipathie gegen Kant hervor, die später schwand. Mit gleicher Schärfe wendet er sich der steifen Wolffianer wegen gegen Leibnitz; die Antileibnitzischen Sätze (S. 9) sind von ihm. Spinoza und Fichte wurden von ihm hochgeschätzt; einige Sätze über jenen sind von ihm. Gegen Fichte verhielt er sich schon etwas kühler; ein grösseres Fragment über ihn scheint eher Friedr. Schlegel zum Verfasser zu haben, während einige an Fichte sich anschliessende ideenreiche Fragmente (S. 12) in Gedanken und Form so an die Monologen erinnern, dass sie Schlegel zuzuschreiben sind. — Andere Fragmente lassen sich deshalb auf Schlegel zurückführen, weil sie seine Ansichten über die Aufgabe der Philosophie deutlich abspiegeln oder die Keime seiner Dialektik und Ethik enthalten (S. 13 fgg.). Auf die der Zeit nach zunächst liegenden Reden über die Religion weist in den Fragmenten kein einziger Gedanke hin; es ist also der Sprung von den Fragmenten zu den Reden ein sehr grosser. Dagegen zeigt sich in F. Schlegel's Aufsatze über die Philosophie im zweiten Bande des Athenäums, unmittelbar vor den Reden geschrieben, eine überraschende Verwandtschaft mit denselben, nämlich in der Begriffsentwicklung der Religion (S. 20). Er begrüsste daher die Reden, die die Religion der Zukunft erschliessen sollten, mit lautem Jubel, sie athmeten ja den Geist des unbeschränktesten Subjectivismus (S. 21 fg.); aber gerade in den Reden, was Schlegel nicht ahnte, trat Schleiermachers Befreiung von Schlegel's Einfluss hervor. Dieser hatte ihn auf sich selbst zurückgeführt, das Gefühl trat wieder in seine Rechte, er konnte sich nicht in Schlegel's trübe Vermischung von Philosophie, Poesie und Religion finden, denn er ist einseitig religiös; daher hat er, was er in den Reden begonnen, den erstorbenen religiösen Sinn zu beleben, sein Leben lang fortgeführt, von Jahr zu Jahr an innerer Sicherheit zunehmend, daher der Verjünger des deutschen Protestantismus, während Fr. Schlegel aus Mangel an innerem sittlichen Halt immer tiefer sank und von seinem Glauben abfiel.

Ueber die mittelalterlichen Schauspiele Frankreichs. Von Prof. Dr. Wittich. Progr. des Gymn. zu Eisenach. 1861.

In der Einleitung sagt der Verf., dass es gerade für die Gymnasien angemessen sei, die classischen dramatischen Dichter der Franzosen, besonders Racine, zum Gegenstande der Lectüre zu machen, um dadurch die griechischen Tragiker genauer kennen zu lernen. So vielfach auch das französische Drama angegriffen sei, behaupte es doch einen hohen künstlerischen Werth, welcher um so mehr hervortrete, wenn man auf die unmittelbar vorhergehenden mittelalterlichen Schauspiele einen Blick werfe. Diese wurden durch den Parlamentsbeschluss von 1548, welcher dahin lautete, dass Aufführungen von heiligen, biblischen Stoffen für immer unterbleiben sollten, aufgehoben, und es handelte sich jetzt darum einen Ersatz für das Verlorene zu finden. Dass übrigens mit diesem Verbot der Kunst kein harter Schlag geschlagen wurde, das zeigt nun der Verf. in der genaueren Betrachtung der Mystères, der Moralités, Farces. Die Auseinandersetzung stützt sich besonders auf die Bücher von Ebert und Hase, bietet nichts Neues, gibt aber eine befriedigende Uebersicht.

Ueber Dante's Charakter. Rede von Dr. Hultgren. Im Programm des Nicolaigymnasiums zu Leipzig. 1861.

Die Rede ist zur Feier des Geburtstages des Königs Johann von Sachsen gehalten und schildert nach einer Hinweisung auf die Verdienste des Königs (Philalethes) um Dante dessen sittliche und geistige Grösse. Sie hebt als Tugenden des Dichters hervor seine heisse Vaterlandsliebe, seine Freiheit und Offenheit, seine Wahrheitsliebe, die eine Bürgschaft ist seiner Unparteilichkeit, auch wo unser Urtheil von dem seinigen abweichen mag; sein hohes Selbstbewusstsein neben seiner Bescheidenheit. Dante ist der Meister italienischer Dichtkunst geworden, Muster für alle Folgezeit. Die Form ist vollendet, das Erhabene finden wir neben dem Volksthümlichen, das Liebliche neben dem Gewaltigen, hier Scherz, dort Ernst, wie es der Stoff verlangt, die trockenste Materie poetisch bildsam gemacht, das poetische Interesse verschmilzt mit dem philosophischen und politischen, die Wissenschaft ist auf eine wunderbare Weise wieder zur Kunst geworden, aus der sie sich entwickelt hat. — Diese Sätze beweist der Verf. durch Beispiele, aus der Uebersetzung des Königs entlehnt.

Hölscher.

Miscellen.

Ueber den Plan eines Enseignement international.

Vor einiger Zeit machte die Pariser Opinion nationale die Bemerkung, dass der höhere Unterricht der in den Klöstern begonnen habe, in Frankreich noch gar sehr die Merkmale seines Ursprungs an sich trage; die Erziehung sei klösterlich und was die Gegenstände betreffe, so lehre man Latein, Griechisch, etwa noch Mathematik, nicht aber Naturwissenschaften, noch weniger Geschichte; den lebenden Sprachen bleibe so zu sagen nur ein versteckter Winkel übrig. In der That spielen letztere auf den Lyceen und Collèges nur eine sehr untergeordnete Rolle, man lehrt sie nur in den oberen Classen, widmet ihnen nur zwei Stunden wöchentlich, und da der Unterricht im Englischen und Deutschen gleichzeitig stattfindet, so kann der Schüler nur eine der beiden Sprachen erlernen; für die Lehrer derselben wird nicht das examen d'agrégation verlangt, so dass sie ihren Collegen nicht gleich stehen, und mehrere derselben, die allerdings ihren Gegenstand vollständig beherrschen, haben als Ausländer viele Mühe, die Disciplin aufrecht zu erhalten. In Frankreich, wo jeder ein unmittelbares Ziel vor Augen haben will, wird auch der Schüler schon sehr daran gewöhnt, im Hinblick auf die alljährlich mit Feierlichkeit vertheilten, zahlreichen Preise, auf den concours zu arbeiten; für sämmtliche Lyceen und Collèges von Paris und Versailles besteht nun, um die Schüler, die in jedem Fache die besten Arbeiten geliefert haben, belohnen zu können, ein concours général, an dem sich von jeder Anstalt die Tüchtigsten betheiligen. Während nun früher in diesem allgemeinen Wettkampfe auch Englisch und Deutsch zu den prämiirten Fächern gehörten, hat man sie seit mehreren Jahren gestrichen und so auch äusserlich angezeigt, welche geringe Wichtigkeit den neueren Sprachen beigelegt wird. Bekanntschaft mit dem Deutschen wird nur für den Eintritt in einige Specialanstalten, wie für die Militärschule von St. Cyr erfordert; für das Examen des baccalauréat ès sciences ist eine Art Kenntniss einer, für das gewöhnlichere ès lettres, die keiner neueren Sprache vorgeschrieben. Die Resultate sind denn auch, wie jeder weiss, sehr gering, und von hundert jungen Leuten, die aus den Lyceen hervorgehen, ist kaum einer im Stande, auch nur ein Buch oder eine Zeitung in einer fremden Sprache zu lesen.

Seit einiger Zeit ist nun die öffentliche Meinung mehr auf Schulfragen gelenkt, man fühlt das Ungenügende der alten Methoden, wo man noch dieselben Lehrbücher mitunter wie vor 50 Jahren trifft, und obgleich natürlich officiell viel von den erzielten Resultaten und einer Hebung der Studien die Rede ist, so klagen doch selbst Schulautoritäten, dass ein Sinken des Niveaus eingetreten sei und führen als Beleg an, dass in der Aprilsitzung für das

doch so leichte Baccalauréatsexamen von 455 Candidaten nur 195 aufgenommen seien und dass von diesen nur 1 das Prädikat très bien, 2 bien, 13 assez bien und 179 passablement erhalten hätten. Insbesondere aber verlangt man allgemeiner eine grössere Berücksichtigung der künftigen, praktischen Berufsarten, da in Frankreich nur wenig selbständige Anstalten existiren, die den deutschen oder schweizerischen Real-, Gewerb- und Industrieschulen sich vergleichen liessen. Zwar wurde schon lange das Bedürfniss dafür als dringlich anerkannt, und es liegt z. B. der Bericht eines Mitglieds des Unterrichtsraths aus dem Jahre 1821 vor, in dem es heisst: Une classe nombreuse de la société forme des voeux et redouble ses efforts pour obtenir un genre d'enseignement qui, plus étendu que celui des petites écoles, moins vague et plus déterminé que celui que peuvent offrir les colléges, corresponde mieux à ses besoins réels, à ses habitudes et à ses calculs. Il est vrai de dire que pour le très-grand nombre des jeunes hommes que leur goût personnel, l'état de leur père, les habitudes du pays destinent à des professions industrielles et manufacturières, les besoins réels et les voeux légitimes ne sont pas satisfaits. Als wünschenswerth für solche Anstalten werden bezeichnet: des connaissances positives, incessamment applicables, propres à étendre le domaine des arts, du commerce, de l'industrie, connaissances comprenant une ou plusieurs langues étrangères. 1833 gründete man denn auch nach Art unserer Bürgerschulen sogenannte écoles primaires supérieures, aber schon der Name verrieth, dass die Anforderungen dort nicht hoch gegriffen seien, schreckte viele Eltern ab und die Anstalten siechten von vornherein. Später wurden zu verschiedenen Zeiten Cousin und St. Marc Girardin nach Deutschland geschickt, um insbesondere auch das enseignement intermédiaire, wie es dort gehandhabt würde, zu studiren. 1847 ging man einen Schritt weiter und schuf als eine Art Selecta die Classen der mathématiques spéciales für Mathematik und Naturwissenschaften als Vorbereitung für die polytechnische Schule. Auch sonst suchte man sich zu helfen, mit manchen Lyceen verband man Realclassen, wo die neueren Sprachen die alten ersetzten, in Paris legte die Stadt einige colléges an, wo den neuen Anforderungen Rechnung getragen wurde, in Mühlhausen gründete man eine école professionnelle.

Einen neuen Anstoss gab dann die allgemeine Industrieausstellung. Man sah deutlich, wie sehr die Franzosen in der Kenntniss fremder Sprachen hinter anderen Nationen zurückstanden, es ergab sich, dass von 60 doch sorgfältig ausgewählten Mitgliedern der französischen Commission in London nicht 10 im Stande waren, sich im Englischen auszudrücken, und man glaubte selbst fürchten zu müssen, dass die Fremden, weil der Sprache kundiger, sich Erfindungen und sonstige Vortheile viel leichter aneignen könnten, als dies den Franzosen möglich sei. Man sprach sich in den Zeitungen darüber aus und auch in der revue de l'instruction publique machten die Vorfechter der neueren Sprachen den einseitigen Anhängern der alten lebhafte Opposition.*)

*) Bei dieser Debatte zeichnete sich durch Lebhaftigkeit und durch einen der gewöhnlichen französischen Höflichkeit fremden Ton ein Professor aus, der dringend rieth, das Gute zu nehmen wo man es fände. C'est à cette condition seule que nous resterons ce que nous sommes, la première nation du monde. Selbst unter den Franzosen, wo doch immer das nationale Gepräge hervortritt, fiel mir sein lebhafter Patriotismus auf, da er beständig von „unserem eigenen Lande," von „der Liebe, die wir ihm tragen," von diesem pays modèle sprach dont les idées et les actes sont la colonne de feu du genre humain. C'est seulement après 6000 ans qu'il fut donné au monde de voir se constituer la nationalité française telle qu'elle est actuellement; ohne Zweifel, damit die Welt hinsteht und diese Nationalität als ihr

Der Unterrichtsminister hat nun einen mit Beifall aufgenommenen grossen Schritt nach dieser Richtung hin gethan und am 14. Juni einen vom Kaiser genehmigten Bericht erstattet, in dem er von der Opportunität grade dieses Zeitpunktes, den der Ausstellungen, ausgehend, die Bildung oder Vermehrung von écoles usuelles verlangt, die dem Bedürfniss der Agricultur, der Gewerbe und des Handels entgegenkämen, deren Nutzen Niemand bestreite und deren Unterricht in einem grossen Theile Europas, in Deutschland, England, der Schweiz und Belgien Entwicklungen angenommen haben, die Vertrauen in den Erfolg erwecken und zur Nacheiferung auffordern müssten. Solche Einrichtungen seien gegen den Mittelstand als eine Art Verpflichtung anzusehen, und wie durch eine Eisenbahn neues Leben in eine Gegend gebracht und diese dadurch mit in den allgemeinen Verkehr hineingezogen werde, so würden bei der Gründung solcher Schulen neue Schichten der Bevölkerung durch das Studium der Wissenschaften und Künste in das Gefühl des Schönen und die Erkenntniss des Wahren eingeweiht und auch von Leben und Bewegung durchdrungen. S'il convient à un grand pays que les études libérales y restent en honneur et qu'elles préparent à tous les services de vives intelligences pour en diriger les efforts, il n'est pas moins nécessaire d'y rendre les études pratiques plus efficaces, et de fournir à toutes les forces de la production ces précieux ressorts de la science et de l'art, qui en multiplient indéfiniment la puissance. — Il s'agit de cet enseignement moderne, usuel, dont Votre Majesté apprécie si haut l'importance, qui prend pour base la langue nationale et les langues vivantes, l'histoire du pays et la géographie pratique, les sciences appliquées, les notions de l'industrie et du commerce, le dessin. Man sieht, das Programm entspricht ungefähr dem der preussischen Realschulen. Eine Commission, die schon mehrere Sitzungen gehalten hat, ist ernannt worden, um einen Lehrplan auszuarbeiten, um über die Stellung dieser Schulen und Bildung der geeigneten Lehrer, und namentlich auch über die Frage, ob die Elemente des Lateinischen als Lehrgegenstand aufrecht zu halten seien, sich auszusprechen; der Minister hat in seiner Rede am 12. August sein Versprechen betreffs dieser Schulen erneut und eine förmliche Verpflichtung in dieser Beziehung übernommen.

Für die bessere Ausbildung in den neueren Sprachen insbesondere hatte schon die Pariser Ausstellung ein anderes Project entstehen lassen. Der Generalinspektor des Unterrichts, Eugen Rendu, ein Mann, der in fremden Ländern Gelegenheit gehabt, sich von der Wichtigkeit des Studiums lebender Sprachen zu überzeugen, richtete am 5. December 1855 an den damaligen Unterrichtsminister Fortoul einen Bericht, worin es heisst: „Heute zu Tage, wo die Zollgrenzen schwinden, wo die allgemeinen Ausstellungen die Annäherung und die Vergleichung aller Producte der menschlichen Thätigkeit hervorrufen und die civilisirten Nationen in einer engen Solidarität von Ideen und Interessen vereinigen, muss Ziel und Resultat des Unterrichts sein, jedes Glied der grossen Völkerfamilie in den Stand zu setzen leicht und ohne fremde Vermittlung mit jedem der Völker, die diese Familie bilden, zu verkehren. Jede Erziehung, die nicht bis zu einem gewissen Grade international wäre, ist eben dadurch im 19. Jahrhundert wesentlich unvollständig. In England und Deutschland sind Sitten und Schulen bereits vorgegangen, in Berlin gibt es ein französisches Gymnasium und in einem deutschen Gymnasium derselben Stadt habe ich in der Secunda einer Lection über eine Tragödie Corneille's beigewohnt, wo französisch explicirt wurde und die Schüler im Stande waren, vollständig zu folgen. Ich frage,

---

grösstes Meisterwerk anstaunt. Es ergab sich, dass der Herr aus Deutschland ist, seine Studien in Berlin gemacht hat, und alttestamentliche Bilder wie Chronologie erklären sich genügend durch seine Abstammung.

welches ist die Unterrichtsanstalt in Frankreich, wo auch nur annähernd ein gleiches Resultat vorgeführt werden könnte."

Rendu schlug am Schluss seiner Note die Bildung von collèges internationaux vor, d. h. von Schulen, die mit einander in enger Verbindung wären und in den Ländern selbst sich befänden, deren Sprachen zu erlernen wären. Dort sollten die Mitglieder verschiedener Nationen nach einer gemeinsamen Methode unterrichtet werden, und der Reihe nach von einer dieser Anstalten in die andern übergehen; sie würden auf die Weise in der Zeit selbst, während der sie ihren übrigen Studien oblägen, in den Besitz mehrerer fremden Sprachen gelangen, würden reisen, fremdländische Weise und Sitte kennen lernen und so gewissermassen eine allgemeine europäische Bildung sich aneignen. Indessen starb Fortoul und die Sache blieb liegen, bis in der Sitzung der französischen Commission für die Ausstellung am 14. December 1861 ein grosser Industrieller, Herr Barbier, sich erbot, den Verfassern der vier besten Abhandlungen, die über die Frage des enseignement international bis zum 31. Mai ihre Arbeiten einreichen würden, Preise von je 2000, 1500, 1000, 500 Franken auszusetzen. Es wurde nun eine Commission ernannt, welche den ganzen Gegenstand zu prüfen hätte, in der sich der Vicepräsident des obern Unterrichtsraths Dumas, viele hohe Beamte, grosse Industrielle wie Péreire, Gelehrte von europäischem Ruf wie M. Chevalier, Directoren u. a. befanden. Die Frage wurde auch öffentlich vielfach besprochen, sämmtliche Pariser Zeitungen, mit Ausnahme des ultramontanen Monde, der am Latein als der Weltsprache festhielt, sprachen sich, ohne auch nur den Schwierigkeiten Rechnung zu tragen, für das Project höchst günstig aus, in Italien begrüsste die Rivista italiana, Effemeride della pubblica istruzione in ihrer Nummer vom 13. Januar dasselbe mit Beifall. „Wir beeilen uns," sagt sie, „die Transportmittel und alle mechanischen Hulfsquellen, welche den materiellen Theil unserer Verbindungen mit den fremden Völkern betreffen, zu unserem Nutzen anzuwenden; wenn es sich aber um eine Anstrengung unserer Intelligenz, um die Arbeit unseres Geistes, unseres Gedächtnisses handelt, so wollen wir sie nicht versuchen oder wissen keinen Vortheil daraus zu ziehen. Wir haben ein wenig mehr oder weniger Latein gelernt, aber wir verstehen weder Englisch noch Deutsch. Wir radebrechen kaum ein wenig französisch; wenn uns in Betreff der anderen Sprachen ein Uebersetzer oder Erklärer fehlt, so müssen wir aufgeben, sie zu lesen oder zu sprechen." In der Eröffnungsrede der Commission konnte Rendu bereits erwähnen, dass die Abtheilung der moralischen Wissenschaften der Turiner Academie durch ihren Secretär Gorresio die Unterstützung des Plans zugesagt, dass nicht allein die englische Presse es günstig aufgenommen, sondern auch der alte Brougham in seiner Eröffnungsrede der Sitzungen der Gesellschaft für moralische Wissenschaften vorgeschlagen, den Beistand der englischen Association zur Verfügung zu stellen.

Die unter Dumas' Vorsitz gewählte Untercommission erstattete darauf im Mai Bericht und nach einer lebhaften Debatte ward der Druck der betreffenden Arbeit beschlossen. Dieselbe constatirt in der vorangeschickten Einleitung den geringen Werth, der bisher in Frankreich auf das Studium der fremden Idiome gelegt sei, und das Nichtvorhandensein genügender Mittel in den öffentlichen und privaten Anstalten, um eine praktische Kenntniss sich anzueignen. Dadurch befinden sich die politischen Agenten, Kaufleute, Ingenieure und selbst die einfachen Reisenden im Auslande in ungünstiger Lage. Der Diplomat, der Industrielle, der Künstler und Gelehrte, sie haben Alle ein gleiches Interesse, die fremden Sprachen und Literaturen kennen zu lernen, und es ist also von der äussersten Wichtigkeit, ein Erziehungssystem zu schaffen, das der tiefen und allgemeinen Umwälzung entspricht, die seit einem halben Jahrhundert in den politischen, gewerblichen und intellectuellen Beziehungen der Völker zu einander sich erfüllt hat. Weiter ist der Gedankengang etwa folgender: das Grundprincip des neuen

Systems ist, dass in den neuen, internationalen Anstalten ein und derselbe Studiengang innegehalten wird und dass der Unterricht jedesmal vorzugsweise in der Sprache des Landes ertheilt wird, in der sich der Zögling eben befindet, in der Art dass der Schüler, indem er Aufenthaltsort und Idiom ändert, doch dabei keine wesentlichen Veränderungen in der Methode bemerkt. In der Zeit der Schnellzüge und telegraphischen Depeschen haben die Eltern nicht vor den Entfernungen zu erschrecken und kann es z. B. einer Familie in Lille oder Bordeaux ziemlich gleichgültig sein, ob sich ihr Sohn in Paris, Oxford oder Bonn befindet. Auch ist ja das System wesentlich elastisch und wird keineswegs erfordert, dass der Schüler den ganzen Cyclus durchläuft; der, dem es nur wichtig ist, Englisch oder Deutsch zu lernen, wird eben nur nach England oder Deutschland gehen, und da man in den Anstalten stets die betreffende Stufe wiederfindet, so kann man früher oder später eintreten und zurückkehren. So wird also nebenbei während der Schulzeit selbst erreicht, was sonst nur mit bedeutenden Zeit- und Geldopfern nach Beendigung der Studien durch Reisen zu erzielen möglich war, zugleich werden die Zöglinge noch oft Verbindungen anknüpfen mit denen anderer Länder, die in derselben Anstalt sich befinden, und so wird daraus mehr und mehr eine Annäherung und Solidarität der Völker, ihrer Ideen und Interessen hervorgehen.

Da nun der Theil der Jugend, der überhaupt über den gewöhnlichen Elementarunterricht hinausgeht, in zwei Abtheilungen zerfällt, in solche, welche eine wesentlich liberale Bildung, d. h. eine solche, in der die alten Sprachen und Kenntniss des Alterthums eine Hauptrolle spielen, und in solche, welche mehr praktische Zwecke verfolgen, so werden auch bei Bildung der internationalen Schulen diese beiden Classen zu berücksichtigen sein.

Die sehr zahlreiche Classe derer, die zwar auch wissenschaftliche und literarische Kenntniss aber doch nur in Hinblick auf ein praktisches Ziel erlangen will, aus denen sich die Gewerbtreibenden, Oekonomen, Ingenieure, Architekten u. s. w. recrutiren, vertauscht theils schon früh die Schule gegen das Comptoir und das Atelier, theils setzt sie in Mittelschulen, so weit deren existiren, ihre Ausbildung fort; Andere suchen wohl den Grad eines bachelier ès sciences oder selbst den ès lettres zu erreichen. Diesen verschiedenen Bedürfnissen hätten also die écoles internationales entgegenzukommen, und somit würde also allen jungen Leuten dort der Primärunterricht und die Kenntniss der lebenden Sprachen, den meisten etwas weitergehende literarische, geschichtliche und naturwissenschaftliche Kenntnisse, einer geringen Zahl auch die Möglichkeit der Ausbildung in den alten Sprachen geboten werden müssen. Demnach hat also das Programm als Hauptfächer zu enthalten:

Für alle Schüler 1) die Sprache des Landes, in der sich der betreffende Schüler befindet und für die besondere Lectionen angesetzt sind, in der aber ausserdem fast alle übrigen Unterrichtsfächer gelehrt werden und die den Schülern aus den verschiedenen Ländern als Vermittlung dient. Natürlich muss jeder Zögling für die Sprache schon vorher theoretisch vorgebildet sein in der Art, dass er, wenn er von Florenz nach Bonn übergehen wollte, in Italien schon im Deutschen unterrichtet wird.

2) Den literarischen, historischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, der allgemeinen Geographie, Geschichte und Literatur, Arithmetik, Algebra, Geometrie, Mechanik, Physik, Chemie, Naturgeschichte u. s. w. umfasst.

3) Die jedesmalige Muttersprache des Zöglings.

4) Was die alten Sprachen betrifft, so ist für zugleich romanische und katholische Völker Latein fast unerlässlich, da ohne dasselbe die Etymologie und die eigene geschichtliche Vergangenheit verschlossen bleiben; wenn man aber nicht eine vertiefte Kenntniss der alten Sprachen und Literaturen erzielen, sondern nur gewöhnliche lateinische Prosa geläufig lesen, die reli-

giöse und die alte juristische Sprache verstehen lernen will, so ist einem jungen, gehörig vorgebildeten Schüler von 14—15 Jahren doch wohl möglich, dieses beschränkte Mass in 2 Jahren zu erreichen. Griechisch ist weniger nöthig; da aber, selbst vom rein praktischen Standpunkte aus sein Nutzen betrachtet, die wissenschaftliche Nomenclatur ihm grossentheils entlehnt ist, es grosse Verwandtschaft mit dem Neugriechischen hat, und da ausserdem dem einen oder andern jungen Manne die Ausbildung auch nach der Seite hin wohl wünschenswerth ist, so könnte es vielleicht als facultativer Gegenstand beibehalten werden. Somit also werden diese internationalen Schulen den verschiedensten Bedürfnissen dienen, und da es Bedenken hätte, sie zu Staatsanstalten zu machen, da ihr Erfolg ohnehin gesichert scheint, so ist vorzuziehen, dass man ihre Gründung der Privatinitiative überlässt. Eine internationale Commission würde die oberste Aufsichtsbehörde bilden, und unter dieser würden verschiedene Gesellschaften für die Gründung und Ueberwachung der einzelnen Anstalten sorgen. Man würde die Staatsunterstützung nur in Anspruch nehmen, um Schutz zu gewähren, den Eintritt passender Lehrer zu erleichtern, Stipendien zu gründen. Es wird vorgeschlagen, schon jetzt für ein wahrhaft europäisches Unternehmen den Beistand von Ausländern in Anspruch zu nehmen, und in dem Masse als sich dasselbe ausdehnt, mehrere Schulen zu gründen in der Art, dass womöglich schon die Schüler durch Abstammung verwandter Völker sich zusammenfänden, in Frankreich z. B. französisch-italienisch-spanisch-portugiesische Schulen in Marseille und Lyon oder Bordeaux.

Französisch-deutsch-dänisch-englische Schulen in Havre und in Paris.

Ebenso entsprechend in den anderen Ländern.

Es bleibt nun übrig, für die Bedürfnisse derer zu sorgen, die aus der Elite der Gesellschaft hervorgehen, und bestimmt sind eines Tages sie wieder zu bilden und die höchsten Stellen überall einzunehmen. Diese können eine liberale Erziehung, also tiefere Kenntniss des Alterthums nicht wohl aufgeben und doch ist für sie eine praktische Handhabung der neueren Sprachen zugleich unerlässlich, sonst würde das Land bald einer fühlbar werdenden Inferiorität sich aussetzen. Hier also ist der Staat unmittelbar betheiligt; deshalb ist vorzuschlagen, dass er selbst eingreife und eine grosse öffentliche Anstalt, in hohem Grade günstige Bedingungen schaffe, um ausnahmsweise bedeutende Resultate zu erzielen. Es möge also in der Nähe von Paris in schöner Lage ein internationales Lyceum gegründet werden, wo gegen eine natürlich hohe Pension der Staat in moralischer, physischer und sittlicher Beziehung den höchsten Ansprüchen genüge und den Eltern alle möglichen Bürgschaften leiste. Erforderlich wären z. B. völlig zuverlässige Studienmeister, nur eine geringe Anzahl Schüler in jeder Classe, weite Räume, Gelegenheit zu voller körperlicher Ausbildung, Schwimm- und Reitschule, Fechtsaal, Ballspielhaus, Turnplatz; den neueren Sprachen wären dort etwa zwei Stunden täglich zu widmen und die Lectionen von Lehrern zu geben, die sich dabei ihrer jedesmaligen Muttersprache bedienten. So würde es ermöglicht werden, dass die Schüler bei ihrem Abgange mehrere dieser Sprachen passend handhabten, ohne Paris zu verlassen, und wenn die anderen Nationen gleiche Anstalten gründeten, so bliebe es unbenommen, für ein oder mehrere Jahre während der Schulzeit selbst in fremde Länder überzugehen und so zugleich andere Sitten und Institutionen durch Anschauung kennen zu lernen. Die alten Sprachen würden daneben, aber erst im vierten Jahre, nachdem zwei neuere Sprachen vorangegangen, begonnen und doch bei solcher Vorbildung und in solchen Verhältnissen dasselbe in drei als jetzt in fünf Jahren erreicht werden. Ausländer würden zuströmen und manche reiche Familien würden sich in Paris niederlassen, um für ihre Kinder diese Anstalt zu benutzen, die praktisch, modern durch die Mittel, aber zugleich classisch und liberal durch das Ziel wäre. Ohne irgend vorgreifen zu wollen,

glaubt die Commission durch folgende Uebersicht eine etwaige Idee von dem Lehrplan einer solchen Anstalt geben zu können.

Trois premières années d'études: Instruction primaire comprenant l'histoire sainte, l'histoire ancienne et des notions sommaires d'histoire de France en même temps que la géographie, Arithmétique. Étude grammaticale du français, étude parlée et écrite de langue italienne et de langue allemande (2 heures par jour). La troisième année un des cours professé (une heure par jour) par un professeur italien en italien.

Quatrième année (répondant à la 5e des lycées) Grammaire latine. Histoire et géographie romaine. Complément de l'arithmétique. Un cours par un professeur allemand en allemand (une heure par jour). Commencement de l'anglais parlé et écrit (une heure par jour).

Cinquième année. Grammaire latine et grammaire grecque. Histoire et géographie du moyen-âge. Un cours par un professeur allemand en allemand (une heure par jour). Anglais parlé et écrit (une heure par jour).

Sixième année. Études latines et grecques d'humanités. Lecture des auteurs anciens. Histoire moderne. Géometrie. Un cours professé par un professeur anglais en anglais (une heure par jour). Conversation (une heure par jour) en allemand et en italien.

Septième année. Études latines et grecques d'humanités. Lectures des auteurs anciens et traductions orales. Exercices de composition française. Deuxième année d'histoire moderne. Géometrie. Un cours en anglais par un professeur anglais (une heure par jour). Étude de l'espagnol (une heure par jour).

Huitième année (rhétorique des lycées). Compositions latines et françaises, de toute nature. Lecture des tragédies grecques. Histoire de France. Physique. Cours d'une demi-heure en anglais ou en allemand. Une demi-heure de conversation en espagnol.

Neuvième année (philosophie). Logique. Théodicée. Morale, Esthétique. Notions de droit et d'économie politique. Chimie. Histoire naturelle. Tous les jours une heure de conversation avec des professeurs alternativement en anglais, en allemand, en italien, en espagnol.

Ich habe den Inhalt dieses umfangreichen Documentes, das die Unterschrift mehrerer im Unterrichtsfache sehr angesehener Männer und sonstiger Notabilitäten trägt, mit einiger Ausführlichkeit wiedergegeben, um den Leser in den Stand zu setzen, dass er sich selbst ein Urtheil bilde und eine genaue Vorstellung von diesem, wenigstens ausserhalb Deutschlands vielbesprochenen Plan erlange. Obgleich auch in Frankreich wohl gelegentlich über Ueberbürdung der Schüler geklagt wird, so sieht man, dass diesen Klagen wenigstens hier noch nicht Rechnung getragen ist, und dass man sich dieses Mal den Ausspruch des ersten Napoleon, mit dem er die Zahl der Ferientage beschränkte: man arbeitet in Frankreich nicht zu viel, wirklich zu Herzen genommen zu haben scheint. Es ist allerdings dabei zu fürchten, dass von 100 jungen Leuten, die wirklich, wie sich das Publikum das so ausmalt, diesen internationalen Cyclus ganz durchlaufen hätten, der Reihe nach in Oxford, Florenz, Bonn gewesen wären, bei ihrer Rückkehr 80 weder in den Wissenschaften sehr vorgerückt, noch mit den fremden Idiomen genauer vertraut, wohl aber mit ihrer eigenen Sprache ein wenig brouillirt und in ihren Ideen etwas confus wären. Wenn dann die Commission glaubt, für zukünftige gens du monde und politische Gentlemen eine besondere Anstalt empfehlen zu müssen, so kann man in gewisser Beziehung das Beispiel Englands zu Hülfe nehmen, wo die wenigen höheren Staatsschulen fast nur den vornehmeren und reicheren Ständen zugänglich sind, aber man kann kaum sagen, dass dort nun so ausnahmsweise Bedeutendes geleistet würde und es wäre Verleumdung zu behaupten, dass der Durchschnitt der jungen Leute in Eton oder später in Oxford zu viel arbeitete. Dass nun solche Schüler, unter einer Jugend, die nicht grade studieuse ist, unter einem

Volke, das bisher noch keine besondere Fähigkeit für die Aneignung fremder Sprachen gezeigt hat, auch unter den günstigsten Bedingungen bis zu 17 Jahren nicht allein die gewöhnlichen Schulwissenschaften, sondern auch Aesthetik, Théodicée, Nationalökonomie u. s. w. treiben, und nicht allein die beiden alten Sprachen näher kennen lernen, sondern auch in den praktischen Besitz von vier neueren fremden Sprachen auf einmal gelangen, daneben aber noch reiten, fechten, schwimmen, turnen sollen; ist allerdings ungeheuerlich, und zeigt der Plan, dass die Franzosen seit lange keinen grossen Pädagogen gehabt, dass sie insbesondere noch keine rechte Idee von der wirklichen Schwierigkeit des Erlernens fremder Sprachen besitzen. Wenn in dem betreffenden Lyceum wirklich die vier neueren Sprachen gelehrt, aber immer nur nach Auswahl je zwei verlangt würden, so liesse sich die Sache hören. Bei einer versuchten Ausführung würden sich auch sonst viele Schwierigkeiten aufthun. Die Anforderungen in den einzelnen Ländern sind ja doch natürlich etwas verschieden und es wäre schwer, dass die verschiedenen Nationen sich über einen gleichen Studiengang und über den Lehrplan einigten, und würden die Lehrer, die ihre Bildung in verschiedenen Ländern erhalten hätten und die sich ganz unbekannt wären, auch nur im Stande sein eine gleiche Methode in den verschiedenen Ländern anzuwenden? Wahrscheinlich wäre doch eben auch der Unterricht durch Eingeborne jedesmal zu geben, und würde wohl der Franzose darein willigen, dass seinem Sohne die Geschichte, die er doch erst lernen soll, durch Engländer und Deutsche vorgetragen wird? Der Vortheil des Aufenthalts im Lande selbst ist bis zu einem gewissen Grade illusorisch, da die Schüler ja in abgeschlossenen Pensionaten leben und mit Allem, was ausserhalb ist, also nur wenig in Berührung kommen würden; dass aber das blosse Leben in der Fremde nicht genügt, können die Franzosen am besten beurtheilen, da so viele ihrer Landsleute trotz langjährigen Aufenthalts im Auslande in der Kenntniss der anderen Sprachen häufig nicht grosse Fortschritte machen. Ebenso würde die Mischung der Schüler nicht immer so ganz zu Stande kommen, die Engländer würden meist unter sich, die Franzosen mit ihren Landsleuten verkehren, statt, um mit einander umzugehen, immer erst zu einem ihnen beiden vielleicht nicht geläufigen Vermittlungsinstrumente ihre Zuflucht zu nehmen. Endlich ist es zu viel, dem Schüler immer das Erlernen der Wissenschaften wie Chemie und Physik und zugleich sämmtlicher fremder Ausdrücke zuzumuthen und wir fordern z. B. jeden heraus, der Lösung mathematischer Probleme zu folgen, wenn er in der Sprache noch unsicher ist. Ein Italiener hätte in Frankreich seine Aussprache des Latein wieder umzulernen, und ebenso bezweifle ich, wenn ein englischer Knabe bei einer griechischen Lection in Deutschland ein Wort ausspräche, das etwa wie Seiki klänge, ob der Lehrer darin immer sogleich das Wort Psyche erkennen würde. Es würde sich auch sofort zeigen, dass wenn Franzosen und Engländer nun zusammen eine dritte Sprache, etwa deutsch, zu erlernen hätten, beide ganz verschiedene Schwierigkeiten finden würden und was dergleichen Einwände mehr sind.

Um indess gerecht zu sein, muss man nicht vergessen, dass, wenn ein neuer Gedanke auftaucht, man sich naturgemäss zunächst von demselben leicht zu viel verspricht und nun meint, in ihm das Heilmittel gefunden zu haben. Auch hat man wohl geglaubt, um für das Project zu interessiren, es im vortheilhaftesten Lichte darstellen, Ungewöhnliches von der Verwirklichung desselben versprechen zu müssen; auch sonst pflegt das Publikum dahin zu gehen, wo die pomphaftesten Ankündigungen sind, und wir haben in Deutschland höhere Töchterschulen, wo es sich um 14—15jährige Mädchen handelt und wo Anthropologie, nordische Mythologie, alle möglichen und unmöglichen Wissenschaften auf dem Lehrplane stehen. So dürfte auch das angekündigte lycée international, wenn es anders ins Leben tritt, leicht sich einfach als eine Schule herausstellen, wo den neueren Sprachen mehr

Rechnung getragen und insbesondere auf ihre praktische Erlernung grosser Werth gelegt wird.

Uebrigens existiren bereits, namentlich in der Schweiz und Belgien zahlreiche Privatanstalten und Pensionate, wo ohne den internationalen Titel das hier Geforderte bis zu einem gewissen Grade sich vorfindet, d. h. es wird jede der neueren Sprache in der Regel dort von solchen, denen diese die Muttersprache ist, gelehrt und man trifft schon eine gewisse Mischung der Nationalitäten bei den Zöglingen. In Böhmen und der Schweiz schickt man häufig die Kinder, besonders in dem Alter von 14—16 Jahren, in die anderssprachigen Landestheile, und Eltern die sich kennen, tauschen da in der Regel um; häufig besuchen die jungen Leute da noch zugleich die Schulen, und da sie, als Einzelne, immer genöthigt sind, um sich zu unterhalten, zur anderen Sprache ihre Zuflucht zu nehmen, da sie diese in Schule und Familie beständig hören, so wissen sie nach einem Jahre die Sprache meist geläufig zu handhaben. Fast alle französischen Schweizer endlich, die studiren, verbringen einen grossen Theil der Universitätszeit in der deutschen Schweiz oder Deutschland, wo sie sich die Umgangssprache aneignen, die Collegia besuchen und so die genaue Kenntniss des fremden Idioms grade in den Fächern, die ihre Specialität sind, erwerben, so dass man dort z. B. Aerzten begegnet, die ein wissenschaftlich medizinisches Gespräch lieber deutsch als französisch führen; es ist aber einem Theologen z. B. nicht wichtig, mit der fremden Sprache auch immer zugleich die mathematischen oder chemischen Ausdrücke darin alle zu kennen. Die Commission vergisst das, wenn sie auch nur daran denkt, dass fast der ganze Unterricht in der fremden Sprache gegeben werden soll, so dass der Schüler der Reihe nach den mathematischen, chemischen, geographischen Unterricht u. s. w. in italienischer, englischer, deutscher Sprache anzuhören hätte, man muss denn doch dem Gedächtniss nicht das Unmögliche zumuthen. Man hatte es früher so bequem gefunden, dass die Fremden kamen, um französisch zu lernen; den Gelehrten war es viel leichter gefallen, die Forschungen anderer Nationen zu ignoriren als sie zu studiren; nun machte sich das Mangelhafte dieser Methode doch oft fühlbar, die Londoner Ausstellung zeigte das gar zu handgreiflich, also beschliesst man nun frisch ans Werk zu gehen und, wie so oft in der Politik es geschehen, auf dem scheinbar praktischsten und kürzesten Wege zum Ziele zu gelangen, das dabei nun, da man die Länge und das Steile des Weges noch nicht kennt, zunächst überspannt wird. Aber immerhin liegt da ein fruchtbarer Keim und der Anstoss ist gegeben. Die Commission, nebst Allen, die ihrem Projecte Beifall zollen, ist von einer gewissen Unfruchtbarkeit des herkömmlichen Unterrichts und dem Mangel der bestehenden Methoden ausgegangen, sie hat bei ihrem Plan nebenbei die Idee der Zeitersparniss im Auge gehabt, sie hat bei den gesteigerten Anforderungen auch schon durch Vertheilung des Stoffs, Zusammenwirken des Zusammengehörigen und Aehnliches die Schwierigkeiten erleichtern wollen; der Grundgedanke, dass es bei lebenden Sprachen wesentlich mit auf das Leben, d. h. die Praxis, das Sprechen ankommt, ist richtig, und ebenso ist es wahr, dass das fremde Idiom sich recht gründlich kaum anders als im fremden Lande selbst aneignen lässt, ja dass schliesslich zum vollen Verständniss die Sprache allein auch noch nicht genügt, sondern noch die Kenntniss der Menschen, der Sitten und Einrichtungen hinzukommen müsste. Der Plan selbst liegt auch Franzosen, Italienern, Engländern näher als den Deutschen, da bei jenen ein grosser Theil der Kinder nicht im elterlichen Hause, noch überhaupt in Familien, sondern in grossen, meist zu den Schulen selbst gehörigen Pensionaten die Schulzeit verbringt. Eine annähernde Verwirklichung des Planes in bescheidenerem Massstabe ist an sich durchaus nicht grade unausführbar und die Schwierigkeiten, die sich herausstellen werden, sobald man an die Ausführung selbst gehen will, nehmen ihm dann von selbst, was zunächst Chimärisches darin ist.

Jedenfalls müssen wir es mit Freude begrüssen, dass man auch auf der anderen Rheinseite beginnt, einem so wichtigen Unterrichtszweige, wie die neueren Sprachen sind, mehr Beachtung zu schenken, und dass bei den kriegerischen Nachbarn Unterrichtsfragen mehr erörtert werden. Auch das Comité der neugegründeten, von Belgien ausgegangenen association internationale — das Wort ist jetzt an der Tagesordnung — pour le progrès des sciences sociales, deren Congress am 22. September in Brüssel stattfindet, legt unter den Fragen, auf die es die Aufmerksamkeit der Versammlung zu lenken wünscht, die folgende vor: Quels sont les développements et les améliorations à apporter à l'enseignement des langues vivantes? Deutschland kann bei dem Allen nur gewinnen, es kann nur wünschen, seine Sprache, seine Wissenschaft und Literatur immer mehr gekannt zu sehen, und die entsprechenden Bestrebungen des Auslandes müssen ihm eine Aufforderung sein, auch seinerseits dem Studium der neueren Sprachen grössere Beachtung zu schenken. Zugleich ist es interessant zu beobachten, dass in derselben Zeit, wo die Idee der Nationalitäten eine solche Rolle spielt und die Völker sich nach ihren Sprachen zusammenzuschliessen suchen, dieselben Völker auch wieder sehr das Bedürfniss eines immer innigeren Verkehrs empfinden, und dass sie die Grenzen, welche die Politik zwischen ihnen aufbaut, zugleich wieder zu überwinden und sich zu verbinden streben.

Paris. K. Laubert.

Auf die im Archiv XXXI. 3. Heft gestellte Anfrage rücksichtlich eines in Lessing's Leben von A. Stahr II, 172 genannten englischen Deisten Lyons — dessen weder Lechler, noch Hettner Erwähnung thun soll, erlaube ich mir zu bemerken, dass Lechler allerdings desselben gedacht hat. Bei Lechler (Geschichte des englischen Deismus, Stuttg. u. Tüb., Cotta 1841) S. 239 findet sich Nachstehendes.

„Die am weitesten gehende Erhebung der Würde der Vernunft finden wir in einer Schrift von William Lyons, „die Untrüglichkeit des menschlichen Urtheils" — aus demselben Jahr, wie das Buch von Collins über das Freidenken. Sie beweist den Primat der Vernunft vor jeder Auctorität und die Bedingtheit der Anerkennung irgend einer Auctorität durch die rationelle Prüfung derselben. Eigenthümlich ist dieser Schrift der Satz, dass die Vernunft nicht irren kann, und namentlich die bedeutende Behauptung, dass das Urtheil eben das sei, was man sonst Gewissen, heiligen Geist nenne oder Vernunft, Licht der Natur, Ausfluss des Lichts von oben, Strahl der Gottheit, Ebenbild Gottes oder Geist der Wahrheit. — Es tritt hier die ganze selbstgenügsame Kühnheit der schwärmerisch-mystischen Secten, in die Form der Reflexion übersetzt, auf."

Lyons' Buch führt den Titel:

The Infallibility of Human Judgment, its Dignity and Excellency. Being a new Art of Reasoning and discovering Truth, by reducing all disputable Cases to general and self-evident Propositions etc. London 1713. Vierte Ausgabe 1724. cf. Baumgarten Nachrichten von einer Hall. Biblioth. Bd. VII S. 64 ff.

Nürnberg. W. Baer, Pfarrer.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Transactions of the philological Society 1858. Part. II. (Berlin, Asher.) 1½ Thlr.

J. G. Th. Graesse, Trésor de livres rares et précieux. 19. Livr. (Dresde, Kuntze.) 2 Thlr.

Proverbes Béarnais, recueillis par J. Hatoulet et E. Picot. (Accompagnés d'un vocabulaire et de quelques proverbes dans les autres dialectes du midi de la France.) (Leipzig, A. Franck.) 1 Thlr. 7½ Sgr.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 22. Lieferung. (Leipzig, Wigand.) 20 Sgr.

C. W. Th. Schuster, Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 2 Bände. 6. Aufl. (Leipzig, Weber.) 3 Thlr.

Pful, Wendisches Wörterbuch. (Bautzen, Schmaler.) 20 Sgr.

Grammatik.

A. Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. II. Band. (Weimar, Böhlau.) 8 Thlr.

H. de Charancey, La langue basque et les idiomes de l'Oural. 1. Fascicule: Structure grammaticale et déclinaisons. (Paris, Challamel.) 2 fr. 50 c.

Literatur.

San Marte (A. Schulz), Parzivalstudien. 3. Heft. (Halle, Waisenhausbuchhandlung.) 1⅓ Thlr.

A. F. C. Vilmar, deutsche altertümer im Hêliand als einkleidung der evangelischen geschichte. 2. Ausg. (Marburg, Elwert.)

P. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. 3. Lfrg. (Leipzig, Teubner.) 20 Sgr.

L. Housse, Die Faustsage und der historische Faust. (Luxemburg, Brück.) 15 Sgr.

F. Schaubach, Zur Charakteristik der heutigen Volksliteratur. (Hamburg, Ag. des R. Hauses.) 18 Sgr.

G. Gervinus, Shakspeare. 3. Aufl. (Leipzig, Engelmann.) à Bd. 1 Thlr.

Shakspeare's Hamlet, Deutsch von H. von Plehwe. (Hamburg, Boyes & Geisler.) 1 Thlr.

Tegner, Die Frithiofssage, übersetzt von F. von Heinemann (Braunschweig, J. H. Meyer.) 1 Thlr.

Tegner, Kleinere Gedichte in einer Auswahl; übersetzt von G. Zeller. (Stuttgart, Schweizerbart.) 28 Sgr.

Hilfsbücher.

K. Weinhold, Mittelhochdeutsches Lesebuch. 2. Aufl. (Wien, Braumüller.) 1 Thlr.

J. Jörg, Literaturblüthen. Gesammelt zu Lese- und Gedächtnissübungen in Oberclassen. (Augsburg, Kranzfelder.) 9 Sgr.

A. Benser & S. Ruge, Dresdener Lesebuch für Handelsschulen. (Leipzig, Schulz.) 1⅓ Thlr.

A. Lüben & C. Nacke, Grundlagen zu Literaturbildern. (Leipzig, Brandstetter.) 15 Sgr.

K. G. Helbig, Grundriss der Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. 6. Aufl. (Leipzig, Arnold.) 7½ Sgr

C. F. Falkmann, Stilistisches Elementarbuch. 8. Aufl (Leipzig, Hahn. 20 Sgr.

Brentano, Deutsche Grammatik und Stilübungen, zunächst für Gewerb- und Realschulen. (Nürnberg, Schmid.) 8 Sgr

J. Kehrein, Deutsches Lesebuch. Obere Lehrstufe. 4. Aufl. (Leipzig, Wigand.) 1 Thlr.

F. A. Wagler, Schulbuch für den deutschen Unterricht in den mittleren Classen der Gymnasien und Realschulen. (Berlin, Herbig.) 24 Sgr

Ch. Noël, Glossaire français dialogué. 2. Ed. (Leipzig, Haessel.) 2 Thlr

J. Müller, Französische Conversationssprachlehre. (Wien, Gorischek. 12 Sgr

J. W. Schirm, Vorschule der französischen Sprache. 1. Theil. (Wiesbaden, Limbarth.) 6 Sgr

F. Gruner, Schulgrammatik der französischen Sprache. (Stuttgart. Metzler.) 1 Thlr. 2 Sgr

A. Gerth, Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. (Leipzig, Steinacker.) 1 Thlr

N. J. Lucas, Leichtfassliche Uebungsaufgaben über die Regeln der englischen Aussprache. 2. Aufl. (Bremen, Geisler.) 20 Sgr.

V. A. Pedemont, Theoretisch-praktische Grammatik der englischen Sprache. 2. Cursus. (Wien, Braumüller.) 1⅓ Thlr

C. H. Schmidt, Taschenbuch der englischen und deutschen Umgangssprache. Neue Ausgabe. (Leipzig, Deckmann.) 12 Sgr

J. C. Lyth, Schwedische Grammatik nebst einer Auswahl prosaischer und poetischer Lesestücke. 2. Aufl. (Stockholm, Bonnier.) 1 Thlr

D. A Filippi, Antologia tedesca ad uso delle scuole del regno Lombardo-Veneto. 4. Ed. (Wien, Gerold.) 20 Sgr.

A. Baskerville, The poetry of Germany, consisting of selections from upwards of 70 of the most celebrated poets, translated into english verse. II. Aufl. (Altona, Meyer.) 1 Thlr.

H. Schütz, Historical series. Select portions taken from the best english historical writers. (Bielefeld, Velhagen.) à Heft 12½ Sgr.

Zur Phyſiologie und Orthographie

der S-laute.

Wir haben in unſerer deutschen Schrift drei Zeichen für die S-laute, d. h. für die dentalen Fricativ- oder Hauchlaute, nemlich ſ, s, ß, (ſah, las, aß). Die Frage aber, ob es dem entsprechend auch ebenſo vile verschidene S-laute in unſerer Sprache gebe, ist von den verschidenen Sprachforschern bisher verschiden beantwortet worden. Ueber die Existenz des weichen, intonirten ſ, wie in ſehen, leſen, als eines von den harten, tonloſen Lauten in las, aß verschidenen Lautes herscht im ganzen kein Zweifel. Es gibt zwar auch einen deutschen Dialekt (in einem Teile der Pfalz), welcher das intonirte ſ und das tonloſe s nicht unterscheidet; da wir es aber hier nicht mit ganz particulären dialektischen Eigentümlichkeiten zu tun haben, ſo brauche ich darauf nicht weiter einzugehen. Ob es aber in deutschen Wörtern zwei verschidene tonloſe s gebe, oder mit anderen Worten: ob der Auslaut der Wörter: las, Mos, kraus etc. ein anderer ſei als der der Wörter: aß, gruß, ſaß etc. darüber gehen die Stimmen auseinander.

In dem Fundamentalwerke aller deutschen Sprachforschung, in Jacob Grimms deutscher Grammatik, Bd. I. der zweiten Auflage heißt es S. 527 in einer Anmerkung:

> „Die gemeine volksſprache einiger gegenden wird ſich wohl noch darauf verſtehen, grâs (gramen), lâs (legebat), haus (domus) in der ausſprache von wâß (quid), aß (edebat), auß (ex) zu unterscheiden."

Aus diſen Worten geht deutlich hervor, dass Jacob Grimm die Existenz zweier verschiden lautenden tonloſen s (s und ß) annimmt; denn wenn es ſolche nicht gäbe, ſo könnte ſie auch die Volkssprache nirgends unterscheiden. Leider gibt Grimm von irem Unterschide keine phyſiologische Erläuterung. Er hat ſich widerholt dahin ausgesprochen, dass die phyſiologische Bildung der Laute nicht zu ſeinen Forschungen gehöre. „Nur wenn

man den lauten reinphysiologische functionen unterschiebt und darauf ein unerwiesnes und unbeweisbares system der aussprache gründet (so viel scharfsinn und feiner tact sich dabei an den tag gelegt hat), wird mir wenigstens die luft allzu dünne, und ich vermag nicht darin zu leben," ſagt er in der Vorrede zur 3. Ausgabe der Grammatik, S. XV. — Es muss dis leider als eine Lücke in den Grimm'schen Forschungen angeſehen werden, welche manche Irrtümer und Schwankungen zur Folge gehabt hat. Da der Laut an ſich ein phyſiologisches Gebilde ist, ſo gehört zur vollständigen Erforschung desſelben notwendig auch ein Eingehen auf die phyſiologische Grundlage. Mit vollem Rechte nennt Schmeller die Aussprache den Hauptprocess alles Werdens in der Sprache, und der erste Beschluss der alphabetischen Conferenz, welche vom 25. Jan. bis 3 Febr. 1854 bei Ritter Bunſen tagte, war mit Recht folgender: „The basis of our alphabet must be a physiological one, that is to say, every sound must be defined physiologically before it can claim its own graphic exponent in our alphabet."

Wie vile Wirren und wie vilen unnützen Streit hätte Jacob Grimm den Germanisten ersparen können, wenn er mit wenigen Worten in der Grammatik angegeben hätte, worin der phyſiologische Unterschid bestehe, den er in der angefürten Anmerkung im Auge hatte, was die Organe zu tun haben, um den einen und den andern Laut deutlich hervorzubringen. Es ist uns jetzt nicht leicht, uns darüber klar zu werden, in welcher Weiſe ſich Grimm diſen Unterschid gedacht hat. Er ſagt auf derſelben Seite der Grammatik:

> „Wo ſich die länge (des vocals) behauptete, näherte sich der ziſch- dem ſauſelaut oder gieng völlig in ihn auf, d. h. grôʒ, ſtôʒen lauten beinahe wie grôs, ſtôſen und es iſt nichts als die gewöhnliche inconſequenz unſerer rechtſchreibung, daʒ grôʒ, ſchôʒ (gremium) und lôs (ſors) noch verſchieden behandelt werden."

In diſen Worten ligen merere Dunkelheiten; denn erstens kann doch nach allgemein deutscher Aussprache der s-laut von stôſen gewiss nicht als identisch mit dem von grôʒ angeſehen werden, und zweitens, wenn grôʒ nur beinahe wie grôs lautet, alſo doch nicht ganz ſo, ſo ist es doch immer noch etwas mer als bloße Inconſequenz der Rechtschreibung, wenn ſie eben nicht gleich geschriben werden.

Und wenn auch nur noch eine Spur des Unterschides zwischen auslautendem s und ʒ von dem Verfasser der neusten deutschen Grammatik, von Rumpelt in Breslau, anerkannt worden wäre, ſo würde diſer nicht dahin haben gelangen können, dass er in der phonetischen Darstellung der deutschen Wörter das ʒ aus der Schrift ganz hätte eliminiren können. Vergleiche meine Zeitschrift für Stenographie und Orthographie, Jarg. IX. S. 18, wo ich mich mit Rückſicht auf Rumpelt bereits dahin ausgesprochen habe, dass der Unterschid zwischen auslautendem s und ʒ noch nicht gänzlich aufgehört habe.

Man ſiht alſo, dass alles darauf ankommt, den Unterschid der Laute phyſiologisch scharf zu präciſiren. Sagt man bloß: der eine Laut ſei zischend und der andere ſauſend, oder welche änlichen Ausdrücke man ſonst dafür gebrauchen mag, ſo kommen wir in der Tat um nichts weiter, denn es bleibt dabei immer noch ebenſo fraglich, was man unter zischen oder ſauſen u. ſ. w. zu verstehen habe. Eine Verständigung darüber wird doch immer erst durch eine phyſiologische Angabe der Bildung der Laute erfolgen können.

In der franzöſischen und englischen Grammatik herschen änliche Zwispalte. Die Schrift unterscheidet s und c (sense, cense lat. sensus, census). Pitman und Ellis und die phonetischen Wörterbücher in England, Domergue, Olivier, Féline u. A. in Frankreich leren, daß diſe s und c ganz gleich ausgesprochen werden, obwol mir nach der überwigenden Ausſprache ein wol merklicher und phyſiologisch angebbarer Unterschid zwischen beiden zu bestehen scheint.

L.-E. Olivier, des Sons de la Parole. Paris 1844, ſagt von uns: „Les Allemands admettent ridiculement quatre s différents, et qu'ils figurent en effet dans leur écriture.“ Wie unbegründet diſer Vorwurf ist, wird aus dem Folgenden hervorgehen.

Es ist als ein hohes Verdienst von Robert Willis, Alexander John Ellis, Jsaak Pitman in England, von Karl Ferd. Becker, dem ſich Wilhelm Stolze anschließt, Richard Lepsius und Ernst Brücke in Deutschland anzuſehen, dass ſie ſich ſo große Mühe gegeben haben, die phyſiologischen Vorgänge bei der Lautbildung zu einer Leuchte für die Sprachforscher zu machen, und es ist zu hoffen, dass, wo heute noch Unklarheit über die Lautlere in den Grammatiken herscht, diſe bald dem Lichte weichen werde. In Bezug auf die S-laute aber scheinen mir die genannten Forscher noch nicht alle Unterschide berückſichtigt zu haben und noch nicht zu einem abschließenden Ergebnis gekommen zu ſein, weshalb es mir zweckmäßig schin, auf diſen Teil der Lautlere noch etwas näher einzugehen.

Die verschidenen Möglichkeiten der Production von dentalen (oder von Andern, z. B. Grimm nach dem beweglichen Sprachorgan benannt: lingualen) Fricativlauten ist am ausfürlichsten in Brückes Grundzügen der Phyſiologie und Systematik der Sprachlaute, Wien 1856, besprochen worden. Brücke unterscheidet vier Arten von Dentallauten, welche bei ihm folgende Namen füren:

1) alveolare, welche von der Zungenspitze an dem Alveolarrande des Oberkiefers gebildet werden. Das dahin gehörige s, ſagt er, werde vilfach gebraucht, gelte aber im ganzen in Deutschland nicht für das normale.

2) cerebrale, bei welchen ſich die Zungenspitze gegen das obere Dach des Gaumens richtet.

3) dorſale, wobei man mit dem vorderen convex gemachten Teile des Zungenrückens gegen den vorderen Teil des Gaumens schließt, wärend

die Zungenspitze nach abwärts gebogen und gegen die unteren Schneidezäne gestemmt ist. Dahin rechnet er unser ß und den scharfen hissing sound der Engländer, fowie — intonirt — unfer f.

4) dentale, welche entstehen, indem man die Zanreihen ein wenig von einander entfernt und den Spalt mit dem Zungenrande verstopft, (engl. th). „Es ist dabei, fagt Brücke, von keinem Belang, ob die Zungenspitze zwischen den Zänen ligt, oder fich an die unteren Schneidezäne anstemmt oder ob fie endlich dicht hinter den oberen Schneidezänen ligt; das wefentliche für den Laut ist, dass die Zunge mit den oberen Schneidezänen und zwar mit inen allein die Enge bildet; wärend das charakteristische Zischen des s daraus hervorgeht, dass die Enge nicht mit den Zänen, fondern hinter den Zänen gebildet wird und der durch die Enge hervorgetribene Luftstrom durch feinen Anfall gegen die Zäne das Zischen hervorbringt."

„Das entsprechende z^4 ist das weiche (tönende) th der Engländer, wie es in other, with lautet. Wenn das weiche th im Englischen ein Wort anfängt, fagt Brücke weiter, fo erfolgt die Löfung der Zunge von den Zänen oft erst, wenn die Stimme hervorbricht, fo dass man kein reines z^1, fondern ein d^4z^4 hört. Daher rürt der unglückliche Brauch, das englische th mit ds zu transscribiren, den man in einzelnen in Deutschland erschinenen Wörterbüchern findet."

Ueber unfere deutschen S-laute fagt dann Brücke: „z^3 (fein dorfales weiches s) ist unfer gewönliches f in Sohn, fingen, dem übrigens häufig genug das zimlich gleichlautende z^1 (alveolares f) fubstituirt wird. — Wir haben im Deutschen zwei tonlofe S-laute (s^1 und s^3), die wir wegen irer großen Aenlichkeit promiscue gebrauchen und zwei tönende z^1 und z^3, mit denen dasfelbe geschiht. Wenn wir alfo ein Zeichen für das tonlofe und eines für das tönende f hätten, fo würde dis dem praktischen Bedürfnis genügen. Statt dessen aber haben wir 3 Zeichen, die doch irem Zweck nicht vollständig entsprechen, indem zwar ß nur für das tonlofe s, dagegen f und s bald für das tonlofe, bald für das tönende gebraucht werden."

Difen letzteren Uebelstand haben Max Moltke, Rumpelt (in feinen Beispilen) und feit dem vorigen Jare auch ich in meiner Zeitschrift zu verbessern angefangen. Man vergleiche darüber meine Abhandlung über Rumpelts Orthographie der Zischlaute im IX. Jargange der Zeitschrift für Stenographie und Orthographie, wo auch die vorgängigen änlichen Verfuche besprochen find.

Weiter aber fagt Brücke: „Es ist bekanntlich streitig, ob man im Deutschen zwei Arten des tonlofen s zu unterscheiden habe, jenachdem auf gotischer Lautstufe schon ein s oder noch ein t gefunden wird. Da unfer herschendes t das t^1, das alveolare T ist, fo könnte man glauben, dass fich aus difem das gleichfalls alveolare s^1 entwickelt und als zweiter laut neben das ursprüngliche dorfale s^3 gestellt habe. Sollte dis der Fall gewefen fein, fo find doch jedenfalls in der jetzigen Aussprache alle Spuren davon verwischt, und felbst diejenigen, denen, wie mir felbst, das Niderfächsische

in dem ſich die T-laute erhalten haben, Muttersprache ist, bilden das s bald alveolar, bald dorſal, ganz one Rückſicht darauf, ob der Laut im Niderſächsischen auch s oder t ist."

Gegen diſe Argumentation Brückes dürfte:

1) das einzuwenden ſein, dass daraus, dass t alveolar ist, noch keineswegs geschlossen werden kann, dass ß ursprünglich auch alveolar müsse geweſen ſein. Bei der Verschiebung des Lautes t in einen Fricativlaut kann ſer wol von vorn herein auch eine Verschiebung der Articulationsstelle stattgefunden haben, wie dis ja auch z. B. bei dem Uebergange von K vor den hohen Vocalen in einen Dentallaut in noch vil schlagenderer Weise der Fall geweſen ist. Auch ligt ja engl. th vom alveolaren t noch ferner als deutsches ß.

2) aber möchte noch einzuwenden ſein, dass uns von Brücke kein Beweis dafür gelifert ist, dass die ursprüngliche Bildung des s die von ihm dorſal genannte ſei, wie er annimmt. Mir scheint vilmer, wie ich weiter unten dartun werde, eine andere Bildung des s die ursprünglichere und normalere zu ſein, obwol es ſer schwer ſein wird, diſe Frage mit Bestimmtheit zu entscheiden.

Brücke kommt alſo nach dem Obigen im Weſentlichen zu dem Reſultate, welches die Grundlage der Rumpeltschen-Schreibweiſe geworden ist, dass wir im Deutschen nur ein weiches intonirtes ſ und ein hartes tonloſes s zu unterscheiden hätten.

Mit diſem Reſultate kann ich mich indes nicht einverstanden erklären; ich glaube vilmer, dass das ß in aß, gruß etc. noch charakteristisch von dem s in las, Mos etc. verschiden ist, dass die Vermischung der Laute noch nicht ſo weit vorgedrungen ist, wie es Brücke und Rumpelt annemen, und dass s und ß durchaus als verschidene Laute von der deutschen Nation in Sprache und Schrift aufrecht zu erhalten ſind.

Um diſe Anſicht zu begründen, glaube ich, müssen die s-laute phyſiologisch, je nach der Lage der Zungenspitze, noch etwas weiter unterschiden werden, als es von Brücke geschehen ist.

Meine Theorie ist folgende.

Bei den Fricativlauten ſowol wie bei den exploſiven oder Schlusslauten werden bekanntlich intonirte und tonloſe (oder wie man bisher gewönlich ſagte: weiche und harte) Laute unterschiden. Bei den ersteren tönt die Stimme mit, bei den letzteren nicht, wie dis bereits von Kempelen in ſeinem berümten Werke über den Mechanismus der Sprache, Wien 1791, dargetan hatte, und wie dis in neuerer Zeit namentlich von Brücke in ſeinen Grundzügen und in einer kleinen Schrift gegen Kudelka, von Lepsius in ſeiner Abhandlung über die arabischen Sprachlaute und von mir in einer beſonderen kleinen Schrift „Ueber den Unterschid der Mediae und Tenues" ausfürlich dargetan ist.

Danach haben wir auch für die S-laute bei jeder Classe einen tonloſen (harten) und einen intonirten (weichen) Laut zu unterscheiden.

Es gibt nun zwei charakteristisch verschidene Arten, wie die S-laute

(mit Ausname der cerebralen, von denen unten kurz die Rede sein wird) gebildet werden können, nemlich entweder: I. indem sich die Zungenspitze der obern Zanreihe oder resp. dem vorderen harten Gaumen annähert; dise Bildung nenne ich die apicale, von apex linguae; oder: II. indem sich die Zungenspitze gegen die untere Zanreihe stemmt, der Zungenrücken aber, d. h. die obere Fläche der Zunge sich gegen die obere Zanreihe, resp. den harten Gaumen hebt und so die für einen Fricativlaut erforderliche Enge bildet. Dise Bildung nenne ich nach Brücke die dorsale.

Nach den Articulationsstellen selbst aber unterscheide ich folgende Classen von s-lauten, wobei ich zunächst von der apicalen Bildung ausgehe:

1) Hebt sich die Zungenspitze so weit, dass sie sich dem Alveolarrande des Oberkiefers nähert, so nenne ich die hier gebildeten Laute nach Brücke Alveolarlaute. Das tonlose apicale Alveolar-s ist unser einfaches auslautendes s, wie in las, Mos, Gras, anlautend fr. son, sa, sens etc. Das intonirte apicale Alveolar-ſ ist unser gewönliches weiches ſ, wie in lesen, sehen.

Beide Laute können aber auch dorsal gebildet werden als tonloses dorsales Alveolar-s und intonirtes dorsales Alveolar-ſ.

2) Hebt sich die Zungenspitze nicht so weit wie bei den vorigen Lauten, so dass sie sich nicht dem oberen Zanfleische, sondern der inneren Fläche (superficies interna) der oberen Schneidezäne nähert, so nenne ich die hier gebildeten Laute Superficial-laute. Dahin gehört als tonloser Fricativlaut das franz. c, ç (wie in face, vice, ça etc.). (Chladni in Gilberts Annalen Bd. 75 S. 207 unterscheidet fälschlich franz. ç, s, z als ganz hartes, mittleres und ganz weiches s). Der zugehörige intonirte Fricativlaut scheint mir das franz. z in zone, zèle zu sein, obwol bei der Intonation die Differenz dises Lautes von dem Alveolarlaute nicht so scharf hervortritt, wie dis bei den entsprechenden tonlosen Lauten der Fall ist.

Auch dise beiden Laute lassen sich dorsal bilden und werden häufig so gebildet. Bei der dorsalen Bildung tritt der Unterschid zwischen den intonirten Lauten z und ſ noch weniger hervor.

3) Bleibt die Zungenspitze in nahe horizontaler Richtung und nähert sich dem unteren Rande der oberen Zäne, so nenne ich die an diser Stelle gebildeten Laute Marginal-laute. Der tonlose marginale Fricativlaut ist das deutsche ß, wie in Fuß, groß, grüßen. Der entsprechende intonirte Laut ist das weiche englische th, in father, that etc., wie es von den Meisten gesprochen wird, obwol auch Vile dises th wie das harte interdental sprechen.

Auch die Marginal-laute lassen sich sowol apical wie dorsal bilden, da aber überhaupt die Hebung der Zunge hier nur eine ser geringe ist, so ist der Unterschid beider Bildungsarten nicht so bedeutend, wie bei den Alveolarlauten.

4) Nimmt die Zungenspitze eine änliche Lage an wie bei dem ß, wird aber etwas weiter vorgeschoben in die Spalte zwischen den beiden Zan-

reiben, so entstehen die sogenannten Interdental-laute. Der tonlose ist das scharfe englische th, wie in both, think etc. (Bei Deutschen, welche eine etwas zu länge Zunge haben, geht der Laut des ß zuweilen fast ganz in das lispelnde englische th über). Der entsprechende intonirte Laut ist das weiche th, wenn dises nicht, wie es von den Meisten geschiht, marginal, sondern interdental gesprochen wird.

Ein Unterschid zwischen apicaler und dorsaler Bildung ist bei den Interdentallauten zwar auch möglich, doch kommt die dorsale wol nicht leicht vor.

5) Geht die Zungenspitze von dem Alveolarrande des Oberkiefers weiter rückwärts, so dass sie sich gegen das obere Dach des harten Gaumens richtet, wärend sich die Seitenränder der Zunge den oberen Backzänen nähern, so bilden sich die sogenannten Cerebrallaute, die ich hier von einer näheren Betrachtung ausschließe, da sie für uns für den Augenblick nicht weiter von Einfluss sind.

So haben wir, abgesehen von der dorsalen oder apicalen Bildung, welche durch die Schrift nicht besonders bezeichnet wird, und von den Cerebrallauten, vier tonlose s-laute kennen gelernt, nemlich

s, ç, ß, th;

an der einen Grenze steht unser gewönliches s, an der andern das englische th, zwischen beiden ligen ç und ß, so dass sich jenes mer dem s, dises mer dem th nähert.

Von intonirten Lauten können wir uns auf die Unterscheidung von drei beschränken, nemlich

ſ, z, th.

A. J. Ellis sagt über die s-laute: „A series of hisses may be found by inserting the tongue between the teeth, or placing it against the back of the front of teeth, at different height, or with the upper or under side of the tongue against the teeth. None of these hisses will differ very considerably from the rest."

Dass dise verschidenen Laute in irer physiologischen Bildung wol unterschiden werden können, geht klar aus dem Obigen hervor; wie weit aber das einzelne Or sie von einander zu unterscheiden vermag, das hängt von der Organisation und der Uebung des Einzelnen ab und es lässt sich das bekannte Sprichwort: dass sich über Geschmack und Farben nicht gut disputiren lasse, bis zu einem gewissen Grade auch auf die Klänge und namentlich auch auf die Sprachlaute ausdenen. Es gibt da so manche Unterschide, welche leichter bei der Production gefült, als durch das Or herausgehört werden. Schließen wir die uns fremden Laute aus, so bleiben die 3 deutschen Laute

s, ß, ſ

übrig.

Ob nun aber der Einzelne die s-laute dorsal oder apical bildet, das scheint teils von der Gewonheit, teils vom organischen Bau der Zunge und der Zäne abzuhängen.

Geschwister, welche unter ganz gleichen Verhältnissen erzogen werden, pflegen in der Sprache so vil Uebereinstimmendes zu haben, dass man sie oft danach nicht unterscheiden kann. Dennoch ist mir der Fall vorgekommen, dass von vier Geschwistern zwei das s (z. B. im englischen Worte hiss) apical und zwei dorsal sprachen.

Welche Bildungsweise eigentlich als die normale zu betrachten sei, darüber sind die Stimmen ebenfalls geteilt. Ich glaube jedoch die apicale als solche bezeichnen zu müssen, weil bei diser die Unterscheidungen der einzelnen Laute vil schärfer und bestimmter hervortreten als bei der dorsalen.

Es tritt nun, nachdem wir die verschidenen s-laute physiologisch festgestellt haben, für unsere deutsche Sprachlere noch eine eigentümliche Frage auf. In der lebendigen Sprache wirken nemlich häufig benachbarte Laute auf einander ein, üben eine gewisse Attraction und Repulsion auf einander aus, und es erfolgen dadurch in den Sprachen oft gewisse lautliche Umwandlungen, deren Gesetze zu erforschen eine der wichtigsten Aufgaben der Sprachforschung ist.

Für die S-laute hat nun im Neuhochdeutschen, warscheinlich etwa seit Anfang des 15. Jahrhunderts, teilweise selbst noch früher, eine eigentümliche Einwirkung des Vocales stattgefunden, welche im Alt- und Mittelhochdeutschen noch nicht herschte, indem sich das Gesetz geltend gemacht hat, dass nach geschärftem Vocal (nicht nach gedentem) sich das marginale ß in alveolares s verwandelt hat. Das Ahd. und Mhd. schrib und sprach waʒʒer = waßßer mit doppeltem Marginallaute; das Nhd. schreibt und spricht Wasser mit doppeltem Alveolarlaut, sich vollständig reimend auf passer, wärend ein solcher Reim im reinen Mhd. unzulässig war.

Der physiologische Grund diser Veränderung scheint darin zu ligen, dass wir bei den kurzen, geschärften Vocalen den Mund nicht so weit und bestimmt öffnen, wie bei den gedenten, und dass nach geschärften Vocalen die Organe länger in der Lage des Consonanten verharren, wodurch auf letzteren ein größerer Nachdruck gelegt wird als nach gedentem Vocal, was wir nach unseren orthographischen Principien ser bezeichnend dadurch andeuten, dass wir den Consonanten doppelt schreiben. Für dises längere Anhalten scheint nun, namentlich bei dorsaler Bildung, die Lage der Zunge gegen den Alveolarrand bequemer zu sein als die gegen den unteren Rand der Oberzäne, welche bei dorsaler Bildung nur dadurch möglich ist, dass wir den Unterkiefer etwas gegen den Oberkiefer vortreten lassen, was für die meisten Menschen nicht ser bequem ist. Bei apicaler Bildung aber ist die Zunge überhaupt vil mer an die alveolare Lage gewönt, da dise auch bei den so häufigen Lauten n, d, t gefordert wird, wärend die marginale Bildung bei keinem anderen Laute vorkommt als bei ß und th.

Ein ser markantes Analogon zu diser Veränderung des ß in s haben wir in dem Uebergange des d in t ebenfalls nach geschärftem Vocale in den

Verben: schneiden, schnitt, geschnitten; leiden, litt, gelitten; ſieden, ſott, geſotten, wo ebenfalls der auf den Principien des Ablautes beruhende Wechsel zwischen Denung und Schärfung des Vocals nicht bloß einfachen oder doppelten Conſonanten bewirkt, ſondern auch auf die innere Natur des Conſonanten ſelbst einen unmittelbaren Einfluss ausübt. Nur war letzterer Einfluss hier schon im Ahd. eingetreten. Die Verba lîdan, mîdan, snîdan, siodan haben im plur. praeter. und im part. praet., wo kurzer Vocal stattfindet, schon im Ahd. d in t gewandelt: lîdu, litumês, litan; mîdu, mitumês, mitan; snîdu, snitumês, snitan; siudu, sutumês, sotan. Dass der Grund diſer Erscheinung wirklich in der Quantität des Vocales ligt, geht daraus schlagend hervor, dass im Verbo meiden im Nhd. mit der unorganischen Denung des Vocals im praet. und part. praet. auch wider d statt t eingetreten ist: wir miden, gemiden. Fabian Frangk braucht noch das Particip vermitten.

Ebenſowenig wie das Nhd. dd duldet (mit Ausname von Widder; Wörter wie Kladde und änliche ſind nicht hochdeutsch), ebenſowenig duldete es ßß, ſondern verwandelte jenes in tt, diſes in ss.

Es findet nun aber nach unſerer gewönlichen, Gottsched-Adelungschen Orthographie eine Unregelmäßigkeit in der Schrift statt. Wärend der Uebergang des Marginallautes in den Alveolarlaut für den Inlaut zwischen Vocalen anerkannt und vor Augen gestellt wird, geschiht dis für den Auslaut nicht. Man schreibt richtig den nhd. Lautgeſetzen gemäß fassen mit ss, hat aber fass zu schreiben vermiden, als ſähe dis unschön aus, und hat dafür faß nach mhd. Stande vorgezogen. Im 15. Jarh. schrib man zuweilen schon richtiger fasß. Dadurch hat ß in unſerer Schrift eine doppelte Function erhalten. In Fuß, Füße etc. drückt es den einfachen Marginallaut aus, in Roß, Faß, Schuß dagegen steht es für den geminirten Alveolarlaut, welcher bei Ross ein ursprünglicher, bei Fass, Schuss dagegen erst mit der nhd. Periode eingetreten ist. Man kann deshalb, wenn man jetzt z. B. ruß geschriben findet, dem Zeichen nicht anſehen, ob man rûß oder russ zu leſen habe. Man ist mit diſer Entstellung ſelbst ſo weit gegangen, dass man auch in Fremdwörtern, wie Process, Progress, das ss in ß verwandelt ſiht, was jedes philologische Gefül aufs empfindlichste verletzt.

Der Grund für diſe Corruption ist ein ganz nichtiger und alberner; warum ss am Ende des Wortes nicht geduldet werden ſoll, wärend rr, ll, mm, nn, ff, pp, tt, ck, tz one Anstand geduldet werden, ist in keiner Weiſe einzuſehen.

Mit diſem Zustande konnte ſich für die Dauer die Grammatik nicht einverstanden erklären, obwol der großherz. Badensche Oberstudienrat Feldbausch noch im Jare 1856 eine gewandt geschribene, aber auf ſer schwachen Füßen stehende Verteidigung der Gottsched-Adelungschen Orthographie hat erscheinen lassen. Ein Seitenstück dazu bilden die Briefe über Orthographie, welche Wolfgang Menzel in der Augsburger Zeitung veröffentlicht hat.

Ein Versuch zur Abhülfe des Uebelstandes ist namentlich eifrig befürwortet von Heyse, Vater und Son, welche analog dem im Inlaute geschribenen ss auch im Auslaute nach geschärftem Vocal der allgemeinen Aussprache gemäß ss einzufüren suchten. Einen Anlauf zu diser Verbesserung hatte schon einer der Hauptvorgänger Jacob Grimms, Fulda, im deutschen Sprachforscher I, 161 gemacht, wo er schreibt: „Baſſ, blaſſ, graſſ, Faſſ, Haſſ, laſſ, naſſ u. ſ. w.," nachdem schon Dasypodius Dict. Lat. Germ. Argent. 1537: Fluſs, riſs etc. geschriben hatte. (Vgl. Radlof Schreibungslehre S. 352).

Einen etwas andern Ausweg als Fulda und Heyse hatten der Schreiblehrer Erhard in Leipzig und der k. sächs. Geh. Registrator Rossberg in seiner „Anweisung zum Schön- und Geschwindschreiben" versucht, indem sie für das am Ende der Silbe statt des ss stehenden ß das sogenannte nashornartige ß setzten, d. h. ein ß, welches oben mit einem Kopfputze, einer Art Horn oder Hanenfeder versehen war, wodurch es ein gutes Gegenstück zu der unschönen Form des kleinen lat. g unserer Drucke geworden ist. Rossberg nannte dis, wie er sagt, nach Herrn Hofrat Adelung, das doppelt geschärfte s, ein Ausdruck, der an sich ganz falsch ist, der aber eine richtige Bedeutung gewinnt, wenn wir nur noch ein e hinzufügen und sagen: das doppelte geschärfte s, da es in der Tat für ein doppeltes scharfes s steht.

Noch ist die Heysesche Verbesserung der Rechtschreibung nicht durchgedrungen, obwol sich manche Stimmen dafür ausgesprochen haben; so Radlof (schon 1820), Schmitthenner (Teutonia 1828), Rapp (Physiologie der Sprache 1841), welcher sagt: „Kiſſen und grüßen sind richtig getrennt, Küß und Gruß fallen fälschlich zusammen, Kuſs ist eine Verbesserung, weil das Auge die Schärfung sehen will," Vernaleken (1847 in Herrigs Archiv), Rud. v. Raumer 1855, Sanders 1856, Kratz 1858, Högg 1858, Hermes (1859). Ich selbst habe seit 1853 in meiner Zeitschrift für dise Verbesserung zu wirken gesucht, welche auch in der Stolzeschen Stenographie eine Anerkennung und glückliche Anwendung gefunden hat.

Einen andern Versuch, den Uebelstand zu heben, hat Jacob Grimm in den drei ersten Bänden seiner Grammatik gemacht. Er sagte: Allerdings ist es nicht gerechtfertigt, faß und daneben fassen zu schreiben, aber der Feler ligt nicht in dem ß von faß, sondern in dem ss von fassen, und so fürte er für den Inlaut statt des ss (mit Ausname der Wörter, welche schon ahd. und mhd. ss haben, wie missen, küssen etc.) ß ein, schrib also faßen, waßer etc. Der ehrwürdige große Forscher, dem die ganze deutsche Nation zu so unendlichem Danke verpflichtet ist für alles Große, Erhabene, was er geschaffen und geleistet hat, hat dise Aenderung, welche nur Oel ins Feuer goss, schon seit 1834 selbst als eine unausfürbare erkannt und ist zum ss zurückgekert; in der Grammatik selbst hat er, was ihm gewiss nicht wenig Ueberwindung gekostet hat, im 4. Bande das ss widerhergestellt.

Er hat die Richtigkeit desselben klar und bestimmt ausgesprochen in der Vorrede zum Wörterbuche, wo er sagt:

„Inlautend fallen uns mhd. ss und ȝȝ zusammen; gewissen (certum) klingt uns wie wissen (scire), bissen (momorderunt)."

Nichtsdestoweniger gibt es eine nicht kleine Anzal von Anhängern der historischen Grammatik, welche hierüber anders denken, ja einzelne derselben (wie z. B. Philipp Wackernagel,*) haben es für die Hauptaufgabe der deutschen Rechtschreibung erklärt, die von Grimm verlassene Veränderung ihm selbst gegenüber mit aller Macht aufrecht zu erhalten. Namentlich sind es Möller (Herrigs Archiv, Bd. XIV.), Ph. Wackernagel, Weinhold, Vilmar, Andresen, Ruprecht, Bezzenberger, Zacher, Schleicher, welche für die ältere Grimmsche Schreibweise des ß aufgetreten sind. Die Hannoversche Orthographenconferenz vom Jare 1854 hatte sich principiell in der Majorität dafür erklärt, dise Schreibweise in die oberen Classen der Gymnasien einzufüren, hat aber ser bald danach die Unausfürbarkeit erkannt und wider die andere Fane aufgezogen.

Auch die neuste, ser interessante Schrift über deutsche Rechtschreibung: „Proben und Grundsätze der deutschen Rechtschreibung aus fünf Jarhunderten von Manuel Raschke, Wien 1862" hat sich zur Theorie der drei ersten Bände der Grimmschen Grammatik bekannt, und ruft denen, welche mit Jacob Grimm der letzten 28 Jare am ss halten, entgegen: „Es wäre erst zu erweisen, dass die Länge oder Kürze des Selbstlautes den folgenden Mitlaut nicht bloß verdoppelt, sondern ändert; das ist aber unerweisbar!" — Allerdings ist dis so lange unerweisbar, als die Natur der s-laute nicht physiologisch klar festgestellt ist. Sobald aber dis geschehen ist, hört die Unerweisbarkeit auf, und es bedarf dann nur einer sorgsamen Beobachtung in corpore vivo, um sich zu überzeugen, dass man in aß einen andern s-laut spricht als in essen; änlich wie man in schneiden einen andern Consonanten spricht als in schnitt. Man übe sich nur etwas darauf ein, auf das Gefül im oberen Zanfleische zu achten, und man wird sich bald von dem Unterschide überzeugen.

Wenn Hoffmann in Lüneburg (Vorrede zur 5. Aufl. der neuhochdeutschen Elementargrammatik 1859) daraus, dass bei Luther, zu einer Zeit, wo sich ein fester Gebrauch noch nicht gebildet hatte, ss auch nach langem Vocal gebraucht wird, schließt, dass ß nur eine eigentlich überflüssige Nebenform des ss sei, und dass nicht mer die Rede sein könne von einem materiellen Unterschide zwischen ss und ß, so setzt er sich damit, indem er einen einzelnen Tropfen aus einem schwankenden Mere herausnimmt, über die ganze geschichtliche Entwicklung unserer Schrift vom XIV. Jarhundert ab bis jetzt und über alle phonetischen und etymologischen Momente, die überhaupt bei der Entscheidung der Frage in Betracht kommen, hinweg, und

---

*) Vergl. meine Vereinfachungen der deutschen Rechtschreibung, S. 57 ff.

sucht sich in einen Hafen zu retten, dem selbst die Autorität Luthers in diser Beziehung keinen sichern Schutz zu gewären vermag; er beachtet namentlich nicht, dass, wie zu einer Zeit, in der sich wol noch Niemand den Unterschid zwischen ß und s klar gemacht hatte, das ß eine doppelte Bedeutung angenommen hat, so auch das ss schon seit dem XIV. Jarhundert eine doppelte Bedeutung angenommen hatte, die es noch jetzt in vilen lat. Drucken hat, in denen man ss und ß gar nicht unterscheidet, und dass so ein scheinbares Zusammenfallen hat entstehen können, welches aber doch im Grunde nur auf einem Misbrauche des einen und des andern Zeichens beruhte, und zugleich eine ganz nutzlose und gedankenlose, weder phonetischen noch etymologischen Zwecken dienende Verschwendung der Mittel enthielt. Da wir es hier mit einem Laute zu tun haben, für den das zu enge lateinische ABC nicht ausreichte, so war die Ergänzung hier, wie in allen änlichen Fällen, wo der römisch-lateinische Rock für die Laute der neueren Sprache zu eng und zu kurz ist, einer langen Reihe von zufälligen Einflüssen und Schwankungen unterworfen: ein Process, mit dem wir überhaupt noch nicht zu Ende sind, wie am besten das große Grimmsche Wörterbuch beweist.

Eine volle Rettung aus dem Feler, dem auch Hoffmann in den früheren Auflagen seiner Grammatik so lange angehangen hat, gewärt eben nur die Heysesche Schreibweise.

Leider ist auch der Ursprung des Zeichens ß in ein gewisses Dunkel gehüllt. Grimm sagt darüber, Gramm. I², 526.

> „Mit dem ȝ hat sich manches nachtheilige zugetragen: 1) es wird ß (ſȝ) geschrieben, welches eigentlich die mittelh. gemination ȝȝ ausdrückt, aber auch für einfache ȝ gilt, z. B. fråß, måß, gróß, iß, daß, waßer, laßen, eßen, stôßen, weiß."

Schmeller dagegen siht ß als aus einfachem ȝ entstanden an. Ich halte dis für das richtigere. Der Gang der Entstehung ist nemlich folgender. Ursprünglich wurde z für ts und für ß (ȝ) gebraucht. Da sich aber ȝ dem s mer näherte, so verwechselte man seit dem XIV. Jarh. ȝ mit s und schrib gros statt groȝ, wie wasser statt waȝȝer u. s. w. Wie sollte man nun groȝe schreiben? grose würde man grose gelesen haben. Man half sich und schrib auch hier grosse. Auf disem Standpunkte der Zwischenperiode, wo es weder ȝ noch ß gibt, stehen vile Handschriften der zweiten Hälfte des XIV. und des XV.—XVI. Jarhunderts. In lat. Drucken ist er noch jetzt der herschende, nur dass man am Ende vil schlechter gross statt gros druckt. Dann erst wird ß erfunden und tritt nun schwankend erst für End-ȝ und ss, dann auch für mittlere ȝ und ȝȝ oder ss auf und es entsteht nun ein unstätes Schwanken im Gebrauche, welches erst durch Gottsched und Adelung auf eine anerkannte feste, aber leider weder dem Laute noch der Etymologie gerecht werdende Norm gebracht wird. Die Verbesserung diser Norm ist eine Aufgabe unseres Jarhunderts. Heyse hat das richtige Mittel zur Verbesserung erkannt, doch felte im noch die richtige

physiologische Deutung, weil der physiologische Unterschid zwischen ß und s zu seiner Zeit noch nicht erkannt war. ss steht nicht unmittelbar, wie er sagt, für ßß, sondern früheres ßß ist dem Laute nach und daher auch in der Schrift in ss übergegangen.

So ist es denn nicht zu verwundern, dass jetzt die Lerer in Bezug auf ss und ß bald der einen, bald der anderen Fane folgen und dass wir gegenwärtig eine große Anzal deutscher Gymnasien und anderer Leranstalten haben, wo der Schüler in der einen Classe Wasser, hassen, in der anderen Waßer, haßen schreiben lernt: ein Zustand, welcher so lange dauern wird, bis in diser Angelegenheit allseitig volle Klarheit geschaffen sein wird.

In der Mitte zwischen den beiden numerisch fast gleich starken Parteien, von denen die eine der Heyseschen, die andere der älteren Grimmschen Fane folgt, sind bei dem alten Gottsched-Adelungschen Gebrauche von den neueren Schriftstellern über deutsche Orthographie fast nur Feldbausch, Klaunig, Wolfgang Menzel und, auf eigenes Urteil ganz verzichtend, d'Hargues stehen gebliben.

Die Heysesche Schreibweise hat zwei große Vorzüge sowol vor der Gottsched-Adelungschen, wie vor der Ehemals-Grimmschen. 1) bezeichnet sie die Natur der s-laute überall der neuhochdeutschen Aussprache gemäß und 2) lässt sie zugleich nie einen Zweifel darüber, ob der vorangehende Vocal gedent oder geschärft zu sprechen ist. Grimm (vergl. Zeitschrift für Stenographie und Orthographie X, 63) und nach ihm Zacher (die Verbesserung unserer Rechtschreibung „Unsere Zeit" Heft 52) haben das letztere für unerheblich erklärt. Ich kann aber dem nicht zustimmen. Dass die Bezeichnung der Denung oder Schärfung des Vocals ein praktischer Vorteil ist, wird jedem einleuchten; dass sie aber auch von jeher ein wesentlicher Kernpunkt für die indogermanischen Sprachen gewesen ist, beweist die ganze Geschichte unsrer Sprache und Schrift vom Sanskrit und Send an bis zur neusten Entwicklung, und der Latinismus, sofern er ŏs und ōs nicht unterscheidet, muss in diser Beziehung als eine verkümmerte Pflanze angesehen werden, die dise Verkümmerung vilfach in die neueren Schriftentwicklungen hineingetragen hat, was uns aber nimmermer als etwas musterhaftes erscheinen darf. Wenn auch die jetzigen Längen und Kürzen vilfach nicht mer den ursprünglichen organischen entsprechen, so darf doch das Grundprincip, durch die Schrift die Natur des Stammvocals auch nach seiner Quantität anzudeuten, in keinem Falle als ein unerhebliches und nicht in dem Charakter unserer gegenwärtigen Schriftentwicklung begründetes angesehen werden, wie dis von Zacher geschehen ist; vilmer verlangt dise mit aller Kraft und mit vollem Rechte nach einer Unterscheidung zwischen dem gedenten und dem geschärften Stammvocale, so dass man entweder die Gemination des einfachen Auslautconsonanten oder ein Denungszeichen festhalten muss, aber nicht beide zugleich aufgeben kann. Was die lateinische Schrift ir am Vocale nicht bot, das hat sie sich mit wenigen Ausnamen am Consonanten zu schaffen gewusst. Dass in einigen abgeschlif-

fenen Formwörtern (wie in, an, von, um etc.) so wie in unbetonten Nebensilben die Gemination nicht durchgefürt ist, ist eine ganz zweckmäßige Ausname, kann aber das Grundprincip selbst in keiner Weise in Frage stellen. Ebensowenig kann es dadurch in Frage gestellt werden, dass in der ersten Periode der Entwicklung des Neuhochdeutschen, wo man wol noch in dem Lautübergange von ß in s nach geschärftem Vocale wie in dem Uebergange zur unorganischen Denung mitten inne war, und wo überhaupt die Rechtschreibung noch nicht wissenschaftlich durchgearbeitet war, sich eine constante Praxis noch nicht festgesetzt hatte und die mannigfachsten Schwankungen und Verstöße gegen das Princip vorkommen.

In dem hier besprochenen Punkte unserer Rechtschreibung haben jedenfalls die Heyses den richtigen und besten Weg eingeschlagen. Vater und Son, sie ruhen im Grabe; des letzteren Kraft war durch Krankheit zu früh gebrochen, aber das Richtige und Ware, was sie angebant haben, möge mit inen nicht zu Grabe getragen sein, sondern eben so fortleben und wirken wie das Ware und Richtige, was die historische Schule und Beckers Forschungen uns geschaffen und gelert haben. Hier wie überall muss eine Richtung die andere ergänzen.

Berlin. Dr. G. Michaelis.

Versuch
einer consequenten deutschen Orthographie.

Ueber achtzig Jahre sind verflossen, seitdem Klopstock mit seinem Vorschlage einer verbesserten deutschen Orthographie hervortrat, mehre Versuche erschienen gleichzeitig und nach ihm, und doch bedient man sich heutzutage im Allgemeinen noch der alten, oft und hart getadelten Schreibweise. Der Grund dieser Thatsache liegt nun entweder darin, dass alle bisherigen orthographischen Verbesserungsvorschläge unzweckmässig waren oder dass keiner derselben gehörig gewürdigt wurde. Das Letzte fand bei der Klopstock'schen Orthographie statt, die man wegen ihres entschiedenen Brechens mit dem Langgewohnten unwissenschaftlich und bizarr fand; ja, der Begründer der deutschen Sprachwissenschaft sah sich als Verbesserer der Orthographie sogar dem Spotte ausgesetzt. Im Hinblick auf diese Missachtung einer bedeutenden geistigen Leistung gehört wohl Muth dazu, sich auf einem so schwierigen Gebiete, als die Orthographie ist, zu versuchen, wie überall, wo Gewohnheit und Vorurtheile zu bekämpfen sind. Indem ich das gefährliche Feld betrete, verschmähe ich es nicht, die Fusstapfen des grossen Mannes aufzusuchen, da ich die Ueberzeugung hege, mit deren Hilfe das Ziel am ehesten erreichen zu können.

Der erste Punkt, auf welchen ich hier einzugehen habe, ist die Frage: Welche Mängel hat unsere Orthographie und was soll eine wahre Rechtschreibung vornehmlich leisten? Da die Unzulänglichkeit der bisher gebräuchlichen deutschen Orthographie bereits so oft anerkannt wurde, so beschränke ich mich auf die Vorführung einiger Beispiele, welche anzeigen sollen, worin ich vorzüglich Abhilfe geleistet

wissen will. Ich führe folgende Wörter an: erblich, (er-blich, erb-lich), Gebet, gebet, Weg, weg, Grab, hinab, schwach, nach, gross, indess, wahr, Aar, klar, die Familie, still, List.

Aus diesen Beispielen geht hervor, dass Wörter, welche verschieden auszusprechen sind, ganz gleich geschrieben werden, hingegen Wörter von gleicher Aussprache verschieden.

Die Anforderung, welche man billigerweise an eine Orthographie machen kann, ist die, jedes Wort auf eine solche Weise darzustellen, dass es von Jedermann bei einigem Verständniss der Sprache richtig ausgesprochen werden kann. Zu diesem Zwecke hat die Orthographie nothwendigerweise das Sylbenmass ersichtlich zu machen. Gegen die richtige Sylbentheilung kann nur in einigen Fällen von gänzlich mit der Sprache Unbekannten gefehlt werden; daher gibt die Orthographie keiner Sprache dieselbe an, ausgenommen bei zusammengesetzten Wörtern, und da geschieht es mehr, um die schnelle Lesung zu erleichtern, denn um Missverständnissen vorzubeugen. Auch die richtige Betonung wird leichter getroffen (da hier allgemeine Regeln gelten) als das Sylbenmass, welches häufig auch von Einheimischen verletzt wird. So kann in: erblich die richtige Sylbentheilung (ob er-blich oder erb-lich) aus der Bedeutung des Wortes gefolgert werden; um die richtige Betonung zu treffen, bedarf es nur einer geringen Kenntniss der Etymologie; welche der beiden Sylben aber kurz oder lang sei, kann der Leser, (ich nehme hier den Sprachforscher aus) nicht durch Schlüsse herausbringen, sondern eine Zurechtweisung durch besondere Bezeichnung ist unumgänglich nothwendig. Auch die bisherige deutsche Orthographie scheint dieses einzusehen, indem sie die lange Sylbe häufig bezeichnet; leider geschieht dies auf unzweckmässige Weise, und da in den meisten Fällen die Bezeichnung doch abgeht, so wirkt jene vermeintliche Hilfe eher schädlich als nützlich. Gewiss macht die Schreibung von Wörtern, wie: klar, wahr, Aar etc. wegen ihrer Inconsequenz unnöthige Anforderungen an das Gedächtniss, indem auch derjenige, welcher die ganz richtige Aussprache weiss, erst auswendig lernen muss, wo und auf welche Art der gedehnte Vocal zu bezeichnen ist.

Dieses Ungemach hat Klopstock durch Einführung eines eigenen Dehnungszeichens beseitigt, welches aus einem kleinen Bogen besteht, der unter die betreffenden Buchstaben gesetzt wird. Warum Klopstock das Dehnungszeichen nicht wie Andere z. B. die Franzosen, über

die Buchstaben setzte, ist wohl in dem Umstande zu suchen, dass mehre deutsche Vocale schon mit oberhalb befindlichen Punkten oder Strichen versehen sind; bei ä wandte übrigens Klopstock nie das Dehnungszeichen an, da nach seiner Meinung dieses für den genannten Vocal aus dem Grunde überflüssig ist, weil derselbe ohnediess nie den abgebrochenen Laut erhalten könne. Wo a sich unserer Orthographie gemäss in ein abgebrochenes ä verwandelt, schrieb Klopstock e. Ich gehe hier nicht auf diese Streitfrage ein, da auch in dem Falle, dass Klopstock in derselben Recht hat, die Beibehaltung des ä in: Länder etc. die richtige Aussprache nicht gefährdet, sobald man nur die Regel aufstellt, dass das unbezeichnete ä wie e auszusprechen sei. Wir gehen so nicht des Vortheiles verlustig, den die Hinweisung des ä im Plural oder bei der Steigerung auf das a des unveränderten Wortes darbietet. Klopstock wandte in dem Falle, wo die lange Sylbe durch einen Vocal geschlossen wird, sein Dehnungszeichen nicht an, wie in: Wise, Röre, sa, Kni etc., ferner hielt er es für überflüssig, den gedehnten Vocal zu bezeichnen, wenn g die Stammsylbe schliesst, wie in: gebognen, getragnen etc. Ich halte es für zweckmässig, auch in diesen beiden Fällen das Dehnungszeichen zu gebrauchen, da man sonst zur richtigen Lesung vieler Wörter eigene Regeln aufstellen müsste; denn schreibt man: disen, so darf man folgerichtig in: fischen das i nicht geschärft aussprechen. Die durchgängige Bezeichnung des gedehnten (und offenen) Vocals gewährt auch den Vortheil, das tz mit z vertauschen zu können, weil man nun z. B. in: sezen den Vocal der Stammsylbe ebenso richtig, als in: Plaz, Schaz, oder in: Fal, Stal etc. aussprechen wird, da in diesen Beispielen der abgebrochene Laut schon durch das Nichtvorhandensein des Dehnungszeichens angekündigt wird. Aus derselben Ursache kann man das ck durch k ersetzen und schreiben: Glük, zurük etc. Nun ist es aber auch consequent, zu schreiben: Glükkes, blikken, anstatt: Glückes, blicken, und zwar nicht um anzuzeigen, dass die Stammsylbe den abgebrochenen Laut habe, sondern dass das k der Stammsylbe zur nächsten Sylbe hinüberzuziehen sei.

Dass bei der durchgängigen Bezeichnung des gedehnten und offenen Lautes viele bezeichnete Vocale zum Vorschein kommen, verursacht bezüglich der richtigen Betonung manche Vortheile, ohne dass dem gefälligen Aussehen des Gedruckten Eintrag gethan wird, da das Klopstock'sche Dehnungszeichen wegen seiner Kleinheit dem an unbezeichnete Buchstaben Gewöhnten nicht zu auffällig entgegentritt. Aus

dieser Ursache wird es auch demjenigen, welcher die richtige Aussprache bezüglich des Sylbenmasses bereits besitzt und hierin keiner Anweisung bedarf, nicht beirren. Was den Gebrauch des Dehnungszeichens bei der Handschrift betrifft, so ist die Beifügung des kleinen Bogens, oder wenn man lieber will, eines Querstriches (unterhalb oder auch oberhalb der Vocale) gewiss nicht mehr zeitraubend als die Schreibung eines Buchstabens, welcher die Dehnung oder Schärfung anzeigen soll. Als Beweis dafür kann die Thatsache dienen, dass man anstatt eines doppelten m oder n es vorzieht, über den einfachen Buchstaben einen Querstrich zu setzen.

Die Doppellaute bekommen kein Dehnungszeichen, da sie ohnediess immer auf dieselbe Weise ausgesprochen werden. Das äu möchte ich nur dort angewendet wissen, wo es auf das au im unflectirten Worte hinweisen kann, so dass man zu schreiben hätte: Häuser und: Seule.

Das ai wäre höchstens bei Homonymen anstatt des ei zu gebrauchen, daher zu schreiben: Waise, aber: Meis anstatt Mais.

Die Buchstaben ſ und s gebrauche ich nicht zur Bezeichnung desselben Lautes, sondern bezeichne mit ſ das gelinde sch, welches in st und sp vernommen wird. Klopstock sagt bei Gelegenheit dieser Buchstaben: In: stand, sprach, schlug, schmiedete, schwamm und solchen, hören wir weder das Lispeln des s, noch das Zischen des sch (ich meine hier kein eigentliches Lispeln oder Zischen), wir hören einen Mittelklang zwischen beiden. Es wäre, mich deucht, so übel nicht, wenn wir ein eigenes Zeichen zu diesem Mittelklange hätten. Da wir aber keines haben, so verlohnt sich's, denk' ich, der Mühe nicht, entweder in schtand, schprach, oder in snitt u. s. w. zu verändern. Das von Klopstock gewünschte eigene Zeichen für den zwischen s und sch liegenden Laut bekommt man aber durch das ſ, wenn man es so anwendet, wie ich vorgeschlagen habe, und schreibt: ſtark, ſtellen, aber: listig, Aeste, ist u. s. w. Vor der Hand gebrauche ich das ſ nur vor t und p, und zwar vorzugsweise, um zu verhindern, dass: stark, stellen etc. oder ischt, Angscht etc. ausgesprochen werde. Aus diesem Grunde dürfte mein Vorschlag auch dann annehmbar erscheinen, wenn man die Existenz des von Klopstock gehörten Mittelklanges bezweifelt.

Der Mangel der Majuskel von ſ lässt sich durch die Regel ergänzen, dass S vor t und p stets den Laut des ſ habe.

Bezüglich des sch bemerkt Klopstock: Wir sollten zu unserem Esch, das sehr weitläufig s-c-h geschrieben wird und überdiess das c beibehält, ein anderes Zeichen haben. So lange aber das fehlt, schreibt man als Ausnahme Flüschen u. s. w. auch Lispeln, damit das sp nicht wie in Spiel, Li-speln ausgesprochen werde.

Ich suche dem Wunsche Klopstock's nachzukommen, indem ich anstatt des sch und Sch die Bezeichnung durch ſh und Sh vorschlage. Für diese Reform sprechen mehre Gründe. Einmal besteht die Unzweckmässigkeit des sch nicht blos in seiner Weitläufigkeit, sondern auch darin, dass es zu Missverständnissen, Veranlassung gibt, wesshalb Klopstock wie wir eben gesehen haben, die Vertauschung des ſ mit s in manchen Wörtern für nothwendig hält. Ein anderer Fehler des sch ist aber, dass es im Widerspruche mit der Orthographie anderer Sprachen steht. So bedient sich der Niederländer auch des sch; er spricht es aber meistens wie s-ch aus und muss daher bei Lesung des Deutschen seiner Gewohnheit Zwang anthun, gleichwie selbst der Bewohner mancher plattdeutschen Gegend, welcher s-ch oder s-k auszusprechen gewohnt ist.

Das sh vertritt ganz gut die Stelle eines einzigen Zeichens, wenn man, wie ich oben vorgeschlagen habe, es nie anstatt s gebraucht und z. B. schreibt: Wäſher und: Hausher. Dass wir durch Annahme des sh unsere Orthographie in Uebereinstimmung mit der englischen bringen, ist auch nicht gering anzuschlagen, wenn man bedenkt, dass die Gleichheit der Orthographien eine grosse Erleichterung beim Studium der Sprachen gewährt, besonders wenn diese verwandt sind. Das th wird im Deutschen wie t ausgesprochen und ist daher auch so zu schreiben.

Das dt scheint ebenfalls entbehrlich zu sein, da z. B. Stat (Stadt) von stat (statt) und Stāt (Staat) hinlänglich (einerseits durch den grossen Anfangsbuchstaben, andererseits durch den Mangel des Dehnungszeichens) unterschieden ist.

Vom x mache ich einen häufigeren Gebrauch, als gewöhnlich geschieht, indem ich es überall anwende, wo es die richtige Aussprache verlangt und daher schreibe: Fux, wexeln etc. Das qu anstatt des q zu gebrauchen, erschwert zwar nicht die Erlernung der Orthographie, weil hierbei keine Ausnahme stattfindet; da jedoch q im Deutschen die Buchstabenfolge kw vertritt, so ist die Hinzufügung des u an das zur Abkürzung dienende q lächerlich, weil nun die Ersparniss auf der

einen Seite durch die Verschwendung auf der andern aufgehoben wird. Ich schreibe daher: Qelle, Qadrat etc. Bezüglich des z bemerke ich hier noch, dass ich es überall anstatt des ts setze, ausgenommen in den Fällen, wo das s durch die Flexion zum t gekommen ist; ich schreibe also: nichz, stez, aber: Wollauts.

Das ph ersetze ich überall durch das f, wie es ohnediess auch schon jetzt häufig geschieht.

Das v gebrauche ich nur in Eigennamen und in solchen Fällen, wo seine Aussprache zwischen f und w schwankt; ich schreibe also: Fater, Folk, for, fon etc. aber: Kurve, Provinz, Vers etc.

Das y überall durch i zu ersetzen, ist mit Rücksicht auf seine heutige Aussprache erlaubt und empfiehlt sich durch die grosse Erleichterung, welche hierbei besonders denjenigen gewährt wird, die mit den alten Sprachen unbekannt sind.

Die grossen Anfangsbuchstaben der Substantive behalte ich bei; denn ihr Gebrauch ist ein regelmässiger und trägt auch etwas zur schnelleren Auffassung des Gelesenen bei. Wollten wir anfangen, von der Majuskel den sparsamen Gebrauch zu machen, wie die meisten anderen Nationen, so würden wir unserer Gewohnheit einen unnöthigen Zwang auferlegen und selbst denjenigen, die in ihrer Sprache von unserem Gebrauche der Majuskel abgehen, aus der vorhin erwähnten Ursache keinen Gefallen erweisen. Um der Einwendung zu begegnen, dass der Gebrauch der grossen Anfangsbuchstaben bei allen Substantiven Missverständnisse herbeiführen könne, indem auf die Eigennamen nicht besonders aufmerksam gemacht wird, schlage ich vor, die Eigennamen durchaus mit solchen Lettern darzustellen, welche sich entweder durch Schnitt oder Grösse von den des übrigen Satzes unterscheiden. So habe ich in englischen Werken manchmal die Eigennamen im fortlaufenden Texte auf folgende Art bezeichnet gefunden: NEWTON, ENGLAND, eine Darstellungsweise, die gewiss gefällig ist. Für die Handschrift wird es zweckmässig sein, die Eigennamen durch zwei grosse Anfangsbuchstaben erkenntlich zu machen, um stets dasselbe Alphabet beibehalten zu können.

Auf solche Weise wird dann auch Uebersetzungen, wie: je suis encore débout sur le Meinigen, genugsam vorgebeugt werden.

Die Fremdwörter schreibe ich, wie schon aus den früheren Beispielen hervorgeht, nach demselben Systeme, wie die als Landeskinder betrachteten Wörter. Mir erscheint die Beibehaltung der fremden

Orthographie bei den aus anderen Sprachen entlehnten Wörtern darum unzweckmässig, weil sie die richtige Aussprache dieser Wörter denjenigen, welche nicht mit den betreffenden Sprachen bekannt sind, erschwert und den Gebrauch derselben gleichsam als nur provisorisch hinstellt. Nun glaube ich aber, dass die in unserer Sprache vorkommenden Fremdwörter von ungerechter Verabschiedung verschont bleiben sollen, da ja andere Idiome ebenfalls und zum eigenen Frommen Einwanderungen gerne gesehen haben. Wie sehr würde z. B. der englische Wortschatz an seinem Reichthume verlieren, wenn man nur jene Wörter als englische gelten lassen wollte, die aus dem Angelsächsischen stammen. Mit demselben Rechte daher, als z. B. Konverseschen ein englisches Wort genannt wird, muss Konversazion als deutsches anerkannt werden. Wie hinderlich wäre es für die Verbreitung der Wissenschaften, wenn jede Sprache eine eigenthümliche Nomenklatur hätte und es verschmähte, Kunstausdrücke, die auf fremdem Boden gezeugt wurden, zu adoptiren. Fragen wir also beim Gebrauche neuer Wörter nicht zu ängstlich nach deren Nationalität, wie es ja auch der Kluge nicht thut, wenn er die Dienste eines Mitmenschen braucht. Der Einfluss des Fremden lässt sich einmal (zu unserm Glücke) nicht bannen, warum also seine Einbürgerung erschweren? — Wenn das fremde Wort hier und da Missklang verursacht, so sind wir selbst daran Schuld. Was verbietet uns denn, nach dem Beispiele anderer Nationen die Aussprache der Fremdwörter unserer Zunge anzupassen, wie es auch unsere Vorältern gethan haben. Dem Engländer fällt es nicht ein, den aus dem Französischen entlehnten Wörtern den ihm fremden Nasenlaut zu geben, während der Deutsche mit wenig Ausnahmen servil genug ist, das französische Wort inmitten der deutschen Gesellschaft in seiner abstechenden Aussprache pünktlich genau wiederzugeben. Dieser, oft durch Affectation und Prahlerei hervorgerufenen, bezüglich des Deutschen fehlerhaften Aussprache der Fremdwörter suche ich eben dadurch zu steuern, dass ich für alle in unserer Sprache vorkommenden Wörter nur eine Art der Orthographie walten lasse. Wenn ich daher schreibe: Genī, genial, so enthält dies die Aufforderung, hier wirklich das deutsche g auszusprechen, was in dem angeführten Beispiele bereits von vielen Kennern und Freunden der deutschen Sprache geschieht. Ebenso enthält die Schreibung: Autokratī das Verbot, das t hier, wie gewöhnlich geschieht, wie z oder gar nach französischem Beispiele wie s auszusprechen, und es muss hier

die auch der Abstammung zufolge richtigere Aussprache des alphabetischen t beibehalten werden. Man wird es ferner über sich gewinnen müssen, in: Abonnement die Endsylbe ebenso gut deutsch auszusprechen, als man es in: Kompliment zu thun gewohnt ist.

Das mouillirte ll', welches nicht im Munde des Deutschen liegt, umgehe ich, indem ich schreibe: Postillion, Batallion, Billiard etc., was auch mit der im Deutschen bei weitem häufigeren Aussprache dieser Wörter übereinstimmt.

Fasst man alle zur Verbesserung unserer Orthographie von mir gewagten Vorschläge zusammen, so ergibt sich, dass zur deutlichen Darstellung eines jeden Wortes, über dessen Aussprache man im Reinen ist, nichts Anderes erfordert wird, als die Kenntniss des folgenden Alphabets:

a a̮ b c d e e̮ f g h ch i i̱ j k ł m n o o̮ ŏ ŏ̮ p q r ſ ß s ſh t u u̮ ü ü̮ v w x y z ei ai eu au äu, wobei zu bemerken, dass ſh dem bisherigen sch entspricht, ſ aber das gelinde sch, wie es vor p und t ausgesprochen wird, bedeutet, und dass S vor p, t und h die Stelle des ſ vertritt; ferner dass ai und äu nur entweder zur Unterscheidung von Homonymen oder dort gebraucht werden, wo es die Etymologie wünschenswerth macht; endlich dass v nur in jenen Wörtern beizubehalten ist, in welchen seine Aussprache zwischen f und w schwankt. Die Buchstaben y und c könnte meine Orthographie ganz entbehren, muss sie aber der Eigennamen wegen beibehalten, da diese ausserhalb ihrer Jurisdiction liegen.

Nachdem ich nun mein System der Orthographie dargelegt habe, will ich dasselbe in den letzten Zeilen meines Aufsatzes anwenden, um ersichtlich zu machen, wie sich das nach der neuen Orthographie Geschriebene in einem grösseren Ganzen ausnimmt.

Anstat des Klopstock'schen Dēnungszeichens sīt man hīr einen oberhalb des Vokāls befindlichen Qērstrich angewendet, wi es auch in den früheren Beispīlen geshā, weil dem Sezer noch keine mit dem andern Dēnungszeichen fersēhenen Lettern zu Gebōte standen.

In den Erörterungen über Ortografi pflegt man gewōnlich noch einen Punkt zu besprechen, den auch ich hīr nicht unerwänt lassen wil, nämlich di Wāl zwischen dem sogenanten deutschen und dem lateinischen Alfabēte. Ich glaube, dass man in Deutschland ōne Besorgniss das lateinische Alfabēt algemein adoptīren kōnte, wi es di Engländer und Nīderländer unbeschādet īrer germānischen Nazionālität getān hāben.

Durch den Wegfall der Erlernung des deutshen Alfabēts, nāmentlich des bei der Handshrift gebräuchlichen, entspringt für unsere Jugend ein grōsser Gewin an Zeit, welcher am besten zur Aneignung der Stēnografi ferwendet werden kōnte, um so eine der nüzlichsten Erfindungen des menshlichen Geistes, welche für das Bedürfniss un-

serer Zeit noch fil zu wēnig ferbreitet ist, zum Gemeingūte zu machen. Di lateinishen Lettern empfēlen sich ferner aus tīpografishen Rücksichten, indem der Druk mit denselben unter gleichen Umständen reiner und deutlicher ausfällt, als mit den ekkigen, zarten Frakturlettern, welche sich bald abstumpfen und dan einen shmuzigen, shwēr lēserlichen Abdruk lifern. Di Annāme des lateinishen Alfabēts gestattet auch, eine Untersheidung des Bindewortes: den, fom gleichlautenden Artikel, welche Klopstock für nōtwendig hilt und daher für jēnes sogār die alte Shreibweise mit zwei n beibehilt. Ich untersheide di genanten Wörter, da ich di Konseqenz meines Sistēms nicht durch ausnāmsweise Rükkēr zur alten Ortografi ferlezen wil, blos durch di fershīdene Gestalt der Anfangsbuchstāben, indem ich das Bindewort mit *d*, den Artikel mit d shreibe. Anfangs hatte ich for, das Fürwort: der, di, das auf dise Weise fom gleichlautenden Artikel zu untersheiden, āber di Berüksichtigung des Umstandes, dass wir an eine shriftliche Untersheidung der beiden fōrhin genanten Wörter shōn gewōnt sind, bestimte mich, dise, wi erwänt, darzustellen.

Ich kan nicht umhin, hīr noch einige Forshläge Klopstock's in Erinnerung zu bringen, welche den grösseren Wolklang und di Ferfeinerung unserer Ausspräche zum Zwekke hāben. Dahin gehört di Abshaffung des pf am Anfange der Stamsilbe und nāch einem Konsonanten. Klopstock schrīb: Ferd, Fropf, stumf. Er berīf sich dabei auf di wirkliche Ausspräche in jēnen Gēgenden, welche anderen als Muster der reinen Ausspräche dīnen können. Klopstock's gūte Absicht, di deutsche Sprāche fon einem übelklingenden Laute zu befreien, wurde fon seinen Zeitgenossen missferstanden; man legte īm zur Last, dass er die Ausspräche seiner Heimāt als di giltige aufstelle und rükte gegen īn mit wirklich nur landshaftlichen Ausspräcben in's Feld. Selbst Männer wi Lichtenberg, der sonst nicht mit leichtfertigem Spotte Geshäfte trīb, fersuchte seinen Wiz an īn, ein Beweis, welch ferfürerishe Gelēgenheit das Neue dem Spotte darbītet. Dass Klopstock bei seinem Forshlāge nur den Wolklang der Ausspräche und nicht seine Heimāt im Auge hatte, beweist der Umstand, dass er selbst eingestēt, auch bei seinen Heimātsgenossen Niemanden gefunden zu haben, der das „graue und ērwürdige pf" offiziel abgeshaft wissen wolte. Klopstock's Meinung wār offenbār dīse: Angenommen, dass nāch der hershenden Gewōnheit nirgends in Deutshland das pf in den angefürten Beispilen unausgesprochen bleibt, sō solten wir uns desselben aus dem triftigen Grunde begēben, weil es ein shwēr auszusprechender, übelklingender Laut ist, der nicht etwa dazū beiträgt, unsere Sprāche kräftig zu machen. Gewiss hat Klopstock Recht; denn wi solte ein Laut, bei welchem man die Pantomīme des Ausspukkens macht, Gefallen errēgen, und ausser dem Wörtchen pfui ist jēne Pantomīme wol nirgends am Plaz.

Di Wichtigkeit des Klopstock'schen Forshlāges liegt dārin, dass

uns dāmit di Berechtigung zuerkannt wird, di Aussprāche, wen es der Wolklang erfordert, durch Uebereinkommen auf ānliche Weise abzuändern, wi es im Ferlaufe der Zeiten auf unbewusste Art geshēhen ist. Nēmen wir z. B. an, es bestünde auch in der Shriftsprāche noch di in manchen Gēgenden als Dialekt fortlēbende Aussprāche des: ie in: fliessen, wiegen etc., sō geshähe es nūr im Interesse des Wolklanges, wen wir di Aussprāche des i anstat: ie einfürten. Troz der Unnachgībigkeit bezüglich des pf weist di Neuzeit doch ein Beispīl auf, wo dem Wolklange di Häufung fon Vokālen zum Opfer gebracht wurde; ich meine das Wort: selbständig, welches wol nur mēr hīr und dā ein Shūlfux mit zwei st shreibt und dāmit der Etimolōgi gerechter zu werden glaubt. Anknüpfend an die Shreibung selb anstat selbst in jēnem zusammengesezten Worte, könten wir mit gūtem Fūg auch shreiben: Selbsucht, selbish etc. Ich gēbe gern zu, dass dāmit unserer Gewōnheit ein grōsser Zwang angetān wird, āber ēben so gut muss man mīr einräumen, dass mein Forshlāg keinen Ferstōss gēgen di deutshe Wortbildung enthält. Ausser der Fertaushung des pf mit f suchte Klopstock auch die des m mit n in manchen Wōrtern einzufüren und shrīb z. B. samft, Fernumft. Für dīse Shreibweise spricht ausser der wirklich statfindenden Aussprāche, welche immer nūr samft, fümf etc. hören lässt, noch der Umstand, dass di Aussprāche des m for f leichter und natürlicher ist, als di des n. In: Fernumft und Zūkumft ist di Shreibung des m bekantlich auch etimolōgish richtiger als di des n.

Wō di gēgenwärtige Aussprāche bereiz auf dem Wēge der Ferfeinerung begriffen ist, solten wir diselbe durch di Ortografi fixiren, und dāhēr z. B. shreiben: Konsert, Offisīr, Horisōnt, anstat des härteren: Konzert, Offizīr, Horizōnt.

Ich lasse es bei den geshēhenen Andeutungen bewenden und erkläre ernstlich, dass ich dāmit keine Geseze forshreiben; sondern nur wolgemeinte Fingerzeige gēben wolte.

Mögen meine Idēen über deutshe Ortografi wenigstens mit der Zeit Eingang finden; ich hābe si mir gebildet, weil ich fand, dass unserer Sprāche wēgen īrer unzwekmässigen Art, sich dem Auge darzubīten, eine grössere Härte beigelegt wird, als si wirklich besizt; weil ich es für angemessen hilt, dem Fremden die Erlernung einer Sprāche zu erleichtern, di fon allen gebildeten und bildsāmen Naziōnen gesucht und geshäzt wird.

Wien.

Dr. Eduard Schreder.

Johann Agricola und Sebastian Franck
und ihre Plagiatoren.

Das urtheil über die sprichwörtersammlungen Agricola's und Franck's, über bedeutung und werth derselben, über ihre originalität, über die verschiedenheit ihrer ausgaben und über ihr hineinreichen in andere spätere sammlungen ist ein durch und durch schwankendes. Es sollte, dächte ich, nach so vielen trefflichen vorarbeiten auf dem felde der sprichwörterliteratur endlich einmal zeit werden, hier genauer zu sichten und zu klären, ausgesprochene urtheile sicherer und fester zu begründen, schiefe ansichten ohne ansehen der person zu verwerfen. Wenn man vergleicht was Koberstein, Gervinus, W. und J. Grimm, Nopitsch, Eiselein, Guttenstein, Zacher, Latendorf u. a. über die werke dieser beiden männer sagen, so wird man weit aus einander gehende ansichten hören und zuletzt veranlasst werden, mit eigenen augen zu sehen.

Ich will nun zwar, was ich hier gebe, nicht als etwas ganz neues und unantastbares hinstellen, sondern ich will dadurch nur mehr anregen, selbstständige studien hierüber zu machen und die bereits von anderen und mir gemachten weiter zu verfolgen und auszubauen.

I.

Ausser allem zweifel ist es, dass ebensowol von Franck als von Agricola selbstständige originalausgaben ihrer sprichwörter vorhanden sind. Als solche bezeichne ich folgende:

Agricola. Drey hundert gemeyner Sprichwörter, der wir Deutschen vns gebrauchen vnd doch nicht wissen, woher sie kommen, durch D. Johann Agricolam von Issleben. Haganaw durch Joh. Setzerium ym MD vnd XIX iar nach der gepurt Christi. 8. II Theile.

Franck. Sprichwörter, Schöne, Weise, Herrliche Clugreden, vnnd Hoffsprüch, darinnen der alten vnd nachkommenen aller Nationen vnnd Sprachen gröste vernunfft vnd klugheyt, etc. zusamentragen in ettlich Tausent. Inn lustig höflich Teutsch bekürtzt, Beschriben vnnd ausgeleget Durch Sebastian Francken. Franckenfurt am Meyn, Bey Christian Egenolffen. gr. 8. II Theile. (Am Ende 1541).

II.

Von Agricola's werk giebt es folgende (dem gröesten theile nach in der königl. bibliothek zu Berlin befindliche) ausgaben:

A. des I. theils:

1529. Hagenau.
1529. Zwickau.
1529. Nürnberg.
1529. Erfurt.
1529. o. o.
1530. Leipzig.
1529. (niederdeutsch) Magdeburg.

B. des II. theils:

1529. Hagenau.
1529. Zwickau.
1529. Erfurt.
1529. o. o.
1530. Nürnberg.
1530. Leipzig. (existirt trotz Latendorfs zweifel s. Hagen's bücherschatz nr. 1236).

C. des III. theils:

1548. (wo?)

D. des I. und II. theils:

1534. Hagenau.

1537. Hagenau.
1541. o. o.
1548. o. o.
1558. o. o.
1582. Wittenberg.
1584. Hagenau.
1592. Wittenberg.

III.

Dass die Hagenauer hochdeutsche ausgabe und nicht die niederdeutsche oder eine andere das original ist, dafür hat Latendorf in seinem jüngst erschienenen werke über „Agricola's sprichwörter“ (Schwerin 1862, Bärensprung'sche hofbuchdr. 252 ss. 1 thlr. 8 sgl.) mir zuvorkommend vollgiltige beweise gebracht.

IV.

Eine arge verwirrung herrscht nun aber in bezug auf den inhalt und die bedeutung der nachdrucke Agricola's und Franck's. Dass die bei Egenolff 1532 erschienene ausgabe ein unvollständiger nachdruck von Agricola's 750 sprichwörtern sei, darüber ist kein zweifel. Aber immer und immer wieder, selbst in der neuesten, Latendorf'schen schrift, taucht die meinung auf, dass die unter Franck's namen umgehenden 14 Egenolff'schen drucke aus den jahren 1548. 1552. 1555 (zweimal). 1560. 1565. 1570. 1575. 1582. 1591. 1595. 1601. 1615 und o. j. — von Seb. Franck selbst herrühren, welcher bei der herausgabe dieser sprichwörtersammlung ebenso wenig die hand geboten hat, als Agricola, aus welchem ebenfalls ein gutes theil des inhalts gestohlen ist. Egenolff ist als einer der thätigsten literarischen freibeuter zu bezeichnen. Bekannt ist ausser diesen seinen machwerken unter anderen noch „Anthologia gnomica — veterum graecorum comediae scriptorum sententiae, Francof. Feyerabend 1579.“ Nach einer von mir angestellten genauen vergleichung ergibt sich nun folgendes.

Egenolff hat aus Agricola's 750 sprichwörtern 382 stücke entlehnt, welche folgende nummern umfassen: sprichw. 1. 2. 3. 5—17. 19. 20. 21. 25—28. 30. 32. 35—39. 50. 51. 52. 58—61. 63—75. 81. 84—91. 94—105. 113. 114. 119. 120. 123. 126—31. 133—39. 141. 142. 146. 147. 155. 156. 158. 161—63. 171. 173. 175. 78. 79. 182—85. 88. 89. 192—203. 205—7. 209—14. 17. 219—21. 223—30. 32. 234—36. 240—42. 244—47. 249—66. 268—72. 274—78. 280—86. 288—90. 92. 295—300. 301. 305—9. 314—16. 21. 22. 325—42. 345—47. 350. 353—55. 359—61. 63. 365—67. 69. 371—73. 380—83. 90. 91. 93. 95. 96. 404—6. 408—41. 445—51. 54. 56. 59. 60. 66. 70. 71. 507. 10. 14. 55. 57. 63. 76. 83. 89—95. 621—25. 30. 33. 36. 42. 647—49. 652—56. 660—75. 77. 79—81. 83. 91. 693—95. 701—3. 8. 715—17. 23. 25. 27. 29. 31. 33. 741—49. Diese 382 nummern stehen in der Egenolff'schen sammlung von 1548 auf 65 blättern, deren das ganze buch 181½ enthält; es ist also ein volles drittheil des werkes das eigenthum Agricola's. Die anderen zwei drittheile sind aus S. Franck's sprichwörtern entlehnt und finden sich auf den blättern 1ᵃ. 4ᵇ—6. 7ᵇ. 8. 10. 15—17. 18ᵇ—22. 23ᵇ-26ᵃ. 27—29. 39—45. 57—69ᵃ. 74ᵃ. 83—84ᵃ. 94ᵃ—108. 122—132. 137—143ᵃ. 146—147ᵃ. 148ᵇ. 150ᵃ. 152. 156ᵃ. 157. 158ᵃ. 159ᵇ. 161—181. Eiselein (s. XXVIII) schiesst also ganz fehl, wenn er meint, dass eine eigens von Franck besorgte ausgabe seiner sprichwörter ein unding, und dass die unter Franck's namen existirende sammlung eine in anlage und commentar veränderte auflage der sprichw. Agricola's sei; seine anziehung des Agricola als gewährsmannes ist daher bei sehr vielen sprichwörtern eine durchaus haltlose. Ebenso irrt Guttenstein in seinem büchlein über S. Franck, wenn er stücke aus einer Egenolff'schen ausgabe vom jahre 1591 für Franck's eigenthum hält, die doch dem Agricola zugehören. Damit fällt von selbst, was W. Grimm in seiner ausgabe Vridank's über Guttenstein's auszug sagt. Auch Latendorf irrt also, wenn er (s. 75) sagt: „Als eine vereinigung beider klassen (der auf Agricola zurückgehenden und der selbstständigen sprichwörterwerke) darf die ausgabe von Seb. Franck (1541) gelten, der ausser Agricola auch Tunnicius und Tappius excerpirt und niederdeutsche wie niederländische sprichwörter ins hochdeutsche übertragen hat.“ In Franck's originalausgabe vom jahre 1541, die ich selbst besitze, steht nicht **ein** satz aus Agricola's buch.

V.

Hoffmann von Fallersleben macht in seinen „spenden zur deutschen literaturgeschichte“ (I, 149) auf zwei alphabetische sammlungen von sprichwörtern, sprüchen etc. fol. o. t. vom jahre 1577 (Annaburg) aufmerksam. Ich habe mir das buch genau angesehen und bin zu folgendem ergebniss gekommen. Die erste sammlung, 4821 sprichwörter enthaltend, ist ein alphabetisches register zu drei werken, die in den überschriften buch A, buch B und buch C genannt werden. Buch A ist ein Egenolff'scher druck (1552), nach der seitenzahl, buch B Agricola's werk, nach der laufenden nummer der sprichwörter ausgezogen. Buch C, welches ich bis jetzt noch nicht habe ausfindig machen können, enthielt wol nicht eigentliche sprichwörter, sondern mehr sprüche, aphorismen, sogenannte pensées. Es muss ein grösseres werk gewesen sein, das mindestens 590 (591) seiten hatte. — Woher die zweite sammlung, welche nur 918 sprichwörter umfasst, die ebenfalls alphabetisch geordnet und numerirt sind und zwar ohne angabe der fundorte, bleibe einer späteren untersuchung vorbehalten.

VI.

Die in „Schottel's ausführlicher arb. v. d. teutschen haubtspr. 1663“ s. 1112—1146 befindliche sprichwörtersammlung, welche 1230 sprichwörter und ungefähr 560 sprichw. redensarten enthält, erweist sich mir nach sorgfältiger vergleichung als ein aus der Egenolff'schen compilation gemachter auszug nach den seiten 135ᵇ—165ᵃ, und 1ᵃ—134ᵃ, der durch sprichwörter mit neuerem gepräge und durch einige niederdeutsche öfter unterbrochen wird. Schottel hat also keineswegs, wie Nopitsch und Eiselein behaupten, lediglich Agricola ausgeschrieben, auch nicht wie Latendorf meint, direct aus Agricola geschöpft.

VII.

Ich komme nun schliesslich auf das verhältnis der schriften Agricola's, Franck's und Eyering's zu einander.

In den jahren 1601—8 erschien zu Eisleben, wo Agricola 72 jahre früher seine 750 sprichwörter verfasste, ein werk in drei bänden 8., betitelt „Proverbiorum Copia," aus dem nachlasse des Eucharius Eyering, pfarrer in Streuffdorf im Coburgischen, dessen werth man bis jetzt zu hoch angeschlagen hat. Wenigstens kann ich dem urtheile Gervinus' in seiner vortrefflichen geschichte der poetischen Nationallit. b. III, s. 65 u. ff. nicht beipflichten, wo es heisst: „so wie den Froschmäuseler, so muss ich auch die sprichwörtersammlung des pfarrers Euch. Eyering als ein wesentliches glied in der kette der organischen entwickelungen unserer beispielpoesie betrachten etc." — Was zunächst das material des ganzen werkes betrifft, so vermisse ich an ihm jene ursprünglichkeit in anlage und ausführung, die man z. b. dem froschmäuseler eher zugestehen wird; denn eine sorgfältige vergleichung der proverbiorum copia mit Agricola's 750 sprichwörtern hat mich vollkommen überzeugt, dass die erstere nichts mehr und nichts weniger als eine meistens wörtlich treue übertragung (etwa copie statt copia) aus der prosa des letzteren ist, so dass ich sie fast den gereimten Agricola nennen und Gervinus' urtheil über Eyering eher dem Agricola vindiciren möchte. Man vergleiche zu diesem ende Agricola 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 9. mit Eyering II, 298. 685. 634. III, 494. II, 694. 687. III, 427. III, 10. I, 533 u. s. f., ferner Eyering III, 387 und 320 mit Agricola 245 und 623. Eyering I, 116. 203. 303. 336. 769 mit Agricola 131. 123. 667. 64. 264 etc. — Dass Eyering Agricola's sprichw. bei abfassung seines werkes vor sich hatte, ist übrigens klar zu ersehen aus folgenden bezügen:

II, 677: der glart Johann Agricola
beschreibt viel deutscher proverbia.
III, 481: so muss ich euch erzeln ein geschicht,
welche Agricola auch meldt,
in sein proverbiis erzehlt.
III, 414: Agricola schreibt von einem mann etc.

Vor allem aber aus der vorrede:

„vnd es alles wie Agricola in schlechter prosa besondern in zierliche deutsche reimen verfasset, dergleichen denn in dieser sprache ich bissher noch nicht gesehen."

Diese ausbeutung Agricola's durch Eyering ist so gründlich, dass geschichtliche beispiele, fabeln (auf deren verknüpfung mit dem sprichworte Gervinus hier so viel gewicht legt), apophthegmen, stellen aus der bibel, dem heldenbuche, aus Vrîdank, aus Paulli's schimpf und ernst (III, 107), lateinische verse etc. ganz nach Agricola am betreffenden orte wiedergegeben sind. Dabei kommen nun aber ungemein viele wiederholungen vor, die sich sogar auf den abdruck der holzschnitte erstrecken. Namentlich ermüden auch die wenigen aus Boner's edelstein, Aesop, Aevian und Reinh. fuchs genommenen fabeln durch wiederkehr. Die fabel von der theilung (I, 325) ist aus Burk. Waldis ganz abgeschrieben, wie schon Grimm (Reinh. fuchs) bemerkt. Nur bei Aufnahme der flüche Agricola's ist Eyering etwas schwierig und meint I, 285:

nachdem der hochgelarte man,
Johan Agricola verstan,
allerley flüch für sprichwort schetzt,*)
zum andern sprichwörtlein gesetzt
welchs mich, der ich jm viel zu schlecht,
gar keineswegs bedüncket recht,
denn ob er die wol aus thut legen,
so ist mirs doch in dem entgegen,
das manchem fluch darin vorkommen,
die er vor niemals hat vernommen etc.

Was der reimer Eyering sonst noch eigen seinem machwerk hinzugefügt hat, ist unbedeutend und beschränkt sich meistens auf einige historien und sprichwörterparallelen, die ihm aus Franck's und Egenolff's werk leicht zugänglich waren (Eyering I, 803 und 4 = Egenolff 136^{b}. 84^{a}; Eyering II, 556 = Egenolff 62^{a}. Eyering I, 27 = Egenolff 96^{b}. I, 191 = 6^{a}. II, 75—77 = 59^{a}. II, 118 = 27^{a}. II, 649 = 23^{b}.) und die dann ähnlich wie im Vrîdank an einander gereiht sind.

---

*) auch Luther sagte in seinen tischreden: „M. Grickel hat uns possen und flüche zusammengelesen, damit er ein gelächter anrichtete.“

Auch hinsichtlich der form ist Eyering's werk von sehr untergeordneter bedeutung; es sind fast lauter genothzüchtigte reimereien, sogenannte knittelverse.

C. Schulze.

Die Fabeln und Erzählungen

im Renner des Hugo von Trimberg.*)

Das Einförmige und Schleppende seiner moralischen Betrachtungen unterbricht Hugo in seinem didactischen Sammelwerke sehr oft durch meistens sehr passend eingestreute Fabeln und Erzählungen. Dass er selbst sie nicht erfunden hat, versteht sich von selbst, und im Nachfolgenden soll der Versuch gemacht werden, die Quellen und ähnliche Bearbeitungen desselben Stoffes nachzuweisen.

Betrachten wir zuerst die Fabeln. Dass Hugo sie meistentheils aus den Fabelsammlungen des Alterthums entlehnt hat, lässt sich nicht nur annehmen, sondern auch beweisen. An drei Stellen (v. 1974. 7401. 9704) führt er den Aesop an, d. h. wie wir aus den betreffenden Fabeln sehen, die Sammlung aesopischer Fabeln des Anonymus des Nevelet,**) und dass er die übrigen ebenfalls aus Lectüre und nicht aus mündlicher Ueberlieferung, die ihm bei seiner gelehrten Richtung ferner lag, entnahm, können wir mit Sicherheit vermuthen; v. 1516 und 5440 bezieht er sich ebenfalls auf Bücher.

Die erste der aufgenommenen Fabeln (740—749) ist mir nicht gelungen anderweitig nachzuweisen. — Ein fetter Hund hatte seinen Hof verlassen. Ihm begegnete ein magerer. Woher kommst du, dass du so satt bist, fragte ihn dieser. Ich war an einer Stelle, wo ich manches feiste Stück zu essen bekam, aber ein Stecken hat mir so den

*) Vergl. meine Abhandlungen in Pfeiffer's Germania „Ueber Hugos von Trimberg Leben und Schriften“ (II, 363—377) und „Hugos von Trimberg Weltanschauung“ (V, 385—401).

**) S. Lessing — Zur Geschichte und Literatur, V. Beitrag. Braunschweig 1781, pag. 43—76.

Rücken zerbläut, dass ich es vorzog, das Weite zu suchen, und ich sprang über eine hohe Hofmauer; der Sprung schmerzt mich immer noch.

In den Sammlungen aus dem Alterthum habe ich die Fabel nicht gefunden. Es scheint fast, als ob sie nur eine kleine Variante von der auch v. 7400—7436 erzählten bekannten Fabel vom feisten Hunde und hungrigen Wolfe wäre.

V. 1518—1573 finden wir die auch Vrid. LXXX mitgetheilte Fabel vom Maulesel, der seine Geburt verleugnet, v. W. Grimm, l. c. und Disciplina clericalis ed. Schmidt pag. 42 und 104.

Quelle ist die einfache Fabel Aesops (Fab. 140): Ein Maulesel, durch Gerste fett geworden, sprang auf, schrie und sagte: Meine Mutter ist das schnellaufende Pferd und ich bin ihr ganz gleich! Als er aber einstmals laufen sollte, erinnerte er sich alsbald seines Vaters, des Esels. — Zu den von W. Grimm angeführten Nachweisungen möge noch eine hinzugefügt werden: Pauli, Schimpf und Ernst, Bl. XXXVI b.

1768 - 1795. Eine Krähe (rûch) fand eines Pfauen Federn und schmückte sich damit. Ihre Genossen beachtete sie seitdem wenig, sie mischte sich unter die Schar der Pfauen und nahm ganz ihre Gebährden an. Ein Pfau jedoch legte ihr das übel aus. Wie lange, sprach er zu den übrigen, wollen wir das ertragen, dass diese sich bei uns aufhält, geschmückt mit Federn, die nie ihr wurden? Auf! Lasst uns sie dahin treiben, woher sie gekommen, dann wird wohl ihre Hoffahrt ein Ende nehmen. Darauf versammelten sich alle Pfauen, rupften ihr die Federn aus und trieben sie, ihres falschen Schmuckes beraubt, in ein Reisig, wo die Hochmüthige ihr Leben endete.

Die Fabel findet sich bei Phaedrus I, 3. und beim Anonymus des Nevelet Fab. 35. Bei Phaedrus endet die Fabel so, dass die Krähe niedergeschlagen zu ihren früheren Genossen zurückkehrt; diese weisen sie zurück und eine von ihnen ertheilt ihr die Rüge: Wärst du mit dem, was die Natur dir gegeben, zufrieden gewesen, du hättest nicht diese Beschimpfung erlitten und brauchtest jetzt nicht zu sehen, wie du von dem eigenen Geschlecht zurückgestossen wirst. Mehr an Hugos Erzählung schliesst sich die Fabel des Anonymus:

Graculus invento picti pavonis amictu,
se polit, et socios ferre superbit aves.
Quem fore pavonem pavonis penna fatetur,
Pavonum generi non timet esse comes.

Pavo dolum sentit; falsi pavonis honorem
increpat et domitam verbere nudat avem.
Nuda latet sociosque fugit, minuique pudorem
sic putat, hunc diro corripit ore comes etc.

Bei Boner pag. 58 Pfeiffer findet sich auch diese Fabel, gleichfalls an die des Anonymus sich anlehnend.

V. 1976—1999. Vom Wolfe, dem der Kranich mit seinem Schnabel einen Knochen aus dem Halse zieht. v. Aesop. Fab. 144. Phaedrus I, 8.

V. 2016—2031. Zu einer Hagebutte sprach eine Schlehe: Frau mit dem rothen Röcklein, gestattet, dass wir bei euch stehen; gedenket, wovon ihr geboren seid: unser beider Mutter war der Dorn. Vordem waret ihr grün, jetzt seid ihr roth. Uns hat derselbe Gott geschaffen, der euch hier wachsen liess und uns der Erden auch ein Theil vergönnte. Obwohl wir arm sind und ihr viel Kern habet, so stehen wir doch bei euch gerne. Uns suchet oft Weib und Mann, und wir sind an manchen Orten begehrt, während eurer Kerne Niemand verlangt.

Die Quelle dieser Fabel weiss ich nicht anzugeben.

V. 2456—2471. Die bekannte Fabel vom Fuchse, der den Raben um einen Käse betrügt, findet sich bei Phaedrus I, 13 und beim Anonymus Fab. 15. Letztere ist unstreitig die Quelle Hugos, denn v. 2463 heisst es:

Dem wîzen swanen bistu glîch.

Dieser Zug findet sich nicht bei Phaedrus; beim Anonymus heisst es:

Corve decore decens, cygnum candore parentas (v. l. praecellis).

Die Beichte des Wolfes, Fuchses und Esels (v. 3509—3629) ist bereits bei J. Grimm — Reinhart Fuchs pag. 391—396 abgedruckt. cfr. ib. Einl. p. CLXXX ff. Dieselbe Erzählung, nur kürzer, findet sich bei Lassberg — Lieders. I, 265. Zuletzt hat Keller in den Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, Stuttgart 1855, eine dritte, denselben Stoff behandelnde Recension veröffentlicht. Diese erreicht indessen die Darstellung Hugos nicht. Hugos Erzählung ist lebendig und individualisirt anschaulich, die Kellersche Recension, offenbar jünger als Hugos Bearbeitung, ist breit und viel zu allgemein in der Ausführung gehalten. — Im Renner ist es ein Knecht, dem der Esel das Heu aus den Schuhen zieht, in der Kellerschen Erzählung ein Pilger. Der Esel erzählt hier:

(pag. 507) Eines tages solt ich tragen hain
Von dem berge die grossen steyn,
Da kwamen bilgerin gegangen,
Die waren kummen auss ferren landen
Vnd wolten über das wilde mere
Alle dorch des reichen gottes ere.
Ir einem was sein fuesse zurkloben,
Der hett heuwe jn den schuewe geschoben.
Dem prueder was zue geen gach.
Das heüwe zodet jm hynden nach.
Jch bücket mich zur selben stunt
Vnd frass das häuwe jn mein mvnt.

V. 5441—5464. Der Fuchs bittet den Storch bei sich zu Gaste, giesst auf einen breiten Stein ein dünnes Mus aus, so dass der Gast hungrig davon gehen musste. Der Storch rächte sich auf ähnliche Weise. Cfr. Phaedrus I, 26. Anonymus-Fab. 33. Boner p. 54.

V. 5485—5486 wird kurz die Fabel von der Feld- und Stadtmaus erwähnt, v. Hor. Sat. I, 6. 79—117. Anonymus Fab. 12. Lessing — Zur Gesch. und Lit. V, 16—31. Sehr breit und ausführlich erzählt findet sich die Fabel in Kirchhoffs Wendunmuth, Frankf. 1581, bl. 60 a, bis 62 a.

V. 5619—5672. Die im Sommer fröhliche aber unthätige Grille bittet zur Winterszeit die fleissige Ameise, ihr von den gesammelten Vorräthen mitzutheilen; die Ameise schlägt das Verlangen ab.

Quelle ist Aesop 134 und Avian. Fab. 34. Dieselbe Fabel bei Keller a. a. O. pag. 576. cf. Petri Alph. Discipl. cler. pag. 35: Balaam, qui lingua Arabica vocatur Lucaniam, dixit filio suo: Fili, ne sit formica sapientior te, quae congregat in aestate unde vivat. (cfr. Steinhöwel (1555), bl. 56) ib. Schmidts Anm. pag. 72. Prov. 6, 6. Vade ad formicam, o piger, et considera vias ejus, et disce sapientiam. Prov. 31, 25. Formicae populus infirmus, qui praeparat in messe cibus.

V. 5789—5818. Die Elster will von der Taube schön gehen lernen, doch die Bemühungen der letzteren sind vergeblich, ihr den wackelnden Gang abzugewöhnen. Cfr. Freid. 141, 21 ff. ib. Einleitung LXXVII. Lieders. III, 287.

V. 6009—6034. Zwei Esel unterhalten sich über ihre Arbeit. Der eine sagt, er trüge nur dann Lasten, wenn man ihm den Rücken zerbläue, sonst lasse er sich nicht aus seiner Fassung bringen. Der

andere macht ihm darüber Vorwürfe, er trage williglich die ihm zugedachten Lasten, deswegen sei er auch sicher vor Schlägen.

Auch diese Fabel, vielleicht Hugos Erfindung, weiss ich nicht weiter zu belegen.

Die Fabel vom feisten Hunde und hungrigen Wolfe (v. 7400—7436) ist nicht aus Phaedrus (III, 7), sondern aus dem Anonymus Fab. 54 entlehnt, wie eine Stelle schlagend beweist. Hugo beginnt:

Zeimal lief ein grôzer hunt,
als meister Aesopus uns tuot kunt,
ûz eime dorfe in einen walt;
sîn lîp was veizt und wol gestalt.
ein mager wolf in dâ dersach.
der lief ze im dar unde sprach
Sage mir, vil trûtgeselle,
wie sint dîn brâtn und dîn gepelle
sô veizt und ouch dîn balc sô vol:
wolt got, wær mir alsô wol!
hilf mir, daz ich bî dir blîbe,
wan ez schînt an dînem lîbe
der heilgen vülle etc.

Beim Anonymus heisst es:

Cum cane sylva lupum sociat. Lupus inquit, amice
Pelle nites, in te copia pulchra patet.

Als Variante zu der Lesart „copia pulchra“ wird in den Anmerkungen angegeben „sancta.“ Hier sehen wir also sogar, welcher Lesart Hugo gefolgt ist. — Auch bei Boner, pag. 102 Pf., findet sich diese Fabel, ebenso bei Keller pag. 512. Pauli Bl. LXXXIII a.

V. 7524—7541. Vom Esel, der eines Löwen Haut fand. Quelle ist Avian. Fab. V, dem alle Züge genau nachgebildet sind. Cfr. Aesop. Fab. 262. Boner pag. 117. Keller pag. 531—546. Steinhöwel pag. 82.

V. 9706—9759. Vom Bauch und von den Gliedern. Anonymus Fab. 55. Boner pag. 104.

Die Fabel von der Elster mit ihrer Tochter (v. 14,915—14,928) ist bereits von W. Grimm (Thierfabeln bei den Meistersängern, gelesen in der Berliner Akademie am 11. Januar 1855) einer gründlichen Untersuchung unterworfen worden, der ich nichts weiter hinzuzufügen weiss.

V. 15,530—15,573. Die Erzählung vom Neidischen und Hab-

gierigen. Um die Gesinnungen seiner Unterthanen zu erfahren, schickte ein König einen Boten aus. Zwei Männer kamen zu ihm, der eine ein Habsüchtiger, der andere ein Neidischer. Der Bote sagte, er vermöchte ihre Bitten zu erfüllen: wer sich jedoch der Bitte enthalten könnte, der solle das, um was der andere bittet, doppelt erhalten. Endlich bat nach langem Hin- und Herreden der Neidische, dass ihm ein Auge ausgebrochen werden sollte; der Habsüchtige verlor so beide Augen.

Quelle ist Avian. Fab. 22, deren Anfang etwas verändert ist. Aus dem heidnischen Jupiter ist ein König gemacht und aus Phoebus Apollo ein Bote: nicht so bei Steinhöwel pag. 87.

Jupiter ambiguas hominum praediscere mentes
Ad terras Phoebum misit ab arce poli.

Aehnlich hat Boner pag. 156 die Fabel umgestaltet:

Zwên gesellen giengen über velt,
doch was ungemein ir gelt,
itweder wolt das sine hân.
uf der strâz in schier bekan
ein hêrre gewaltig unde rîch.
die gesellen gruost er güetlich,
doch er erkant ir herzen wol,
daz si beide âküste wâren vol.

Gleichwie die Fabeln sind auch die mitgetheilten Erzählungen anderweitig entlehnt. Hugo beruft sich selbst theils auf die mündliche Ueberlieferung (v. 1604: ich hân vor zwir ouch wol vernomen. 4178: nu hœrt, waz ich vernomen hân. 4215: ich hôrt von einem prelâten sagen. 4664: ein bispel ich vernomen hân. 14,156: nu hœrt waz ich vernomen hân. 16,934: ich hân vernomen ein schriecklich mær. 23,797: als ich vür wâr vernomen hân), theils giebt er an, dass seine Quelle Bücher sind, die er auch an einigen Stellen namhaft macht (7786. 22,598: nu hœrt ein wâr geschriben mær. 12,886: ich las an einem büechlin. 14,524: man list. 15,654: von einem münche ich wilent las. 22,741: von dem hân ich gelesen alsus. — Namentliche Anführungen: 9678. 18,686: ein buoch heizt Dialogus, in dem schribt sant Gregorius. 16,798: uns schreibt der edel Boecius in schuoler zühte buoch alsus. 16,808: ouch schribt derselbe Boecius. 23,484: ein buoch heizt Barlaam Josaphât, in dem ditz mær geschriben stât).

Im Eingange des Renners erzählt uns Hugo, wie er in ein Dorf geritten kam, dessen Bewohner ihn nach dem Ursprunge der Stände fragten. Er giebt ihnen bezugnehmend auf Gen. 9, 21—27 darüber Auskunft. Die Bauern, deren Wissbegierde noch nicht gestillt ist, fragen ihn weiter, woher die Halbritter gekommen sind. Darauf erzählt er ihnen die oben besprochene Fabel vom Maulesel, der seinen Vater nicht nennen wollte, und fügt dieser eine zweite Erzählung hinzu:

(V. 1604—1750). Ein Edelknappe kam zu einer Bäuerin, „Grüss Gott," redete er sie an, „wie befindest du dich?" „Wohl, lieber Herr." „Kennst du mich?" „Nein, lieber Herre." „Nun, so bin ich es doch, dein Oheim. Sag, lebt meine Muhme Hedwig, deine Schwester, noch?" „Ja, Herr." „Und wie befindet sich dein Sohn Ruprecht?" „Er ist ein braver Bursch und trägt sein erstes Schwert. Beim Tanz singt er den Mädchen allen vor und in unserer Nachbarn Gunst steht er gar hoch." „Ich weiss," erwidert der Edelmann, „ein junges Mädchen für ihn; gefällt sie ihm, so wollen wir sie ihm zum Weibe geben." Die Bäuerin willigt ein. Nachdem der Herr sich für sein Pferd Futter und für sich ein Huhn hatte geben lassen, wiederholt er seinen Heirathsantrag und reitet heim gen Hungerthal, wo manche Maus getanzet und gesprungen hat, wenn sie sich anderswo satt gegessen. Nach acht Tagen kommt der Meier und sein Sohn, die Mutter bringt Lebensmittel als Geschenk mit. Die junge Maid wird gerufen, der Edelmann ermangelt nicht, ihre Vorzüge herauszustreichen, sagt auch, dass seiner Schwester Bruder ihr Vater sei, stellt dem jungen Ruprecht das grosse Glück vor, das ihm durch seine künftige Frau erblühen werde, und giebt endlich beider Hände zusammen. — Aus solchen Ehen entspringen die Halbknechte. Nach drei Monaten gebiert die junge Frau ein Kind. Von solchen Kindern werden die Bauernschinder erzeugt, und wer zu ihnen spricht, sie seien nicht in rechter Ehe geboren, der hat Leib und Gut von ihnen eingebüsst.

Die ganze Erzählung trägt zu sehr den Stempel des unmittelbar erlebten und ist allem Anscheine nach so sehr aus dem Leben gegriffen, dass es hier unnütz wäre, nach einer weiteren Quelle zu forschen. Es wird hier ohne Zweifel ein Vorfall erzählt, der zur Zeit Hugos häufig vorkommen mochte. Leute von zweifelhafter Abkunft, die es aber verstanden, äusserlich ritterlichen Anstand zu bewahren, dabei jedoch wehrlose Städter und Bauern auf alle mögliche Weise betrogen und

ausbeuteten, müssen damals in grosser Anzahl ihr Gewerbe getrieben haben. Aehnliche Züge lassen sich aus anderen gleichzeitigen Gedichten mehrere nachweisen.

V. 2598—2646. Ein einsichtsvoller Mann hatte sterbend seinem Sohne eine Summe Geldes übergeben mit der Bestimmung, sie dem grössten Thoren einzuhändigen. Vergeblich suchte der Sohn lange Zeit den Auftrag des Vaters auszuführen, bis endlich ein fremder Mann aus fernen Landen herbeikam, der ihm erzählte, dass in seiner Heimath ein König herrsche, der alles thun könne was er wolle; ist aber sein Jahr um, so tritt er ab; ein anderer nimmt seine Stelle ein und jenem schlägt man das Haupt ab. Der Jüngling reist mit dem Fremden in dessen Vaterland, wo gerade eine neue Königswahl stattfand. Er übergiebt dem neuen Könige die ererbte Summe Geldes mit der Bemerkung, er hätte nicht geglaubt, dass es in der Welt einen so grossen Thoren gäbe.

Quelle ist: Gesta Romanorum cap. 74 (pag. 115 ed. Keller).

V. 4179—4201. Ein verständiger Mann hatte eine junge thörichte Frau, die stets das Gegentheil von dem that, was sie thun sollte. Eines Tages musste ihr Mann alsbald ausreiten. Sofort lief sie ihm nach und forderte ihn auf, schleunigst umzukehren. Er kam und sprach: „Was wollt ihr?“ „Sage mir, sind diese Bohnen von einem Bocke oder von einer Ziege?“ Ob dieser unnützen Zeitvergeudung geräth der Mann in gerechten Zorn.

V. 4215—4230. Ein Fuldaer Prälat sass mit seinen Dienstleuten zusammen in einer Kemenate, um des Landes Noth in Berathung zu ziehen. Als sie nun im „engen râte“ beisammen waren, sprach der Abt: „Diese Kemenate ist nicht fehlerfrei, dort unten an jener Thür fehlt ein Fenster.“ — Manche Leute sind für kleine Aemter zwar brauchbar, werden ihnen aber grössere anvertraut, so reichen ihre Kräfte und Fähigkeiten nicht aus.

V. 4666—4711. Von einer Sünderin, die in der Beichte aussagte, sie hätte keine andere Missethat sich zu Schulden kommen lassen, als dass sie an einem Freitage ein paar Schlehen genossen. Vom Pfarrer gefragt, ob sie niemals geflucht und gescholten habe, antwortete sie, allerdings, wenn ihr Herr ihr etwas zu Leide gethan habe, habe sie zu ihm gesagt, dass der Teufel ihm in die Glatze fahren solle. Wiederum gefragt, wer ihr Herr wäre, antwortete sie, der Pfarrer, von dem sie sieben Kinder habe und jetzt mit dem achten gehe.

V. Ein Dieb, den es verdross, dass seine tugendsame Frau an seinen bösen Thaten keinen Antheil nehmen wollte, schnitt dieser die Ohren ab. Endlich ereilt ihn der Lohn seines bösen Lebens: er wird gefangen und soll zum Galgen geführt werden. Vorher sagt er noch aus, dass seine Frau eine viel ärgere Missethäterin wäre als er; sie solle man vorher hängen. Man holte sie herbei. Sie brach in Thränen aus und versicherte, dass ihres Ehemannes Leben ihr stets von Herzen leid gewesen wäre. Da sagte der Dieb: „Besehet zuerst ihre Ohren, und wenn sie die noch hat, so ist sie unschuldig: sind sie aber abgeschnitten, so hänget sie.“ Als die Richter die Ohren nicht sahen, wurde sie gehängt. Erst nach geschehener Execution offenbarte der Dieb den Richtern die Unschuld seiner Frau und weswegen er ihr die Ohren abgeschnitten habe.

V. 7786—7880. Ein reicher Wucherer liess, um seine Seele zu retten, einen Tempel bauen. Der Bischof, der ihn einweihen sollte, ging Abends vorher hinein, um das Gebäude sich anzusehen. Da bemerkte er den Teufel, wie er die Wände mass. „Fort, Bösewicht,“ fuhr ihn der Bischof an; „man bedarf deiner nicht.“ „Weswegen schiltst du mich?“ erwiderte der Teufel; „ich stehe hier auf meinem Grund und Boden. Habe ich dir das deinige nicht genommen, so lass mir auch mein Besitzthum.“ Den Bischof verdross die Rede. „Morgen werde ich dir deine Gewalt nehmen, denn hier soll man Gott dienen.“ Da sprach der Teufel: „Du weisst, wer dem andern sein Gut nimmt, der thut wider Gottes Willen: soll denn ein Bischof ärger sein als Räuber und Diebe; das verstösst gegen sein Amt. Lass mich das meine von hinnen führen; was dir gehört, will ich nicht anrühren.“ „Das erlaube ich dir gern,“ sagte der Bischof. — Als dieser am anderen Morgen den Tempel weihen wollte, fand er weder Holz noch Steine: der Tempel war vom Grundsteine bis zum Dach vom Teufel entführt.

V. 8118—8141. Ein Herr hatte zwei Knechte, die beständig in Streit lagen. Endlich schloss er sie in eine Stube und gab ihnen zwei Messer; er selbst horchte draussen an der Wand. Da sprach der eine: „Fangt nun an; wenn ihr ein wackerer Mann seid, so rächt euch an mir.“ „Nein,“ erwiederte der andere, „stecht ihr zuerst, denn von euch will ich gern Mannes Tapferkeit lernen.“ Da sprach jener: „Ihr müsst zuerst stechen, wenn ihr euere Rache ausüben wollt.“ — Darauf befahl der Herr seinem anderen Gesinde, die beiden Knechte

zu Tode zu schlagen und sprach: „Ehe ich diese Noth alle Tage von euch ertrage, lieber sehe ich euch beide todt."

Von diesen sechs Erzählungen weiss ich keine Quelle anzugeben.

V. 9680—9690. Eine Nonne verzehrte ein Lattichblatt, auf dem der Teufel sass. Als man den Teufel beschwor, sprach er, „Was wollt ihr von mir? Sie schob mich williglich in sich hinein; hätte sie ein Kreuz vor mir gemacht, so würde sie mich entfernt haben."

Aus Gregor. Dialog.

V. 10,208—10,289. Mehrere Baiern waren in eine Stadt gekommen und hatten sich beim süssen Moste stark übernommen. Als sie eingeschlafen waren, riefen ihrer zwei im Traume, „Wohl auf, ihr Helden, lasst uns übers Meer fahren; der König kommt auch mit seinem Heer." Dadurch erwachten die übrigen. Einer von ihnen aber schnarchte fort. „Wie können wir es leiden," rief da einer aus der Gesellschaft, „dass dieser Mann ein ganzes Schiff in Noth bringen will? Das Meer trägt keine Todten; was will er im Schiffe? Wohlan! werfen wir ihn in die Wogen!" Sie hoben ihn auf und stürzten ihn von der Laube, auf der sie sassen, herab. Der Unglückliche, durch den Sturz nüchtern geworden, hatte sich durch den Fall einen zerbrochenen Arm und Bein zugezogen. Erst durch das Schreien des Verwundeten wurden die Trunkenen inne, dass sie nicht auf dem Meere wären.

Bekanntlich haben wir von diesem Schwanke eine ausführlichere Erzählung im Koloczaer Codex pag. 55—74. Der Verfasser nennt sich „der Vröudenlære." Wieder abgedruckt ist sie bei v. d. Hagen — Gesammtab. II, 467. Ueber das sonstige Vorkommen dieses Stoffes siehe v. d. Hagen ib. pag. LXVI—LXXII. Bereits das Alterthum hat einen ähnlichen Stoff behandelt. v. Athen. Deipnos. I, 2. cap. 5.

V. 10,884—10,906. Als die Gäste eines Prälaten, dem Birnen in einem Korbe gebracht wurden, auf seine Frage, wer ihm die Birnen am besten aufbewahren würde, antworteten, sein Neffe, wollte der geistliche Herr nichts davon wissen. Darüber geräth einer der Gäste in Zorn und klagte, dass dem, dem tausend Seelen befohlen seien, nicht einmal sechzig Birnen anvertraut würden.

Dieselbe Erzählung findet sich bei Boner pag. 176.

V. 10,950—10,974. Ein Ritter hatte einem Kloster ein Ross versprochen, wenn einer der Mönche ein Paternoster spräche, ohne an etwas anderes zu denken. Einer der Mönche spricht das Gebet, aber

beim letzten Worte fiel ihm ein, ob er auch den Sattel mitbekommen würde. So ging dem Kloster das Ross verloren.

Die erste Quelle dieser Erzählung weiss ich nicht nachzuweisen.

V. 11,246—11,256. Ein lüderlicher Mensch kommt aus einer Schenke nach Hause und findet unterwegs einen vom Teufel Besessenen. Er fordert den Teufel auf, in ihn zu fahren. „Ich würde in dich fahren,“ erwiedert Satan, „wenn mich nicht ein kleiner Tropfen Wasser daran hinderte, der dir heute an den Mund gekommen ist, als du dich aus dem Weihkessel besprengtest.

Auch hiervon weiss ich die Quelle nicht anzugeben.

V. 12,144—12,202. Die Frau eines einfältigen Mannes liess zur Nachtzeit ihren Buhlen ins Zimmer. Von ihrem Ehemanne überrascht, sprang der Liebhaber zum Fenster hinaus und die Frau redete ihrem Gemahl vor, es sei ein Bock gewesen, der den Weg durchs Fenster genommen habe, da die Thür verschlossen gewesen sei.

V. 12,836—12,898. Eine Frau, von ihrem eifersüchtigen Manne streng bewacht, nimmt diesem zur Nachtzeit die Schlüssel fort und eilt zu ihrem Buhlen hinaus. Inzwischen erwacht der Mann und verschliesst die Thür. Die Frau bestreitet die ihr vorgeworfene Untreue und eilt zu einem in der Nähe befindlichen Brunnen, um den Schein zu erwecken, als ob sie sich hinabstürze; in Wahrheit wirft sie aber nur einen Stein ins Wasser. Nun öffnet der Mann; die Frau eilt in das Haus und macht ihrem Manne Vorwürfe über sein Ausbleiben.

Dieselbe Erzählung in der Disciplina cler. pag. 54 und Schmidts Anm. pag. 135; ferner Altdeutsche Bll. I, 155.

V. 13,686—13,711. Gregorius erzählt in seinem Buche „Dialogus“ von einem Kinde, das sein Vater aus Liebe zu ihm selten strafte. Als es krank wurde, begann es auf den Herrn zu schelten und starb so.

V. 14,156—14,199. Ein Bauer gab seinem Gevatter den Rath, einen Schinken, damit ihn der Gutsherr nicht für sich in Anspruch nähme, in ein Fenster zu hängen. Der Gevatter that es, aber zur Nachtzeit holte sich sein Freund den Schinken. Als der Bauer diesem am andern Morgen sein Leid klagte, beredete ihn dieser, Niemand zu sagen, dass er ihm den gestrigen Rath ertheilt habe.

Denselben Stoff behandelt eine Heidelberger Handschrift, mitgetheilt von F. Pfeiffer in Haupts Zeitschrift VII, pag. 102. Dieselbe

Recension in Lassbergs Liedersa. I, 285. (Haupts Conjectur v. 80 „und ouch gesworn“ bestätigt die Lassberg. Hs.)

V. 14,525—14,558. Eine Jungfrau von schöner Gestalt kam zu König Alexander. Aristoteles warnte ihn, wenn er sie länger ansehen würde, so geschähe ihm Uebeles von ihr, denn sie sei von Kind auf mit Natternfleisch erzogen.

Gesta Romanorum cap. 11. Discipl. cler. pag. 107. Die Königin des Nordens sendet ihre mit Gift von Jugend auf genährte wunderschöne Tochter zu Alexander, ihn zur Liebe zu verleiten. Da der König sie annehmen will, lässt Aristoteles einen zum Tode verurtheilten Missethäter sie küssen, und dieser stirbt auf der Stelle. Genommen aus Secretum Secretorum cap. 24, der Uebersetzung eines arabischen, dem Aristoteles zugeschriebenen Briefes an Alexander. S. Fabricius — Bibl. graeca III, pag. 284 Note (Ausg. v. Harles).

V. 14,700—14,735. Ein Mann, sehend wie sein Gevatter seine Frau strafte, sprach zu diesem, er solle ihm diesen Zorn geben. Der Gevatter liess seine Frau los und fiel über seinen Freund her. Als der Geschlagene am andern Morgen den Gevatter verklagte und dieser vor dem Richter frei ausging, verwünschte er alle Weiber.

V. 14,970—14,977. Von einem so gehorsamen Mönche, der, als sein Abt ihm befahl, zu ihm zu kommen, nicht einmal ein o ausschreiben wollte.

Quelle: Liber patrum.

V. 15,612—15,624. In einem Kloster, in dem Hugos Sohn lebte, war ein junger Mann, dem der Teufel rieth, dass er ein Seil nähme und sich erhinge. Das Seil riss und um seinem Leben ein Ende zu machen, stürzte er sich in einen Weiher. — In der Erlanger Handschrift findet sich diese Erzählung noch einmal v. 3881—3912.

V. 15,654—15,693. Ein Mönch war von bösem Gelüst entzündet und hielt, um sich rein zu erhalten, seinen Finger in glühende Kohlen. Als ein vom Teufel Besessener in das Kloster gesandt wurde, und des Abtes bester Mönch den Teufel nicht austreiben konnte, sprach dieser, dass nur der Mönch ihn zu entfernen vermöchte, der Feuer mit Feuer gelöscht habe. Als dieser den Besessenen berührte, verschwand der Teufel.

V. 16,798—16,807. Boetius erzählt (in der ihm fälschlich zugeschriebenen „Disciplina scholarium,“ abgedruckt in der Ausgabe

seiner Werke, Venedig 1491, Bd. 2), dass ein Schüler Albin seinen Meister Grillus schlug.

V. 16,808—16,830. Boetius erzählt, dass Lucretius in Rom einen Sohn gehabt habe, den er sehr verzog. Der Sohn beendet sein Leben am Galgen. Kurz vor der Execution will er scheinbar seinem Vater einen Kuss geben, statt dessen beisst er ihm aber die Nase ab.

S. Steinhöwels Esop. pag. LXXIX, nur wird hier von einer Mutter, nicht von einem Vater berichtet; auch fehlt die Berufung auf Boetius. Cfr. S. Brant NS. 9, 33 und Zarnckes Anm. pag. 318 b. Pauli — Schimpf und Ernst (Strassburg 1522) pag. 5 b.

V. 16,934—16,961. Ein reicher Wucherer, auf dem Sterbebette liegend, bat seinen Geistlichen, um selig zu werden, ihm seine Kappe aufzusetzen. Der Teufel kam geflogen und sagte ihn so erblickend, „Ich habe noch wenig Menschen verloren, die sich in Klostergewand verbargen und sich weder der Reue noch der Busse befleissigten."

V. 21,901—21,909. Ein Dieb, der in einem Kramladen bei Nachtzeit eingebrochen war, wurde, als er überlegte, was er eigentlich stehlen sollte, vom Hausherrn überrascht und getödtet.

V. 22,600—22,652. Von der Gewohnheit der Römer, den Triumphator zu ehren.

Quelle: Gesta Romanorum pag. 55 Keller.

V. 22,740—22,747. Maecentius liess seine gefangenen Feinde einen todten Körper tragen und legte sie dann in ein Grab, in dem sie unter der Last des Leichnams umkamen.

V. 22,844—22,861. Vier Aebte ritten gen Capitel und begegneten einem Manne, der sein Ross überladen hatte. Darauf von jenen aufmerksam gemacht, antwortete dieser, dass es wol noch der vier Aebte Geduld tragen würde.

Dieselbe Erzählung, wenig variirt, bei Pauli pag. XC (falsch paginirt für LXXXIX). Es fuor ein Müller mit einem Esel zu mül vnd het im wol fier söck vff geladen, da bekam im ein Ordenszman der sprach zuo dem Müller, duo hast den armen Esel verladen. Der Müller sprach, nein bruoder er ist nit so wol geladen, er trüg noch wol euwrer vnd aller euwrer Brüder Pacientz vnd Gedult.

V. 22,862—22,898. Ein Mönch von unbeständiger Gesinnung bat seinen Abt, ihm zu erlauben, dass er sich eine andere Wohnstätte erwähle. Es wurde ihm gewährt und der Mönch begab sich in einen Wald. Hier in seiner Waldzelle hatte er einen Krug, den er bald

dahin, bald dorthin stellte. Als er eines Abends über ihn stolperte, beschloss er, seine Unbeständigkeit einsehend, wieder zurück in das Kloster zu gehen.

Quelle: Lib. patrum.

V. 23,484—23,535. Ein Mann, fliehend vor einem Einhorn, läuft auf einen Felsenabhang, unter dem sich ein Sêe befand, worin mehr als tausend Drachen und wildes Gewürm herumschwommen. Da stand er denn in Aengsten, als er ein Bäumlein an dem Felsen gewahrte, das er umklammerte. So sah er unter sich die wilden Thiere toben und oberhalb das drohende Einhorn. Inzwischen wurde er auch zweier Mäuse gewahr, die eine schwarz, die andere weiss. Beide bemüheten sich, die Wurzeln des Baumes abzunagen. In dieser dreifachen Noth schwebend, bemerkte er einen Strauch mit Beeren, die er trotz seiner angsthaften Lage zu verzehren nicht verschmähte. — Das Einhorn ist der Tod, der uns auf der Hölle See jagt. Die Mäuse sind Tag und Nacht, welche unser Leben abnagen. Gewahren wir aber den Honig eines Vergnügens, so lassen wir Angst und Sorge fahren und lecken daran die uns gestattete kurze Zeit.

Quelle ist, wie Hugo selbst angiebt, Barlaam und Josaphat (ed. Pfeiffer pag. 116 ff.). Eine andere Recension hat Lassberg — Liedersaal I, 253. Vorrede pag. XXII. v. Gesta Rom. pag. 277 Keller. — Die Parabel ist orientalischen Ursprungs und wohl aus dem Indischen durch das Arabische gegangen. V. Kalila und Dimna, übersetzt von Holmboe, Christiania 1832, pag. x.

V. 23,650—23,659. Ein wackerer Mann strafte seinen Sohn, damit er ein brauchbarer Mensch würde. Als der Sohn erwiederte, er wolle ein Bösewicht werden, sagte der Vater, er wolle ihm seinen Willen lassen, bis er ihm folgen würde.

V. 23,667—23,722. Eine Frau genas des Nachts eines Kindes. Ein im Hause zufällig anwesender Gast übernahm die Pathenstelle. Der Wirth fragte seinen Gast nach Stand und Namen. „Ich bin der Tod," erwiederte dieser. „Dann, lieber Gevatter," bat der Wirth, „könnt ihr mir Huld und Gnade erzeigen, lasst mich recht lange leben." „Ehe ich komme," versprach der Gast, „will ich euch meine Boten senden." Der Mann lebte lange, manche Flur sah er Ernte tragen. Da fing er an zu siechen. Der Tod kam herbei und forderte ihn auf mitzukommen. „Wie? Habt ihr so euer Gelübde bewahrt?" fragte der erschrockene Kranke. Ruhig entgegnet der Tod, „Erinnert ihr

euch nicht, als euch die Krankheit Seitenstiche verursachte, dass ihr da ach und weh geschrieen habt? Seht, das war mein erster Bote. Als euch euere Ohren brausten und die Augen trieften, da sandte ich euch zwei Boten. Als euch die Zähne weh thaten, der Husten euch belästigte und euer Gedächtniss schwach wurde, da sandte ich euch drei Boten. Als euere Beine erlahmten, euere Haut runzlich und die Stimme heiser und der Bart grau wurde, da sandte ich euch vier Boten. Gevatter, ich habe mein Versprechen ehrlich erfüllt, nun säumt euch nicht länger und kommt mit.“ So starb der gute Mann.

S. Grimm — Mythologie. 2. Ausg. pag. 813. KM. Nro. 44. Zwei andere Recensionen finden sich bei Pauli pag. LVI b. (Nro. 268) und bei Kirchhoff — Wendunmuth, Frankf. a. M. 1581, bl. 477 b. Der Anfang bei Kirchhoff ist beachtenswerth:

Man sagt, dasz auff ein zeit ein grosser starker riesz den Tod hab im kampff bestanden, darnieder geschlagen, gantz onmächtig vnnd krafftlosz ligen lassen, welchen, als jhn ein Jüngling, der daselbst für gieng, sahe, hat er ausz erbarmnusz jhn gelaebt, also, dasz er seine vorige sterck vnn gesundheit widerumb bekome, derhalben zuo einer widergeltung dieser gutthat, versprach der Tod dem Jüngling, sintemal es von Gott vnd der Natur also versehen, dasz alle Menschen sterben müsten, vnn er seiner derwegen nicht verschonē köndt, wolte er jm doch sein end zeitlich gnug zuvor durch bottschafft verkündigen lassen. — Es folgt dann im Wesentlichen Hugos Darstellung.

V. 23,798—23,830. Ein reicher Herr hatte Haus und Hof verlassen und war in ein Kloster gegangen. Hier fand ihn einer seiner Dienstmannen, der durch sein Beispiel bewogen wurde, ebenfalls der Welt zu entsagen.

V. 24,194—24,265. Ein König hatte sterbend vier Söhne hinterlassen. Der älteste wollte sich der Herrschaft bemächtigen, fand aber bei seinen Brüdern Widerspruch. Die Fürsten des Landes ersuchten einen erfahrenen Ritter, der der Vertraute des verstorbenen Königs gewesen war, ihnen Rath zu ertheilen, wie sie aus den vier einen neuen Herrscher wählen sollten. „Wollt ihr mir schwören,“ sagte der Ritter, „dass ihr Niemand mich dessen wehren lässt, das ich auszuführen im Sinne habe?“ Dies geschah. „So kommt morgen,“ fuhr der Ritter fort, „sammt den vier Königssöhnen zu dem Grabe des verstorbenen Herrn.“ Am andern Morgen befahl der Ritter, den Sarg aufzubrechen, den Leichnam des todten Königs herauszunehmen, ihn an eine Wand

zu stellen und seine Hände auseinander zu breiten. Darauf wurden Pfeile und Bogen gebracht. Der Ritter wandte sich zu den Junkherren, „Wer von euch dem Todten am allernächsten schiesst, der soll das Reich bekommen.“ Der älteste schoss ihn in die Hand, der zweite in den Mund, der dritte in das Herz. Als der vierte vom Ritter zu schiessen aufgefordert wurde, sprach er, „Das wolle Gott nicht, dass ich meinem Vater lebend oder todt ein Leid zufüge.“ Da liefen die Fürsten hinzu und erhoben ihn auf den Thron seines Vaters.

Quelle: Gesta Romanorum pag. 69. Die moralischen Betrachtungen v. 24,266—24,307 ebenf. daher.

V. 24,583—24,607. Ein Baier, der gehört hatte, dass St. Jobst alles gewähre, um das man ihn bitte, ersuchte den Heiligen um eine Summe Geldes, damit er sich ein Pferd kaufen und nach Hause reiten könne. Unterwegs begegnete er seinen Feinden, die ihm eine Hand abschlugen, und zur Sühne erhielt er die von dem Heiligen erbetene Summe.

Berlin. K. Janicke.

Shakspeare Illustrated

by The Lex Scripta.

(Continued.)

Most humbly beseecheth the Queen's most excellent highness, your loving and obedient subjects, the commons in this your present parliament assembled, That where by reason of divers sundry licences heretofore granted to divers persons, as well within the city of London and the suburbs of the same, as also in divers other places within your Highness realm, for the heaving, maintaining and keeping of houses, gardens and places for bowling, tennis, dicing, white and black, making and marring,

Antony.

Now I must
To the young man send humble treaties, dodge
And palter in the shifts of lowness; who
With half the bulk o' the world play'd as I pleased,
Making and marring fortunes. You did know,
How much you were my conqueror; and that
My sword, made weak by my affection, would
Obey it on all cause.

Antony and Cleopatra Act 3 Scene 9.

and other unlawful games prohibited by the laws and statutes of this realm, divers and many unlawful assemblies, conventicles,

Gloster.

And you, my sovereign lady, with the rest,
Causeless have laid disgraces on my head;

[And, with your best endeavour, have stirr'd up
My liefest liege to be mine enemy: —
Ay, all of you have laid your heads together,
Myself had notice of your conventicles,]
And all to make away my guiltless life:
I shall not want false witness to condemn me,
Nor store of treasons to augment my guilt;
The ancient proverb will be well affected, —
A staff is quickly found to beat a dog.

2. Henry VI. Act 3 Scene 1.

seditions and conspiracies have and been daily secretly practised by idle and misruled persons repairing to such places; of the which, robberies and many other misdemeanors have ensued to the breach of your Highness peace; for remedy whereof, it may please Your Highness that it may be enacted by your Highness, the lords spiritual and temporal, and the commons, in this present parliament assembled, That from and after the feast of the birth of our Lord God now next coming, every licence, placard or grant made to any person or persons, for the having, maintenance, or keeping of any bowling-allies, dicing, houses, or other unlawful games, prohibited by the laws and statutes of his realm, shall be from the said feast utterly void and of none effect. (2. and 3. Phillip and Mary cap. IX.)

Conventicle is a term usually applied to a meeting of dissenters from the established Church; and in this sense it is sometimes used in the old statutes, two of which I can remember, the 2. Henry IV. cap. XV. and the 1. Henry VI. cap. 3. In this statute the word conventicle is used in a sense different from its usual acceptation, and in connection with other words which explain its meaning; I think it signifies a secret assembly of persons who conspire together to act unlawfully, and it seems to be used in this sense by Gloster. Sworn Brothers, Fratres jurati, were persons who covenanted, by mutual oath to share each others fortune. In any notable expedition to invade and conquer an enemies country, it was the custom for the more eminent soldiers of fortune, to engage themselves by reciprocal oaths to share the rewards of their service (Cowell).

Bardolph.

I will bestow a breakfast, to make you friends; and we 'll be all three sworn brothers to France; let it be so, good corporal Nym.

Henry V. Act 2 Scene 1.

Beatrice.

Who is his companion now? He hath every month a new sworn brother.

Much Ado Act 1 Scene 1.

Falstaff.

And now is this Vice's dagger become a squire; and talks as familiarly of John of Gaunt, as if he had been sworn brother to him: and I 'll be sworn he never saw him but once in the Tilt-yard; and then he burst his head, for crowding among the marshal's men.

2. Henry IV. Act 3 Scene 2.

Scene IV. — Eastcheap. A Room in the Boar's Head Tavern.

Enter Prince Henry and Poins.

Prince Henry.

Ned, pr'ythee, come out of that fat room, and lend me thy hand to laugh a little.

Poins.

Where hast been, Hal?

Prince Henry.

With three or four loggerheads, amongst three or four score hogsheads. I have sounded the very base string of humility. Sirrah, I am sworn brother to a leash of drawers; and can call them all by their Christian names, as, — Tom, Dick, and Francis.

1. Henry IV. Act 2 Scene 4.

Boy.

Nym and Bardolph are sworn brothers in filching; and in Calais they stole a fire-shovel: I knew, by that piece of service, the men would carry coals. They would have me as familiar with men's pockets, as their gloves or their handkerchiefs; which makes much against my manhood, if I should take from another's pocket, to put into mine; for it is plain pocketing up of wrongs. I must leave them, and seek some better service: their villainy goes against my weak stomach, and therefore I must cast it up. [Exit Boy.

Henry V. Act 3 Scene 2.

Coriolanus.

You should account me the more virtuous, that I have not been common in my love. I will, sir, flatter my sworn brother the people, to earn a dearer estimation of them; 'tis a condition they ac-

count gentle: and since the wisdom of their choice is rather to have my hat than my heart. I will practise the insinuating nod, and be off to them most counterfeitly; that is, sir, I will counterfeit the bewitchment of some popular man, and give it bountifully to the desirers. Therefore, beseech you, I may be consul.

Act 2 Scene 3.

King Richard.

Join not with grief, fair woman, do not so,
To make my end too sudden: learn, good soul,
To think our former state a happy dream;
From which awaked, the truth of what we are
Shews us but this: I am sworn brother, sweet,
To grim necessity; and he and I
Will keep a league till death. Hie thee to France,
And cloister thee in some religious house:
Our holy lives must win a new world's crown,
Which our profane hours here have stricken down.

Richard II. Act 4 Scene 3.

In the expedition of Duke William into England, Eudo and Pinco were sworn brothers, and co-partners in the estate which the conqueror alloted to them. So were Robert de Oily and Roger de Iveri, — Robertus de Oleio et Rogerus de Iverio Fratres jurati, et per fidem et sacramentum confederati venerunt ad conquestum Angliae. (Paroch. Antiquit. p. 57). The proverb of sworn brothers and bretheren in iniquity, seems to have arisen from this practice. Statutum est quod ibi debent populi omnes et gentes universae singulis annis, semel in anno scilicet, convenire, scilicet in capite kalendarum Maii, et se fide sacramento non fracto ibi in unum et simul confederare et consolidare, sicut conjurati fratres. Leges. Edw. Conf.

Autolycus.

Ha, ha! what a fool Honesty is! and Trust, his sworn brother, a very simple gentleman!

Winters Tale Act 4 Scene 3.

The word simple is sometimes used by Shakspeare in a sense, very different from its ordinary acceptation, — signifying one who is under the degree of a gentleman. In this passage Autolycus calls Honesty a „fool,“ and then describes trust, — his sworn brother, as a „very simple gentleman.“ Honesty and

Trust „are here supposed to be sworn brothers, and to possess this quality in common, — „foolishness.“ If Honesty be a fool, it is reasonable to conclude that his sworn brother, Trust, would be simple, that is, foolish: but, because Trust is simple, that is foolish. Trust is not therefore a gentleman. I therefore, attempt to account for the appearance of the word gentleman in this position, in this way: The word „fool“ applied to Honesty, suggested the word „simple“ (foolish) applied to Trust, the sworn brother of Honesty; but the word simple also signifies one under the degree of a gentleman, and this sense of the term suggested the word gentleman, — thus producing when written, and so considered, one of those contradictions and double meanings, which are frequent in Shakspeare's Works.

Touch.

Come apace, good Audrey; I will fetch up your goats, Audrey: And how, Audrey? am I the man yet? Doth my simple feature content you?

As You Like It Act 3 Scene 3.

Laun.

Father, in: — I cannot get a service, no; — have ne'er a tongue in my head. — Well; (looking on his palm) if any man in Italy have a fairer table, which doth offer to swear upon a book, I shall have good fortune. — Go to, here 's a simple line of life! here 's a small trifle of wives: Alas, fifteen wives is nothing; eleven widows, and nine maids, is a simple coming-in for one man; and then, to 'scape drowning thrice; and to be in peril of my life with the edge of a feather-bed; — here are simple 'scapes!

Merchant of Venice Act 2 Scene 2.

King Henry.

Why, am I dead: do I not breathe a man?
Ah, simple men, you know not what you swear.
Look as I blow this feather from my face,
And as the air blows it to me again,
Obeying with my wind when I do blow,
And yielding to another when it blows,
Commanded always by the greater gust;
Such is the lightness of you common men,
But do not break your oaths; for, of that sin
My mild entreaty shall not make you guilty.
Go where you will, the king shall be commanded;
And be you kings; command, and I 'll obey.

1. Keeper.
We are true subjects to the king, King Edward.

King Henry.
So would you be again to Henry,
If he were seated as King Edward is.
3. Henry VI. Act 3 Scene 1.

Although men who „know not what they swear" may be considered simple, that is foolish; yet it is worthy of notice that king Henry afterwards calls the keepers, who were under the degree of gentlemen, „common men."

Enter several Lords.

King.
Fair maid, send forth thine eye: this youthful parcel
Of noble bachelors stand at my bestowing,
O'er whom both sovereign power and father's voice,
I have to use: thy frank election make;
Thou hast power to choose, and they none to forsake.

Helena.
To each of you one fair and virtuous mistress
Fall, when love please! — marry, to each but one!

Lafen.
I 'd give bay Curtal, and his furniture,
My mouth no more were broken than these boys,
And write as little beard.

King.
Peruse them well:
Not one of those, but had a noble father.

Helena.
Gentlemen.
Heaven hath, through me, restored the king to health.

All.
We understand it, and thank Heaven for you.

Helena.
I am a simple maid; and therein wealthiest,
That, I protest, I simply am a maid. —
Please it your majesty, I have done already:
The blushes in my cheeks thus whisper me,
We blush, that thou shouldst choose; but, be refused,
Let the white death sit on thy cheek for ever;
We 'll ne'er come there again.

King.
Make choice; and, see,
Who shuns thy love, shuns all his love in me.
All 's Well Act 2 Scene 3.

Helena.
I dare not say I take you; (to Bertram) but I give
Me, and my service, ever whilst I live,
Into your guiding power. — This is the man.

King.
Why then, young Bertram, take her, she 's thy wife.

Bertram.
My wife, my liege? I shall beseech your highness,
In such a business give me leave to use
The help of mine own eyes.

King.
Know'st thou not, Bertram,
What she has done for me?

Bertram.
Yes, my good lord;
But never hope to know why I should marry her.

King.
Thou know'st, she has raised me from my sickly bed.

Bertram.
But follows it, my lord, to bring me down
Must answer for your rising? I know her well;
She had her breeding at my father's charge;
A poor physician's daughter my wife! — Disdain
Rather corrupt me ever!
All 's Well Act 2 Scene 3.

Exeter.
Well didst thou, Richard, to suppress thy voice
For, had the passions of thy heart burst out,
I fear, we should have seen decipher'd there
More rancorous spite, more furious raging broils,
Than yet can be imagined or supposed.
But howsoe'er, no simple man that sees
This jarring discord of nobility,
This should'ring of each other in the court,
This factious bandying of their favourites,
But that it doth presage some ill event.
'Tis much, when sceptres are in children's hands;

But more, when envy breeds unkind division;
There comes the ruin, there begins confusion.

1. Henry VI. Act 4 Scene 1.

Pisanio.

No, on my life.
I 'll give but notice you are dead, and send him
Some bloody sign of it; for 'tis commanded
I should do so: You shall be miss'd at court,
And that will well confirm it.

Imogen.

Why, good fellow,
What shall I do the while? Where bide? How live?
Or in my life what comfort, when I am
Dead to my husband?

Pisanio.

If you 'll back to the court, —

Imogen.

No court, no father; nor no more ado
With that harsh, noble, simple nothing;
That Cloten, whose love-suit hath been to me
As fearful as a siege.

Cymbeline Act 3 Scene 4.

I think the words „nobile“ and „simple“ are contrasted in these passages, signifying, respectively, persons of high and low degree. Helena may use the word simple in this sense, and she plays upon it: and the reader will perceive that Bertram speaks of her slightingly as „a poor physicians daughter.“

Buck.

What answer makes your grace to the rebels' supplication?

King Henry.

[I 'll send some holy bishop to entreat:]
For God forbid, so many simple souls
Should perish by the sword! And I myself,
Rather than bloody war shall cut them short,
Will parley with Jack Cade, their general. —
But stay, I 'll read it over once again.

2. Henry VI. Act 4 Scene 4.

In an ancient statute the word „simple“ signifies, as I think it does in these passages, — one under the degree of a gentleman.

Item ordine est en cest parlement qe queconqe persone qe troeve faucon terselet lanere ou laneret austore ou autre faucon qe soit perdu de lour seignur qe maintenant il lapporte au viscount du countee et qe le visconte face proclamation en toutes les bones villes du countee qil ad un tiel faucon en garde. Et si le seignur qi le perdi ou aucun des soens viegne pur lui chalanger et proeve resonablement qe ce est a son seignur paie pur ses constages et eit le faucon. Et si nully viegne deins les quatre mois pur lui chalenger quadonqes le visconte eit le faucon fesant gree a cellui qi le prist sil soit simples homme et sil soit gentils homme destat davoir faucoun que le visconte rebaille al lui le dit faucoun parant de lui resonables constages pur le temps qil lavoit en garde. Et si null eit pris tiel faucoun et le concele du seignur a qui il estoit ou a ses fauconers ou qi qe lemporte du seignur et de ce soit atteint eit la prison de deux anns et rend au seignur le pris du faucoun issint concele ou emporte sil eit de quoi et si noun eit plus longe demoeure en prison (34. Edward III. cap. XXII).

And in this statute, — which is recited in the preamble of the 37. Edward III. cap. XIX, — „simple men" and „gentlemen" are distinguished from each other.

In these passages, the word simple, is represented in Schlegel and Tieck's translation, by „einfältig" in Winter's Tale, Act 4 Scene 3; by „schlicht" in As You Like It, Act 3 Scene 3; by „schlecht" in The Merchant of Venice, Act 2 Scene 2; by „thöricht" in 3. Henry VI., Act 3 Scene 1; by „einfach" in All 's Well, Act 2 Scene 3; by „schlicht" in 1. Henry VI., Act 4 Scene 1; by „albern" in Cymbeline, Act 3 Scene 4; and by „arm" in 2. Henry VI., Act 4 Scene 4.

Dolabella.
Who was last with them?

1. Guard.
A simple countryman, that brought her figs;
This was his basket.

Antony and Cleopatra Act 5 Scene 2.

Lord.
I know, the boy will well usurp the grace,
Voice, gait and action of a gentlewoman;

I long to hear him call the drunkard, husband;
And how my men will stay themselves from laughter,
When they do homage to this simple peasant.
I 'll into counsel them: haply, my presence
May well abate the over-merry spleen,
Which otherwise would grow into extremes. [Exeunt.
Induc. Taming of the Shrew 1.

In Antony and Cleopatra by „schlicht“ and in the Taming of the Shrew by „albern“; and although the word „simple“ in these two passages is connected with the words „peasant“ and „countryman“, which are both descriptive of persons under the degree of „gentleman“, it is perhaps doubtful in which sense it is here used. If those who were under the degree of „gentleman“ in Shakspeare's time, are to be considered „foolish“ because they were not well educated or well informed, — the word simple would, in these passages, be applicable in both senses, and it would therefore become doubtful in which sense it should be received. Sometimes Shakspeare may have intended that the word should be received in both senses.

Autolycus.
How bless'd are we, that are not simple men!
Yet nature might have made me as these are,
Therefore I 'll not disdain.

Clown.
This cannot be but a great courtier.

Shepherd.
His garments are rich, but he wears them not handsomely.

Clown.
He seems to be more noble in being fantastical; a great man, I 'll warrant; I know, but the picking on 's teeth.
Winter's Tale Act 4 Scene 3.

In this passage however the word simple is evidently used by Autolycus to signify those who were under the degree of gentleman, and it is represented in the translation by „simpel,“

„Wie glücklich wir, die nicht so simpel sind.“

There may be other passages, in which the word simple signifies one who is under the degree of a gentleman, but I cannot, at present quote any more.

The XIX. cap. of the 37. Edward III., after reciting this statute, concludes with these words,

Et nient countresteant ceste ordenance les meffesours nount pas dote de trespasser en celle partie par quoi est ordeine et par estatut establi en ce present parlement qe si nul emble faucon et lemporte nient fesant lordinance dessus dite soit fait de lui come de laroun qi emble chival ou autre chose.

Caius.

O diable, diable! vat is in my closet? — Villainy! larron! (Pulling Simple out). Rugby, my rapier.

Merry Wives Act 1 Scene 4.

The word „laroun“ in Coke's translation of this statute is represented by the word „thief:“ in which sense „larron“ is evidently used by Caius, because Mistress Quickly assures him that the young man is honest.

Quickly.

Good master, be content.

Caius.

Verefore shall I be content-a?

Quickly.

The young man is an honest man.

Caius.

Vat shall de honest man do in my closet? dere is no honest man dat shall come in my closet.

Merry Wives Act 1 Scene 4.

Coke in his exposition of this statute says, „The sheriff must make proclamation in all the good towns of the County, that he hath such a faulcon in keeping. If none come to challenge the faulcon within four months, if the finder be under the degree of a gentleman (which here is called un simple home) the sheriff shall have the faulcon, paying reasonable costs, etc. If the owner within four months, then he shall have the faulcon, paying reasonable costs etc.“ The word challenge is used in this statute, and by Coke in his exposition of it, in a sense different from its ordinary acceptation, — signifying „to claim as due“, „to demand as a right“; and in this sense it is sometimes used by Shakspeare:

Diomed.
To-morrow will I wear it on my helm;
And grieve his spirit, that dares not challenge it.

Troilus.
Wert thou the devil, and worest it on thy horn,
It should be challenged.
Troilus and Cressida Act 5 Scene 2.

Lieuftenant.
Subjects may challege nothing of their sovereign;
But, if an humble prayer may prevail,
I then crave pardon of your majesty.
3. Henry VI. Act 4 Scene 6.

York.
Either accept the title thou usurp'st,
Of benefit proceeding from our king,
And not of any challenge of desert,
Or we will plague thee with incessant wars.
1. Henry V. Act 5 Scene 4.

King Edward.
(Aside). Her looks do argue her replete with modesty;
[Her words do shew her wit incomparable;
All her perfections challenge sovereignty:]
One way or other, she is for a king;
Henry VI. Act 3 Scene 2.

King.
She is young, wise, fair;
In these to nature she 's immediate heir;
And these breed honour; that is honour's scorn,
Which challenges itself as honour's born,
And is not like the sire:
All 's Well Act 2 Scene 3.

Lear.
Tell me, my daughters,
(Since now we will divest us, both of rule,
Interest of territory, cares of state,)
Which of you, shall we say, doth love us most?
That we our largest bounty may extend
Where merit doth most challenge it.
Act 1 Scene 1.

Othello.
I pr'ythee, good Iago,
Go to the bay, and disembark my coffers:

Bring thou the master to the citadel;
He is a good one, and his worthiness
Does challenge much respect.

Act 2 Scene 1.

King Henry.

Here, Fluellen; wear thou this favour for me, and stick it in thy cap: When Alençon and myself were down together, I plucked this glove from his helm: if any man challenge this, he is a friend in Alençon and an enemy to our person; if thou encounter any such, apprehend him, an thou dost love me.

Henry V. Act 4 Scene 7.

Desdemona.

My noble father,
I do perceive here a divided duty:
To you, I am bound for life, and education;
My life, and education, both do learn me
How to respect you; you are the lord of duty,
I am hitherto your daughter: But here 's my husband;
And so much duty as my mother shew'd
To you, preferring you before her father,
So much I challenge, that I may profess
Due to the Moor, my lord.

Othello Act 1 Scene 3.

Bolingbroke.

I am a subject
And challenge law.

Richard II. Act 2 Scene 5.

King Henry.

Here, uncle Exeter, fill this glove with crowns,
And give it to this fellow. — Keep it, fellow;
And wear it for an honour in thy cap,
Till I do challenge it.

King Edward.

Why, I challenge nothing but my dukedom.

3. Henry VI. Act 4 Scene 7.

Will.

Sir, know you this glove?

Flu.

Know the glove? I know, the glove is a glove.

Will.

I know this; and thus I challenge it.

[Strikes him.

King Henry.

I have not been desirous of their wealth,
Nor much oppress'd them with great subsidies,
Nor forward of revenge, though they much err'd;
Then why should they love Edward more than me?
No, Exeter, these graces challenge grace;
And, when the lion fawns upon the lamb,
The lamb will never cease to follow him.

3. Henry VI. Act 4 Scene 8.

Will.

Here 's my glove; give me another of thine.

King Henry.

There.

Will.

This will I also wear in my cap; if ever thou come to me and say, after to-morrow, This is my glove, by this hand, I will take thee a box on the ear.

King Henry.

If ever I live to see it, I will challenge it.

And this peculiar sense of the word „challenge", in these passages, has been well preserved in Schlegel and Tieck's translation, — generally by the use of „fordern" or „zurückfordern".

Enter Sir John Fastolfe.

Fastolfe.

My gracious sovereign, as I rode from Calais,
To haste unto your coronation,
A letter was deliver'd to my hands,
Writ to your grace from the duke of Burgundy.

Talbot.

Shame to the duke of Burgundy, and thee!
I vow'd, base knight, when I did meet thee next,
To tear the garter from thy craven's leg.

(Plucking it off.)

(Which I have done) because unworthily
Thou wast installed in that high degree. —
Pardon me, princely Henry, and the rest:
This dastard, at the battle of Patay,
When but in all I was six thousand strong,
And that the French were almost ten to one,
Before we met, or that a stroke was given,

Like to a trusty squire, did run away;
In which assault we lost twelve hundred men;
Myself, and divers gentlemen beside,
Were there surprised, and taken prisoners.
Then judge, great lords, if I have done amiss;
Or whether that such cowards ought to wear
This ornament of knighthood, yea, or no.

Gloster.

To say the truth, this fact was infamous,
And ill beseeming any common man;
Much more a knight, a captain, and a leader.

Talbot.

When first this order was ordain'd, my lords,
Knights of the garter were of noble birth;
Valiant, and virtuous, full of haughty courage,
Such as were grown to credit by the wars;
Not fearing death, nor shrinking for distress,
But always resolute in most extremes.
He then, that is not furnish'd in this sort,
Doth but usurp the sacred name of knight,
Profaning this most honourable order;
And should (if I were worthy to be judge,)
Be quite degraded, like a hedge-born swain
That doth presume to boast of gentle blood.

1. Henry VI. Act 4 Scene 1.

By the 13. Charles II. cap. 15 William Lord Monson, Sir Ienry Mildmay, Sir James Harrington and others were de-raded from all titles of Honour, dignities, and prehеminences, nd none of them to bear or use the title of Lord, knight, squire or gentleman, or any coat of arms for ever after. But this passage, Shakspeare refers to the ancient ceremony of gradation, which is thus explained by Selden.

„For the honour due to knighthood in general, some examples are, that when judgment of treason hath been given inst one that had formerly received the order, he hath been t degraded from his knight-hood, lest so much ignominy, accompanied the pidgment for such an offence, should be on that were a knight when he suffered it. As by the canonis, the ceremony of degradation from any degree of order is a solemn taking away those things from the clerk wheree he was so invested, at his taking the order from which he

is to be degraded, so the ceremonies of degradation of a knight were, in antient times, such as that the sword with which he was girt at the knight, and the spurs that were put on him were to be publickly taken off from him, and some other solemnities were sometimes in it. When judgment was to be given against Sir Andrew Harcley earl of Carlisle under king Edward the second, for treason, before the court (which was held by special commission) would give that judgment, it first awarded that he should be deceint del espee (as the record of his áttainder says) et que vous esperouns d'orres soient coupez de talouns, and then they gave the judgment of that time for treason against him, all which was the same in substance which Thomas of Walsingham says of him, saving that he adds (as some others also) that his shoes and gloves were took off in the degradation. Quadrifario judicio (saith he) condemnatus est. Nempe primo degradatus est amputatis securi ad talos suos calcaribus, et sic vicissim discinctus est baltheo militari, abeatis calceis et chirothecis. Deinde tractus, suspensus et in quartas divisus est. But in our stories, this of the degradation is variously delivered. Some say that he was led to the bar „in manner of an earle“ (as the words are in an old history called „the fruit of times“) „nobely arrayed with a sword igurde, and ihosid, and isporid.“ And that Sir Anthony Lacy (whom the author of this relation supposes to have bee a judge at his arraignment; but that is directly contrary to th record, where the judges are Edmund earl of Kent, John lor Hastings, and others, and Sir Anthony Lacy only as Sheri of Cumberland, attended them where they sate at Carlisle) use these words to him; „Sir Andrew, the king dede unto yo much honor, and made you erle of Cardoil, and thou, as traytor to thi lord the king, laddest his people of this countri that should have holpe him at the battaile of Beighland, aw by the country of Copeland, and through the erledome of La caster, wherfore our lord the king was scomfited there of t Scottis, thorough thy treasoun and falsenes, and if thou hadde come betimes, he had hed the maistrie. And all that treas thou dedest for the somme of gold and silver, that thou unde

feng of James Douglasse a Scotte, the king's enemie. And our lord the king is will is that the ordre of knighthood, by the which thou underfeng all in honor and in wurshippe oppon thi body, ben all brought and nought, and thi stat undon, that other knights of lower degree, now after thee beware, the which lord hath thee advanced hengely in divers countries of England. And all now take ensample by thee, there lord afterward for to serve. Tho commanded hee a knave anoon to hew of his spores of his heles, And after hee be let breke the swerd over his heed, the which to king him gafe to keepe and defende his land therwith, when he made erle of Cardoil. And after he lete him unclothe of his taberd and his hood, and of his furred cotes, and of his grydell; and when this was done, Sir Antony said to him: Andrew, quoth hee, now ert thou no knight, but thou art a knave" (Selden. Tit. Hon.) „That honorary title of knight," says Selden, „is with us of four kinds. The first is knights bachelors, or of the spur, which are indifferently stiled knights, milites, and chivalers, and sometimes milites simplices, for distinction from bannerets in the elder times. The second is, knights bannerets. The third, knights of the garter. And the fourth knights of the bath." Talbot plucks the garter from Sir John Fastolfe's leg. And in the ceremony of degrading a knight of the garter, the garter was taken from the knight's knee.

Somerset.
What are they that fly there?

Warwick.
Richard and Hastings: let them go, here 's the duke,

King Edward.
The duke! why, Warwick, when we parted last,
Thou call'dst me king?

Warwick.
Ay, but the case is alter'd:
When you disgraced me in my embassade,
Then I degraded you from being king,
And come now to create you duke of York.
Alas! how should you govern any kingdom,
That know not how to use ambassadors;
Nor how to be contented with one wife;

Nor how to use your brothers brotherly;
[Nor how to study for the people's welfare;]
Nor how to shrowd yourself from enemies?

3. Henry VI. Act 4 Scene 3.

The word degrade in its peculiar sense of depriving of a degree „by solemn process," is applicable to „knights", „clerks" etc., but not; I think, ever to king's; therefore the word used by Warwick, may be considered insulting, for he applies to a king a word which should be applied only to his subjects: but the word may be taken, in this passage, as equivalent to deposed. In our law books it is said that degradation is otherwise called deposition; and in former times, the degrading a clerk was no more than a displacing or suspension from his office: but the Canonists have since distinguished between a deposition and a degradation; the one being non used as a greater punishment than the other, because the Bishop takes from the criminal all the Badges of his order etc.

We your Highness most loving, faithful, and obedient subjects, understanding the very truth

Host.

Cheater, call you him? I will bar no honest man my house, nor no cheater: But I do not love swaggering: by my troth, I am the worse, when one says — swagger: feel, masters, how I shake; look you, I warrant you.

Doll.

So you do, hostess.

Host.

Do I? yea, in very truth, do I, an 'twere an aspen leaf: I cannot abide swaggerers.

2. Henry IV. Act 2 Scene 4.

Laun.

To be brief, the very truth is, that the Jew having done me wrong, doth cause me, as my father, being I hope an old man, shall frutify unto you, —

Gob.

I have here a dish of doves that I would bestow upon your worship; and my suit is, —

Laun.

In very brief, the suit is impertinent to myself, as your wor-

ship shall know by this honest old man; and, though I say it, though old man, yet, poor man, my father.

Merchant of Venice Act 2 Scene 2.

Cloten.

Do you call me fool?

Imogen.

As I am mad, I do:
If you 'll be patient, I 'll no more be mad;
That cures us both. I am much sorry, sir,
You put me to forget a lady's manners,
By being so verbal: and learn now, for all,
That I, which know my heart, do here pronounce,
By the very truth of it, I care not for you;
And am so near the lack of charity,
(To accuse myself,) I hate you: which I had rather
You felt, than make 't my boast.

Cymbeline Act 2 Scene 3.

of the state of matrimony between the two most excellent princes of most worthy memory,

Grunio.

Tell thou the tale: — But hadst thou not crossed me, thou shouldst have heard how her horse fell, and she under her horse; thou shouldst have heard, in how miry a place: how she was bemoiled; how he left her with the horse upon her; how he beat me, because her horse stumbled; how she waded through the dirt, to pluck him off me; how we swore; how she prayed — that never pray'd before; how I cried; how the horses ran away; how her bridle was burst; how I lost my crupper; — with many things of worthy memory; which now shall die in oblivion, and thou return unexperienced to thy grave.

Taming the Shrew Act 4 Scene 1.

King Henry the Eighth and Queen Katherine, his loving, godly, and lawful wife, your Highness lawful father and mother, cannot but think ourselves most bounden, both by our duty of allegiance to your Majesty, and of conscience towards God, to shew unto your Highness, first, how that the same matrimony, being contracted, solemnized and consummated, by the agreement and assent of both their most noble parents, by the counsel and advice of the most wise and gravest men of both their realms,

F. Peter.

Come, I have found you out a stand most fit,

Where you may have such vantage on the duke,
He shall not pass you: Twice have the trumpets sounded;
The generous and gravest citizens
Have hent the gates, and very near upon
The duke is ent'ring; therefore hence, away.
Measure For Measure Act 4 Scene 6.

1. Cit.
So stood the state, when Henry the Sixth
Was crown'd in Paris but at nine months old.

3. Cit.
Stood the state so? no, no, good friends, God wot;
For then this land was famously enrich'd
With politic grave counsel; then the king
Had virtuous uncles to protect his grace.
Richard III. Act 2 Scene 3.

by the deliberate and mature consideration and consent of the best and most notable men in learning, in those days, of Christendom, did even so continue by the space of twenty years and more between them, to the pleasure of Almighty God and satisfaction of the world, the joy and comfort of all the subjects of this realm, and to their own repose and good contentment, God giving for a sure token and testimony of his good acceptation of the same,

Ely.
How did this offer seem received, my lord?

Cant.
With good acceptance of his majesty;
Henry V. Act 1 Scene 1.

not only godly fruit, your Highness most noble person (whom we beseech the Almighty and everliving God, long to prosper and preserve here amongst us) and other issue also, whom it hath pleased God to take out of this transitory life unto his eternal glory, but also sending us a happier, flourishing and most prosperous common-wealth in all things.

In which said two acts (25. Henry VIII. cap. 22 and 28. Henry VIII. cap. 7) was contained the illegitimations of your most noble person, which your said most noble person being born in so solemn a marriage, so openly approved in the world, and with so good faith both first contrated, and also by so

many years continued between your most noble parents, and the same marriage in very deed

Reg.

I am made of that self metal as my sister,
And prize me at her worth. In my true heart
I find, she names my very deed of love;
Only she comes too short, — that I profess
Myself an enemy to all other joys,
Which the most precious square of sense possesses;
And find, I am alone felicitate
In your dear highness' love.

not being prohibited by the law of God, could not by any reason or equity in this case be so spotted.

Bassianus.

Believe me, queen, your swarth Cimmerian
Doth make your honour of his body's hue,
Spotted, detested, and abominable.

Titus Andronicus Act 2 Scene 3.

Othello.

Minion, your dear lies dead,
And your fate hies apace: — Strumpet, I come:
Forth of my heart those charms, thine eyes are blotted;
Thy bed, lust-stain'd, shall with lust's blood be spotted.

Act 3 Scene 3.

Lysander.

Demetrius, I 'll avouch it to his head,
Made love to Nedar's daughter, Helena,
And won her soul; and she, sweet lady, dotes,
Devoutly dotes, dotes in idolatry,
Upon this spotted and inconstant man.

Midsummer Night's Dream Act 1 Scene 1.

2. Senator.

March, noble lord,
Into our city with thy banners spread:
By decimation, and a tithed death,
(If thy revenges hunger for that food,
Which nature loathes,) take thou the destined tenth;
And by the hazard of the spotted die,
Let die the spotted.

Timon of Athens Act 5 Scene 5.

Leontes.

Make 't thy question, and go rot!

Dost think, I am so muddy, so unsettled,
To appoint myself in this vexation? sully
The purity and whiteness of my sheets,
Which to preserve, is sleep; which being spotted,
Is goads, thorns, nettles, tails or wasps?

Winter's Tale Act 1 Scene 2.

King Richard.

O villains, vipers, damn'd without redemption!
Dogs, easily won to fawn on any man!
Snakes in my heart-blood warm'd, that sting my heart!
Three Judases, each one thrice worse than Judas!
Would they make peace? terrible hell make war
Upon their spotted souls for this offence!

Richard II. Act 3 Scene 2.

And now we your Highness said most loving, faithful, and obedient subjects, of a godly heart and true meaning, freely and frankly, without fear, fancy,

Desdemona.

My lord, what is your will?

Othello.

Pray, chuck, come hither.

Desdemona.

What is your pleasure?

Othello.

Let me see your eyes;
Look in my face.

Desdemona.

What horrible fancy's this?

Act 4 Scene 2.

or any other corrupt motion or sensual affection,

Jago.

If the balance of our lives had not one scale of reason to poise another of sensuality, the blood and baseness of our natures would conduct us to most preposterous conclusions: But we have reason to cool our raging motions, our carnal stings, our unbitted lusts; whereof I take this, that you call — love, to be a sect, or scion.

Othello Act 1 Scene 3.

considering that this foresaid marriage had his beginning of God, and by him was continued, and therefore was ever, and is

to be taken for a most true, just, lawful and to all respects, a sincere and perfect marriage, nor could, ne ought by any man's power, authority, or jurisdiction be dissolved, broken, or separated, (for whom God joineth, no man can, ne ought to put asunder), and considering also, how during the same marriage in godly concord, the realm in all degrees flourished, to the glory of God, the honour of the prince, and the great reputation of the subjects of the same, and on the other side understanding manifestly, that the ground of the said device and practice for the said divorce proceeded first of malice and vain glory, and afterward was prosecuted and followed of fond affection and sensual fantasie

Song.

Fye on sinful fantasy!
Fye on lust and luxury!
Lust is but a bloody fire,
Kindled with unchaste desire,
Fed in heart; whose flames aspire,
As thoughts do blow them, higher and higher.
Pinch him, fairies, mutually;
Pinch him for his villainy;
Pinch him, and burn him, and turn him about,
Till candles, and star-light, and moonshine be out.

Merry Wives Act 5 Scene 5.

and finally executed and put in effect by corruption, ignorance and flattery: and not only feeling to our great sorrow, damage and regret, how shameful ignominies, rebukes, slanders, contempts, yea, what death, pestilence, wars, disobedience, rebellions, insurrections, and divers other great and grievous plagues,

Gloster.

Have done thy carm, thou hateful wither'd hag.

Queen Margaret.

And leave out thee? stay, dog, for thou shalt hear me.
If Heaven have any grievous plague in store,
Exceeding those that I can wish upon thee,
O let them keep it, till thy sins be ripe,

And then hurl down their indignation
On thee, the troubler of the poor world's peace!
Richard III. Act 1 Scene 3.

God of his justice hath sent upon us, ever sithence this ungodly purpose was first begun and practised: but also seeing evidently before our eyes, that unless so great an injustice as this hath been and yet continueth, be redubbed, and that the said false and wrongful process, judgment and sentence, with their dependencies be repealed and revoked, nothing is less to be doubted, than that greater plagues and strokes are likely to increase and continue daily more and more within this realm: do beseech your most excellent Majesty, as well in respect of your own honour, dignity and just title, as for truth's sake, wherewith (we doubt not) but your Highness also will be specially moved in conscience, and also for the entire love, favour, and affection, which your Majesty beareth to the commonwealth of this realm, and for the good peace, unity, and rest of us your most bounden subjects, and our posterity, that it may be enacted, etc. (1. Mariae (portions of) cap. I.)

In most humble wise sheweth unto your Majesty, your true and faithful subjects and liege men, the president of the corporation of the commonalty and fellowship of the science and faculty of physick in your city of London, and the commons and the fellows of the same, that whereas divers of them many times having in cure, as well some of the lords of your most honourable council, and divers many of the nobilty of this realm, as many other of your faithful and liege people, cannot give their due attendance to them, and other their patients, with such diligence as there duty were and is to do, by reason they be many times compelled, as well within the city of London and suburbs of the same, as in other towns and villages, to keep watch and ward, and be chosen to the office of constable, and other offices within the city and suburbs of the same, as in other places within this your realm, to their great fatigation and unquieting,

Cominius.

He was a thing of blood, whose every motion
Was timed with dying cries: alone he enter'd

The mortal gate o' the city, which he painted
With shunless destiny, aidless came off,
And with a sudden reinforcement struck
Corioli, like a planet: Now all 's his:
When by and by the din of war 'gan pierce
His ready sense; then straight his doubled spirit
Re-quicken'd what in flesh was fatigate,
And to the battle came he; where he did
Run reeking o'er the lives of men, as if
'Twere a perpetual spoil: and till we call'd
Both field and city ours, he never stood
To ease his breast with panting.

Coriolanus Act 2 Scene 2.

and to the peril of their patients, by reason they cannot be conveniently attended. It may therefore please Your most excellent Majesty (enactment that the physicians in London shall be discharged to bear certain offices there. 32. Henry VIII. cap. XL.)

De dotibus mulierum ubi aliqui custodes haereditatum maritorum suorum custodias habent ex dono vel concessione regis, sive custodes rem petitam teneant, sive haeredes dictorum tenementorum vocentur ad warrentum, si excipiant, quod sine rege respondere non possint, non, ideo supersedeatur, quin in loquela praedicta, prout justum fuerit procedatur.

The translation of this chapter in Coke's Institute is in these words: — Concerning the endowment of women, where the guardians of their husbands inheritance have wardship by the gift or grant of the king, or where such guardians be tenants of the thing in demand; or if the heirs of such lands be vouched to warranty, if they say that they cannot answer without the king: they shall not surcease upon the matter therefore,

Macbeth.

If it were done, when 'tis done, then 'twere well
It were done quickly: If the assassination
Could trammel up the consequence, and catch,
With his surcease, success; that but this blow
Might be the be-all and the end-all here,

But here, upon this bank and school of time, —
We 'd jump the life to come.

Act 1 Scene 7.

but shall proceed therein according to right. (4. Edward I. cap. 3. Stat. 3).

Item est assentu et establi qe par mesprision du clerc en quecunque place ce soit

Friar.
Lady, what man is he you are accused of?

Hero.
They know, that do accuse me; I know none
If I know more of any man alive,
Than that which maiden modesty doth warrant,
Let all my sins lack mercy! — O my father,
Prove you, that any man with me conversed
At hours unmeet, or that I yesternight
Maintain'd the change of words with any creature,
Refuse me, hate me, torture me to death.

Friar.
There is some strange misprision in the princes.

Bene.
Two of them have the very bent of honour.
And if their wisdoms be misled in this,
The practice of it lives in John the bastard,
Whose spirits toil in frame of villainies.

Much Ado Act 4 Scene 1.

ne soit proces ancientiz ne discontinues par mesprendre en escrivant un letre ou un silable tropp ou trop poi mes si tot qe la chose soit aperceu par chalenge du partie ou en autre manere soit hastivement amende en due forme sans doner avantage a partie qe chalange par cause de tien mesprision. (14. Edward III. Statute I. cap. VI. see also 9. Henry V. cap. 4, and 4. Henry VI. cap. 3).

Dem.
You spend your passion on a misprised mood:
I am not guilty of Lysander's blood;
Nor is he dead, for aught that I can tell.

Her.
I pray thee, tell me then, that he is well.

Dem.
An if I could, what should I get therefore.

Her.
A privilege, never to see me more. —
And from thy hated presence part I so:
See me no more, whether he be dead or no. [Ext.

Dem.
There is no following her in this fierce vein:
Here, therefore, for a while I will remain.
So sorrow's heaviness doth heavier grow
For debt, that bankrupt sleep doth sorrow owe;
Which now, in some slight measure it will pay,
If for his tender here I make some stay.
(Lies down).

Obe.
What hast thou done? thou hast mistaken quite,
And laid the love-juice on some true-love's sight:
Of thy misprision must perforce ensue
Some true-love turn'd, and not a false turn'd true.
Midsummer Nights Dream Act 3 Scene 2.

I think the meaning of the word misprision in these passages is explained by this statute, the translation of which is in these words, „Item, it is assented, that by the misprision of a clerk in any place wheresoever it be, no process shall be annulled, or discontinued, by mistaking in writing one syllable or one letter, too much or too little; but as soon as the thing is perceived, by challenge of the party, or in other manner, it shall be hastily amended in due form, without giving advantage to the party that challengeth the same because of such misprision."

Item ordeigne est et establie qe les justices du Roy devaunt queux ascune mesprision ou defaute soit ou serra trove soit il en ascune recordes et processes qore sount ou serrount pendantz devaunt eux sibien par voie derrour come autrement ou en lez retournez dicelles faitz ou affairez par viscountz coroners baillifs des fraunchises ou autres qeconqes par mesprision des clerks dascuns des ditz courtz du Roi ou par misprision dez viscontz soutzviscountz coroners lour clercs ou autres officers clercs ou ministres qeconqes en escrivant un lettre ou un silable trop ou trop poie aient poiar damender tiels

defautes et mesprisions solonc lour discretion et par examination eut par les ditz justices aprendre ou lour semblera besoignable. Parveu qe cest estatut ne se extende as recordes et processes es parties de Gales ne as recordes et processes dutlagaries des felonies et tresons et les dependantz dicelles. (8. Henry VI. cap. XV.)

„Misprisio“ says Coke, „cometh of the French word mespris, which properly signifieth neglect or contempt:

Agam.
Which way would Hector have it?

Aene.
He cares not, he 'll obey conditions.

Achil.
'Tis done like Hector; but securely done,
A little proudly, and great deal misprizing
The knight opposed.

Troilus and Cressida Act 4 Scene 5.

This is not well, rash and unbridled boy,
To fly the favours of so good a king;
To pluck his indignation on thy head,
By the misprizing of a maid too virtuous
For the contempt of empire.

All 's Well Act 3 Scene 2.

Hero.
O God of love! I know, he doth deserve
As much as may be yielded to a man:
But nature never framed a woman's heart
Of prouder stuff than that of Beatrice:
Disdain and scorn ride sparkling in her eyes,
Misprising what they look on; and her wit
Values itself so highly, that to her
All matter else seems weak: she cannot love,
Nor take no shape nor project of affection,
She is so self-endeared.

Much Ado Act 3 Scene 1.

Cel.
Young gentleman, your spirits are too bold for your years: You have seen cruel proof of this man's strength: if you saw yourself with your eyes, or knew yourself with your judgment, the fear of your adventure would counsel you to a more equal enterprise. We pray you

for your own sake, to embrace your own safety, and give over this attempt.

Ros.

Do, young sir; your reputation shall not therefore be misprised: we will make it our suit to the duke, that the wrestling might not go forward.

As You Like It Act 1 Scene 2.

Cha.

I am heartily glad I came hither to you: If he come to-morrow, I 'll give him his payment: if ever he go alone again, I 'll never wrestle for prize more: And so, God keep your worship! [Exit.

Oli.

Farewell, good Charles. — Now will I stir this gamester: I hope, I shall see an end of him; for my soul, yet I know not why, hates nothing more than he. Yet he 's gentle; never school'd, and yet learned; full of noble device; of all sorts enchantingly beloved; and indeed, so much in the heart of the world, and especially of my own people, who best know him, that I am altogether misprised: but it shall not be so long; this wrestler shall clear all: nothing remains, but that I kindle the boy thither, which now I 'll go about.

As You Like It Act 1 Scene 1.

for mes in composition in the French signifieth mal, as mis doth in the English tongue: as mischance, for an ill chance, and so mesprise is, ill apprehended or known. In legal understanding it signifieth, when one knoweth of any treason or felony and concealeth it, this is misprision, so called, because the knowledge of it is an ill knowledge to him, in respect of the severe punishment for not revealing of it: for in case of misprision of High Treason he is to be imprisoned during his life, to forfeit all his goods, debts and duties for ever; and the profits of his lands during his life: and in case of felony, to be fined and imprisoned. (3. Inst. cap. 3). Misprision is twofold: one is crimen omissionis, of omission, as in concealment, or not discovery of treason or felony: another is crimen commissionis of commission, as in committing some heynous offence under the degree of felony. (3. Inst. 139). Misprision is included in every treason or felony; and where any one hath committed treason or felony, the king may order that he shall be indicted for misprision only. (Wood's Inst. 2. ed. 406).

Olivia.

Sir, I bade them take away you.

Clown.

Misprision in the highest degree! — Lady, Cucullus non facit monachum; that 's as much as to say, I wear not motley in my brain. Good madonna, give me leave to prove you a fool.

Twelfth Night Act 1 Scene 5.

The Clown speaks of misprision in the highest degree, and Coke says „compassings, or imaginations against the king, by word without an overt act, is a high misprision.“ (3. Inst. cap. 65): but although the Clown speaks of misprision in the highest degree, I think he uses the word misprision in the sense of contempt. In a larger sense misprision is taken for many great offences, which are neither treason nor felony, or that are not capital but come very near to it; and every great misdemeanor, which hath no certain name appointed by law, is sometimes called misprision. (3. Inst. 36. H. P. C. 127. Wood's Inst. 2. ed. 406, 408).

Bertram.

I cannot love her, nor will strive to do't.

King.

Thou wrong'st thyself, if thou shouldst strive to choose.

Helena.

That you are well restored, my lord, I am glad;
Let the rest go.

King.

My honour 's at the stake; which to defeat,
I must produce my power: Here take her hand,
Proud scornful boy, unworthy this good gift;
That dost in vile misprision shackle up
My love, and her desert.

All 's Well Act 2 Scene 3.

In this passage it seems to signify wrong or false imprisonment, because it is connected with the adjective „vile“ and the verb „shackle.“

You were about to speak.

North.

Yea, my good lord.
Those prisoners in your highness' name demanded,

Which Harry Percy here at Holmedon took,
Were, as he says, not with such strength denied,
As is deliver'd to your majesty:
Either envy, therefore, or misprision
Is guilty of this fault, and not my son.
1. Henry IV. Act 1 Scene 3.

I think Northumberland uses the word in the sense of „neglect“ or „contempt;“

Dum.
I would forget her; but a fever she
Reigns in my blood, and will remember'd be.

Biron.
A fever in your blood, why, then incision
Would let her out in saucers; sweet misprision!
Love's Labour Lost Act 4 Scene 3.

and it is, perhaps, more doubtful in which sense it is used by Biron.

Countee, Fr. comte, was the most eminent dignity of a subject, before the conquest, next to a Duke; and in ancient time were men of great estate and dignity. (Cowell).

Lady Capulet.
We follow thee. — Juliet, the county stays.

Nurse.
Go, girl, seek happy nights to happy days.
Romeo and Juliet Act 1 Scene 3.

You — to remove that siege of grief from her, —
Betroth'd, and would have married her perforce,
To county Paris.
Act 5 Scene 3.

Must I of force be married to the county? —
No, no; — this shall forbid it: — lie thou there. —
[Laying down a dagger.
Act 4 Scene 3.

Capulet.
Send for the county; go tell him of this;
I'll have this knot knit up to-morrow morning.

Juliet.
I met the youthful lord at Laurence' cell.
Act 4 Scene 2.

The county will be here with music straight,
(Music within.)
For so he said he would. I hear him near: —
Nurse! — Wife! — what, ho! — what, nurse, I say!
Act 4 Scene 4.

I will walk myself
To county Paris, to prepare him up
Against to-morrow: my heart is wondrous light,
Since this same wayward girl is so reclaim'd.
[Exeunt.
Act 4 Scene 2.

Pitiful sight! here lies the county slain; —
And Juliet bleeding; warm, and newly dead,
Who here hath lain these two days buried. —
Go, tell the prince — run to the Capulets, —
Raise up the Montagues, — some others search. —
Act 5 Scene 3.

Ay, let the county take you in your bed;
He 'll fright you up, i' faith. — Will it not be?
What, drest? and in your clothes! and down again!
I must needs wake you: — Lady! lady! lady!
Alas! alas! — Help! help! my lady's dead! —
O, well-a-day, that ever I was born!
Some aqua-vitae, ho! — my lord! my lady!
Act 4 Scene 5.

Romeo.
Wilt thou provoke me? then have at thee, boy.
(They fight.)

Page.
O lord! they fight: I will go call the watch.
[Exit.

Paris.
O, I am slain! (Falls.) — If thou be merciful,
Open the tomb, lay me with Juliet. (Dies.)

Romeo.
In faith, I will: — Let me peruse this face: —
Mercutio's kinsman, noble county Paris! —
Act 5 Scene?

What sayst thou? hast thou not a word of joy?
Some comfort, nurse.

Nurse.
'Faith, here 'tis: Romeo

Is banish'd; and all the world to nothing,
That he dares ne'er come back to challenge you;
Or, if he do, it needs must be by stealth.
Then, since the case so stands as now it doth,
I think it best you married with the county.

Act 3 Scene 4.

Friar.

Ah, Juliet, I already know thy grief;
It strains me past the compass of my wits:
I hear thou must, and nothing may prorogue it,
On Thursday next be married to this county.

Juliet.

Tell me not, friar, that thou hear'st of this,
Unless thou tell me how I may prevent it:
If, in thy wisdom, thou canst give no help,
Do thou but call my resolution wise,
And with this knife I'll help it presently.

Friar.

Hold, daughter; I do spy a kind of hope,
Which craves as desperate an execution
As that is desperate which we would prevent.
If, rather than to marry county Paris,
Thou hast the strength of will to stay thyself;
Then is it likely, thou wilt undertake
A thing like death to chide away this shame,
That cop'st with death himself to scape from it;
And, if thou dar'st, I'll give thee remedy.

Act 4 Scene 1.

Helena.

A ring the county wears,
That downward hath succeeded in his house,
From son to son, some four or five descents.

All's Well Act 3 Scene 7.

„Of ancient time“ says Coke „the Earl was praefectus, seu praepositus comitatus, for so imports the Saxon word, Shirereve, i. the Reve of the Shire, which is as much as to say, praepositus Comitatus, and had the charge and custody of the County.“ (9. Rep. 49).

Lady Capulet.

The gallant, young, and noble gentleman,
The county Paris, at Saint Peter's church,
Shall happily make thee there a joyful bride.

Act 3 Scene 5.

Capulet.

Send for the county; go tell him of this;
I 'll have this knot knit up to-morrow morning.

Juliet.

I met the youthful lord at Laurence' cell;
And gave him what becomed love I might,
Not stepping o'er the bounds of modesty.

Capulet.

Why, I am glad on 't; this is well, — stand up:
This is as 't should be. — Let me see the county;
Ay, marry, go, I say, and fetch him hither. —

Act 4 Scene 2.

Lady Capulet speaks of Paris as the „noble gentleman" and Juliet says she met the „youthful lord," and a „countee" or „count," is an earl, in the low French;

Capulet.

Sir Paris, I will make a desperate tender
Of my child's love: I think, she will be ruled
In all respects by me; nay more, I doubt it not.
Wife, go you to her ere you go to bed;
Acquaint her here of my son Paris' love;
And bid her, mark you me, on Wednesday next —
But, soft; What day is this?

Paris.

Monday, my lord.

Capulet.

Monday? ha! ha! Well, Wednesday is too soon,
O' Thursday let it be; — o' Thursday, tell her,
She shall be married to this noble earl: —

Act 3 Scene 4.

and in this passage the Capulets calls Paris „noble earl."

The Bishops of Durham are titled counts de paleis, or counts palatine, or earls palatine in our books, because in their temporalities, from whence they have their dignity of earl palatine, as title annexed, they have a county palatine. See Ed. III. fol. 36. pl. 4. (Selden's Letter to Vincent).

„The title of earl" says Selden, „since the time of the Normans, is either local or personal. Local we call that which is denominated from any county or other territory. As earl of Chester, of Arundel, of Kent, and the like. Personal, that which

hath its being in some great office only, as in that of earl marshal. The local title is either in earls palatine that are local, or in them that are not palatine: and first of earls palatine that are local. But we omit here the primary deduction of the name palatine, as it hath relation to a county. It was received here doubtless out of the use of the empire and France, and in the like notions as it had in that use; as also the personal title of palatine, as we find it originally in the laws of the old empire, and have before declared it, was antiently, in England, attributed by some to such earls as had great offices in court. The local earls palatine were of the same nature with those of the Saxon time, that had both their earldoms to their own use, and also, under the king, all regal jurisdiction, or merum et mixtum imperium, insomuch as that the king's writ or ordinary justice did not run there. Such was Etheldred, ealdorman of Mereland under king Alfred, and his son Edward. For although the name of palatine be not found with us in the Saxon times, yet the sense and substance of it was fully in that earldom. For to be earl palatine, or count de palais, or count paleis (as they are sometimes in our law books called) was to have the title of earl, or the seisin of a county or earldom, and regalem potestatem in omnibus, under the king, as Bracton well expresses it, where he speaks of granting pardons to felons. De felone aut probatore nullus prisonam (saith he) habere poterit, nec de eo placitum habere nisi ipse dominus rex, cum nullus alius ei possit vitam concedere vel membra. Et haec vera sunt nisi sit aliquis in regno qui regalem habeat potestatem in omnibus, sicut sunt comites poleys (so we must read; for the word civitates inserted here in the print is superfluous, and not Bracton's, as his good copies shew us) salvo dominio domino regi sicut principi, vel si sit aliquis qui de concessione domini regis talem habeat libertatem." (De Corona, lib. 3. cap. 8. s. 4). (Tit. Hon. 2 part).

In Henry II. time, it seems Joannes Sarisburiensis understood the earls of Chester, and some other, that having regal jurisdiction also in the marches of Wales, were stiled palatines, in that passage of his of the increasing power of the Welsh. Speaking of the most corrupt and effeminate manners of the

court of that time; dum hoc faciunt (saith he) milites gloriosi, Nivicollinus indomitus insolescit, inermes Britones intumescunt, ipsosque qui dicuntur palatini comites, et regum sanguine gloriantur, fere ad deditionem compellunt et quasi tributarios faciunt. But the first time that in express words I find the earl of Chester called comes palatinus, is in the memory of the coronation of queen Elianor, the wife to Henry the third; comite Cestriae gladium S. Edwardi (saith Matthew Paris) qui Curtein dicitur, ante regem bajulante, in signum quod comes est palatinus.

Ner.

Then, is there the county Palatine.

Por.

He doth nothing but frown; as who should say. An if you will not have me, choose: he hears merry tales, and smiles not: I fear, he will prove the weeping philosopher when he grows old, being so full of unmannerly sadness in his youth. I had rather be married to a death's head with a bone in his mouth, than to either of these. God defend me from these two?

Ner.

How say you by the French lord, Monsieur Le Bon?

Por.

God made him, and therefore let him pass for a man. In truth, I know it is a sin to be a mocker; But, he! why, he hath a horse better than the Neapolitan's; a better bad habit of frowning than the count Palatine: he is every man in no man: if a throstle sing, he falls straight a capering: he will fence with his own shadow: if I should marry him, I should marry twenty husbands: If he would despise me, I would forgive him; for if he love me to madness, I shall never requite him.

Merchant of Venice Act 1 Scene 2.

Upon like reason, as those of Chester, were the antient earls of Pembroke, palatines, being domini totius comitatus de Pembroch, and holding totum regale infra praecinctum comitatus sui de Pembroch, as the old records say, yet these were not often called so. (Selden Tit. Hon. 2. Part). Hugo de Belesmo (that was earl of Shrewsbury under William the II.) in some records of the time of Edward the first, is called a palatine.

William the Conqueror, first created one Hugh Wolf, a Norman, count palatine of Chester, and gave the earldom to

hold, as freely as the king held his crown. For the name of palatine, know, that in antient time, under the emperors of declining Rome, the title of count palatine was, but so, that it extended first only to him which had care of the household and imperial revenue; which is now (so saith Wesembech, I affirm it not) as the marshal in other courts; but was also communicated by that honorary attribute of comitiva dignitas, to many others, which had anything proportionate, place or desert, as the code teacheth us. In later times, both in Germany (as you see in the Palsgrave of Rhine) in France, (which the earldom of Champaign shews long time since in the crown; yet keeping a distinct palatine government, as Peter Pithou hath at large published) and in this kingdom such were hereditarily honoured with it, as being near the prince in the court (which they, as we, called the palace) had by their state-carriage gained full opinion of their worth, and ability in government, by delegate power of territories to them committed, and hereafter titled countès de palais, as our law annals call them. (Selden. Notes upon Drayton's Polyolbion).

Olivia.

Run after that same peevish messenger,
The county's man.

Twelfth Night Act 1 Scene 5.

In the first Folio, in this passage we read „countes man,“ instead of „county's man.“

Conspiracy, conspiratio. Though both in Latin and French it is used for an agreement of men to do anything either good or bad; yet in Common Law it is alway taken in pejorem partem (Cowell Interpr.). The 33. Edward I. Statute 2 is entitled a Denfinition of Conspirators, Conspiratours sount ceux qi se entrelient per serement covenant ou per autre alliaunce qe chescun eidera et sustendra autri emprise de fausement et maliciousement enditer ou faire enditer ou fausement mover plees ou maintenir et auxi ceux qi fount enfauntz deinz age apeller les gentz des felonies per quoi ils sount emprisonez et moultz grevez et ceux qi reteignont gentz a lour robes et a lour fees pur maintenir lour malveis emprises et pur verite esteindre auxibien les pernours come les donours et Seneschalx et Bai-

liffs des grauntz Seignurs qi per lour seignurie office ou poer emprenent a meintenir ou a sustenir plees ou barettez pur autres parties que cels que touchent lestat lour seignur ou eux mesmes.

Ista ordinacio et finalis definicio Conspiratorum facta fuit et finaliter concordata per Regem et consilium suum in parliamento suo anno tricesimo tercio. et ordinatum est quod Justic' assignati ad diversas felonias et transgressiones audiend' et terminand' habeant transcriptum. (33. Edward I. Stat. 2).

Item pur ceo qe avant ces houres plusours gents du Roialme auxibien grants come autres ount fait alliaunces confederacies et conspiracies a meyntenir parties plees et quereles par ount plusours gentz ount este atort desheritez et ascuns rientz et destruz et ascuns pur doute destre mahimez et batuz noserent pas seuyr lour droit ne pleindre ne les jurours des enquestes lour verdits dire a grant damage du people et arrerissement de la lei et de commune droit si est accorde etc. (4. Edward III. cap. XI).

„Conspiracy" says Coke „is a consultation and agreement between two or more, to appeal, or indict an innocent falsely and maliciously of felony, whom accordingly the cause to be indicted or appealed; and afterward the party is lawfully acquitted by the verdict of twelve men. (3. Inst. cap. LXVI).

Prospero.

(Aside). I had forgot that foul conspiracy
Of the beast Caliban, and his confederates,
Against my life; the minute of their plot
Is almost come.

Tempest Act 4 Scene 1.

Hel.

Lo, she is one of this confederacy!
Now I perceive they have conjoin'd, all three,
To fashion this false sport in spite of me.
Injurious Hermia! most ungrateful maid!
Have you conspired, have you with these contrived
To bait me with this foul derision?

Midsummer's Night's Dream Act 3 Scene 2.

York.

Peruse this writing here, and thou shalt know
The treason that my haste forbids me shew.

Aumerle.
Remember, as thou read'st, thy promise past:
I do repent me; read not my name there,
My heart is not confederate with my hand.

York.
'Twas, villain, ere thy hand did set it down. —
I tore it from the traitor's bosom, king;
Fear, and not love, begets his penitence;
Forget to pity him, lest thy pity prove
A serpent that will sting thee to the heart.

Bolingbroke.
O heinous, strong, and bold conspiracy! —
Richard II. Act 5 Scene 3.

Confederacy, is when two or more confederate themselves to do any hurt or damage to another, or to do any unlawful thing. And though a writ of Conspiracy doth not lye, if the party be not indicted, and in lawful manner acquitted, for so are the words of the writ; yet false confederacy between divers persons shall be punished, though nothing be put in ure; and this appears by the Book of 27 assise, placit. 44., where there is a note, that two were indicted of confederacy, each of them to maintain other, whether their matter were true or false; and though nothing was supposed to be put in ure, the parties were put to answer, because this thing is forbidden by the law. So in the next article in the same Book, enquiry shall be made of conspirators and confederators which bind themselves together etc. falsely to indite or acquit, etc. the manner of their binding and between whom; which proves also, that confederacy to indite or acquit, though nothing be done, is punishable by the law. And it is to be observed, that this confederacy punishable by law, before it is executed, ought to have four incidents. First, to be declared by some manner of prosecution, as by making bonds or promises the one to the other, secondly to be malicious, as for unjust revenge. Thirdly, to be false against an innocent. And lastly, to be out of court and voluntary. (Cowell. Terms of the Law. 3. Inst. cap. LXVI).

A writ of Conspiracy lies not, unless the party is indicted,

and legitimo modo acquietatus, for so are the words of the writ; but that a false conspiracy betwixt divers persons shall be punished, although nothing be put in execution, is full and manifest in our books; and therefore in 27 Ass. p. 44. in the articles of the charge of enquiry by the enquest in the king's Bench, there is a Nota, that two were indicted of confederacy, each of them to maintain the other, whether their matter be true, or false notwithstanding that nothing was supposed to be put in execution, the parties were forced to answer to it, because the thing is forbidden by the law, which are the very words of the book; which proves that such false confederacy is forbidden by the law, although it was not put in ure or executed. So there in the next article in the same book, inquiry shall be of conspirators and confederates who agree amongst themselves, etc. falsely to indict, or acquit, etc. the manner of agreement and betwixt whom, which proves also, that confederacy to indict or acquit, although nothing is executed, is punishable by law: and there is another article concerning conspiracy betwixt merchants, and in these cases the conspiracy or confederacy is punishable, although the conspiracy or confederacy be not executed; and it is held in 19 R. 2. Brief 926. A man shall have a writ of conspiracy, although they do nothing but conspire together, and he shall recover damages, and they may also be indicted thereof. Also the usual commission of Oyer and Terminer gives power to the commissioners to enquire etc. de omnibus coadunationibus confaederationibus, et falsis alligantis, and coadunatio is a uniting of themselves together, confaederatio is a combination amongst them, and falsa alligantia is a false binding each to other by bond or promise, to execute some unlawful act:

King.

And Don Armado shall be your keeper. -- My lord Biron, see him deliver'd o'er —

And go we, lords, to put in practice that,
Which each to other hath so strongly sworn. —
Love's Labour's Lost Act 1 Scene 1.

Dead
Is noble Timon; of whose memory

Hereafter more. — Bring me into your city,
And I will use the olive with my sword:
Make war breed peace; make peace stint war; make each
Prescribe to other, as each other's leech. —
Let our drums strike.

Timon of Athens Act 5 Scene 5.

Macbeth.
Give me your favour: — my dull brain was wrought
With things forgotten. Kind gentlemen, your pains
Are register'd where every day I turn
The leaf to read them. — Let us toward the king. —
Think upon what hath chanced; and, at more time,
The interim having weigh'd it, let us speak
Our free hearts each to other.

Act 1 Scene 3.

Coriolanus.
Marcius!

Aufidius.
Ay, Marcius, Caius Marcius: Dost thou think
I'll grace thee with that robbery, thy stolen name
Coriolanus in Corioli? —
You lords and heads of the state, perfidiously
He has betray'd your business, and given up,
For certain drops of salt, your city Rome
(I say, your city,) to his wife and mother:
Breaking his oath and resolution, like
A twist of rotten silk; never admitting
Counsel o' the war; but at his nurse's tears
He whined and roar'd away your victory;
That pages blush'd at him, and men of heart
Look'd wondering each to other.

Act 5 Scene 5.

In these cases before the unlawful act executed the law punishes the coadunation confederacy or false alliance, to the end to prevent the unlawful act, quiaquando aliquid prohibetur, prohibetur et id per quod pervenitur ad illud: Et affectus punitur licet non sequatur effectus; and in these cases the common law is a law of Mercy, for it prevents the malignant from doing mischief, and the innocent from suffering

it. Hill. 37. H. 8. in the star-chamber a priest was stigmatized with F and A in his forehead, and set upon the pillory in Cheapside, with a written paper, for false accusation.

Richard.
Whoever got thee, there thy mother stands;
For, well I wot, thou hast thy mother's tongue.

Queen Mary.
But thou art neither like thy sire nor dam;
But like a foul misshapen stigmatic,
Mark'd by the destinies to be avoided,
As venom'd toads, or lizards' dreadful stings.
3. Henry VI. Act 2 Scene 2.

Lucr.
Have patience, I beseech.

Adr.
I cannot, nor I will not, hold me still;
My tongue, though not my heart, shall have his will.
He is deformed, crooked, old, and sere,
Ill-faced, worse-bodied, shapeless everywhere;
Vicious, ungentle, foolish, blunt, unkind;
Stigmatical in making, worse in mind.
Comedy of Errors Act 4 Scene 2.

War.
Now, by my father's badge, old Nevil's crest,
The rampant bear chain'd to the ragged staff,
This day I 'll wear aloft my burgonet,
(As on a mountain-top the cedar shews,
That keeps his leaves in spite of any storm.)
Even to affright thee with the view thereof.

Clif.
And from thy burgonet I 'll rend thy bear,
And tread it under foot with all contempt,
Despite the bearward that profects the bear.

Y. Clif.
And so to arms, victorious father,
To quell the rebels, and their 'complices.

Richard.
Fy! charity, for shame! speak not in spite,
For you shall sup with Jesu Christ to-night.

Y. Clif.
Foul stigmatic, that's more than thou can tell.

Richard.
If not in heaven, you 'll surely sup in hell.
2. Henry VI. Act 5 Scene 1.

M. 3. and 4. Ph. and M. one also for the like cause fuit stigmaticus with F and A in the cheek, with such superscription as is aforesaid. Nota reader, these confederacies punishable by law, before they are executed, ought to have four incidents: I. It ought to be declared by some manner of prosecution, as in this case it was, either by making bonds, or promises one to the other; II. It ought to be malicious, as for unjust revenge, etc. III. It ought to be false against an innocent: IV. It ought to be out of Court voluntarily. (The Poulterers Case, Co. Rep. 9).

Claudio.
Marry, beshrew my hand,
If it should give your age such cause of fear:
In faith, my hand meant nothing to my sword.

Leontes.
Tush, tush, man, never fleer and jest at me:
I speak not like a dotard, nor a fool;
As, under privilege of age, to brag
What I have done being young, or what would do,
Were I not old: Know, Claudio, to thy head,
Thou hast so wrong'd mine innocent child and me,
That I am forced to lay my reverence by;
And, with grey hairs, and bruise of many days,
Do challenge thee to trial of a man.
I say, thou hast belied mine innocent child;
Thy slander hath gone through and through her heart,
And she lies buried with her ancestors:
O! in a tomb where never scandal slept,
Save this of hers, framed by thy villainy.
Much Ado Act 5 Scene 1.

Leontes says to Claudio „thou hast belied my innocent child," and Borachio, afterwards, in the same scene says, „the lady is dead upon mine and my master's false accusation."

Hermione.

Since what I am to say, must be but that
Which contradicts my accusation; and
The testimony on my part, no other
But what comes from myself: it shall scarce boot me
To say, Not guilty; mine integrity
Being counted falsehood, shall, as I express it,
Be so received. But thus, — If powers divine
Behold our human actions, (as they do,)
I doubt not then, but innocence shall make
False accusation blush, and tyranny
Tremble at patience. —

Winter's Tale Act 3 Scene 2.

And the reader will perceive that Hermione connects the word „innocent" with the words „false accusation;" moreover Hermione was indicted for conspiring with Camillo, and she was innocent. However Coke's definition of conspiracy herein before contained does not include conspiring to murder, but there are other kinds of conspiracy in our law, referred to by Shakspeare, concerning which I intend to speak, at some future time.

Enter the Lord Chamberlain.

Chamberlain.

Mercy o' me, what a multitude are here!
They grow still too, from all parts they are coming,
As if we kept a fair here! Where are these porters,
These lazy knaves? — Ye have made a fine hand, fellows.
There 's a trim rabble let in: Are all these
Your faithful friends o' the suburbs? We shall have
Great store of room, no doubt, left for the ladies,
When they pass back from the christening.

Port.

An 't please your honour,
We are but men; and what so many may do,
Not being torn a pieces, we have done:
An army cannot rule them.

Chamberlain.

As I live,
If the king blame me for 't, I 'll lay ye all

By the heels, and suddenly; and on your heads
Clap round fines, for neglect: You are lazy knaves;
And here ye lie baiting of bumbards, when
Ye should do service. Hark, the trumpets sound;
They are come already from the christening:
Go, break among the press, and find a way out
To let the troop pass fairly; or I'll find
A Marshalsea, shall hold you play these two months.

Henry VIII. Act 5 Scene 3.

The Court of the Marshalsea is a Court of Record at Common Law, ordained to hear and determine suits betwixt those of the king's houshold and others within the verge (so called à virgâ, a rod, which the Marshal carries) or within twelve miles of the king's lodgings. Though the king goeth out of the bounds of the verge for his recreation, if the houshold continues where they were, there is no removing. When the king goeth in progress, there the king moveth with his houshold. This Court is held in Southwark, and hath a prison belonging to it called the Marshalsea. This Marshalsea is to be understood of the houshold, not of the king's Marshalsea; for that belongeth to the king's Bench. (Wood's Inst. 2. ed. p. 511.)

By 33. Henry VIII. cap. XII. it is provided, that all treasons, misprisions of treasons, murthers, manslaughters, bloodsheds, and other malicious strikings, by reason whereof blood is or shall be shed, which shall be done in any of the king's palaces or houses etc. shall be enquired, tried, heard and determined before the lord steward for the time being of the kings houshold, or in his absence before the treasurer, and controller, and steward of the marshalsea, or any two of them, whereof the steward to be one: so as these great officers and councellors of state, the lord steward, treasurer, and controller have no jurisdiction in these criminal causes, but only within the circuit of the kings palace or house: „and it is to be observed" says Coke, „that this Court of the Marshalsea of the king's house was, as books speak, of ancient time instituted for those of the king's house, but they have incroached beyond

their true jurisdiction": and Standford saith, that the Steward and Marshal before the said act 33 H. 8. might have heard and determined all felonies, etc. perpetrate within the king's palace or house. (2. Inst. 551).

Liverpool.

W. L. Rushton.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Klopstock's Oden, erläutert von Heinrich Düntzer. 6 Hefte. Wenigen-Jena, Hochhausen's Verlag. 1860—1861.

Auch ohne besondere Versicherung wird man glauben, dass der auf ähnlichen Gebieten der deutschen Literatur bekannte Verfasser auch hier Alles zur Erläuterung der vorliegenden Gedichte Bemerkenswerthe, was sich in unsern Classikern und ihrer Correspondenz zerstreut und verzettelt findet, mit anerkennenswerthem Fleiss und befriedigender Selbständigkeit gesammelt hat.

Der Erklärung schickt er eine Einleitung über das Thema „Klopstock als lyrischer Dichter" voran, als deren Hauptinhalt wohl die Vertheilung der einzelnen Oden unter die Lebensjahre Klopstock's angesehen werden kann. Es sind hier eine Menge passender Notizen aufgespeichert über Veranlassung, Zweck, Abfassungszeit, Versbau der Gedichte. Der letzte Punkt ist vorzüglich weitläufig berücksichtigt; es werden nicht bloss die Versmasse entwickelt, auch die etwaigen Abweichungen von dem nachgeahmten classischen Vorbild besprochen, Klopstock's Ansichten über die verschiedenen Strophen aus den prosaischen Schriften beigebracht. Auch was Göthe, Schiller, Herder, Füssli u. A. über Klopstock im Allgemeinen oder über gewisse Bestrebungen und Dichtweisen desselben, über Sprache und Ton seiner Gedichte gesagt haben, wird nicht übergangen, um Alles zu geben, was allgemein über die Oden bemerkt werden könnte.

Zu einem lebendigen, warmen Bilde von Klopstock's Wesen und Bedeutung, was doch die Hauptsache gewesen wäre, kommt man dabei freilich nicht. Man schleppt sich mühsam durch die mit sehr nützlichen, aber auch sehr trockenen Notizen belasteten Sätze fort; nur hier und da wird man durch ein ansprechendes, inhaltsvolles Citat erquickt.

Wäre es nicht besser gewesen, das Chronologische und Metrische in 2 Tabellen zu bringen? Von der äusseren Veranlassung, sowie ausführlicher von der Zeit und der Composition der Strophen konnte ja vor der Erklärung der einzelnen Gedichte gesprochen werden. Gewisse Oden, die sich auf dasselbe Verhältniss, oder dieselbe Idee beziehen, konnten ferner zusammengestellt und solche Gruppen durch eine Besprechung des hingehörigen Allgemeinen eingeleitet werden. Es konnten diese Cyclen vielleicht nach den Begriffen zusammengestellt werden, die von Düntzer selbst als die Hauptgegenstände der lyrischen Muse Klopstock's bezeichnet werden, S. 58: Religion, Liebe, Freundschaft, Vaterland, Freiheit. Wie sich Klopstock zu diesen Ideen verhielt, konnte biographisch und durch Citate vorher allgemein erläutert werden.

Auf den letzten 3 Seiten der Einleitung versucht der Verfasser endlich eine allgemeine Charakteristik der Klopstock'schen Odendichtung. Aber

auch diese Bemerkungen befriedigen wenig, — wenn man etwa die Tiefe und den philosophischen Sinn darin sucht, mit dem Wilh. von Humboldt in die Natur der Göthe'schen oder Schiller'schen Phantasie einzudringen wusste. — Der Verfasser spricht begeistert von seinem Dichter; aber ich fürchte, es ist mehr das Feuer des Kopfes als des Herzens. Daher werden den Adjectiven der Anerkennung und des Preises gewöhnlich in Vorsilben — wie ur—, und hinzugefügten Adverbien noch einige Drucker beigegeben, um, was der Empfindung abgeht, durch Worte zu ersetzen. Ein wirklich warmes Gefühl hätte sich mit mehr Simplicität und Freiheit geäussert. Das künstliche Echauffement der Nüchternheit kann schwerlich für ein Charakterbild gelten.

Die Erklärung der Oden selbst, wie gesagt, ist fleissig und sorgsam.

Dr. Laas.

Dreissig Themata zu Aufsätzen für die höheren Unterrichtsanstalten, von Chr. von Bomhard. Nördlingen, C. H. Beck. 1862.

Der auf dem Gebiet lateinischer Stilistik bekannte Verfasser bietet hier, man weiss nicht bestimmt, ob Lehrern oder Schülern höherer Unterrichtsanstalten Themata zu deutschen, vielleicht auch zu lateinischen Aufsätzen. Er selbst sagt nichts Näheres über den Zweck. Nach dem, was er bietet, dürfte man wohl annehmen, dass er sein Büchlein zunächst für Lehrer bestimmt hat, die neben anderen Stoffen auch diese Originalskizzen ihren Schülern zum Vorwurf geben mögen.

Skizzen sind die gegebenen Aufsätze; man hat es nicht mit streng gegliederten, wohlstilisirten Abhandlungen zu thun. Die Gedanken werden vielmehr durch Fragen, Ausrufe, Citate mehr angedeutet, als nach allen Seiten ausgeführt, es werden mehr Anregungen als abgeschlossene Deductionen gegeben.

Der Stoff der Stücke ist, so zu sagen, überall ein moralphilosophischer. Es werden in populärer Verständlichkeit die Anschauungen niedergelegt, welche sich in einem Gemüth von christlicher Frömmigkeit und deutscher Tiefe und Wärme, aus einer mehr als gewöhnlichen Kenntniss der alten, vorzüglich lateinischen Literatur, aus einer schätzenswerthen Bekanntschaft mit den philosophischen Gedanken eines Spinoza, eines Kant und — was die Hauptsache ist — aus einer mit Ernst angestellten Beobachtung der irdischen Lebensverhältnisse auszubilden pflegen.

Von diesen Anschauungen aus wird — um ein Beispiel zu geben — an Horaz, von dem das erste Stück handelt, vermisst jene ideale Auffassung des Lebens, wie wir sie an Schiller kennen, er sie aus Plato habe schöpfen können, deutsche Scham und Sitte, jener zarte Sinn für die „Würde der Frauen," die fromme Pietät eines Pindar. — Ein anderes Stück behandelt jenes Göthe'sche: „Stirb und Werde." Gegen Ende zählt der Verfasser einige Classen der in dem Distichon bezeichneten „trüben Gäste" auf, die das echte „Stirb und Werde" nicht kennen: 1) die, welche nicht die jugendliche Kraft und Freudigkeit für ihren Beruf haben und sich daher immer gedrückt fühlen und nie erheben können. 2) Die Liebeleeren. 3) Die, welche in platten Realismus versunken, nicht durch Ideen erleuchtet und erwärmt werden. Das „Stirb und Werde" hat aber wahrhaft, der nach der Johanneischen Christus Vorschrift „von oben" geboren ist. — Reflexionen über den Zufall geben zu der Bemerkung Veranlassung, dass die räthselvollen Wechselfälle des Lebens mehr einer weisen, providentiellen Schickung, als

dem blinden Zufall zugeschrieben werden müssen, und dass, mag auch hier auf Erden vieles Unbegreifliche, Unmuth erregende geschehen, doch der Glaube tröstet, dass in einer höheren Ordnung der Dinge durch Vereinfachung der „Wechselwirkungen und Werkzeuge" die Sehnsucht nach reinen harmonischen Verhältnissen befriedigt werden wird.

So ist der Verfasser überall bemüht, durch diese Stilübungen zugleich den Willen zu stärken, das Herz zu läutern und zu veredeln, dem Glauben feste „Anker" zu geben.

Hier und da finden sich freilich neben der schwungvollen Erhebung fast armselige Gewöhnlichkeiten.

Die Methode, nach der der Verfasser seine Stoffe behandelt, ist meist die, dass er von dem Aeusserlichen immer mehr in das Innere, man möchte sagen, Seelische, von dem besondern zu den allgemeinsten, umfassendsten Gesichtspunkten, von dem Niedrigen zu dem Höchsten, Idealsten vorzudringen sucht.

Das Büchlein mag empfohlen sein!

Dr. Laas.

Zu Göthe's Geburtstag! Ein Gedenkblättchen, Freunden und Gesinnungsgenossen gewidmet von Moritz Müller in Pforzheim. Carlsruhe, Bielefeld. 1861.

Nach einem einleitenden Gedicht von H. G. Odebrecht sucht das Schriftchen Göthe gegen liberale, volksthümliche Tadler, die sich in seine politische Apathie nicht finden können, in Schutz zu nehmen. Dann folgt eine Perlenschnur von lobenden Aeusserungen Anderer über ihn: von Rosenkranz, Grimm, Kurz, Plattner, Assmann, Piper, Sendner, wieder Assmann, Fr. von Müller. Bei Vielen freilich, fährt der Verfasser S. 30 etwa fort, wird das auch nichts verfangen, das sind die, auf welche Schiller hinweist, wenn er sagt: (folgt ein Citat). — Auch Napoleon sagte: „Das ist ein Mann."

Man sieht, die Absicht ist gut gemeint. Göthe soll bei Unverständigen, so ihn verkennen, durch wirksame Autoritäten, durch eine Fluth von anerkennenden Zeugnissen gerettet werden. — Von S. 33—46 werden die vorzüglichsten Schriften, die zum Verständniss Göthe's dienen können, mit vollständigem Titel aufgezählt. S. 47 und 48 steht eine Stelle aus der Heidelberger Volkszeitung für Süddeutschland: „Göthe für Abschaffung der Grundsteuerfreiheit," d. h. eine Besprechung der Stelle aus dem 8. Buch des Wilhelm Meister, auf die schon Stahr hingewiesen.

Wunderliches Unternehmen!

Berlin. Dr. Laas.

Schulgrammatik der englischen Sprache. Ein Lehrbuch in zwei Lehrgängen für Realschulen, Handels-Lehranstalten und höhere Töchterschulen, von Dr. W. Zimmermann. Erster Lehrgang. Siebente Auflage. Halle, G. Schwetschke. 1862.

Der Verfasser ist unablässig bemüht, seine Schulgrammatik einer grösseren Vervollkommnung entgegenzuführen; das vorliegende Buch ist, wie

der Titel besagt, die siebente und zwar ganz neu bearbeitete Auflage des ersten Lehrgangs. Die neue Auflage ist in der That in Hinsicht auf den grammatischen Stoff so bereichert und in Bezug auf die Uebungsstücke so durchaus verändert, dass sich die früheren Auflagen neben derselben nicht mehr gebrauchen lassen. Hören wir, was der Verfasser in der Vorrede sagt: „Was aber die praktisch-wissenschaftliche Ausführung betrifft, so hat dieselbe eine allseitige Vervollkommnung erfahren. Um das Buch einem Hülfsmittel zum Selbstunterricht nahe zu bringen, ist mit besonderem Fleisse überall danach gestrebt worden, dass es durch Klarheit, Einfachheit und Anschaulichkeit alle Noth des Schülers und des Lehrers so viel wie möglich selbst auf sich nehme.“ Wenn dies Aufsichnehmen der Noth sich nur auf die klare und präcise Fassung der Regeln beziehen soll — und wir glauben nicht, dass es der Verfasser anders verstanden hat —, so billigen wir dieses Streben vollständig: in diesem Punkte soll ein Schulbuch möglichst leicht sein. Was aber die Uebungsstücke betrifft, so soll ein gutes Schulbuch möglichst schwer sein, und es sind gewiss Bücher zu tadeln, welche, wie die Hirzel'sche französische oder die Lloyd'sche englische Grammatik, es dem Schüler zu leicht machen. Der Verfasser fährt fort: „Desgleichen sollten die Uebungsstoffe nicht nur in correctem und gutem Englisch auftreten, sondern auch statt abgerissener, inhaltsloser, und deshalb trockener Sätze vielfach Zusammenhängendes aus naheliegenden Anschauungs- und Unterhaltungskreisen bieten.“ In den Uebungsstoffen dieser neuen Auflage finden wir von unserem Standpunkt als Realschullehrer in der That einen wichtigen Fortschritt. Die meisten englischen methodischen Schulgrammatiken bieten eine grosse Menge inhaltsloser, abgeschmackter, geisttödtender Sätze. Mögen dieselben auch im Stande sein, kleinere Kinder zu befriedigen, so sind sie jedenfalls eine Qual für den Lehrer; nun aber fängt in den Realschulen das Englische erst in den oberen Classen an, soll also Knaben gelehrt werden, die schon an der Gränze des Jünglingsalters stehen. Dergleichen Sätze sind da nicht nur für den Lehrer, sondern, was weit schlimmer ist, auch für den Schüler unerquicklich, langweilig und die Lust zum Lernen raubend. Da die Sätze der neuen Auflage — auch die abgerissenen — an Mannichfaltigkeit und Inhalt viel gewonnen haben, so kommt dieselbe namentlich den Bedürfnissen der erwähnten Anstalten in höherem Grade entgegen, als die früheren Auflagen. Die zwischengestreuten Anekdoten wollen wir, da Zusammenhängendes dem Schüler interessanter ist, sich auch methodisch noch besser benutzen, und bei der Formenarmuth der englischen Sprache viel früher dem Anfänger bieten lässt, als im Französischen, dankbar acceptiren: wir können jedoch den Wunsch nicht unterdrücken, obwohl wir zu Zeiten einen Spass recht gern haben und auch den Witz keineswegs aus der Schule verbannen wollen, dass der Verfasser in einer neuen Auflage statt mancher zum Theil veralteten, zum Theil faden Witze (wir meinen jene Gattung, welche man „Meidinger'sche“ zu nennen pflegt) lieber beglaubigte Charakterzüge aus dem Leben bedeutender Personen des Alterthums und der neueren Zeit einflechte. Der Verfasser sagt weiter: „Zudem wurden auch die Lesestücke mit den Lektionen fortlaufend in eine innere grammatikalische Beziehung gebracht, und auch das Wesentlichste aus der Syntax mit in die Formenlehre aufgenommen, um den Meisten, die Englisch treiben, für ihre Zwecke etwas Ausreichendes und Abgerundetes in einem Bande zu bieten. Für Realschulen wurde dabei das Bedürfniss der bis zu Secunda so zahlreich abgehenden Schüler ins Auge gefasst, und für höhere Töchterschulen, sowie für den Privatunterricht dürfte das Buch den grammatikalischen Unterricht im Allgemeinen zum Abschluss bringen.“ Wenn wir die Erweiterung des Buches in Bezug auf die Syntax auch ganz zweckentsprechend finden, so müssen wir doch bemerken, dass die Fülle des Materials, welche das Buch jetzt bietet — dieselbe war schon in den früheren Ausgaben nicht unbedeutend — von

vollen Classen wohl erst in einem dreijährigen Cursus, und auch dann vielleicht nur mit Auswahl, wirklich bewältigt werden kann, so dass der relative Abschluss wohl nur einem Schüler zu Gute kommt, der den zweijährigen Cursus der Secunda absolvirt und für die Versetzung nach Prima reif ist. „Ausserdem ist dem Buche noch eigenthümlich," erklärt der Verfasser, „dass es die Elemente der Formenlehre auf der Grundlage der Aussprache entwickelt." In dieser Verbindung nicht nur, sondern ganz besonders in der Art und Weise, wie die Aussprache, um mit den Worten des Verfassers zu reden, aus den Fesseln einer bloss empirischen Behandlung befreit wird, und wie die Gesetze derselben aus dem bunten Wirrwarr einzelner Bestimmungen zu einheitlichen, die bunte Mannigfaltigkeit beherrschenden Hauptregeln erhoben werden, erblicken wir in der That einen Hauptvorzug der Zimmermann'schen Grammatik vor vielen anderen, sonst sehr anerkennungswerthen Arbeiten, wie z. B. der Degenhardt'schen. Zu der Andeutung des Verfassers, dass ihm Plötz zum Vorbilde gedient habe, haben wir zweierlei für den Leser dieser Anzeige hinzuzufügen. Das Erste ist, dass die Zurückführung der Aussprache auf Grundregeln sich von der ersten Auflage an findet, und dass auch die Verbindung der Regeln über die Aussprache mit den Elementen der Formenlehre schon in früheren Auflagen angebahnt ist. Das Zweite ist, dass der Verfasser von der Plötz'schen Methode die systematische Zusammenstellung des grammatischen Stoffes nicht nachgeahmt hat. Wir geben zu, dass dies desshalb weniger nöthig ist, weil, während Plötz die ganze Elementargrammatik methodisch gearbeitet hat, Dr. Zimmermann nur das grammatische Material der ersten Abtheilung, die Elemente der Formenlehre in Verbindung mit der Aussprache, methodisch vertheilt, die zweite Abtheilung aber, d. h. die ausführliche Formenlehre und die Elemente der Syntax, nach dem Schematismus der Redetheile, also systematisch behandelt. In den früheren Auflagen enthielt der erste Lehrgang auch eine Zusammenstellung des grammatischen Materials nach den Redetheilen in englischer Sprache, in Fragen und Antworten gekleidet. Diese Zusammenstellung war als Repetition und Veranlassung zu Sprechübungen sehr gut zu benutzen, und wir möchten wohl den Wunsch aussprechen, dass der Verfasser etwas dem ähnliches in einer neuen Auflage wieder hinzufügen möge.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen bringen wir einige Einzelheiten zur Sprache, in denen wir mit dem Verfasser nicht übereinstimmen können.

S. 1: „Die sanften und scharfen Consonanten (b, p, d, t, g, k, (v), f), die flüssigen (l, m, n, ng, r), sowie h, ph und qu sind im Allgemeinen wie im Deutschen zu sprechen." Wir theilen ein: Der Hauchlaut h, die flüssigen (l, m, n, ng, r), die weichen (b, d, g), die harten (p, t, k), die gehauchten v, ph, f und der Doppelbuchstabe qu sind u. s. w. Es heisst sodann: „Die bis Nro. 7 vorkommenden Vocale sind wie im Deutschen zu lesen." Da die einzelnen Vocale auch im Deutschen in verschiedenen Wörtern verschieden gesprochen werden, so lässt die gegebene Vorschrift den Anfänger über die Aussprache im Unklaren. Wie soll derselbe entscheiden, ob gleich das erste Wort bold nicht mit dem Vocallaute des Wortes „Lohn" oder mit dem des Wortes „voll" gesprochen wird?

S. 40 u.: „W ist stumm — in housewife (spr. huzwif) Hausfrau, Wirthschafterin. In der Bedeutung von Nähkästchen ist dieses Wort huzzif zu sprechen." Wir würden gesagt haben: W ist stumm in housewife (spr. huzzif) Nähkästchen, während es in der Grundbedeutung Hausfrau, Wirthschafterin huzwif lautet.

S. 42, Z. 9 ist nach S. X (Druckfehler S. 18: hōliday statt hŏliday): „hōly heilig, holiday Feiertag" zu tilgen als Beispiel eines Wortes, welches in seinen Ableitungen den Vocallaut des einfachen Wortes behält.

S. 57, §. 6. „Die Namen der Wissenschaften auf ics haben gleiche Formen im Singular und Plural. Optics is (are) the science of light." Wir

halten lieber Optics als plurale tantum fest und erklären is durch eine Attraction von science.

S. 73: „much viel, many viele." Many ist nicht der Plural von much. Diese auch etymologisch nicht stichhaltige Annahme führt zu der unlogischen Verbindung des Plurals many mit dem Singularartikel a in: „many a man." Many ist ein eigenes Wort und wird gebraucht als Adjectiv im Singular (many a man) im Plural (many men), Substantiv im Singular (a good many) im Plural (a system of education which, while it was so ineffective with the many, was so pernicious to the few. Pelham p. 284).

S. 79 ist in den englischen Sätzen gesagt, dass der Sommer am 21. September endet, der Winter am 22. December beginnt. — Der Anfang des Winters fällt regelmässig auf den 21. December und der Herbstanfang auf den 23. September. Dass unser Sommerhalbjahr länger ist als das Winterhalbjahr, kommt bekanntlich daher, dass in demjenigen Theile der Bahn, den die Erde in unserem Sommer durchläuft, jetzt das Aphelium liegt, und darum die Erde sich langsamer bewegt als in der anderen Hälfte der Bahn.

S. 96, 98, §. 53—54. Ueber die rückbezüglichen Zeitwörter bemerkt der Verfasser, dass (I) wie im Deutschen, so auch im Englischen die transitiven Zeitwörter nicht nur zielend, sondern auch rückbezüglich, also mit Reflexiv-Pronomen gebraucht werden können; z. B. I will defend my country and myself: dass (II) es im Englischen viele Verben mit transitiver Bedeutung giebt, die häufig in rückbezüglichem Sinne gebraucht werden, ohne ein Reflexivpronomen zu sich zu nehmen; z. B. es ändert sich it changes: dass (III) andrerseits die deutsche Sprache viele Verben hat, die nicht anders als rückbezüglich gebraucht werden können und deshalb als echte Reflexiva zu bezeichnen sind. Diese echten reflexiven Verben fehlen der englischen Sprache, aus welchem Grunde dieselben im Englischen stets ohne Reflexivpronomen stehen; z. B. Ich schäme mich I am ashamed of. — Gegen diese Darstellung haben wir einige Bedenken: In der II. Classe lautet Beispiel 1: „Ich wende mich an I apply to." Es ist bekannt, dass to apply in der Bedeutung sich auf etwas legen, das Reflexivpronomen annimmt. Beispiel 5: „Ich erfreue mich I enjoy." Wir bezweifeln, dass der Engländer hier an einen reflexiven Sinn denkt, da das Wort auch im Altenglischen, so viel wir wissen, nicht reflexiv gebraucht worden ist. Es ist ein einfaches Transitivum = „geniessen," wofür man im Deutschen auch sagen kann: sich erfreuen an. Beispiel 9: „Ich mische mich in I meddle with." To meddle wird in den Wörterbüchern als Verb neuter angegeben. Beispiel 14: „Ich entscheide mich für I decide on." Die Wörterbücher lehren: I decide on Ich beschliesse über, he decided in my favour Er entschied (sich) für mich. — Von den fünfzig in der III. Classe angeführten Verben sind etwa zweiundzwanzig in dem Sinne echte Reflexiva, dass sie in der That nur reflexiv gebraucht werden können, wie: sich erkundigen, sich irren, sich bedanken, sich entsetzen; die übrigen sind aber solche, die nur in gewissen Bedeutungen und Constructionen reflexiv gebraucht werden, wie: sich legen, sich fürchten vor, sich erheben, sich annehmen einer Sache, sich unterscheiden. Ein Theil der englischen Verba, wodurch diese sogenannten echten Reflexiva übersetzt werden, haben im Englischen auch eine active Bedeutung; sie konnten also ebenfalls zu II gerechnet werden, wie: to abate, to approach, to bow, to improve, to loathe (nicht loath, wie im Buche steht), to offer, to prove, to recollect, to recover. Von einigen derselben lässt sich sogar die reflexive Form nachweisen, z. B. my thoughts .. bow them to your gracious leave, Hamlet I, 2; prove thou thee honest, Ben Jonson Catil.; Isabelle recovering herself said, Scott Qu. Durw. — Wir würden in dem ersten Lehrgange

einer methodischen Grammatik dem praktischen Gesichtspunkte, vom Deutschen auszugehen, den Vorzug geben (der Verfasser geht in II vom Englischen, in III vom Deutschen aus) und die Uebersetzung der deutschen Reflexiva ins Englische unter drei Rubriken behandeln: 1) Deutsche Reflexiva, welche im Englischen wieder durch Reflexiva übersetzt werden. 2) Deutsche Reflexiva, welche im Englischen theils durch Reflexiva, theils durch Intransitiva wiedergegeben werden. 3) Deutsche Reflexiva, welche im Englischen stets ohne Reflexivpronomen ausgedrückt werden.

S. 118, §. 67. „Das Particip des Präsens tritt im Englischen als Adjectiv und als Adverb auf: a sleeping child; the child lay sleeping at the bosom of its mother." So wenig sleeping in dem Satze „the child was sleeping" für das Adverb zu halten ist, eben so wenig in: „the child lay sleeping." To lie ist nur eine Modification von to be. Das Englische besitzt auch für das Adverb des Particips des Präsens eine eigene Form auf -ly, z. B. laughingly, boastingly, wittingly.

S. 121, §. 72. „In den Verbindungen „ich bin es, du bist es etc." sind zwei Subjecte enthalten, nämlich ein persönliches (ich, du etc.) und ein unpersönliches (es)." Wir finden in dem alleinstehenden: „Ich bin es," (Wer ist da? Ich bin es) ein Subject (ich) und ein unbestimmtes Prädicat (es) statt eines bestimmten (da); in: „Ich bin es der etc." ein Subject (ich) und eine grammatische Prädicatsbestimmung (es) als Vorläuferin des logischen Prädicats (der etc.), welches durch Attraction grammatisch zu einer Subjectsbestimmung gemacht worden ist.

S. 144. §. 108 wird all „ganz" mit whole identificirt. Wir billigen die Unterscheidung, welche Fölsing macht. „All day" ist der ganze Tag, „the whole day" der ganze Tag.

S. 149 nennt der Verfasser from in Ausdrücken wie from above ein Adverb. Wir sehen es als Präposition an.

S. 154. How steht in Fragen und Ausrufen, as und like in Vergleichen. — Wir vermissen die Angabe des Unterschiedes von as und like. Like kann nur gebraucht werden, wenn kein Verb folgt und kein Determinativ (as, so) vorhergeht. Like ist Adjectiv, as Conjunction. — Gleich darauf werden so und thus unterschieden; zu thus fehlen aber die erläuternden Beispiele.

S. 169 steht durch ein Versehen or — or statt nor — nor.

Bromberg. Weigand.

Vollständige englische Sprachlehre für Schulen und zum Selbstgebrauch, nach leichtfasslicher Methode bearbeitet von Dr. W. E. Peschel. Dresden, bei R. Kunze. 1861.

Die sich fast täglich mehrende Zahl englischer Grammatiken ist wohl ein Zeichen, dass wir für Schulen noch immer kein allgemein anerkannt praktisches Buch der Art besitzen, und die Lehrpläne der Realschulen bieten den Beweis für diese Behauptung, indem wir aus ihnen eine wahre Musterkarte eingeführter englischer Grammatiken entnehmen können. Ob das Bemühen des Herrn Verfassers, diese Lücke auszufüllen, den beabsichtigten Erfolg gehabt, ob er sein Ziel erreicht hat, eine englische Sprachlehre streng wissenschaftlich bearbeitet und wie sie dem praktischen Zwecke des Unterrichts entspricht, zu schreiben, das glauben wir leider nicht bejahen zu können. Noch weniger aber können wir dem Herrn Verfasser beistimmen, wenn er glaubt, ein Lehrbuch geschaffen zu haben, das nicht nur

überhaupt einen guten Grund legen, sondern besonders auch solchen dienen soll, die in Ermangelung eines guten Lehrers diesen durch Selbstunterricht zu ersetzen suchen. Ein wie missliches Ding es überhaupt mit dem Selbstunterricht in den lebenden Sprachen ist, wird der Herr Verfasser als praktischer Lehrer zu beurtheilen wissen, und es daher wohl selbst kaum für möglich halten, dass Jemand aus seinem Buche, das nur in dem Capitel von der Aussprache selbige kurz berücksichtigt, sonst aber nirgends, ohne Lehrer das Englische lesen und schreiben lernen wird. Ja um so mehr da er für die Erlernung der besprochenen Regeln bei jedem Capitel nur Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische giebt, für deren richtige Uebersetzung der Selbstlernende gar keine Controlle hat. Für letzteren wie überhaupt für den Schüler wären wohl englische Uebungsstücke durchaus nicht überflüssig gewesen. Der Verfasser ist zwar hierbei, wie er meint, mit Berechnung zu Werke gegangen; denn, sagt er, der eigentliche Zweck ist ja nicht, aus der fremden Sprache in die Muttersprache zu übersetzen, sondern diese in jener wiederzugeben, und zwar in den dem Geiste der fremden Sprache eigenthümlichen Formen denken zu lernen. Damit der Schüler dies aber lerne, hätte der Herr Verfasser aus seiner Erfahrung wissen sollen, muss der umgekehrte Weg gegangen werden: der Schüler muss erst aus der fremden Sprache in die Muttersprache übertragen und an jener die betreffenden Regeln durch Vergleichung lernen, ehe er sie auf diese anwendet.

Was die Behandlung des Stoffes anlangt, so hat der Verfasser mit der Lehre von der Orthoepie und Orthographie begonnen, und darauf die Wort- und Satzlehre folgen lassen. Letztere ist übrigens nicht von der Etymologie gesondert behandelt, sondern mit dieser verbunden. Der Herr Verfasser sagt über diese Anordnung: „Dieser Lehrgang, Methode im eigentlichsten Sinne, unter passender Auswahl von Beispielen durchs ganze Buch consequent festgehalten, ist jedenfalls der natürlichste und geeignetste Weg, dem Schüler sein Lernen um Vieles leichter und fruchtbringender zu machen und unnütze Wiederholungen, somit auch grössere Anstrengungen (?) zu ersparen.“ Sollte der Herr Verfasser bei seinen Schülern Wiederholungen so unnütz gefunden haben, sollte er nicht häufig die Erfahrung gemacht haben, dass grammatische Regeln schnell in Vergessenheit gerathen, wenn sie nicht häufig wiederholt werden? Ueberhaupt können wir viele Beispiele anführen, wo wir die vom Verfasser so sehr betonte Präcision vermisst haben, wo er die „klare concise Theorie“ aus den Augen gesetzt.

So ist in dem ganzen Capitel von der Orthoepie nur an vereinzelten nebensächlichen Fällen des Accentes erwähnt, der doch sicher für die Aussprachegeln nicht zu vernachlässigen ist. Als Beispiel, wie in der Orthoepie des Verfassers betonte Gründlichkeit zur Geltung gekommen, folge hier nur ohne Auswahl die Aussprache des A mit Weglassung jedoch der Beispiele:

A lautet 1) wie das deutsche e (a^1) in „geht,“ sobald es

a) am Ende der vorletzten Silbe eines Wortes steht,

b) wenn dem a in einem mehrsilbigen Worte ein Consonant, und diesem wiederum ein stummes e folgt, oder

c) dieses stumme e von dem a durch einen oder mehrere Consonanten (bl, br, cl, fl, ng, st etc.) getrennt ist. Eine Ausnahme ist have, dessen a wie das deutsche ä gesprochen werden muss.

2) Wie das helle und lange a (a^2) im deutschen Worte „klar,“ sobald das a vor einem zu derselben Silbe gehörenden r oder lm steht, jedoch ist dann in lm das l stumm.

3) Vor ld, lk, ll, ls, lt, auch zwischen w und r wie ein langes, dem o nahe kommendes a = oa (a^3) Ausnahme shall, wo a = ä (a^4).

4) Wie das deutsche ä (a^4) in „hätte“ vor jedem zu derselben Silbe

gehörenden andern Consonanten als bei a² und a³ (l, ld, lk, ll, ls, lt, r, lm) angeführten.

Ausgenommen sind alle diejenigen Wörter, in denen ein a nach w steht (mit Ausnahme von wa⁴ft, wa⁴g, wa⁴x), in allen diesen Wörtern klingt das a wie oa (a⁵). Ferner muss noch von a erwähnt werden, dass es wie ein kurzes ä (a¹) in mehrsilbigen Wörtern lautet, die sich auf ar, ard und al endigen.

Ebenso nähert sich a dem Laute von i (e¹, i²) in Wörtern, welche sich auf age endigen.

Das ist alles, was der Herr Verfasser von der Aussprache des A sagt. Nun finde aus diesen Regeln der Schüler oder Selbstlernende die Aussprache unzähliger Wörter, z. B. atom, baron, chamber, father, master, are, holla, Thames, parliament etc.

Dasselbe gilt für die ganze Orthoepie. Was das Capitel von der Betonung betrifft, so sagt der Herr Verfasser: „Wollte der Verfasser diese Grammatik keine theoretisch praktische sein lassen, so würde er, um die Lage des Hauptaccentes zu ermitteln, es der Theorie halber für nothwendig halten:

1) Die Wörter der englischen Sprache ihrem Ursprung nach zu classificiren und zwar a) in germanische, b) lateinische und griechische, und c) in französische und italienische etc. — Doch gehört diese genaue Erforschung mehr dem tieferen Studium der Sprache an, und würde es für den Anfänger nicht genug lusterweckend wirken, wollte man diese umfangreiche Accentforschung in diesem Buche und noch dazu ganz zu Anfang anwenden." Der Herr Verfasser hat es daher vorgezogen, ohne inneren Zusammenhang 18 allgemeine Accentregeln aufeinander folgen zu lassen. Ob nun aber diese geeignet sind, „lusterweckend" zu wirken, und was überhaupt der Anfänger mit ihnen anfangen soll, begreifen wir wirklich nicht. Z. B. 1) die einfachen Wörter, germanischer Abstammung, haben den Accent auf der Wurzel. 10) Lateinische vielsilbige Wörter, die, um eine Silbe verkürzt, in die englische Sprache aufgenommen sind, haben in ihr den Hauptaccent auf der Silbe, auf welche die Engländer bei der Aussprache des Stammwortes den Nebenaccent legen (!) etc. Anerkennenswerth dagegen sind ausführliche Listen über Wörter, welche verschieden accentuirt 1) verschiedenen Redetheilen angehören, 2) verschiedene Bedeutung haben; ferner der hauptsächlichen Homonymen und der gleichgeschriebenen, doch nach der Bedeutung anders lautenden Wörtern. Auch die Liste der Abkürzungen ist recht ausführlich (14 Seiten). Mit einer Leseübung (The English language von O. Addison, ohne Accent und Aussprachebezeichnung) schliesst die erste Abtheilung.

Die zweite Abtheilung enthält gleichzeitig Wort- und Satzlehre mit dem Artikel beginnend. Jedem Capitel ist ein deutsches Uebungsstück zur Uebersetzung hinzugefügt, in dem die noch nicht bekannten Vocabeln unter den betreffenden deutschen Wörtern stehen. Auch können wir dem Herrn Verfasser in Bezug auf diese Uebungen nicht beipflichten, wenn er von seinem Buche sagt, er habe sich eifrig bemüht, das was massenhaft, oft roh, verworren und weniger logisch verbunden vor ihm lag, gehörig zu sichten und zu durchdringen, das Brauchbare davon gleichsam in sein System aufzunehmen, und das Ganze nach seiner schon seit Jahren geübten Lehrmethode klar, fasslich und übersichtlich in einem mehr natürlichen Fluss und Guss darzustellen, dergestalt, dass im Unterricht dem Lehrer wie dem Lernenden die mühevolle Arbeit wesentlich vereinfacht und erleichtert, und der gemeinsame Zweck Beider um so fasslicher, rascher und sicherer erreicht werden kann. Das erste Uebungsstück enthält z. B. folgende Sätze: Die Sonne scheint bei Tage und der Mond in der Nacht. Im Süden von Amerika giebt es viele Plantagen. Die Babingtone sind ein altes Geschlecht. Auf

den Alpen wachsen viele heilsame Kräuter etc. Der Schüler hat nur die markirten Wörter zu übersetzen, alle anderen sind unter dem Texte angegeben.

Die Mehrzahlbildung ist sehr ausführlich mit allen Ausnahmen etc. angeführt; überhaupt sind die Capitel: Hauptwort, Fürwort und besonders Zeitwort sehr reichhaltig. Ebenso ausführlich (26 Seiten) ist die Liste der Zeit- und Eigenschaftswörter, die „bestimmte Präpositionen nach sich ziehen."

Wenn gleich wir dem Buche seinen Werth als praktisches Schulbuch absprechen müssen, so kann es seines reichen Stoffes wegen vorgerückten Schülern zum Nachschlagen wohl empfohlen werden, und liesse es sich daher für obere Classen, in denen der beschränkten Zeit wegen die Grammatik grösstentheils nicht mehr in besonderer Stunde behandelt wird, wohl verwenden. Nur wäre es überhaupt wünschenswerth gewesen, wenn der Herr Verfasser dem Buche ein ausführliches Register hinzugefügt hätte.

Dr. Muret.

Studien über das englische Theater, von Moriz Rapp, erste und zweite Abtheilung, Tübingen 1862, Verlag der H. Laup'schen Buchhandlung.

Der Verfasser dieses Buches, welcher unsern Lesern bereits als geübter Uebersetzer und Beurtheiler englischer Dramen (Shakspeare's Schauspiele von Keller und Rapp, Stuttgart in der Metzler'schen Buchhandlung) vortheilhaft bekannt geworden ist, bietet in diesen seinen Studien einem künftigen Geschichtsschreiber des englischen Theaters ein reiches Material, schätzenswerthe Beiträge sowohl in theoretischer als geschichtlicher Hinsicht. Wenn er der deutschen Nationalität überhaupt die Theorie und in der Theorie die Geschichte der Kunst und so einer deutschen Kraft auch die Geschichtschreibung des englischen Theaters zuweist, so wird ihm Jeder gern beistimmen, der unbefangen die Entwicklung und die öffentliche Würdigung des englischen Bühnenlebens vor und nach Shakspeare verfolgt hat, und wir können den Wunsch nicht unterdrücken, dass die Gunst der Umstände den Verfasser, der die hohe Bedeutung dieser Kunsterscheinung erkannt und ihr schon so viele Kräfte zugewandt hat, bald in den Stand setzen möchte, sie zu seinem ausschliesslichen Studium zu machen, damit an die Fülle des Materials sich ein chronologisches Studium der dramatischen Literatur Englands schliessen könne. Dann würden seine kritischen Leistungen durch die Darstellung des organischen und historischen Zusammenhangs von noch höherer Bedeutung und den Arbeiten seiner kritischen Vorgänger Lessing und Schlegel noch mehr an die Seite zu setzen sein, ja, wir zweifeln nicht daran, dieselben, nach sorgfältiger Benutzung des von Andern und von ihm selbst bereits Gegebenen, sehr überflügeln. Zunächst wird eine dritte Abtheilung dieser Kritiken und Charakteristiken in Aussicht gestellt. Von den zwei vorliegenden Abtheilungen kennen wir die erste aus den Jahrgängen des Archivs 1854, 1855 und 1856. Sie umfasst hier 182 Seiten, und die zweite Abtheilung, welche im Jahre 1861 geschrieben ist, reicht bis ans Ende des Buches. Da wir uns das durchgreifende Urtheil über das ganze Vorhaben bis nach Vollendung desselben vorbehalten müssen, so genügt es für jetzt, der Uebersicht wegen, den Inhalt dieser beiden ersten Abtheilungen anzugeben, damit der Leser mit einem Blicke überschaue, was er in denselben zu suchen und zu finden hat.

Den Anfang von der ersten Abtheilung machen 1) die 1838 in

Basel gedruckten Miracle plays von W. Marriot, 2 Chester Miracle plays, 3 Coventry Miracle plays und 6 Townley Miracle plays, denen sich God's promises von John Bale anschliessen.

2) Die in den Jahren 1825—1827 in zwölf Bänden erschienene Collection of old plays von Dodsley. Sie enthält Stücke von 42 Verfassern, deren Namen wir beisetzen: Norton, Sackville, Edwards, Lily, Rid, Marlow, Decker, Marston, Chapman, Jonson, Tourneur, Machin, Markam, Wilkins, Middleton, Barry, Webster, Tailor, Haywood, Cook, Tomkins, Rowley, Lodge, May, Green, Davenant, Nash, Nabbes, Randolph, Mayne, Habington, Shakerley, Marmion, Suckling, Cartwright, Brome, Peel, Davenport, Killegrew, Tuke, Digby, Fletcher.

3) Die in 6 Bänden zu London 1814—1815 erschienenen Old English plays von Marlowe, Lily, Marston, Decker, Chapman, Middleton, Rowley, Webster und Haywood.

4) Die erste Hälfte der Publicationen der Shakspeare-Society, 6 Stücke von Haywood und 1 von Munday.

5) Die Works of Beaumont and Fletcher, 14 Bände nach der Weber'schen Ausgabe, Edinburg 1812. Die Verfasserschaft von 10 Stücken ist zweifelhaft und die coronation, Seite 93 ist von Shirley.

6) Pseudoshakspeare, a) aus Ford's Werken, Ausgabe von Weber in 2 Bänden, Edinburg 1811, 7 Stücke von Ford, 1 von Ford und Decker und 1 von Rowley, Ford und Decker, b) 5 Stücke von Massinger nach der Ausgabe von Gifford, c) 2 Stücke nach der Ausgabe von Delius, Elberfeld 1854 und 1855.

7) 2 Stücke von Milton und 8 von Otway.

8) 8 Stücke von Sheridan und eben so viele von Byron.

9) Der Publicationen der Shakspeare-Society zweite Hälfte: 1 Stück von Haywood, 1 von Udall, 3 von Norton und Sackville, 1 von Decker, Chattle und Haughton und 5 vermeintlich von Shakspeare.

10) Marlow (Ausgabe von Dyce, London 1850, 3 Bände) und Middleton von demselben Herausgeber, London 1840, 5 Bände: a) 8 Stück von Marlow und 1 von Marlow und Nash, b) 11 von Middleton, 2 von Middleton und Rowley und 1 von Middleton, Rowley und Massinger.

B. Mittelenglisches Theater.

11) 6 Stücke von Dryden, 2 von Lee, 1 von Dryden und Lee, 1 von Shadwell, 1 von Crown, 1 von Rowe, 5 von Congreve (Ed. London 1710, 3 Bände), 3 von Addison (Ed. London 1777, 2 Bände) und 1 von Ravenscroft.

C. Neuenglisches Theater.

12) 10 Stück von Garrick, 12 von Foote, 4 von Fielding, 1 von Smollet, 6 von Murphy, 1 von Thomas Sheridan, 3 von Coleman, 2 von Dodsley, 1 von Reed, 2 von Bickerstaff und 1 von Kelly.

13) Colley Cibber, Ed. London 1760, 4 Bände, 16 Stücke.

Zweite Abtheilung. A. Altenglisches Theater, 1) Shakspeare a) 5 Trauerspiele, b) 4 romantische Schauspiele, c) 7 Lustspiele, d) 4 mimische Schauspiele, und e) 2 satirische Schauspiele, f) die historischen Schauspiele und zwar aus der ersten Periode 3 englische Historien, aus der zweiten Periode 4 englische Historien, und aus der dritten Periode 3 römische Historien; und g) zweifelhafte Jugendstücke: Titus Andronicus, Pericles und The birth of Merlin.

2) Ben Jonson (Ed. London 1716, 6 Bände), 17 Stücke und

3) Massinger (Ed. Gifford, London 1805, 4 Bände), 12 Stücke.

B. Mittelenglisches Theater.

1) Wycherley (Ed. London 1713), 4 Stücke.

2) Farquhar (Ed. London 1714), 7 Stücke.

3) Vanbrugh (Ed Leighhunt), 8 Stücke.

4) Steele (Ed. London 1717), 3 Stücke.

5) Lillo (Ed. Davies, London, 1810, 2 Bände), 8 Stücke, und
6) Rowe (Ed. London 1792, 2 Bände), 8 Stücke.
C. Neuenglisches Theater.
Longfellow 1 Stück: The Spanish student, ein dramatisches Gedicht des bekannten amerikanischen Lyrikers und Epikers. — Dieses ist der umfangreiche stoffliche Inhalt dieses historisch-kritischen Werkes, der formelle zeichnet sich durch Kürze und Schärfe der Urtheile aus, welche durch Vergleichungen mit in- und ausländischen Dramen uns noch überzeugender werden.

Manuèl de la littérature française des XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles ou choix de morceaux classiques des meilleurs poëtes et prosateurs français accompagnés de notices biographiques et de notes par C. Ploetz. Berlin, chez F. A. Herbig. 1862.

Bei einem neuen Schulbuch ist die erste Frage die nach der Berechtigung seines Erscheinens. Und diese Frage, für deren Beantwortung schon die mehrfache Einführung der vorgenannten Chrestomathie in öffentliche Lehranstalten ein beachtenswerthes Votum abgiebt, muss Referent mit vollster Entschiedenheit bejahen. Selten vielleicht hat ein neues französisches Schulbuch den veränderten Bedürfnissen des Unterrichts so vollständig entsprochen, wie das vorliegende.

Auch der französische Unterricht in unseren Schulen hat seine Geschichte, hat seine historische Entwicklung, wie die Schulen selbst. Hat sich auf unsern Gymnasien die Berechtigung der französischen Sprache, die als Weltsprache einen so bedeutenden Einfluss auf unsere Literatur, wie auf unsere Sprache, etwa seit der Mitte des XVII. Jahrhunderts gewonnen hat, schon vor länger als anderthalb Jahrhunderten — sie erscheint facultativ, so weit des Referenten Kenntniss reicht, zuerst in Ilfeld und den sächsischen Fürstenschulen, dann als ordentlicher Lehrgegenstand in Cottbus, Erlangen u. s. w.*) — geltend gemacht, so hat sie auf unsern Realschulen, seit dieselben als allgemeine höhere Bildungsanstalten, im Besondern in Preussen, den Gymnasien zur Seite getreten sind, eine noch umfassendere Bedeutung. Diese Bedeutung wird dadurch erhöht, dass man den Werth derselben auch für die sogenannte formale Bildung mehr und mehr würdigen gelernt hat. Man hat es wohl sonst als einen Vorzug der altclassischen Sprachen angesehen, dass sie für diese formale Bildung (man nennt sie bekanntlich auch die logische oder grammatisch-logische) einen erheblichen Vorsprung vor den neueren Sprachen hätten, und man hat darin geirrt. Heut zu Tage kann wohl nur die Ungründlichkeit den alten Sprachen den Vorrang an Regelmässigkeit vor den modernen zuerkennen, wohl nur das Vorurtheil den noch im Hessen-Darmstädtischen Studienplan von 1834 sogenannten synthetischen Charakter der alten Sprachen, dem missbräuchlich analytisch genannten des modernen Sprachbaues in formaler Hinsicht erheblich vorziehen.**)

---

*) Die historischen Détails hat Referent soeben in seinem Aufsatz über das Maturitäts-Examen in Nro. 7 und 8 des Pädagogischen Archivs gegeben.

**) Den Unterschied machte schon Schmitthenner 1839 lächerlich. Referent, der seinerseits fast 12 Jahre lang den französischen Unterricht in allen Classen zweier Gymnasien und länger als 24 Jahre den

während ein tieferes Eingehen auf ihre linguistische Gestaltung selbst den Ersatz für die Feinheit der Entwicklung der antiken Sprachen nach einer Richtung in der Entwicklung der modernen nach anderen Richtungen hin, wahrlich nicht vermissen lässt. Und wenn es noch heute an Solchen nicht fehlen mag, die gegen diese einfache Wahrheit pro aris et focis kämpfen zu müssen glauben, so sind wir doch jedenfalls so weit, oder könnten wenigstens Alle nunmehr so weit sein,*) zu wissen, dass der Werth einer cultivirten Sprache für formale Bildung weit weniger von ihrem Bau, als von der Art ihrer Behandlung im Unterricht abhängt.

Ein wenig anders liegt allerdings die Frage, wenn wir ausschliesslich oder vorzugsweise den Werth der alten Literatur für die Jugendbildung ins Auge fassen. Aber auch hier ist das Extrem, das einst von K. Fr. Hermann in der Eröffnungsrede der 13. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner (1852) geltend gemacht wurde, dass die altclassische Philologie durch die Beschäftigung mit den Bildungselementen der jugendlichen Menschheit ipso iure einen Theil der höheren Pädagogik ausmache und daher der Philolog als geborner Pädagog gelten und jeder Pädagog durch die Schule der classischen Philologie hindurchgegangen sein müsse, wohl längst verurtheilt, wenn es auch trotz der in ihm liegenden Willkürlichkeit der Anwendung des Similia similibus und des unsicheren Parallelismus einer nur im Hellenen- und Römerthum sich spiegelnden Jugendlichkeit der Menschheit und der Jugendlichkeit der eines erziehenden Unterrichts bedürftigen Schüler — von denen wir, die Elementarschulen mitberücksichtigt, doch nur einen kleinen Bruchtheil, und auch diesen grösstentheils unvollkommen mit der lateinischen und griechischen Literatur grossziehen können — noch einen und den andern Anhänger für sich hat. Dürfen wir also von diesem Extrem absehen, so kann nur noch die Meinung Derer in Betracht kommen, die in gemässigterer Weise die bildende Kraft der modernen Literaturen herabsetzen. Roth z. B. im 2. Bande seiner kleinen Schriften formulirt seine Auffassung dahin, dass wir der Jugend die Poesie schuldig sind, welche in keiner der uns bekannten Zeiten so sehr das ganze Leben durchdrungen habe, wie in der Periode des Alterthums: jene Jugend der Welt stehe mit der Jugend des Menschen in einer besonderen Verwandtschaft. Aber auch bei dieser Auffassung wird die Poesie des deutschen Mittelalters, die des alten Testaments, die der Neuzeit nicht bloss willkürlich zurückgesetzt, weil sie angeblich nicht so sehr das ganze Leben des Volkes, unter dem sie entstand, durchdrungen habe, sondern auch der erziehende Werth der alten Literatur zu einseitig in das Aufsäugen der Jugend mit ihren Idealen gelegt. Und, auch davon abgesehen, lässt sich mit viel mehr Fug und Recht die Wahrheit geltend machen, dass selbst der ästhetische Werth namentlich unsrer vaterländischen Literatur doch keineswegs hinter dem der alten soweit zurücksteht, wie immerhin die moderne Plastik der antiken, lässt sich überdies die so viel grössere Zugänglichkeit der modernen, überall durch den germanischen Charakter des europäischen Mittelalters

in den alten Sprachen an drei Gymnasien ertheilt hat, hat sich über die Geringfügigkeit dieses Unterschiedes für den Zweck der formalen Bildung schon mehrmals in der Mützell'schen Zeitschr. für das Gymnasialwesen (z. B. 1858 S. 810—825) und neuerdings auf Anlass einer in der Braunschweiger Philologen- und Schulmänner-Versammlung von 1860 von ihm gestellten Thesis auch im Pädagogischen Archiv (1861 Nro. 1 S. 1—20) ausführlich ausgesprochen.

*) Für diesen Satz hat die moderne Didaktik bekanntlich seit dem Beginn der Sturm- und Drangperiode der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts gekämpft. Ihn stellte zuerst, obwohl schwankend, Bernhard Thiersch auf (Das Gymnasium und das XIX. Jahrh. Dortm. 1841 S. 11).

gefärbten Literaturen für unsre poetische Auffassung in die Wagschaale legen, während sie zugleich so unendlich zahlreichere und unentbehrliche Momente für unsre intellectuelle Bildung darbieten.

Glücklicher Weise kommt bei der grossen Misslichkeit, den Werth der antiken und modernen Literaturen für die Jugendbildung so in Pausch und Bogen zu vergleichen, nicht bloss nach des Referenten Dafürhalten auf einen solchen Vergleich nichts an. Auf diesem Boden liegt überhaupt nicht der Schwerpunkt der Frage, ob für unsere Gesammtbildung die antike oder die moderne Literatur zu bevorzugen sei. Sein Fundament ist die Ausdehnung oder die Tiefe, die wir dieser Bildung, je nach ihrer secundären Bestimmung, geben. So können unsere Gymnasien der modernen Literatur nicht entrathen, während die Realschulen darin mit Recht den Hauptteil ihrer sogenannten „ethischen" Fächer gefunden haben. Und diese Erkenntniss, die in der Gegenwart so entschieden Platz gegriffen hat, ist auch für die Frage, in welcher Art die Lectüre des Französischen auf beiden Arten von Anstalten getrieben werden soll, die allein massgebende.

Nichts ist natürlicher, als dass die Gymnasien, die ihre Schüler mit einer ausreichenden Kenntniss der französischen Sprache auszurüsten haben, von der Literatur ihnen in jedem Falle nur Fragmente bieten können, als das Hauptschulbuch für die Lectüre eine wohlgeordnete Chrestomathie benutzen, während die Realschulen, wenn sie auch namentlich in den oberen Classen umfänglichere Literaturerscheinungen — bekanntlich wählt man sie in der Regel aus den Werken von Florian, Fénelon, Bernardin de St. Pierre, Marmontel, Montesquieu, Ségur, Michaud, Voltaire, Chateaubriand, Molière, Racine, Delavigne — den Schülern zuführen, doch daneben der Umfänglichkeit einer die Literaturkenntniss ergänzenden Chrestomathie nicht entrathen können.

Für die Auswahl umfänglicherer Stücke der Literatur dienen ausser zahllosen Specialausgaben bekanntlich bereits eine hinreichende Anzahl von Sammlungen. Referent erinnert an die vielgebrauchte von der Theissing'schen Buchhandlung in Münster edirte Sammlung, an die von Schlesinger in Berlin veranstaltete, an Schwalb's (bei Bädeker in Essen erschienene) Bibliothèque choisie de la littérature française en prose und Élite des classiques français avec les notes des meilleurs commentaires, an die Voigt'- und Günther'sche in Leipzig unter Redaktion von Fiebig und Leportier seit 1854 herausgegebene Sammlung mit Commentaren u. a. dergl. Unter den vorhandenen Chrestomathien aber kennt Referent keine, die er für Gymnasien mit gleicher Entschiedenheit zu empfehlen im Stande wäre, wie die vorliegende. Sehen wir von Chrestomathien ab, die in Frankreich erschienen sind und demzufolge auf das Bedürfniss deutscher Schulen gar nicht Rücksicht nehmen, wie die von Noël und Laplace, imgleichen von den zahllosen kleineren, zumal älteren, Sammlungen dieser Art, die in oberen Classen nicht füglich zu brauchen sind, weil ihr Inhalt oder Umfang nicht ausreicht, so dürfte keine für das Bedürfniss der Gymnasien so gut berechnet sein, wie die vorliegende Arbeit. Das bekannte Werk von Ideler und Nolte, das der früh verstorbene, mit einer in seltener Weise vielseitigen Kenntniss ausgerüstete Sohn des Ersteren, Julius Ludwig Ideler, zum Abschluss gebracht hat, ist für Realschulen, die daneben ganze Literaturproducte lesen wollen, zu umfänglich, nur für Gymnasien, wenn man die alte Literatur fallen lässt und namentlich aus Band I. und II. einen grossen Theil der Stücke der Privatlektüre überweist, anwendbar, aber freilich auch für diese zu kostspielig. Mager's vielgelesenes Werk theilt diesen Fehler. Menzel's Buch enthält Proben von zu wenigen Schriftstellern und schliesst überdies die poetische Literatur aus, für welche dann noch etwa Kaumann's Sammlung (Leipzig 1834) zu Hülfe genommen werden müsste. Haag's Lectures (zuerst 1834), die den Namen einer Chrestomathie ausdrücklich von sich weisen, sind mehr eine Sammlung von Stilproben, als ein Hülfsbuch für die Lite-

ratur, wozu vornämlich die biographischen und literarhistorischen Einleitungen fehlen. Die ausgezeichnete Sammlung von Herrig und Burguy (1856), deren literarhistorische Uebersichten nach Perioden und einzelnen Zweigen der Literatur so vortrefflich sind, ist für Realschulen vorzüglich brauchbar. Für Gymnasien ist, wie Referent glaubt, das literarhistorische Interesse zu stark berücksichtigt, z. B. zu viel Raum den ältesten Erscheinungen der Literatur von überwiegend sprachgeschichtlicher Bedeutung gewidmet. Analysen der Werke fehlen, so zu sagen, ganz, die Zahl der Schriftsteller ist verhältnissmässig gross, die Stücke sind im Durchschnitt kürzer. Der Druck ist für manches Auge zu angreifend.

Das vorliegende Werk von Plötz erreicht den doppelten Zweck, die wichtigsten Schriftsteller kennen zu lehren und zugleich eine hinreichende Anzahl interessanter und abwechselnder Abschnitte aus der Poesie und Prosa der Lectüre zu bieten, auf die zweckmässigste Weise, indem es die Zahl der Schriftsteller auf 50 und einige beschränkt — eine Anzahl anderer Literaturerscheinungen, z. B. Cousin S. 553, Marot, Rabelais S. 124, sind gelegentlich in den Anmerkungen besprochen — charakterisirende Lebensbeschreibungen und literarhistorische Einleitungen voranschickt, erläuternde Analysen der Werke und erklärende Anmerkungen (Alles in französischer Sprache) den gewählten Stücken beigiebt, den ersten Zweck auf das Vollständigste, während es doch zugleich die Abschnitte nicht zu gross auswählt, um der Abwechslung dienen und zugleich solche Stücke geben zu können, die nicht zu viel erklärende Anmerkungen brauchen. In den Einleitungen werden weder lange Nomenclaturen, noch fertige Urtheile dem Schüler geboten, wohl aber für den Unterricht die Mittel gegeben, den Schüler selbst urtheilen zu lassen, was sich in dem gegebenen Stücke finden und was sich ihm abgewinnen lässt. Die älteste Literatur ist, obwohl die Sammlung mit Corneille beginnt, doch nicht völlig ausgeschlossen. Unter Villemain (p. 552 ff.) und Nisard (p. 700 ff.) sind einige von ihnen angeführte Proben aus Villehardouin, Joinville, Montaigne u. a. eingefügt. Die classische Zeit des XVII. und XVIII. Jahrhunderts ist reichlich vertreten, von den modernen Schriftstellern sind die Hauptrepräsentanten der sogenannten romantischen, wie der classischen Schule vorgeführt. Besonders sind solche Schriftsteller benutzt, aus deren Werken das Herkommen die Jugendlectüre wählt, so le Sage, (p. 279—303), La Fontaine (p. 124—133), Voltaire (p. 326—388), daneben Corneille (1—45), Racine (163—208) u. s. w.

Dass es dabei dem Verfasser ein paar Mal begegnet ist, dasselbe Stück, wie einer seiner Vorgänger zu wählen, dafür kann er — den Eindruck macht die markirte Selbständigkeit der gesammten Auswahl — so wenig, als diese. In einem solchen Falle hatte sein Vorgänger gewiss gut gewählt.

Neben der Festigkeit, mit welcher der Zweck der Sammlung im Auge gehalten wird, gereicht die strenge Wahrung ihres Charakters als Schulbuch, die sie selbst für Töchterschulen eignet, das correkte Französisch der Zusätze des Herausgebers, die Sorgfalt, die auf die Orthographie und die Richtigkeit des Druckes verwandt ist, desgleichen die Ausstattung des Buches, dessen das Auge schonender Druck an Fettigkeit der Lettern noch die Schwalbe'schen Récits übertrifft, endlich der mässige Preis ($1\frac{1}{3}$ Thaler für 48 Bogen in gr. 8°) dem Buche zu besonderer Empfehlung.

Prof. Dr. Kühnast.

Le Brésil littéraire. Histoire de la littérature brésilienne suivie d'un choix de morceaux tirés des meilleurs auteurs brésiliens. Von Dr. Ferd. Wolf. Berlin, 1863. 8. Asher und Co.

Dem Verfasser ist es vor allen Dingen darum zu thun gewesen, zu zeigen, dass Brasilien seit der Unabhängigkeitserklärung eine eigenthümliche Literatur besitzt, welche so bedeutend geworden ist, dass sie die Aufmerksamkeit des Gebildeten in hohem Grade in Anspruch zu nehmen berechtigt ist.

Es ist kaum nöthig, zu sagen, dass man sich unter brasilianischer, ebenso wie unter nordamerikanischer Literatur keine schriftstellerischen Versuche in den Indianersprachen vorstellen darf, sondern Geisteserzeugnisse, die zwar in einer europäischen Sprache verfasst sind, aber durch politische und geographische Verhältnisse eine bestimmte Färbung erhalten haben. Die brasilianischen Schriftsteller schreiben also portugiesisch, und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, dass man lange Zeit den Producten ihrer Feder keinen selbständigen Platz neben den spezifisch portugiesischen hat einräumen wollen. Wir werden gleich sehen, dass die Literatur Brasiliens jetzt stofflich ziemlich selbständig steht und quantitativ wie qualitativ sich mit den kleineren europäischen vollständig messen darf. Bemerkenswerther noch ist vielleicht diese Entwicklung der brasilianischen Literatur durch den Umstand geworden, dass in sämmtlichen spanisch-amerikanischen Republiken keine Spur von Geistesleben zum Vorschein kommt, die Brasilianer also in Südamerika ganz isolirt stehen. Da der Gegenstand des von mir angezeigten Werkes so überaus neu ist, so wird es erwünscht sein, etwas über den Inhalt desselben zu hören.

Der Verfasser hat historisch ganz richtig seine Literaturgeschichte Brasiliens in 5 Epochen eingetheilt.

In der ersten, die von der Entdeckung Brasiliens bis zum Ende des 17. Jahrhunderts reicht, herrscht im Allgemeinen, so weit die ganz unfertigen Zustände der neuen Colonie literarische Versuche überhaupt gestatten, eine knechtische Nachahmung portugiesischer und spanischer Muster. Die Bevölkerung Brasiliens, die meist aus Abenteurern besteht und die grösste Mühe hat, sich gegen die Indianer zu behaupten, dachte natürlich an Poesie nicht; dagegen erwerben sich die jesuitischen Missionäre ein grosses Verdienst um die Cultur, indem sie Schulen gründen und die Aufführung von eigens dazu verfassten, in indianischer und portugiesischer Sprache geschriebenen geistlichen Schauspielen begünstigen. Auf sie folgen die ersten in Brasilien geborenen Dichter, Beuto, Teixeira, Pinto und besonders die Brüder Mattos, Verfasser von religiösen und satirischen Gedichten.

In der zweiten Epoche, welche die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts umfasst, verbreitet sich die literarische Cultur immer mehr; es werden literarische Vereine oder Akademien gegründet, aber, trotz einiger Anläufe zur Emancipation, besteht noch die einfache Nachahmung portugiesischer und spanischer Muster. Die Poesie nimmt ausserdem, in Folge der Ernennung eines in Bahia residirenden Vicekönigs einen wesentlich panegyristischen Charakter an. Indessen ist hier ein im Ganzen origineller Dichter zu nennen, der Jude Antonio José da Silva, Verfasser von Stücken, welche die grösste Aehnlichkeit mit den Offenbach'schen Operetten haben. Dieser bedeutende Schriftsteller wurde von der Inquisition in Lissabon zum Feuertode verurtheilt.

Die dritte Epoche umfasst die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts

Die Dichterschule von Minas-Geries, von dem immer mächtiger werdenden Wunsche nach Emancipation von dem Mutterlande beseelt, lässt sich zu einer Verschwörung gegen die portugiesische Regierung verleiten. Diese wird entdeckt, und die meisten Schriftsteller dieser Schule müssen für ihr Vorhaben im Gefängniss oder in der Verbannung büssen. Aus diesen Unabhängigkeitsgedanken entstehen dann die ersten wirklich originellen brasilianischen Dichtungen, und sonderbarer Weise sind es Heldengedichte, eine Lieblingsgattung der Brasilianer, deren Pflege, wie zu erwarten steht, zu den unglücklichsten Versuchen führen musste.

Als Hauptdichter dieser Periode sind zu nennen José Basilio da Gama, Santa Rita Durao, Verfasser von umfangreichen epischen Gedichten, und der lyrische Dichter Gonzaga.

Die vierte Epoche reicht vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 40. Besonders in Folge der Versetzung des portugiesischen Thrones nach Brasilien und der späteren Unabhängigkeitserklärung des Landes entsteht in der Literatur eine förmliche Umwälzung, die durch den Einfluss der französischen Romantiker und der englischen Literatur ihren Abschluss erhält. In dieser Zeit entwickeln sich die bedeutenden brasilianischen Kanzelredner, welche, da die Brasilianer immer eine bedeutende Vorliebe für die geistliche Beredtsamkeit gehabt haben, einen sehr geeigneten Boden finden. Hierher gehören Sovza Caldas, San Carlos, Ottoni und besonders Monte Alverne, während die anderen Zweige der Literatur nichts weniger als vernachlässigt werden.

In der fünften Epoche entledigt sich endlich die brasilianische Literatur unter dem Einfluss der Romantiker und des immer mehr zur Geltung kommenden Nativismus aller Fesseln. Es fehlte nur noch ein Mann, der die Form befreien sollte, nachdem der Geist frei geworden war. Dieser Mann war Magalhaes, das Haupt der wahrhaft nationalen Schule, jetzt Gesandter in Wien. Nachdem er eine Sammlung lyrischer Gedichte, welche sich namentlich durch die Form von früheren derartigen Versuchen unterscheidet; ferner ein Gedicht in 8 Gesängen über den Tod seiner Söhne herausgegeben hatte, trat er mit einem der Bund der Tamoyos betitelten Epos an die Oeffentlichkeit, worin er die Kämpfe zwischen den Eingeborenen und den Portugiesen um den Besitz der Bai von Rio de Janeiro schildert. Ich habe schon erwähnt, dass die Brasilianer wie die Portugiesen von jeher eine besondere Vorliebe für das Epische gehabt haben. Dabei wird es jetzt kaum noch bestritten, dass unsere reflectirende Zeit diese Dichtungsart so zu sagen unmöglich macht. Selbst wenn wir aber zugeben, dass in unseren Tagen ein echtes Volksepos möglich wäre, so sind gewiss die amerikanischen Völker am allerwenigsten in der Lage, diesen Literaturzweig zu pflegen. Ohne ältere und sagenhafte Geschichte, ohne mythische Nationalhelden, bleibt ihnen nichts Anderes übrig, wenn sie ihrer genannten Vorliebe huldigen wollen, als ihre Stoffe der europäischen Geschichte zu entnehmen. Das gestattet aber der blinde Nativismus, in Brasilien namentlich, durchaus nicht. Dort scheint seit der Unabhängigkeitserklärung derselbe gedankenlose Hass gegen alles Portugiesische zu herrschen, wie er etwa in Ungarn gegen die Deutschen zu Tage tritt.

Die Brasilianer haben sich in die Vorstellung hineingelebt, als ob sie mit dem Mutterlande gar nichts gemein hätten, und lieben es, sich als die Nachkommen derselben Indianer auszugeben, welche sie aus ihrer Heimath vertrieben und mit welchen sie wahrscheinlich nicht glimpflicher umgegangen sind, als die Nordamerikaner. Als diese gegen alle Geschichte widerstreitende Vorstellung sich einmal festgesetzt hatte, war das nationale und mythische Heldenthum gefunden, welches zu einem wahren Volksepos unerlässlich ist, und Magalhaes folgte nolens volens diesem gegebenen Impulse.

Ebenso wie es bei uns oft vorgekommen ist, dass Dichter in ihrem Leben darbten, die gleich nach ihrem Tode berühmt wurden und denen man um die Wette Statuen errichtete, sahen sich in Brasilien diese verachteten Geschöpfe, die Indianer, plötzlich zu gefeierten Volkshelden erhoben und ihre Waffenthaten gegen die ersten Ansiedler von den Nachkommen derselben in gebundener oder ungebundener Rede verherrlicht. — In dieser Beziehung scheinen uns die Nordamerikaner viel naturgemässer verfahren zu sein. Ohne die poetischen Seiten in dem Leben der Eingeborenen zu verkennen, haben sie sich doch gehütet, sie zu Nationalhelden zu stempeln. Sie haben sich mit dem Epos unserer Zeit, dem Roman, begnügt, und die Freiheitskämpfe der Indianer doch mindestens ebenso ergreifend geschildert, als ihre südamerikanischen Nachbarn. — Wie dem auch sei, ist es nicht zu verkennen, dass Magalhaes seinen Stoff trotz der ungünstigen Verhältnisse in einer Weise verarbeitet hat, die ihm zur grössten Ehre gereicht. Sein Gedicht ist voll der grössten Schönheiten, wie die mitgetheilte Analyse es überzeugend beweist. Der vierte Gesang namentlich, den der Verfasser unseres Buches im Original vollständig mittheilt und der durch die Treulosigkeit der Portugiesen herbeigeführte Untergang der Anführer der Tamoyos dürfte sich an die Seite der besten neueren derartigen Erzählungen stellen.

Nicht bloss in der lyrischen und epischen Dichtung ist übrigens Magalhaes epochemachend aufgetreten. Seine Dramen und Romane haben auch mit Recht die grösste Aufmerksamkeit erregt. Nachdem Magalhaes einmal die Bahn gebrochen hatte, traten zahlreiche Schriftsteller in seine Fusstapfen, die alle namentlich anzuführen die Grenzen der gegenwärtigen Mittheilung bei Weitem überschreiten würde. Ich werde mich daher begnügen, die hervorragendsten anzuführen. Zunächst Araujo Porto-Alegre, gegenwärtig brasilianischer General-Consul in Berlin, und Verfasser von einem Epos, Colombo, und von brasilianischen Naturschilderungen, Brasilianas; dann Gonçalves Dias, mit seinen Schilderungen des brasilianischen Lebens, endlich Macedo, welcher ein längeres lyrisch-episches Gedicht, A Nebulosa, herausgegeben hat, dessen Inhalt vom Verfasser unseres Buches mitgetheilt wird.

Es sei schliesslich angeführt, dass nach Magalhaes' Vorgange alle Gattungen der dramatischen Poesie, der Roman und die Novelle gegenwärtig mit grösserem oder geringerem Erfolge in Brasilien gepflegt werden.

Ein Herr von Varnhagen, den ich des Namens wegen anführe, hat eine, wie es scheint, treffliche Geschichte von Brasilien geschrieben.

Was das von mir besprochene Buch selbst anbetrifft, so hat es zunächst ein Verdienst, welches ihm Niemand absprechen wird, das der Neuheit. Die brasilianische Literaturgeschichte ist von den Portugiesen immer höchstens als ein Anhang zu ihrer eigenen behandelt werden, während die Einheimischen bis jetzt nur Versuche geliefert haben. — Es ist ausserdem der ausserordentliche Fleiss des Verfassers hervorzuheben. Wenn man bedenkt, dass Herr F. Wolf genöthigt gewesen ist, fast sämmtliche Werke der brasilianischen Schriftsteller mit grossem Zeitverlust kommen zu lassen und ein grosses ungesichtetes Material zu ordnen, so wird man nicht umhin können, seine Literaturgeschichte als ein Denkmal deutschen Fleisses und deutscher Ausdauer anzuerkennen. Sein Buch enthält in dem Umfange von 240 Seiten ungeheuer viel, ich möchte sogar sagen zu viel. So wenig ich eine solche Literaturgeschichte liebe, die sich nur in allgemeinen Ausdrücken bewegt, so glaube ich indessen, dass der Verfasser manche Einzelnheiten hätte weglassen können, welche die Uebersicht nur erschweren.

Er schreibt übrigens ganz sachgemäss. Jede Periode fängt mit einem Blick auf den allgemeinen politischen und literarischen Zustand Brasiliens an. Dann kommen die einzelnen Schriftsteller, auf deren Namen unmittel-

bar die Angaben über ihr Leben und dann die Anführung und Beurtheilungen ihrer Werke folgen. Innerhalb einer jeden Periode hat er ausserdem die einzelnen literarischen Gattungen getrennt behandelt. Was den zweiten Theil der Arbeit betrifft, welcher eine Auswahl aus den Werken der brasilianischen Schriftsteller enthält, so muss ich leider die Beurtheilung desselben Jemandem überlassen, der des Portugiesischen kundiger ist als ich selbst. Der Verfasser des Buches hat sich darin als ausgezeichneter Literaturhistoriker bewährt und es ist sehr zu hoffen, dass er auf diesem Wege beharren wird. Möge das besprochene Werk in Europa wie in der neuen Welt die verdiente Aufnahme finden.

Dr. G. van Muyden.

Kurzgefasster Elementarunterricht zur Erlernung der italienischen Sprache, von M. Adolph, Wien, A. Pichler. 1861.

Der Verfasser hat eine gedrängte Darstellung der italienischen Sprache geben wollen, glaubend, damit einem Bedürfnisse abzuhelfen, da „der Fortschritt in der Sprachkenntniss um so erspriesslicher gedeihe, je kürzer und einfacher der grammatikalische Unterricht vor Augen gehalten sei.“ Dieses ist hier auf der Grundlage der grösseren Sprachlehre von A. J. von Fornasari-Verce geschehen, welche wie die von Filippi, Ponisio u. A. zur praktischen Ausbildung empfohlen werden. Als nothdürftige Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Italienische sind zwanzig kleine Abschnitte und zum Uebersetzen aus dem Italienischen ins Deutsche nur neun gegeben, von welchen der achte vier Verse aus dem vierten Capitel des Briefes Pauli an die Philipper enthält und der neunte zwölf, der Grammatik von Fornasari entlehnte Sprüchwörter. Auch bietet das kleine Buch auf sieben Seiten Andeutungen für Gymnasialschüler über die Ableitung der italienischen Wörter aus der lateinischen Sprache.

So gutgemeint diese skizzenhafte Uebersicht der Wortbildungslehre der italienischen Sprache ist, welche vom Verfasser eine Abhandlung genannt wird, so unvollständig ist sie für den Unterricht und gibt dem Anfänger zu viel und dem Geübteren nicht genug, weder zur Wiederholung, noch zu der schnellen Vervollkommnung, welche beabsichtigt wird.

Urval ur Franska Litteraturen, etc. af F. N. Staaff. Sednare Delen. Fjerde Kursen. Stockholm 1861.

Nicht lange nachdem wir im Archiv die drei ersten Bände dieser französischen Chrestomathie einer Beurtheilung unterzogen haben, ist der oben angezeigte vierte Band erschienen, welcher Musterwerke aus denjenigen französischen Schriftstellern enthält, deren Blüthezeit in die Periode von 1830—1860 fällt. Ihren Abschluss soll diese Sammlung in Kurzem durch einen Supplementband erhalten, in welchem uns der gelehrte Verfasser ein Florilegium aus den jetzt lebenden Autoren in Aussicht stellt, da im vierten Bande nur die bereits verstorbenen haben Aufnahme finden können.

Einen eigenthümlichen Eindruck machte es auf uns, den Reigen der Letzteren durch den König Karl Johann von Schweden eröffnet zu sehen:

von diesem sind nämlich zwei Kriegsproclamationen mitgetheilt, deren eine Höchstderselbe an Seine Schwedischen Waffenbrüder in den Befreiungskriegen, die andere von Köln aus an Seine früheren Landsleute gerichtet hatte. Ob sich das der gute Bernadotte wol hätte träumen lassen, dass diese Producte, die dem bekannten „In armis silent Musae" ein Paroli biegen, einst à la tête eines Handbuches der französischen Literaturgeschichte paradiren würden? Doch der Herr Verfasser ist Officier der K. Schwedischen Armee: Grund genug, jene Aufnahme einigermassen erklärlich zu finden, da die Akademie der „Unsterblichen" dem abtrünnigen Maréchal kein Fauteuil eingeräumt hatte.

Wie in den früheren Bänden die betreffenden Abschnitte aus den berühmtesten literaturgeschichtlichen Werken der Franzosen als Einleitungen benutzt sind für die bestimmten Perioden der französischen Literatur, so hat der Herr Verfasser auch den vorliegenden Band durch die Charakteristik der literarischen Epoche von 1830—1848, aus der Feder Gustave Planche's, des leider früh verstorbenen geistvollen Mitarbeiters der Revue des deux Mondes, eingeleitet. Daran schliessen sich wieder Abschnitte aus Démogeots: L'histoire de la littérature française, und an diese reihen sich „literarische Medaillons und Kameen" von Auguste Desplaces.

Die an Herrn Staaff's Arbeit schon früher gerühmten Vorzüge: möglichste Vollständigkeit der mitgetheilten Fragmente sowohl als der beigefügten literarischen Notizen, und Umsicht in der Auswahl der Musterstücke selbst, finden sich auch hier wieder vereinigt und legen für den Fleiss und das besonnene Urtheil des Herrn Verfassers das günstigste Zeugniss ab. Wegen einzelner verfehlter Ausdrücke in den literarischen Notizen, wie: „Alexandre, Baron de Humboldt, illustre naturaliste et moraliste (!) allemand" wollen wir hier nicht mit ihm rechten.

Dr. Freyschmidt.

Schwedische Grammatik. Nebst einer Auswahl prosaischer und poetischer Lesestücke mit erläuterndem Wörterbuche. Von J. E. Lyth. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Stockholm, A. Bonnier.

Die schwedische Literatur ist so reich an bedeutenden Erscheinungen, dass man nicht allein viele Uebersetzungen besserer und sogar mittelmässiger Producte bei uns besitzt (manche darunter äusserst fehlerhaft), sondern auch die Sprache selbst, die an Wohllaut so anmuthig ist, dass man sie das Italienische des Nordens nennt, mehr als früher erlernt wird. Der eben verstorbene Verfasser der vorliegenden Sprachlehre, der auch eine in zwölf Auflagen verbreitete deutsche Sprachlehre für Schweden geschrieben hat, bietet ein sehr zweckmässiges Buch, da es das Lernen überaus erleichtert. Es ist ein durchaus praktisches Buch, in welchem die Regeln so klar und bündig als möglich erscheinen, die Uebungen sehr bequem ausgearbeitet sind und die Lesestücke eine sehr geschmackvolle Auswahl darbieten, die wir mit Vergnügen gelesen haben. Wir mögen, so weit wir die Arbeit zu prüfen im Stande gewesen (denn wir haben die Sprache nicht erst daraus erlernt), dieselbe recht sehr empfehlen und wissen, dass sie sich auf dem richtigen Wege einer Grammatik einer neueren Sprache hält, nämlich nicht allzuviel zu bieten und doch auch nicht zu mager zu sein. Wer das Buch gründlich durchgenommen, hat die Sprache jedenfalls so erlernt, dass er die Literatur lesen kann; die Unterhaltung ist dagegen eine gar schwie-

rige, um so mehr, als die gewöhnliche Umgangssprache von derjenigen in Schriften und höher gebildeten Kreisen sehr abweicht. Doch auch die Conversation lernt sich allmählich im Lande selbst nicht zu schwer, da die angeborene Liebenswürdigkeit der Schweden etwaige Fehler mild übersieht oder gefällig nachhilft. Was uns besonders gefallen hat, ist die sehr geschmackvolle Auswahl der Lesestücke, welche theilweise mit dem Leben der berühmtesten Männer und den schönsten Landschaften des herrlichen Landes bekannt machen.

M. Runkel.

Im 1. Hefte dieses Bandes sind nachstehende Verbesserungen nothwendig:

Seite 83 Zeile 1 v. u. lies: unsren statt: unsern —
„ 84 „ 21 v. u. lies: ernst statt: erst —
„ 85 „ 17 v. o. lies: Zeitschr. f. Gymn. W. —
„ 95 „ 12 v. o. lies: nie statt: ein —
„ 96 „ 6 v. o. ist Massen von Mass, nicht von Masse abzuleiten.
„ 96 „ 3 v. u. lies: dass statt: das —
„ 97 „ 15 v. o. sind die Worte: wird man zu tilgen.
„ 100 „ 6 v. u. zu lesen: die dazu gehörigen —
„ 100 „ 2 v. u. zu lesen: belassen statt: überlassen —
„ 102 „ 15 v. u. zu lesen: indem sie in ihm angeregt etc.
„ 105 „ 3 v. u. ist sie nicht gesperrt zu lesen.

Programmenschau.

Ueber deutsche Rechtschreibung. Vom Collaborator Wutke. Im Progr. des Gymn. zu Neisse. 1861.

Der Zweck dieser Arbeit ist nach der Angabe des Verfassers, zur Verbreitung einer einfacheren, historisch begründeten Rechtschreibung beizutragen, mit der nächsten Bestimmung für die weiter vorgeschrittenen Schüler des Gymnasiums. Neues will sie nicht beibringen; aber auch den nächsten Zweck hat sie nicht genug ins Auge gefasst. Sie enthält nämlich mancherlei Digressionen auf Ansichten älterer Grammatiker, die weder wissenschaftlich noch praktisch von irgend einer Bedeutung sind, wodurch mehr Unklarheit als Klarheit hervorgebracht wird. Sie will die historisch begründete Schreibweise mit dem Usus versöhnen und schliesst sich besonders an die Arbeit von Pfefferkorn im Neustettiner Programm an; die letztere ist aber verständlicher und übersichtlicher gehalten. Wenn zur Versöhnung mit dem Usus der Verfasser die Verba auf ieren ohne e schreiben will, ja seine Schreibart als die richtige gelehrt erläutert, so scheint er nicht Grimms Arbeit gerade über diese Orthographie zu kennen, die doch wohl allen Zweifel hebt.

Die deutschen Familiennamen. Vom Oberlehrer Prorector Dr. Andresen. Progr. der Realschule zu Mülheim a. d. Ruhr. 1862.

Der feste Gebrauch der deutschen Familiennamen schreibt sich etwa erst seit 500 Jahren her. Die Erklärung derselben stösst auf ungemeine Schwierigkeiten; manche Namen lassen eine mehrfache zu, andere widerstreben noch jeder Lösung. Der Verfasser bietet einen sehr beachtenswerthen Versuch dar, intensiv weit reicher als es nach dem äussern Umfange scheint. Mancher mag diese und jene Deutung für unwahrscheinlich halten: willkürlich wird keine erscheinen. Alle Personennamen haben anerkanntermassen eine Bedeutung. Daraus ergibt sich, dass auf eine richtige Eintheilung besonders zu achten ist. Die Disposition, welche der Verfasser zu Grunde gelegt hat, scheint eine sehr gelungene zu sein. Sie ist diese: I. Namen in unmittelbarer Beziehung. 1) Ursprüngliche Einzelnamen. a) Heimische Namen (Adelmann, Ahlemann; Ehlert = Adalhart; Herrig = Heririch; Ritschl = Richhart etc.). b) Fremde (Abel; Sander = Alexander).

2) Zusammengesetzte (Bärensprung, Liesegang etc.). 3) Abstrakte Substantive (Galster = Zauber etc.). 4) Adjektive. a) Flectierte Formen (Kleine). b) Unflectierte (Kurz, Mager, Wolzogen etc.). 5) Persönliche Substantivnamen ähnlicher Art: Blinzlen, Riese, Jachmann (iracundus). 6) Bezeichnungen vom persönlichen Stande: a) Kunst und Gewerbe, Geschäft und Verkehr (Euler = Töpfer, Hölscher = Holzschuher). b) Stand, Amt, Würde, Landwesen, Kriegs-, Gerichtswesen, Kirche, Schule (Abbt, Baur, Bischof, Bucher (scriba), Hecker = Winzer). c) Glaube und Aberglaube, Liebe und Familie, Haus und Dienstbarkeit (Beischlag = spurius, Göthe = Pathe, Grotefend = grosse Bursch). 7) Hörigkeit und Abstammung (Zusammensetzungen mit Mann, Sohn, Genitive z. B. Perthes, Köppen, Alberti, Patronymika z. B. Heising, Büsching). 8) Abstammung vom Orte. a) Zusammensetzung α) mit Subst., z. B. Bachmann, Twietmeyer, Klinkmüller. β) Mit Präpositionen, von Borstell, Achternbosch, Henop. b) Einfache Bildung: α) Von den Eigennamen der Länder und Oerter: Baier, Wendt, Nemitz = Deutscher. β) Von den Gattungsnamen (Blumauer. Düntzer von durnitze, Löher) II. Namen in mittelbarer Beziehung. 1) Herkunft und Wohnung α) Geographische Namen (Westphalen, Vilmar, Snethlage). β) Gattungsnamen: Gebäude, Hof, Garten, (Bachofen, Forchhammer, Müllenhoff, Diergȧrdt), Wald und Hagen (Busch, Varnhagen), Land, Feld, Grenze (Tellkampf von telge, Beckerath von Rath = ausgerodetes Land), Berg, Thal, Stein (Bergk, Hengstenberg), Wasser und Feuchtland (Beck, Brühl, Langensiepen = Langenbeck), Weg, Steg, Winkel (Ballhorn von bâl = rogus, Rospatt). 2) Zeit (Herbst, Michaelis), dazu die Naturkörper: Sonne, Sturm u. s. w. 3) Naturreiche (Behr, Adler, Hecht, Pahde, Ameis, Schnabel, Maltzahn; Stiehl, Birnbaum, Schwetschke, Dannecker, Bauerband. Oltrogge, Knoblauch; Goldstein, Kiesling). 4) Hausrath, Feldwirthschaft, Handwerkszeug (Bengel = fustis, Wiedash = Weidasche), Krieg, Jagd, Kunst, Spiel, Schiffahrt, Fischerei (Binterim, Fittbogen, Rust = Rüstung), Kleidung und Schmuck (Ledderhose, Riehl = Schnürriem), Geld, Zahl, Mass, Gewicht (Schelling = Schilling, Redepenning), Essen und Trinken (Schurzfleisch, Schlömilch etc.). III. Anhang: 1) Deminutiva (Bäumlein, Bonnell, Büchsel, Deuschle, Hegel, Handtcke, Mohnike, Strehlke). 2) Latinisirung (Chalybaeus = Stähelin, Gervinus, Gesellius, Masius, Textor, Dryander, Lhardy.

Ueber Reinhardus Vulpes ed. Knorr. Ein Beitrag zur Reinhartssage. Von E. Schulze. Progr. des Pädagog. zu Züllichau. 1862.

Das Gedicht Reynardus Vulpes, welches Campbell zu Haag 1859 (60 S. 8.) herausgegeben hat, ist von Knorr (s. dessen Programm: Ueber Reinaert de Vos und Reineke Vos. Eutin 1857. 68 S. vergl. die Anzeige im Archiv XXVI. 109) wesentlich berichtigt. Zu diesem Gedicht liefert der Verfasser hier eine grosse Zahl trefflicher Bemerkungen. Es ist eine Bearbeitung des mittelniederl. Reinaert in latein. Distichen, verfasst vor 1280 von einem Geistlichen in Brügge, Namens Balduin. Es zerfällt in eine Zueignung, das Thierepos und ein Schlusswort. Gewidmet ist es einem Propste in Brügge, Namens Johannes, aus dem Geschlechte der Grafen von Flandern, welcher im Jahre 1292 als Bischof von Lüttich starb. Die Uebersetzung folgt anfangs genau dem mittelniederl. Gedichte, bewegt sich aber später freier, sie geht von V. 23—1798 und gibt dann noch einen weitern Schluss bis 1835, die Aufopferung des Widders, der Ratten und Mäuse durch den Löwen enthaltend, dann ein Schlusswort an den Propst Johannes 1836—1847; die darauf

noch folgenden 4 Verse sind später hinzugesetzt. — Der Verfasser geht hiernach genauer auf das Gedicht ein, behandelt zuerst den Versbau (S. 3), dann die Namen und Epitheta der im Gedicht auftretenden Thiere (S. 4), gibt hierauf kritische (S. 6) und erklärende (S. 10, auf Sachliches und Sprachliches eingehende) Anmerkungen und schliesst (S. 18—25) mit einer Uebersicht über den Gebrauch einzelner Verbalformen und die Bezeichnung untergeordneter Sätze, welche überhaupt für die Kenntniss des Lateins des Mittelalters nicht unwichtig ist.

Gotthold Ephraim Lessing als Bibliothekar. Von K. Zandsteiner. Progr. des Josephstädter Gymnasiums, Wien, 1861.

Nach einer schwülstigen, confusen Einleitung über Geschichte und Literargeschichte wendet sich der Verfasser zu einer kurzen Geschichte der Wolfenbüttler Bibliothek, d. h. theilt aus Schönemann Excerpte mit, dann zählt er die Werke auf, die aus den Schätzen der Bibliothek Lessing theils herausgab, theils excerpierte. Das Ganze ist in einem sehr vornehmen, selbst gegen Lessing sich oft mitleidig auslassenden Tone geschrieben; um so mehr sticht die innere Leere ab. Die Arbeit ist ganz werthlos.

F. W. E. Below: Göthe's Hermann und Dorothea als politisches Gedicht. Progr. des Gymn. zu Luckau. 1862.

Die Abhandlung enthält einen Vortrag, den der Verfasser gehalten hat. So viel auch schon über Göthe's Gedicht geschrieben ist, ist sie aller Beachtung werth. Sie weiset sowohl nach, dass das Gedicht ein Epos ist, als namentlich auch, dass es als politisches Gedicht zu betrachten ist, dass es mehr als die meisten anderen, Zeugniss ablegt von dem innersten Seelenleben der deutschen Nation. Der erstere Beweis ist schon von Humboldt gegeben; seine ausführliche, mehr das Wesen des Epos überhaupt erläuternde Auseinandersetzung macht aber nicht die neue Betrachtungsweise des Verfassers überflüssig. Er hebt das günstige Geschick des deutschen Volkes hervor, dass, während das griechische Volk nach der Entwicklung der Kunstpoesie nicht mehr ein nationales Epos hervorzubringen vermochte, jenem dies in Göthe's Gedicht gegeben wurde. Der grossen Welterschütterung der französischen Revolution gegenüber, die er anfangs auch nicht zu fassen vermochte, die ihn überwältigte (vergl. den Grosscophtha, den Bürgergeneral, die Aufgeregten), erkannte Göthe die einzige Heilung für die Schäden der Zeit in der Gewalt der unerschütterlichen, dauernden, ruhig wirkenden Mächte im Leben des eigenen Lebens, des Adels der Seele, der Kraft des Willens, der Innigkeit des Gemüths, des deutschen Familien- und Gemeindelebens, welches im engsten Kreise liebevoll und treu wirkt und dennoch gegen die allgemeinen Weltgeschicke sich nicht verschliesst. Dies Leben spiegelt sich nun in den verschiedenen Personen des Epos in seinem ganzen Reichthum ab; der Verfasser bietet uns auch eine eingehende und treffende kurze Charakteristik derselben.

Hölscher.

Bruchstück aus dem Chevalier au lyon nach der vaticanischen Handschrift mitgetheilt und erläutert von Dr. Ad. Tobler. Progr. der Cantonschule und des Lehrerseminars von Solothurn. 1862.

Das zum Schluss der Abhandlung mitgetheilte Bruchstück des schönen Gedichtes von Arestien von Troies, dem Hartmann von Aue seinen Iwein nachdichtete, entspricht dem in Wackernagel's Lesebuch Sp. 381 u. f. aufgenommenen Fragment des deutschen Iwein. Der Verfasser will sich darauf beschränken, im Anschluss an die 300 nach der vaticanischen Handschrift zum ersten Male veröffentlichten Zeilen eine Zusammenstellung der Merkmale zu geben, welche das Französische des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts von demjenigen unterscheiden, das an unseren Schulen gelehrt und mit verhältnissmässig geringen Veränderungen seit dem sechszehnten Jahrhundert in Frankreich gesprochen und geschrieben wird.

Der Verfasser beginnt daher, in steter Berücksichtigung seines Gedichtes, mit der Schreibung der alten Handschriften. Er berührt das Fehlen aller Interpunktionszeichen, Accente etc., die Verwechslung von u und v, i und i. g und j etc., die Bezeichnung des Ö-Lautes durch oe (was sich rein noch jn oeil findet). In Betreff der Consonanten finden wir viele Abweichungen von der neuern Orthographie, und der Verfasser belegt seine Anführungen stets mit vielen seiner Handschrift entlehnten Beispielen Hierauf betrachtet der Verfasser den lautlichen Unterschied, worunter er die Abweichungen der alten von der neuen Sprache begreift, welche auf ungleicher Behandlung der vom Lateinischen dargebotenen Laute beruhen. Auch diese Abweichungen bespricht der Verfasser gründlich mit Angabe der mannigfaltigsten Beispiele.

Hierauf geht er zur Grammatik über, indem er mit der alten Flexion der Nomina beginnt, dann den altfranzösischen Artikel im Anschluss an das Gedicht bespricht; ebenso die Pronomina und das Verbum. Endlich folgt ein erklärendes Verzeichniss der Wörter, welche bei den Schriftstellern der letzten Jahrhunderte entweder gar nicht oder sehr selten vorkommen. Wenngleich diese gedrängte Entwicklung keine vollständige Darstellung der altfranzösischen Grammatik geben konnte, so hat der Herr Verfasser durch kurze Besprechung der Hauptsachen, für welche das Fragment zahlreiche Belege lieferte, seinen oben bezeichneten Zweck vollständig erreicht. Da der Verfasser aber seine Abhandlung auch vorgerückten Schülern und denjenigen Gebildeten zugänglich machen wollte, bei welchen keine tiefgehende Kenntniss der romanischen Sprachen und Schriftwerke vorausgesetzt werden darf, so glauben wir, dass die Einleitung einerseits etwas eingehender und die Grammatik übersichtlicher hätte sein können. Auch wäre es aus diesem Grunde wohl sehr erwünscht gewesen, wenn der Herr Verfasser neben dem altfranzösischen Text eine Uebersetzung in neufranzösischer Sprache gegeben hätte.

Dr. Muret.

De Aulularia, Plauti fabula, iisque scriptoribus, qui eam imitati sunt, scr. G. Claus. Sedini 1862.

Bietet sich auch einer Zeitschrift für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen selten eine Gelegenheit dar, die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf Schriften zu richten. die in einer classischen Sprache über einen der classischen Autoren abgefasst sind, so enthält doch schon der Titel der oben

angezeigten Abhandlung für die Redaktion des Archivs die vollständige Berechtigung, eine kurze Besprechung dieser Schrift in dasselbe aufzunehmen.

Während die Meisterwerke der grossen griechischen Dramatiker, der tragischen sowohl als der komischen, schon früh nicht bloss von der Volksbühne verschwunden waren, sondern auch, da man allmählig das Verständniss für den Inhalt wie für die Form verloren, aufgehört hatten, Object des gelehrten Studiums, und Bildungsmittel für die geistige und sittliche Erziehung der Jugend zu sein, behaupteten sich die beiden vorzüglichsten Komödiendichter aus der archaistischen Periode der Römischen Literatur, T. Maccius Plautus und P. Terentius, auch als sie schon längst von den öffentlichen Theatern in die stillen Räume der Bibliotheken gewandert waren, fortwährend in der Gunst der gelehrten Kreise, welche sich allein noch in den nachclassischen Zeiten mit dem Studium der alten Literatur beschäftigten. Welches Gefallen man sogar an den geweihten Stätten klösterlicher Zucht an der Lectüre und wol auch an der Aufführung dieser beiden Dichter fand, geht unter Anderem aus der Thatsache hervor, dass die gelehrte Nonne des erlauchten Klosters von Gandersheim, Hrotsuitha, in der Mitte des 10. Jahrh. n. Chr. die Komödien des alten Heiden Terenz, deren ärgerlicher Inhalt ihre keusche Seele ebenso sehr verletzte als die dichterische Form ihr poetisches Gemüth anzog, aus dem Kreise der Schwestern zu verdrängen und durch eigene scenische Darstellungen zu ersetzen suchte, die nur in der Form jenen nachgedichtet, grade den Sieg des Weibes über alle Anfechtungen ebenso verherrlichen sollten, als der Charakter desselben von der heidnischen Weltanschauung erniedrigt wird (vergl. Pfund, Vorw. zur 38. Lieferung der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit). Von Nachdichtungen Plautinischer Komödien wissen wir freilich nichts aus jenen Zeiten: aber so lange Lateinschreiben und Lateinsprechen als das Hauptziel der gelehrten Bildung betrachtet ward, wurden Plautus und Terenz in den Klosterschulen vor anderen Autoren eben zu diesem Behufe fleissig gelesen, und noch im 17. und 18. Jahrhundert von den Zöglingen besonders der Jesuitenschulen auch vielfach scenisch dargestellt (vergl. von Raumer's Gesch. der Pädagogik). Die ersten Nachahmungen des Plautus, von denen wir Kunde haben, sind erst nach dem Wiederaufleben der classischen Studien auf Italienischem Boden entstanden, seitdem Pomponius Laetus die Terentischen und Plautinischen Komödien zuerst wieder in Rom in lateinischer Sprache hatte aufführen lassen, und dieselben dann häufig ins Italienische übersetzt worden waren. Ausser Fürsten, wie Hercules I. von Ferrara, der die Menaechmen selbst übersetzte, waren es auch hier die höchsten Mitglieder der Römischen Hierarchie, Päpste und Cardinäle, welche so weltliche Bestrebungen begünstigten und mit ihren eigenen Mitteln unterstützten: so vor Allen der Papst Leo X., der neben dem Stuhle Petri ein prächtiges Theater erbauen liess, und der Cardinal Bibbiena, der sich durch die Aufführung der „Calandria“ einen Namen machte, einer Komödie, welche er in Prosa den Menaechmen nachgebildet hatte. Mit dieser Epoche der Italienischen Nachdichtungen des Plautus beginnt der Verfasser der oben angezeigten Abhandlung auf S. 30 seine Untersuchungen über die Nachahmungen der Aulularia, denen er auf den vorhergehenden Seiten eine sorgfältige Entwicklung der Oeconomie dieser Komödie selbst vorangeschickt hat. Ausser der „Sporta“ des Giambattista Gelli aus Florenz, eines uomo di piacevoli ingegno, kam hier für ihn zuerst in Betracht „L'Aridosia,“ commedia di Lorenzino de' Medici: beide, la Sporta und l'Aridosia, Producte des 16. Jahrhunderts und die Choregen der commedia antica ed erudita der Italiener, aus der sich bald darauf die commedia dell' arte entwickelte. Nachdem dieselben unter Heinrich II. von Frankreich auch auf französischen Bühnen Aufnahme gefunden hatten, begnügte man sich dort bald nicht mehr mit der Aufführung der Italienischen Komödien, sondern es begannen auch

bereits Männer wie Jean de la Taille und Pierre de Larivey, sie nachzuahmen, bis man sich in Folge der veränderten Geschmacksrichtung im 17. Jahrhundert dazu entschloss, das Italienische Joch abzuschütteln, und die natürlichen Grenzen nach Spanien hin erweiterte, dessen reiche dramatische Literatur die französische Annexionspolitik nicht wenig reizte. Doch selbst Molière ging, nachdem er schon mit den „Précieuses ridicules" eine Originalkomödie von durchschlagendem Erfolge auf die Bühne gebracht, wieder auf die Muster der Italiener, Terenz und Plautus zurück, deren letzterem er eine seiner berühmtesten Schöpfungen, den Avare, verdankte. Was Molière für diese Komödie einerseits aus der Aulularia selbst, andererseits aus jener Aridosia des Lorenzino de' Medici entnommen, worin er von diesen seinen Vorbildern abgewichen ist, darüber belehrt uns Verfasser p. 46–51. Unter den Engländern war es zuerst Shadwell, der noch zu Molière's Lebzeiten seinen Avare für die Englische Bühne bearbeitete. Im Jahre 1732 veröffentlichte dann Fielding: The Miser, a comedy, taken from Plautus and Molière, as it was acted at the Theatre-Royal in Drury-Lane: mit dieser Bearbeitung beschäftigt sich Verfasser p. 52–55, und geht darauf zu Goldoni's vier Komödien über: L'Avaro Fastoso, Il Geloso Avaro, L'Avaro, Il Vero Amico (p. 55–62). Mit der Betrachtung der deutschen Bühnenbearbeitungen der Aulularia schliessen die Untersuchungen. Die älteste derselben, die des Joachim Greff, erschien 1535 unter dem Titel: „Ein schöne lüstige Comedia des Poeten Plauti, Aulularia genannt, durch Joachimum Greff von Zwickau deutsch gemacht," und ist von eben so geringem poetischem Werth als die 200 Jahre später vom Dichter Lenz veröffentlichte, die sich übrigens enger an das Original anschliesst, als Heinr. Zschokke's Komödie: der Geizige, da in dieser nur die Namen des Molière'schen Avare geändert sind, während sie sonst fast ganz mit diesem übereinstimmt. Die letzte endlich: „Erich der Geizhals," ist eines der schwächeren Produkte unsers Karl von Holtei.

Im Epimetrum p. 69–73 fasst der Verfasser die Resultate seiner Untersuchungen, in denen er überall neben einer gründlichen Kenntniss aller Details ein sicheres und feines Urtheil zu erkennen giebt, noch einmal zusammen.

Dr. Freyschmidt.

Miscellen.

Uhland's „Ernst von Schwaben."

Dass es wünschenswerth ist, dass des jetzt bald 76jährigen Dichters classisches Drama nicht bloss von allen Gebildeten gekannt sei, sondern auch in allen höheren Schulen deutscher Nation zum geistigen Inventar gehöre, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung. Es wäre aber nach der Ansicht des Unterzeichneten neben grossen Schiller'schen Dramen, z. B. neben dem „Tell" eine vortreffliche Classenlectüre in der Secunda.

Im Frühjahr dieses Jahres hatte ich Veranlassung, mich nach einer Ausgabe des „Ernst von Schwaben" umzusehen. Ich erfuhr zu meinem Bedauern, dass nur eine vorhanden, in welcher auch „Ludwig der Baier" steht, und dass auch diese, für den Schulgebrauch ohnehin viel zu theure, Ausgabe vergriffen sei.

Demnach war es unmöglich, den „Ernst von Schwaben" zur Classenlectüre zu wählen, und ich gab es mit Schmerzen auf, wandte mich aber, nach Berathung mit einem mir freundschaftlich gesinnten höher gestellten Schulmanne, an den betreffenden Verleger, der mir in Betreff meiner Anfrage rücksichtlich des Dramas erwiederte, dass der Veranstaltung einer wohlfeilen Ausgabe, so sehr das Bedürfniss anerkannt werden müsse, bestimmte Hindernisse im Wege ständen.

Es blieb nichts anderes übrig, als an die ursprüngliche Quelle selbst sich zu wenden. Ob das Schreiben, das ich in aller gebührenden Pietät an den alten Sänger im Schwabenlande abgesandt, richtig angekommen ist, muss mir bei seiner leider dauernden Kränklichkeit und längeren Abwesenheit von Tübingen, im Bade u. s. w., sehr zweifelhaft sein.

So richte ich denn die herzliche Bitte an jeden Leser dieser Zeilen, der etwa das Glück der persönlichen Beziehungen zu dem Dichter geniesst, der bezeichneten Sache zu dienen und

an seinem Theile dazu beizutragen, dass ein Wunsch in Erfüllung gehe, der gewiss von Vielen getheilt wird, ein Wunsch, dessen Erfüllung die deutsche Schule überhaupt, also die deutsche Nation angeht.

Mülheim a. d. Ruhr, im October.

Dr. Th. Hansen.

Die Etymologie von Eichhorn.

Althochd. eich-orn, aich-orne, — eihhornîn spirillinum (i. e. sciurolinus) (Graff 1, 127), (althochd. eih, Eiche), mittelhochd. eichorn, eichorne, eichürne (eich, Eiche, eichîn, quernus). nd. ekerken, neuniederl. eekhoren, eikhoren, inkhoren, eekhorentje (eek und eik, Eiche, ink, Oeffnung einer Fischreuse), mittelniederl. êncoren, angels. âcwern (âc, Eiche), auch wern allein, altnord. îkorni (eik, Eiche), isländ. eykhyrningr, sciurus, (von eyk, Eiche, und hyrningr, aries, sciurus), schwed. ekorre, ickorn (Ihre), ikorn (ek, Eiche), dän. egerne, egern (Ihre, Nemnich: eg, Eiche), norweg. îkorn, ekorn, ikhorn, ikorre, ikonn, (Nemnich, Adelung, Aasen), neuhochd. eichhorn, eichhörnchen, landschaftlich auch eichkatze, eichhermelin, eichharm, eichhettel (mittellat. scirra, squirius).

Nach Adelung rührt die erste Hälfte des Wortes wohl von dem Aufenthalte dieses Thieres in Eichwäldern her, was ihm niemand bestreiten wird; nur die letzte Hälfte ist ihm dunkel; horn, cornu, komme hier gewiss in keine Betrachtung. Nach Frisch ist die Sylbe horn eine blosse Verderbung der Endsylbe e r, und diese Muthmassung werde durch die niedersächsische Mundart bestätigt, wo dieses Thier E k e r, und im Dimin. E k e r k e n heisse, in anderen gemeinen Mundarten E i c h e r c h e n. Andere, fährt Adelung fort, rathen auf das angels. cwern, eine Mühle, entweder weil es Nüsse und andere Kernfrüchte sehr geschickt zu öffnen weiss, oder auch wegen seiner grossen Beweglichkeit, und diesen komme der heutige englische Name squirrel zu Statten (welcher, beiläufig gesagt, an und für sich nichts beweist, und von Adelung nicht mit dem d e u t s c h e n Worte in Verbindung gebracht werden durfte, da er vom altfranz. escureuil, und dieses von sciuriolus, dim. von lat. sciurus, stammt). Auf diese Ableitung von Mühle spielt Ihre an, indem er das Wort nicht von ac, quercus, und angels. cwyrn, mola, quia in quercubus glandes comminuit, ableiten will. Dagegen entscheidet sich Ihre mit Wachter für das lat.-griech. sciurus, und zwar so, dass er es durch das franz. escurieu, escurieul vermittelt, von wo, meint er, der Uebergang zum schwed. ekorre oder ickorre leicht sei, wobei man nur nicht begreift, wie ein in allen Wäldern Germaniens und Skandinaviens so einheimisches Thier mit einem franz. Namen belegt werden konnte. Für die Engländer erklärt sich squirrel aus dem Französischen durch die Entlehnung von den Normannen; denn im Angels. hiess es, wie angeführt, âcwern, also unser germanisches Wort. Schwenck hält sich an das angels. wern, und meint, dass dieses aus angels. wer, Mann, gebildet sei, und also die Endung horn ein männliches Wesen, ein männliches Thier bezeichne. Gewiss keine sehr glückliche und ansprechende Vermuthung! J. Grimm in der Grammatik (3, 360) neigt sich zu Ihre hin: nur meint er, das horn lasse sich freilich schwer deuten, doch scheine die Composition mit eih, angels. âc, passend. Im Wörterbuche dagegen verwirft er auch dieses letztere, und sieht das ganze germanische wie romanische Wort nur für eine Entstellung des griech. *σκίουρος* an, wobei doch mancherlei Bedenken nicht zu unterdrücken sind. Grimm behauptet, der Name dieses zierlichen, behenden Thierchens, dessen Sprünge auf den Bäumen allen in die Augen fallen (weswegen es,

im Vorbeigehen gesagt, landschaftlich auch Springfuss heisst), habe vielfachen Wechsel erfahren. Einleuchtend seien alle germanischen und romanischen Formen des Wortes nur Entstellungen des schönen naturgetreuen griech. σκίουρος, weil das Thier mit seinem breiten Schwanze Schatten wirft. Die deutschen Formen sollten den unverständlichen Ausdruck neu beleben und die Vorstellung von Eiche schien für das auf Eichen nistende, von Eicheln lebende Geschöpf wohl geeignet; von einem grossen Wald pflegte man zu sagen, das Eichhorn springe drei Meilen lang über die Eichen fort. Aber der unpassende Gedanke an Horn ging bloss aus Missverstand der Endung orn, ern und der falschen Schreibung Eichhorn hervor. Es ist aber schwer zu glauben, dass Eichhorn eine Entstellung des griech. σκίουρος sei, mögen dergleichen bei Thiernamen häufig auch noch so gross sein, und dass der Name eines bei uns so einheimischen Thieres erst von den Griechen entlehnt werden musste; denn, wenn stammverwandt, wäre keine Entstellung, sondern etymologische Gleichheit vorhanden, wie bei hund und κύων, canis, maus und μῦς, mus, kater, katze und catus. Ich halte es nun für nicht unwahrscheinlich, dass das Wort von den Skandinaviern ausgegangen sei, und das schwed. ikorn für ik-orm oder ek-orm stehe, welches buchstäblich Eichwurm, d. i. Eichschlange bedeutet. Das skandinavische orm steht etymologisch zwar unserm Wurm gleich, bedeutet dort aber nicht Wurm, sondern Schlange. Das Charakteristische an dem Eichhorn ist die Beweglichkeit und der lange Schwanz, daher die Griechen das Thier Schattenschwanz, Krummschwanz und Pferdeschwanz nannten. Der Anschauung des germanischen Volkes bot sich in dem langen und beweglichen Schwanze, sowie in der springenden Behendigkeit des Thieres etwas den Schlangen Aehnliches dar, welche oft mit der äussersten Schnelligkeit auf ihre Beute springen oder schiessen; und wegen seines Aufenthalts auf Eichen nannte man daher das Thier Eichschlange. Konnte man das Thier auch Eichkatze nennen, so liegt unter diesen Umständen die Benennung Eichschlange nicht viel weiter ab. Ja bei dem langgeschwänzten ostindischen Eichhorn ist der Schwanz doppelt so gross als der übrige Körper, und es selbst ist dreimal so gross als das gemeine Eichhorn. Die von der Natur in diese Thiergattung gelegte Beweglichkeit und Behendigkeit aber ist so gross, dass sie sich in einer Art, in dem russischen und virginischen Eichhorn, bis zum Fliegen steigert. In den altdeutschen Formen des Wortes ist das h daher auch zur ersten Sylbe zu rechnen, erst im Neuhochdeutschen wurde das Wort durch den Zusatz eines neuen h so sehr entstellt. Man verstand den ursprünglichen Sinn des orn nicht mehr, und nun nahm man nach gewöhnlicher Art, um in den letzten Bestandtheil doch irgend einen Sinn legen zu können, zu diesem zwar verständlichen, aber hier nicht passenden, ja unsinnigen und abgeschmackten Horn seine Zuflucht. Schwedisch ikorn und ikorre ist daher gleich orm auch masculinum, nicht neutrum (nach Grimm freilich so, vielleicht landschaftlich). Es ist jedoch, wie bei allen schweren Etymologien, allerdings auch die Möglichkeit vorhanden, dass das Wort einen anderen Ursprung habe. Es könnte z. B. nicht skandinavisch, sondern vorskandinavisch oder finnisch sein. Das schwedische ik-orre sieht gerade so aus, als wenn es aus dem schwed. ek, altnord. eik, Eiche, und dem lappländischen orre, welches der einheimische Name des Eichhorns ist, zusammengesetzt, also ein hibrides Wort, sei. Da lappländ. orre in dem esthnischen orraw, orrawas, und dem finnischen orawa seinen nächsten Verwandten hat, so ist die Vermuthung ausgeschlossen, dass das lappländ. orre vom schwed. ikorre abgekürzt und entlehnt sei. Endlich ist es auch wohl nicht unmöglich, dass Eichhorn so viel als Eichhermelin bedeutet und für das oben erwähnte landschaftliche eichharm steht; denn das neu- und mittelhochdeutsche hermelin, spätalthochdeutsch harmelin, als Benennung für das grosse weisse nordische Wiesel ist nur die verkleinernde Form von dem gleichbedeutenden mhd. harm, harme, ahd. harmo, haramo, harm, altfrz. erme, ermine, prov.

ermin, ermini, neufrz. hermine, span. armiño, ital. armellino, ermellino, mittellat. armelinus, armellina, hermellina (auch pellis arminia) wahrscheinlich vom lat. mus Armenius, s. v. a. mus Ponticus, stammend, weil die Felle dieses Thieres zuerst aus dem Pontus, später aber aus Armenien kamen. (Siehe über die romanischen Formen des Wortes und deren Ableitung Diez etymol. Wb. I, 32).

Es ist oft lehrreich und anziehend, zu sehen, welchen Sinn dergleichen Wörter in anderen Sprachen haben, wenn sie auch unmittelbar nichts damit zu thun haben. Man sieht daraus, wie weit sich oft die Phantasie der Namengeber von der Anschauung des nüchternen Verstandes entfernt. Im Sanskrit z. B. hat das Wort für Eichhorn den Sinn: Baumschläfer (wrikschaçájika), Baumaffe (wrikschamarkadaka), Laubwild (parnamrigah), aber auch sogar Ochse mit einem Buschschwanz.

Dr. C. A. F. Mahn.

Erwiderung.

Dem Herrn Dr. J. Lattmann in Göttingen erlaube ich mir auf seine Bemerkungen über die „grammatischen Versregeln“ (Archiv XXXI, S. 457) Folgendes zu erwidern:

1) Die Versregeln über die Rection der Präpositionen sind natürlich nicht dazu da, damit der Knabe an ihnen die Rection der Präpositionen erst lerne, sondern sie sollen bloss dem Gedächtniss das Festhalten des Erlernten erleichtern und dem Knaben ein sicheres und schnelles Mittel an die Hand geben, sich in jedem Augenblicke das Erlernte für die praktische Anwendung wieder zu vergegenwärtigen und sich selbst da vor Missgriffen in der Wahl der Casus sicherzustellen, wo ihm keine Zeit zur Ueberlegung übrig bleibt. Der praktische Zweck ist also bei diesen Regeln die Hauptsache. Wenn die Regeln aber diesem Zwecke entsprechen sollen, so dürfen sie dem Gedächtnisse selbst nicht ihrerseits wieder neue Schwierigkeiten aufbürden, sondern sie müssen sich ihm ganz ungesucht und fast wie von selber darbieten. Es fragt sich nun, ob dies mit solchen Zusammenstellungen, wie sie Herr Dr. Lattmann giebt, der Fall ist. Ich glaube kaum, dass Jemand über die Beantwortung dieser Frage in Zweifel sein wird.

2) Wenn ich die Regel über die Verhältnisswörter des Dativ in ihrer früheren Form habe stehen lassen, so geschah dies deshalb, weil ich an ihr nichts Erhebliches auszusetzen finde, und weil ich glaube, dass man in solchen Dingen sich hüten muss, ohne dringende Noth zu ändern. Die störende und zu Verwechslungen verleitende Aehnlichkeit zwischen den beiden ersten Regeln ist durch Umgestaltung der einen von ihnen beseitigt, und ein anderer Uebelstand, den man gegen die herkömmliche Fassung der oben bezeichneten Regel geltend machen könnte (niederschreiben statt eines allgemeineren Ausdruckes) ist sicher nicht so bedeutend, dass er die Brauchbarkeit der Regel irgend wie beeinträchtigen sollte.

3) Eine besondere Regel über die Rection der Verhältnisswörter des zweiten Falles halte ich allerdings für entbehrlich, indess doch nicht grade für ganz überflüssig, und da mancher meiner Herren Collegen sie vielleicht doch vermissen könnte, so habe ich in meinem kürzlich erschienenen „Schulbuch für den deutschen Unterricht etc.“ (Berlin, bei F. A. Herbig) auch für diese Regel einen besseren Ersatzmann zu stellen mich bemüht, den ich meinen geehrten Herren Collegen hiermit angelegentlichst empfohlen haben will. Er lautet:

Während, wegen, halber, mittelst,
Unweit, längs, trotz, ungeachtet,
Oberhalb und unterhalb,
Innerhalb und ausserhalb,
Diesseit, jenseit, statt, zufolge
Darfst verbinden überall
Du nur mit dem zweiten Fall.

Dass laut und kraft in der Hauptregel weggelassen und in eine Anmerkung verwiesen sind, wird Niemand missbilligen. — In der Anordnung der einzelnen Verhältnisswörter habe ich zweierlei Rücksichten nach Kräften zu vereinen gesucht, indem ich einerseits die wichtigsten Verhältnisswörter voranstellte, andererseits aber sie zugleich nach ihrer Verwandtschaft zu gruppiren mich bemühte.*)

*) Gelegentlich sei es mir gestattet, zwei Druckfehler in meiner Abhandlung „Ueber den Unterricht in der deutschen Grammatik" nachträglich zu verbessern: S. 73 l. umstossen st. umfassen, S. 77 Z. 6 v. u. l. ergeben st. angeben.

Luckau. Fr. Ad. Wagler.

Ein Gedicht von Schiller.

Der in Prosa und Poesie gleich sehr ausgezeichnete k. schwedische Hofmarschall, Freiherr Bernhard von Beskow, lebenslänglicher Secretär der schwedischen Akademie, machte im Jahre 1819 eine Reise durch Dänemark, Deutschland und Italien. Die zweite Auflage seiner Reisebeschreibung „Vandringsminnen" erschien in Stockholm 1838.

In Kopenhagen besuchte er Baggesen, und dieser schrieb ihm ins Stammbuch Folgendes ein (Band I. S. 12).

„Im frischen Duft, in ew'gem Lenze,
Wenn Zeiten und Geschlechter fliehn,
Sieht man des Ruhms verdiente Kränze
Im Lied des Sängers unverwelklich blühn.
An Tugenden der Vorgeschlechter
Entzündet er die Folgezeit.
Er sitzt, ein unbestoch'ner Wächter,
Am Vorhof der Unsterblichkeit.
Der Kronen schönste reicht der Richter
Der Thaten durch die Hand der Dichter."

Schiller an Baggesen.

Baggesen hatte darunter geschrieben: „Mit diesem Zuruf des edelsten germanischen Sängers empfiehlt sich dem schwedischen Dichter der dänische Liedler Baggesen."

Es ist mir unbekannt, ob diese Verse Schiller's schon irgendwo gedruckt stehen: in der Ausgabe seiner Werke gewiss nicht. Sie gehören offenbar seiner zweiten Periode an, wenn man diese Verse mit dem Gedichte an die Künstler vergleicht.

M. R.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

A. Mussafia, Beiträge zur Geschichte der romanischen Sprachen. (Wien, Gerold.) 7½ Sgr.

Lexicographie.

J. & W. Grimm, deutsches Wörterbuch. 3. Band 8. Lieferung. (Leipzig, Hirzel.) 20 Sgr.

N. J. Lucas, englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. 2. Band 6. Heft. (Bremen, Schünemann.) 15 Sgr.

Le Héricher, Histoire et glossaire du normand, de l'anglais et de la langue française. 3 vols. (Paris, Aubry.)

Literatur.

K. Goedeke, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. 3. Band 1. Heft. (Dresden, Ehlermann.) 24 Sgr.

Th. Menge, Der Graf Friedrich Leopold Stolberg und seine Zeitgenossen. 2. Band. (Gotha, Perthes.) 3 Thlr.

O. Roquette, Geschichte der deutschen Literatur. 2. Band 1. Abtheilung. (Stuttgart, Ebner & Seubert.) 24 Sgr.

Th. Arnold, a manual of english literature, historical and critical; with an appendix of english metres. (London, Longman.) 10 s. 6 d.

F. Eberty, Lord Byron. Eine Biographie. 2 Theile. (Leipzig, Hirzel.) 2¼ Thlr.

Poétique, ou introduction à l'esthétique; par Jean Paul Richter. Trad. de l'allemand, précédée d'un essai sur Jean Paul et sa poétique par A. Büchner et L. Dumont. 2 vols. (Paris, Durand.) 15 frs.

Hilfsbücher.

C. Narbel, nouveau recueil de comédies, proverbes et charades. (Berlin, Springer.) 1 Thlr.

W. Reymond, Théâtre de société et exercices de lecture à haute voix. vol. 1 & 2. (Berlin, Herbig.) à 15 Sgr.

Chefs d'oeuvre des classiques français avec commentaires par O. Fiebig et St. Leportier XIII. Le misanthrope. (Leipzic, Voigt & Günther.) 9 Sgr.

J. Schwob, Chrestomathie française. I. vol. (Zürich, Meyer & Zeller.) 20 Sgr.

Mager, Franz. Elementarwerk. Lehr- und Lesebuch. 2. Aufl. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet von K. Schlegel. (Stuttgart, Cotta.) 1⅙ Thlr.

J. B. Machat, Franz. Sprachlehre. 35. Aufl. (Wien, Lechner.) 1 Thlr.

J. Palm, Deutsch-französisches Sprachbuch für den ersten Unterricht. (Ravensburg, Dorn.) 8 Sgr.

Thèmes de la grammaire de E. Borel. Traduits sur la 11e éd. (Stuttgart, Koch.) 10 Sgr.

J. Seyerlen, Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Für mittlere Classen. (Stuttgart, Metzler.) 28 Sgr.

A. Pineas, Elementarbuch der englischen Sprache. 2. Aufl. (Hannover, Meyer.) 10 Sgr.

Readings in Poetry. Sammlung englischer Gedichte nebst einer ausführlichen englischen Poetik von Dr. H. Robolsky. (Berlin, Fr. Schulze.) 10 Sgr.

T. F. Passmore, a trip to London. Un voyage à Londres. Dialogue français-anglais ou description historique et anecdotique divisée en 10 journées à l'usage des voyageurs et des élèves. (Brüssel, Lacroix, Verboeckhoven & Co.) 1⅓ Thlr.

Friedrich Nicolai
im Kampfe gegen den Idealismus.

Die wissenschaftlichen Zustände unserer Zeit geben wenige Beispiele von heftiger Polemik. Diese Erscheinung könnte vielleicht auf das gesteigerte Bewusstsein der auch bei verschiedenen Ausgangspunkten gemeinsamen Arbeit an der einen grossen Aufgabe der Beförderung der Erkenntniss gedeutet werden. Es liegt ihr aber weit mehr die Thatsache zum Grunde, einmal dass prinzipielle Gegensätze heute in weit geringerem Masse hervortreten, und dass andererseits die Persönlichkeit sich weit mehr in der Richtung verliert und weit weniger selbstständige Geltung beansprucht. Es ist in das wissenschaftliche Treiben ein mehr mechanischer, handwerksmässiger Charakter gekommen. In naiveren Zeiten hat eine lebhafte Polemik nicht selten eine wesentliche Bedeutung für die Entwicklung des nationalen Geistes, oder es sprechen sich doch in ihr gegenüberstehende Ueberzeugungen und Richtungen in höchst charakteristischer Weise aus. Deshalb verdienen solche persönlichen Zusammenstösse, wenn nur die einander bekämpfenden Gegner bedeutend genug sind, wohl genauer betrachtet zu werden. Das Wiederaufleben lassen, der erneute Anblick solcher veralteter Streitigkeiten möchte am ehesten dann ein wohlthuendes Interesse erregen, wenn der Sieg intensiver geistiger Tüchtigkeit über irgend ein schlechtes Princip, das etwa im Besitz einer ihm nicht gebührenden Macht sich befände, das verletzende Gefühl mildert, das feindselige Begegnung von Gegnern auf wissenschaftlichem Gebiete immer hervorruft. Ein solches Schauspiel aber gewährt der Streit zwischen den Idealisten und Nicolai.

Es ist dies kein Streit, der etwa nur entlegenere Fragen der

strengen philosophischen Wissenschaft berührte. Die classische Epoche der deutschen Poesie ist gleichzeitig mit der Blüthezeit der deutschen Philosophie eingetreten, und zwar so, dass der Einfluss des speculativen Gedankens auf die geistige Eigenthümlichkeit wenigstens des einen der beiden Hauptvertreter jenes goldenen Zeitalters klar am Tage liegt. Die innere Gemeinsamkeit des Geistes, der den deutschen Idealismus in der Poesie wie in der Wissenschaft hervorgebracht hat, erscheint ebenso deutlich auch in dem gemeinsamen Gegensatze, den die Philosophie und die Poesie zu bekämpfen haben. Als einen bei aller persönlicher Unbedeutendheit durch äussern Einfluss bemerkenswerthen Vertreter der Gesinnung, die sich den Heroen unserer Poesie, wie unserer Philosophie feindlich gegenüberstellte, dürfen wir den Buchhändler Friedrich Nicolai bezeichnen.

Es ist bekannt, wie Schiller und Göthe nicht abgelassen haben, auf den eben genannten Schriftsteller die Pfeile eines vernichtenden Spottes abzuschiessen. Er spielt unter den von den Xenien Getroffenen eine Hauptrolle; wo Göthe vollständige Verkehrtheit bezeichnen wollte, hat ihm sehr oft Nicolai herhalten müssen, besonders im Faust. Ebenso entschieden haben Kant, Fichte sich gegen Nicolai wenden müssen, und insbesondere des Letzteren Zwist mit Nicolai bildet aus einem doppelten Grunde eine interessante Episode in der deutschen Literaturgeschichte: einmal weil er Fichte'n zu einer Streitschrift den Anlass gegeben hat, die zu den meisterhaftesten polemischen Schriften irgend einer Literatur zählen möchte; andererseits weil der tiefe Gegensatz der wissenschaftlichen Speculation und des sogenannten gesunden Menschenverstandes, der Wissenschaft und der unwissenschaftlichen Aufklärung, ein Gegensatz, der für die deutsche Literatur am Ende des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts äusserst wichtig ist, kaum irgendwo so klar und mit solcher Bestimmtheit sich ausgesprochen hat, als in diesem Streite.

Als Kant seine Reform der Philosophie unternahm, war die herrschende Richtung des Philosophirens die der Popularphilosophen, Männer nicht übler Art, aber gewohnt, ohne wissenschaftliche Schärfe und ohne Sicherheit der Methode mehr die persönliche Gesinnung und das Gemüth walten zu lassen, als die zersetzende Macht der Dialektik. Die Schriften dieser Männer richteten sich naturgemäss an eine grössere Menge; wer nur zu den „Gebildeten“ gehörte, konnte sie verstehen und wurde von ihnen in den Stand gesetzt, über die wichtigsten

Fragen, die ein gemüthliches Bedürfniss an die räthselhaften Mächte des Daseins stellt, sich eine Art von Urtheil zu bilden und eine Art von Urtheil abzugeben.

Kant, der die Gegenstände des Nachdenkens dieser Männer mit der grössten wissenschaftlichen Strenge behandelt, musste jene Leute auf doppelte Weise in Erstaunen und Verwirrung versetzen. Einmal dadurch, dass er eine Menge von Dingen, die sie für ganz unzweifelhaften und gesicherten Besitz ansahen, in Zweifel stellte und ihnen in entschiedenster Weise den Boden, auf dem sie mit so grossem Sicherheitsgefühl sich heimisch geglaubt hatten, unter den Füssen wegzog. Andererseits dadurch, dass er eine Sprache zu reden sich unterstand, die, so sehr sie dem tiefen Ernste seiner Untersuchungen angemessen war, von der gefühligen und eleganten oder geschwätzigen und gedankenlosen Redeweise der herkömmlichen Weltweisheit um ein Unendliches abstand. Er lud dadurch auf sich das unverzeihliche Unrecht, dass er das, womit sich alle Welt zu beschäftigen das Recht in Anspruch nahm, dem Verständniss Weniger vindizirte und in das innere Heiligthum der Wissenschaft zurückschob, wohin nur Tiefe und ernste Sammlung äusserst Wenigen den Zugang offen erhielt.

So lebhaft die Thätigkeit war, die Kant's Principien allmählich in den Schulen der Wissenschaft bei Lehrern und Schülern anregten, ebenso lebhaft war der Widerspruch, den seine Manier und seine Resultate bei der grossen Menge der Philosophirenden fanden. Der gesunde Menschenverstand empörte sich gegen den Idealismus und seine Formeln. Zu einem der Hauptredner dieser Gesinnung machte sich Friedrich Nicolai, und seine „Allgemeine deutsche Bibliothek“ war ein Sammelplatz für diejenigen, die etwas gegen die verstiegene Speculation Kant's und seiner Jünger auf dem Herzen hatten, wie für diejenigen, die gegen die idealen Kunstprincipien unserer grossen Dichter ihre Einwendungen vorzubringen beabsichtigten.

Die speculativen Resultate Kant's wurden durch die Fichte's überboten; der Gegensatz der „Verständigen“ musste also zu der Fichte'schen Denk- und Redeweise noch viel stärker werden. Vor dem grossen Philosophen von Königsberg hatte man noch einigen Respect empfinden müssen, weil er schon bei Jahren und offenbar über die erste Hitze der Jugend hinaus, ferner weil er im Besitze einer ungemeinen Celebrität war, und weil er doch Manches gesagt hatte, das offenbar Scharfsinn bewies und auch sich ganz gut hören liess von dem Stand-

punkte der verständigen Leute aus. Fichte dagegen war noch ein verhältnissmässig junger Mann. So allgemein unter denen, die etwas von der Sache verstanden, die Anerkennung seiner hervorragenden Talente auch war, so wenig konnte er doch der Natur der Sache nach dauernd einen grösseren Anhang gewinnen, und bald stand er ziemlich vereinzelt da zwischen solchen, die von seinem Standpunkte aus über ihn hinausgegangen, und solchen, die hinter ihm zurückgeblieben waren. Seine Art und Weise ferner war noch viel ungebehrdiger, als die Kant's; seine Resultate noch kühner, unbegreiflicher, dunkler; seine Rede noch zuversichtlicher und für das populäre Verständniss undurchdringlicher. Gegen den musste und durfte man sich also schon etwas mehr erlauben, und so wurde er für Nicolai eine Art von Prügelknaben, an dem er alle seine Galle und seinen väterlich züchtigenden Zorn gegen den Idealismus ausliess nebst derjenigen Art von geistreichem Spotte, die ihm zu Gebote stand. Wir müssen hier auf Nicolai's Person mit einigen Worten eingehen.

Nicolai, ein „unstudirter Buchhändler," würde schon deshalb in der Geschichte der deutschen Literatur unvergessen bleiben, weil Lessing dereinst eine folgenreiche Verbindung mit ihm einging. Es wäre aber auch sonst ungerecht, verkennen zu wollen, dass er einmal seine Zeit gehabt hat, in der er etwas bedeutete. Es war eine Zeit, wo er theils durch geschäftliche, theils durch freundschaftliche Verbindungen begünstigt einen vortheilhaften Einfluss ausübte, indem er sich auf die Seite dessen schlug, was im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung eben an der Zeit war. Nicht nur durch buchhändlerische Unternehmungen, die besonders durch Lessing's Betheiligung eine weitgreifende Bedeutung erlangten, sondern zum Theil auch durch eigene Schriften übte er einen wesentlichen Einfluss auf die Bildung und Richtung seiner Zeitgenossen. Seine Wirksamkeit hatte ihren Höhepunkt in seinen nicht ohne Lessing's Billigung gebliebenen „Briefen, den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften betreffend" 1755, in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften," die von 1757 ff. unter seiner Mitwirkung erschien, und noch mehr in den berühmten „Briefen, die neueste Literatur betreffend" 1759 – 1766, in denen Lessing zum ersten Mal die Kraft seiner genialen Kritik übte. In dem, was Nicolai selbst beitrug, stellte er sich auf Seiten der Schweizer in ihrem Streite gegen Gottsched, billigte, wenn auch mit Kühle und Vorsicht, Klopstock's Bestrebungen und wies auf die englische Literatur als das beste Vor-

bild für die deutsche hin. Ein nüchterner, etwas affectirt witziger Styl lässt sich auch damals bei ihm nicht verkennen. Aber so eng auch sein Gesichtskreis war, gehörte er doch nach Form und Inhalt seiner Schriften zu den besseren Schriftstellern jener Epoche, und sein kritischer Standpunkt war immerhin damals der der Fortgeschrittenen. Allmählich ging es mit Nicolai abwärts. Der Glanz des Lessing'schen Geistes hatte auch ihn berührt. Lessing entwickelte sich weiter, Nicolai aber blieb stehen, und während die Zeit um ihn herum mit Riesenschritten vorwärts eilte, hielt er eigensinnig und beschränkt seinen einmal gefassten Standpunkt fest. Es ging ihm hierin fast wie dereinst Gottsched, und wie dieser musste er erleben, dass er jedes missbilligende Urtheil, das auszusprechen er sich nicht enthalten konnte, durch tausendfachen Spott verschärft zurückgezahlt erhielt. Nicolai hat sich seiner Freundschaft mit Lessing immer gerühmt. Aber eine innere geistige Verwandtschaft hat natürlich zwischen beiden nie bestanden. Lessing's späteren Entwicklungen hat Nicolai nur mit Verwunderung zusehen können, und Lessing's Neigung zur tieferen Auffassung der religiösen und philosophischen Fragen konnte er sich nur aus der leidigen Disputirsucht des Mannes erklären, dessen Scharfsinn nach ihm sich jedesmal mit Spitzfindigkeiten heraushalf, wenn er eine einmal gefasste Hypothese schlechterdings durchsetzen wollte. (Lessing's Briefwechsel mit Ramler, Eschenburg und Nicolai, mit Anmerkungen, herausgeg. v. Nicolai. Lessing's sämmtl. Schriften. Octavausgabe. 27. Theil. Berlin 1794, p. 214. 173. 336. 362. Ueber den Laocoon ebendas. p. 221). „Lessing's Lebhaftigkeit," sagt Nicolai ebendas. p. 258, „gab ihm von Jugend auf die Laune zu widersprechen ein, wenn er sich einmal auf etwas gesetzt hatte; und sein Scharfsinn suchte dann Gründe von aller Art" u. s. w. Wie kühl sich Lessing zu Nicolai verhielt, wie bitter er zu Zeiten Nicolai's Treiben beurtheilte, beweist eben der von Nicolai herausgegebene Briefwechsel, und die Thatsache, dass Lessing trotz dringender Aufforderung nie eine Recension für die Allgem. deutsche Bibliothek hat liefern wollen. (Vergl. Fichte, Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen. Sämmtl. Werke, Bd. 8. p. 73—75).

Nicolai's Standpunkt ist der der nüchternsten Verständigkeit. Er war einer der Hauptvertreter der schlimmsten Seiten der sogenannten Aufklärung, die Nichts als berechtigt anerkennen wollte, was über die beschränkte Auffassung des ungeübten und ungebildeten Verstandes

der Mehrzahl der Zeitgenossen hinauslag. Für die eigentlich originalen Triebe des deutschen Geisteslebens des vorigen Jahrhunderts hatte er kein Verständniss. Er blieb auf dem Standpunkte der Gesinnung und des Geschmacks sein ganzes Leben lang, auf welchem die Anlehnung an fremdländische Muster eine Nothwendigkeit war. Die Eleganz und Seichtigkeit der Franzosen, die praktische Verständigkeit, und wo es hochkam, der gutmüthige Humor der Engländer blieb sein Ideal. Ob ein Werk der deutschen Literatur nach fremdländischen Geschmacksprincipien bestehen könnte, das war der Maassstab seines Urtheils. Alles eigenthümlich Deutsche in Gemüth, Gesinnung und Kunstform, selbst die Anlehnung an antike Elemente, die für die classische Periode unserer Dichtkunst so höchst charakteristisch ist, erscheint ihm als Verirrung und Abweichung von den Principien des guten Geschmacks. Seine höchste Instanz ist die Einsicht welterfahrener, menschenkundiger Leute, die fremde Literaturen und das wirkliche Leben kennen. Den eigentlichen deutschen Schriftsteller dagegen denkt er sich immer als einen Stubengelehrten, der die Welt und ihre Bedürfnisse nicht kennt, weil es ihm besonders an Umgang mit hochgestellten Leuten fehlt, die Nicolai, wie er sich rühmt, so vielfach kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Dabei hatte er ein hochgesteigertes Vertrauen zu der entscheidenden Kraft und Wichtigkeit seines Urtheils. Er sah sich immer noch in der Stellung, die er einst durch seine Verbindung mit Lessing inne gehabt hatte. Tiefere Studien hatte der vielbeschäftigte und vielgeschäftige Mann natürlich auf keinem Gebiete machen können. Aber um urtheilen zu können, auch über die wichtigsten und schwersten Fragen der Philosophie wie der Kunstkritik, dazu gehörte ja nur ein gewisses Maass von Mutterwitz, von Welterfahrung, von gesundem Menschenverstande, und alles das schien er sich im höchsten Grade zu besitzen. Ihn beseelt ein tiefer Hass gegen alle Ueberschwänglichkeit, gegen alles Dunkele, Mysteriöse. Er war ein Fanatiker der Aufklarung; überall witterte er Obscurantismus, Jesuitenthum, Krypto-Katholicismus. Auch in der Poesie verlangte er klare, nüchterne Verständigkeit, in der Philosophie populäre Breite und eine seichte Bestätigung der alltäglichen Annahmen. Wer diese Anforderungen nicht erfüllt, den bezüchtigte er des Unverstandes; oder mit anderen Worten: was er nicht begriff, war ihm eine Thorheit und solche Ueberzeugung verkündigte er mit lauter Stimme. Sein Verständniss reichte sehr wenig aus, so wie die Untersuchung einigermassen in die Tiefe ging. Aber

dass er etwas nicht verstanden hatte, darin fand er nicht einen Beweis für die Enge seines Verstandes, sondern für scholastische Spitzfindigkeit in dem Gedanken, und eine solche Ueberzeugung war er unverständig genug, Jedermann mitzutheilen, der es hören oder lesen wollte. Und seine Stimme fand doch einen grossen Anklang auch in späterer Zeit bei der grossen Masse des Publicums und unter den mittelmässigen Geistern aller Arten. Es liesse sich nicht erklären, wie sich Göthe und Schiller hätten herbeilassen können, einen so unbedeutenden Mann so oft und so bitter zu bekämpfen, wenn sie nicht in ihm eine grosse und mächtige Partei bekämpft hätten. Denn unbedeutend war er von Person in der That. Es lässt sich nicht leicht etwas Geringfügigeres und Werthloseres denken als Nicolai's höchst umfassende eigene schriftstellerische Thätigkeit nach Inhalt und Form. Eine endlose Breite und selbstgefällige Redseligkeit, styl- und formlos, ein schwächlicher, geistloser Ton affectirter Witzigkeit, und dabei die allerordinärsten Gesichtspunkte, die seichteste Gedankenlosigkeit: das sind die Ingredienzien der Nicolai'schen Schriften.

Der eigentliche Mittelpunkt seiner Wirksamkeit war die „Allgemeine deutsche Bibliothek," die 1765—1791 in Berlin, 1792—1798 in Hamburg erschien. Dieses literarisch-kritische Tribunal, das er dirigirte, war seine Waffe gegen die unbesonnenen Neuerer; seine Verbindung mit einer Menge bedeutenderer und unbedeutender Schriftsteller auf Anlass jener Zeitschrift verlieh ihm Macht und hielt ihm eine Partei zusammen. Unter seinen Romanen hat der Sebaldus Nothanker 1773—1776 grösseren Ruhm erlangt. Wie er sich in diesem gegen Heuchelei und Pietismus wandte, so bekämpfte er in einer Reihe von Schriften die hervorstechendsten Richtungen der aufblühenden Literatur: die Vorliebe für das Volkslied in dem „feynen kleynen Almanach" 1777—1778, Göthe's Werther in den „Freuden des jungen Werthers" 1775, und die Art und Weise der Genieperiode, so wie die Speculation in Kantischer Weise, noch besonders in der „Geschichte eines dicken Mannes" 1794; endlich die speculative Philosophie in dem komischen Romane: „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutschen Philosophen," 1798. Dazu kamen nun die fortwährenden Angriffe von Nicolai's Mitarbeitern gegen dieselben Richtungen in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek," eine Reihe von Belästigungen, die, so wenig sie durch ihre innere Bedeutung werth waren, doch durch den immerhin beträchtlichen Einfluss des Organs,

das sie aufnahm, es erklärlich machen, wie die hervorragendsten Grössen jener Zeit sich in einem Zustande der Nothwehr gegen Nicolai und Genossen befanden und ihm seine Angriffe durch bittern Spott zu vergelten suchten.

Ein recht anschauliches Beispiel, wie hervorragende Zeitgenossen über Nicolai dachten, giebt die Art, wie Herder, der lange Zeit, zuletzt mit innerem Widerstreben, an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" mitgearbeitet und mit Nicolai freundschaftlich verkehrt hat, mit demselben bricht. Nicolai hat sich in einem Briefe an Herder ein gedankenloses Geschwätze über Herder's „Aelteste Urkunde" erlaubt. Herder antwortet in einem Absagebriefe unter Anderem Folgendes: „Und wer sind Sie, mein Herr, und alle Ihre Freunde, dass Sie Ihre Denkart zur Norm alles Wissens und Denkens anschlagen? Wie Herr Nicolai über jenes (jedes?) Stück des Aegyptischen, Morgenländischen, Griechischen Alterthums denkt, wer ist, der je danach gefragt hat, fragt und fragen wird in saecula saeculorum. Amen." (Von und an Herder. Herausgeg. von Düntzer und von Herder. Leipzig 1862. Bd. 1. pag. 358). Was hier der gereizte Herder mit merkwürdiger Grobheit in einem Briefe an Nicolai grade heraussagt, das war die übereinstimmende Meinung aller Zeitgenossen von eigenthümlicher Bedeutung über den schriftstellernden Buchhändler. Wie diese Meinung entstanden sei und auf wie guten Gründen sie beruhe, lässt sich leicht absehen. Zwar gesteht Nicolai in seinen besten Augenblicken mit liebenswürdiger Bescheidenheit selbst zu, es sei ihm wahrer Ernst, dass Vieles in der Welt wahr sei, was er nicht begreifen könne. (Von und an Herder, 12. Band p. 345. cf. p. 354). Er beeilt sich aber, dies Zugeständniss wieder zurückzunehmen durch die Erklärung, die Freiheit, über Alles, was ihm nicht gefalle, freimüthig seine Meinung sagen zu dürfen, sei ein Vorrecht eines jeden vernünftigen Menschen, dem er nie entsagen wolle. (ibid. p. 360). Grade der weitgehende Gebrauch, den er von diesem angeblichen Vorrechte machte, war es, was ihm die Verachtung derjenigen zuzog, die von den Fächern etwas Gründliches verstanden, über die er urtheilt, ohne etwas davon zu verstehen.

Uns nun interessirt an dieser Stelle vorzüglich Nicolai's Kampf gegen Kant und seine Schüler und die Art, wie Fichte sich des lästigen Gegners zu erwehren suchte. Nicolai's Manier im Kampfe gegen die Philosophie lässt sich am besten an dem „komischen" Roman: Sempronius Gundibert erweisen. Die erzählende Grundlage des Romanes

besteht kürzlich darin: In einem schwäbischen Dorfe wird der Sohn eines Webers (auch Fichte war bekanntlich der Sohn eines Bandwebers) von dem Special des Ortes für einen bedeutenden Knaben erkannt und auf dessen Rath auf die Klosterschule von Blaubeuren geschickt. Da er sich dort wenig behagt, kehrt er in sein Dorf und zum Gewerbe seines Vaters zurück, vertieft sich aber mit dem Special in philosophische Gespräche und begiebt sich noch bei fortgeschrittenem Alter an ein gründliches Studium der Philosophie auf verschiedenen Universitäten. Zuletzt kommt er nach Jena, dem Hauptsitz des Kantianismus, und wird nun ein begeisterter Anhänger Kant's. Er promovirt mit einer Abhandlung de scientia scientiae, so dass er der Erfinder der Wissenschaftslehre vor Fichte wird, erlebt mannigfache Abenteuer in verschiedenen Lebenslagen, findet überall die Kantischen und Fichteschen Grundsätze für das wirkliche Leben unbrauchbar, und wird allmählich von seinen Irrthümern zurückgebracht. Von seinem ausschweifenden Idealismus geheilt, aber ein verständiges Interesse für philosophische Fragen bewahrend, kehrt er in sein väterliches Dorf zurück und beginnt das Weberhandwerk auf's Neue.

In diesen einfachen Rahmen, so wenig Auszeichnendes er hat, hätte sich gleichwohl von geschickter Hand ein mannigfaches und anziehendes Gemälde menschlicher Thorheit, die sich weise dünkt, einspannen lassen. Nicolai aber, dem es an aller Erfindungs- und poetischer Gestaltungsgabe fehlt, bleibt bei dem Plattesten und Dürftigsten stehen und beschränkt sich darauf, den Gundibert mit mancherlei Menschen von Welterfahrung und gesundem, durch philosophische Sonderbarkeiten unbeirrtem Urtheil zusammenzuführen und uns die dabei stattfindenden Gespräche mitzutheilen, am liebsten so, dass er die Aeusserungen der philosophischen Querköpfe mit Citaten oder langen Ausschnitten aus Kant's Rechts- und Sittenlehre belegt, den allein von allen Philosophen, die er bekämpft, Nicolai wirklich gründlicher gelesen zu haben scheint. Das Komische in diesem „komischen" Roman besteht einfach in der grenzenlosen Naivetät und beschränkten Selbstgefälligkeit des Autors, der den grössten und scharfsinnigsten Denkern mit den einfältigsten Einwendungen, wie sie jeder Knabe von der Gasse machen könnte, ein Bein stellen zu können glaubt. Witz möchte sich kaum finden als in der stehenden Uebersetzung der in jenem Philosophiren allerdings bedeutsamen Ausdrücke: „a priori" und „a posteriori" durch: „von vorn" und „von hinten," eine Uebersetzung, die aber nicht

einmal von dem Verfasser allein als Witz intendirt ist und zum Theil wider seine Absicht einen komischen Eindruck zu machen scheint. Denn auch die Freunde der kritischen Philosophie bedienen sich dieser Form, die auch in den ernst gehaltenen Theilen das ganze Buch hindurch herrscht. Nicolai sagt selbst: „Das von kritischen Philosophen und Philosophastern bis zum Ekel gebrauchte a priori, a posteriori, apriorisch u. s. w. zu nennen, würde in einer leichten, muntern erzählenden Schreibart höchst widrig aufgefallen sein, also wählte ich dafür, so wie für andere philosophische Kunstwörter die deutschen Benennungen.“ (Ueber meine gelehrte Bildung p. 116). — Es ist nicht nöthig, Nicolai's Gründe gegen die kritische Philosophie im Einzelnen durchzugehen. Einwendungen, wie diese, stehen dem Allereinfältigsten am nächsten zu Gebote, und sind keineswegs Nicolai's Erfindung oder sein ausschliessliches Eigenthum. Freilich war er eben so wenig der Letzte, wie der Erste, der sie vorbrachte.

Indessen würden wir Fichte's Gegenangriffe nicht verstehen, wenn wir nicht durch einige Stellen Nicolai's Kampfweise charakterisiren würden. Wir lesen in der Einleitung: (Leben und Meinungen Sempronius Gundibert's, eines deutschen Philosophen. Berlin und Stettin 1798, p. 1): „Professor Fichte in Jena ist einer der obersten Aufseher des menschlichen Geschlechts; das hat er selbst gesagt, und er nimmt sich besonders des armen verempirisirten Deutschlands väterlich an.“ An Fichte ärgerte ihn nämlich nichts so sehr, als die besonders in den Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten dargelegte Ansicht von der aristokratischen Würde derjenigen, die eine wissenschaftliche Ausbildung erhalten hätten. p. 7. „Es liegt am Tage, wie viel besser Alles in Deutschland steht, seitdem die reine Form vorschreibt, wie es in der Sinnenwelt sein soll, unbedingt, ohne sinnliche Erfahrung; und, was noch mehr ist, wie die Philosophen von vorn beschaffen sein sollen. Wenn daher etwa die Philosophen ungerecht, unverständig, unverträglich, rechthaberisch sind, ja wenn sie sogar sich lächerlich machen; so ist das bloss von hinten, und es wohnt in ihnen dennoch die reine Form des Rechts und des sittlichen Ichs.“ ibid. „Der günstige Leser wird nun zu wissen verlangen, was denn eigentlich das Philosophische von vorn und von hinten sei? Auch darin ist ihm zu dienen. Er soll also wissen, die neuen deutschen Philosophen wollen nicht eine Vernunft haben wie wir anderen alle, sonst auch die gesunde genannt, sondern eine besondere Vernunft.

genannt die reine. Die Herren haben nämlich ihre Vernunft ausgestäubt, indem sie davon abzogen alle Erkenntniss, welche durch die Sinne kommt. Was sie nun mit Entsagung aller ihrer fünf Sinne in Verstandesbegriffen denken, das ist von vorn und rein gedacht, nämlich rein von aller Erfahrung, vor welcher sich die reine Philosophie hütet, wie vor der Pest. Was hingegen aus der Erfahrung kommt, nennen sie von hinten: und was von hinten kommt, unrein, oder, mit einem Schimpfworte, empirisch." Dann folgen bei Gelegenheit Ausfälle auf „Hermann und Dorothea," den „gestiefelten Kater," „Wilhelm Meister," als Kunstwerke, denen von dem Standpunkte der absoluten Geschmackslehre, wie sie die Folge jener vonvornigen Philosopheme sei, ein hoher Standpunkt angewiesen werde. Eine der gelungeneren Stellen des Buches ist die Schilderung des Doctor Mondschein p. 54. „Doctor Mondschein war zwar ein nothwendiges und streng allgemeines philosophisches Genie, aber das liebe Latein, so wie sehr viele andere empirische Dinge, die nicht aus einem kritischen Gemüthe erwachsen können, sondern durch ein eifriges Studium müssen erlangt werden, konnte er nicht gut fassen. Es war nämlich Doctor Mondschein's Gehirn von vorn, wo die Denkformen und transcendentalen Deductionen aus sich selbst herausfliessen, gar ergiebig und milde. Aber von hinten, da, wo der Fleiss, das Studiren, die Fähigkeit, die Gedanken anderer zu fassen, und dadurch, wenn man selbst noch nichts weiss, etwas zu lernen, da, wo die Sammlung der nöthigen Vorkenntnisse, die Vergleichung, die Beobachtung, die Ueberlegung ihren Sitz zu haben pflegen, war es, wie die Gehirne der meisten unserer jungen von vorn-allzueilfertigen Philosöphlein, ziemlich knöchern und starr. Sein Kopf war daher auch ziemlich leer von empirischen gelehrten Kenntnissen, die nur mit Anstrengung und fleissigem Studiren können erlangt werden, weshalb er ihnen auch abhold war, wie die Philosöphlein alle." — Ein Unterredner, der in Nicolai's Sinne spricht, wünscht lieber, dass junge Könige Voltairen läsen, als Kanten. p. 300. Jener mag oft seicht sein; besonders giebt der Unterredner und mit ihm Nicolai auf seine seichte Metaphysik eben so wenig als auf andere gründliche Metaphysiken. „Aber es ist in Einem Bande seiner Schriften mehr gesunde Philosophie für das menschliche Leben, als in allen deutschen vonvornigen philosophischen Büchern zusammengenommen." — p. 320. „Aber, liebe Herren! wäre denn auch etwas verloren, wenn Professor Fichte Ackerbau triebe,

anstatt seinen armen Kopf so sehr anzustrengen, um den Ursatz, die Wissenschaft der Wissenschaften, welche unser Leinweber schon einmal glaubte erfunden zu haben, noch einmal zu erfinden? Wenn er, anstatt seine Galle so heftig über die auszuschütten, welche seinen Ursatz für einen Unsatz halten, lieber mit seinen Knechten haderte, welche seinen Acker nicht zur gehörigen Zeit gepflüget hätten? Oder, wenn ihm das Schicksal ein Stückchen Land versagt hätte, um es im Schweisse seines Angesichts zu bauen, wäre es nicht besser, wenn er, anstatt vergebens ein Euklides für die Philosophie werden zu wollen, lieber das Rechnen aus dem Kopfe lernte, alsdann Kinder darin übte, und dadurch der menschlichen Gesellschaft wirklich nützlich würde?" — p. 325. „Gundibert hat überdies vor Euch, kritische Herren, offenbaren Vorzug; er webt Leinwand und Damast, viele Jahre lang nützlich zu gebrauchen, und Ihr schreibt Bücher, die in einem halben Jahre den Weg alles Makulaturs gehen. Auf den letzten Lumpen von Gundibert's Leinwand können noch nach vierzig Jahren die tiefsinnigen Lehren der kritischen Philosophie gedruckt werden, wofern sie vierzig Jahre dauern sollte. Wenn aber alsdann, wie es zu vermuthen ist, wenigstens Fichtens, und Pölitzens, und Tieftrunk's, und Schelling's, und Niethammer's, und Gräffen's, und aller kritischen Schmidte Schriften, in kleine Stücke zerrissen, schon längst den Erdboden gedüngt haben; so hat alsdann doch noch die Nachwelt unserm philosophischen Leinweber die Lumpen zu danken, worauf die in dem systemreichen Deutschland alsdann gangbare vonvornige Systeme gedruckt werden können. Hiermit gehabt Euch wohl, liebe geringe Herren!" —

In so geringschätzigem Tone erlaubte sich Nicolai von Männern zu sprechen, deren grossartiges Streben, deren tiefsinnige Gedanken zu verstehen er auch nicht im Entferntesten geeignet war. Selbst Kant, der alte, ruhige, humane Mann, sah sich durch diese beständigen, herausfordernden Angriffe gezwungen, zu repliciren, und hat es in ruhigster, aber energischster Weise gethan.

Es möchte hier der Mühe werth sein, Nicolai's Polemik gegen die kritische Philosophie im Einzelnen zu beleuchten. Seine Hauptangriffe gegen die kritische Philosophie eröffnete er im 11. Bande jener langathmigen „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781." Berlin 1796. „Ich bin nun," sagt er, „seit sehr langer Zeit im Besitze (sic!) unangenehme Wahrheiten öffentlich und offenherzig herauszusagen, wenn ich sie für nützlich und nöthig hielt."

Vorrede p. X. „Es ist mir immer noch, als ob ich Literaturbriefe schriebe.“ p. XI. „Doch habe ich so viel Hochachtung für die schätzungswürdigen Männer, (Schiller und Göthe sind gemeint), die ich jetzt des allgemeinen Bestens wegen laut tadeln muss, dass ich hoffe, sie werden sich nichts erlauben, das ihrer unwürdig wäre.“ Gegen Fichte und Schelling beginnen die unverschämtesten Angriffe p. 116. u. ff. „Besonders Magister Schelling kann noch ein sehr wackerer Mann werden, wenn er in Gottes freye Luft gehet, die Sinnenwelt und Menschen kennen lernt, und seinen Fleiss und Scharfsinn nicht mehr auf die unnütze selbst errungene Anschauung des Intellectualen, sondern auf den grossen Kreis nützlicher Wissenschaften anwenden will, worin er noch so viele Kenntnisse zu erlangen fähig wäre.“ p. 139. Von Seite 177 an bespricht er Schiller's Horen, und tadelt besonders die philosophische Schulsprache von Schiller's Aufsätzen in denselben. „Vielleicht wird es mir, durch mehr als vierzigjährige Beobachtung der deutschen Literatur, leichter, dieselbe von mehreren Seiten zu überblicken; so wie meine Lage und beständige Aufmerksamkeit auf gemischte Gesellschaft, wobey ich Geschmack und Gesinnungen aller Stände genauer kennen lernen, mir vielleicht auch einige Fähigkeit giebt, näher zu beobachten, in welchem Grade Schriften auf das allgemeine grosse Publicum wirken oder nicht wirken. Ich glaube durch so lange Beobachtung mich um so mehr legitimirt zu haben, über literarische Angelegenheiten auch meine Stimme zu geben; da ohnedies eigentlich Jeder dazu berechtigt ist.“ p. 178. „In Frankreich und England sind die Speculationen der theoretischen Philosophie mit allen ihren scharfsinnigen und spitzfindigen Unterscheidungen, welche dort vor 100 oder 200 Jahren noch weit mehr Aufsehen machten, von Gelehrten und Ungelehrten so ziemlich ganz vergessen; und Frankreich und England besteht doch, und hat seit 200 Jahren unstreitig sehr viel an Literatur und an entwickelten Kräften des menschlichen Verstandes gewonnen.“ p. 192. „Nein, noch nie hat irgend eine Nation eine solche Sammlung von philosophischen Querköpfen gehabt, als seit ein paar Jahren die Deutschen.“ p. 206. „Welche Neuigkeit! Fichte will sein Zeitalter leiten! mit seinem verwirrten transcendentalen Gewäsche den Geist seines Zeitalters leiten!“ p. 224. Die „Vorlesungen von der Bestimmung des Gelehrten“ nennt Nicolai „eine elende Rhapsodie, welche voll von kahlen, gar nicht zur Sache gehörigen Spitzfindigkeiten, die trivialsten Dinge unter die dunkelsten Schul-

terminologien verbirgt, welche zu Vorlesungen für junge Leute ganz unschicklich ist, indem ein Lehrer diesen nicht frühen Dünkel einprägen muss; deren Verfasser aber selbst von dem wildesten Dünkel und von dem plumpsten gelehrten Stolze so besessen ist, dass er zu einer neuen Charlataneria eruditorum ein so einleuchtendes als komisches Beispiel geben würde." p. 228. „Sollte man glauben, dass sie (die philosophischen Schulbegriffe) der berühmte Herausgeber der Horen sogar in Gedichten hat brauchen wollen?" p. 237. Als Beispiel dient „die Würde der Frauen." Von den „Briefen über die ästhetische Erziehung" urtheilt Nicolai: „Dass wenn ganze Seiten aus der scholastischen Wortfülle, und aus der Dunkelheit zusammengesetzter fremdartiger Ausdrücke, in eine anderen Menschen gewöhnliche Sprache übersetzt werden, fast nichts als ganz gewöhnliche, schon längst gesagte Dinge übrig bleiben, welche weder den Geist erheben, noch den Verstand erleuchten." p. 240. p. 280. Schiller ist „ein bedeutender Mann, der viel mehr seyn würde, wenn er weniger scheinen wollte." p. 280. „Der gesunde Menschenverstand heisst so im Gegensatze des kränklichen Magisterverstandes, dessen Früchte jetzt wieder so viele unnütze Bücher voll philosophischer Deductionen sind." p. 289. „Bleibt er (Schelling) aber bei der intellectualen Anschauung seines Ich; so wird nichts aus ihm, als ein gelehrter Thor." p. 290. „Ich habe diese Herzensergiessung nicht zurückgehalten, weil mir das Wohl der deutschen Literatur am Herzen liegt." 304. Trotzdem muss den guten Nicolai das Gewissen einigermassen genagt haben. Er fragt, was die feierlich ausgestäupten Herren Schiller, Göthe, W. von Humboldt, Kant, Fichte, Schelling mit ihm machen werden. „Wollen sie auf mich Satyren machen? — Meinetwegen, — wenn sie nur Witz haben!" Witz aber hatten die Herren trotz Nicolai, und Manche verschmähten es nicht, ihn gegen Nicolai zu brauchen.

Kant replizirte zunächst in der Vorrede zur Metaphysik der Rechtslehre p. X, indem er Nicolai nur aufforderte, sich in gewissen Dingen des Urtheiles zu enthalten, und ihn ziemlich deutlich als einen „unkritischen Ignoranten" bezeichnete, später in den beiden Briefen „über die Buchmacherei," Königsberg 1798, nachdem von Nicolai einige neue, eben so hämische als thörichte Angriffe ausgegangen waren. Hier betrachtet ihn Kant als erfahrenen Kenner der Buchmacherei, als Director einer Bücherfabrik, der sich die Materie sowohl als die Façon aussinnt, welche muthmasslich, durch ihre Neuigkeit oder

durch die Scurrilität des Witzes, die grösste Nachfrage haben wird und sich theils gedungene Buchmacher hält, theils selbst sich mit geeigneter Waare versieht. p. 17 u. s. w.

Sehr charakteristisch ist die Art, wie Nicolai nun seinerseits sich vertheidigt. In einem Buche von 266 eng gedruckten Seiten („Ueber meine gelehrte Bildung" u. s. w. Berlin 1799) tritt er den schweren Beweis an, dass er berechtigt sei, über die Philosophie mitzusprechen. Er erzählt die Geschichte seiner Jugenderziehung, um zu zeigen, dass er sich von der frühesten Jugend an, ungeachtet er keine Universitätserziehung genossen habe, aus innerem Triebe ernsthaft mit den Wissenschaften und besonders mit der speculativen Philosophie beschäftigte. p. 5. Aber eben durch seine frühe Aufmerksamkeit auf Studien, welche in die wirkliche Welt führen, modifizirte sich seine Neigung zur Speculation dergestalt, dass er niemals Erfahrung und Weltkenntniss vernachlässigte und verachtete. p. 8. In der Schule des Waisenhauses zu Halle hätte er beinahe das Heucheln gelernt, wenn er die geringste natürliche Anlage dazu gehabt hätte. p. 12. Von der Bibel gefielen ihm einige Psalmen nebst den Büchern der Maccabäer und Jesus Sirach am besten. Seine natürliche Fähigkeit, die er wie seine Wissbegierde überall sehr hochrühmt, liess ihn alle Wissenschaften mit grosser Leichtigkeit begreifen. In den lateinischen Schulen zu Berlin und Halle lernte er nichts als lateinische und griechische Wörter, wunderbar zusammengeknetet in alle Prädicamente einer pedantischen Grammatik; aber etwas Reales lernte er daselbst nicht. p. 8 etc. Endlich wird er auf die neu errichtete Realschule in Berlin gebracht. Ein Jahr ist er dort gewesen und das Schicksal hat gewollt, dass er in diesem einen Jahre auf der Laufbahn zum künftigen grossen Manne weit mehr gefördert worden ist, als vorher in fünf Jahren auf zwei berühmten gelehrten Schulen. p. 15.

In dieser Realschule, wie sie damals war, schildert Nicolai offenbar sein Ideal einer Schule, die eine solide Bildung verleiht. Es ist der Curiosität wegen der Mühe werth, diese Schilderung einer idealen Schulanstalt in Kurzem zu wiederholen. Alles was er hier lernte, war so interessant und mannichfaltig, dass er sich schon im ersten Monate vor Freude nicht zu lassen wusste. Nicolai war damals in seinem 15. Jahre. Besonders für dies Alter ist jener Studiengang doch sehr curios. Es wurde Botanik gelehrt, Anatomie an Skeletten, Kupferstichen und auf dem anatomischen Theater; die Oekonomie lehrte

ein ehemaliger Verwalter auch mit Excursionen aufs Land; ferner ward Naturlehre getrieben und Zeichnen, besonders architektonisches Zeichnen an Grundrissen und Aufrissen des Gebäudes der Realschule geübt; das Feldmessen wurde auch praktisch geübt, die Astrognosie nach Lehrbüchern und mit eigenen Observationen auf dem Observatorium; die Hauptprincipien der Mechanik mit Beziehung auf die Gewerbe, besonders nach Modellen von Mühlen aller Art. Vorzüglich interessant war die Manufacturenclasse, wo die Meisterwerke aller Handwerker, welche in Berlin Meister werden wollten, vorgezeigt und Umzüge durch Manufacturen und Fabriken gehalten wurden. Das sind die Studien, die in Nicolai jenen Beobachtungstrieb und die Aufmerksamkeit auf menschliche Beschäftigungen von aller Art hervorgebracht haben, welche ihn auch im Alter nicht verliess. Zudem hatte er das Glück, an Berthold einen ausgezeichneten Lehrer der Mathematik zu haben. p. 15—18. Durch diese Studien wurde Nicolai befähigt, ein so grosser Mann zu werden, und selbst Kant gegenüber festzuhalten, dass man durch eine Induction auf den Begriff eines allweisen und allmächtigen Urhebers der Welt kommen könne. p. 20. Philosophie hat er denn besonders nach Baumgarten, Wolf, Newton, Locke, Cartesius, Geulinx, Shaftesbury u. s. w. getrieben. Die Kritik der reinen Vernunft würde seine Aufmerksamkeit schon erregt haben als eine neue und sehr wichtige Erscheinung in der deutschen Literatur. Für ihn kam noch hinzu, dass es allgemein hiess, Kant wolle beweisen, dass nur in der Erfahrung allein Wahrheit zu finden sei. Er studirte mehrere Jahre lang, bis er „die Idee des Ganzen sehr richtig gefasst hatte.“ Aber seine Zweifel vermehrten sich beim Studiren, und er fand Widersprüche, die ihm unauflöslich schienen. Dadurch war er befähigt, er zuerst, die Stellen verschiedener Schriften Herrn Kant's, wo er sich widerspricht, vor Augen zu legen, welches vor ihm Niemand so deutlich gethan hat. So etwas lässt sich ohne mehrmalige sorgfältige Lectüre nicht denken. p. 51. Doch hält er „die Kritik der reinen Vernunft und die Kritik der Urtheilskraft nebst den Prolegomenen zu jeder Metaphysik noch jetzt für Bücher, welche verdienen, ernsthaft studirt zu werden.“ p. 57., die anderen Bücher Kant's natürlich nicht. Er studirte die kritische Philosophie über zwölf Jahre lang, ehe er öffentlich darüber ein Wort sagte. Man darf sich also um so viel weniger wundern, dass er so gut damit bekannt ist. p. 64. Kant

schreibt sehr oft weitschweifig und verworren, und hat nicht die Gabe eines guten Vortrags, p. 74, 180. ebenso wenig wie Herr Schiller, der „in Briefen über die ästhetische Erziehung und über die sentimentalen und naiven Dichter ein Galimatias (sic!) von verwirrten kritisch sein sollenden Sätzen und Terminologien hat abdrucken lassen.“ p. 78. Der Fortgang der deutschen Literatur hat ihm immer am Herzen gelegen, deshalb hat er solche Missbräuche gerügt, und seine Freimüthigkeit blieb auch nicht ohne Wirkung. Denn der Unfug ist seitdem gemindert worden. p. 80. Deshalb hätte Kant, ehe er in so hohem Tone über Nicolai absprach, ein wenig überlegen sollen, ob es ihm zieme, mit ihm in dem Tone einer väterlichen Weisung zu reden? p. 87. „Kant's „Streit der Facultäten“ ist ein Buch voll verkehrter Behauptungen; es ist unglaublich, welche Menge sinnloser Behauptungen in diesem Buche stehen, und darunter sind nicht wenige, deren Sinnlosigkeit zugleich sehr hämisch ist; ein sehr unartiges Geschwätz.“ p. 109. Nicolai hat bisher Kant geschont, schon weil er so hübsche weitläuftige Werke geschrieben hat; künftig soll von keiner Schonung mehr die Rede sein. Er will sich seinem Despotismus nicht mehr beugen und seiner Eitelkeit nicht mehr fröhnen. p. 104. 111. „Herr Kant spricht mit mir als mit einem völlig unwissenden Menschen. Ist dies der Ton, der ihm gegen mich anstehet?... Ich darf mir auch bewusst sein, dass ich seit dreissig und mehr Jahren eifrig die Wahrheit gesucht, und sie nach allen meinen Kräften befördert habe, und nicht ohne Erfolg, indem ich selbst die Wahrheit immer freimüthig heraussagte, indem ich Vorurtheile, Heuchelei und Aberglauben mit Muth angriff, indem ich die Rechte der gesunden Vernunft beständig vertheidigte... Und so darf ich ohne stolz oder eitel zu sein, wohl wissen, dass ich nunmehr über das was Literatur und Philosophie betrifft, wohl ein Wort mitsprechen kann.“ p. 114. So hat er die unwissenden Kantianer beschämt, indem er anzeigte, wie die Autonomie, dass die Vernunft das moralische Gesetz sich selbst giebt, längst vor Kant von Wolf sei gelehrt worden. So beweist er, dass Leibnitz vollständig den Begriff des Apriorischen entwickelt habe. p. 118 etc. „Mit welcher Nachlässigkeit Herr Kant oft die Worte hinwirft, ist fast unglaublich.“ p. 144. Und so kommt er denn zu dem Resultat: „Dass ein Quentchen gesunder Menschenverstand sehr oft viel mehr werth ist, als sechs Centner vonvornige kritische Philosophie.“ p. 175. „Für das grosse deutsche Publicum, für die achtungswürdige Menge, (Kant's

Ausdruck) hat diese Philosophie nie Interesse gehabt; und was sie hatte, fängt sie an merklich zu verlieren. p. 178. Insbesondere protestirt Nicolai dagegen, dass er ein Narr sei, wie Kant behauptet. Die Jesuiten nannten Pascal, weil er ihnen ihre Absurditäten gezeigt hatte, einen Narren ebenso, wie Kant den Nicolai. p. 182.

Bei Weitem schlimmer aber als Kant kommt in demselben Buche Fichte fort und sein plumper hyperkritischer Idealismus. p. 50. Besonders lacht Nicolai über Fichten, den mönchischen Thoren, der so kräftig versichert, er wolle gar nicht geniessen, wozu der arme Mensch sich auch durch seine vonvornigen Grillen mag unfähig gemacht haben. p. 152. Fichte ist ein spitzfindiger Sonderling. Seine Heftigkeit und sein Dünkel verbunden mit der Dunkelheit und Verwirrung seiner meisten Schriften, welche Finsterniss nur öfters von einem hellen Gedanken wie von einem Blitze unterbrochen wird, worauf wieder dunkle Spitzfindigkeit folgt, — Alles zeigt ihn als einen gar seltsamen Mann, welcher dabei durch sein hochdaherfahrendes und ungeberdiges Betragen Achselzucken erregen muss. p. 197. „Er ist übrigens der allerplumpste Idealist geworden, und geht so weit, dass er behauptet, nur das Uebersinnliche zwinge uns, unserer Sinnenwelt Realität beizumessen." 201. Ist das nicht entsetzlich? Aber weiter: „Sein Idealismus hat ihn zugleich zum vollständigsten Schwärmer gemacht." — „Man sieht wohl, der ehrliche Mann ist ein durch trübe Speculation verwahrloseter philosophischer Combabus. Denn aller Genuss ist ihm sinnlich und fleischlich und bringt um die Seligkeit. p. 204. Sein unbändiger Idealismus ist nichts als wilde Rechthaberei. Seine Rede klingt wie die eines blödsinnigen Kranken, der sich einbildet, seine Leber sei so gross als ein Kalb und hange an seiner Nase. p. 210. Besonders scheinen Nicolai Fichte's Lehren für die Jugend höchst gefährlich zu sein. Denn „die Mönchsmoral, dass man nur für das Uebersinnliche und für das nicht erscheinende Ewige leben, an dieser Welt aber einen Ekel haben dürfe, muss man Jünglingen nicht in den Kopf setzen; denn sie sollen ausdrücklich für die jetzige Welt brauchbar gemacht und zum Dienste des Staats und des geselligen Lebens gebildet, am wenigsten aber durch eine prätensionsvolle Philosophie auf den Dünkel gebracht werden, dass diese Welt für sie zu schlecht, oder dass in einer anderen Welt ihre Heimath wäre." p. 228.

Wie Voltaire den Papst Ganganelli segnete, weil er das Castriren der Knaben verbot, so segnet Nicolai die Landesväter, welche Mittel

anwenden, damit die Spinnwebenphilosophie aller Art nicht auf unseren Universitäten als die höchste und hauptsächlichste Weisheit gelehrt, sondern vielmehr gehindert werde, dass ferner die jungen Leute den Anfang alles Studiums mit metaphysischen oder mit kritischen, oder mit idealistischen Subtilitäten machen, sich damit die gesunde Vernunft fein früh verwirren und verkrüppeln: so dass sie nachher im menschlichen Leben nirgend an ihrer rechten Stelle stehen können und stehen mögen. p. 227. Das Herz über das Denken zu erheben, wie Fichte thut, „heisst wahrlich an Unphilosophie noch Kanten übertreffen!" „Wenn Herr Fichte, bloss als Schriftsteller, dergleichen Thorheiten auskramt, so mag man ihn widerlegen, oder da der Tropf, der uns alle für seine Producte und Geschöpfe hält, die ein Hauch seines freien Wesens annihiliren könnte, kaum verdient widerlegt zu werden; so kann man ihn auslachen." Aber insofern er ein Lehrer der Jugend ist, ist er wegen solcher zum Unterrichte der Jugend ganz unzweckmässigen Lehren dem Staate verantwortlich. p. 288. „Innerhalb Jahresfrist wird Niemand mehr an Fichten, an sein Journal und an seine verwirrte Ideen über die Existenz Gottes denken, wofern nicht durch unzweckmässige Massregeln Aufmerksamkeit darauf erregt wird." p. 245. „Kein Schwärmer ist zu widerlegen. Jeder Schwärmer ist krank am inneren Lichte — und Herr Fichte noch dazu an dem Blitze, womit die Philosophie ihm, nach seiner eigenen Forderung das Gehirn auf einmal versengte." p. 257. Fichte wird dann ein armer Schelm, ein presshafter Patient genannt. Und das Alles ist geschrieben, während Fichte wegen seines angeblichen Atheismus verfolgt wurde.

Wie Schiller und Goethe sich mit Nicolai abgefunden haben, ist aus den Xenien bekannt genug. Nicolai erliess darauf eine Gegenschrift: Anhang zu Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797. Wir heben auch hier einige Kraftstellen heraus. Nicolai spricht die Vermuthung aus, es sei in Schiller etwas von der Geistesstärke Karl Moor's, der in seinem bitteren Unmuthe über wahres und eingebildetes Unrecht sich hinter die Landstrasse lagert (p. 15). In seiner Reisebeschreibung hatte Nicolai prophezeit, Fichte würde im Jahre 1840 vergessen sein; hier verstärkt er seine Aeusserung dahin, dass er aufs Jahr 1804 im selben Sinne „compromittirt." p. 31. „Sie haben," ruft er Schiller zu, „von je her eine geschrobene, gezierte, schwankende, dunkele Schreibart mehr geliebt, als Sie sollten." p. 39., „eine Schreibart, in der sich's ziemlich gut verdecken lässt, wenn man nicht recht

zu Hause ist." p. 40. Nicolai dagegen ist „seiner deutlichen Schreibart wegen immer auch bedacht gewesen, richtig zu denken, und hat es nie gewagt, so wie Schiller, tiefe Philosophie zu affectiren, wo gesunder Menschenverstand weiter reichte, oder hohe superfeine Empfindungen zu lügen, wo natürliche Empfindungen schon ein gefühlvolles Menschenherz erfüllen konnten." p. 42 etc. Freilich nennt Nicolai Schiller und Göthe auch Männer von entschiedenem Talente, Männer, die unsterbliche Kunstwerke geliefert haben, p. 79; aber das hält ihn nicht ab, die Briefe über ästhetische Erziehung und Aehnliches ein abstractes Gemengsel von unverdautem ästhetisch-formalen Zeuge zu nennen. „Aber die Leser mit dem gemeinen Verstande schnuppersten nur von Weitem an dem ekelhaften Kruge, hielten die Nase zu, und kehrten um!" p. 54. In ähnlichem Style wird von Wilhelm Meister's Lehrjahren gesprochen, in dessen drittem Bande insbesondere die mystischen Gefühle Leuten von gesundem Verstande Lächeln abnöthigten etc. p. 87, über andere Werke der beiden Dichter p. 129. Bürger steht nach Nicolai gewiss als Dichter mit Göthe in eben derselben Classe. p. 165. „So bin ich von jeher im beständigen Kriege gewesen mit Aberglauben, Unsinn, Heuchelei, formaler Unweisheit und allem was die gesunde Vernunft und die deutsche Literatur verderbt; stelle mich auch, so alt ich bin, immer noch ins Vordertreffen, um die Rechte der gesunden Vernunft zu vertheidigen." (p. 208).

Fichte schwieg lange. Nur bei Gelegenheit (Annalen des philosophischen Tons 1797) bezeichnete er Nicolai einmal als die seufzende Creatur (Werke, 2. p. 480). Erst als er in einem Artikel der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" auch seinen persönlichen Charakter angegriffen glaubte, entschloss er sich zu energischer Abwehr. Er verfasste das biographische Denkmal: „Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen." Es in Preussen drucken zu lassen, hinderten ihn die Bedenklichkeiten, die die Censur erhob. Das Manuscript wurde Friedrich Schlegel mitgetheilt, der es denn bei Cotta 1801 herausgab. Der Druck ist wiederholt im achten Bande von Fichte's sämmtlichen Werken. Schlegel sagt in der Vorrede: „Was Nicolai betrifft, so weiss ich wohl, dass ich ihm durch die Herausgabe dieser Schrift die grösste Wohlthat erweise. Was könnte ihm ... Glorreicheres begegnen, als dass Fichte auf ihn, als ein wirklich existirendes Wesen, sich förmlich einlässt, ihn aus Principien construirt; und ihm womöglich sich selbst begreiflich macht? ... Verdient hat er es ganz und gar

nicht um mich, dass ich ihm ein solches Fest bereite, da er mir die Schmach angethan, mich in früheren Schriften ordentlich zu loben, und noch in den letzten mir Kenntnisse und Talente zuzugestehen" (z. B. Nicolai, Reisebeschreibung. 11, p. 285. „Herr Fr. Schlegel ist ein trefflicher Kopf" etc. Anhang zu Schiller's Musenalmanach 1797. p. 177).

Fichte war ein Meister in der Polemik. Es stand ihm eine gewaltige Macht der Charakteristik zu Gebote und eine Energie der Rede und besonders des vernichtenden Spottes, in denen sich sein leicht aufflammender gewaltiger Zorn den passenden Ausdruck gab. Diese Kraft der Polemik hatte er in der frühesten Epoche seiner Thätigkeit geübt, um sich einst eine Stellung zu begründen und lästige Gegner sich vom Halse zu schaffen. Er hatte dann vornehm und selbstbewusst alle Angriffe, die so vielfach auf ihn hereinstürmten, ignorirt, zum Theil auch wohl in der That nicht gelesen. In seiner späteren Zeit hat er seine Polemik nur gegen Schelling und die Naturphilosophie gewandt und zwar mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, theils in einzelnen Aufsätzen, theils in den Vorträgen über „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters," und in den „Reden an die deutsche Nation." Der Höhenpunkt aber in Fichte's polemischer Schriftstellerei wird durch jenes Buch gegen und über Nicolai bezeichnet, weil er hier in humoristischer Sicherheit über den Gegenstand hinaus ist, mit seinem Object in bitterer Ironie spielt, und flammende Zornesreden mit den Wendungen heiteren Spottes in wahrhaft künstlerische Verbindung bringt.

Alle Polemik hat den Uebelstand, dass, wenn die Zeit, in welcher die Controverse berechtigt war, vorüber ist, auch in denjenigen, die ihrer Gesinnung nach auf Seiten des Angreifenden stehen, leicht Mitleid mit dem Angegriffenen rege wird. Das ist insbesondere der Fall bei Fichte's Schrift gegen Nicolai theils wegen des Subjects, gegen das der Angriff gerichtet war, theils wegen des Tones, der leicht allzu heftig erscheint, wenn man selbst ausserhalb des Streites steht. Nicolai war ein alter, schwacher Mann, der, so möchte es scheinen, so viel er sich auch versündigt haben mochte, doch leicht allzu hart mitgenommen worden ist. Will man zum rechten Genusse jenes Meisterwerkes kommen, so muss man in dem Angegriffenen nicht diesen einen Mann, sondern eine ganze Partei erblicken, und diese Partei, das ist offenbar zuzugestehen, hat so scharfe Züchtigung verdient. Ausserdem muss

man sich in dieselbe Stimmung des Humors versetzen, aus der die Schrift hervorgegangen ist.

Fichte, indem er Nicolai ein biographisches Denkmal setzt, geht ganz philosophisch zu Wege. Recht in der Art der vonvornigen Philosophen construirt er das, was offenbar nur ein Gegenstand der Erfahrung ist, die Persönlichkeit seines Gegners, a priori. Im ersten Capitel leitet er den „höchsten Grundsatz ab, von welchem alle Geistesoperationen unseres Helden ausgegangen sind.“ In den folgenden Capiteln deducirt er, wie derselbe zu diesem sonderbaren höchsten Grundsatze gekommen sein möge, wie dieser höchste Grundsatz sich im Leben desselben geäussert habe, ferner worauf es zufolge dieses höchsten Grundsatzes unserm Helden bei allen seinen Disputen angekommen sei, die wirkliche Disputirmethode unsers Helden u. s. w., alles aus seinem zuerst abgeleiteten obersten Grundsatze. Dabei behandelt er Nicolai, den noch lebenden, als einen todten Mann und redet von ihm wie von einer Person aus der vergangenen Zeit, was bei ihm um so eher möglich scheine, als die Möglichkeit einer Entwicklung oder Veränderung bei Nicolai nicht vorhanden sei. Die einzelnen Capitel schliessen also: „Er starb alt und lebenssatt.“ „In dieser beruhigenden Stimmung lebte er und starb im frohen Glauben an die Unsterblichkeit seines Werkes.“

Fichte erklärt von vorn herein, das vollendetste Beispiel radicaler Geisteszerrüttung und Verrückung sei ihm, seitdem er ihn gekannt habe, Friedrich Nicolai gewesen. Darum will er sein Bild, nicht zur Selbstvertheidigung, sondern zur Warnung zeichnen. Nicht als Person, aber als Object, als vollendete Darstellung einer absoluten Geistesverkehrtheit, scheint ihm Nicolai dem Literarhistoriker und Pädagogen wichtig zu sein, und so interessant, als dem Psychologen ein origineller Narr oder dem Physiologen eine seltene Missgeburt nur immer sein kann. Dass Fichte in Nicolai mit Tiefe und Kraft die Leerheit und Nichtigkeit der rein negativen Aufklärung geisselt, giebt seiner Polemik einen dauernden Werth.

Als jener „oberste Grundsatz“ wird die feste Meinung Nicolai's bezeichnet, dass er alles, was in irgend einem Fache richtig und nützlich sei, gedacht habe, und alles dasjenige unrichtig und unnütz sei, was er nicht gedacht hätte, oder nicht denken würde. Alle seine Widerlegungen gingen von dem Hauptsatze aus: ich bin anderer Meinung; daher er denn zu diesem Hauptgrunde noch andere Nebengründe hin-

zuzufügen gewöhnlich unterliess. Sogar wenn ihm, wie dies in seinem späteren Alter häufig begegnete, von allen Seiten her einmüthig zugerufen wurde: er werde wohl selbst eines Urtheils über gewisse Dinge sich bescheiden, oder auch — er sei ein geborener Dummkopf, ein Salbader, ein alter Geck, und was man noch alles für Freiheiten sich mit ihm herausnahm, mochte er doch immer lieber voraussetzen, man sage dies bloss aus Schalkheit, und um sich für die empfangenen Züchtigungen zu rächen, als dass er irgend einem Menschen die Verkehrtheit zugetraut hätte, dass er fähig wäre, in allem Ernste und im Herzen einen Nicolai nicht anzuerkennen." — „Unser Held ging von dem Princip aus: ich, Friedrich Nicolai, bin anderer Meinung, als ihr, und daraus könnt ihr ersehen, dass ihr Unrecht habt. Er hat diesen höchsten Grundsatz seines speculativen Systems mehrere Male in bestimmten Worten ausgesprochen, ohnerachtet er sonst mehr für den rhapsodischen, als für den systematischen Gang war." — 28.

Dies zur persönlichen Charakteristik des Helden. Im Folgenden betrachtet ihn Fichte als Beispiel der falschen Popularität. Dabei folgende classische Stelle: „Ich will hier nicht untersuchen, ob es nothwendig sei, dass der Uebergang der Schriftstellerei einer Nation aus der gelehrten in die lebende Sprache eine Epoche des Verfalls der wahren gründlichen Gelehrsamkeit bei sich führe. Bei den Deutschen wenigstens war dies der Erfolg. Man bildete sich etwas ein darauf, endlich deutsch schreiben gelernt zu haben; man wollte, dass es auch für deutsch anerkannt würde, und bemühte sich daher, über alle Gegenstände so zu schreiben, dass dann auch in der That nichts weiter zum Verstehen gehöre, als die Kenntniss der deutschen Sprache. Der Vortrag wurde die Hauptsache, das Vorzutragende mochte sich bequemen; was sich nicht so sagen liess, dass die halbschlummernde Schöne an ihrem Putztische es auch verstände, wurde eben nicht gesagt; — und da man nur um sagen zu können lernte, auch nicht weiter gelernt, — späterhin verachtet, als elende Spitzfindigkeit und Pedanterie: kurz, das elende Popularisiren kam an die Tagesordnung und von nun an wurde Popularität der Massstab des Wahren, des Nützlichen und des Wissenswürdigen."

Mit dieser Popularität hängt die „absolute Oberflächlichkeit und Seichtigkeit" zusammen. Auch hier charakterisirt Fichte immer die Gattung, nicht dieses einzelne Subject. „Sein (Nicolai's) Geist war ein dürrer Chronikengeist. Nie vermochte er sich über die Erfahrung,

und zwar über die Erfahrung im allerniedrigsten Sinne des Wortes, über das blosse Aneinanderknüpfen von Sinneseindrücken und den Erzählungen davon hinweg, bis zum Begriffe eines allgemeinen Gesetzes, nach dem jene Erscheinungen erfolgten, oder erfolgen sollten, als dem Materiale aller Philosophie, zu erheben." „Jeden möglichen Gedanken, den er äusserte, trug er vor als unmittelbar gewiss und durch sich selbst klar ... Diese alle gleich unmittelbar gewissen Gedanken setzte er nun zusammen, wie sie ihm unter die Hände kamen, jeden möglichen an jeden anderen möglichen, und so verwandelte sich ihm alles menschliche Denken in einen grossen Sandhaufen, in welchem jedes Körnchen für sich besteht, und alle durcheinander geworfen werden können, ohne dass in dem Einzelnen etwas verändert wird." -- „Die absolute Oberfläche ist das nackte, abgerissene Factum als solches. Daher war der Kreis, in welchen das Nicolai'sche Vermögen gebannt blieb, der der Anekdote und der Curiosität. Es war ihm Herzensfreude, wenn die Untersuchung sich dahin lenkte . . . das blosse Wissen der geringfügigsten Anekdote war ihm Zweck an sich: durch dergleichen Wisserei erfüllte er, seiner Meinung nach, den Zweck des menschlichen Daseins, und stillte sein unendliches Sehnen nach Wahrheit. Je seltener diese Wisserei war, desto lieber war sie ihm, denn dann konnte er am meisten damit prahlen; und diese Seltenheit der Wisserei war die einzige Art der Gründlichkeit, die er kannte." p. 52. — „Und so widerlegte er denn auch die Speculation anderer durch Anekdoten, wahre oder erfundene Geschichten; und ein Sempronius Gundibert schlug eine Kritik der reinen Vernunft. Gegen den kategorischen Imperativ erinnerte er, und erinnerte wieder, dass es nach demselben im Leben nicht herginge, und glaubte bis an sein Ende, jenem Imperativ dadurch den Garaus gemacht zu haben."

Jene Oberflächlichkeit und Seichtigkeit ist das eigentliche Zeichen der falschen, rein negativen Aufklärung, „der Tendenz, dieses und jenes Aberglaubens seiner Kirche sich zu erwehren, seine Confession so vernünftig zu machen, als man selbst ist, und wenn das Glück gut wäre, sich eine natürliche Religion zu bauen, bei der man jener Confession ganz entbehren könnte." p. 13. „Darum waren Protestantismus, Denkfreiheit, Freiheit des Urtheils seine beständigen Stichworte. Sein Protestantismus nämlich war die Protestation gegen alle Wahrheit, die da Wahrheit bleiben wollte; gegen alles Uebersinnliche und alle Religion, die durch Glauben dem Dispute ein

Ende machte. Nach ihm war das eben der Zweck der Kirchenverbesserung, jeden Laien in den Stand zu setzen, über religiöse Gegenstände ins unbedingte hin und her zu disputiren, wie ein allgemeiner Bibliothekar, keineswegs aber irgend etwas gläubig zu ergreifen und in diesem Glauben zu handeln. Ihm war alle Religion nur Bildungsmittel des Kopfes zum unversiegbaren Geschwätz, keineswegs aber Sache des Herzens und des Wandels. Seine Denkfreiheit war die Befreiung von allem Gedachten; die Ungezähmtheit des leeren Denkens, ohne Inhalt und Ziel. Freiheit des Urtheils war ihm die Berechtigung für jeden Stümper und Ignoranten, über alles sein Urtheil abzugeben, er mochte etwas davon verstehen oder nicht, und was er vorbrachte, mochte gehauen sein oder gestochen." — „Die von dieser Clique haben die Volksaufklärung und einen Volkslehrer sattsam gelobt, wenn sie erzählt haben, dass die Bauern weniger Processe führen, sich seltener betrinken, und die Stallfütterung eingeführt haben." 88.

Fichte schliesst also: „Es ist kein Zweifel, dass auch ein Hund, wenn man ihm nur das Vermögen der Sprache und Schrift beibringen könnte, und die Nicolai'sche Unverschämtheit und das Nicolai'sche Lebensalter ihm garantiren könnte, mit demselben Erfolge arbeiten würde, als unser Held. Möchte man sich anfangs an seiner Hundenatur stossen, wie man sich eben auch an die Nicolainatur unseres Helden stiess. Wenn er sich nur nicht irre und schüchtern machen liesse, dieser Hund, wenn er nur das Gesagte immer wieder sagte und fest dabei bliebe, und unermüdet schriee und schriebe, er habe doch recht und alle Anderen hätten unrecht; wenn er sich wohl gar noch durch den Gedanken begeistern liesse, und sich damit brüstete, dass er schon als ein blosser unstudirter Hund dies einsähe, wie Nicolai sich auch immer damit gebrüstet, dass er als ein unstudirter Bürgersmann alles dies wisse: so wäre uns gar nicht bange, dass nicht dieser Hund sich einen sehr verbreiteten Einfluss verschaffen sollte. Seine Theorien würden das Zeitalter ergreifen, ohne dass man sich eben erinnerte, dass sie von unserem Hunde herkämen: es würde eine Aesthetik entstehen, nach welcher jeder Spitz die Schönheit einer Emilie Galotti kunstmässig zerlegen, und die Fehler in Hermann und Dorothea so fertig nachweisen könnte, als es jetzt nur Gottfried Merkel vermag; und die Bibel würde endlich von allem noch übrigen Aberglauben gereinigt

und so ausgelegt werden, wie ein aufgeklärter Pudel sie verständig finden, und wie er selbst sie geschrieben haben könnte."

Ehe wir von Fichte's Schrift gegen Nicolai Abschied nehmen, wollen wir als Probe von dem darin herrschenden übermüthigen Humor die Stellen anführen, in denen Nicolai's Schreibart charakterisirt wird. „Das Ganze seines Vortrages aber war so beschaffen, dass seine Leser ihn doch ganz vernehmen und recht verstehen möchten. Es kam ihm daher, so wie er den ersten Perioden geendet hatte, immer so vor, als ob er noch was vergessen und noch nicht deutlich genug geredet hätte. Er fing sonach in einem zweiten wieder von vorn an, um zu sehen, ob ihm nicht im Reden das Vergessene beifallen, und ob es ihm mit der Deutlichkeit diesmal nicht noch besser gelingen möchte. Da es ihm nun aber mit dem zweiten Perioden ebenso ergangen sein könnte, wie bei dem erstern, so musste er nun freilich in einem dritten, und nach Endigung dieses in einem vierten wiederum von vorn anfangen, und so immerfort. So rang er rastlos nach immer höherer Deutlichkeit und Vollständigkeit, und wenn er endlich doch einmal aufhörte, wie er denn wirklich zuletzt noch immer aufgehört hat, so geschah dies lediglich darum, weil seine übrigen wichtigen Geschäfte ihn abriefen und ihm die nöthige Zeit zur vollkommneren Ausführung seines Themas nicht verstatteten." p. 33. — „Dabei hatte er eine grosse Liebhaberei zum Witze ... Wir theilen diesen Witz trichotomisch ein, und finden an ihm eine vollständige Synthesis. Die erstere Art ist der repetirende Witz; wenn am Markte einer aus dem Pöbel vor dem ganzen herumstehenden Haufen einer Hökerin sagt: Du bist eine Diebin; und diese sich zu dem Haufen wendet und schreit: „Ich bin eine Diebin; sagt er:" Absolute Thesis des Witzes. Mit dieser Art pflegte unser Held seinen Widersachern die tiefsten Wunden zu schlagen; und die Schule der transcendentalen Philosophen soll allein daran sich zu Tode geblutet haben. — Die zweite Art des Witzes ist die der einfachen Retorsion; wenn jener sein Wort: „Du bist eine Diebin" wiederholt, und die Hökerin ihm nun antwortete: „nein Du, Du bist ein Dieb:" Antithesis des Witzes. Auch diese Art wusste unser Held vortrefflich zu handhaben, und bediente sich derselben häufig. Endlich, die dritte Sorte ist die der spöttischen Retorsion; wenn unser Mann sein Wort nochmals wiederholt, und die Hökerin ihm antwortet: „ja Du wärst mir der Rechte, dass Du mir das sagen solltest, Du siehst mir so aus, Du hättest es auf dem Leibe:" Synthesis

des Witzes. Man muss es unserm Helden zum Ruhme nachsagen, dass er dieser letzten beissenden Sorte, ohnerachtet er auch sie geschickt zu behandeln verstand, sich doch nur selten, und gegen sehr eingewurzelte Schäden bediente. Dies war der Umfang seiner Schalkheit, und andere Sorten haben in seinen zahlreichen Schriften sich nicht gefunden." — (p. 34).

Fichte's Schrift gegen Nicolai ist ein bleibendes Document und von dauerndem Werth, nicht bloss wegen des heiteren Geistes und der Kraft unwilliger Beredtsamkeit, die darin herrscht. Mit dem armen, alten, gemisshandelten Mann kann man Mitleiden haben; man muss aber zugestehen, dass er die Züchtigung verdient hat. Zudem: mutato nomine gilt das Meiste auch heute noch und wird immer gelten; denn Nicolai zwar ist todt, aber der Nicolaismus ist unsterblich, und veranstaltet in seiner eigenthümlichen Beschränktheit wohl auch Zweckessen und Redeactus zur Fichtefeier.

Der geneigte Leser möchte nun begierig sein, zu erfahren, was denn nun Nicolai zu dieser Fichte'schen Schrift gemeint habe. Nicolai hatte das Glück, bei einer für Fichte sehr fatalen Gelegenheit seine Meinung in aller Umständlichkeit, die die Sache erforderte, vortragen zu dürfen. Im Januar 1805 brachte Fichte's Freund, der berühmte Arzt Hufeland, den Philosophen als Mitglied der philosophischen Classe der Berliner Akademie der Wissenschaften in Vorschlag. Nicolai war Mitglied dieser Akademie seit dem Jahre 1798. Die Abstimmung über den Vorschlag erfolgte schriftlich. Nicolai's ausführlich motivirtes verneinendes Votum ist abgedruckt bei v. Göckingk: Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlass. Berlin 1820. p. 56 ff. Wir theilen das Wesentlichste daraus mit.

„Ich habe es allzuoft in öffentlichen Vorlesungen in der Akademie gesagt, als dass ich hier verhehlen könnte, wie wenig, nach meiner Ueberzeugung, Herrn Fichte's Philosopheme zum wahren Fortgange der Wissenschaften etwas beitragen können. Ich lasse gern dem Scharfsinne und der dialektischen Gewandtheit ihr Lob, womit Herr Fichte seine Philosopheme aufzustutzen weiss, ob ich gleich, durch ein sehr ernsthaftes Studium aller seiner Schriften, mich vollkommen überzeugt habe, dass alles auf ein leeres Spiel mit Begriffen, und auf neue unbestimmte Terminologie herausgeht, worunter oft ganz gemeine Dinge versteckt sind, und die nicht einmal consequent aus seinem Systeme folgen." — „Er" (Fichte) „ist der erste unter allen, die sich

Philosophen nannten, der von dem Grunde seiner Philosophie keinen Beweis geben will, der sie dennoch für die Einzige ausgiebt, und alles, sogar auch Politik, Handlung, Staatsverwaltung und Polizei einzig daraus herleiten will, und allen denjenigen mit der äussersten Verachtung begegnet, welche diese Philosophie nicht annehmen wollen.“ — „Durch diese unerhörte Forderung ... setzte er sich selbst aus der Classe der Philosophen heraus in die Classe der finstersten Schwärmer, welche verlangen, dass man ihrem inneren Lichte glauben soll, ohne die Wahrheit dessen beweisen zu dürfen, was sie bei diesem inneren Lichte zu sehen vorgeben.“ — „Herr Fichte hält sich selbst sogar — man sollte es nicht glauben, aber er hat es öffentlich gesagt, — für unfehlbar. Er sagt ausdrücklich: „Es ist gar kein Irrthum mehr möglich, denn die Anschauung irret nie.“ (Er meint nämlich seine intellectuelle Anschauung, die er nie bewiesen hat, noch beweisen will). Er sagt ferner: „Ich bin jeden Augenblick bereit, mich förmlich zu verbinden, dass ich ewig verdammt sein will, wenn ich je auch nur innerlich zurücknehme, was ich von meiner Wissenschaftslehre wirklich weiss, und als durchaus evident ansehe.“ Was soll nun die philosophische Classe einer Akademie der Wissenschaften mit einem solchen Manne machen? Sie müsste seine Wissenschaftslehre ohne Beweis annehmen, und dann ist es aus mit der Philosophie aller übrigen Mitglieder. Oder was kann er der Akademie mittheilen?“ — „Gott weiss es, dass ich Herrn Fichte keine dauernde Versorgung, die er erhalten kann, missgönne; nur kann ich mich nicht überzeugen, dass man, seiner Versorgung wegen, darauf denken müsse, ihn an eine Stelle zu setzen, wohin er sich schwerlich schickt.“ — „Der Preussische Staat hat keine Pflicht, darauf zu denken, Herrn Fichte zu versorgen, da er hier ein Fremder ist, der gar kein Verdienst um unsern Staat hat, und da ihm, wenn er sich irgend einem Staate nützlich zu machen weiss, ganz Europa offen steht, um eine Versorgung zu suchen.“ — „Dass Herr Fichte einen gegründeten Ruhm habe, der durch wahre Verdienste um die Philosophie entstanden wäre, kann ich nicht zugeben. Sein Ruhm war sehr ephemerisch, und ist jetzt ganz gesunken.“ — „Selbst unter den Mode-Philosophen sind seine ehemaligen eifrigen Schüler, Schelling und Wagner, von Fichte's Philosophie ganz abgegangen, und sprechen mit der grössten Verachtung davon. Zu der geringen Meinung von Herrn Fichte's Philosophie, welche jetzt in Deutschland allgemein herrscht,

hat nicht wenig beigetragen, dass deutlich eingesehen worden ist, wie wenig neue und feste Ideen darin sind; dass er, ob er gleich mit grossem Ungestüm verhiess, er wolle alle anderen philosophischen Ideen ausrotten, dennoch selbst nichts Neues und Originales hervorbrachte, sondern dass alles auf eine sehr falsche Erklärung und Erweiterung des Kantischen Systems, vermittelst einseitiger Einbildungen und eines sehr plumpen Idealismus, herauslief." — „Ich bin, wie meine Vorgänger im Votiren, völlig überzeugt, dass, nach den Principien der Wissenschaftslehre, weder von dem Erfinder, noch von seinen ehemaligen Schülern, (denn jetzt sind sie alle von ihm abgefallen,) kein einziges Buch geschrieben worden, welches ein gescheiter Mensch zur Hand nehmen möchte. Es wird jetzt in ganz Deutschland die Fichte'sche Philosophie wie ein ausgelöschtes Meteor angesehen." — „Aber es könnte auch wohl der persönliche Charakter dieses Mannes, so wie er sich vom Anfange seiner literarischen Laufbahn an beständig gezeigt hat, Behutsamkeit sehr nöthig machen. Er hat sich bei allen Gelegenheiten nicht nur äusserst anmassend und arrogant, sondern auch gegen alle Personen, die wider seine Philosophie etwas einwendeten, äusserst grob, und nicht selten so niedrig pöbelhaft betragen, wie es einem gebildeten Manne und einem wahren Gelehrten nicht anständig ist." — „Es kömmt auf die Frage an: Ob ein Gelehrter, der sich öffentlich so ausdrückt, und seine Lehre durch auffallende Beispiele bestätigt, in eine gelehrte Gesellschaft aufzunehmen sei, worin gegenseitige billige Toleranz der Meinungen, und die Höflichkeit und anständige Aufführung, die einem jeden gebildeten Manne eigen sein muss, für ein unerlässliches vorläufiges Erforderniss müsse geachtet werden?" — Nicolai führt die härtesten Stellen aus Fichte's Schrift gegen ihn an und fährt fort: „Ich habe dies hier anführen müssen, nicht meinetwegen, — denn mich kann dergleichen nicht herabsetzen oder beleidigen, — sondern weil ich glaube, dass die Akademie dadurch ist beleidigt worden, deren Mitglied ich damals schon ins dritte Jahr zu sein die Ehre hatte. Wenn Herr Fichte die Akademie auf solche Art mit seiner nie irrenden intellectuellen Anschauung anschauet, dass sie den Dümmsten und Unverschämtesten seiner Zeitgenossen, an dem nichts menschliches ist als die Sprache, zu ihrem Mitgliede wählte, so muss er sie wohl innig verachten. Es müsste sonach befremdend sein, dass Herr Fichte jetzt ebenfalls Mitglied dieser Akademie zu werden sucht, wenn sich nicht noch voraussetzen liesse,

dass er sich nur aus der Casse dieser Akademie eine Pension verschaffen wolle, ohne weiter an ihren, ihm verächtlichen, Arbeiten Antheil zu nehmen. Ich musste auch obige Stellen anführen, damit man deutlich sähe, wie tief unter die Würde eines wahren Gelehrten Herr Fichte herabsinkt, und wie wüthend er in seiner Leidenschaft wird. Dass Herr Fichte in seiner Philosophie einseitig, und gegen seine Gegner intolerant ist, hat er freilich mit vielen anderen Philosophen gemein; aber ihm war es vorbehalten, in einer öffentlichen Schrift zu wünschen: dass sein Gegner aufgehenkt würde, damit er seine speculative Laufbahn beschlossen hätte.“ — „Würden wohl die Mitglieder irgend einer Akademie es eben wünschenswerth finden, die Herrn Schelling, Schad, Wagner, welche Herrn Fichte's Nachfolger und Schüler, sowohl in idealistischen Hirngespinnsten, als in Grobheit und Zanksucht sind, neben sich zu Collegen zu haben?“ — Nicolai stimmt sodann für das Einrücken des Herrn Ancillon des jüngeren als ordentliches Mitglied in die philosophische Classe, „so wie es billig ist.“

Nicolai's Meinung drang durch, und mit Mehrheit einer einzigen Stimme wurde Fichte's Aufnahme in die Akademie abgelehnt. Fichten selbst, der 1805 als Professor nach Erlangen ging, hat diese Ablehnung wenig berührt. Ein Ersatz war, dass er 1809 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München wurde. Die Volksstimme meinte, Fichte habe bloss deshalb nicht Mitglied der philosophischen Classe der Berliner Akademie werden können, weil er ein Philosoph gewesen. (Vergl. Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Von seinem Sohne J. H. Fichte. 2. Auflage. Leipzig 1862. p. 357.) Was Fichte der Wissenschaft bedeutet hat, brauchen wir hier nicht auszuführen. Wie sehr sich Nicolai darin geirrt hat, Fichte's Ruhm für so ephemer und vergänglich zu halten, liegt in deutlichen Thatsachen vor. Selten ist eine Prophezeiung durch den Erfolg so gründlich widerlegt worden. Uebrigens ist es bekannt, dass auch Hegel der andere grosse Lehrer der Philosophie an der Berliner Universität, es bis zum Mitgliede der philosophischen Classe der Berliner Akademie ebenfalls nicht hat bringen können. So gründlich und ausdauernd war die Mittelmässigkeit vertreten in der Philosophenclasse einer von Leibnitz gestifteten Akademie.

Lasson.

Lessing's Kampf gegen die französische Tragödie.

Zwischen Geschichte und Poesie ist, weil sie beide aus demselben Volksgeiste entstammen, nothwendig eine tief innerliche Verwandtschaft, die sich weiter sogar auf Religion und Philosophie erstreckt, denn auch diese scheinbar aller Einwirkung der Volksthümlichkeit entzogenen Mächte erliegen ihr vielfach und zwar nicht bloss in der Form. Diese tiefen Zusammenhänge nachzuweisen und so künstlerisch angelegte und vollendete Bilder der Volksgeister zu geben, wie sie geschichtlich langsam erwachsen sind, ist, seitdem durch die von Grund aus erneuerte Sprachwissenschaft, die geheimsten Verzweigungen der Vorstellungen des Menschen sicher nachgewiesen werden, eine Hauptaufgabe unserer heutigen philologischen und historischen Disciplinen geworden. Auf dem letzteren Gebiete hat für die Behandlung der europäischen Geschichte L. Ranke durch seine Entdeckung des Gegensatzes zwischen den romanischen und germanischen Völkern Epoche gemacht, indem durch dieselbe an die Stelle diplomatisch-militärischer Darstellungen eine wundervolle, farbenreiche Welt getreten ist, in welcher der Geschichtschreiber das tiefsinnige Drama des Kampfes um die Führerschaft der Geister in der europäischen Menschheit vor uns aufrollt. Der grosse Mann — ich weiss wohl, dass er noch lebt, aber wann dürfte man dann von ihm reden, da er ja immer leben wird — hat uns, indem er die Geschichte dreier Völker in der bedeutendsten Epoche ihrer Entwicklung darstellte, eine Reihe von Aufgaben vorgezeichnet, deren eine ich

hier näher charakterisiren möchte. Er hat damit, durch die Wahl der drei grossen Cultur- und Brudervölker, feindlicher Brüder freilich, auf den unauflöslichen Zusammenhang derselben hingewiesen, den lösen oder gar zerreissen zu wollen, in meinen Augen, ein Verbrechen an der Liebe, an der Bildung, an der Geschichte ist. So ist, seit dem vorbedeutenden Eide, den die karolingischen Brüder zu Strassburg sich schwuren, der Einfluss Frankreichs auf uns ein im Entwicklungsgange der Geschichte immer mächtiger und eingreifender geworden und, mag uns das nun lieb sein oder nicht, an allen unseren grossen Culturepochen, bis in das vorige Jahrhundert hinein, hat Frankreich einen hochbedeutenden Antheil sich zu vindiciren. Das umgekehrte Verhältniss war bis dahin nie eingetreten, mit Ausnahme der Reformationszeit, wo einerseits der französische Geist durch Calvin sich eine glänzende Genugthuung gab, andererseits die grosse Masse des Volkes die Neuerung aus sich ausstiess. Da nun, mit dem ideellen Einfluss, auch der politische wuchs und bisweilen stark genug war, wie er die deutsche Nation schon den Bildungsclassen nach, tief gespalten hatte, sie auch in zwei feindliche Lager zu treiben — man kann sich dabei an die, trauriger Zukunft volle, Scene erinnern, wo an den Ufern der Weser Arminius seinen Bruder Flavus, den Römerfreund bittet, sich zu erinnern: fas patriae — libertatem avitam — penetralis Germaniae deos — matrem precum sociam —, so entstand doch endlich ein so erbitterter Gegensatz in der Nation, dass gerade in der Zeit, als der grösste Fürst des modernen Europas die rauhe vaterländische Eisenrüstung bereitwillig gegen die goldglänzende des Gegners ausgetauscht hatte, ein gewaltiger Rückschlag erfolgte. Es ist der Anfang des grossen welthistorischen Kampfes, der bis 1815 gedauert hat, mit Rossbach und mit der Dramaturgie beginnt und mit Waterloo endigt. In den obenerwähnten drei Geschichtswerken liegt nun aber, wie mir scheint, eine lebendige Aufforderung, sich Rechenschaft zu geben von der Natur jenes Einflusses, den der Proteus Frankreich – bei so entgegengesetzten Eigenschaften des Charakters — gerade auf Deutschland ausgeübt hat, von dem ich aber eine recht befriedigende Erklärung noch nicht gefunden habe. Es drängt sich nämlich hier die unwill-

kürliche Frage auf — warum war es nicht umgekehrt? und die andere, wie könnten wir jenen Einfluss, jetzt, nachdem Deutschland zum vollen geistigen Besitz seiner selbst gekommen ist, zurückgeben? Oder wäre gar Gefahr vorhanden, ihm noch einmal zu erliegen? Ich glaube es nicht, um so weniger, je mehr wir den Grund und die Natur jenes Einflusses erkennen, denn damit erfüllen wir das γνωϑι σαυτον, die erste Bedingung wahrer Selbstständigkeit. Meine Bemerkungen zur Lösung dieser Fragen knüpfe ich an die französische Tragödie.

Wenn es wahr ist, wie Vischer meint, dass Deutschland bestimmt sei, die ideale Tragödie der Zukunft hervorzubringen — so hat Deutschland früh angefangen, sich dazu zu rüsten. Wer in Giesebrecht's deutscher Geschichte mit dankbarem Gemüth gegen den Verfasser, für den ich ein schönes Beiwort wüsste, wenn er nur Preussen nicht hätte verlassen können, die treffliche Schilderung der welterschütternden Fahrten französischer Ritterschaft gelesen hat

„wie sie ausziehen über Land und Meer
und um den Erdkreis zieh'n die Siegesbahn,"

wer die immer weitergreifenden Entdeckungen verfolgt, die auf dem Gebiete der mittelalterlichen Literatur in Bezug auf den Anschluss deutscher Dichterwerke an französische gemacht werden, — selbst wenn wir, mit Karl Bartsch, ihnen erst die Seele eingehaucht haben —, nein, nein!! der möge von keinem unheimlichen Gefühl sich überschleichen lassen, denn unser Deutschland ist es ja doch allein, welches die geistig-politischen Riesenkämpfe des Mittelalters durchgefochten hat, und dadurch, den stolzen Nachbar stolz überschattend, Centrum der europäischen Entwicklung geblieben ist! Schon zu der Zeit, als scheinbar nur kaiserlicher Ehrgeiz sich gegen Rom auflehnte — konnte dies — und ich betone es für den weitern Gang meines Vortrags — nicht ohne tragischen Bruch der Gemüther geschehn. Eminent poetisch erscheint mir hier die Art deutscher Geschichte. Es ist die ästhetische Bedeutung des Wahlkönigthums, dass es, einen grossen, deutschen Stamm nach dem andern heranführend zum Kampfe, die ganze Fülle deutscher Charaktereigenthümlichkeit eröffnet, dass es immer volle Men-

schen, noch nicht versteinert durch den ererbten Besitz der höchsten Macht, unserer Sympathie darbietet. Aehnlich ist es mit den gegenüberstehenden Priestergestalten. Man hat ein Gefühl, als ob das Schicksal, nach dem tragischen Zeichen auf ihrer Stirn, sich seine Kämpfer auserwählen wollte. Am Ende des Kampfes weist Friedrichs II. Apostasie darauf hin, dass auch der volle geistige Bruch früher oder später eintreten muss. Wie untragisch und geschäftlich nüchtern ist dagegen der Kampf der französischen Staatsgewalt gegen das Papstthum! Das höchste Haupt der Christenheit treffen die Blitze des Vatikans. Und nicht lange dauerte es, so musste das ganze Volk, das deutsche Volk den kaiserlichen Kampf, den grossen Gang noch einmal wagen, um in unerhörtem Ringen, in qualvollen Wehen den deutschen Geist zur Welt zu bringen. Es war ein Ringen mit Gott, um die Himmelsleiter. Seit dieser Zeit, scheint es mir, ist die Vermittlung zwischen Gott und Mensch die Hauptaufgabe deutschen Denkens und Lebens, zwischen dem Unendlichen und dem Einzelnen, dem Schicksal und dem Helden die edelste und tiefste Aufgabe deutscher Kunst und Poesie geblieben. Nur aus Herzen, welche um der höchsten Güter willen gelebt und gelitten hatten, konnte die Kunst der Versöhnung in so ergreifenden Klängen emporsteigen, nur diesem Volke — aber selbst diesem kaum — konnte es gelingen, auf dem Gebiete der höchsten Kunst den Hellenen würdig an die Seite zu treten, welchen im Heidenthume ja eine ähnliche Aufgabe zugefallen war, denn: *παντες δε ϑεων χατεουσ᾽ ἀνϑρωποι* und *ἀνδρες ἀϑηναιοι, κατα παντα ὡς δεισιδαιμονεστερους ὑμας ϑεωρω* und

„Dir ist's, o frommer Sophokles, gelungen
Den Punkt zu schau'n, wo Mensch und Gott sich scheidet"

Aber Frankreich hatte in der Krisis, mit einem Erfolge, welcher es geistig wieder unter uns stellt, das „ense recidendum" angewendet, wenn auch, nach dem Geschichtschreiber Calvin's, in keiner Kirche das Blut der Heiligen reichlicher floss — und der tiefe Abgrund, welcher Deutschland seitdem spaltete, gab uns in die Hände unseres Gegners. In den dreissig Trauerjahren schlug der fremde Einfluss die tiefsten Wurzeln. Nicht bloss, weil dem zerrissenen Deutschland, dem das siebenfache

Schwert durch das Herz gestossen wurde, das unter einem Richelieu geeinigte Frankreich gegenüberstand, wir waren ja nicht unterworfen, nicht einmal besiegt worden; nein, weil die mit der Bruderfeindschaft zu tief vergifteten Gemüther in Deutschland selbst einen neutralen Boden — den Boden der Bildung nicht finden konnten. Indem Frankreich, seinem Wesen getreu, jene ihm von Deutschland gekommenen religiös-speculativen Gegensätze mit dem Uebertritt Heinrich's IV. zurückwies und, auf tieferem literarischen Gebiete, die Anfänge in Montaigne und mehr noch Rabelais, mit Boileau verwarf — wie oft möchten diese Namen bei ihm vorkommen? — fand es, im äusserlichen Anschluss an die griechische, aber im innerlichsten Bunde mit der römischen Antike, die neue neutrale Bildung. Um diese letztere Bemerkung wahr zu finden, sehe man auf einen Normalmenschen der damaligen Zeit, wie St. Evremond war, der lebt und webt in den Römern. Die edlen Formen dieser Bildung gefunden und sie von Descartes bis Charles Perrault auf fast alle Gegenstände des Denkens und Fühlens angewendet zu haben, die Schöpfung der modernen Prosa, die Hervorbringung eines ersten Ideals des gesellschaftlichen Lebens und die Stellung, welche den Frauen in ihm angewiesen wurde, die wenigstens augenblickliche Versöhnung der Stände in der Arbeit für das Wohl des Ganzen, die Einführung des Bürgerthums auf ein grossartiges Feld der bedeutsamsten politischen Thätigkeit im engsten Anschluss an den Monarchen, und endlich sein König Ludwig XIV., der, als man 1648 in Paris meinte, „les rois ne sont plus de mode," ihnen zeigen wollte, dass es noch Könige gab: das waren die Grundlagen der geistigen Macht Frankreichs in seinem grossen Jahrhundert. Aber die Centralschöpfung war doch das französische Theater — das erste stehende, nach Rosenkranz Ausdruck, seit denen von Syrakus und Athen — und vielleicht fühlte das Ludwig, als er Molière's Tod königlich beweinte. Warum? nur das Theater, in seiner blitzartigen, eben durch die Darstellung unwiderstehlichen Einwirkung, an einem Abend Massen elektrisirend, ausgerüstet mit einem Style, welcher bleiben wird, wenn auch das Uebrige zusammenfallen sollte — nur das Theater konnte unserer deutschen Literatur das Herz

ausbrechen und beinahe wäre es so weit gekommen. Schon baute und verzierte Gottsched gewissenhaft den Käfig, in welchem er Deutschlands Trutznachtigall regelrechteren Gesang lehren wollte, — schon hatte Juno - Theresia Wolken zusammengetrieben von West und Ost und Süd, schon wünschte Voltaire den Deutschen mehr Geist und weniger Consonanten, da erschient ihr Geisterfürsten, Friedrich und Lessing, da leuchtete dein Wetterstrahl, Rossbach, da sandtest du Zürnender deine apollinischen Geschosse, da jauchzte das Volk, da zog Deutschlands Welttag herauf!

Aber nicht vom Kritiker wollte ich reden, nein, von unserm grossen deutschen Dichter Lessing. Wozu braucht ein Kritiker das Treiben unruhiger, brausender Jugend, wozu das läuternde Ringen um Versöhnung in den Schmerzen des Menschenlooses? — aber der Dichter braucht das Alles, und wer hätte es mehr besessen als Lessing? Wie? strebt bei diesem seltenen und wunderbar organisirten Geiste nicht Alles zur Production, ist nicht jede Studie der Keim zu einer solchen und sein Leben, krystallisirt es sich nicht immer von Neuem in vollgültigen, dichterischen Bildungen, in denen der Geist der Zeiten sich wiederspiegelt? Um die Ausgeburt der Hässlichkeit, den erdentstammten Python zu erlegen, musste Apollon vom Himmel herniedergestiegen und mit strahlender Schönheit umkleidet sein; so tödtlich sie waren, die blossen Pfeile reichten nicht aus.

Doch halt, Gleichnisse können weit führen und dieses hat mich schon viel zu weit geführt — ich wünschte nur meine innerste Ueberzeugung auszusprechen, dass keine Kritik der Welt die Fessel der gallischen Knechtschaft gebrochen haben würde, man denke an die Schlussworte der Dramaturgie, wenn ihr nicht neue Schöpfungen zur Seite gestanden hätten. Ist es nicht leicht begreiflich, dass nur solche für die weiteren Kreise der Nation Bedeutung haben konnten? Denn ins Theater können viele gehen, die Dramaturgie lesen, schon wenigere. In der Verbindung freilich beider Kräfte muss man die glänzende, einzige Ausrüstung Lessing's zu seinem hohen Werke bewundern. Wie dem aber auch sei, ich spräche lieber, weil freier und muthiger, von dem Werke des Dichters, denn seine Kritik ist — das sage

ich vorläufig — überwunden, ist nicht mehr die unseres heutigen Standpunktes.

Das Werk, in dem Lessing mit einem Instinct, welcher allein das Bewusstsein eigener Leistungsfähigkeit verräth, und nach zehnjähriger Vorbereitung, seine Angriffe vor allem auf die französische Tragödie richtet, die Dramaturgie, wird selbst in wissenschaftlichen Kreisen, denen aber ästhetische Studien ferner stehen, noch immer als der Köcher eines Odysseus angesehen, der die fremden Eindringlinge erlegt und dann seine Pfeile für den Nothfall zu beliebigem Gebrauche hinterlassen hätte. Man meint, man brauche da nur hineinzugreifen; dem ist nicht so. Wo wäre denn in unseren Tagen die Kritik der Dramaturgie unangetastet und unangefochten geblieben? Ihre Grundlage ist die Auslegung des Aristoteles an jener berühmten Stelle über die Erregung von Mitleid und Furcht und die Reinigung *των τοιουτων παθηματων*, um mit derselben Auslegung die französische Tragödie aus den Angeln zu heben; es ist für Lessing der archimedische Punkt — nun wohl, hat ihm nicht Jakob Bernays — *παλαια τε πολλα τε ειδως* — in einer Abhandlung, von der Brandis sagt, sie sei selbst in lessing'schem Geiste geschrieben, diesen Punkt entrissen — nach seiner eigenen Ueberzeugung wenigstens? Findet er nicht, dass man in Lessing's Geiste die Tragödie ein moralisches Correctionshaus nennen dürfte? Ich habe mich hineingewagt in das gelehrte Getümmel, trotz des *πυξ τε παλαισμοσυνη τε και ἁλμασιν ἠδε ποδεσσιν* — hier nur einige Namen aus dem Katalog der Kämpfer: Kock, Stahr, Susemihl, Fränzel, Zell, Walz, Spengel, Brandis. Es sind, wie man sieht, Athenienser darunter, nicht alle sind Lessing's Gegner, aber ich wünschte wohl, Beispiele geben zu können — erlaubte es die Zeit — wie seltsam oft seine Vertheidiger die Dramaturgie studirt und — vergessen haben. Dem Freunde der französischen Tragödie — wenn sich solche noch sehen lassen dürfen, ich bekenne, ihrer etwa 80 für meine Zwecke durchgearbeitet zu haben — ist nicht etwa die Stelle schmerzlich, wo die Dramaturgie sagt, die französische Tragödie sei keine Tragödie, denn vielleicht giebt ihr Freund das zu — wohl aber die heftige, wo es heisst, sie sei das wässerigste, schaalste Zeug von der Welt! Lassen Sie

mich, meine Herren, die bedenkliche Aeusserung H. Hettner's anführen: „Wir müssen den gewaltigen Dichtungen Corneille's und Racine's wieder gerecht werden!" Was hätte Lessing dazu gesagt? Und hieran müsste sich die Geschichte der Kritik der französischen Tragödie in Deutschland seit Lessing anschliessen, die da vielleicht doch mehr respectable Bekanntschaften aufweisen würde, als man ihr das so zutrauen sollte; — ich übergehe natürlich hier die dahin einschlagenden, von mir gesammelten zahlreichen Aeusserungen — aber ich nenne auch hier die bedeutendsten ihrer Vertheidiger und Freunde: Prutz, Ed. Arndt, K. Fränzel, Mor. Carrière, Jul. Schmidt, Rosenkranz, Maasz in Neubrandenburg, der ihr sein Leben gewidmet hat und nur Lessing selbst mehr hätte schonen sollen, — zahlreiche Verfasser von Schulprogrammen und Aufsätzen im Archiv. Um die französische Tragödie anzugreifen, hat Lessing Bundesgenossen aus Frankreich angenommen; nicht immer beachtet man hinlänglich seine starken Aeusserungen über den Einfluss Diderot's auf ihn, unter anderen die, wo er desselben Père de Famille als ein Stück nennt, welches in dunkler Nacht Licht gebracht hätte, welches sich lange, warum nicht immer auf der Bühne erhalten würde! — meine Herren, ich frage nicht indiscret, wie viele von uns haben es gelesen; ich frage getrost, wie viele von uns haben es gesehen; und wäre vielleicht nur ehrenhalber mit jenem hervorragenden Individuum die Gattung bezeichnet, wo ist, zunächst in den Werken unserer beiden anderen Heroen, das häusliche Drama, in welchem Lessing, wie sich beweisen lässt, die Zukunft der deutschen Bühne sah?

Diese Thatsachen — vorgetragen, wie es mir bei der Kürze der hier mir zugemessenen Zeit nicht anders gelingen wollte — beweisen doch immer, dass in Bezug auf die Kritik der Dramaturgie ein Umschwung eingetreten ist. Aber welches ist sein positives Ziel? Vielleicht giebt es uns Ebert an, da, wo er in der Einleitung zur ersten speciellen deutschen, ich sage deutschen Untersuchung über die Geschichte der französischen Tragödie, nachdem er von der vieljährigen europäischen Herrschaft derselben gesprochen hat, also schliesst: „Das sind Erfolge, die bis dahin leider mehr den Zorn der ästhetischen Literarhistoriker, als ihren Scharfsinn zu erklären

herausgefordert haben!“ Wenn ich an meine oben gegebene Charakteristik des Zeitalters Ludwig's XIV. und seiner Bildung erinnern darf, so ergab sich da, dass die Stärke dieser Bildung in ihrer Form bestand. Wie, wenn diese Form die Schule des deutschen Geistes gewesen wäre? Doch, wer wüsste das nicht, wer gestände das nicht, wenn auch murrend und widerstrebend, zu? Nun dann lasst auch der französischen Tragödie ihre Form, denn sie bedurfte ihrer, bedurfte der straffsten Anziehung der Regeln, um den Regellosen zu fesseln, bedurfte ihrer Einheiten, ihrer Hofsphäre, ihrer gewählten Sprache, und ihres mächtigen Rüstzeuges, des Alexandriners! Denn auch diesem haben Deutsche sich nicht geschämt, sein Recht werden zu lassen, eben jener Ebert, Tycho Mommsen, Viehoff, ja selbst deutsche Dichter, Rückert, Freiligrath, Geibel. Und man vergesse nicht, was Schiller von ihr und dem Gallier sagt:

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene,
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied.
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied;
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Ich nehme die Gedanken meiner Einleitung wieder auf. Zur Abwehr brauchen wir die Kritik der Dramaturgie nicht mehr, wenn sie auch stets eine deutsche Geistesthat bleiben wird, seitdem wir Nathan den Weisen, den edelsten, nur in Deutschland gefundenen Ausdruck der Bestrebungen des 18. Jahrhunderts, Wallenstein und Iphigenie haben. Das 18. Jahrhundert sah nichts historisch, wir Alles. Das heisst, wir wollen vor allem die Dinge in ihrem innersten Wesen verstehen und, haben sie bedeutend gewirkt, so fühlen wir unpartheiisch das Bedürfniss, ihre Berechtigung nachzuweisen. In der politischen wie in der Culturgeschichte gilt L. Ranke's Wort: „Nur auf die Erkenntniss der grossen Motive und ihrer Erfolge kann es uns ankommen.“ Ich gehe daran, in kurzen Zügen das Gegenbild dessen zu zeichnen, was ich

über die Entwicklung des deutschen Geistes bis zum Zeitalter Ludwig's an den Anfang meines Vortrages habe stellen müssen, um dann zu schliessen. Wenn Ebert zur Erklärung der Erfolge der französischen Tragödie eine vollständige geschichtliche Entwicklung mit stetem Hinblick auf die Umgestaltungen der allgemeinen Cultur Europas verlangt, und zwar indem man dieselben nicht einzeln, sondern im Zusammenhange betrachtet, so kann ich aus diesen Worten doch nicht herausfinden, was er wohl eigentlich für den geistigen Kern der französischen Tragödie hält, und erst, wenn dieser gefunden ist, kann man doch eigentlich die Wirkungen ihrer einzelnen Dichtungen erklären, besonders aber meine ich, ihre Wirkungen auf Deutschland. Der weltgeschichtliche Beruf des französischen Trauerspiels, fährt er fort, war auf die Antike hinzuweisen. Ich frage, wie kam die französische Tragödie zu diesem Beruf? In aller Kürze, meine Herren, einige beschliessende Andeutungen.

Wenn ich zu Anfang aufmerksam machte auf den tragischen Bruch der Gemüther in jenem Kampfe mit dem Papstthum, wenn es wahr ist, dass aus dem noch tieferen Bruch durch die Reformation eine Fülle von Gedanken und Gefühlen heraufströmte, welche zur Versöhnung und zur Vermittlung zwischen dem Unendlichen und dem Einzelnen strebten — so stelle ich neben diese Entwicklung, welche der Kunst den tiefsten sittlichen Gehalt bot, ohne jedoch bis dahin eine classische Form sich geschaffen zu haben, dasjenige Element, welches mir in der ganzen literarischen und künstlerischen Entwicklung Frankreichs die Hauptrolle zu spielen scheint, den Heroismus. Von der Chanson de Roland an, steht er da, dieser fertige, einfache, vollkommen in sich geschlossene Heroismus — ja vielleicht ist es erlaubt, für ihn, als Urahnen, jenen ritterlichen Helden des Alterthumes zu nennen, dem, obgleich er bewies, dass der grösste Mann der keltischen Nation doch nur ein Ritter war, Th. Mommsen die schönste Seite seines Buches gewidmet hat, und den der verbannte Herzog von Aumale, in einer Studie über die VII. Campagne Cäsar's in Gallien „den ersten Franzosen" nennt. Vielleicht erweckt es Ihr günstiges Vorurtheil für meine Behauptung, wenn ich aus Devrient's Reise nach

Paris die kurzen Worte für mich anführen kann: „N. N. spielt den Guyon — einen echt französischen Charakter. Es ist merkwürdig, wie den Franzosen dieses festgeschlossene, männlich kriegerische Wesen gelingt. Solch ein Kerl ist durch und durch wahre Heldengrösse in dieser edlen Ruhe voll Mark und Kraft, dieser niederschmetternden Gewalt des Zornausbruches." Eine solche Gestalt ist Ludwig IX. nicht umsonst für meine Betrachtungsweise der Heilige genannt. Ein grosses, feststehendes Ziel, eine vollkommen ausgebildete, unantastbare und als solche überlieferte Lebensgrundlage forderte eben nur heroische Hingabe, machte einen Kampf unmöglich. So bei Ludwig IX., der gerade in der Zeit der furchtbarsten Krisis in Deutschland auftritt, wo bei Wolfram überall das tiefste, geistige Ringen ist und, darf man neuesten Forschungen glauben, religiöse Tendenzen von der eigenthümlichsten, hochstrebendsten Art sich finden. Aber ein Kampf ist doch möglich, nämlich mit der persönlichen Verirrung, mit der Sünde, die da versucht, uns von unserer Lebensgrundlage loszureissen — oft sie freilich auch gar nicht berührt — ohne diese selbst zu zerstören. So verstehe ich den Kampf zwischen Pflicht und Neigung, der deshalb meiner Ansicht nach nie tragisch sein kann, wenn auch Schiller in einer seiner frühesten Abhandlungen darum den Cid das Meisterstück der tragischen Bühne nennt (XI, 443). Es mag, nach M. Carrière, kein kleines Verdienst sein für Corneille und Racine, diesen Kampf zum Mittelpunkt der Tragödie zu machen, wenn er aber Tasso, Wallenstein, Iphigenie und Marie Stuart auf dieselbe Stufe stellt, wie die Werke jener und nur findet, dass der Kampf nicht so anatomisch blossgestellt sei, wie bei den Franzosen, so kann ich nur finden, dass hier der ganze, tiefe, nicht zu vermittelnde Unterschied zwischen deutscher und französischer Tragödie aufklafft. Innerster Kern aller Tragik ist der Bruch mit der Lebensgrundlage, die Schuld, ὕβϱις — ἁμαϱτια; in unserem Sinne, wie er dem antiken nicht gleich aber verwandt ist, wissen die Franzosen nichts davon. In jenem Heroismus ist der Ursprung der sogenannten „vollkommenen Charaktere" zu suchen, jener ritterlichen Gestalten in ihren geschichtlichen Abstufungen, wie die Franzosen von der Chanson de Roland bis auf die drei Mous-

quetiere, nicht müde werden, sie zu schaffen und zu bewundern. Deshalb kann ich auch den verehrten Gründern der Zeitschrift für Völkerpsychologie einen generellen Unterschied zwischen den Franzosen des Mittelalters und denen der neueren Periode nicht zugeben. Da das französische Volk, wie kein anderes sich in den Gestalten seiner Fürsten resümirt, so stelle man neben Ludwig den Heiligen einen zweiten Grundtypus zahlreicher tragischer Gestalten, den bösen Philipp IV. Aber nach modern ästhetischem Gebrauche passt hier das Böse eigentlich nicht; denn das Böse ist hier, wie das Gute, innerlich geschlossen und selbstzerstörender Bewegung unzugänglich. Das Böse in unserem, in dem shakspeareschen Sinne führt ja auch durch eine überwältigende, langsam verzehrende Schuld eine höhere Vermittlung mit der jenseitigen, ewigen Macht des Schicksals und des weltregierenden Guten herbei, wenn es endlich in seiner absoluten Vereinsamung machtlos und qualvoll zusammenbricht; jenes Böse aber — Mithridate, Acomat, Narcisse, Athalie u. a. besonders bei Crébillon —, seinen unauslöschlichen Durst nach Herrschaft für absolute Berechtigung nehmend mit diabolischer Naivetät, kennt kein Schuldgefühl, kein Gefühl der ὕβρις, keine Reue, so dass dieses Böse eben nur gerichtet und vernichtet werden kann — und so leite ich den für die französische Tragödie so wichtigen Begriff der poetischen Gerechtigkeit ab. Nun erst, denke ich, gewinnt die Construction der französischen Tragödie Boden, sowohl was den Inhalt, als was die Form anbetrifft, denn, meine Herren, dieses innerlich entwicklungslose Gute oder Böse reducirt es nicht das Stück auf Handlung, auf eine Katastrophe, deren künstlerische Form fast nothwendig die drei Einheiten sein mussten? Liegt es nicht wirklich ohne Zwang nahe, dass die Repräsentanten jenes Heroismus, ganz abgesehen von dem Anschluss an die Antike, nur im Adel und im Fürstenthume gesucht werden konnten und ist damit nicht auch zugleich die Art der französischen tragischen Sprache gegeben? So muss ich es denn allerdings aussprechen, dass Lessing schliesslich Recht behält. Ich sagte schon oben, den Freund der französischen Tragödie schmerzt nicht, dass Lessing ihr diesen Namen verweigert, denn er hat Recht. Die französischen Dichter setzten an die

Stelle von Mitleid und Furcht in der Seele des Zuschauers, die Bewunderung; aber wie leicht vergisst derselbe, bei der Erhöhung seines Kraftgefühls die sittliche Grundlage der heroischen Energie, welche er dargestellt findet, um jener schaudernden Bewunderung anheimzufallen, von der Marquis Posa spricht. Ein solches Werk leitet nicht hinüber in die Geisterwelt, aber wenn die königliche Seele des Helden ihr tiefes schuldiges Leiden offenbart, wenn die feurige Sympathie, zu der zuerst uns sein Pathos mit fortreisst, immer mehr zum Mitleiden und zur Furcht wird, wenn dann das geheimnissvolle, überweltliche Echo der Schuld, das Fessellied der Eumeniden, sich vernehmen lässt und der Sturz des Helden uns mahnt, ewige Mächte und Antigones ungeschriebene Gesetze anzuerkennen, dann fühlen wir uns hinübergezogen in das Reich des unwandelbaren, des gerechten Schicksals. Dies Höchste hat allerdings die französische Tragödie nicht erreicht, darum ist sie mehr glänzend als tief, darum tritt in ihr das Gefühl des Unendlichen so selten an die Seele des Zuschauers und nur sehr kühle Andeutungen, „destin — dieux favorables — funestes hasards“ erinnern an den überirdischen Kreis, in dem die Alten uns stets gefangen halten.

Wenn nun in meinen beiderseitigen Entwicklungen Wahrheit ist, so muss ein Doppeltes klar werden, 1) warum die französische Tragödie so mächtig wirkte, 2) warum dem einmal gründlich und zwar gerade durch Lessing ein Ende gemacht werden musste. Auf jeden in der Entwicklung begriffenen, noch mit der Form, die er seinem innersten Wesen geben soll, ringenden Menschen werden fertige, aus einem Guss stammende, daher stets zum Handeln aufgelegte Persönlichkeiten, auch wenn sie ihrem inneren Werthe nach unter ihm stehen und er selbst dies fühlt, einen bedeutenden Einfluss üben, eben vermöge ihrer Formenfertigkeit, wie H. Rückert, nach dem äusserlichen Anschein ohne sie in ihrem Kerne erkannt zu haben, die Sache nennt. Sollten sich zu dieser Wahrheit nicht, nächst dem Einleuchtenden der Bemerkung selbst, auch in der Literatur Beispiele finden? Wollte ich hier fleissig aufgesammelte Urtheile der Franzosen über Deutsche, weniger bekannte Darstellungen gerade deutscher Gestalten aus französischen Dich-

tungen hier anführen — ich spreche von meinem Fleisse, denn wie sollte ich ohne ihn vor einer solchen Versammlung bestehen, — so würde sich ergeben, dass die Franzosen oft in recht edler Bescheidenheit, mitunter in gemüthlichem Spotte, die Sache so ansehn. Hier haben wir Parzivals ringende Jugend, hier die qualvollen Zweifel des wohl berühmtesten Zöglings der Universität Wittenberg. So hat Frankreich auf Deutschland gewirkt, so ihm die Formen geliehen, die uns Deutschen eine heilsame Schule waren. Sowie nun aber ein deutsches Gemüth erstand, von echt deutschem Gehalt, fähig, vor Allem ihm eine Form zu geben — immer wieder der Dichter Lessing — da war der Bann gelöst! Es scheint mir klar zu sein, dass der Rückschlag erst erfolgen konnte, als ein Mann erstand, in welchem die dem französischen Wesen entgegengesetztesten Eigenschaften verkörpert waren und mit Productionskraft verbunden auftraten: darüber aber — die Zeit erlaubt mir nicht, es auszuführen — verweise ich auf Lessing's Correspondenz, und wenn ich es mir erlauben darf, auf eine frühere Arbeit von mir selbst. Für wenige Minuten, meine Herren, kehre ich noch zur vollständigen Lösung meiner Aufgabe zurück, nämlich um zunächst noch ein Beispiel jenes Heroismus anzuführen, wo der Unterschied zwischen deutscher und französischer Auffassung recht grell in die Augen springt. Ich meine die Jungfrau von Orleans. Ihre Naivetät, die absolute Ausfüllung des einfachsten Herzens mit dem grössten und hinreissendsten aller Gefühle, dem, von Gott zu einer grossen, völkerrettenden That auserlesen zu sein, macht aus ihr nichts weniger als eine tragische Heldin im deutschen Sinne, denn weit entfernt, dass sie mit dem Wunsche, die stolzen Engländer vernichtet zu sehen, sich überhöbe, ist es gerade das, woran sie Alles setzt, — und so unendlich Schönes Schiller's Stück auch enthält, nirgends ist es ihm doch schwerer geworden, den Bruch des Helden mit sich selbst durch die Schuld zu vermitteln. Die Franzosen selbst aber haben diese Vermittlung theoretisch zurückgewiesen, in ihren J. d'Arc-Tragödien aber dieselbe unverstanden gelassen und sich einfach an den Heldencharakter gehalten. Der romanischen Logik ist die Schuld fremd; im Gefühl irgend einer höheren Berechtigung nimmt sie Thaten auf sich, vor denen man zurück-

bebt. Diese romanischen Charaktere sind nicht für die deutsche Tragödie geeignet. Richelieu — der Soldat Montglat erzählt es mit Bewunderung — brauchte auf dem Todtenbette seinen Feinden nicht zu verzeihen, denn er hatte keine anderen gehabt als die des Staates. Gregor VII. stirbt im Exil, weil er die Gerechtigkeit geliebt hat. Allerdings, da ist Heroismus, da ist Bewunderung. Wie anders ein Gustav Adolf mit seinem tief ahnenden, ergreifenden Todesgefühl gegenüber der wie anbetend knienden Einwohner Naumburgs! Da ist tragische Schuld! Da ist Mitleid, da ist Furcht! Wie anders der innere Kampf eines Cromwell, besonders wenn man sich verurtheilt, in V. Hugo's mindestens sonderbarem Drama die Spuren von Gefühlen zu suchen, in welche nicht einmal der Protestant Guizot — sonst doch ein ἀνηρ βασιλικος — eingedrungen zu sein scheint.

Wie verwandt ist nun aber diesem geschlossenen Heldencharakter — auch dem Blute nach — jener des Römerthums, der Kern des Römischen Wesens, der Stoicismus, wie er sich in sich zusammenzieht und der Welt den Eingang wehrt; auch da ist kein Bruch, kein Schuldgefühl: impavidum ferient ruinae. Rüttelt aber die Welt an ihm, dann löst sich der starre Muth und in gewaltigem rhetorischen Pathos affirmirt er sich selbst: victrix caussa deis placuit sed victa Catoni. Daher die allgemeine Bewunderung der Franzosen für den Lucan, deshalb haben sie, mit Ebert zu reden, ihr welthistorisches Verdienst darin, auf die Antike hingewiesen zu haben, wie sehr auch dieser allgemeine Ausdruck schiefer Auslegung unterliegt. Hier ist die Wurzel jenes abstracten römischen Staatsheroismus, den der aus dem antiken und celtischen Blut zugleich stammende Trieb zur Einheit hervorbringen musste, wie er in Richelieu (Horace — Pompée — Auguste) seinen erhabenen, späterhin seinen scheusslich carikirten Ausdruck gefunden hat. Das ist der Weg von Cinna bis zu Charles Neuf, dem Vorspiele der Revolution.

Ich fasse zusammen und eile zum Ende. Ludwig der Heilige — Chanson de Roland — Bayard — Rodrigues — Auguste — Richelieu — Polyeucte — Jeanne d'Arc. — Dann die typischen Figuren des gentilhomme, honnête homme, cha-

rakteristich in unseren Zeiten des Soldaten [auch Jul. Schmidt hebt dies hervor, und die Franzosen wimmeln von Stellen, welche das klarste Bewusstsein davon verrathen,] und endlich carikirt und doch feinerem Blicke erkennbar, wie aus dem Gotte Thor im Märchen ein Schneidergeselle geworden ist, der Lebensvirtuose, Robert Macaire und seine Genossen.

Zwischen Geschichte und Poesie ist ein tiefer Zusammenhang — diese Behauptung wollte ich für die französische Tragödie nachweisen. Sie ist der Kern der Literatur des Jahrhunderts Ludwig's XIV., ihr mächtigstes Instrument für ihre Herrschaft über andere Völker. Wir haben uns losgemacht von ihr für immer, alles was sie wollte, haben wir in höherem Grade geleistet. Dennoch hat sie, als Repräsentantin des französischen Volksgeistes und durch ihren theilweise unübertroffenen Styl Ansprüche auf Anerkennung.

Diese hat ihr auch in der Dramaturgie Lessing viel mehr gewährt, als man das gewöhnlich betont. Wahrhaft erkannt in ihrem Werthe wird sie erst, wenn man sie zusammennimmt mit den gleichzeitigen Manifestationen des französischen Volksgeistes in seinem grossen Jahrhundert.

Die Darstellung dieses Jahrhunderts ist eine Aufgabe, die, in ihrer ganzen Grösse, ihren weltumfassenden Beziehungen nach, nur in Deutschland gelöst werden kann, denn nur in Deutschland wird Weltgeschichte geschrieben. Wenn wir so, wie L. Ranke für die politische Geschichte gethan hat, unseren Nachbarn culturgeschichtlich einen Spiegel ihres Geistes vorhielten, der sie zur Selbsterkenntniss führen müsste — so hätten wir ihnen die Einflüsse reichlich zurückgezahlt, die wir ihnen murrend verdankten oder dankend ablehnten. Aber ich erneuere den Krieg nicht, erstens weil ich ihn nicht wünsche, zweitens weil einer Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen doch auch eine Mission der Völkervereinigung zu gemeinsamen, wissenschaftlichen, künstlerischen, sittlichen Culturzielen obliegt, drittens, weil die Franzosen sich gerade in diesem Augenblick so redlich bemühen, ich nenne Ernest Renan, Emile Montégut und die Revue Germanique, deutschem Geiste eine würdige Stätte bei sich zu bereiten. In diesem Sinne, hochgeehrte Herren, auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, soll mein Vortrag ein Weg sein von Waterloo nach Belle-Alliance.

Berlin.

Goldbeck.

Ueber indische Sagen.

Als nach den welterschütternden Ereignissen zu Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts die geistigen Kräfte sich wieder zu regen begannen, und der Athem einer neuen Zeitepoche auch in Kunst und Wissenschaft lebendig wurde, zog namentlich die Volksdichtung vorzugsweise das Interesse auf sich. Zwar dem durch die Spitzfindigkeiten und Frivolitäten des vorhergehenden Zeitraums verderbten und überfeinerten Geschmack wollte die kräftige Kost anfänglich nicht recht zusagen, obgleich sie von den bedeutendsten Männern nicht nur in ihrem vollen Werthe gewürdigt, sondern zugleich als wirksames Mittel erkannt wurde, um das Verständniss für einfache und naturwahre Poesie wieder zu wecken. Während Wieland noch umstrickt war von jenen üppigen Tändeleien einer unächten romantischen Muse, regte sich bereits in seiner nächsten Umgebung der Keim frischeren Geisteslebens, und die Forschung nach den Schätzen und Quellen unserer eigenen nationalen Volkspoesie sah sich bald reichlich belohnt durch die nähere Kenntniss der deutschen Heldensage. In neuerer Zeit ist diese Kenntniss in Folge der verdienstvollen Bemühungen Simrock's u. A. auch in weiteren Kreisen verbreitet worden und da hiermit die Pflicht gegen die einheimischen Götter erfüllt ist, dürfen wir nun auch mit freierem Blicke nach denjenigen Schätzen sehen, welche die Ferne bietet.

Die Volksdichtungen fremder Nationen, jene urkräftigen ersten Aeusserungen des erwachenden poetischen Schaffens, haben an und für sich schon das grösste Anrecht auf unser

Interesse, und dieses Interesse steigert sich, sobald wir erfahren, dass sich im Schicksale aller dieser nationalen Dichtungen gewisse Uebereinstimmungen finden. An ihnen haben Jahrhunderte umgedichtet, das ursprüngliche Gepräge ist vielfach verändert worden, aber Alle haben sie den Kern bewahrt, welcher den Charakter des Volkes zeigt, aus dem sie hervorgegangen sind.

Das geistige Schaffen überragt Raum und Zeit. Aus dem ferngelegenen, Jahrhunderte lang von einem geheimnissvoll märchenhaften Zauberglanz umschleierten Indien, der Heimath eines der ältesten Culturvölker der Erde, treten die Gestalten uralter Sagen uns entgegen. Scheu und zaghaft nähern wir uns, sie zu prüfen; und siehe, — Jahrhunderte, ja Jahrtausende sind darüber hingezogen, Geschlechter auf Geschlechter starben aus, Sitten, Gebräuche und die äusseren Formen des Lebens haben sich verändert, aber die ewigen Gefühle der Menschenbrust sind dieselben geblieben, und was uns heute noch das Herz erhebt, bewegt und erschüttert, das ist es, was auch jene Gestalten mit dem unsterblichen Hauche des menschlich Schönen und sittlich Guten belebt.

Nachdem die Herrschaft der Engländer in Indien befestigt war, nahm auch das Studium der orientalischen Sprachen in Europa einen grösseren Aufschwung. Als Georg Forster, der weitgereiste, klarblickende Mann, zu Anfang dieses Jahrhunderts das indische Drama Sakuntala zuerst in Deutschland einführte, übersetzte er dasselbe nach der englischen Ausgabe des Sir William Jones, der als Oberrichter in Bengalen angestellt und Gründer der ersten gelehrten Gesellschaft war, welche Licht über die Geschichte und Poesie Indiens verbreitete. Forster machte seine Freunde in Weimar auf die neueröffneten Quellen der Poesie in Indien aufmerksam und Herder, welcher ihren Werth sogleich erkannte, pries es als ein besonderes Glück, dass die Geistes- und Gemüthsschätze Indiens in die Hände der Engländer gekommen seien, da diese einsichtsvolle Nation jedenfalls auch diese Schätze früher oder später auf Gewinn anlegen werde.

Sir William Jones war denn auch der Erste, der das Studium des Sanskrit, der geheiligten Sprache des alten Indien,

in Europa anregte und dadurch den Grund zu den wichtigsten philologischen Entdeckungen legte. Es fand sich, dass alle indogermanischen und somit alle europäischen Sprachen im Sanskrit ihre Wurzel haben, und da die Sprachforschungen am sichersten auf die verwandtschaftlichen Beziehungen der Nationen untereinander führen, so durfte man hoffen, der Lösung jener ewig grossen Frage nach dem Ursprunge aller menschlichen Cultur einen bedeutenden Schritt näher gekommen zu sein. Natürlich steigerte sich mit dem Interesse für die Ursprache der neueren Culturvölker auch das für jene uralten heiligen Volksdichtungen der Inder, welche vor Jahrtausenden in dieser Ursprache gedichtet wurden.

Als die hervorragendsten dieser poetischen Schätze erscheinen die beiden grossen Sagenkreise „Ramajana“ und „Mahabarata,“ nicht nur ihres hohen Alters wegen — unzweifelhafte Forschungen lassen dasselbe auf mehr als dreitausend Jahre annehmen — sondern auch deshalb, weil sie im Zusammenhange stehen mit den Weda's, jenen ältesten schriftlichen Denkmälern der indischen Cultur, in welchen das System der moralischen Grundlage des dortigen religiösen Bewusstseins bis zur Gegenwart enthalten ist. „Mahabarata“ und „Ramajana“ sind also, gleich den jüdischen Stammessagen, die zur poetischen Gestaltung gebrachte Sittenlehre, in Verbindung mit den ältesten kosmogonischen und historischen Ueberlieferungen.

Als Verfasser des Ramajana wird Valmiki genannt, doch ist es wahrscheinlich, dass die beiden Sagenkreise der Inder, ebenso wie die griechischen und deutschen Helden- und Göttersagen, eine Zusammenstellung der im Volke lebenden uralten mündlichen Ueberlieferungen sein werden, und dass Valmiki ebensowenig eine historisch streng beglaubigte Persönlichkeit ist, als die angeblichen Verfasser der Iliade, des Nibelungenliedes und anderer Volksdichtungen.

Wie die indogermanischen Sprachen, so erweisen sich auch die Sagen der indogermanischen Völkerstämme miteinander verwandt. Zwar hat der rauhere Norden die Gestalten in reckenhafter Weise gestählt und mit dem Maasse der Leiber wuchsen auch die Leidenschaften zu gewaltiger Stärke an, denn die Poesie eines Volkes ist der Reflex der äusseren Natur, die es

umgibt; zwar hat das Hellenenthum das Maass harmonischer Schönheit und eines göttlichen Selbstgenügens an diejenigen Erscheinungen gelegt, die unter Indiens tropischem Himmel zu den seltsamsten Gestaltungen in phantastisch wuchernder Formfülle ausgebildet wurden, aber trotz dieser verschiedenen Fortbildungen und Umwandlungen lässt sich nicht verkennen, dass in den Hauptzügen, sowohl die griechischen wie die deutschen Heldensagen mit denen der alten Inder in einem ursprünglichen Zusammenhange stehen. In der Iliade wie im Nibelungenliede vollzieht sich der Kampf feindlicher Geschlechter bis zum Untergange, dasselbe findet im Mahabarata statt; die gegenseitige Treue und Hingebung, wie sie uns in Odysseus und Penelope, Siegfried und Kriemhild, oder Hagen und Gudrun vorgeführt werden, findet sich ebenfalls in den Gestalten einzelner Episoden der indischen Sage; Muth und Treue, diese beiden Grundpfeiler der sittlichen Weltordnung, bilden auch die Grundlagen dieser Dichtungen und geben ihnen ewige Dauer im Wechsel der äusserlichen Veränderung.

In Indien tritt nun als charakteristisches Moment jener Zug traumhafter Schwärmerei, der Abwendung vom realen Dasein und der Versenkung in die Betrachtung der göttlichen Dinge hinzu. Die höchste sittliche Vollendung erreicht der Mensch nach den religiösen Anschauungen Indiens durch eine unendliche Selbstverleugnung, weil er durch die strengste Abgezogenheit von allen sinnlichen Einwirkungen auf sein Ich erst zur wahren Erkenntniss des göttlichen Funkens, der in ihm waltet, gelangen kann.

Eine solche Religionslehre führt consequent zu der Lebensanschauung, dass im Entsagen aller irdischen Freuden und Genüsse, und im Erdulden der grössten Widerwärtigkeiten die höchste Moralität zu suchen sei. Abgesehen von jener Verirrung des menschlichen Geistes, die uns in den indischen Büssern entgegentritt, welche sich raffinirte Martern auferlegen, um dadurch im Ansehen vor Brama und den Menschen zu steigen, abgesehen von diesen bemitleidenswerthen Erscheinungen, lässt sich nicht verkennen, dass eine Religionslehre, die eine ganz passive Unterwerfung bei allen Schicksalsschlägen fordert, zwar allen sanfteren Tugenden, aber auch gar mancher

unmännlichen Schwäche Vorschub leistet. Wie daher in der nordischen Sage die männliche Kraft so sehr vorwiegt, dass der Begriff einer edlen Weiblichkeit dort auch bei den Frauengestalten kaum zur Geltung kommt, so bewirkt der vorwiegend weibliche Charakter der indischen Sage oft eine etwas weichliche Zeichnung der männlichen Gestalten, und man kann auch hieran wieder erkennen, welchen grossen Einfluss die natürliche Beschaffenheit des Landes auf die Entwicklung des Volkscharakters ausübt. Wo die Natur ihre Gaben in verschwenderischer Fülle bietet und der Mensch sich nicht gezwungen sieht, sein Dasein täglich durch thatkräftiges Wirken zu erkämpfen, da stellt sich nach und nach ein mehr passives Geistesleben ein, aber wie die Nibelungensage ewig gross und bedeutend bleibt, als Bild der einseitig entwickelten, nach Aussen treibenden Kraft, neben welcher Anmuth und sanfte Weiblichkeit keinen Raum finden, so bietet die indische Sage ein Gemälde von passiven Tugenden voll rührender und ergreifender Züge, wenn auch das eigentlich Heldenhafte dabei etwas zurücksteht. Wie schwer dem Inder überhaupt der Begriff männlich wirkender Kraft ist, mag wohl die Art, wie sie diese Kraft in ihren Werken der bildenden Künste, Malerei und Skulptur, darstellen, beweisen. Dort sind Gesichtszüge und Körperformen stets mit derselben Zartheit und Weiche gebildet und den Ausdruck grösserer oder geringerer Stärke sucht der Künstler durch die grössere oder kleinere Anzahl von Armen zu veranschaulichen, gleich als beruhe solche Kraft nicht in der inneren Befähigung, sondern in den zu Gebot stehenden äusseren Mitteln.

Wie im Verhältniss zu ihren Göttern, so erscheinen die Gestalten der indischen Sage auch in den gegenseitigen Beziehungen der Familie oder in der Liebe. Die höchste Selbstverleugnung, eine Aufopferungsfähigkeit und Zartheit der Empfindung, wie sie keine andere nationale Sage aufzuweisen hat, verleihen namentlich den Frauengestalten eine hohe Vollendung. Durch sie kommen jene Tugenden, die auch das Christenthum so hoch stellt, wie still verschwiegene Treue, Geduld und Gehorsam, zur schönsten Geltung, und während die Grundzüge der nordischen Helden- und Göttersage dem milden Lichte,

welches die christliche Lehre von der Versöhnung und Feindesliebe brachte, in ihrer gewittermächtigen, wild leidenschaftlichen Schönheit schroff entgegengesetzt waren, findet dies bei den indischen Sagen nicht statt, denn die Maximen, welche denselben zu Grunde liegen, nähern sich den Principien des Christenthums in auffallender Weise.

Der Zwiespalt in der menschlichen Natur, welcher sich im Gegensatze der edlen, nur dem Betrachten der himmlischen Dinge hingegebenen Richtung, zur völligen Versenkung in das sinnliche Dasein zeigt, tritt hauptsächlich bei der indischen Weltanschauung hervor und bildet häufig den Gegenstand ihrer Sagen; die Vermittlung fällt der schrankenlosen Phantasie, welche die Extreme liebt, schwer, doch ist sie mitunter in ziemlich ergreifender Weise gelungen, und Goethe, der am Schlusse seines reichen Dichterlebens auch die unerschöpflichen Quellen orientalischer Poesie uns erschloss, hat zwei kostbare Perlen aus dem indischen Sagenschatze ausgewählt und in christlich germanischem Geiste umgedichtet, in welchen gerade die Idee der Ausgleichung zwischen der idealen und niederen Menschennatur in herrlicher Weise ausgeführt ist. Ziemlich bekannt ist sein Gedicht „Der Gott und die Bajadere,“ worin die Macht der entsühnenden Liebe geschildert ist, und man kann sich dabei dem Gedanken nicht entziehen, als sei in dieser Bajadere das Bild einer anderen Sünderin, der büssenden Magdalene, ahnend vorgebildet, wenngleich nicht zu verkennen ist, dass die indische Legende nur in ganz rohen und materiellen Zügen jene erhabene Idee veranschaulicht. Den angedeuteten Vergleich glaubte ich nicht scheuen zu müssen, da er nur dazu beitragen kann, zu zeigen, wie im Christenthume alle jene stammelnden Laute der Vorzeit zum klaren Worte sich gestalteten, in welchem der erhabene Geist einer neuen Weltanschauung sich offenbarte. Wie der eine Gott alle heidnischen Götter überragt, so erscheint Christus im Vergleiche zu den Menschwerdungen des indischen Wischnu voll Würde und strahlender Hoheit.

Die zweite, von Goethe umgedichtete Sage ist von grossartiger Composition und gedankenvoller Tiefe. Goethe hat sie nach einer indischen Erzählung behandelt, welche von der

sechsten Menschwerdung des Gottes Wischnu als Parasu Rama und Sohn des Bramen Dschamadagni berichtet. Der Inhalt bezieht sich auf die Mutter des Parasu Rama. Als Einleitung dient das Gebet des Paria, eines Menschen aus der niedrigen verachteten Kaste des Volkes. Dies Gebet lautet:

Grosser Brama, Herr der Mächte!
Alles ist von Deinem Samen,
Und so bist Du der Gerechte!
Hast Du denn allein die Bramen,
Nur die Raja's und die Reichen,
Hast Du sie allein geschaffen?
Oder bist auch Du's, der Affen
Werden liess und unsers Gleichen.

Edel sind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte, das gehört uns,
Und was Andre tödtlich kennen,
Das alleine, das vermehrt uns.
Mag dies für die Menschen gelten,
Mögen sie uns doch verachten;
Aber Du, Du sollst uns achten,
Denn Du könntest Alle schelten.

Also Herr, nach diesem Flehen,
Segne mich zu Deinem Kinde;
Oder Eines lass entstehen,
Das auch mich mit Dir verbinde!
Denn Du hast den Bajaderen
Eine Göttin selbst erhoben;
Auch wir wandern, Dich zu loben,
Wollen solch' ein Wunder hören.

An dies Gebet schliesst sich die Legende an, in welcher das edle Weib des Bramen Dschamadagni durch den Anblick eines schönen Götterjünglings in Versuchung fällt und dann zur Göttin für die Armen und Verworfenen umgeschaffen wird:

Wasser holen geht die reine
Schöne Frau des hohen Bramen,
Des verehrten fehlerlosen
Ernstester Gerechtigkeit.

Täglich von dem heiligen Flusse
Holt sie köstliches Erquicken. —
Aber wo ist Krug und Eimer?
Sie bedarf derselben nicht.
Seligem Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle
Herrlich zu kristallner Kugel;
Diese trägt sie, frohen Busens,
Reiner Sitte, holden Wandels
Vor den Gatten in das Haus.

Heute kommt die morgendliche
Im Gebet zu Ganges Fluthen,
Beugt sich zu der klaren Fläche —
Plötzlich überraschend spiegelt,
Ueber ihr vorübereilend
Aus des höchsten Himmels Breiten,
Allerlieblichste Gestalt
Hehren Jünglings, den des Gottes
Uranfänglich schönes Denken
Aus dem ewigen Busen schuf;
Solchen schauend fühlt ergriffen
Von verwirrenden Gefühlen
Sie das innere tiefste Leben,
Will verharren in dem Anschau'n,
Scheucht es weg, da kehrt es wieder;
Und verworren strebt sie fluthwärts,
Mit unsichrer Hand zu schöpfen;
Aber ach! sie schöpft nicht mehr!
Denn des Wassers heilige Welle
Scheint zu fliehn, sich zu entfernen,
Sie erblickt nur hohler Wirbel
Grause Tiefen unter sich.

Arme sinken, Tritte straucheln,
Ist's denn auch der Pfad nach Hause?
Soll sie zaudern? soll sie fliehen?
Will sie denken, wo Gedanke,
Rath und Hülfe gleich versagt? —
Und so tritt sie vor den Gatten;
Er erblickt sie, Blick ist Urtheil,
Hohen Sinns ergreift das Schwert er
Schleppt sie zu dem Todtenhügel,
Wo Verbrecher büssend bluten.
Wüsste sie zu widerstreben?

Wüsste sie sich zu entschuld'gen,
Schuldig, keiner Schuld bewusst?
Und er kehrt mit blutigem Schwerte
Sinnend zu der stillen Wohnung;
Da entgegnet ihm der Sohn:
„Wessen Blut ist's! Vater, Vater!“
Der Verbrecherin! — „Mit nichten!
Denn es starret nicht am Schwerte
Wie verbrecherische Tropfen;
Fliesst wie aus der Wunde frisch.
Mutter, Mutter! tritt heraus her!
Ungerecht war nie der Vater,
Sage, was er jetzt verübt!“ —
Schweige! Schweige! 's ist das ihre! '—
„Wessen ist es?“ — Schweige! Schweige! —
„Wäre meiner Mutter Blut?? —
Was geschehen, was verschuldet?
Her das Schwert, ergriffen hab' ich's!
Deine Gattin magst Du tödten,
Aber meine Mutter nicht!
In die Flammen folgt die Gattin
Ihrem einzig Angetrauten,
Seiner einzig theuren Mutter
In das Schwert der treue Sohn.“

Halte! Halte! rief der Vater,
Noch ist Raum, enteil', enteile!
Füge Haupt dem Rumpfe wieder,
Du berührest mit dem Schwerte
Und lebendig folgt sie Dir.
Eilend, athemlos erblickt er
Staunend zweier Frauen Körper
Ueberkreuzt und so die Häupter;
Welch' Entsetzen! welche Wahl!
Dann der Mutter Haupt erfasst er
Küsst es nicht, das Toderblasste,
Auf des nächsten Rumpfes Lücke
Setzt er's eilig, mit dem Schwerte
Segnet er das fromme Werk.

Auferstebt ein Riesenbildniss. —
Von der Mutter theuren Lippen,
Göttlich-unverändert-süssen
Tönt das grausenvolle Wort:
Sohn, o Sohn! welch' Uebereilen!

Deiner Mutter Leichnam dorten,
Neben ihm das freche Haupt
Der Verbrecherin, des Opfers
Waltender Gerechtigkeit!
Mich nun hast Du ihrem Körper
Eingeimpft auf ewige Tage;
Weisen Wollens, wilden Handelns
Werd' ich unter Göttern sein.
Ja des Himmelsknaben Bildniss
Webt so schön vor Stirn und Auge,
Senkt sich's in das Herz herunter,
Regt sich tolle Wuthbegier.

Immer wird es wiederkehren,
Immer steigen, immer sinken,
Sich verdüstern, sich verklären,
So hat Brama dies gewollt.
Er gebot ja buntem Fittig,
Klarem Antlitz, schlanken Gliedern
Göttlich einzigem Erscheinen
Mich zu prüfen, zu verführen;
Denn von oben kommt Verführung
Wenn's den Göttern so beliebt.
Und so soll ich, die Bramane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen Paria dieser Erde
Niederziehende Gewalt.

Sohn, ich sende Dich dem Vater!
Tröste! — Nicht ein traurig Büssen,
Stumpfes Harren, stolz Verdienen
Halt' euch in der Wildniss fest.
Wandert aus durch alle Zeiten,
Wandert hin durch alle Welten
Und verkündet auch Geringstem:
Dass ihn Brama droben hört!

Ihm ist Keiner der Geringste —
Wer sich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild zerstörtem Geiste,
Düster, ohne Hülf' und Rettung,
Sei er Brame, sei er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wird's empfinden, wird's erfahren,
Dort erglühen tausend Augen,

Ruhend lauschen tausend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

Heb' ich mich zu seinem Throne,
Schaut er mich, die Grausenhafte,
Die er grässlich umgeschaffen,
Muss er ewig mich bejammern,
Euch zu Gute komme das.
Und ich werd' ihn freundlich mahnen,
Und ich werd' ihm wüthend sagen,
Wie es mir der Sinn gebietet,
Wie es mir im Busen schwellet.
Was ich denke, was ich fühle —
Ein Geheimniss bleibe das.

Es ist hier nicht der Ort, auf die tiefsinnigen religionsphilosophischen Gedanken näher einzugehen, welche Goethe dieser indischen Legende, die manche Vergleiche mit Elementen der christlichen Mythen zulässt, einverleibt hat; der Hauptgrundgedanke dürfte sich wohl darin zusammenfassen lassen, dass vor Brama kein Ansehen gilt und dass der Höchststehende und Edelste in der Stunde der Versuchung dem Geringsten gleichsteht. Als Schluss folgt noch der Dank des Paria:

Grosser Brama, nun erkenn' ich,
Dass Du Schöpfer bist der Welten!
Dich als meinen Herrscher nenn' ich,
Denn Du lässest alle gelten.

Und verschliessest auch dem Letzten
Keines von den tausend Ohren;
Uns, die tief herabgesetzten,
Alle hast Du neu geboren.

Wendet euch zu diesen Frauen,
Die der Schmerz zur Göttin wandelt,
Nun beharr' ich anzuschauen
Den, der einzig wirkt und handelt.

Das Aufsehen, welches die neu erschlossenen Quellen der indischen Poesie in Europa machten, fand, wie bereits erwähnt, vorzugsweise in Deutschland Anklang. Eine Reihe bedeutender Dichter und Sprachforscher beschäftigten sich mit der Ueber-

tragung und Erklärung derselben. Zu Goethe's Zeit übersetzte der Orientalist Kosegarten, der Sohn des Dichters gleichen Namens, mehrere indische Werke, namentlich das Panchatantra, oder die fünf Bücher indischer Fabeln; später folgten Schlegel, Rückert, Bopp u. A., welche theils durch getreue Uebersetzungen, theils durch Bearbeitung einzelner Theile sich um diesen Zweig der Literatur verdient gemacht haben. Was den deutschen Lesern ganz besonders anziehend an diesen fremden Geistesblüthen erscheinen musste, war neben der zarten Empfindung namentlich die Pracht der Naturschilderung. Die eigenthümliche üppige Schönheit der unermesslichen indischen Wälder, deren hohe Bäume von wuchernden Schlingpflanzen bedeckt sind, der Glanz tausendfarbiger Blüthen, die mit süssem Duft die Sinne umweben, dann die Stille des majestätisch fliessenden heiligen Stromes, an dessen Ufern eine gestaltenreiche Thierwelt wohnt — alles dieses findet sich in den Dichtungen der Inder mit lebhaftem Natursinne geschildert. Dieser lebhafte Natursinn steht im innigsten Zusammenhange mit der Lehre von der Seelenwanderung, welche auf die indischen Sagen ihrerseits wieder von grossem Einflusse war und namentlich den Thieren oft eine höhere Intelligenz beilegt. Elephanten und Affen nehmen an den Kriegszügen mitunter in sehr selbständiger Weise Theil, Gazellen und Antilopen sind die Freundinnen und Gespielinnen der Königstöchter, oder der Trost einsam Büssender.

So unter Andern in einer Episode aus dem Mahabarata, die uns Friedrich von Schack in seinen Stimmen vom Ganges sehr schön wiedererzählt. Dort hat sich nämlich der Sohn der Sakuntala, deren Geschichte ebenfalls ursprünglich aus dem Mahabarata entnommen ist — nach langer segensreicher Regierung als Einsiedler in den Wald zurückgezogen, um nur dem Anschauen Brama's zu leben. Eines Tages fand er am Stromesrande eine junge hilflose Antilope, die er zu sich nahm und an welche sein Herz sich anschloss. Durch dieses Geschöpf wurde sein Sinn wieder vom Schöpfer selbst abgezogen; es war ihm gleichsam als Versuchung zugesandt, und da sein Sinn sich wieder erdenwärts durch ein Gefühl gewendet hatte, so musste er nach dem Tode, statt zu Brama, dem Urgeist.

heimzukehren, nochmals eine Körperform durchwandern, indem er als Gazelle wiedergeboren wurde. In dieser Dichtung kommt ein Gebet des Barata vor, worin es unter Anderm schön und erhaben heisst:

Höchster Welthort! Sonne des Lebendigen!
In dem Lotoskelch der ganzen Schöpfung
Schwebst Du als ihr Duft! Die Andacht bist Du
In den heiligen Schriften, bist die Weisheit
In des Sehers Geist, die Kraft im Helden
Und die Liebe in des Liebenden Seele!

Vor längerer Zeit unternahm Professor Holtzmann in Heidelberg eine sehr verdienstvolle Arbeit, indem er die beiden grossen indischen Sagenkreise einem genauen Studium unterwarf, aus dem Mahabarata sowohl wie aus dem Ramajana den eigentlichen Kern herausschälte, und alsdann auch noch mehrere der schönsten Episoden daraus selbständig bearbeitete.

Unter dem Titel „die Kuruinge" giebt Holtzmann den dem Mahabarata zu Grunde liegenden Vernichtungskampf zwischen den Geschlechtern der Söhne des Kuru und des Pandu, welche beide von göttlichem Ursprunge sind. Die geschilderten Kampfesscenen nehmen oft einen etwas verwirrenden Charakter an, ohne jedoch der Grossartigkeit in Gruppirung und Scenerie zu ermangeln.

Von den Episoden aus dem Mahabarata ist besonders die von Bopp und Rückert und neuerdings ebenfalls von Holtzmann bearbeitete Erzählung „Nal und Damajanti" viel bekannt. Die unbegrenzte Treue der Königstochter Damajanti, welche ihrem Gatten Nalas ins tiefste Elend folgt, und selbst von ihm verlassen, ihm dennoch treu verbleibt und ihn wieder aufsucht, gehört zu den rührendsten Zügen dieser uralten heiligen Dichtungen der Inder.

Im Ramajana wird die siebente Menschwerdung des Wischnu gefeiert, von dessen sechster Incarnation als Parasurama bei Gelegenheit der von Goethe bearbeiteten Legende die Rede wàr. Die Einleitung ist wieder eine Erzählung von ergreifender Schönheit.

Dasaratha, Ajozja's Beherrscher, als dessen Sohn Wischnu

unter dem Namen Rama geboren wurde, beabsichtigt, diesen Sohn zu seinem Nachfolger zu ernennen und ihm vom Volke huldigen zu lassen. Mit Freude vernehmen die Edlen des Landes diesen Entschluss und Rama wird zu seinem Vater beschieden, der ihn zärtlich liebt, als das Kind seiner ersten Gattin Kausalja, neben welcher der König, nach indischer Sitte, noch andere Gemahlinnen hat. — Während die Vorbereitungen zum Feste der Huldigung getroffen werden, sieht eine fremde, buckelige Sclavin, Namens Manthara, welche die Zofe einer anderen Gemahlin des Königs, Keikeji mit Namen, ist, die geschmückten Strassen und festlich gekleideten Menschen. Kaum hat sie gehört, was sich begeben soll, als sie zu ihrer Herrin eilt und diese mit Vorwürfen überschüttet, weil sie die Herrschaft des Landes nicht ihrem eigenen Sohn Farata zuzuwenden suche. Keikeji, welche die intriguanten Pläne der Manthara nicht sogleich erfasst, freut sich der Botschaft, dass Rama König werden solle, denn, sagt sie, zwischen Rama und Farata macht ihr Herz keinen Unterschied.

Die boshafte Magd lässt jedoch nicht nach, ihre Herrin aufzureizen. Obgleich Keikeji alle guten Eigenschaften des Rama vorhält, so weiss die buckelige Intriguantin sie doch zuletzt umzustimmen und giebt ihr endlich den Rath, dem Könige durch List das Versprechen abzulocken, dass Farata zum Könige ernannt und Rama verbannt werden soll. Dasaratha hat in früherer Zeit aus Dankbarkeit für Keikeji, die ihm einmal das Leben rettete, dieser die Erfüllung zweier Bitten zugesagt und hierauf sich stützend, vollführt sie ihren Plan. Sie wirft ihren Schmuck von sich und bleibt weinend am Boden liegen.

Dasaratha, welcher sich in der Freude seines Herzens zur Keikeji, seinem Lieblingsweibe, begiebt, um ihr mitzutheilen, was sich mit Rama zutragen soll, findet Keikeji trostlos, und sucht sie aufzurichten, indem er ihr schwört, Alles, was sie begehre, zu erfüllen. Er fügt hinzu:

Kein andrer Mensch, als Rama nur,
Der Männer bester, ist mir mehr
Und inniger geliebt als Du.

Aber wie gross ist sein Entsetzen, als das geliebte Weib gerade das Verderben des einzigen Menschen begehrt, den er mehr liebt als sie. Umsonst ist sein verzweifeltes Bitten und Flehen; sie besteht auf ihrem Begehren und er muss ihr, seines Schwures eingedenk, willfahren. Als er alle seine Bemühungen, sie zu erweichen, scheitern sieht, wendet sich sein Herz von ihr ab und in gewaltiger Zornrede giebt er seinem Schmerze und seiner Entrüstung freien Lauf.

Schon ist Rama zum Feste geschmückt und seine Freunde preisen ihn und Sita, sein geliebtes Weib, glücklich, da ruft ihn ein Bote zu Dasaratha, welcher ihn bei Keikeji erwartet. Aber der Schmerz des unglücklichen Vaters ist so gross, dass er es nicht über sich vermag, den Sohn zu sehen und anzureden. Keikeji übernimmt es, die schlimme Botschaft dem Rama mitzutheilen. Ruhig hört Rama, was über ihn verhängt ist; des Vaters Wort höher achtend als alles andere, beugt er sich dem Unabwendbaren. Er geht zurück und als er Kausalja, seine Mutter festlich geschmückt beim Opfer für sein Wohlergehen findet, theilt er ihr sein Schicksal mit, tröstet die Jammernde und beschwichtigt den aufbrausenden Zorn seines jüngeren Bruders Lakschmana. Hierauf kündigt er seiner Gattin an, dass er in die Verbannung ziehen müsse und ermahnt sie, ihm nicht zu folgen. Voll schöner Entrüstung äussert sich Sita über die Pflichten des Weibes:

Denn nicht dem Vater, nicht dem Sohn,
Der Mutter nicht und nicht sich selbst,
Nur dem Gemahle soll das Weib
Im Leben folgen und im Tod.

Umsonst malt der besorgte Gatte ihr alle Gefahren, denen sie mit ihm entgegengehe, er muss ihrem festen Entschlusse sich fügen und sie mit sich ziehen lassen. Rührend ist der Abschied des Vaters von Rama. Von Schmerz überwältigt wendet sich Dasaratha noch einmal zu Keikeji, um Gnade für sich und den Liebling bittend. Aber Rama selbst bleibt standhaft und nachdem er und Sita Abschied genommen, ziehen beide, von dem jüngeren Lakschmana begleitet, fort in den Wald. —

So lange noch des Scheidenden
Gestalt im Staube sichtbar war,
So lange zog Dasaratha
Von Rama nicht die Augen ab.

Und als der verstossene Sohn seinen Blicken entschwunden ist, sucht der Vater dessen Mutter, Kausalja, wieder auf, welche den gebeugten König tröstend pflegt, bis er in ihren Armen, sein Geschick beklagend, stirbt. Bald nach des Vaters Tode trifft Farata, der Sohn Dasaratha's und der Keikeji, am Hofe ein und erfährt mit Erstaunen, was vorgefallen. Mit strafenden Worten wendet er sich von der Mutter ab, unternimmt einen Zug zu Rama in den Wald und fordert diesen auf, als rechtmässiger Herrscher in sein Reich zurückzukehren. Rama aber, das Andenken an den Schwur des todten Vaters heilig haltend, verzichtet, obgleich Farata ihn kniend anfleht, und bleibt vorläufig im Walde zurück.

Wie in allen indischen Sagen, so ist auch in diesem Bruchstück des Ramajana der Triumph der Entsagung das leitende Princip. Durch Entsagung zeigt der menschgewordene Gott selbst seine Grösse, durch Entsagung steht ihm das Weib würdig zur Seite, und durch Entsagung söhnt uns Farata damit aus, dass er Rama verdrängen muss. Später tritt Rama als grosser Eroberer auf und unterjocht ganz Indien nebst der Insel Ceylon mit Hülfe eines Affenheeres, welches ihm eine Brücke von Felsen über das Meer zwischen Ceylon und dem indischen Festlande baut.

Unter den mannigfachen eingeflochtenen Episoden des Ramajana bietet die Geschichte der Sawitri wieder ein Bild der Frauentreue, so rührend und einfach schön, wie es die Volkssage eben nur in Indien aufzuweisen hat. Auch dieser Stoff ist wiederholt und ganz neuerdings von der rheinischen Dichterin Luise von Ploenies behandelt worden.

Die Göttin Sawitri erhört das Gebet des Königs Aswapati, und Malawi, dessen Gattin, schenkt ihm eine Tochter, welche der dankbare Vater nach der Göttin benennt. Als die Königstochter Sawitri herangewachsen ist und keiner sie zur Gattin zu begehren kommt, sendet der Vater sie aus, sich selber einen Mann zu wählen. Sie erwählt Satjawat, den Sohn des ver-

triebenen Fürsten Djumatsen, der erblindet mit seinem Weibe im Walde wohnt. Als sie zurückkommt, ihrem Vater diese Wahl zu verkünden, trifft sie den weisen Narada, den wahrsagenden Freund der Götter. Dieser beklagt ihre Wahl, denn Satjawat, den er als edlen Menschen rühmt, müsse in Jahresfrist sterben. „Wähle Dir einen andern Mann," spricht Sawitri's Vater, sie aber erwiedert:

Ob lang er lebe oder kurz,
Der Gatte ist einmal gewählt,
Ich wähle keinen andern mehr.

Da geht der Vater mit ihr zur Einsiedelei des alten blinden Djumatsen und die Verbindung Sawitri's mit Satjawat wird vollzogen. Froh lebt sie nun in dem prächtigen tropischen Walde, doch trägt sie das schwere Wort des Narada still im Herzen. Vier Tage, bevor die Frist abgelaufen ist, legt sie sich die strengsten Bussübungen auf, und als endlich der verhängnissvolle Tag anbricht, da bittet sie den Gatten und dessen Eltern, dem Satjawat folgen zu dürfen, wenn er mit dem Beile in das Holz geht. Sie gewähren es ihr. Unterwegs macht Satjawat die geliebte Gattin auf die Schönheit des Waldes aufmerksam; sieh, sagt er zu ihr, den lieblichen und wundervollen Wald; sieh dort die Pfauenherde, hier die Fluth des Baches und die Blüthenpracht; — sie aber, wandelnd hinter ihm, sah überall nur ihn allein, der Stunde denkend schmerzerfüllt, da sterben sollte ihr Gemahl.

Satjawat beginnt zu arbeiten, und fühlt sich bald ermattet und krank. Da setzt Sawitri sich zu Boden und nimmt sein Haupt in ihren Schooss. Nun erscheint Jama, der Todesgott, und Sawitri, sanft das Haupt des Gatten bei Seite legend, redet ihn an. Der Tod zieht die Seele aus dem Körper Satjawat's und geht damit fort. Stumm folgt die treue Sawitri ihm nach und achtet nicht die Ermahnung des Todes, welcher ihr räth umzukehren. Als sie eine Weile gegangen sind, sagt Sawitri dem Tode einen frommen Spruch und Jama findet daran so viel Wohlgefallen, dass er ihr eine Gnade verspricht, aber mit dem Zusatze: Nur nicht das Leben Satjawat's. Da erbittet sie, dass ihr Schwiegervater sehend werde. Als bald darauf Jama

ihr eine zweite Bitte freistellt, nur nicht das Leben Satjawat's, bittet sie, dass der alte Djumatsen wieder in sein Reich eingesetzt werde. Noch zweimal wiederholt sich dasselbe. Der Todesgott, durch ihre Geduld und sanfte Frömmigkeit gerührt, gewährt ihr noch zwei Wünsche, nämlich Nachkommenschaft für ihren Vater und sie selbst. Sie ermüdet indess nicht und erreicht endlich durch ihre Ausdauer das Höchste, denn „wünsche, was Du haben willst," sagt Jama und setzt das schreckliche „nur nicht das Leben Satjawat's" diesmal nicht hinzu. Da entgegnet Sawitri in überströmender Freude:

Diesmal ist Deine Gabe nicht wie sonst der Seligkeit beraubt,
Gieb mir das Leben Satjawat's, gieb mir das Leben des Gemahls,
Gieb mir mein Leben wieder, gieb mir Himmel, Glück und Seligkeit.

Jama erfüllt ihren Wunsch und sie kehrt mit der Seele Satjawat's zu dessen Körper zurück. Still nimmt sie das Haupt des geliebten Gatten wieder in ihren Schooss und als Satjawat erwacht, kehrt sie mit ihm zurück, ohne das Vorgefallene auch nur zu erwähnen. Als sie jedoch zu Djumatsen's Einsiedelei zurückkommen und alle Wünsche, welche der Tod der Sawitri gewährt hat, in Erfüllung gegangen sind, da wird ihre Tugend offenkundig. — Am Schlusse heisst es dann:

Wo man hinfort Frauentugend rühmt, sei Sawitri zuerst genannt.

Hier erlaube ich mir, meine Mittheilungen über indische Sagen abzubrechen. Vieles bleibt noch zu erwähnen: namentlich wäre noch Interessantes von den Märchen- und Fabelsammlungen anzuführen, und zu zeigen, wie auch hierin, namentlich bei der Thierfabel, Aehnlichkeiten mit Dichtungen anderer Völker erkannt wurden — doch würde dies zu weit führen. Möge denn das Wenige, was mir mitzutheilen vergönnt war, nachsichtig aufgenommen werden.

Braunschweig. Dr. A. Glaser.

Französische

Uebersetzungskunst und französische Kritik.

[Les Chevaliers-Poètes de l'Allemagne par Octave d'Assailly. Paris 1862.]

Ein bekannter, vor mehreren Jahren verstorbener Professor der Geschichte, der auf einen Collegen nicht gut zu sprechen war, meinte einmal in seinen Vorlesungen: „Nun, wenn man verhältnissmässig leichte Lorbeeren ernten will, begibt man sich auf ein Gebiet, wo fast Niemand einen controlliren kann; da schreibt man, was weiss ich, eine altchinesische oder mongolische Geschichte.“ Ich kann nicht beurtheilen, ob deutsche Gelehrte, wenn sie den Versuch machten, ohne ausreichende Kenntnisse an eine solche Arbeit zu gehen, nicht auch auf dem Terrain unter ihren Genossen Sachkenner finden würden, die ihnen auf die Finger oder auf die Feder sähen; aber ich vermuthe, dass Herr d'Assailly gemeint hat, man habe in Frankreich noch nicht nöthig, sich so weit weg zu begeben, jener glückliche Zustand des Nichtbeaufsichtigtwerdens fange dort schon bei dem deutschen Mittelalter an; und beinahe hätte er sich nicht getäucht. Er ist ein junger, talentvoller Mann, der längere Zeit in Deutschland gelebt hat und in Verbindung, selbst etwas verwandt ist mit mehreren bedeutenden Gelehrten. In Begriff nun seinerseits die schriftstellerische Laufbahn zu betreten, glaubte er, in unseren Minnesängern einen Stoff gefunden zu haben, der, den Franzosen noch so gut wie völlig unbekannt, sich zu einem interessanten Buche verarheiten liesse, und wir können ihm zu seiner Wahl nur Glück wünschen. Er beabsichtigte in keiner Weise, den Gegenstand vollständig zu umfassen; er hat die sechs Dichter, die ihm die bedeutendsten

oder besonders charakteristisch zu sein schienen: Walter, Gottfried, Wolfram, Ulrich von Lichtenstein, den Tannhäuser und Heinrich Frauenlob herausgegriffen, von einigen das Leben, meist nach ihren Gedichten, erzählt, von diesen Analysen gegeben und mehrfach längere Proben in Uebersetzung mitgetheilt. Das Buch ist elegant, leicht geschrieben, frei von allem unnützen, gelehrten Beiwerke, und doch schien mitunter eine gelegentliche Bemerkung, ein Citat im Texte, sowie ein Anhang, in den einiges gelehrtes Material verwiesen war, die vollste Bekanntschaft mit dem Gegenstande zu verrathen; da zeigt sich eine gewisse jugendliche Frische, ein warmer Enthusiasmus; ein in französischen Büchern nicht zu häufiger spiritualistischer Hauch beseelte das Ganze, und zumal dem, welcher mit dem Leben der Sänger und mit der ganzen Zeit, als deren Repräsentanten sie dargestellt werden, wenig vertraut ist, muss das Werk eine angenehme Lectüre sein. Auch sprachen sich die Journale durchaus günstig aus, zum Theil allerdings nur in flüchtigen Kritiken, wie die der „Presse," wo man merkt, dass der Recensent, verpflichtet, über Bücher verschiedener Fächer, von denen er Nichts versteht, zwischen heute und übermorgen ein Urtheil abzugeben, sich mit einigen lobenden Phrasen und allgemeinen Bemerkungen begnügt, er lehre uns diese vieille Allemagne kennen, diese interessanten Städte mit den spitzen Giebeldächern und den Nestern auf denselben, worin die Raben und die Störche nisten, — (denn es ist ganz erstaunlich, was so ein Pariser Journalist von der Natur weiss, man ist immer ungewiss, was man mehr bewundern soll, ob die naturwissenschaftlichen oder historischen, die geographischen oder literarischen Kenntnisse). Aber auch andere Blätter, z. B. die Opinion nationale waren des Lobes voll, erkannten die Ausdehnung und Tiefe der Forschung an und erklärten, dass der Verfasser mit eben so viel Genauigkeit als Talent die anmuthigen Physiognomien der deutschen Dichter reproducirt habe: selbst die Revue des deux Mondes beglückwünschte ihn, d'être si familier avec des aspects jusqu'ici ignorés de la littérature germanique, und die Revue germanique machte zwar einige Ausstellungen, dass er Frauenlob zu vortheilhaft behandelt, dass er Hartmann von der Aue ausgelassen, dass er dem Tann-

häuser nicht ganz gerecht geworden, aber, sagt sie ebenfalls: on reconnaît bien que c'est une oeuvre bien conçue et ouvrée avec goût. En véritable artiste l'auteur sait voiler les efforts qu'il fait pour bien voir les hommes et les choses qu'il retrace. Il groupe bien ses figures, et il y a dans son style du mouvement et de la couleur. A chaque page on rencontre des expressions heureuses et des aperçus qui ne manquent pas d'originalité. La préface est un modèle de tact littéraire. Auch wurde von dem Kritiker, Herrn Boskowitz, dem Verfasser seine leidenschaftliche Liebe zur deutschen Sprache hoch angerechnet; sagt dieser doch von dem Idiom der Minnesänger: Les accents de cette langue forte, naïve et sonore exhalent quelquefois une suavité si tendre, qu'on les dirait recueillis sur les lèvres d'un séraphin. — Schliesslich gab in dem Organ der Akademiker, dem Journal des Débats, einer der ersten Kritiker Frankreichs, Saint-Marc Girardin mit vollendeter Kennermiene auch sein Urtheil gleichsam als letztes Wort ab über dieses livre fort curieux et fort intéressant. Son livre a eu du succès et je l'en félicite avec beaucoup de joie; er liess zwar inmitten des Lobes mit feiner Ironie merken, dass der Verfasser vielleicht zu sehr an ein Damenpublicum gedacht, machte ihm aber den schmeichelhaften Vorwurf, dass das Buch zu kurz, nur eine Recognoscirung sei, und forderte ihn auf, seine Studien fortzusetzen. So wäre denn der Erfolg des Buches vollständig gewesen und d'Assailly würde nunmehr als unbestrittene Autorität in diesem Fache gelten; doch liess sich eine dissentirende Stimme schon früher vernehmen, in der Revue contemporaine. Professor Pey, der sich mehrfach mit mittelalterlicher Poesie beschäftigt hat, anfangs ebenfalls durch die bestechende Aussenseite des Buches fast gewonnen, fand insbesondere den Ton der mitgetheilten Gedichte denn doch etwas verdächtig, und nun näher zusehend, kam er, bei aller Anerkennung der stylistischen und sonstigen Vorzüge des Verfassers, zu dem Resultate, das er in einem gründlichen, 40 enge Seiten langen Artikel bewiesen hat, qu'il n'a point fait connaître les troubadours de l'Allemagne, ou plutôt, qu'il les a fait mal connaître, ce qui est plus fâcheux, selon nous, que s'il ne les avait point fait connaître du tout, l'erreur étant pire encore que l'ignorance. Mit grosser Aus-

dauer folgt er Herrn d'Assailly, zum Theil Schritt für Schritt, und weist ihm zahlreiche Irrthümer, Entstellungen, Missdeutungen, Modernisirungen, kleine Betrügereien u. s. w. nach. Das Verzeichniss derselben hätte sich noch bedeutend vermehren lassen, ich beziehe mich im Folgenden mehrfach auf den Artikel, und benutze diese Gelegenheit zunächst, eine allgemeine Bemerkung zu machen. — Im Grossen und Ganzen bringt ein Deutscher — ich spreche nicht von Literaten, sondern von denen, welche wissenschaftliche Bücher schreiben wollen, von Gelehrten — wenn er an die Ausarbeitung eines Werkes geht, eben doch grosse Liebe zu seinem Gegenstande mit, er studirt, um sich zu genügen, es ist die Forschung selbst, die ihm Vergnügen macht; und wenn er auch sicher wäre, dass Niemand je ihm einen Irrthum nachweisen würde, so erlaubt ihm eben sein schriftstellerisches Gewissen nicht, zur Aufhellung eines dunkeln oder zweifelhaften Punktes nicht sein Möglichstes zu thun, und wie Viele, die dem Gegenstand ihrer Studien nach nie auf grosse Anerkennung oder pecuniären Vortheil rechnen können, arbeiten eben ihr Leben lang an irgend einem bescheidenen Werke unverdrossen und fast ungekannt. Das ist nun in Frankreich weit weniger der Fall, diese Art Gewissenhaftigkeit ist seltener vorhanden, es kommt meist einem Franzosen weniger darauf an, auch einmal ein Dutzend unerwiesener Behauptungen in die Welt zu senden, diese Liebe zur Arbeit der Arbeit willen ist ihm fremder, er will ein greifbares Ziel, und er hat bei seinen Forschungen nebenbei noch ein politisches oder kirchliches Resultat sehr oft im Auge. Der junge Mann, wenn er die schriftstellerische Laufbahn beginnt, fragt sich in der Regel: welches ist das Mittel, wodurch du am schnellsten bekannt wirst, einen Namen gewinnst, und er wird meist seine Studien demgemäss einrichten; es wird ihm nicht sowohl wichtig sein, seiner Arbeit die grösste, innere Vollendung zu geben, als ihr den meisten Erfolg zu sichern; daher denn die auf den Styl verwandte Sorgfalt, das häufige Haschen nach Effect und die Ungründlichkeit. Der Franzose Perrens, der kürzlich in dem Journal de l'Instruction publique eine Uebersicht der in den letzten Jahren für das Doctorat veröffentlichten Thesen gab, fühlt das selbst. Par malheur, sagt er,

n'écrivant pas comme les Allemands, pour notre satisfaction subjective, nous voulons toujours faire un acte dont les effets soient immédiatement sensibles à nos propres yeux, nous sommes en quête d'un public, d'un auditoire le plus considérable qu'il est possible. Darum, meint er, geschehe jetzt so wenig für das classische Alterthum, am ehesten leisteten darin noch die Doctoranden aus den östlichen Provinzen etwas, où ils ont pu prendre dans une certaine mesure l'empreinte du génie allemand.

Das Buch d'Assailly's, den ich gar nicht allein für die ganze Richtung verantwortlich mache, liefert mir ebenfalls einen Beweis für diese Behauptung; es war ihm weniger wichtig, sich eine gründliche Kenntniss des Gegenstandes zu erwerben, als nur möglichst rasch ein geschickt geschriebenes Buch in die Welt zu senden; es liegt darin aber doch ein Mangel an Respect vor Wissenschaft und ernster Forschung; man begnügt sich mit dem Schein der Gelehrsamkeit, statt wirklich kenntnissreich zu sein, man ist weniger mit dem Gegenstand als mit seiner Persönlichkeit beschäftigt, für die der Stoff nur als Mittel dienen muss zu glänzen und seinen Geist zu zeigen; und es nimmt einen etwas Wunder, wie Männer, die im Privatleben sicher sehr Anstand nehmen würden, irgend eine Unwahrheit sich zu Schulden kommen zu lassen, als Schriftsteller vor kleinen Täuschungen des Publicums durchaus nicht zurückbeben. D'Assailly gibt sich z. B. die Miene, die Minnesänger gründlich zu kennen, und er hat den Stoff so geschickt zu arrangiren gewusst, dass es ihm gelungen ist, fast alle Kritiker zu täuschen. Da heisst es: Le Lai d'amour, dont les manuscrits de Vienne et de Weimar ont conservé 39 strophes, est une des plus charmantes compositions du Minnesinger, aber wozu diese in jedem Falle ganz überflüssige Erwähnung der Manuscripte hier, da er ja doch dieselben nicht eingesehen hat und Alles gedruckt ist. Da sagt er: Les Minnesinger sont dignes d'être mis en lumière. Ils méritent qu'on secoue pour eux la poussière des bibliothéques et qu'on s'arrête devant ces manuscrits du moyen âge, so dass jeder Uneingeweihte in Wahrheit glauben möchte, die Sachen liegen nur in Handschriften vor und d'Assailly sei etwa der erste, der ihre inter-

essante Bekanntschaft gemacht. Er nennt in dem Anhange einige Dutzend Handschriften und gibt Details über sie, und doch hat er das Alles nur aus Hagen geschöpft, und er, dessen Kenntniss des Mitteldeutschen so gar ungenügend, würde noch weniger im Stande sein, es in Handschriften zu entziffern, das Alles verlangt auch Niemand von ihm für seinen Zweck, er hatte sich nur an die besten Ausgaben zu halten, und es wäre ihm nur zu wünschen gewesen, dass er, um zahlreiche Fehler zu vermeiden, wenigstens die Neudeutschungen von Simrock, San Marte u. s. w. zur Hand genommen, und dass er, statt mitunter Hagensche Analysen von Gedichten statt dieser selbst zu übersetzen, diese selbst eingesehen hätte. Er sagt ausdrücklich: Si vous parcourez jamais le précieux manuscrit de Manesse, vous remarquerez sur l'une des pages une peinture assez grossière, haute en couleur, pauvre en dessin, roide et cependant d'une remarquable élégance etc. Und doch hat schon Pey bemerkt, dass er diese Miniatur, die er so genau beschreibt, unmöglich habe ansehen können, weil in derselben Gottfried keinen Falken in der Hand halte; vielmehr habe er eben die fertige Hagensche Beschreibung genommen, wobei ihm denn nun begegnet zu sein scheint, einen Griffel, der sich in des Dichters Hand befindet, mit Greif zu verwechseln, und dieses Wort dann wieder frei mit Falke, faucon, zu übersetzen. Trotz dieser angeblichen Kenntniss der Manuscripte, und obgleich er gelegentlich Chroniken, die er citirt gefunden, nachcitirt, und trotz des Staunens der Kritiker über seine gründliche Gelehrsamkeit, hat er fast nur Hagen benutzt, er nennt ausser diesem als livres à consulter nur noch Rosenkranz und Vilmar (Marburg 1851) und fügt ein kluges „etc.“ hinzu. Er scheint aber von der Existenz der Lachmann und Haupt, Gervinus und Gödeke, und wie sie alle heissen, Nichts zu ahnen, und er gibt z. B. gleich im Ganzen und Grossen eine falsche Vorstellung von den Minnesängern, wenn er sagt: ils font leurs chefs-d'oeuvre, comme le moissonneur fait sa gerbe, sans y songer, als wären sie reine Volksdichter und als gäbe es in ihren Gedichten nicht auch viel Kunst und selbst Künstelei.

St. Marc Girardin sagt zwar: le livre nous fait aussi connaître l'histoire morale et politique de ce moyen âge; ich habe

aber keine leidliche ausreichende Kenntniss desselben wahrnehmen können, nur manche Irrthümer und Willkürlichkeiten gefunden. Da heisst es z. B., Friedrich II. habe den Aufforderungen, seine Expedition zu unternehmen, nur immer entgegnet: demain, ce grand réfuge des impuissants, wie wenn der Kaiser aus Ohnmacht und Schwäche den Kreuzzug, für den d'Assailly begeistert ist, aufgeschoben hätte; da nennt er diesen so thatkräftigen und grossen, wenn auch genussliebenden Kaiser einen deutschen Sardanapal; und dass das Buch wirklich ein gefärbtes Bild der Zeit gibt, beweist der Eindruck, den es auf Girardin gemacht, der nun das Dahinschwinden jener Zeit, wo die Frau so viel gegolten, wo Alles so idealistisch gewesen, bedauert. Eine nähere Kenntniss der Dichter schon würde ihn vielleicht eines Bessern belehrt und ihm gezeigt haben, dass dieselben gar nicht bloss so spiritualistisch platonisch liebten, und die Culturgeschichte jener Zeit würde ihm ohne Zweifel noch ganz andere Seiten enthüllen. Freilich entstellt auch d'Assailly das Bild seiner Dichter etwas, um aus ihnen möglichst glühende, ascetische Katholiken zu machen, bei Ulrich verweist er die Scene, wo dieser von der geliebten Frau Gunst verlangt und von dieser so unsanft behandelt wird, in den Anhang; bei Walter lässt er die sinnlichen Liebesgedichte, die poetisch wohl die vollendetsten sind, ganz unerwähnt, und lässt ihn vorzugsweise an das heilige Grab denken; und Gottfried, weil er auch eine Hymne auf die Jungfrau gedichtet, s'est fait chrétien fervent ou philosophe austère vers le déclin de ses jours, wobei es ihm denn auf den Widerspruch nicht ankommt, dass er zugleich seinen Tristan nicht vollendet hat, weil er vom Tode überrascht, also doch bei einer sehr weltlichen Beschäftigung gestorben ist.

Aber d'Assailly färbt nicht bloss, er erfindet auch. Wir armen Deutschen wissen oft über das Leben dieser Minnesänger herzlich wenig, und nachdem ein Gelehrter alle Chroniken durchstöbert, die Gedichte befragt, in der leisesten Anspielung vielleicht nach einem Fingerzeige gesucht hat, gesteht er wohl: ich weiss fast Nichts von Gottfried oder von Wolfram. Unser Verfasser, dem es nur auf interessante Gemälde und lebhafte Schilderungen ankommt, ist viel unterrichteter. Da

wir keine Nachricht darüber haben, so zweifle ich z. B., ob Friedrich II., der sich in seinen Handlungen durch die Politik bestimmen liess, je von den Gedichten des armen Walter, die ihn zum Kreuzzuge ermahnten, gross Notiz genommen hat; d'Assailly sagt: à chaque appel du chantre d'amour Frédéric tressaillait, ces instances continuelles pour presser son départ agissaient sur lui comme un remords, wo denn sogar die Diction, die Bezeichnung Walters als chantre d'amour, in diesem Zusammenhange fehlerhaft ist, da dieser, insofern er zum Kreuzzuge auffordert, nicht Liebesdichter ist. Und zu unserer Freude erhalten wir von Gottfried z. B. eine ganze Biographie. Sein Vater war ein marchand. Sa jeunesse fut modeste et obscure. On reconnaît aisément que la cour des Hohenstauffen fut pour le Minnesinger une de ces patronnes bienfaisantes. Cette cour venait de temps à autre établir sa résidence à Strasbourg. Dans le voisinage (doch nicht so ganz) au fort de Trifels, on gardait les joyaux de la couronne impériale. Frédéric lui-même s'entourait volontiers de poètes. Godefroid devait se sentir attiré par la magnificence de tels princes. Au contact de la cour, sa langue s'épura. La faveur des Hohenstauffen lui serait probablement devenue funeste, si ces Mécènes d'humeur inconstante et voyageuse ne se fussent pas souvent éloignés de Strasbourg. Lorsqu'au lendemain d'apparitions rapides la cour s'enfuyait avec son cortége fastueux de pages, de châtelaines et de seigneurs, triste, les yeux éblouis, notre pauvre jouvenceau allait errer au bord du fleuve natal. Le Rhin à son insu calma ses ennuis. Au milieu de cette nature émouvante, un jour qu'il feuilletait un manuscrit, son front s'illumina d'un feu subit; il poussa un cri de passion qui devint un poème: Tristan et Isolde etc. Also weil in einem Schlosse Rheinbaierns oft die Reichsinsignien aufbewahrt wurden, muss Friedrich oft dort sich aufgehalten haben, also muss er oft in einer Stadt des Elsass seine Residenz gehabt haben, also war er der Gönner eines jungen Menschen, der ungefähr zu derselben Zeit dort lebte, also u. s. w. Wirklich, das läse sich in einem Romane ganz gut, aber in einem ernsten Geschichtswerke hat die Darstellung doch den kleinen Haken, dass sie reine Erfindung ist; und wenn aus vielen solchen Büchern St. Marc

Girardin seine politische und moralische Kenntniss des Mittelalters geholt hat, so wird mir seine Unbekanntschaft mit demselben erklärlich.

Zudem ist auch d'Assaillys Kenntniss der Sprache vollständig ungenügend. Man hat wohl gelacht, wenn ein namhafter Faustübersetzer an der Stelle: heisse Magister, heisse Doctor gar, vom docteur Gar sprach, wenn Marmier Raben- d. h. Ravennaschlacht durch bataille des corbeaux übersetzte, wenn ein anderer bekannter Schriftsteller Meinigen für einen Eigennamen hielt und nun Tell sagen lässt: me voilà sur le Meinigen; man könnte in unserem Autor eine reichliche Lese ähnlicher Missverständnisse halten. Er sagt z. B. bei dem Abenteuer Lichtensteins: l'absurde créature saisit l'échelle, la retourne et Ulrich tombe; da im Text es sich ganz anders verhält, dort nur von Betttüchern die Rede ist, die jener losliess, so scheint er das Wort lailachen, das doch noch nicht erloschen und in der Form Laken gäng und gäbe ist, mit Leiter zu übersetzen; er macht, wenn der Vogel Galidrot und seine Jungen erwähnt wird, daraus l'histoire du puissant Galidrot et de ses fils und wenn Walter sich tröstet:

ich kan aber endes niht gewinnen:
darumbe waere ich nu verzaget
Wan daz s'ein wenik lachet, so si mir versaget,

so lässt er ihn das Gegentheil sagen: Quelle serait ma joie, si vous me fermiez la bouche avec un sourire. Andere Beispiele kann man bei Pey selbst nachlesen; ich würde nicht fertig, wollte ich alle solche Verstösse rügen; auch sind das nur wahre Kleinigkeiten, die für uns Pedanten, Engländer, Deutsche und andere gewissenhafte Barbaren von Wichtigkeit sind, aber nicht für einen geistreichen, genialen Franzosen, der an der Spitze der Civilisation marschirt. Wie lächerlich, wenn ein Luther, um gut zu übersetzen, selbst bei Fleischern über den besten Ausdruck sich Rath erholte, wenn ein Voss sich mitunter acht Tage lang mit einem Verse trug; sie hätten sollen bei d'Assailly und Genossen in die Schule gehen, da hätten sie es leichter gehabt. Eine der angesehensten Zeitschriften, die existiren, die Edinburgh Review in ihrem Januarhefte 1856 bei einer Kritik

der Guizotschen Geschichte, also bei einem Buche, wo es wesentlich nur auf den Inhalt, weniger auf die Form anzukommen scheint, hält es nicht unter ihrer Würde, dem englischen Uebersetzer auf mehreren Seiten Schritt für Schritt zu folgen, ihm die geringste Abschwächung des Ausdrucks, die unbedeutendste Aenderung des Sinns, einen kleinen, vielleicht im Interesse des Stils gemachten Zusatz, aufzumutzen. Sagt er z. B. statt History of the Commonwealth of England and of Cromwell: History of Cromwell and the Commonwealth; fügt er, wenn es im Texte heisst l'éclat de leurs actions et de leur destinée in der Uebersetzung: the splendour of their actions and the magnitude of their destiny das Wort magnitude, vielleicht nur des besseren Stiles wegen, wie er wohl meinen mag, hinzu, gibt er repousser durch das schwächere refuse wieder; heisst es für on ne voulait pas faire éclater les dissensions des républicains: to originate dissensions would, it was felt, be madness oder statt il était l'âme (de la commission) nur he was the chief, so wird er gehörig abgekanzelt; es wird bedauert, dass diese mangelhafte, autorisirte Uebersetzung nun einmal da und keine Abhülfe möglich sei, und es wird aufgefordert, allen Uebersetzern streng auf die Finger zu sehen, um die Unfähigen durch Furcht vor Tadel zurückzuhalten und die Tüchtigen durch Aussicht auf verdientes Lob zu ermuthigen. Der Kritiker will eben den Schriftsteller möglichst genau wiedergegeben haben, so weit das angeht, denn, sagt er mit Recht: The lights and shades of style indicate the bias of an author's mind. Man wird mir, meint er, vielleicht entgegnen, meine Ausstellungen gingen nur aus Kleinigkeitskrämerei hervor. But let it be understood that the last seven of them all arise out of a single paragraph, and that the last six are all on the same page; and let any one conceive what murder is done upon the soul of a book, 700 pages long, when a translator sits down in this manner to the work of killing it by inches.

Solche Ansprüche machen andere Nationen an ihre Uebersetzer; und nun vergleiche man, wie die Franzosen meistens zu Werke gehen und welches Morden unter den Schönheiten eines Werkes da gewöhnlich angerichtet wird. Sagte doch dieser Tage erst Philarète Chasles selbst, in seinem Cours am

Collége de France, als er von der Nothwendigkeit sprach, endlich einmal die Literatur anderer Völker zu studiren: oui, nous avons des traductions de l'anglais, mais prenez la première venue et vous trouverez à chaque page un contre-sens.

Aber nicht allein, dass sie die fremde Sprache so oft nur unvollkommen beherrschen und also Fehler, wie ich einige angeführt, auch ganz berühmten Leuten begegnen; nicht allein dass bei der Uebertragung in ihre akademische Salonsprache von dem Geist des Originals, von der Form und dem Sinn oft wenig überbleibt, dass Heines: „wenn Du eine Rose siehst, sag, ich lass sie grüssen" bei Taillander lautet: si tu aperçois une rose, dis lui que je lui envoie mes plus empressés compliments, so wissen sie oft auch heute noch nicht, dass der Uebersetzer seinen Stolz in eine möglichst genaue Wiedergabe des Originals setzen, dass er keinen andern Zweck haben, nicht von seinem Eigenen geben soll; sie besitzen nicht die nöthige Achtung vor dem Texte, sie unternehmen es nach Belieben zu ändern, nachzuahmen, zu verschönern, dem Geiste ihrer Nation und ihrem Geschmacke anzupassen; ganz besonders aber da, wo ihre Kenntniss der Sprache nicht ausreicht oder wo eine Uebertragung die geringste Schwierigkeit böte, scheint ihnen eine Umschreibung oder eine Aushülfe ihrer Erfindung stets unendlich wünschenswerth. Wir haben wohl Alle gelegentlich über die Travestirungen gelacht, welche die Alten in den französischen Uebersetzungen der Zeit Ludwig XIV. erfahren, wenn bei Madame Dacier Homer die Muse mit: Chantez, Deesse anruft, wenn man wie P. L. Courier bemerkt, statt den Cyneas einfach sagen zu lassen: Romains et vous, Sénat, assis pour m'écouter, ihm die Worte in den Mund legt: Messieurs, puisque vous me faites l'honneur de vouloir bien entendre votre humble serviteur, j'aurai celui de vous dire. Herodote, sagt derselbe Schriftsteller in der vortrefflichen Vorrede zu seiner Herodotübersetzung, dans Larcher, ne parle que de princes, de princesses, de seigneurs et de gens de qualité, ces princes montent sur le trône, s'emparent de la couronne, ont une cour, des ministres et de grands officiers, faisant le bonheur des sujets; les princesses, les dames de la cour, accordent leurs faveurs aux jeunes seigneurs. Chez Hérodote les princesses

mènent boire les vaches, trouvent de jeunes gens etc. Aber trotz Couriers und der Romantiker ist diese Manie zu umschreiben und zu verschönern, zu entstellen und zu ändern, durchaus noch nicht erloschen. Vous comprenez, sagte kürzlich ein Uebersetzer Uhlandscher Gedichte zu einem Deutschen, que j'ai dû changer beaucoup, il y avait-là des contradictions que je ne pouvais laisser subsister, und so werden dann unsere ersten Dichter von einem beliebigen Literaten mit Verbesserungen herausgegeben und die Widersprüche in ihnen ausgeglichen. In der Revue de l'Instruction publique ward dieser Tage von Legrelle zugegeben, dass Göthe bisher so behandelt sei, dass man die Franzosen gleichsam allmälig an den unverfälschten Sinn hätte gewöhnen müssen; aber, wenn bei der neuesten Uebersetzung Porchat mit seinen Genossen sich eben bemüht, die Schwierigkeiten zu lösen und nicht zu umgehen, so ist vielleicht noch nicht ausser Acht zu lassen, dass Porchat Waadtländer ist und als solcher von vorn herein Gewissenhaftigkeit und Achtung vor den Pflichten eines Uebersetzers mitbringt; die romanischen Schweizer sind ja überhaupt den Franzosen an Kenntniss der deutschen Sprache und Literatur unendlich überlegen.

D'Assailly ist nun auch beständig mehr beschäftigt, seinen Geist zu zeigen und seine Bemerkungen hinzuzufügen, als in den Geist seiner Dichter einzudringen und seine ganze Ausdrucksweise etwas dem Gegenstande anzupassen. Da heisst es: L'hiver, cette longue trêve de la nature, suspendait les tournois oder Ce qui donne un charme particulier au talent d'Ulrich, ce n'est point uniquement la grâce ou la vigueur, c'est surtout le naturel et l'imprévu. Une larme devient une élégie. une espérance enfante une ode. Er unterbricht die Inhaltsangabe von Tristan und Isolde in der Mitte z. B. durch ganz moderne Phrasen wie: à 15 ans l'âme est une terre vierge: lorsque la douleur jette ses germes amers, la plante hâtive plonge ses racines à d'immenses profondeurs. In seinen angeblichen Analysen wird die Farbe des Originals bis zur Unkenntlichkeit verwischt und durch seine Zusätze das Gemälde entstellt. Man höre z. B. den Anfang des Parcival: Voici une forêt profonde; le vent du nord souffle à travers les branches

d'arbres, et les nuées, ces feuilles du ciel, tourbillonnent au-dessus du bois. L'eau murmure sous la bruyère. Quelques oiseaux chantent. Un gracieux enfant contemple cette solitude, que son âme limpide a reflétée jusque-là comme une source réfléchit ses bords etc., wo denn nachher grade der bezeichnende Zug mit den Vögeln ausgelassen wird.

Wie er endlich die Gedichte, die er vorgibt zu übersetzen — und er thut das in Prosa, so dass ihm nicht die Ausrede bleibt, dass der Vers ihn zu Aenderungen genöthigt, — häufig nur gleichsam als Grundthemata benutzt, auf denen er sich in Variationen ergeht, wie er den Sinn ganzer Zeilen bis zur Unkenntlichkeit entstellt, mögen zwei Proben zeigen: Walter sagt: (S. 267 der Hagenschen Ausgabe, die er auch benutzt hat).

Durchsuezet unt gebluemet sint die reinen vrouwen;
Ez wart nie niht so wunnekliches anzeschouwen;
In lüften, noch uf erden, noch in allen gruenen ouwen;
Liljen unde rosen bluomen, swa die liuhten
In meien touwe durch daz gras, und kleiner vogelin sank
Daz ist gegen solher wunne bernden vröude krank
swa man ein schoene vrouwen siht, daz kan trueben muot erviuhten etc.

Dafür sagt d'Assailly: L'âme d'une femme pure est une brise pleine de parfums enivrants, un souffle embaumé de fleurs; jamais on n'a rien vu d'aussi délicieux dans les airs, où voltigent les nuées, sur la terre, où s'arrondissent les verts ombrages. Auprès de cette beauté des jeunes filles, auprès de la volupté qu'on éprouve à les admirer, les roses et les lis, lors même qu'ils brillent par une fraîche matinée de mai, sous un voile de rosée, dans le gazon, paraissent sans couleur, le ramage des oiseaux semble sans harmonie.

Ulrich von Lichtenstein sagt (II, 34):

Sumer ist nu gar zergan,
geswigen sint die vogellin;
Des muoz ich vil trurik stan
Und in dem herzen jamerk sin
Winter, und ein ander leit
Die geben mir ofte sen den muot, si hant mir leider beide widerseit.

Folgendes nennt d'Assailly eine Uebersetzung davon:

Voilà que l'été s'enfuit, emportant à pleines mains ses gerbes. Il a fait la moisson dans le champ de mon âme. Voilà que les oiseaux se cachent sous les feuilles sèches; voilà que leurs voix sonores sont devenues muettes. Je reste seul, au fond de mon désert, à écouter mes plaintes. L'hiver et la douleur m'ont saisi, pour m'asseoir sur leurs genoux blancs de givre, et leurs bras pesants, s'unissant pour m'abattre, font ployer des épaules inébranlables au choc de la masse d'armes.

Bei dem Lai d'Amour von Frauenlob geht die Mystification des Publicums so weit, dass sie, wie Pey bemerkt, nicht nur die Grenzen des Erlaubten, sondern auch des Wahrscheinlichen überschreitet, und dass bei einigen ganzen, angeblich übersetzten Strophen nur hin und wieder ein Wort an das Original erinnert, und da ich bei dem Schlussgedicht Frauenlobs, wo dieser über den Untergang der Ritterzeit klagt und das Girardin recht charakteristisch findet, durch den durchaus modernen Ton aufmerksam gemacht, vergebens im Hagen das Gedicht eifrig gesucht habe, das auch nur einigermassen als Unterlage hätte dienen können, so bin ich — und nach dem Vorhergesagten wird das Niemand mehr grade Wunder nehmen — ohne es absolut verbürgen zu können, moralisch überzeugt, dass das Verdienst dieser Composition wohl d'Assailly ausschliesslich gehören dürfte.

Einem deutschen Publicum, denke ich, werden diese Aenderungen, diese Willkürlichkeiten, diese Täuschungen unglaublich, unmöglich erscheinen; und siehe da die französischen Kritiker, die in ihren besten Revuen die Genauigkeit der Uebersetzungen attestiren und diese mittelalterlichen Gedichte bewundern; siehe da den feinen Kenner einheimischer und fremder Literatur, den berühmten Akademiker Saint-Marc Girardin, der in dem Buche findet le goût de l'enthousiasme et de la passion, le talent de les discerner et de les montrer à travers la splendeur vague ou l'obscurité lumineuse de la presse allemande, un poète qui traduit des poètes. Mit einer wahren Spürnase hat er ja sogar bei d'Assailly gesehen un reste d'affectation et de raffinement germaniques. Gewiss, neben etwas Jugendlichem, neben dem Enthusiasmus für Religion, Liebe und Frauen,

erscheint in dem Buche eine gewisse Geziertheit und Affectirtheit, letztere hat aber der Verfasser in Deutschland doch kaum geholt, schon aus dem Grunde, weil er von demselben ja nur wenig zu wissen scheint; das Buch ist vielmehr grade echt und nur zu französisch. Aber es sieht um den Geschmack und die Kenntniss des deutschen Geistes bei Girardin bedenklich aus, denn er hat das seltene Missgeschick — da d'Assailly manche Stellen auch ziemlich treu wiedergegeben hat — dass alle die Gedichte, die er besonders charakteristisch, mittelalterlich, deutsch findet, fast vollständig dem modernen Franzosen angehören, und wenn er z. B. eine Phrase wie le sol vigoureux qu'on appelle le coeur de l'homme, besonders goutirt, so ist sie darum, weil sie etwas fremdartig klingt, noch nicht deutsch, vielmehr zum Theil aus einem Missverständniss hervorgegangen, denn im Original heisst es: (unt stråle uz spilnden ougen schiezent) in mannes herzen grunt.

Die Franzosen spötteln über die Deutschen, die immer gleich Systeme auf Sand aufbauen; dass das auch ihnen begegnen kann, zeigt Girardin, dem ein Gedicht Walters ein ähnliches von Sophokles zurückruft; aber, meint er, seht den Unterschied griechischen und germanischen Geistes; dieser sagt: Amour, tu reposes sur les joues délicates des jeunes filles, während der Deutsche l'âme d'une femme pure bewundert; also ist bei den Alten die Liebe körperlicher, weniger ätherisch und rein. Das wäre ganz schön, nur hat zum Unglück Walter nichts von der „Seele“ der Frauen gesagt, so dass das Raisonnement zu Boden fällt. Grade diese Bemerkung soll übrigens Girardin nicht zum Vorwurf gereichen, denn wenn mir ein Schriftsteller erklärt: ich habe das übersetzt, so sollte man es ihm billigerweise glauben können, sonst hört ja doch eigentlich Alles auf; ich führe aber diesen Fall an, um den Franzosen zu zeigen, wie wichtig es ihnen selbst sein muss, zuverlässige und getreue Uebertragungen zu besitzen. Es kam mir auch bei meiner Kritik weniger grade auf d'Assailly an, der in dem Buche ein gar nicht zu verachtendes literarisches Talent zeigte und für dessen Persönlichkeit man trotz Allem eine gewisse Sympathie bekommt, ich wollte zeigen, welche Praxis doch noch häufig bei den Ueber-

setzungen der Franzosen herrscht, wie es mit der Gründlichkeit vieler Kritiker, mit dem Geschmack vieler Literarhistoriker, wie es mit der Kenntniss des Auslandes noch immer bei ihnen bestellt ist.

Paris. K. Laubert.

Lo libre de l'estoria e de la vida

de Tobias, bon home e iust.

Ayso es lo libre*) de l'estoria e de la uida de Tobias, bon home e iust.

Un baron fon en l'antic temps nompnat Damiames, del linhage de Neptalim, e hac .1. filh, lo qual era nompnat per nom Tobias, bon home e iust, lo qual era de sobre Galilea e sobre Naason, la qual amena ad Oxident, auent la ciutat de Seffe de senestre. 2. E con Tobias fon pausat en la caytiuetat els iors del rey Salmonesar, empero el non s'oblidet de la veritat, (3) que aysellas causas, las quals el podia auer, departia ad aquels, los quals eran del sieu linhage. 4. E non fes alcunas causas enfantinas en hobra. 5. E con tots anessan als vedels auriencs, los quals auia fach Garabonal, lo rey de Iherusalem, aquest fugia a las companhas de tots, (6) e annaua s'en en Iherusalem al temple del senhor, e aqui el adoraua lo sieu senhor dieu de Israel e li ufria fizelment totas las sieuas primicias causas els sieus deymes, (7) als nouels conuertits e als estranis, (8) e ayso fazia lo tozet. 9. E con fon fach baron, receup molher de la sieua linhada per nom Anna e engenret a leis filh, e pausant a el lo sieu nom, (10) ensenhet li de la sieua enfansa temer dieu e tenir de tot pec- I.

---

*) Tiré du ms. de la biblioth. impériale de Paris nº 8086. 3. f. 242 v. — 258 r. (v. t. XXVIII p. 75 et t. XXX p. 159 de cette revue).

I 1 Quant au nom du père, la vulgata n'en porte rien ' ms. naaron (vg. Naason) ' amfena 3 departida

cat. 11. E con Tobias fon vengut a Niniue am sa molher e am son filh, (12) e con tots maniessan las causas sacrificadas de las ydolas, aquest gardet pura la sieua arma [e] non fon laizat en las maniarias de lor. 13. E per ayso car aquest temia dieu tota hora el sieu cor, dieu donet a el gracia en lo regardament del rey Salmonezar. 14. E donet li potestat far qual que causa volgues, auent franquetat d'anar en qual que luoc qu'el volgues. 15. Mas Tobias anaua per los caytius e consolaua los, e departia ad els del sieu poder segon so que podia, e donaua noyriment als fameiants, e cubria los nus dels sieus vestiments. 16. Mas Tobias annet en Raches, en la ciutat dels Mediencs amb alcuns del sieu linhage, e auia .X. bezants d'argent d'aquels, dels quals eran stats honratz del rey. 17. E trobet .1. sofrachos de la sieua linhada per nom En Gabel e liuret li, sosscrichs lo regardador, pes de l'argent.

18–21. E apres non mout de temps fon mort lo rey Salmonezar e Sanacharup, lo filh de luy, renhaua per luy. E retornat de la plaga de Judea, la qual dieu fes per el e per la sieua blastimia, auia en si ayradament tots los filhs de Israel. Mas Tobias anaua per alcuns del sieu linhage e consolaua els e curiosament fazia las sebouturas dels morts e dels aussits. 22. Mas quant fon anunciat al rey, comandet el aussire e tolc tota la substancia de luy. 23. E Tobias fugit s'en nus am sa molher e am son filh e escondet si, car mot amaua[n] luy. 24. E enapres .1. jorn sous filhs ausizeron lo rey. 25. Tobias retornet en sa mayson e fon li restaurada tota la

II. substancia. 1. E con fon lo iorn festiual del senhor e fos aparelhat lo bon maniar en la mayson de Tobias, (2) dis al sieu filh: hieys en las plassas e veias, si trobaras alcun de la nostra linhada tement dieu, que mange am nos. 3. E Tobias iysit e retornant anunciet .1. de la sieua linhada iassent en las plassas estrangolat. E Tobias ausent, leuet si viassament del sieu seti e layset los sieus maniars, e venc tot deiun al cors. 4. E prenent lo, portet l'en en sa mayson, que lo sebe-

---

15 vns; v. IIII 17 18—21 retornada la plaga diu (vg. 'Denique cum reversus esset rex Sennacherib, fugiens a Judaea plagam') II 2 mangi

lisca, cant lo solelh sera colquat. 5. Adoncas Sen Tobias comencet a maniar lo sieu pan am temor, (6) recordant la paraula, la qual le senhor auia dicha per Amos lo propheta: „Li iorn de las nostras festas tornaran a nos en plaga e en plor". 7. E quant lo solelh fon colquat, sebelit lo sauiament. 8. Adoncas li sieu prueyme prouerbiauan li disent: „Tu fust condampnat d'esser aussit per la vcayson d'aquesta causa, e a penas temes lo turment de la mort, e de mantement sebelisses los morts"? 9. Mas Tobias temia mays dieu que lo rey, e prenia los cors dels morts e dels aussits, e escondia los per dedins sa mayson, e a la mieia nuech el los sebelia. 10. E con hac fach .1. dia las fossas de las sebontouras, (e) colquet si iosta la sieua paret e adormit si. 11. E cazegron sobre los huelhs de luy las femtas caudas dels nits de las arindolas e remas orp. 12. Mas dieu sufri a luy venir aquesta temptacio, que dones exemple als derriers de la sieua paciencia, enaysi con aguet Iop. 13. Per ayso car aquest temia dieu tota hora de la sieua enfansa, non fon irat de la plaga de la ensequetat, la qual li esdeuenc. 14. Mas stet non mouable en l'esgardament de dieu, lauzant dieu totas horas a tots los iors de sa vida. 15. E enaysi con los tres reys prouerbiauan lo benaurat Iop, enaysi aquest li sieu pruesme escarnian la vida del benaurat Tobias disent: (16) „Hon es la tieua speransa, per la qual fazias las almornas e las sebouturas"? 17. Tobias castiaua los disent: „Per que parlas enaysi? 18. Car nos em filh de sauis e esperam la vida d'ellos, la qual dieu donara ad aquels que amat l'auran: lo qual non ment a donar a tots acels, los quals non mudaran lur fe de luy". 19. Mas Anna sa molher anaua per cascun iorn a la fordania hobra teysendiera, e aportaua lo viure d'aysellas causas, las quals gazanhaua del laor de las sieuas mans. 20. E fon fach, .1. dia aportet .1. boquet de cabra a la sieua mayson: (21) la vos del qual belant fon ausida del bar de leys, e dis: „Gardas que non sia emblat: rendes lo al sieu senhor, car non les a nos maniar ni tocar alcuna causa emblada". 22. E la molher

II 4 calquat; v. II 7 6 Lo iorn 8 lo sieu peruerbiauan; v. II 15 et 23 15 lo sieu

de luy respondet ad aquestas causas irada: „Manifestament la tieua speransa es vana, e las tieuas almornas periron". 23. Aras prouerbiaua lo amb aquestas paraulas e am d'autras
III. motas semblants ad aquestas. 1. Adoncas Tobias s'aiunilhete oret lo senhor (2) e dis: „O senher, tu yest iust e los tieus mandaments son iusts, e totas las tieuas vias en misericordia, en veritat e en iuiament. 3. Aras, senher, non prennas veniansa dels mieus peccats ni recorda los mieus forfachs ni de mos parents. 4. Car nos non obesim als tieus comandaments, ve ti, senher, que nos em pausats en plagas e en faulas e en mort e en esquerns a tots aquels, los quals tu nos liuriest. 5. O senher, tu yest grant, e los tieus mandaments son grants, e non obesim als tieus comandaments ni anem purament dauant tu. 6. Aras, senher, fay de mi segon la tieua volontat, e comanda lo mieu sperit esser receuput en pas, car mielhs es a mi morir que viure".

7. Mas en aquel meteys iorn Sarra, la filha de Raguel de Raches en la ciutat dels Mediencs auzit prouerbi de la seruenta de son payre. 8. Car ella era stada a .VII. barons e al demoni per nom Osmudieu, e aucizia los li viuassament, quant eran intrats ad ella. 9. E con ella casties la seruenta de meteysa la sieua colpa, la seruenta respondet e dis: „Oy. ausires dels tieus marits, ia non veiam de tu filh ni filha sobre terra. 10. Doncas vols m'aussire, enaysi con aucisist los .VII."? E ella fugit ad aquestas vos al sobeyran repaus de la mayzon de son payre, e estet aqui per .III. iors e per .III. nuechs que non maniet ni bec. 11. E remanc en oracions, am lagremas pregant dieu que la desliures d'aquest prouerbi. 12. E al ters iorn con ella si mes en la oracion, adoret lo senhor, (13) e dis: „O dieu dels nostres payres, dieu de Israel, lo tieu nom sia beneset, car irat fas misericordia a tots aquells, los quals apellan lo tieu nom. 14. Ve ti, senher, que yeu conuertisse a tu lo mieu sens, aras torne a tu los mieus huelhs. 15. Yeu ti prec, senher, desliura me del lacs d'aquest prouerbi, ho m'esfassa de sobre la terra. 16.

III 3 recordon 7 rabuel dels diencs 8 osmudieu (vg. Asmodaeus).

Car tu sabes, senher, que yeu non concenti mays a baron, mas gardiey pura la mieua arma de tota cobeeza, (17) ni aqudiey ni aiustiey am los vaguegans, ni fuy parsoniera amb aquels, los quals van en las leuiarias. 18. Tu sabes, senher, que yeu receup baron per la tieua temor, non per la mieua luxuria. 19. Ho els non eran dignes de mi, o yeu non era digna d'ellos, ho per auenturas, senher, tu m'as conseruada ad autre baron. 20. Car los tieus concelhs non son en potestat d'ome. 21. Mas a tots quals que ti serua sia certas d'ayso: si la uida de luy sera en esproament, sera coronat; s'es en tribulacions, sera deslиurat; si es en corrupcion, lezera lo venir a la tieua misericordia. 22. Car tu, senher, non ti alegras en las nostras perdicions, mas trametes suauesa en apres la tempestat, e espandisses gauch en apres las lagremas els plors. 23. O dieu dels nostres payres, dieu de Israel, lo tieu nom sie benezet als segles dels segles verament". 24. La oracion de Tobias e de Sarra fon eyxausida en .1ª. hora en l'esgardament de dieu.

Ayso es lo segon capitol.

25. E l'angel Raffel fon trames de dieu que annes en las oracions, dels quals fon receupuda en .1ª. hora al regardament del senhor. 1. Adoncas Sen Tobias cuget que la sieua IV.
oracion fos exausida e que moris. E a[pellet] lo sieu filh Tobiou, (2) e dis li: „O lo mieu filh, auias las paraulas de la mieua boca e ferma las en lo tieu cor enaysi coma fonzament. 3. Quant lo senhor penra la mieua arma, tu sebelis lo mieu cors e fay honor a la tieua mayre a tots los iors de la sieua vida: (4) que menbrar ti deu lo perilh el turment qu'ella suffrit al sieu ventre per tu. 5. E quant fenira lo temps d'ella, e tu la sebelis iosta mi. 6. O lo mieu filh, aias dieu tota hora en la tieua recordansa, e non trespassa los comandamentz del nostre dieu, ni vuelhas consentir a nenguna maniera de peccat. 7. 8. Sias misericordios aytant con poyras

---

IV 1 omris. E a lo sieu   4 nembrar   6 trespassar

e dona de la tieua substancia, e non trastornes la tieua cara a nengun paure, e sera fach enaysi que lo nostre senher dieu non trastornara la sieua cara de tu. 9. E si as mout, dona en ahondosament; si as petit, dona d'aquel petit alegrament. 10. Adoncas aiostaras a tu bon loguier al iorn de la nessessitat. 11. Car l'almorna desliurara lo peccat e non sufre l'arma annar en tenebras. 12. L'almorna es gloriosa al regardament del sobeyran dieu a tots aquels que fan ella. 13. Veias ti, lo mieu filh, estay ti de tota fornicacion, non vuelhas auer crim si non de la tieua molher. 14. Ni vuelhas auer erguelh al tieu sen ni a las tieuas paraulas, car tota perdicion pres comensament en erguelh. 15. E si alcun fara a tu alcuna hobra, rent li viuassament son loguier. 16. Non vuelhas far ad autre aquellas causas, que non voles que hom fasea a tu. 17. E mania lo tieu pan el tieu vin am los fameians e cuebre los nus dels tieus vestiments. 18. E pausa lo tieu pan el tieu vin sobre la seboutura dels iusts, e non vuelhas maniar ni beure am los peccadors. 19. Tota hora requer concelh d'ome sani. 20. E benezis dieu en tot lo temps de la tieua vida, requer li que el ti endreyse en totas las tieuas vias, e tots los tieus concelhs permanan en dieu. 21. Auias tu, lo mieu filh, yeu fauc conoyser a tu, mi auer prestat .X. bezants d'argent ad En Gabel en Raches, en la ciutat dels [Me]-diencs, con (el) ancaras fos tozet: yeu ay l'escrich apres mi, lo qual [si] demostraras, restaurara a tu. 22. E tu quer com pervengas ad el, que recipias lo sobre nompnat pes. 23. A certas, lo mieu filh, paura vida menam, mas mot ben recebrem, si nos temem dieu e nos gardarem de tot peccat e farem

V. ben". 1. Adoncas Tobiou respondet al sieu payre: „O lo mieu payre, yeu faray totas aquestas [causas], las quals tu mi comandas. 2. Mas yeu non say con yeu quera aquesta pecunia, car yeu non conoyse En Gabel ni el non conoys mi, e mesconoys i adanar". 3. 4. E Tobias dis a luy: „Enquer alcun baron fizel que anne ambe tu, sal son loguier, que recipias ella, domentre que yeu viue ancaras". 5. Andoncas Tobiou

---

7. 8 fa fach 13 tu (vg.: Attende tibi) 17 vns; v. I 15
21 dels diencs

iyssit e atrobet .1. iouencel resplandent, anant senher ensyei coma per annar. 6. Mesconoysent car angel es de dieu, e Tobiou dis a luy: „O bon iouencel, lo nostre frayre, don yest"? 7. Lo qual dis: „del linhage dels filhs de Israel". E Tobiou dis a luy: „Doncas conoguist la via, la qual amena en Raches, en la ciutat dels [Me]diencs"? 8. Lo qual dis: „Conoyse e souenierament aniey al viage de luy e permangui am Gabel, lo vostre frayre, lo qual habita en Raches en la ciutat dels [Me]diencs, la qual [es] stablida sobre lo puey d'Ebetenic". 9. E Tobiou dis a luy: „O senher, yeu ti prec, que tu resteguas, tro que yeu aia recontadas aquestas causas al mieu payre". 10. Las quals causas con agues recontadas al payre, sobre las quals causas lo payre si merauilhet fortment e preguet li que intres. 11. E intrant saludet lo e dis: „gauch sie am tu totas horas"! 12. Lo qual dis: „qual gauch pot esser a mi? quar sezi en tenebras e non vech lo lume del cel". 13. E l'angel li dis: „si as fort de corage e viuassament seras sanat de dieu". 14. E Tobias li dis: „Senher, si sabias amenar lo mieu filh a Gabel en Raches en la ciutat dels [Me]diencs? E quant retornaras, yeu restauraray a tu ton loguier". 15. L'angel respont: „yeu amenaray lo tieu filh e reyre lo ti aduiray, si a dieu play". 16. E Tobias dis: „O senher, yeu ti prec, qual es lo tieu nom ni de qual linhage yest"? 17. L'angel respondet: „En demandas a mi del linhage del logadier, en qual maniera lo logadier amenara lo tieu filh? 18. Mays que yeu non ti layse pensos, yeu soy Azarias, filh del grant Ananias". 19. E Tobias li dis: „Senher, tu yest de grant linhage: yeu ti prec que tu non ti adire(c)s, car yeu vuelh saber ton linhage". 20. L'angel respont: „yeu amenaray lo tieu filh e areyre amenaray lo sa". 21. E Tobias dis: „Ben annes, dieu sie en vostre viage, e lo bon angel del senhor acompanhe vos". 22. E con Tobiou agues aparelhadas totas las causas, las quals eran bezonhablas portadoyras per las vias, e fis salut a son payre e a sa mayre e si s'en anneron amduy ensemps, el canet seguit los. 23.

V 7 amena en gabel en rachel 7. 8. 14 dels diencs 8 de betenic (vg.: in monte Ecbatanis) 17 liurage.

Adoncas sa mayre comencet a plorar e dis: „Tu yest lo baston de la nostra vilheza. 24. E aysella pecunia, per la qual tu tramezist luy, unquas non pogues esser. 25. Car la nostra pauretat abondaua a nos e azimauam manentias, quant vesiam lo nostre filh". 26. En Tobias castiaua la disent: „aias pas, car lo nostre filh san e sal retornara a nos, e los tieus huelhs veyran lo encaras. 27. Car yeu creze quel bon angel del senhor lo acompanha, lo qual ahordinara ben totas las causas, las quals son fachas en auiron de luy, e enaysi retornara a nos am gauch". 28. E ella cesset en aquesta vos e
VI. assuauegnet si de plorar. 1. E lo premier vespre remangueron a la mayson de iosta lo flum de Tigris. 2. E Tobiou iyssit lauar sos pes e, ve vos, .1. grant peys iyssit per deuorar lo. 3. E Tobiou dis a l'angel: „Azarias frayre, yeu m'espauenti". 4. E l'angel li dis: „pren lo am lo bras e tira lo a tu"! E con agues ayso fach, tiret lo en la segua, el peys comenset a palpeiar iosta los pes de luy. 5. E l'angel dis a Tobiou: „desmenbra aquel peys, restaura a tu lo cor, el fel el grisier, car aquestas causas son besonhablas e profichablas a medecina". 6. E con ayso agues fach, raustit las carns del peys, e salet las autras causas que ahondessan ad els en la via, entro que venguessan a 'N Gabel en Raches en la ciutat [dels] Mediens. 7. Tobiou dis a l'angel: „Azarias frayre, yeu ti prec, aquellas causas, las quals comandiest conseruar del peys, qual messina han"? 8. L'angel respont: „Si penras la partida del cor e la pausaras sobre la partida del carbon viu, el fum que iysca d'aqui encaussa tota maniera de demoni, e non s'apropria d'ome ni de femna d'aqui auant". 10. E Tobiou dis a l'angel: „Azarias frayre, hon vols que remangam"? 11. E l'angel respont: „aysi a baron primairam de la tieua linhada per nom Raguel, sa filha per nom Sarra. 12. E couen la a penre a tu per molher. 13. Requier la al payre d'ella, e donara là a tu per molher e tota la substancia de leys, e [es] elegida a tu e alcun autre ella non poc auer". 14. La qual causa con Tobiou ho ac auzit, fon spauentat e dis: „Azarias frayre, yeu ti prec que tu escoutes las mieuas pa-

24 nuquas 25 azimauan VI 7 comandiest gouernar 8 iyssua

raulas. Yéu auzi que aquesta ha agut .VII. barons, el demoni aussizia los li viuassament, quant eran intrats ad ella. 15. E yeu suy unial filh de mos payrons, e teme que si aquestas causas esdeuenian, que yeu euivre(s) la vilheza d'ellos am tristicia en infern. 16. E l'angel li dis: „auias mi, yeu demostraray a tu, els quals los demonis an potestat. 17. Am tots aquels que enaysi prenon molhers, que gietan dieu de lur cor e de lur pensa, e si studian en lur luxuria enaysi con lo caual el mul, als quals non es entendement. 18. Mas quant tu penras la vergena, tu serás continent amb ella per tres dias e per tres nuechs, e non aias affar amb ella, si non oracions. 19. En premiera nuech tu seras aiustat am dieu, e sera encausat lo demoni am la partida del cor del peys. 20. En la segona nuech tu seras aiustat en l'aiustament dels sants patriarchas. 21. En la tersa nuech tu recebras la benediction criar fills alegres de vos. 22. E traspassada la tersa nuech, e tu amenaras la vergena per amor de filhs e non per causa de luxuria, que aconsegas la benediction els semens am los filhs d'Abraham". 1. E intreron a 'N Raguel, e 'N Raguel VII.
receup los am gauch. 2. E apellet Anna sa molher e dis ad ella: „aquest ioue home mot sembla mon nebot". 3. E dis ad els: „O bons iouencels, lo[s] nostre[s] frayres, d'on est"? Los quals diyseron: „de la terra de Neptalim, de la ciutat de Niniue". 4. E dis ad els: „doncas conoguest Tobias, lo mieu frayre"? Los quals diyseron: „conoguem". 5. E con mots bens recontessan de luy, l'angel dis a 'N Raguel: „Tobias, del qual tu demandas, es payre d'aquest". 6. Adoncas En Raguel esdemes si e gitet si sobre lo col de luy e baiset lo am lagremas, (7) e dis: „O lo mieu filh, la benediction sie sobre tu, car tu yest filh de bon baron e de noble e de tement dieu"! 8. Adoncas Anna, la molher de luy, e Sarra, la filha de luy meteys, comenseron a plorar. 9. Adoncs En Raguel comandet ad Anna, la sieua molher, que aucizes lo mouton gras. E con comandes repaus ad els a maniar, (10) Tobiou li dis: „Yeu non maniaray aysi huey ni beuray, si premierament non refermas la mieua requerensa, e non prometes donar

18 auias VII 2 non

a mi Sarra la tieua filha". 11. La qual causa con En Raguel agues auzit, fon espauanta(n)t, recordant qual causa fos esdeuengut al .VII., que per auentura el meteis moris. E con el amudis [e] non donet respost al requerent, (12) l'angel dis a Raguel: „non temas ella a donar ad aquest tement dieu, car alcun autre non poc auer ella". 13. Adoncas Raguel adoret lo senhor e dis: „O senher, yeu cre que tu eyxausist las mieuas oracions e recoupist las mieuas lagremas. 14. E cre que tu tramesist els a mi, que la mieua filha sie aiustada en la sieua linhada segon la ley de Moyses". 15. E pres la dextra man de sa filha e la dextra de Tobiou, e liura la li e dis: „Dieu d'Abraham e dieu de Isac e dieu de Jacob sia am vos, e el meteys aioste vos e pause la sieua benediction sobre vos. 16. 17. E recoupion la carta del matrimoni e mangeron benezent dieu.

Ayso es lo ters capitol.

18. En adoncas En Raguel comandet ad Anna, sa molher, que aparelhes autres liechs e mezes els de dints. 18. 19. Adoncas Anna comencet a plasher e dis: „O la mieua filha, dieu del cel done a tu gauch per los ennechs que tu sufrist".
VIII. 1. E com mangesson sennat, amenet lo iouencel de dins ad ella. 2. Adoncas Tobiou si recordet de la paraula de l'angel e trays de sa scarsella la partida del cor del peys e pauset la sobre lo carbon vi(e)u. 3. E l'angel pres lo demoni e liet lo al desert sobre lo puey d'Agypte. 4. Adoncas Tobiou dis a Sarra, la sieua molher: „Sarra, leua sus e preguem dieu huey e deman e l'autre en deman. 5. Car nos em filhs de sans e non deuem esser aiustats enaysi con las autras gents, las quals non conoyson dieu". 6. E leueron si esgalment e adoreron sobrestaments, que sanetat fos donada ad els. 7. Adoncas Tobiou adoret lo senhor e dis: „O dieu de nostres

15 pausi

payres, dieu de Israel, lo tieu nom sie benezet, (8) car tu fesist Adam del limon de la terra, e ad Eua, doniest la li per companhiera. 9. E tu sabes, senher, que yeu receupi la mieua cosina per molher, e non per la mieua luxuria mas purament per la redayria, en la qual redayria lo tieu nom sie beneset als segles dels segles verament". 10. E Sarra dis: „O senher senher, merce aias de nos que nos ennelhiscam amduy en semps esgalment sans". 11. Mas fach fon environ del cant del gal, e Raguel apellet .II. dels sieus seruents, e dis ad els que fezessan la sebotatura. 12. E dis: „per auenturas non qua esdeuenra ad el(s) enaysi con fes ad aquels .VII., los quals intreron ad ella". 13. E apellet Anna, la sieua molher, e dis ad ella: (14) „tramet .1ª. de las seruentas en la cambra, e veia si es mort, e sebeliscam lo, enants que comense lo lus a lusir". 15. Adoncs Anna tramet .1ª. de las sieuas seruentas en la cambra, e trobet los sans e sals esgalment dorment. 16. E retornada anunciet bon message, e alegreron si, so es assaber En Raguel e sa molher. 17. Adoncas En Raguel adoret lo senhor e dis: „Dieu(s) dels nostres payres, dieu de Israel, lo tieu nom sie benezet, car non esdeuenc a nos enaysi com nos nos pensauam. 18. E degitiest de nos l'enemic perseguent nos, (19) e merce aguist ad aquestos. II. vnials. Mas, senher, fay ad els plenierament benezir lo tieu nom, sia sacrificat sacrifici de la tieua lauzor, e sapian totas las gents que tu yest senher dieu glorios sobre tots los regnes de la terra". 20. 21. Adoncas En Raguel comandet ad Anna la sieua molher, que aparelhes los maniars e aquellas causas, las quals son besonhablas als maniars. 22. E de certan aussiron doas vacas grassas e .IV. moutons a lurs parens e a lurs amics. 23. Adoncas Raguel pregaua son genre que remangues amb el. 24. E promes li de donar la mitat de tota la substancia, e fes li aquesta scriptura que la partida, que remania, en apres sa mort torne a Tobiou, lo filh de Tobias. 1. Adoncas Tobiou IX.
apellet aysi l'angel ad .Iª. part e dis li: „Azarias frayre, yeu ti prec que tu m'escoutes las mieuas paraulas. 2. Yeu adisme que, s'ieu donaray mi meteys a tu sers, yeu non suy digne a la tieua provesensa. 3. Empero yeu ti prec que tu prennas .IV. sers d'En Raguel e .II. camels e annes a 'N Ga(m)bel

en Raches en la ciutat dels Mediens, e rent li son scrich e recep d'el la peccunía, e prega li que venga a las nossas ambe tu. 4. 5. Car tu sabes los precs, los quals Raguel fes a mi; los precs del qual yeu non puesc mesprezar". 6. Adoncs l'angel pres .IV. sers d'En Raguel e .II. camels e annet a 'N Gabel en Rachel en la ciutat dels Mediens, e rendet li son scrich e receup d'el la peccunia, (7) e recontet li totas ayselas causas, las quals eran esdeuengudas en la via a Tobiou, filh de Tobias, e amenet lo am si a las nossas. 8. E troberon Tobiou repausant: e leuant contracorrec ad el.

Ayso es lo quart capitol.

En Gabel gitet si sobre lo col de luy e bayzet lo am
lagremas, (9) e dis: „O lo mieu filh, benediction sie sobre
tu, car tu yest filh de bon baron e de noble e de tement dieu
e de fazent almornas. 10. E benediction sie sobre la tieua
molher e sobre los tieus filhs. 11. E veias los filhs dels tieus
filhs entro a la tersa e en la quarta generatio, e lo tieu nom
sie benezet"! 12. E tuch diyseron amen, e receupion lo ma-
X. niar am la benediction del senhor. 1. E con Tobiou fezes aqui
tarda per las causas de las nossas, En Tobias dis ad Anna,
la sieua molher: „que pensas, car lo nostre filh non ven?
2. Pensas que Gabel sia mort e non es qui done ad el la
peccunia, ho que alcuna autra causa sie esdeuenguda ad el en
la via"? 3. 4. Adoncas Anna comencet a plorar e dis: „mal
a mi, lo mieu filh! mal a mi, baston de nostra vilheza, lume
dels nostres huelhs, solas de la nostra vida, speransa de la
nostra derayria, per que tramezem tu solet? E car nos auiam
totas causas auent tu, e per ayso non degram tu trametre de
nos"! 6. Sen Tobias castiaua la disent: „aias pas, car lo
nostre filh sals e sans retornara a nós, car assas es fizel aycel
baron, lo qual lo acompanhet". 7. Adoncas Anna annaua per

IX 3 am gambel e am rachel (le ms. porte partout rachel)
6 am gabel X 1 penses 2 donī 3. 4. auian

cascun iorn en las vias, en lasquals auia speransa de retornar.
8. Adoncas En Raguel pregaua son genre que permangues
amb el doas semanas, e dizia: „Yeu trametray al tieu payre
e a la tieua mayre message de saluts. 9. E Tobiou dis: „yeu
say que lo mieu payre e la mieua mayre contan los iors, e si
yeu mi trigaua plus .I. iorn, l'arma d'ellos seria contristada".
10. E con En Raguel lo pregues en motas paraulas, e Tobiou
non lo volc auzir per alcuna rason, departit ad el tota la
sieua substancia en seruents e en seruentas e en buous e en
vaquas e en fedas e en camels e en mota peccunia, e layset
los annar sans e sals. 12. E los payrons prezeron lur filha
e bayseren la e layseron la (13) amonestada, que honres lo
suegre e la suegra, e ames lo marit, e regis la maynada, e
gouernes la mayson e aparelhes si meteyssa non reprehendabla.
1. E aneron s'en sals e sans, e al dezen iorn vengron en XI.
Cara, lo qual es en miech del viage de Ninive. 2. E l'angel
dis a Tobiou: „si ti plas, anem enant, car tu sabes, en qual
maniera laysem lo tieu payre e la tieua mayre. 3. E la tieua
molher e los messages am las bestias segon lo nostre viage
am plan annament". 4. E com plagues a Tobiou, anneron
amduy en sempa. E l'angel dis a Tobiou: „pren lo fel del
peys, lo qual es am tu, car besonha sera, com tu intraras
dins la tieua mayson".

Ayso es lo .v. capitol.

7. „Aqui meteys adora lo senhor dieu, e apropia(s) lo tieu payre (ses) e bayza lo, (8) e fazent gracias a dieu, pren lo fel del peys e pausa lo sobre los huelhs de luy, e los huelhs d'el seran huberts e alegrara si mot al tieu vesiment". 5. E Anna, la mayre de luy, anaua per cascun dia als iysiments de las vias sobre los auts puechs, que pogues vezer de luenh. 6. E regardant vit venir lo sieu filh Tobiou e correc [e] annunciet al sieu marit: „ve ti, lo tieu filh ven". 9. Mays lo canet, lo qual anaua amb els al viage, auant correc enaysi coma message, e alegraua si al batement de la sieua coha.

10. E leuant lo payre sec comencet a corre, offendet si am
los pes, donet sas mans ad .I. iouencel e apropriet si al sieu
filh. 12. E bayzet lo e Anna, la molher de luy. E con To-
biou fos intrat de dins la sieua mayson, aqui meteys adoret
lo sieu senhor dieu. 13. E apropiet si al sieu payre, e fazent
gracias a dieu pres lo fel del peys e pauset sobre los huelhs
de son payre. 14. E sostenent coma d'una hora, comenseron
ad ysir dels huelhs de luy enaysi com pargamin de seda.
15. E prenent gitet ho dels huelhs de luy, e los sieu huelhs
foron huberts. 16. E alegret si mot al sieu veziment. Adon-
cas Tobias lo vielh adoret lo senhor, (17) e dis: „O dieu
dels nostres payres, dieu de Israel, lo tieu nom sia benezet,
car tu mi castiest e mi saniest, e ve ti que yeu venc aras lo
mieu filh Tobias". E alegret si mot e tota sa mayson. 18. E
al seten iorn Sarra, la molher de Tobiou, venc am los ser-
uents e am las seruentas e am los buous e am las vaquas e
am las fedas e am los camels e am totas las bestias sanas e
am mot autra peccunia, la qual auian receupuda d'En Gabel.
19. Adoncas Tobiou comencet a recontar a sos payrons tots
los bens fachs de dieu, los quals dieu auia fachs a luy per
XII. aysel home, lo qual era anat amb el a viage. 1. Adoncas
Tobias lo vielh apellet son filh ad vna part e dis li: „O lo
mieu filh, qual causa pogrem far ad aquest home, lo qual
annet am tu"? 2. E el dis: „O lo mieu payre, qual causa
poyrem far a luy? 3. Car el mi menet la e mi reyre menet
sa, car el meteys m'escapet del devorament del peys e el me-
teys fes penre a mi la molher, e el meteys refrenet lo demoni
de lieis, e el meteys donet gauch als parents d'ellos e el me-
teys fa aras a tu vezer lo lume del cel. O lo mieu payre,
quals causas seran dignas a totas aquestas causas? 4. Em-
pero yeu prec que tu pregues a luy, que el prenna la mitat
de tota la substancia".

Ayso es lo .VI. capitol.

5. Adoncas lo payre el filh apelleron l'angel ad vna part,

e pregueron li que preza la mitat de tota-la substancia.
6. E l'angel dis ad els: „benezes al senhor e fes li gracias,
(7) car bona causa es rescondre lo sagrament de dieu; bona
causa es lauzar e magnificar dieu. 8. Bona causa es oracion
am deiuni, mas almorna val mays que thesaur rescost. 9. Car
almorna desliura de peccat e de mort e fa trobar misericordia
e vida durabla. 10. Mas aquels que fan los peccats e las fel-
lonias son enemix de las lurs armas. 12. Car con tu adorauas
dieu am lagremas, e sebelias los morts, e escondias els per
dias de dins la tieua mayson, e a la mieia nuech tu sebelias
els, yeu portiey las tieuas oracions dauant dieu. 15. Yeu suy
l'angel Raffel, .I. dels .VII., los quals stan dauant dieu. 14.
Lo senhor tramet mi a tu, que yeu ti desliures e ti sanes e
que disliures Sarra, la molher del tieu filh, del las del de-
moni. 13. E per ayso, car tu eras agradable a dieu, besonha
fon, que temptacion t'esproues. 11. Ve uos, que yeu recomtiey
a vos tota la veritat, e anuncie a vos la secreta paraula.
18. Car con yeu fos am vos per la volontat de dieu, (19) e
fos vist am vos maniar e beure, yeu vezia e vsaua del maniar
e del beure non vesible, lo qual non pot esser vist dels
homes. 20. E aras es temps qu'ieu me retorne a luy, lo qual
mi trames. Benezes al senhor e fes gracias a el". 16. E els
ausent cazegron per .III. ves en lurs caras e benesian dieu
e totas las merauilhas d'el. 17. E l'angel dis ad els: „non
vulhas temer, benezes al senhor e a totas sas merauilhas".
21. E con ayso agues dich, departit si d'ellos. 22. E bene-
sian dieu e totas sas merauilhas. 1. Adoncas Tobias lo vielh XIII.
adoret lo senhor e dis: „O dieu dels nostres payres, dieu de
Israel, lo tieu nom sie benezet, (2) car tu fieres e sanas e
amenas als enferns, e a reyre amenas, e nengun non es que
a la tieua man puesca scapar. 3. E tuch los filhs de Israel,
benezes al senhor, lausas lo e totas sas merauilhas. 4. E per
ayso car dieu nos amenet d'entre las gents peccayris, que
non fossem conogut, que autre dieu non es si non el, (5) per
ayso car dieu nos amenet de las nostras iniquitats; e fara nos

---

XII 5 prezas

sals per la sieua misericordia verament e per la sieua bontat“.

Scricha es la vida de Tobias; tota hora benezes lo nom de la sancta trinitat verament! —

Julius Wollenberg.

Shakspeare Illustrated

by The Lex Scripta.

(Continued.)

Be it enacted by the king our sovereign lord, with the assent of the lords spiritual and temporal, and the commons in this present parliament assembled, and by the authority of the same, That no manner person shall be from henceforth cited or summoned or otherwise called to appear by himself, or herself, or by any procurator, before any ordinary, archdeacon, deacon, commissary, official, or any other judge spiritual out of the diocese, or peculiar jurisdiction where the person which shall be cited, summoned, or otherwise (as is aforesaid) called, shall be inhabiting and dwelling at the time of awarding, or going forth of the same citation or summons; except that it shall be for, in, or upon any of the cases or causes hereafter written; that is to say, for any spiritual offence, or cause committed, or done or omitted, foreslewed,

Warwick.

Away, away! Once more, sweet lords, farewell.

George.

Yet let us all together to our troops,
And give them leave to fly that will not stay;
And call them pillars that will stand to us;
And, if we thrive, promise them such rewards
As victors wear at the Olympian games:
[This may plant courage in their quailing breasts;
For yet is hope of life and victory. —
Fore-slow no longer, make we hence amain.] [Exeunt.

3. Henry VI. Act 2 Scene 3.

or neglected to be done, contrary to right or duty, by the bishop, archdeacon, commissary, official, or other persons having spiritual jurisdiction, or being a spiritual judge, or by any other person or persons within the diocese, or other jurisdiction, whereunto he or she shall be cited, or otherwise lawfully called to appear and answer. (33. Henry VIII. cap. IX.)

In this statute I think the now obsolete verb foreslow evidently signifies „to delay“ or „neglect“ and in this passage from Shakspeare to „loiter“ or „delay.“

Jaquenetta.
God give you good morrow, master person.

Holofernes.
Master person, — quasi pers-on. And if one should be pierced, which is the one?

Costard.
Marry, master schoolmaster, he that is likest to a hogshead.

Holofernes.
Of piercing a hogshead! a good lustre of conceit in a turf of earth; fire enough for a flint, pearl enough for a swine: 'tis pretty, it is well.

Jaquenetta.
Good master parson, be so good as read me this letter; it was given me by Costard, and sent me from Don Armatho: I beseech you, read it.

Love's Labour Act 4 Scene 2.

Parson, persona, in the legal signification is taken for the rector of a church parochial, and is called persona ecclesiae, because he assumeth and taketh upon him the parson of the church, and is said to be seised in jure ecclesiae, and the law had an excellent end therein, viz. that in his person the church might sue for and defend her right; and also be sued by any that had an elder and better right; and when the church is full, it is said to be plena et consulta of such a one parson thereof, that is, full and provided of a parson, that may vicem seu personam ejus gerere. (Co. Litt. 300 b.) Or he is called parson as he is bound by virtue of his office, in propria persona servire deum. (Fleta, lib. 9. cap. 18.)

Selden says „1. Though we write parson differently, yet 'tis but person; that is, the individual person set apart for the service of such a church, and 'tis in Latin persona and personatus is a parsonage. Indeed with the canon lawyers, personatus is dignity or preferment in the church. 2. There never was a merry world since the fairies left dancing and the parson left conjuring. The opinion of the latter kept thieves in awe, and did as much good in a country as a justice of peace (Selden's Table Talk). In the XXIV chapter of 13. Edward I. (Westminster the Second) are these words,

„Eodem modo sicut persona alicujus ecclesiae recuperare potest communiam pasture per breve novae disseisinae, eodem modo de caetero recuperet successor super disseisitorem, vel ejus haeredem per breve, quod permittat, licet hujusmodi breve prius in cancellaria non fuerit concessum."

which in Coke's second Institute have been translated thus, — In like manner as a parson of a church may recover common of pasture by writ of novel disseisin, likewise from henceforth his successor shall a quod permittat against the disseisor or his heir, though a like writ were never granted out of the Chancery before. (2. Inst. 404.)

King.

Go, call before me all the lords in court. —
[Exit an Attendant.
Sit, my preserver, by thy patient's side;
And with this healthful hand, whose banish'd sense
Thou hast repeal'd, a second time receive
The confirmation of my promised gift,
Which but attends thy naming.

Enter several Lords.

Fair maid, send forth thine eye: this youthful parcel
Of noble bachelors stand at my bestowing,
O'er whom both sovereign power and father's voice
I have to use: thy frank election make;
Thou hast power to choose, and they none to forsake.

Et pur ceo que elections doient estre frankes, cy defend le roy sur la greeve forfeiture, que nul haute home, ne auter, per poyar des armes, ne per malice ou menaces, ne disturbe

de faire franke election. 3. Edward I. (Westminster the First) cap. V.

This chapter is thus translated,

„And because elections ought to be free, the king commandeth upon great forfeiture, that no man by force of arms, nor by malice, or menacing, shall disturb any to make free election. (2. Inst. 168.)

The reader will perceive that the king says to Helena „thy frank election make,“ and according to this Chapter of Westminster the First, — „elections doient estre frankes;“ also „nul haute home, etc. ne disturbe de faire franke election,“ — and the king uses the verb „make“ which is the English of „faire.“

Enter Three Lords.

1. Lord.

See, not a man in private conference,
Or council, has respect with him but he.

2. Lord.

It shall no longer grieve without reproof.

3. Lord.

And cursed be he that will not second it.

1. Lord.

Follow me then: Lord Helicane, a word.

Helicane.

With me? and welcome: Happy day, my lords.

1. Lord.

Know, that our griefs are risen to the top,
And now at length they overflow their banks.

Helicane.

Your griefs, for what? wrong not the prince you love.

1. Lord.

Wrong not yourself then, noble Helicane;
But if the prince do live, let us salute him,
Or know what ground's made happy by his breath.
If in the world he live, we 'll seek him out;
If in his grave he rest, we 'll find him there;
And be resolved, he lives to govern us,
Or dead, gives cause to mourn his funeral,
And leaves us to our free election.

2. Lord.

Whose death 's, indeed, the strongest in our censure:
And knowing this kingdom, if without a head,
(Like goodly buildings left without a roof,)
Will soon to ruin fall, your noble self,
That best know'st how to rule, and how to reign,
We thus submit unto, — our sovereign.

All.

Live, noble Helicane!

Helicane.

Try honour's cause; forbear your suffrages:
If that you love prince Pericles, forbear.

Pericles Act 2 Scene 4.

„There were" says Coke „two mischiefs before the making of this statute. 1. For that elections were not duly made. 2. That elections were not freely made; and both these against the ancient maxim of the law, Fiunt electiones rite et libere sine interruptione aliqua; and again, Electio libera est; for before this act in the irregular reign of Henry III. the electors had neither their free, nor their due elections, for sometimes by force sometimes by menaces, and sometimes by malice the electors were framed, and wrought to make election of men unworthy, or not elegible, so as their election was neither due, nor free: this act rehearseth the old rule of the common law (for that elections ought to be free) wherein both the said points are included: I. It must be a due election, and II. It must be a free election. (2. Inst. 169.)

Most humbly complaining, shew unto your Highness your daily orators, the bowyers, fletchers, stringers and arrowhead-makers of this your realm, that where for the advancement and maintenance of archery, the better to be maintained and had within the same, and for the avoiding of divers and many unlawful games and plays, occupied and practised within this realm, to the great hurt and lett of shooting and archery, divers good and lawful statutes have been devised, enacted and made, amongst which one was made in a parliament holden at Westminster in the third year of your most gracious reign, and the same act made perpetual in the parliament there holden in the sixth year of your said reign, the which good and laudable act

nothwithstanding, divers and many subtil inventative and crafty persons, intending to defraud the same estatute, sithens the making thereof, have found, and daily, find many and sundry new and crafty games and plays, as logetting in the fields,

Hamlet.

Why, e'en so: and now my lady Worm's; chapless, and knocked about the mazzard with a sexton's spade. Here 's fine revolution, an we had the trick to see 't. Did these bones cost no more the breeding, but to play at loggats with them? mine ache to think on 't.

Act 5 Scene 1.

slide-thrift, otherwise called shove-groat,

Falstaff.

Quoit him down, Bardolph, like a shove-groat shilling: nay, if he do nothing but speak nothing, he shall be nothing here.

2. Henry IV. Act 2 Scene 4.

Salisbury.

It is apparent foul play; and 'tis shame,
That greatness should so grossly offer it:
So thrive it in your game! and so farewell.

King John Act 4 Scene 2.

as well within the city of London, as elsewhere, in many other and divers parts of this realm, keeping houses, plays and alleys for the maintenance thereof; by reason whereof archery is sore decayed,

Hamlet.

How long will a man lie i' the earth ere he rot?

1. Clown.

'Faith, if he be not rotten before he die, (as we have many pocky corses now-a-days, that will scarce hold the laying in), he will last you some eight year, or nine year: a tanner will last you nine year.

Hamlet.

Why he more than another?

1. Clown.

Why, sir, his hide is so tanned with his trade, that he will keep out water a great while: and your water is a sore decayer of your whoreson dead body. Here 's a skull now hath lain you i' the earth three-and-twenty years.

Act 5 Scene 1.

and daily is like to be more and more minished, and divers bowyers and fletchers, for lack of work, gone and inhabit them-

selves in Scotland, and other places out of this realm, there working and teaching their science, to the puissance of the same, to the great comfort of the estrangers, and detriment of this realm."

The statute speaks of „sundry new and crafty games and plays, as logetting in the fields, slide-thrift, otherwise called shove-groat:" — and the reader will perceive that Salisbury speaks of foul play and connects the verb thrive with the noun game.

„And where also your Grace's subjects, bowyers, fletchers and other artificers aforenamed, from time to time resort, repair and come out of all places of this your realm unto the city of London for lack of living, and do inhabit nigh the same city, or in the suburbs of the same city, and in the streets and lanes of the same city, being no freemen of the same city, nor bearing neither scot, lot,

Falstaff.

(Rising slowly.) Embowell'd! If thou embowel me to-day, I 'll give you leave to powder me, and eat me too, to-morrow. 'Sblood, 'twas time to counterfeit, or that hot termagant Scot had paid me scot and lot too.

1. Henry IV. Act 5 Scene 4.

nor other charges within your said city, as other citizens and freemen of the same city do, and are bound to do, and by their oaths are sworn to do, and which citizens and freemen of your said city, of the mysteries and crafts before rehearsed, which have been brought up as apprentices from their youth, dwelling within the freedom of your said city of London, are always in readiness to furnish Your Grace's affairs, when they shall be commanded;

Hortensio.

Tarry, Petruchio, I must go with thee:
For in Baptista's keep my treasure is:
He hath the jewel of my life in hold,
His youngest daughter, beautiful Blanca;
And her withholds from me, and other more
Suitors to her, and rivals in my love:
Supposing it a thing impossible,
(For these defects I have before rehearsed,)

That ever Katharina will be woo'd,
Therefore this order hath Baptista ta'en,
That none shall have access unto Bianca,
Till Katharine the curst have got a husband.
Taming of The Shrew Act 1 Scene 2.

by reason of which resort and abode of such foreigners and strangers of the mysteries and crafts before rehearsed, in the suburbs, streets and lanes of the same city, other cities, towns, villages and places within this realm remain and be unfurnished of artificers and craftsmen before rehearsed,

King Henry.

For you shall read, that my great grandfather,
Never went with his forces into France,
But that the Scot on his unfurnish'd kingdom
Came powring, like the tide into a breach
With ample and brim fulness of his force.
Henry V. Act 1 Scene 2.

the great decay of the archery of this realm;

Enter an Officer.

Officer.

Edmund is dead, my lord.

Alb.

That 's but a trifle here.
You lords, and noble friends, know our intent.
What comfort to this great decay may come,
Shall be applied: For us, we will resign,
During the life of this old majesty,
To him our absolute power: —
Lear Act 5 Scene 3.

and for as much as it appeareth by the preamble of the said statute enacted the said third year, which was established and made perpetual in the foresaid sixth year of your most gracious reign, that your Highness calling to your most noble and gracious remembrance,

Laf.

I like him well; 'tis not amiss: and I was about to tell you, since I heard of the good lady's death, and that my lord your son was upon his return home, I moved the king, my master, to speak in the behalf of my daughter; which, in the minority of them both, his ma-

jesty, out of a self-gracious remembrance, did first propose: his highness hath promised me to do it; and, to stop up the displeasure he hath conceived against your son, there is no fitter matter.

All's Well That Ends Well Act 4 Scene 5.

that by the feat and exercise of the subjects of this your realm in shooting in long bows, there hath continually grown and been within the same great number and multitude of good archers, which hath not only defended this realm, and the subjects thereof, against the cruel malice and danger of the outward enemies in time heretofore past, but also with little number and puissance in regard have done many notable acts and discomfitures of war against the infidels,

Enter a Messenger.

Messenger.

My honourable lords, health to you all!
Sad tidings bring I to you out of France,
Of loss, of slaughter, and discomfiture:
Guienne, Champaigne, Rheims, Orleans,
Paris, Guysors, Poictiers, are all quite lost.

1. Henry VI. Act Scene 1.

and other, and furthermore subdued and reduced divers and many regions and countries to their due obeisance, to the great honour, fame and surety of this realm and subjects,

Bast.

The Dauphin is preparing hitherward:
Where, Heaven he knows, how we shall answer him.
For, in a night, the best part of my power,
As I upon advantage did remove,
Where in the washes, all unwarily,
Devoured by the unexpected flood.

(The King dies.)

Sal.

You breathe these dead news in as dead an ear.
My liege! my lord! — But now a king, — now this.

P. Hen.

Even so must I run on, and even so stop.
What surety of the world, what hope, what stay,
When this was now a king, and now is clay!

King John Act 5 Scene 7.

and to the terrible dread and fear of all strange nations, any

thing to attempt or do to hurt or damage of them, or any of them; and yet nevertheless archery, and shooting in longbows was little used, but daily did minish, decay and abate more and more, for that much part of the commonalty and poor people of this realm, whereby of old time the great number and substance of archers hath grown and multiplied

King Richard. .
By the apostle Paul, shadows to-night
Have struck more terror to the soul of Richard,
Than can the substance of ten thousand soldiers,
Armeed in proof, and led by shallow Richmond.
Richard III. Act 5 Scene 3.

were not of power and ability to buy them long-bows of yew, to exercise shooting in the same, and sustain the continual charge thereof, and also by means and occasions of customable usage of tennis play, bowls, cloysh and other unlawful games, prohibited by many good and beneficial statutes by authority of parliament in that behalf provided and made, great impoverishment hath ensued, and many heinous murders, robberies and felonies were committed and done,

What was I about to say? By the mass, I was about to say something. Where did I leave?

Rey.
At, closes in the consequence.

Pol.
At, closes in the consequence. — Ay, marry;
He closes with you thus: — I know the gentleman;
I saw him yesterday, or t' other day,
Or then, or then; with such, or such; and, as you say.
There was he gaming; there o'ertook in his rouse;
There falling out at tennis; or perchance,
I saw him enter such a house of tale,
(Vide licet, a brothel,) or so forth. —
Hamlet Act 2 Scene 1.

and also the devine service of God by such misdoers on holy and festival days, not heard or solemnised, to the high displeasure of Almighty God, as by the foresaid preamble more plainly may appear. It may therefore be enacted by your Highness, the lords spiritual and temporal, and the commons

to this present parliament assembled, and by the authority of the same, That every man being the king's subjects, not lame, decripit nor maimed, nor having any other lawful or reasonable cause or impediment, being within the age of sixty years (except spiritual men justices of one bench and of the other, justices of assise, and barons of the exchequer) shall from the feast of Pentecost next coming, use and exercise shooting in long-bows, and also have a bow and arrows ready continually in his house, to use himself, and do use himself in shooting, and also the fathers, governors and rulers of such as be of tender age, do teach and bring them up in the knowledge of the same shooting; and that every man having a man-child or men-children in his house,

Macbeth.

Bring forth men-children only!
For thy undaunted metal should compose
Nothing but males.

Act 1 Scene 7.

shall provide ordain and have in his house for every man-child being of the age of seven years and above,

Volumnia.

To a cruel war I sent him; from whence he returned, his brows bound with oak. I tell thee, daughter, — I sprang not more in joy at first hearing he was a man-child, than now in first seeing he had proved himself a man.

Coriolanus Act 1 Scene 3.

till he shall come to the age of seventeen years, a bow and two shafts to induce and learn them,

Desdemona.

My noble father,
I do perceive here a divided duty:
To you, I am bound for life, and education;
My life, and education, both do learn me
How to respect you; you are the lord of duty,
I am hitherto your daughter.

Othello Act 1 Scene 3.

Queen.

I do wonder, doctor,
Thou ask'st me such a question: Have I not been
Thy pupil long? Has thou not learn'd me how

To make perfumes? distil? perserve? yea, so,
That our great king himself doth woo me oft
For my confections?

Cymbeline Act 1 Scene 6.

1. Out.

Come, come;
Be patient, we must bring you to our captain.

Sil.

A thousand more mischances than this one
Have learn'd me how to brook his patiently.

Two Gentlemen of Verona Act 5 Scene 3.

and bring them up in shooting, and shall deliver all the same bow and arrows to the same young men to use and occupy;

Mer.

Thou desirest me to stop in my tale against the hair.

Ben.

Thou wouldst else have made thy tale large.

Mer.

O, thou art deceived, I would have made it short: for I was come to the whole depth of my tale: and meant, indeed, to occupy the argument no longer.

Romeo and Juliet Act 2 Scene 4.

and if the same young men be servants, that then their masters shall abate the money that they shall pay for the same bows and arrows out of their wages; and after all such young men shall come to the age of seventeen years, every of them shall provide and have a bow and four arrows continually for himself, at his proper costs and charges,

Win.

Item, — It is farther agreed between them, that the duchies of Anjou and Maine shall be released and delivered over to the king her father; and she sent over the king of England's own proper cost and charges, without having dowry.

2. Henry VI. Act 1 Scene 1.

Glo.

A proper jest, and never heard before,
That Suffolk should demand a whole fifteenth,
For costs and charges in transporting her!

2. Henry VI. Act 1 Scene 1.

or else of the gift or provision of his friends, and use and

occupy the same in shooting is before rehearsed; and if the master suffer any of his servants taking wages, being in houshold, and under the age of seventeen years; or the father suffer any of his sons being in his household, and under the age of seventeen years, to lack a bow and two arrows, contrary to the form of this estatute, by the space of one month together; then the master or father in whom such negligences shall be, shall for every such default forfeit VI. s. VIII. d. and that every servant, passing the age of seventeen years, and under the age of sixty years, and taking wages, which can or is able to short, and shall lack a bow and four arrows by the space of one month together, for every such default shall forfeit and lose VI. s. VIII. d.

IV. Be it further enacted by the authority aforesaid, That no man under the age of twenty four years shall shoot at any standing prick, except it be at a rover, whereat he shall change at every shoot his mark, upon pain for every shoot doing the contrary IV. d. and that no person above the said age of twenty four years shall shoot at any mark of eleven score yards, or under, with any prick-shaft or flight,

Leonato.
What is he that you ask for, niece?

Hero.
My cousin means signior Benedick of Padua.

Messenger.
O, he is returned; and as pleasant as ever he was.

Beatrice.
He set up his bills here in Messina, and challenged Cupid at the flight: and my uncle's fool, reading the challenge, subscribed for Cupid, and challenged him at the bird-bolt.

Much Ado About Nothing Act 1 Scene 1.

under the pain to forfeit for every shoot, six shillings eight pence,

1. Keeper.
Under this thick-grown brake we 'll shroud ourselves;
For through this laund anon the deer will come;
And in this covert will we make our stand,
Culling the principal of all the deer.

2. Keeper.

I 'll stay above the hill, so both may shoot.

1. Keeper.

That cannot be, the noise of thy cross-bow
Will scare the herd, and so my shoot is lost.

3. Henry VI. Act 3 Scene 1.

Princess.

Then, forester, my friend, where is the bush,
That we must stand and play the murderer in?

Forester.

Here by, upon the edge of yonder coppice;
A stand, where you may make the fairest shoot.

Princess.

I thank my beauty, I am fair, that shoot,
And thereupon thou speak'st, the fairest shoot.

Love's Labour's Lost Act 4 Scene 1.

Shallow.

Death is certain. — Is old Double of your town living yet?

Silence.

Dead, sir.

Shallow.

Dead! — See, see! — he drew a good bow! And dead! — he shot a fine shoot: — John of Gaunt loved him well, and betted much money on his head. Dead! — he would have clapped i' the clout at twelve score; and carried you a forehand shaft a fourteen and fourteen and a half, that it would have done a man's heart good to see. — How a score of ewes now?

2. Henry IV. Act 2 Scene 2.

and that no person under the age of seventeen yeare, except he or his father or mother have lands or tenements to the yearly value of ten pounds, or be worth in moveables the sum of forty marks sterling, shall shoot in any bow of yew which shall be bought for him, after the feast of the Purification of our Lady next coming, under the pain to lose and forfeit VI. s. VIII. d.

York.

Come, bloody Clifford, — rough Northumberland, —
I dare your quenchless fury to more rage;
I am your butt, and I abide your shot.

3. Henry VI. Act 1 Scene 4.

and also that butts be made on this side the feast of St. Mi-

chael the Archangel next coming, in every city, town and place, according to the law of ancient time used.

Canterbury.
True: therefore doth Heaven divide
The state of man in divers functions,
Setting endeavour in continual motion;
To which is fix'd, as an aim or butt,
Obedience.
Henry V. Act 1 Scene 2.

And that the inhabitants and dwellers in every of them be compelled to make and continue such butts, upon pain to forfeit for every three months so lacking, XX. s. and that the said inhabitants shall exercise themselves with long-bows in shooting at the same, and elsewhere, in holy days and other times convenient (33. Henry VIII. cap. IX.)

Scot and Lot, Schot and Loth. All taxes in general are usually understood by Scot and Lot. Scot Anglo Saxon „Sceat," money, tax, contribution; Contributiones publicae scotta appellarunt veteres. Lot, Anglo Saxon „hlot," sors, symbolum, pars tributi sive solutionis alicujus, quam inter alios quis tenetur praestare. (Spelman).

And also that no stranger, of what country soever he were, should host, or take to sojourn with him,

1. Merchant.
There is your money that I had to keep.

Antipholus of S.
Go bear it to the Centaur, where we host,
And stay there, Dromio, till I come to thee.
Comedy of Errors Act 1 Scene 2.

Widow.
The troop is past: Come, pilgrim, I will bring you
Where you shall host: of enjoin'd penitents
There 's four or five, to great Saint Jaques bound,
Already at my house.
All 's Well Act 3 Scene 5.

within this realm of England, any merchant stranger, not being of the same nation that he should be of, upon pain to forfeit and lose it every time that he so doth, XI. II. And that no

merchant stranger be at host nor sojourn with any other merchant stranger

Antipholus of E.
Dromio, what stuff of mine hast thou embark'd?

Dromio of S.
Your goods, that lay at host, sir, in the Centaur.

not being of his nation or country, within the said realm, upon pain of XI. II. (1. Henry VII. cap. X.)

For as much as by the slight and subtile making of cloths and colours within divers parts of this realm, now a late practised and used, not only great infamies and slanders have grown to the same realm,

Chief Justice.
Well, the truth is, Sir John, you live in great infamy.

Falstaff.
He, that buckles him in my belt, cannot live in less.
2. Henry IV. Act 1 Scene 2.

but also the king's majesty's faithful and true subjects have sustained great loss in the use and wearing of the same cloths so slightly and subitily made. (3. and 4. Edward VI. cap. 2.)

„Item ordeine est et establi et le Roi nostre seignour defend estroitement qe nul conselier officier ou servant nautre ovesqe lui nascun autre persone du roialme d'Engleterre de quel estate ou condition qils soient nenpriegnent desore ou susteignent ascun querell par maytenance en pais ou aillours sur grevouse peyne cest assavoir les ditz conseillers et grantz officers du Roi sur peyne qe serra ordeigne par le Roi mesmes del avys des seignours de roialme et les autres meyndres officers et servantz le Roi sibien en lescheger et en toutes ses autres courtes et places come de sa propre meignee,

Kent.
My lord, when at their home
I did commend your highness' letters to them,
Ere I was risen from the place that shew'd
My duty kneeling, came there a reeking post,
Stew'd in his haste, half breathless, panting forth
From Goneril his mistress, salutations;
Deliver'd letters, spite of intermission,
Which presently they read:- on whose contents,

They summon'd up their meiny, straight took horse;
Commanded me to follow, and attend
The leisure of their answer; gave me cold looks:
And meeting here the other messenger,
Whose welcome, I perceived, had poison'd mine,
(Being the very fellow that of late
Display'd so saucily against your highness,)
Having more man than wit about me, drew;
He raised the house with loud and coward cries:
Your son and daughter found this trespass worth
The shame which here it suffers.

Lear Act 2 Scene 4.

sur peine de perdre lour offices et destre emprisonez et dilloc-qes estre reintz a la volunte le Roi chescun de eux solonc ses degre estat et desert et toutz autres persones parmy le roialme sur la dite peyne denprisonment et destre reintz come les autres desus ditz.“ 1. Richard II. cap. IV. The translation of this statute is in these words, —

„Item it is ordained and stablished, and the king our lord straitly commandeth, That none of his councellors, officers, or servants, nor any other person within the realm of England, of whatsoever estate or condition they be, shall from henceforth take nor sustain any quarrel by maintenance in the country, nor elsewhere, upon a grevious pain; that is to say, the said councellers and the king's great officers upon a pain which shall be ordained by the king himself, by the advice of the lords of this realm; and other less officers and servants of the king, as well in the exchequer and all his other courts and places, as of his own meiny, upon pain to lose their offices and services and to be imprisoned, and then to be ransomed at the king's will, every of them according to their degree, estate, and desert; and all other persons through the realm upon pain of imprisonment, and to be ransomed as the other aforesaid.“

Meiny, menagium, French, mesnie, as the king's meiny, that is the king's family or household servants. (Cowell Interpr.) This word is also used in 27. Edward III. cap. VIII. — „Item, we have ordained and established, That the mayors and constables of the staple shall have jurisdiction and cognisance within the towns where the staples shall be, of

people, and of all manner of things touching the staples. And that all merchants coming to the staple, their servants and meiny in the staple shall be ruled by the law-merchant, of all things touching the staple, and not by the common law of the land, nor by usage of cities, boroughs, or other towns etc.

Item, si home relessa a un auter touts manners de quarrels ou touts controversies ou debates enter eux, etc. quaere, a quel matter et a quel effect tiels parols soy extendont etc. (Litt. sec. 511).

King Henry.

By my troth, I will speak my conscience of the king; I think he would not wish himself any where but where he is.

Bates.

Then 'would he were here alone; so should he be sure to be ransomed, and a many poor men's lives saved.

King Henry.

I dare say, you love him not so ill, to wish him here alone; howsoever you speak this, to feel other men's minds: Methinks, I could not die any where so contented, as in the king's company; his cause being just, and his quarrel honourable.

Henry V.

Salisbury.

It seems, you know not then so much as we:
The cardinal Pandulph is within at rest,
Who half an hour since came from the Dauphin,
And brings from him such offers of our peace
As we with honour and respect may take,
With purpose presently to leave this war.

Bastard.

He will the rather do it, when he sees
Ourselves well sinewed to our defence.

Salisbury.

Nay, it is in a manner done already;
For many carriages he hath despatch'd
To the sea-side, and put his cause and quarrel
To the disposing of the cardinal:
With whom yourself, myself, and other lords,
If you think meet, this afternoon will post
To consummate this business happily.

King John Act 5 Scene 7.

„This word Querela“ says Coke „is derived a querendo, unde etiam Querens who is the plaintiff, and Quarrels, Controversies and Debates, are Synonima and of one and the same signification.“ (Edward Altham's Case 8 Rep. 153) and in another part of the same Report Coke says „As to this word (Querelas) it is to be known, that Quarrels extend not only to actions as well Real as Personal, as it is held in 9. E. 4. 44. a. but also to causes of action and suits, as it is held in 39. H. 6. 9. b. So that by Release of all Quarrels, not only actions depending in suit, but causes of action and suit also are released.“ (Co. Litt. 292 a.)

Malcolm.

What I am truly,
Is thine, and my poor country's, to command:
Whither, indeed, before thy here-approach,
Old Siward, with ten thousand warlike men,
All ready at a point, was setting forth;
Now we 'll together; and the chance, of goodness,
Be like our warranted quarrel! Why are you silent?

Macbeth Act 4 Scene 3.

Malcolm.

With this, there grows,
In my most ill-composed affection, such
A stanchless avarice, that, were I a king,
I should cut off the nobles for their lands;
Desire his jewels, and this other's house:
And my more-having would be as a sauce
To make me hunger more; that I should forge
Quarrels unjust against the good, and loyal,
Destroying them for wealth.

Macbeth Act 4 Scene 3.

Aufidius.

Worthy Marcius,
Had we no quarrel else to Rome, but that
Thou art thence banish'd, we would muster all
From twelve to seventy; and, pouring war
Into the bowels of ungrateful Rome,
Like a bold flood o'erbeat. O, come, go in,
And take our friendly senators by the hands;
Who now are here, taking their leaves of me,

Who am prepared against your territories,
Though not for Rome itself.

Coriolanus Act 4 Scene 5.

I think the word quarrel is used by Salisbury and king Henry in the legal sense, and the reader will perceive that they both connect the word „quarrel" with the word „cause:" and although this word quarrel is generally and frequently used by Shakspeare to signify a „brawl" or „petty fight" or „scuffle,"

This practice hath most shrewdly pass'd upon thee;
But, when we know the grounds and authors of it,
Thou shalt be both the plaintiff and the judge
Of thine own cause.

Fab.

Good madam, hear me speak:
And let no quarrel, nor no brawl to come,
Taint the condition of this present hour,
Which I have wonder'd at.

it is sometimes doubtful in which sense it is used.

Scene III. — A Street.

Enter Dogberry and Verges, with the Watch.

Dogberry.

Are you good men and true?

Verges.

Yea, or else it were pity but they should suffer salvation, body and soul.

Dogberry.

Nay that were a punishment too good for them, if they should have any allegiance in them, being chosen for the prince's watch.

Verges.

Well, give them their charge, neighbour Dogberry.

Dogberry.

First, who think you the most desartless man to be constable?

1. Watch.

Hugh Oatcake, sir, or George Seacoal; for they can write and read.

Dogberry.

Come hither, neighbour Seacoal: God hath blessed you with a good name: to be a well favoured man is the gift of fortune; but to write and read comes by nature.

2. Watch.

Both which, master constable, —

Dogberry.

You have; I knew it would be your answer. Well, for your favour, sir, why, give God thanks, and make no boast of it; and for your writing and reading, let that appear when there is no need of such vanity. You are thought here to be the most senseless and fit man for the constable of the watch; therefore bear you the lantern. This is your charge: you shall comprehend all vagrom men; you are to bid any man stand, in the prince's name.

Much Ado Act 3 Scene 3.

I think Shakspeare in this passage alludes to the Common Law which requires that every Constable should be idoneus homo. i. e. apt and fit to execute his office.

„In a replevin brought by Thomas Kingston against Richard Baily the Elder, and Richard Baily the Younger, in a place called Stockings in Kingston, in the county of Stafford; the defendants, as bailiffs to Thomas Griesley Esq., did acknowledge the taking of the said cattle in the said place where, etc. For they said, That the said place, where, etc. contained six acres; and that the said Thomas Griesley was seised of the Manor of Kingston, within which manor, the said place where, etc. is, in his demesne as of fee and prescribed to have Curiam visus franc' pleg' coram seneschallo suo infra manerium illud tenend' bis per annum, viz. semel infra mensem proximum post festum Pasche, et iterum infra mensem proximum post festum Sancti Michaelis Archangeli de omnibus inhabitantibus et residentibus infra manerium praedict' tanquam ad manerium illud pertin': Quodque infra manerium praed' habetur, et a tempore cujus contrarii memoria hominum non existit, habebatur talis consuetudo, quod inhabitantes et residentes infra manerium praed' ad inquirendum et praesentandum ea quae ad visum fran' plegii pertinent onerati et jurati, annuatim ad Curiam vis' franc' plegii illius apud manerium illud, infra mensem proxim' post festum Sancti Michaelis Archangeli tent', elegerunt et eligere consueverunt unum idoneum hominem de inhabitantibus infra manerium praedict' ad essendum Constabularium de Kingston pro ann' tunc proximum sequen', qui quidem homo sic electus officium illud pro uno anno exercere per totum tempus praed' consuevit, et si praesens fuerit hujusmodi electioni tunc per totum tempus praed' jurari consuevit per seneschallum curiae praed' in aperta curia ad officium illud exercendum.“ And the said custom, etc. Eligere unum idoneum hominem de inhabitantibus infra manerium ad essendum Constabularium, etc. well agrees with the law; „for“ continues Coke „the Common Law requires, that every Constable should be idoneus homo; i. e. apt and fit to execute the said

office; and he is said in law to be idoneus who has these three things, honesty, knowledge, and ability; honesty, to execute his office truly without malice, affection, or partiality; knowledge to know what he ought duly to do; and ability, as well in estate as in body, that he may intend and execute his office, when need is, diligently; and not for impotency or poverty to neglect it; for if poor men should be chosen to this office, who live by the labour of their hands, they would rather suffer felons and other malefactors to escape, and neglect the execution of their office in other points, than leave their labour, by which they, their wives and children live: And the commonwealth consists in the well ordering of particular towns, and order will not be observed in them but where the officers are idonei, i. e. honest, knowing, and of ability. And this word idoneus is oftentimes in law attributed to those who have any office or function; and therefore if a Coroner, who is also an ancient officer, be minus idoneus ad officium illud exequendum, it is a good cause to remove him. F. N. B. 163, 164. Register 177. i. e. If the Coroner be senio confractus, aut morbo paralysis percussis, aut terras, et tenementa in eodem Comitatu non habet, aut electus est in officio Vicecomitis, etc. for he ought to be chosen Coroner, qui melius sciat, et possit officium intendere, as appears by the words of the writ de Coronatore eligendo. F. N. B. 163. Regist. 177. And so he who is Constable ought to be idoneus, i. e. qui melius sciat, et possit officium illud intendere. And in Letters Patents of incorporating of inhabitants of a town into Mayor, or Bailiff and Burgesses: the words are, Quod ipsi de seipsis eligere possunt unum hominem idoneum, or, duos homines idoneos, etc. and the law requires, that he whom the patron presents to a benefice be persona idonea for the words of the writ of Quare impedit, are, Presentare idoneam personam ad Ecclesiam de, etc. et proprie dicuntur idonei, qui possunt et volunt in Ecclesiis deservire, scil. qui moribus, honestate, et literarum scientia sunt decorati. And if one be elected Constable who is not idoneus, he by the law may be discharged of his office, and another man who is idoneus appointed in his place." (Griesley's Case. 8 Rep. 38.) The reader will perceive that Dogberry asks the Watch whether they are good men and true, and afterwards says, "You are thought here to be the most senseless and fit man for the constable of the watch."

Liverpool. W. L. Rushton.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

---

70. Sitzung, den 9. September 1862. Herr Lasson schilderte den Streit zwischen Fichte und Nicolai. Er theilte dabei Auszüge aus Nicolai's komischem Roman „Leben und Meinungen Sempronius Gundibert's“ mit. In dieser Studiengeschichte eines Würtemberger Leinwebersohnes, deren Hauptpointe in der Gegenüberstellung einer „Vonvorn“- (a priori) und einer „Vonhinten- (a posteriori) Philosophie“ beruht, kommen satyrische Ausfälle gegen Fichte vor, die den Letzteren bewogen, eine Schrift, „Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen“ zu verfassen, der in Berlin das imprimatur versagt wurde, da sie gegen ein Mitglied der Königlichen Akademie gerichtet war, und die später durch A. W. von Schlegel gedruckt wurde. Der Vortragende charakterisirte diese Schrift als ein Meisterwerk der Polemik und theilte zahlreiche Stellen daraus mit. Die Heftigkeit der Angriffe gegen Nicolai hatte zur Folge, dass, als Fichte von Hufeland für die Akademie vorgeschlagen wurde, Fichte in dieselbe, namentlich in Folge des Nicolai'schen Votums, nicht zugelassen wurde. Die frappantesten Stellen dieses von Göckingk veröffentlichten Votums wurden vorgelesen.

Herr van Dalen stellte ein unter dem Titel „Neueste Methode des Selbstunterrichts zur Erlernung der englischen Sprache ohne Lehrer“ von Freudenthal hierselbst herausgegebenes Buch als gräuliches Machwerk eines Erzignoranten in verdienter Weise an den Pranger.

Herr Mahn deutete in einem etymologischen Vortrage die „Pichelsberge,“ indem er dem ersten Theile der Zusammensetzung keltischen Ursprung vindicirte, als „Fichtenberge.“

Herr Kuhlmey schilderte die Stellung der deutschen Gelehrten des

vorigen Jahrhunderts zum deutschen Buchhandel auf Grundlage einer Schrift aus dem Jahre 1781 „Die Gelehrtenversteigerung nach dem Lucian."

71. Sitzung, den 7. October 1862. Herr Michaelis sprach über die lautlichen Unterschiede des S, namentlich über das dorsale und das apicate S. Ueber den Vortrag entspann sich ein lebhafter Meinungsaustausch; es betheiligten sich daran die Herren Klaiber, Lasson, Herrig, Lowenthal, Sachse.

Herr Büchsenschütz theilte den Inhalt einer 1808 erschienenen Charakteristik Fichte's mit, die mit der Absicht der Verunglimpfung Fichte's geschrieben war.

Herr Reymond (in französischer Sprache) gab im Anschluss an neuere Publicationen Beiträge zur Würdigung des unter dem Namen la Bohème bekannten Literatenthums.

Herr van Muyden referirte sehr anerkennend über Ferdinand Wolf's unter dem Titel La Brésil littéraire soeben erschienene brasilianische Literaturgeschichte.

72. Sitzung, den 26. October 1862. Nach dem gemeinschaftlichen Vorschlage des Fonds-Comités und des Vorstandes bewilligte die Gesellschaft das von ihr begründete Stipendium für dieses Jahr dem Herrn Dr. Grützmacher in Berlin, der sich um dasselbe beworben hatte, um während eines längern Aufenthalts in Italien und Frankreich die dortigen Bibliotheken nach provençalischen Handschriften zu durchforschen.

73. Sitzung, Stiftungsfest, den 28. October 1862. Nachdem Herr Petermann in Stellvertretung des Vorsitzenden die Gäste begrüsst und das Ergebniss der Bewerbungen um das Stipendium bekannt gemacht hatte, gab Herr Büchmann eine Uebersicht über den Stand und die bisherigen Leistungen des Vereins.

Darauf sprach Herr Gosche über die Geschichte der Philologie der neueren Sprachen. Er wies als den Vater derselben Dante nach und beleuchtete dann die Verdienste, welche die beiden Stephanus sich erworben, indem sie den Gesichtspunkt der Correctheit der Sprache festhielten; er zeigte, wie die Holländer, namentlich Lambert Ten Kate, den Standpunkt der Betrachtung höher genommen, wie seit den Magdeburger Centurien und durch Lessing die ethische Seite zu ihrem Rechte gekommen, wie die social-politische ihren ersten Vertreter in Etienne Pasquier gefunden, und wie endlich Franz Junius die kritische

Methode hinzugebracht habe. Als Resultat ergab sich, dass die Romanen, indem sie überwiegend das formelle und das social-politische Princip zur Geltung gefördert, die germanischen Völker aber durch Betonung des Ethischen und des Kritischen der wahren Philologie vorgearbeitet haben, d. h. der allseitigen Auffassung des Lebens und der Literatur.

Zuletzt sprach Herr Goldbeck über den Kampf Lessing's gegen die französische Tragödie.

Der Vortrag ging von dem Standpunkte aus, den, seit den grossen sprachlichen Entdeckungen und seit Ranke's geschichtlichen Darstellungen, die heutige Wissenschaft literarischen und historischen Darstellungen gegenüber einnimmt, demgemäss es darauf ankommt, jede Erscheinung in ihrem eigentlichen Kern und Wesen, also im Zusammenhange mit dem Volksgeiste, dem sie entspringt, nachzuweisen und, wenn sie in der Entwicklung des Geistes eine bedeutende Stelle einnimmt, diese Wirkung (wie z. B. den steten Einfluss Frankreichs auf Deutschland, hier besonders in literarischer Beziehung) aus ihrem Wesen zu erklären und damit zugleich ihre relative Berechtigung nachzuweisen. Umgekehrt müssen dann literarische Erscheinungen auch dazu dienen, ein vertieftes Charakterbild einer Nation zu geben; dass ein solches, von der wissenschaftlichen Bedeutung abgesehen, auch eine gewisse praktische Wichtigkeit haben könnte, scheinen die sehr zahlreichen, nach der Meinung des Vortragenden noch nicht genügenden Versuche dazu, zu beweisen.

Der Vortragende bemühte sich zuerst, zu zeigen, wie das deutsche Volk, wenn auch scheinbar dem in jeder Beziehung agressiven Nachbar gegenüber früh zu einer passiven Rolle verurtheilt, doch durch die Uebernahme der tiefsten Geisteskämpfe im Mittelalter und in der Neuzeit und durch den tragischen Bruch, der so im Volksgemüthe entstand, einer viel tieferen Geistesentwicklung entgegenging als die Franzosen; wie es dadurch einerseits berufen wurde, Weltgeschichte zu schreiben, andrerseits in der Literatur neue Bahnen zu eröffnen, als deren Ziel der Vortragende hinstellte: in speculativer und religiöser Beziehung Vermittlung zwischen Gott und Mensch, in künstlerischer Beziehung, zwischen dem Unendlichen und dem Einzelnen, zwischen dem Schicksal und dem Helden, besonders auf dem höchsten Gebiete aller Kunst, der Tragödie. Für die tiefen Spaltungen und herben Gegensätze aber, welche jener Entwicklungsgang im Gemüthe des Ein-

zelnen wie im ganzen Volke hervorgerufen hatte, fand Deutschland nicht den neutralen Boden der Bildung, für jene Gedankenwelt — die zugleich unsere geistige Verwandtschaft mit den Hellenen beweist — fand Deutschland nicht die entsprechend classische Form. Beides bot vorläufig das Jahrhundert Ludwig's XIV., welches der Vortragende in seiner literarischen und geschichtlichen Bedeutung kurz charakterisirte. Sein bedeutendstes literarisches Erzeugniss war die Tragödie, geeignet die Blüthe jener ganzen Entwicklung zu bieten und ihren Einfluss am weitesten und schnellsten hinauszutragen. Sie würde, wären nicht productive Kräfte gegen sie aufgestanden, der Literatur unseres Volkes das Herz ausgebrochen haben. Diese productive Kraft war besonders Lessing, dessen überwiegend dichterische Natur der Vortragende zu zeigen versuchte, allerdings im Bunde mit seiner mächtigen, negativen Kritik. Da der Versuch des Vortrages aber, gemäss seiner Einleitung, auf eine genetische Erklärung des Wesens der französischen Tragödie hinauskommen musste, so untersuchte er, mit Vorbehalt weiterer, von ihm übrigens schon erledigter Begründung, ob Lessing's Kritik, die oft vernichtend genannt wird, heute thatsächlich noch gültig sei bei denen, welche auf diesem Gebiete als Forscher und Darsteller beschäftigt sind, wenn auch zur vollständigen Beantwortung dieser Frage eine Geschichte der Kritik der französischen Tragödie in Frankreich und Deutschland gehörte. Drei Punkte hob er hervor: 1) Die für die Dramaturgie grundlegende Erklärung der Stelle des Aristoteles über die *κάθαρσις* ist in neuester Zeit Gegenstand des heftigsten gelehrten Streites geworden: 2) Die günstigere Auffassung, welche viele und bedeutende Darsteller der Literatur jenes Zeitalters zugewendet haben, mit besonderer Hinweisung auf eine Aeusserung H. Hettner's. 3) Die Schicksale des häuslichen Drama's, in welchem Lessing die Zukunft der deutschen Bühne sah.

Aber gerade die Lectüre der Dramaturgie, wenn sie die ungeheure Verbreitung der französischen Tragödie in Deutschland zu Gemüthe führt, drängt unabweislich die Frage nach den Ursachen einer solchen Macht auf. Ebert sucht die Erklärung, auf deren Wichtigkeit er energisch hinweist, in einer ausführlichen, zusammenhängenden Geschichte der europäischen Cultur, ohne auf den Kern des Ursprungs der französischen Tragödie aus dem französischen Volksgeiste näher hinzudeuten. Der Vortragende stellte nun seinerseits den einleitenden Bemerkungen über die Entwicklung des originalen deutschen Volks, ähn-

liche über die Entwicklung des celtisch-römischem Blute entstammenden französischen gegenüber, in der er als Grundzug den „Heroismus“ zu erweisen suchte, welchen er näher charakterisirte als die Hingabe an einen überlieferten, höheren Lebensgehalt, mit dem es zu keinem Bruche kommt, innerhalb dessen wohl aber ein Kampf zwischen Pflicht und Neigung übrig bleibt, der ja auch den Hauptinhalt der französischen Tragödie bildet. Nachdem der Vortragende an zahlreichen geschichtlichen Beispielen, denen er entsprechende dichterische Schöpfungen gegenüberstellte, dies und zugleich den tiefen Zusammenhang zwischen Geschichte und Poesie, von welchem der Vortrag ausgegangen war, zu erweisen gesucht hatte, zeigte er die Natur jenes Heroismus als sich gleichbleibend im Guten und Bösen in drei Richtungen: 1) in dem ritterlichen Heroismus, wie ihn das Mittelalter schuf im Vergleich zu der Auffassung eines Wolfram, 2) in dem Staatsheroismus, welcher den Anschluss an die römische Antike bringt, wo sich dann die Bedeutung eines Dichters wie Lucan für die Franzosen ergiebt, 3) in dem Heroismus des Priesters und Märtyrers. Dann versuchte der Vortragende, die Form und das Wesen der französischen Tragödie aus dem Begriff dieses Heroismus zu construiren. So glaubte er den wahren Grund der constanten Einwirkung des französischen Volkes auf die deutsche Entwicklung aufweisen zu können, nämlich in der Wirkung der stets fertigen, abgeschlossenen, zum Handeln bereiten Persönlichkeit (Heinrich Rückert nennt es Formenfertigkeit) auf den speculativen, in sich noch dunkel ringenden, wenn auch viel höherer Entwicklung entgegengehenden Menschen, wie im Leben des Einzelnen, so Volk gegen Volk. Damit ist aber auch der französischen Tragödie ihr engerer Gesichtskreis angewiesen, und, wenn er sie zusammenhält mit dem oben gegebenen Inhalt des deutschen Trauerspiels, pflichtet schliesslich der Vortragende Lessing bei, wenn er die französische Tragödie im höchsten Sinne keine Tragödie nennt, im Uebrigen aber durchaus nicht ohne Anerkennung für sie ist. Für die Beantwortnng der Frage, warum gerade Lessing der französischen Tragödie entgegentreten musste, verwies der Vortragende auf Lessing's Correspondenz, in der er die beste Stütze für seine Ansichten zu finden glaubt, und auf eine eigene Arbeit darüber.

Wenn man nun fremden Einfluss am besten durch vollständige Erkenntniss desselben überwindet, so scheint dem Vortragenden eine Geschichte des Einflusses Frankreichs auf Deutschland kein unnützes

Werk zu sein, besonders aber eine Geschichte der Cultur des Jahrhunderts Ludwig's XIV. im Anschluss an Ranke's Werk über die politische Geschichte. Damit würden wir den Franzosen ihren Einfluss reichlich zurückgegeben haben, von denen übrigens anzuerkennen ist, dass sie sich redlich bemühen, dem deutschen Geiste gerecht zu werden. Deshalb schien dem Vortragenden die Stellung und Begründung einer solchen Aufgabe in einer Gesellschaft für neuere Sprachen, der auch eine humane Mission für die Vereinigung der Völker zu höheren geistigen und sittlichen Zielen nach seiner Meinung obliege, nicht vom Uebel zu sein.

74. Sitzung, den 11. November 1862. Herr Mahn las über die Etymologie des Wortes Chimborasso und erklärte dasselbe als „Schneegebirge des (Districtes) Chimbo."

Herr Pröhle machte Mittheilung über den jetzt geordneten literarischen Nachlass Gleim's und gab Proben von dem ungedruckten Briefwechsel zwischen Gleim und Uz, zunächst aus den Jahren 1741 bis 1743, die Gleim in Berlin und Potsdam, Uz in Halle und Ansbach verlebte. Die vorgelesenen Briefe boten manches Interessante, nicht nur zur Charakteristik der beiden Männer, sondern auch zur Literatur-, zur Cultur- und zur Tagesgeschichte ihrer Zeit.

Herr Goldbeck besprach die Nothwendigkeit einer regelmässigen Kenntnissnahme von den im Auslande erscheinenden Zeitschriften und wies auf die Versuche hin, welche in dem Bulletin de la société littéraire de Strasbourg gemacht werden, um für einen lebhafteren wissenschaftlichen Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich den Grund zu legen.

Hierauf berichtete Herr Büchmann über die 2. Auflage von Peucker, Histoire de la littérature française und zeigte die grossen Mängel dieses Buches.

Zuletzt machte der Vorsitzende die Mittheilung, dass Se. Majestät der König geruhet habe, auch für das nächste Jahr wieder die kostenfreie Benutzung des Concertsaales im Königlichen Schauspielhause zu bewilligen. Das Programm für die von den Mitgliedern der Gesellschaft zu haltenden öffentlichen Vorträge (deren Ertrag bekanntlich zum Besten des Stipendien-Fonds für Studirende der neueren Sprachen bestimmt ist), wurde folgendermassen angenommen:

I. Januar 14.	Herr Prof. Dr. Foss: Ueber Ludwig Uhland.
II. Januar 21.	1. Herr Dr. Goldbeck: Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel.
	2. Herr Dr. Marthe: Oblomof, ein Bild russischen Lebens.
III. Januar 28.	1. Herr Dr. Werner Hahn: Die beiden Eddalieder von Helgi, dem Hundingstödter.
	2. Herr Prof. Pariselle: La chanson en France.
IV. Februar 4.	1. Herr Dr. Crouze: „Le moyen de parvenir." Französisches Sittenbild aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.
	2. Herr Prof. Dr. Städler: Macchiavel und Antimacchiavel.
V. Februar 11.	Herr Prof. Dr. Boltz: Drei russische Dichterinnen.
VI. Februar 18.	1. Herr Prof. Dr. Märcker: Ueber Pascal.
	2. Herr Oberl. Dr. Heinrichs: Die Frauen in den deutschen Dichtungen des Mittelalters.
VII. Februar 25.	1. Herr Dr. Schwebemeyer: Ueber das historisch-nationale Drama.
	2. Herr Dr. Wollenberg: Ueber die Satire Ménippée.
VIII. März 4.	1. Herr Dr. Hoppe: Ueber Coleridge.
	2. Herr Dr. Schütze: Die literarische Thätigkeit Lichtenberg's.

75. Sitzung, den 2. December 1862. Herr Goldbeck behandelte eine Seite des Sprachgebrauchs der französischen Classiker. Er zeigte an einer Fülle von Beispielen, wie die französische Tragödie, auf Nachahmung beruhend, rhetorisch in der Form der Darstellung, zu einer eigenthümlich ausgeprägten Manier des sprachlichen Ausdrucks gelangte, in welchem nichtssagende Wörter, matte Metaphern, mechanisch wiederkehrende Phrasen um so eher sich einstellten, als der in den tragischen Stoffen entwickelte Ideenkreis ein ziemlich eng abgeschlossener war, während der Bau des Alexandriners fast unwillkürlich auf einen solchen Typus der Redeweise hindrängte. — Herr Lasson knüpfte an Bénard's Buch De la philosophie dans l'éducation classique Betrach-

tungen über das höhere Schulwesen in Frankreich und legte dar, wie der Verfasser von einem ausgedehnteren Betriebe der philosophischen Studien, die nach Bénard auf den Gymnasien nicht in propädeutischen Uebungen, sondern in der Aneignung eines fertigen, für alle Anstalten vorgeschriebenen Systems der Philosophie bestehen sollen, mit Unrecht eine Hebung der in seinem Vaterlande tief darnieder liegenden classischen Studien erwarte. — Herr Lasson berichtete dann über Boden's „Lessing und Goeze." Er verwarf die von Boden, im Gegensatz gegen Röpe, ausgesprochene unbedingte Verurtheilung Goeze's, und wies nach, dass von einer Vernichtung des Gegners in jenem berühmten Kampfe, dessen befruchtende Wirkung anerkannt wurde, überhaupt nicht die Rede sein könne, da Lessing dem beschränkten, jeder ästhetischen Bildung baren Verfechter des Lutherthums zwar die ganze Hoheit einer vornehmen, durch und durch dialektischen Natur, nicht aber eine eigene positive Ueberzeugung entgegen zu setzen gehabt habe. Herr Lasson beendete seinen Vortrag, an den sich dann eine lebhafte Debatte anschloss, mit der Vorführung eines Wiener Gymnasialprogramms, in welchem der Verfasser jenen Streit als Capital für die Bekämpfung des Protestantismus ausbeutet. — Zuletzt las Herr Lessing über die Barden in Wales, indem er Reiseerinnerungen und historische Forschungen in humoristischer Darstellung zu einem farbenreichen Bilde von celtischer Kunst und Art zusammenfasste.

76. Sitzung, den 16. December 1862. Herr Mahn sprach über die Etymologie des in neuerer Zeit so berüchtigt gewordenen Wortes Camorra.

Man hat neuerdings in den Zeitungen viel von der sogenannten Camorra in Neapel und Unteritalien gelesen, wie die piemontesische Regierung sie auszurotten sucht, wie sie 4000 Mitglieder derselben verhaftete, und wie dieselbe mit Portugal über eine Insel unterhandelt, wohin sie dieselben zu verbannen gedenkt. Die Zeitungen und Zeitschriften, namentlich die Hamburger Nachrichten, der Siècle und nach ihm die Berliner Vossische Zeitung, die Zeitschrift Europa u. a. haben ausführliche Beschreibungen davon geliefert, was die Camorra eigentlich ist. Für diejenigen, die diese Beschreibungen nicht gelesen haben, genügt es zu bemerken, dass es eine wohlorganisirte Erpressungs-, Beraubungs-, Schmuggel- und Diebesbande ist, die die raffinirtesten Künste anwendet, um ihre Zwecke der Ausbeutung und Beraubung ihrer Nebenmenschen zu erreichen, die ihre Satzungen, Grade, Lehr-

lingsschaft, Prüfungen, Erhebungen, Würdenträger und ihr unter bestimmten Bedingungen erwähltes Oberhaupt hat, dem die anderen unbedingt gehorchen müssen, gleich den ehemaligen Assassinen, die ihrem Oberhaupte, dem Schaich al dschabal oder Alten (Herrn) des Berges unbedingt gehorchen und daher geloben mussten, jeden geforderten Mord zu begehen, oder wie es ein provenzalischer Troubadour poetisch ausdrückte, welche, wenn es selbst über Frankreich hinaus wäre, so gehorsam sind sie ihm, seine Todfeinde zu tödten gehen. Die Camorristen haben, wie alle Gauner, ihr besonderes Wörterbuch. Für Messer z. B. sagen sie martino, Martin, eine Pistole heisst bocca, Mund, eine gestohlene Sache morto, Todter, der Bestohlene oder das Opfer heisst agnello, Lamm, oder soggetto, Gegenstand. Der Neuling oder Lehrling oder Fuchs der Camorristen heisst tamurro, der zweite Grad führt den Namen picciotto, der dritte picciotto di sgherro (sgherro ist Schläger, Raufbold, Eisenfresser, unser Scherge, Gerichtsdiener, Häscher, ehemals Anordner, Verwalter, Vorsteher, altd. scario, von scara, Abtheilung, Schaar, von sceran, scheren, eintheilen), der vierte ist der eigentliche camorrista, der fünfte camorrista proprietario, der sechste und höchste capo di società. Die Grade werden durch persönlichen Eifer, durch Muth und Kühnheit erworben. So kann, trotz des unbedingten Gehorsams, ein tamurro capo di società werden, wenn er den Muth hat, einen capo zur Rede zu stellen, mit ihm zu kämpfen, ihn zu verwunden, zu tödten. Der junge, 17jährige Camorrist, der vor einiger Zeit den Camorristenchef Labruna im Gefängniss der Vicaria zu Neapel niederstiess, rückte ohne Zweifel zum ersten Grade auf und erhielt Pension von der Gesellschaft. — Obgleich nun die Zeitungen und Zeitschriften ausführliche und weitläufige Nachrichten über die Camorra gegeben haben, so lassen sie sich doch in der Regel nicht darauf ein, die eigentliche Bedeutung des Wortes camorra, oder gar, was noch wichtiger ist, den wahren Ursprung des Wortes anzugeben. Die Camorra hat in Italien schon Jahrhunderte existirt, aber noch hat das Wort kein italienisches oder spanisches Wörterbuch in seinen Schooss aufgenommen, und keine unserer vielen Encyclopädien oder Conversationslexica eine Notiz darüber zu geben gesucht. Im Italienischen finden wir ein Wort camorro, welches durch villano, Bauer, erklärt wird, und welches das grosse im Jahre 1847 in 7 Kleinfolio-Bänden erschienene Mantuanische Wörterbuch vom griech. καμαρεύω, angeblich mit der Bedeutung io lavoro, ableitet, und es daher ursprüng-

lich als lavoratore auffasst. Dieses griech. καμαρεύω heisst aber gar nicht „ich arbeite," sondern ich wölbe über einander, ich trage in ein Gewölbe zusammen. Ich leite dieses Wort daher besser vom griech. κάμμορος, elend, unglücklich, mit bösem Schicksal behaftet, ab, da griechische Wörter in der unteritalienischen Volkssprache nicht selten sind. Dieses κάμμορος steht entweder für κακόμορος, oder noch besser für κατάμορος, gleichsam dem bösen Schicksal unterworfen. Das femin. von camorro, welches aber in den Wörterbüchern nicht angeführt wird, würde camorra, eine Bäuerin, sein. Davon kann aber unser camorra nicht herkommen, indem eine solche Brüderschaft von angeblich Elenden oder Unglücklichen, wie sie sich, gleich der politischen Partei der alten Geusen in den Niederlanden unter Philipp II. von gueux, Bettler, wohl nennen konnte, camorraria heissen müsste. Aber das Wort stammt auch gar nicht aus Italien. Geschichtlich kommt die camorra aus Spanien, dem classischen Lande der Spitzbuben und Räuberbanden, wo daher auch eine ganze Literatur von classischen Spitzbuben- und Gaunerromanen entstehen konnte. Cervantes liefert in einer seiner Novellen, in Riconete und Cortadillo, ein treues Ab- und Ebenbild der Camorra. Schon lange vor den Bourbonen kam sie in das Königreich Neapel, das ja Jahrhunderte lang einen Theil der spanischen Monarchie bildete, und die Camorra existirte vollständig in Spanien gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Die spanischen Wörterbücher führen zwar das Wort camorra nicht als den Namen dieser Verbrüderung von Schurken auf, aber camorra ist ein ächt spanisches Wort aus der niedrigen Volkssprache und bedeutet eine Streitigkeit, Zwistigkeit, Zank, hacer camorra heisst Streit anfangen, und camorrista ist ein streitsüchtiger Mensch, einer der leicht und aus geringfügigen Ursachen einen Streit erregt, ein Händelsucher. Dies wäre ein passender Ausdruck für eine Genossenschaft, die mit der übrigen menschlichen Gesellschaft im Streit liegt und ihnen der Ausbeutung wegen allerhand Händel zu erregen sucht. Was ist nun aber dieses camorra seinem Ursprunge nach? Camorra ist weiter nichts als eine Modification, oder, wenn man lieber will, eine Verdrehung, Entstellung oder Corruption des Wortes quimera (altspan. chimera), welches dasselbe bedeutet. Diese Bedeutung von quimera entwickelte sich aus der Bedeutung „falsche Einbildung, Träumerei, Hirngespinnst, erdichtete Sache, Unwahrheit," und diese aus der von Chimäre, dem erdichteten und fabelhaften Ungeheuer. Quimerista, oder mit der älteren

Orthographie chimerista, ist im Spanischen zuerst einer, der Unwahrheiten erdichtet oder der ein Freund von erdichteten Dingen ist, und dann einer, der Uneinigkeiten oder Streitigkeiten erregt, natürlich wegen erdichteter Dinge oder aus erdichteten Ursachen. Das griechische fabelhafte Ungeheuer mit feuerschnaubendem Rachen, vorn Löwe, hinten Drache oder Schlange, in der Mitte Ziege (und χίμαιρα heisst im dorischen Dialekt des Griechischen eigentlich Ziege), kurz die aus der griechischen Mythologie bekannte Chimäre ist also der Ursprung des Namens der Camorra.

Herr Beauvais gab aus einem in Paris erschienenen Buche, Les excentricités du langage, eine Blumenlese von Wörtern des französischen slang, deren Erklärung theils nur Bekanntes, theils, namentlich in Bezug auf die Entstehungszeit der Wörter, Falsches herausstellte: so las er die Artikel bahue, bain de pied (worüber eine kurze Discussion mehrerer Mitglieder stattfand), barbichu, basbleu, bibi, brûle-gueule, calicot, canard, chameau, comme il faut, doubler le cap, lorette etc.

Herr Pröhle berichtete, anknüpfend an seinen früheren Vortrag über den Briefwechsel zwischen Uz und Gleim, jetzt über den Briefwechsel zwischen Gleim und Ew. von Kleist; das Urtheil über letzteren, wie es bis jetzt feststand, ändere sich nicht wesentlich durch das, was man aus dem Briefwechsel lerne. Er zeige sich als ein poetisches Talent und als Soldat, nicht eigentlich als preussischer Patriot; dieser Charakter trete überhaupt erst seit dem siebenjährigen Kriege auf. Im Gegentheil zeige sich oft Unzufriedenheit mit dem preussischen Dienst, „weil man ihm den Dichter nachtrage,“ Prinz Heinrich setze ihn sichtlich zurück. Eigenthümlich sei der Widerspruch im Charakter Kleist's, der obgleich ein humaner Mensch und Freidenker, doch mit Lust an sein Geschäft als Werbeofficier und auf die Jagd nach langen Leuten für den Dienst des Königs geht. Interessantes giebt ein Brief Gleim's über das Klopstock zugestossene Ungemach und sein Verhältniss zu Bodmer. Ein Brief Kleist's an Gleim zeigt eine auffallende Vergötterung des letzteren.

Herr Herrig besprach hierauf die von Hermann Fritsche in Thorn besorgte Ausgabe von The Shoemaker's Holiday or the Gentle Craft, welcher ein Druck aus dem Jahre 1618 zu Grunde liegt. Der Herausgeber weist nach, dass das Stück unter der Regierung der Königin Elisabeth verfasst sein müsse, und die von ihm in dem Texte dieser

verdienstlichen Ausgabe gemachten Emendationen treffen oft das Richtige. Das Stück hat einen interessanten historischen Anhalt und verdient auch insofern Beachtung, als es in Beziehung auf die damaligen Handwerksgebräuche manches Neue mittheilt.

77. Sitzung, den 6. Januar 1863. Herr Lasson knüpfte an die Besprechung einer Fichterede von Prof. Eckardt die Vorlesung von Bruchstücken zur Charakteristik der politischen Wirksamkeit Fichte's, welche vielfachen Widerspruch hervorriefen. — Herr Herrig legte der Gesellschaft die soeben in Cambridge erschienenen Observations on the language of Chaucer von Francis James Child, Professor am Harvard-College, vor. Der Verfasser dieser, den Memoirs of the American Academy entnommenen Untersuchungen, stütze sich auf die von Wright besorgte Ausgabe der Canterbury tales, die allerdings den Abdruck einer der besten Handschriften gebe, aber in Beziehung auf die ächten Formen der Chaucer'schen Sprache doch noch sehr Vieles zu wünschen übrig lasse. Wir seien weit entfernt von einer genauen Kenntniss der englischen Sprache im 14. Jahrhundert, und mit den Ausgaben Chaucer's stehe es noch weit schlimmer. Es sei unzweifelhaft, dass die Abschreiber sich fortwährend Veränderungen erlaubten, und obgleich der fleissige Tyrwhitt 25 verschiedene Handschriften collationirte, so könne doch nicht übersehen werden, dass es ihm an der erforderlichen philologischen Bildung gar zu sehr fehlte, und dass er das Unglück hatte, die beste Handschrift (The Harleian manuscript Nr. 7334) seiner Ausgabe nicht zu Grunde zu legen. Wright sei der Aufgabe besser gewachsen gewesen; er habe fast ausschliesslich die genannte Handschrift benutzt und sie auf Veranlassung der Percy-Society (1847 bis 1851) sehr sorgfältig mit dem im britischen Museum enthaltenen Landsdowne M. S. Nr. 851 verglichen, lasse indessen, abgesehen von vielen gröberen Irrthümern, kleinere grammatische Punkte ganz unberücksichtigt. Der Vortragende charakterisirte eingehend die verschiedenen Ausgaben Chaucer's und zeigte, wie höchst verdienstlich die Arbeit des Prof. Child sei, welcher ein vollständiges grammatisches Gebäude aufgestellt und über viele Punkte in der Sprache des Dichters ein ganz neues Licht verbreitet habe. — Herr Märcker referirte über ein im vorigen Jahre erschienenes Buch „Die Sprachverwirrung zu Babel" von Franz Kaulen in Bonn. Daran knüpfte er einleitende Bemerkungen zu einem Vortrage über Sprachwissenschaft. Er ging von der Bemerkung aus, dass über die Einwirkung einzelner hervor-

ragender Geister auf die Aus- und Fortbildung der Sprache noch keine gründliche Untersuchung angestellt sei. Sodann stellte er die Forderung an die Pädagogen, sie sollten im deutschen Unterrichte den Stil sorgfältiger behandeln, und verglich schliesslich Cicero's und Aristoteles' Ansichten über die Darstellung, wobei er zu dem Resultate gelangte, dass die Griechen so weit über den Römern stehen, wie der Gedanke (den Aristoteles behandelt, Rhetor. III, 1.) über dem Stil (Cicero).

78. Sitzung, den 20. Januar 1863. Herr Märcker fuhr mit den in der vorigen Sitzung abgebrochenen Betrachtungen fort, indem er für diesmal sich mit der christlichen Kanzelberedtsamkeit beschäftigte, die er als viertes genus neben die bekannten drei der alten Rhetoriker stellte. Gegen die Ausführungen des Vortragenden, namentlich gegen seine Interpretations-Versuche erhob sich Herr Schwerin mit so gewichtigen Einwürfen, dass die Versammlung beschloss, den Gegenstand in Sections-Sitzungen gründlicher zu erörtern. — Herr Mahn sprach über die Etymologie des zuerst um 1300 vorkommenden Wortes Almanach und zeigte, dass dasselbe von den Arabern herstamme, vielleicht aber aus einer anderen semitischen Sprache entnommen sei. — Herr Leo trug einen aus Florenz eingegangenen Brief des Herrn Dr. Grützmacher vor, in welchem dieser der Gesellschaft über seine Thätigkeit in Vergleichung provençalischer Codices Bericht erstattet. Herr Leo brachte dann einen Vorschlag des Herrn Boltz, die Gründung einer eigenen Bibliothek der Gesellschaft betreffend, zur Sprache; wegen der grossen Wichtigkeit des Gegenstandes wurde derselbe zur Vorberathung an ein Comité gewiesen.

Bericht
an die Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen in Berlin über die in Italien befindlichen provençalischen Liederhandschriften.

Florenz, Ende December 1862.

Von der verehrten Gesellschaft beauftragt, die auf den italienischen Bibliotheken zerstreuten Handschriften der provençalischen Troubadours aufzusuchen und über dieselben Bericht abzustatten, sehe

ich mich, um diesen Bericht schon im Laufe der Untersuchung selbst geben zu können, leider genöthigt, auf eine innerlich begründete Anordnung, Auswahl und Eintheilung des Stoffes zu verzichten. Bekanntlich sind die Handschriften, seit dieselben zum ersten Mal von Ste. Palaye, man weiss nicht ob vollständig oder nur zum Theil, genau oder ungenau, abgeschrieben und die Abschriften der Bibliothek des Arsenals in Paris einverleibt worden, nur noch von Raynouard für seinen Choix des poésies originales des Troubadours und sein Lexique roman benutzt worden; doch hat sie dieser nicht selbst gesehen, sondern, vermuthlich durch die an den hiesigen Bibliotheken angestellten Copiatoren, Abschriften von denselben nehmen lassen, für deren Zuverlässigkeit ebenfalls keine Garantie vorliegt. Aus diesen Abschriften ein Urtheil über die Beschaffenheit und das Verhältniss der Originale zu einander zu entnehmen, würde selbst, wenn jene bekannt und allgemein zugänglich wären, nicht wohl möglich, jedenfalls aber rathsam sein, ein solches zurückzuhalten, wenn man anders die Originale mit Unbefangenheit würdigen will.

Nun befinden sich aber die Raynouard'schen Abschriften in Privatbesitz, und er selbst hat nirgends auch nur eine nähere Beschreibung derselben gegeben oder mitgetheilt, welche Lieder er, und mit welchen Veränderungen, denselben entnommen; die Ste. Palaye'schen wiederum sind wohl zugänglich, bis jetzt aber von Jedem, der die provençalischen Handschriften in Paris studirt hat, mit Recht einer geringeren Aufmerksamkeit gewürdigt worden, als die Originalmanuscripte der Kaiserlichen Bibliothek, so dass, während von den letzteren so wie von den in England befindlichen bereits mehrfach Abschriften genommen sind, die ihrer vollständigen Veröffentlichung entgegengehen, von den Ste. Palaye'schen Collectaneen nur so weniges Einzelne bekannt geworden ist, dass daraus gar keine Ansicht von der Beschaffenheit der Originale entnommen werden kann. Somit müssen die italienischen Handschriften, sowohl was ihren Werth und ihr gegenseitiges Verhältniss, als was ihren Inhalt anbetrifft, als unbekannt betrachtet werden, und eben dieser Umstand war es ja hauptsächlich, welcher zu dem Wunsche geführt hat, lieber jene einer näheren Betrachtung zu unterziehen, als eine nochmalige Collation der Pariser Handschriften vorzunehmen, die allerdings für den Zweck einer Gesammtausgabe dieser so wichtigen Dichtungen ebenfalls nicht würde umgangen werden können. Ist dies aber der Fall, so kann eine Untersuchung auch von keiner Voraussetzung

irgend welcher Art ausgehen, welche auf die Reihenfolge oder auf den Grad der Berücksichtigung der einzelnen Handschriften Einfluss haben könnte. Mithin wird auch für den folgenden successiven Bericht nichts übrig bleiben als unter Verzichtleistung auf eine systematische Anordnung jede Handschrift in der Reihenfolge, in welcher sie sich der Untersuchung dargeboten, für sich zu besprechen, und eine Vergleichung derselben für den Gesammtüberblick aufzusparen, welcher sich nach Betrachtung der einzelnen am Schlusse ergeben wird.

1.

Den Anfang mache die Ambrosianische Bibliothek in Mailand. Dort befindet sich unter der Bezeichnung R 71 sup. (i. e. sala superiore) eine Pergamenthandschrift aus dem 14. Jahrhundert, in Quartformat, jede Seite in zwei Columnen getheilt, mit gerader, häufig abgekürzter, aber ziemlich deutlicher Schrift. Die Namen der Dichter so wie die Anfangsbuchstaben der Gedichte sind einfach in Roth ausgeführt, und in gleicher Farbe ein Zeichen an den Anfang jeder Strophe und ein Strich durch den Anfangsbuchstaben jedes Verses gezogen. Die erste Strophe jedes Liedes (also mit Ausnahme der Tenzonen, der Briefe, der didaktischen und der epischen Stücke) ist wie Prosa geschrieben und unter Notenlinien gesetzt, welche bei den meisten Gedichten, doch nicht bei allen, mit Noten ausgefüllt sind. In den folgenden Strophen, so wie bei der Tenzone u. s. w. von Anfang an, sind die Verse abgesetzt; statt aller andern Interpunction steht am Ende jedes Verses ein Punkt. Die ursprüngliche Handschrift enthält 130 Blätter mit fast doppelt so viel Gedichten, unter denen sich eine bedeutende Anzahl unbekannter befindet. Leider aber ist der Text derselben ein sehr unreiner. Abgesehen davon, dass die Worte und Silben sehr häufig falsch abgetheilt sind, verwechselt die Handschrift nicht selten t und c, e und o, ui und iu, m und ni oder in (die Punkte fehlen), lässt den Strich für n, desgleichen den Haken für r fort oder setzt sie falsch, und muss überhaupt, wie schon ihr Alter vermuthen lässt, von Jemandem angefertigt worden sein, der die Sprache wenig gekannt hat, da die Verbesserung der sinnlosen Stellen oft ausserordentlich nahe liegt. Von späterer Hand sind zahlreiche Veränderungen, die nicht immer Verbesserungen sind, auch ausgelassene Zeichen für n, r u. s. w., so wie in zweifelhaften Fällen i-Punkte hinzugefügt, die zum Theil

aus anderen Handschriften entnommen sein, wohl auch von einem bessern Kenner der Sprache herrühren müssen, als der Schreiber war, aber doch bei weitem nicht hinreichen, dem Texte eine Gestalt zu geben, mit dem die Kritik sich einverstanden erklären könnte. Von derselben Hand stehen voran zwei Blätter Index, und am Schluss ein langes Gedicht von zehn Blättern, betitelt Documentum honoris, von Sordel. Darauf folgen noch einige zum Theil zerrissene Schmutzblätter, auf deren letztem sich noch ein Lied, und dahinter von dritter Hand, die auch einige Verbesserungen im Innern vorgenommen hat, eine lateinische Nänie findet.

Ich lasse zunächst das vollständige Verzeichniss der Gedichte nach ihren Anfangsversen folgen, mit Angabe der Stellen, wo die bereits bekannten gedruckt sind. Was in der Mahn'schen Sammlung enthalten ist, habe ich nach diesem citirt, übrigens aber Raynouard vor Rochegude (P. O.), und diesem vor Bartsch den Vorzug gegeben; die Gedichte, bei denen die Angabe einer Stelle fehlt, sind ungedruckt. Was die Schreibung betrifft; so sind die Compendien aufgelöst, die Buchstaben jedoch unverändert gelassen, und die Zusätze von zweiter Hand in Parenthese beigefügt; bei der häufig falschen Verbindung der Buchstaben zu Silben und der Silben zu Wörtern, deren strenge Beibehaltung nicht nur von gar keinem Werth oder Nutzen ist, sondern das Lesen auch wesentlich erschwert, ja geradezu verleidet, ist ein Mittelweg eingeschlagen, der die Orthographie der Handschrift im Ganzen genommen wiedergiebt und doch auch dem Sinne wenigstens so weit Rechnung trägt, dass der Leser nicht allenthalben durch die Trennung zusammengehöriger Silben gestört wird. Die abweichende Theilung der Worte ist in der Handschrift von gar keiner Bedeutung, auch durch den sehr wenig grösseren Raum, der zwischen den Wörtern als der zwischen den Buchstaben gelassen, ist sehr wenig störend und gewiss häufig ganz unabsichtlich, so dass es vielleicht das Richtigste wäre, jede Zeile ohne Absätze zu schreiben, was inzwischen aus anderen Gründen unterbleiben mag.

fol. 1 a: Folchet de Marseia. Per deu amors ben sabez ueramen. Mahn G. I p. 48, 151.

fol. 1 b: Amors merce non muora tan souen. ib. p. 16, 152.

fol. 2 a: Sal cor plagues ben foreimais sazos. id. W. I p. 319.

fol. 2 b: Tan mabellis lamoros pessamenz. ib. p. 328.

fol. 3 a: Sitot me sui atrat apercenbuz. ib. p. 327.

fol. 3 b: id. Molt ifeç granç pecat amors. ib. p. 318.
fol. 4 a: id. Aa qant gen uenz et aqant pauc dafan. ib. p. 322.
fol. 4 b: Fo. Ben an mort mi elor. id. G. I p. 24, 153.
fol. 5 a: id. In cantar mauen amembrar. id. W. I p. 317.
fol. 5 b: id. Tant mou de cortesa raçon. ib. p. 320.
fol. 6 b: id. Ja nos cuich hom qeu cange mas cancos. id. G. I p. 37.
fol. 7 a: id. Uns uolers oltra cuidas. ib. p. 63.
fol. 7 b: id. Chantan uolgra mon fin cor descobrir. ib. p. 28, 153.
fol. 8 b: id. Greu feira nuls hom fallença. ib. p. 37.
fol. 9 a: Bernard de Uentador. No es merauei(ll)a seu chan. id. W. I p. 36.
fol. 9 b: id. Ab ioi mou lo uers el començ. ib. p. 16, G. I p. 80.
fol. 10 a: id. Qan uei la laudeta mouer. id. W. I p. 32.
fol. 10 b: Cant par la flor iustal uerd foil. ib. p. 19.
fol. 11 a: Bel mes qeu çant enaqel mes. ib. p. 41.
fol. 11 b: id. Lo genç temps del pascor. ib. p. 13.
fol. 12 b: id. Chantars non pot gaires ualer. ib. p. 33.
fol. 13 a: id. Qan la freida aura uenta. ib. p. 22.
fol. 13 b: id. Aram conseillaz seignor. ib. p. 34.
fol. 14 a: id. Ben mau perout lai enues uetadorn. ib. p. 20.
fol. 14 b: id. La dolza uoiz ai ançida. ib. p. 30.
fol. 15 a: id. Can uei la flors lerba fresch ela fuola. ib. p. 44.
fol. 15 b: id. El abril qan uei uerdeiar. ib. p. 46.
fol. 16 a: id. Ges dechantar nom pren talanz. id. G. I p. 154, II p. 53.
fol. 16 b: id. Lotems uai euen euire. ib. I p. 72.
fol. 17 a: id. Era non uei luzir solleill. ib. p. 20, 154.
fol. 17 b: id. Estat ai com hom esperduz. id. W. I p. 42.
fol. 18 b: id. Pe(r)l dolz chanz qel rosignols fai. ib. p. 21.
fol. 18 b: id. Per meilz (pes ausgestrichen) lomal cobrir elconsire. (verbessert aus eldonsire). id. G. I p. 73, 155.
fol. 19 a: id. In consirer et enesmai. ib. p. 69.
fol. 19 b: id. Can lafuola sobre larbre sespan. id. W. I p. 39.
fol. 20 a: id. Conort era sai ben. ib. p. 26.
fol. 20 b: id. Pos pregaz mi seignor. ib. p. 39.
fol. 21 a: id. Tuit cil qi preion qeu chan. ib. p. 29.

fol. 21 b: id. Lan qan uei la fuoilla. ib. p. 14, G. I p. 88.

fol. 22 a: id. Lan qan uei permei lalanda. id. G. I p. 71.

fol. 22 b: Gonselm Faidiz. Son pogues partir son uoler. ib. p. 77, II p. 121 bis, 122.

fol. 23 a: id. Lo gen cors honraz. ib. I p. 38, II p. 140, 141.

fol. 24 a: id. Toz me cugei de chanzos far sofrir. id. W. II p. 105.

fol. 25 a: id. Tuit cil qi amon ualor. ib. p. 91.

fol. 25 b: id. Tan sui ferms efins, ues amor. id. G. I p. 61, II p. 153, 154.

fol. 26 a: id. Loroseignolet saluage. id. W. II p. 85, G. II p. 155.

fol. 26 b: id. Ben fora contra lafan. id. G. I p. 35, II p. 132, 133 bis.

fol. 27 a: id. Sianc nulz hom perauer fincorage. id. W. II. p. 88.

fol. 27 b: id. Choras qem des benananza. id. G. I p. 75, II p. 151 bis.

fol. 28 a: id. Jamais nulz tems nom pot ren far amors. ib. I p. 71, II p. 136, 137, 138.

fol. 28 b: id. Chant edeport ioi dompnei esolaz. id. W. II p. 103.

fol. 29 b: id. Fort chosa (verbessert in chausa) oiaz etot lomaior dan. ib. p. 92.

fol. 30 a: id. Non alegra chan ni cric. ib. p. 109.

fol. 30 b: id. Tant ai sofert lonniamen greu afan. ib. p. 83.

fol. 31 a: (am Rande: Arnaut de Miroill). Aissi com cel coma (verbessert in cama) enones amaz. ib. I p. 164.

fol. 31 b: id. A grant honor uiu cui iois es cobiz. ib. p. 156.

fol. 32 a: id. La franca captenenza. ib. p. 148.

fol. 32 b: id. Ses ioi non es ualors. ib. p. 167.

fol. 33 a: id. Molt eran dolz mei conssir. ib. p. 170.

fol. 33 b: id. Si conlipeis an enlaiga lor uida. ib. p. 161.

fol. 34 a: id. Sim destregnes domna uos et amors. ib. p. 158.

fol. 34 b: Girard lo ros. (am Rande: Girardon loraz.) Era sabrai sa ges decortesia. id. G. II p. 116.

fol. 35 a: Toz hom caizo blasma qe deu lauzar. ib. I p. 61.

fol. 35 b: In greu pantais matenguz longamen. Rayn. Ch. III p. 426.

fol. 36 a: id. Car fui dedura coindauza.

fol. 36 b: id. (am Rande: NAimeric de Pugiman od. Pugundan.) Cel qi sirais nigueреab amor. Mahn G. II p. 38.

fol. 37 a: id. Per solaz daltrui chan souen. ib. I p. 50. — id. En amor trob alqes enqem refraing.

fol. 37 b: id. Aissi com larbres qi per sobre cargar. ib. II p. 38.

fol. 38 a: id. Atressim pren com fai aliugador. ib. I p. 21..

fol. 38 b: id. Amors auos metessam clam deuos.

fol. 39 a: id. Per raison natural. ib. p. 49.

fol. 39 b: id. (am Rande: Guillem Figuiera.) Ancmais deiois ni dechan.

fol. 40 b: (am Rande: Peire Vidal.) Ben pauc dinuern edestiu. id. W. I p. 219.

fol. 41 a: id. Cant hom honraz torna en gran paprera. id. G. I p. 26, 147.

fol. 41 b: id. Anc no mori per amor ni per al. ib. p. 18, 148.

fol 42 a: id. Cant hom es in altrui poder. ib. p. 53.

fol. 42 b: id. Pois tornaz sui en proenza. id. W. I p. 224.

fol. 43 a: Peirol. Dun bon uers dei pensar com lo fezes. ib. II p. 20, G. I p. 158.

fol 43 b: id. Dun sonet uau pensan. id. W. II p. 17, G. I p. 158, II p. 164 bis.

fol. 44 a: id. Deissa larazon qeu soill. id. G. I p. 159.

fol. 44 b: id. Poisqentremis mesui defar chanzon (verbessert in chanzos). ib. p. 51, 159.

fol. 45 a: id. Molt mentremis dechantar uolunters. id. W. II p. 16, G. I p. 43, 157.

fol. 45 b: id. Coras qem fezes doler. id. W. II p. 4, G. I p. 82.

fol. 46 a: id. Perdan qe damor mauegna. id. W. II p. 24. G. I p. 162.

fol. 46 b: id. Caniat ma mon conssirer. id. W. II p. 12, G. I p. 26.

fol. 47 a: id. La grant alegranza. id. W. II p. 34.

fol. 47 b: id. Tot mon engieng emo saber. ib. p. 27, G. I p. 161.

fol. 48 a: id. Ab ioi qim demora. id. W. II p. 14, G. I p. 79, 160.

48 b: id. Ben dei chantar pos amor mo ensegna. id. W. II p. 2. id. Qan amors trobet partit. ib. p. 6.

fol. 49 b: id. Del seu tort farai esmenda. id. G. I p. 161, II p. 161 bis. — id. Nulz hom nosaucit tan gen. id. W. II p. 22.

fol. 50 a: id. Si ben sui loing et entre gen estragna. ib. p. 18. G. I p. 54, 157.

fol. 50 b: Peire Raimon d Telosa. De fin amor son tot mei pessamen.

fol. 51 a: id. Seu fos auenturas. id. W. I p. 145.

fol. 51 b: id. Ab son gai plan ecar. Rayn. Lex. I p. 513.

fol. 52 a: id. Atressi conlachandella. Mahn W. I p. 137.

fol. 52 b: id. Sicum celui qa seruit son seignor. ib. p. 136.

fol. 53 a: Rambaud de Uaqeiras. Setut madonna et amors. Mahn G. II p. 166 bis.

fol. 53 b: id. Sanis efols humilis et orgoillos. id. W. I p. 366.

fol. 54 a: id. Jano cuidei uezer. ib. p. 372.

fol. 55 a: id. G(u)er(r)a ni plaich non son bon. cf. ib. p 385.

fol. 55 b: id. Leu pot hom gau(h)s eprez auer. id. G. I p. 163, II p. 167.

fol. 56 b: id. Eissamen ai guereiat abamor. ib. I p. 33.

fol. 57 a: id. Dun saluz mi uoill entremetere.

fol. 57 b: id. Si detrobar agues meillor razon. id. W. I p. 68.

fol. 58 a: (am Rande: EnGui dUissel.) A (verbessert in Se) bem partez mala donna de uos. id. G. I p. 90.

fol. 58 b: id. Ges dechantar nom fail cor ni razos. Rayn. Ch. III p. 379.

fol. 59 a: id. Ben feira chanzos plus souen.

fol. 59 b: id. En tanta guisam mena amors.

fol. 60 a: id. Estat aurai dechantar. P. O. p. 304.

fol. 60 b: (am Rande: Richart de Berbezil.) Atressi con loleos. Mahn G. I p. 21.

fol. 61 a: id. Atressi com perceuaus. P. O. p. 276.

fol. 61 b: id. Tut demadon qes deuengut amors. Rayn. Ch. III p. 455.

fol. 62 a: id. Ben uoliria saber damor. ib. p. 457.

fol. 62 b: id. Lenous mes dabril comenza. ib. p. 453.

fol. 63 a: id. Atressi con lolifanz. ib. V p. 433.

fol. 63 b: Perdigon. Ben aiol mal eill afanz eill cossir. ib. III p. 344.

fol. 64 a: id. Los ma(l)s damors ai eu ben tos apres. Mahn W. I p. 331, G. II p. 39.

fol. 64 b: id. Trop ai estat qen bon esper noui. id. G. II p. 159 bis.

fol. 65 a: id. Tut tems miten amors detal faichon.

fol. 65 b: NUc Bruneng de Rodes. Cortesamen mou amon cor mesclanza. Rayn. Ch. III p. 315.

fol. 66 a: id. Pos lodreiz temps uen gaban erizen. ib. IV p. 429.

fol. 67 a: id. Aram nafron lisospir.

fol. 67 b: Raimund de Miraual. Ben magradal bel tems destiu. Mahn G. I p. 28.

fol. 68 a: id. Aissi con es genzer pascors. ib. p. 7.

fol. 68 b: id. Sill qi no uol auzir chanzos. id. W. II p. 128.

fol. 69 a: id. Apenas sai don mapreing. ib. p. 121.

fol. 69 b: Gerard de Bruneil. Qant lofreiz elglaz elaneus. id. G. I p. 75.

fol. 70 a: id. Aqest termini clars egens. id. W. I p. 194.

fol. 70 b: id. Sius qer conseil bellamiga alamanda.

fol. 71 b: id. Unsonet faz maluaz ebon. id. G. I p. 78.

fol. 72 a: id. Nom puosc sofrir caladolor. id. W. I p. 185.

fol. 72 b: id. Mes aissi deltot non lais.

fol. 73 a: Arnard Daniel. Lo ferm uoler qinz elcor mintra. ib. II p. 70, G. I p. 88.

fol. 73 b: id. Chanzon dol moz son plan eprim. id. G. I p. 28, II p. 112, 113.

fol. 74 a: id. Ar uei uermeilz uerz blaus blancs grox. ib. II p. 7, 107.

fol. 74 b: id. Anceu no lac mas ela ma. id. W. II p. 72.

fol. 75 a: Guielm de San Disler. Pos tan mesforcha amors. ib. p. 41.

fol. 75 b: id. Donna eu uos sui messagers. ib. p. 41, G. I p. 83.

fol. 76 a: id. Compagnon ab iois mou mon chan. id. W. II p. 46, G. II p. 49.

fol. 76 b: Guielm Azemar. Ben for omais sazos elocs. id. G. II p. 87.

fol. 77 b: id. Comenzamen comenzara.

fol. 77 b: id. Altemps destiu qan par la flor el fuoill. Rayn. Ch. III p. 192.

fol. 78 a: Guielm de Bergada. Qan uei lotemps camiar enfreidir. Mahn G. I p. 99.

fol. 78 b: EnPonz de Capdoill. Meillz com nopot dir ni pessar.

fol. 79 a: id. Seu fi ni dis nuilla sazon. ib. II p. 181.

fol. 79 b: id. Sicom celui qia pros ualledora. id. W. I p. 343.

fol. 80 a: Albertet. In amor trof tan de mal segnorage.

fol. 80 b: id. Ab ioi comenz euma chanzon. ib. p. 109.

fol. 81 a: id. Astretal uol faire demi mamia. Rayn. Lex. I p. 496.

fol. 81 b: id. Destreig damor ueng denan uos.

fol. 82 a: Enamor ai tan petit defianza.

fol. 82 b: NUc de SanSir. Tres enemics edos mals segnors ai. Rayn. Ch. III p. 330.

fol. 83 a: id. Gen an saubut mei oill uenzer moncor.

fol. 83 b: id. Nuls hom no sap damic tro la perdit. Mahn G. I p. 47.

fol. 84 a: id. Anc enemics qeu agues. ib. p. 17.

fol. 85 a: id. Aissi con es coinda egaia. ib. p. 6.

fol. 85 b: id. Toz mos cors emos senz. era pausaz.

fol. 86 a: id. Abril ni mai non aten defar uers. ib. p. 111.

fol. 86 b: NElias Gairel. Molt mi plaz lo dols temps dabril. Rayn. Ch. III p. 431.

fol. 87 a: id. Era nouei puoi ni conba.

fol. 87 b: id. Per mantenir ioi echan esolaz.

fol. 88 a: Daude de Prodas. Ben aia amors qar anc me fez chausir. ib. p. 414.

id. Non çuigei mais ses coniat far chanzon.

fol. 88 b: Rambaud dAurenga. Pos tal saber miuen ecreis. Mahn W. I p. 81 (von Str. 2 an).

fol. 89 a: id. Segner enrambaut peruezer. ib. p. 124.

fol. 89 b: Monge de Montaldo. Aissi con cel qom mena aiuzamen. ib. II p. 58.

fol. 90 a: id. Aissi con cel qa estat ab seignor. id. G. I p. 10, II p. 69, 70.

fol. 90 b: Gauselm faidiz eus deman. Mahn W. II p. 100, G. II p. 117.

fol. 91 a: De Sauaric e de Ganselm e dAmigon tenzos. Gauselm tres iocs enamoraz. Rayn. Ch. II p. 199.

fol. 91 b: Perdigons uostre sen digaz. Mahn W. II p. 97.

fol. 92 a: Gauselm faidiz dedos amics corals.

fol. 92 b: Gauselm digaz mal uostre sen. ib. p. 33.

Dalfin sabriaz me uos. ib. p. 30.

fol. 93 a: Segner qal penriaz uos. ib. p. 32.

Perdigons ses uasalage.

fol. 93 b: Peire vidal pos far mauen tenzon. Rayn. Ch. IV p. 23.

fol. 94 a: Segner enblancaz dedona pro. ib. p. 27.

Earaubaut ses saber. ib. p. 25.

fol. 94 b: Segner naesmar chausez de tres baros.

fol. 95 a: De Sordel e de Guiel. Un amics et unamia. Mahn G. II p. 288.

fol. 95 b: NEsperdut de Ponz. Segner ponz de mon laur per uos. cf. Rayn. Ch. V p. 362.

E raubaut pros donna daut lignagne. ib. p. 213.

En maenard ros a saubuda.

fol. 96 a: De Rainbaud e de Jaufre. Segner iaufre respondez mi sius plaz.

fol. 96 b: Dalfin respondez mi sius plaz. Mahn G. II p. 128 bis.

fol. 97 a: Segner bertran us caualers preisaz.

Bernard delabartal chausit.

fol. 97 b: Neble chausez lameillor.

fol. 98 a: Segner nymbert digaz uostre scienza. Mahn G. II p. 237 bis, 238.

fol. 98 b: De NAimeric e dAlbertet. Albertet chausez al- uostre sen. ib. p. 17.

Aram digaz uostre semblan.

fol. 99 a: Sauarics eus deman. cf. Rayn. Ch. V p. 366.

fol. 99 b: De Ranbaut e de Coine.

Segner coine ioi eprez et amors.

fol. 100 a: Nebles puois endeptaz. Mahn G. II p. 168.

Segner coine saber uolria. Rayn. Ch. V p. 173.

Jausbert razon ai adreicha.

fol. 100 b: Amic bernard del uentadorn. Mahn W. I p. 102.

fol. 101 a: Cadenet. Aicum dona ric corage. id. G. I p. 12.

fol. 101 b: id. Sieu pogues ma uoluntat. ib. p. 56.

fol. 102 a: Ev sui tan cortesa gaita.

fol. 102 b: Anc mais nuls hom non fo apoderaz.

fol. 103 a: Ara agues eu .m. marcs de fin argen. Rayn. Ch. V p. 350.

fol. 103 b: Moge de Poeibot. Bes cuidet ueniar amors. ib. III p. 365.

fol. 104 a: id. Una granz amor corals. P. O. p. 218.

fol. 104 b: id. Seu anc dis clamans.

fol. 105 a: id. Merces ecausimenz.

fol. 105 b: Car nomabelis solas.

fol. 106 a: Nom fai chantar amors ni drudaria. Mahn G. I p. 44.

fol. 106 b: Enaqest gai sonet laugier. id. W. I p. 25.

fol. 107 a: Bertram de Born. Can uei lotemps renouelar. Rayn. Ch. IV p. 199.

fol. 107 b: Cel qi cania bon permeillor.

fol. 108 a: Ges nomi desconort. Mahn W. I p. 286.

fol. 108 b: Tot franchamen donna uenc denan uos. Rayn. Ch. III p. 242.

fol. 109 a: Amors ben mauez tengut. ib. p. 352.

fol. 109 b: Ben fui conoisenz amon dan.

fol. 110 a: Si mes fis cors fes defer. Mahn G. II p. 234.

fol. 110 b: Guielm da Lator. Plus qelas donnas qe auc dir. ib. p. 233.

fol. 111 a: Ges cil qia blasmon damor. ib. p. 235.

fol. 111 b: Qvi sap suffrenz esperar. ib. p. 234.

fol. 112 a: Qan hom regna uer celui falsamet. ib. I p. 177, II p. 235.

Seu uos uoill tangen lausar.

fol. 112 b: Sira damor tengues home iausen. P. O. p. 202.

fol. 113 a: Enaissim pren cofai alpescador. Rayn. Ch. III p. 421.

fol. 113 b: Uren uers percho qe meinz impoing.

fol. 114 a: Achantar mer daqo qeu nouolria. Mahn W. I p. 86.

Inhonor del paire enqies. ib. p. 353.

fol. 115 a: Cortesamen uoil comensar. ib. p. 51.

Ara pod hom conoiser eprouar. ib. p. 375.

fol. 116 a: Can mi sui ben apresas.

Darauf folgt fol. 116 b: Arnaud de Miroill. Razos es s mezura, didaktischen Inhalts (Mahn W. I p. 176); darauf 4 Episteln: fol. 118 b: id. Donna zenzer qeu no sai dir (ib. p. 151); fol. 120 a: Ev aman iur epromet uos; fol. 120 b: Ponz de Capdoil: Dompna eu preing comiat deuos. (Rayn. Lex. I p. 489), und fol. 122 a: Rambaut d Varenga. Donna cel qeus es bos amics. Sodann 2 Erzählungen: fol. 123 b: Eltermini destiu und 127 b: Dinç un nerser de mur serat; und dahinter noch eine Tenzone: En pellicer chausez de tres lairos. Rayn. Ch. V p. 322. Ferner fol. 129 und 130 35 Strophen didaktischen Inhalts, welche 25 Gedichte bilden (das erste beginnt: Ges li poder nos parton per egal); endlich fol. 130 bis 140 ein langes Gedicht: (A) issi col tesaurs es perdutr u. s. w., dessen Schlussschrift lautet: Explicit Documentum honoris Domini Sordelli. Das von zweiter Hand auf dem letzten Blatte hinzugefügte Lied beginnt: En chantan mauen aretraire.

Es wäre nun vielleicht möglich, von allen 47 hierunter befindlichen noch unbekannten Liedern einen lesbaren Text herzustellen. Es müssten aber zu diesem Zwecke, bei der Ungenauigkeit und Verderbtheit der vorliegenden Form, deren Wortlaute sehr häufig aller Sinn fehlt, eine überaus grosse Anzahl willkürlicher Veränderungen getroffen werden, die selbst, wenn sie einen durchaus ansprechenden Text gewährten, doch aller Authenticität und somit für unsern Zweck alles Werthes ermangeln würden. Ehe von eigenmächtigen Veränderungen die Rede sein kann, muss erst der Text der Lieder, wie ihn die Handschriften bieten, in seinen verschiedenen Versionen vollständig vorliegen und durch Vergleichung derselben derjenige, welcher die grösste äussere und innere Glaubwürdigkeit für sich hat, festgestellt werden: erst auf diesen können dann, mit Hinzuziehung der übrigen, Conjecturen gegründet werden, für welche wahrscheinlich auch dann noch ein weites Feld, und ein weiteres als wünschenswerth, offen stehen wird. Nach einer Handschrift, ohne Kenntniss der übrigen, darf der Text eben nur gegeben werden wie er in der Handschrift steht, und nicht nur jede Verbesserung desselben, sondern auch jede Vermuthung oder Bemerkung darüber unterbleiben. Allein auch den Text sämmtlicher 47 in unserer Handschrift enthaltenen unbekannten Lieder wiederzugeben, scheint ein zweckloses Beginnen, da er bei seiner grossen Fehlerhaftigkeit dem blossen Leser in den meisten Fällen unverständlich sein, dem aber, welcher in der Lage ist, ihn mit anderen Handschriften ver-

gleichen zu können, wahrscheinlich als geringer Aufmerksamkeit würdig erscheinen wird. Ich beschränke mich daher auf Mittheilung einer Auswahl von Liedern, welche in ziemlich reiner Form vorliegen, und behalte mir vor, die übrigen entweder nach einer bessern Handschrift zu geben oder, so weit sie sich in keiner andern finden sollten, noch nachträglich in dem, wenn schon verderbten, Mailänder Texte bekannt zu machen.

fol. 50 b. Peire Raimon d Telosa.

De fin amor son tot mei pessamen
Emei desir emei meillor iornal
E pres damor uoill auer mon ostal
Per so car fis ab fin cor finamen
Lim sui renduz setut ben nomacoil
E ges pertan de leis seruir nom toil
Setot son greu eperillos lifais
Qe fai als seus souen amor sofrir.

Pero ma fait amors tan donramen
Qemai emels ab ferm cor natural
Am qe nuls hom ni non dic qon niqal
Tot per paor de maluais parlamen.
Mas lodolz ris ela faz eill beil oil
E sa faichoz plaisenz debel escoil
El gai solaz el gen parlar noil lais
Mostra qals es acel qui sap chausir.

E car tan son uostre ric faiç ualen
Humils temen uos port amor coral
Qel mon nona amador tan leial
Qom eu uos sui dompna ses falimen.
Esai que faiz ardimen et orguoil
Seu dic qeus am perqes taing qeu emoil
Mos oilz souen car anc demi nostais
Qen tan ric loc peramar mon cor uir.

Las non pot hom retener son talen
Qades no an lai don plus fort li cal
E si nona mais dolor egran mal
Eseg ades son dan ad escien
E sapiaz, domna, qom plus mi doil
Ades mi creis lamor el bes qeus uoil
Cus dolz pensar plaisenz del cor menais
Qenoit ni iornos pot de uos partir.

Ppus aus clamar merce mo chausimen,
Car deualer nous trob par ni egal,
Pero qan hom alseus socor eual
Bella domna fai son pro ueramen.
E car tenez deprez lauzor capdoil
E debeltat ades mais qeu nonsoil
Vos uoil seruir enom part nim biais
De uostronor amar e car tenir.

Ver rabertins debuualel acoil
Prez eualor et anc iorn nos estrais
De granz solaz e de ioi mantenir.

fol. 55 a. Rambaud de Uaqeiras.

× G(u)er(r)a ni plaich non son bon
Contramor en null endreich
Ecel fabrega fer freich
Qi uol ses dan far son pro
Caissim uol amors aucire
Com aucil seus segnor mals
Qe sag(u)erra mes mortals
E sapaz peiz demartire
E si anc foz enemic
Anc tibauz ab lodoic
Nofez plach ab tan plazers
Com eu qan sos torz maders.

Simistasses arazon
Bella domna niadreich
Janom tengraz tan destreich
En uostronorada preison
Don nonai poder qem uire
Anz sui tan fins eleials
Ves uos que ues min sui fals
Eus am tan qe mi na(z)ire
E seu no faiz tan nedic
Com ataing al uostre amic
Al faiz me sofraing poders
Et al uostre laus sabers.

En luoc defant daut baron
Vos am eus prec eus doneich
El uostre bel cors sadreich
Lai egart ni cui ni con
E qan pois ben far noil tire

Qesser deu uostra amic tals
Qesia entrels pros cabals
Ecar sufrez qeus desire
Cuit esser pars als plus ric
Eqan dantras (daltras) nu faidic
Nomo fai far non calers
Mal uostronraz captesers.

Car per esmende perdon
Ma sobrels amanz eleich
Madon oson tuit bon deich
Pausat enbella faizon
Don muor dire edecossire
Car nomestai comunals
Amors cab sospirs corals
Maucil bel senblan traire
Delei cui am ses cor tric
Cab iouen gerreia antic
Eual sobre toz ualers
Chom mostra auzir euezers.

Donna ric conseillz mer mals
Qem donez si non daz als
Ecar non uolc contradire
De uos lonrat conseill ric
Del emperador freiric
Qaissim taing mais deplazers
Con sui damanz loplus uers.

fol. 59 a. En Gui dUissel.

Ben feira chanzos plus souen
Mas enoi es tot iorn adire
Qeu plaing per amor esospire
Car osabon (tras) tuit comunalmen.
Mas eu uolgra motz nous ab son plasen
Mas re non truop qautra uez dit non sia
Deqal causa us pregarai do(l)os amia
Aqo mezeis dirai dautre senblan
E si farai nouel senblar mon chan.

Amada uos ai loniamen
Et enqer non ai cor qem uire
Duncs si perchom uolez aucire
Non aurez ges debon razonamen.
Anz sapchaz ben que maior fallimen

Vos er tengut qaz altra non seria
Cusages es et adurat mainz dia
Qom blasma plus qan fail cel qe ual tan
Qedels maluaiz nosoten hom adan.

Domna bensai certanamen
Qel mon non pos domna eslire
Don qalqes bes nosia dire
O qom pessan non formes plus ualen.
Mas uos passaz sobre toz pessamen
Eatressi dic uos qom no poria
Pessar amor qefos par alamia
Sitot non puos auer ualor tan gran
Endreit damors siuals noia engan.

Esters sol car uos estez gen
No trob razon qan mo consire
Simi faiz mal que iam naire
Tan gen lom faiz ses far aziramen.
A bel senblan et ab cuillimen
Qen remembra mos fols cors chascus dia
On plus mos senz mo blasma emen chastia
Oras eu sai ben comes definaman
Qel senz nona poder contra(l) talan.

Donab un baisar solamen
Agreu tot qan uoil nidezire
E prometez lom enos tire
Si uals permal delennoisa gen.
Qaurion dol sim uezion iauzen
E peramors dels ualens cui plairia
Car engualmen sataing acortezia
Qom faza ennoi als enoios qil fan
Et als adreich faizos tot qan uolran.

Ves albuzo chanzos ten tost tauia
Alameillor fors una qel mon sia
Qen leis pot hom apenre cosis fan
Jois esolaz ab gais cors ben estan.

fol. 59 b. id.

En tanta guisam mena amors
Capenas sai si deich chantar
O si dei plagner oplorar
Tan mi dona gauz edolors

Pero qin uolgues dreiz iuiar
Mas nai mal qe bes emaiors
Mas tan am finamen
Qel mal tieng anien
E grazisc et enanz
Lobes per qem plaz chanz.

Bona dona prez eualors
E corteziab gen parlar
Oill rien amoros eclar
Egens cors efresca colors.
Et agranz don non auez par
Sobre toz autres faiz meillors
Vos fan enteiramen
Sobre totas ualen
Per qeu sui ben amanz
Qi sui damors clamanz.

Getaz mauez de las clamors
Ab precs et amerce clamar
Perqem deuez tenir plus car
E fogir feignenz preiadors
Qa donna fai bon esqiuar
Lo bruit dels fals deuinadors
Qe perun mal disen
Qen bel senblan sen pren
Sen leua bruiz tan granz
Camars ensenbla enganz.

Eses gen dedos amadors
Qan fan zo qes tang adamar
Car trop pot hom amor doptar
Silai on blasmes es paors.
Non es ola obra noi par
Qe greu er dedoas colors
Cors efaich longamen
Sabez qeu uau uoluen
Tem qe sial talanz
Lai on es losenblanz.

Echo es lemieis el paors
Qe magra faiz desesperar
Epartir deuos eloignar
Euirar si pogues aillors
Mas tan sabez los bens triar

Dels mals el sens delas folors
Qezaman etemen
Ecelan esofren
Meu iauzirai enanz
Qesi mera clamanz.

fol. 67 a. NUc Bruneng de Rodes. B. G. 747. 743.

Aram nafron lisospir
Damor qeu alcor losen
Esi merces noi deissen
Per adolzar mon cossir
Malaui son dolz uisage
Elbel senblanz abqem pres
Cil qi samistat mi mes
Elcor abun foc uolage.

Qan uenc mon cor assaillir
Amors alcomenzamen
Mediz emfez entendenz
Cabmi partrial desir
Mas ar uei qel segnorage
Ai dels mals epauc dels bes
Qen aissi so aases
En son costumer usage.

Edunes eqem uolem dir
Sei oill ne qem uan qeren
Nimos precs nouol auzir
Molt sun mensongier message
Lidolz esgarz qem trames
Mas per crist seu osabes
Nolor obriral corage.

Cara non uolon eissir
Per negus altre talen
Eqan cuit mon pessamen
Virar eninlaltre albir
Amors abson poderage
Vai adunes sazir mon pes
E tolme zo qai enpres
E tornan el seu uiage.

Qil sap tan gen acuoillir
Abson amoros preisen
Qom denan loseu cor gen

Non pot sos plazers partir
Al fol fai cuidar folage
Et al nesci nescies
Et al entendenz apres
Feing abelzdiz son pensage.

Bem deuria souenir
Cho qellam diz enrizen
Qe nulz hom ses ardimen
Non pot gaire conqerir
Aqest moz mes pres estage
Alcor absenblan cortes
Per qeill prec eill clam merces
Qemadolz son cor saluage.

Can sagranz beltaz remir
Tal ioi ai nom sai nim sen
Caissim uaill plazer plazen
Al cor al dolzor ferir
Res tan nomes dagradage
Tan qan loiois ab me es
Rei oduc cuit omarqes
Valer odauzor parage.

fol. 78 b. En Ponz de Capdoill. Nr. 3. 10

Meillz com nopot dir ni pessar
Sui eu alegres eioios
Tanz mi plaz lagaia sazos
Qeu uei coindamen comenzar
Pero ges nom donna alegrers
Chanz dauzels ni flors de rosiers
Mas uos donna mauez tan dit debe
Qesser cuich reis deioi qan mi soue.

Bem deu souenir emenbrar
Delas uostràs bellas faichos
Edel gais senblanz amoros
Qim fai dolzamen sospirar
E qan plus souen nouos qier
Donna cho qe magra mester
Ges non chalers ni engans nomente
Mas non aus far ses uostre coman re.

Toz tems mi pograz iauzen far
A bel diz e sil faiz ifos

Aissi com es logenz respos
Meillż mestera qa nuill mon par
Canc tan bon prez ni tan enter
Non a(c) donna per qe sofer
En bona paz lomaltraich qemenue
E sofrirai tro qem aiaz merce.

E sios cuiaz per galiar
Las qenous ueia donna pros
Mandaz mi uenir enrescos
Qaissi opoirez assaiar
Mas mal cresez loreprouer
Qom nochai niabat nifer
Qino sassaia donc per prouar me
Epos saubreç qeus am per bona fe.

Donna ges non dei obliar
Lo comzat qeu pris tan coichos
Qan midizes amics deuos
Mi menbrara ses toz pregar
E trametrai uos messager
Las simo antolt lausenger
O sui trahiz donna mas ges non cre
Qe tanz genz (cors) metraia nim malme.

Oimais sion lilausenger
Amon dan seu altra neqer
Qe sanc uirei ues altra part mon fre
Eu sui ab uos remaisuz per iase.

Fraire non sion lausenger
Sei oill rizen gai plaisenter
Qes gardauon tan dolçamen uasme
Qetot locor malena em reue.

fol. 80 a. Albertet. (vgl. Mahn G. I p. 60.)

× In amor trof tan de mal segnorage
Tan luncs desirs etan maluais usage
Per qeu serai delas dopnas saluage
Nino cuidom qeu chan oimais delor
Oi sui esta lor hom elor message
E enanzat lor prez elor ualor
Ara noil trop mais destrucs edampnage
Gardaz seudei oimais chantar damor.

Damor no chan ni uoil auer amia
Bella ni pros ni abgran cortesia

Qare noi trob mais engan ebausia
Efals senblan mesonger traidor
Qan eu lacuich ades tener per mia
Adonc latrob plus saluage peior
Dunc ben es fol qin lor amor se fia
Et eu ai ben ma part enlafoior.

El mon nona contessa ni raina
Qe desamor mi uolgues far aisina
Qeu lan pregues ni la contessa fina
De proença qom ten per lazenzor.
Den saluaza non uoil qen ainessina
Miretengues per son entendedor
Nilabella biatrix sacosina
Deuianes ablafresca color.

Silabella saluaza dauramala
Qi debonprez afaiz palaiz escala
No so tengues aorgoil ni atala
No amaria lei ne sa seror
Si de bon prez son enlauzor escala
E son fillas den corat monsognor
Delor amor magran ferit soz lala
Samar deghes mas non aian paor.

Si nazalais decastel edemaza
Qe tot bon prez uol auer et amaza
Men preiaua totan seria lassa
Anzqe magues conqis per amador
Deus qilaue qom es uermeill egrassa
Bellefresca com rosa enpascor
Eil sei bel oill larzan qairel que passca
Lacors elcor mesclat abgranz dolzor.

Simen pregues ora lapros contessa
Qe delcaret es deprez segnoressa
Per soamor no fera unesdemessa
Gardaz sai dit ardimen efolor
Epos mos cors enlas dompnas no pessa
Apercazar laser oimais aillor
Qeu nouoill ges que neguna maguessa
Colgat abse desoz un cobertor.

Saber poden de lor amor que leua
La primera saben que fo as eua
Qefez adeu rompre conuen etreua
Don nussem tuit anchora pechador

Etal sefeing damar nor sap qes leua
Ninon sent (ges) ni pena ni dolor
Perqe fai mal toz cels qabellas treua
Pos com nopot conoisser lameillor.

fol. 92 a.

Gauselm faidiz dedos amics corals
Aluostre sen medigaz ço qe nes
Qan alun desa donna uen bes
Ez alautre danz edestrics emals
Siqe negus nona poder qes uir
Qal sedeu plus offorçar deseruir
Pero segon endreich damor iuzaz
Ecelui pois que uoleç razonaz.

Naimeric ges non es plaiz comunals
Qecels qilue damors entotas res
Danz edestriçs deia esser tan cortes
Enues sidonz deseruizis corals
Comcel cui son complit tuit sei desir
Nones razos enonodeu hom dir
Qetan sesforz hom desauenturos
Com fis amics qes leialmen amaz.

Gaucelm faidiz entendedor uenals
Degra chausir sicomuos auez pres
Qetals amics no serf sadonna ges
Sinoil conois qel seruir sia sals
Ni sesforç tan ni fai tan agrazir
Qi dun bes sap autres bes far issir
Masqi delmal sap far be zo sapchaz
Abgen seruir deu esser dobles granz.

Naimerics gen razonaz zo qes fals
El razonar no es mais nescies
Com ausaz dir qel druç cui ual merces
Non deu esser ues sidonz plus cabals
Qel desamaz qes deuria aucir
Fols es donna sil fai desi iauzir
Pois ses bes faiz ualez euos forçaz
Esi faiz mal ben qe ia no uaillaz.

fol. 93 a.

Perdigons ses uasalage
Vei caualers ebarons

Laiz euilas efelos
Euei deuilan lignagne
Homes cortes echausiz
Larchs eualenz et ardiz
Digaz al uostre senblan
Qal daqest deu amar enan
Donna qan lastreing amors.

Segner segon bon usage
Par meilz dreichura erazos
Sil donna es ualens ni pros
Qil am èngal son parage
Car deuillan lles granz criz
Sitot lipar iscreniz
Si iostase lacuoil nil blan
E blasmon la lipauc eilgran
Don les aunta edeshonors.

Perdigons gentil corage
Fai lons gentils elioios
El gentilenza deios
Noual mas enoretage
Car tot foron dunaraiz
E donna cui prez es guiz
Deu amar lopro el prezan
Qè mil son espachat delbran
Qe fai meillor baiar unors.

Segner greu mes esaluage
Dezo qeu auch dire uos
Qa un uilan paraios
Diseç qel donna senz gage
Mas si pel uilan mestiz
Es lò caualer gequiz
Lanoz deladonna desman
Qel nol perd pois met ensoan
Caualers don lonoms lisors.

Perdigons uostre dampnage
Razonaz abfals respos
Cais cortes es perdigos
Aduncs noms tan dauantage
Cuns mal autaz auniz
Sera perdonna acuilliz
Col plus ualenz ni atrestan

Pois dun paire son lenfan
Donc uallonoms mais que ualors.

Arantandez mon lengage
Segñer siam danz opros
Huoi tan uilas nos feing bos
Qal ops no perdal bernage
Qaissi colgaz gen noriz
Sesperdet perlasoriz
Sesperdon lai on mesteran
E plus uil caualers qean
Val puos donal uol far secors.

Perdigons gauselm faidiz
Inge segon nostre diz
Car sil son ric epro coran
Edona que chascus deman
Ausi segardaz sel ner sors.

Segner sol peruer sel diz
Notenga el per nuilliz
Sitot ses ualenz nol scan
Qedonne caualer sefan
Ezaluilan taing us fesorç.

Raimbaut de [illegible] fol. 94 b.

× Segner naesmar chausez de tres baros
Cal preiaz mais erespondes primers
Et aprob uos responda en perdigos
Qelus es larcs egais eufaners
El segons es adreich e bos tirers
Ez auqes larcs mas non daital semblanza
El terç es bos per conduich e per lanza
E genz garnenz qals a meillor mesters.

En ranbaut aicel dic qes plus pros
Cab mesura fai toz sos faiz enters
E nes sos prez plus caballos
Enpot esser als enemics sobrers
Sil es adreiz cortes ni plaxenters
Dunc ual il mais segon lamia esmanza
Qels autres dos atan de peioranza
Per qe negus nolles deprez parers.

Baron eu sai qeus uenzerai andos
Car manteng lai don sui plus galaubrers
Adufana qes caps ab messios
De proeza eprez plus uertaders
E mon segnor aia terra edeners
Pas proeza noil plaz nenoli enanza
Ez en ranbaut mantegna cels de franza
Qarmas euins es toz lor consirers.

Perdigons trop a granz meillorasos
Cel qil tengen les seus elestrangers
Ez es tensus mais ab cen compagnos
Qe sus autres nauia dos miglers
Ez ufana non es mas cors leugiers
E fols prez uans cab no poder balanza
E rics escars nopot auer honraza
Ab menuz dos per plazers menzongers.

En ranbaut rics hom brau orgoillos
Es louostre car es bos caualers
Per qe noual tan lauostra razos.
Qi pauc ni pro nomet mais ensabrers
En perdigons pren com ioglars laners
Qen penre auer a tota sasperanza
El meus es gais e de bella senblanza.
Sitot non ual prez dorbs ni descaters.

A mon segnor uoil qenuegal tenzos
Qades manten loseus faiç menuders
E uol proeza ebonprez metre ios
Sol car no sab ni non es costumers
Ez en ranbaut manten los cors pleners
Qen pro maniar a tota sa fianza
Mas sil marqes lifos daital senblan
Encor fora ioglars oescuders.

fol. 96 a.

Segner iaufre respondez mi sius plaz
Qal amors ual mais aluostre ueiaire
Qe dos amanz lus es tan aut poiaz
Qama dona ric e de granz afaire
Tal qapena cuida samor auer
Mas honors les sol car lofai doler
E lama tant qe no sen pot astraire
E lautres a desidonz son uoler

Siqe deren noill defen son plazer
Mas hom nona enamor honor gaire.

Segner rainaut toz me sui conseillaz
Aital donna nouoill uas mi atraire
Qe demonmal agues ioi esolaz
E desamor nom tengues come fraire.
Qe maint ioi sont perdut per lunc esper
Aital richors don hom nona poder
Fera toz tems enperdon gren mal traire
Mas noill celei ben amar etemer
Qel guizardon nomet anoncaler
E qi uoilla sia daltra musaire.

Segner iofre no son ges musador
Tuit cil qamon donna de granz ualenza
Qar qi plus uol aise qe granz honor
Nona ense ueraia conoisenza
Qe ben deu hom percho granz mal sofrir
Don pot granz bes e granz hono uenir
E perren almesura nomagenza
Mas per lei uoill honor ennauantir
Ecar uolez tal razon mantenir
Qe ren noual faisez i granz falenza.

Seigner rainaut aqel sap mais damor
Si uoliaz auer bonententendenza
Qa sonamic fai zo qilles meillor
Qe no fai cel qe son ioi libistenza
Qen no uoill ges toz tems atal seruir
Qe non agues mais lanar eluenir
E uos naiaz aqella contenenza
Qen amaz mais latendre qel iauzir
Perzo sen fai libreton escarnir
Qi fan dartur aqell eissa atendenza.

Segner iofre artur no aten eu
Qatal aidat emoncor emauia
Qe senbla ben qeil auzies agreu
Neguna res qagues en sa bailia
E si mefai mal nepena endurar
Nomen dei ges perzo desesperar
Caprop lomal naura ben tota uia
Seu nai lonor seuals alcomenzar

Perzo deu en lo granz ioi esperar
Qe deu mel don aisi comel uolria.

Segner rainaut perla fe qe dei deu
Dit mo auez aisi com eu qeria
Qil iauzimen damor sion tuiz meu
E li maltrait alauostra partia.
E qan uedez qe non podez al far
Sebez uos en auienen conortar
E qan ouei non puosc mudar nonria
Oimais laiscem nostra tenzos estar
Qe ben sab hom almeilor damar
Aqel qe pren oaqel qes fadia.

Amics iofre mal sabez razonar
E senblaz ben qe pauc sapchaz damar
Qi faiz donor edamor mei partia.

Segner rainaut ia nous oqer triar
Mas qan uos plaz qe uos laissaz truffar
Si nentendez plus enlafol sifia.

fol. 97 a.

Bernard delabartal chausit
Vol aiaz dedoas razos
Doas donnas ualenz epros
Son engal defaiz edediz
Egals deprez edeiouen
Luna abels cors ecouinen
Mas autra beutaz loblida
Lautra es debeltaz conplida
Enla cara mas cors amal taillat
Enqal deu meilz druz metre samistat.

Narnaut deiuoc cauez partir
Penrai lo meillz tot aestros
Eu prez mais las bellas faizos
Delai on son tuit ben conplit
Elabella cara rien
Qeqan lauezoil conoissen
Esal deben dar grasida
Per tor elautra escarnida
Qel bel cors ten escondut ecelat
Esil mostra serail amal tornat.

Bernard delabart euus enuit'
Qel meus iuocs es con tan plus bos
Donna abel cors fait egeignos
Graisle gras plan et eschalfit
Val mais segon mon escien
Qe donna ablait cors desplasen
Toz tems mes mal abelida
Donna delait cors garnida
Sitot abel louis egen format
Locors lifail lai on limaior at.

Narnaut nol lais anz uos renit
Ab mil béill senblan amoros
Qel dolz esgart meraueillos
Mison finamenz abelit
Tot qan di nifai lestai gen
Ezes bel edolz eplaisen
Mais ual qe sera escalfida
Negra edescolorida
Car dizom nul granz ben persa beltat
Qe deneguns delcors noson priuat.

Bernart fort deu esser grazit
Lobel cors dedonna ioios
Canc lonc son amic arescos
Semet qe ren nona uestit
Siqel ten emaneia esen
Son bel cors gras eplan eplen
Ço dunt amors loconuida
Ecil qe uos auez chausida
Torna ason drut lamors en desbarat
Sel cors nones zo qel cara mostrat.

Narnaut plus fort son encobit
Liplazer eplus saboros
Can hom uei los bels oilz glotos
Cab labeutat don son aizit
Dobla lamor el iauzimen
Plus plaz atota bona gen
E lautra pos er uestida
Non gardez qil eissas guida
Qeseus intrar non cres fort granz bontat
En nuill castel sel cap nes deshonrat.

Bernard sai loncs tems seruida
Mi donz cai encobida
Sal iazer rendre men desagrat
Fort aurai mal eu eill esperat.

Narnaut si tenez falida
Veiaz iqel cera guida
Eal senblan conoscaz lauertat
Caizo qom ue son tuit bon fait iuzat.

fol. 97 b.

Neble chausez lameillor
Ades segon uostrescien
Loqals amais depessamen
Deconsirer e derror
Cel qe granz ren deu pagar
Nipot nil uol hom esperar
Ocel qa son cor eson sen
E donna pausat eren
Noill fai qil plaia
Chausez dandos qeu sai qal plus sesmaia.

Neble tuit lidoneiador
Lipro eill larc eliualen
Seran ami deliuzamen
Ezauos li obliador
E lautra gen qi no sap far
Mas chatiuer e amassar
Perqe setaing qe son ueillon deschaia
Richs hom tesez qui per depta sesmaia.

Guillem gasmar anc per amor
Notraiz hom peiz dema iouen
Cum ai faiz efaiz et enten
Nimais deia de maricor
Perqeu sai com per essaiar
Qeno sefai acomparar
Dolors damor domen deptat
Car non es hom peiz traia
Com cel com dis chascus paia.

Guillem gasmar qan li deptor
Meuan apres toz iorn seguen
Lus mentira lautre me pren
Emapelon baratador

Eu uolgresser morç ses parlar
Qeu non mos (maus) enplaza baisar
Ni uestir bos draps decolor
Car hom non ue qe salenga non traia
Eseu damor trach mal ben taing qem plaia.

Neble sapchaz qe la dolor
Damor es mager per un cen
Qe depte ni desagramen
Cab bel dir pot hom son deptor
Gen aplanar ez apaiar
Mas amors qim fai sospirar
Morir egarir eissamen
Niai poder qem nestraia
Tan tem morir sol ladolors mesglaia.

Neble ben saubon lipluser
Com endeptaz no muor semanga raia
Mas damor mor plusleu qe daltra plaia.

fol. 98 b.

Aram digaz uostre senblan
Nelias dun fin amador
Cama ses cor galiador
Et es amaz ses tot enian
Deqal deu plus auer talan
Segon dreita razon damor
Qe desidon sia druz omariz
Can sisdeuẹ qelles daz lochausiz.

Cosin cor ai defin aman
Enon ges de fals trichador
Perqeu teng amaior honor
Auer donna bella preizan
Toz temps qe seu lauia unan
Epron mari doneiador
Qe desidonz sia toz ior aisiz
Qautre donnei nai maint ueu partiz.

Laren per qom uai meilloran
Nelias tenege a meillor
Esella tenc per sordeor
Per qom ua toz tems sordeian
Per donna uai bon prez enan
Eper meillor pert hom ualor

Eperdonnei dedonna es hom grazit
Eperdonnei demoillier escharniz.

Cosin samases tan nican
Vos auriaz diz granz folor
Qeren nocosta a fegnedor
Sina un plaçer epuos nan
Perqeu uoill remaner baisan
Qeres tan plasial ior
Qe per bondreich nira puois faidiz
Siqanu ual eu nera faidiz.

Nelias semidonz soan
Per moiller noill faz deshonor
Qeu nolalais mais perpaor
Eperhonor qeill port tan gran
Qasieu lapren epuois labran
No puos far fallimen maior
Eseu lisui uilan nidescausiz
Faill uas amor eldonei esdeliz.

Cosim bem tengaz pertruan
Seu posc auer ses gardador
Eses parer oses segnor
Laren qeu plus uoill nideman
Mariz a son ioi ses afan
El druz lamesclat dedolor
Perqe uoill mais qal qen sia locriz
Eser marit iausen qe druz mariz.

Anamargarita coman
Nelias cama lameillor
Quigel plait et eu sia auniz
Si plus no am midonz qe son mariz.

Cosi ben sai qella ual tan
Qe sabiuzai un plait damor
Eqe son prez es tan fin echausiz
Sai qil dira qe uos elgez faïdiz.

fol. 99 a. B. 9. 1131

Sauarics eus deman
Qem digaz enchantan
Dun caualer ualen
Qa pregat longamen

Una donna preian
Eill met len soan
Pois pregan autra qedeuen samia
E donaill iorn cablei sia
Per faire tot son uoler
Eqan lautra ensaplouer
Mandaill qen aqel metes dia
Lidaral ioi qil qeria
Dengal prez eduna senblan
Son chausez aqal an.

Prebost lifin aman
Nonan lorcor camian
Anz amon leialmen
Sitot si fan paruen
Qamon aillors preian
Ges percho nous partran
Delai onan asis locor perdrudaria
Car ges peruna faidia
Non deu hom son cor mouer
Anz atendal bon esper
Deleis qen car setenia
Chausis qe uoill an uia
Qeu no cuich qella lengan
Desqer uenguz al seu coman.

Segner et aurai dan
Cela cason coman
Latrobat auinen
Ni mentraill son connen
Percho qar lama el blan
Ben aura sen defan
Salei non uai qengrat loretenia
E lais leis qui laucizia
Canc noill uolc pro tener
Nil plac sos precs permaner
Mas er qar ue qe uiuria
Ses leis mor degelosia
Qeperal noill ua mandan
Mas car non uoil qe ben lan.

Donna aleuger talan
Non ama tan ni can
Prebost ni non enten
Qepuosc auer granz sen

Car ges donnas no fan
Cho com uol tro qe an
Conogut son las ama ses bausia
Mas celas qamors non lia
Vol atoz faire plazer
Epromet tost loiazer
Perqem pes sautretan uenia
Qaitan leu lacolgaria
Euoill mais morir aman
Caia leis don tuit lauran.

Segner amor desfan
Donnas qes uai loignan
Lor don eprometen
Car qi donna breumen
Fai son don aud egran
Cus dos ual atrestan
Com dona tost cum cel qom lognaria
Pos lasazos passaria
Car dos no pot ualer
Qan hom louol auer
Euos tenez afolia
Cho qom plus grazir deuria
Qesil fal qan donauan
Donna com nauial mazan.

Prebost lidur affan
Elgreu maltraiz preian
Qai soffert eltortomen
Meserion plazen
Sim trametia ungan
Madonna en mandos tan
Cuna uez anz qe moris laueria
Per amor qelam faria
Dematra odeser
Per cab leis uoill remaner
Per cui sai qe mauenria
Si ioi peramor auia
Mas mi art eleis eschan
Amors emuor sofertan.

Segner daizo uigel uer
Naguillma alseu plazer
Deben auza enamaria deluentador

Ab qe issia ladonna demoferan
Qelas tres son ses engan.

Prebost damor sabontan
Qeu nautrei zo qen diran.

fol. 102 a. R 3.25

Ev sui tan cortesa gaita
Qe no uoill sia desfaita
Leials amors adreiz faita
Perqen don garda del dia
Seuenria cel qi iai absamia
Prenda coniat franchamen
Baisan etenen
* * *

Sieu ennuilz chastel gaitaua
E fals amors iregnaua
Fals si eu si non celaua
Loiorn aitan qan poria
Cal uolria partir falsa durdaria
Ez entre laleial gen
Gaiten leialmen
Ecrit qan uei lalba.

Bem plaz longa nuoit escura
Eplus eltems qe mais dura
E non lais ges perfreidura
Qe leial gaita no sia
Tota uia per tal qe segurs estia
Fis druz qan pren iauzimen
Dedonna ualen
Tan tro qeu crit lalba.

Ja pergaps ni permenaza
Qe mos mal mariz mi faza
Nolaserai qeu no iaza
Amon amic tro qaldia
Qar seria deconoisenz uilania
Qi partria malamen
Son amic ualen
Desi troqalalba.

Anc noui iauzen
Drut cui plagues lalba

Perzo nomes gen
Nim plai qan uei lalba.

fol. 102 b.

Anc mais nuls hom non fo apoderaz
Mais eu osui eren nonsai perqe
Esters mon grat am enosui amaz
Ez enaissi oai tengut ancse
Desqe fui naz ni saup esser amaire
E follei sols enomen puosc estraire
E fuz mon pro qec iorn eseg mon dan
E faz esforz qan iam conort echan.

Pero tant es lasua humilitaz
Elalauzor on tuta gen senten
Qeu anc no puec esser tan sos priuaz
Canc mi ualgues merces ni chausimen
Ni nul conort don ma dolor sesclaire
Mas brau respos qais qeu lai mort son paire
Eqan laprec et ellam fai senblan
Qenomentenda plus dun alaman.

Pero tanes mes pessamens honraz
Qel mal traich ual dautres soiorn gran ren
Tan es ualenz eil acui mi sui daz
Qe non apar entan con lemon ten
Lazenzer es qe anc nasqes demaire
Elameillor cho augz atoz retraire
Perqeu noillaus descobrir mon talan
Mas per solaz con fan liautre chan.

Mas seu folei toz mes deintaz
E uoill sofrir enpaz lomal elben
Com nones fis ni druz enamoraz
Ni efforcius qi tan leu serecre
De sa donna nino sap damor gaire
Canc ses affan ric gazain noui faire
Mas qai dig sentirei delei dan
Con plus mi fai languir plus lareblan.

Al ualen rei qes deprez coronaz
Sobraltres reis eqi meilz se capte
On fis iois nais et es renouelaz
Jois eiouenz ten nai chansos dese
En aragon o prendon tuit repaire

Ꞵos faiz ualenz qe francs reis deia faire
Esaludan deperpeignan enan
Cel ecelas qi damor antalan.

2.

Die Ambrosiana besitzt ferner unter der Bezeichnung D 465 inf. (sala inferiore) eine Papierhandschrift in Folio aus dem 18. Jahrhundert, einen Miscellanband von 39 Nummern, der unter anderem auf ältere und neuere, besonders italienische Sprache und Literatur Bezüglichen zur provençalischen Literatur Folgendes enthält.

Nr. 25. Rime di Bertran del Bornio de Arnaut Daniello et di Folguet da Marseilla, transcritte d'un libro antigo hauuto da M. Gio: Battista Adrian Marcellino in Fiorenza di Gennaro 1565. per M. Antonio Gigante. Hierin 1) die Namen von 63 Dichtern, die in dem Bande enthalten waren; 2) die Lebensbeschreibung Bertran's de Born nebst 24 seiner Gedichte: Ges eu nom desconort, Non posc mudar qun chantar non esparia, Pos als barons e noia e lor pesa, Al dolz nou termini blanc, Qan uei per uergiers despleiar, Pos uentadorns e comborns ab segur, Pos lo genz terminis floritz, Vn siruentes cui motz non faill, Dun siruentes nom cal far longorganda, Ben uolgra reis fos deuis, Qan la floreta par iostal uerian, Ges de disnar no for oimais maitis, Dompna pos de mi nons cal, A Lemozin francha terra cortesa, Eu me scondisc dompna qe mal no mier, Sabrils et foillas et flors, Rassa tan creis e poia, Qan uei lo temps renouellar, Ges de far siruentes nom tarz, Mos chantz fenis ab dolor ab mal traire, Lo coms ma mandat e mogut, Cel qui camina (am Rande: cambia) bon per meillor, Ara sai eu de prez qals las plus gran, Nostre seigner son ionis el meteis; 3) 2 Gedichte von Arnaut Daniel: Sim fos Amors de ioi donar tan laira, und Sols sui qui sai lo sobrefan qem sorz; 4) Batimenz den Sordel et den Bertran dela manon: Bertran lo ioi de dompnas e da mia etc.; 5) Coblas den granet: Pos al comte es uengut en corage etc.; 6) Blacacet e repren en Sordel: Per cinq en podez demandar etc.; 7) einige meist unvollständige Gedichte von Sordel: An plus creis dompnal desireis, Dompna al meill qom pot pensar, Dompna tot eissa menz com eu sui doloros (nur wenige Zeilen), Entre dolsor ez amar sui fermaz ($1^1/_2$ Str.), Lai an peire guillem man ses bistenza (desgl.), Aitant ses plus uiu hom qan uiu iauzenz (2 Str.), Bem me-

raueill com negus honratz bars (Tenzone mit Montan, 2 Str.), Alei puesc ma morte demandar (1 Str.), Ben deu esser bagordada (desgl.), Lai al comte mon Segnor uoill prezar ($3^1/_2$ Str.); Qi bes membra del segle qes passaz (2 Str.), 8) einzelne Strophen von Folchet von Marseille: Sal cor plagues be for o mais sazos, Amors merce non mora tan souen, Per deu amors be sabez ueramen (3 Str.), Tan mabilis lamoros pensamentz, Sitot me sui a tard aperseubutz, Ja nos cuitz hom queu canze mas cansos, Ai qan gen uenz ez ab qan pauc daffan, Molt infez gran pechat amors (2 Str.), Tant mou de cortesa razo. — Im Ganzen 44 Blätter.

Nro. 26. Vocab. d. lingua prouenz. di Honor. Drago. — 11 Blätter.

Nro. 27. Incipit liber quem composuit Ugo Faiditius precibus Jacobi de Mora et Domini Conradi de Sterleto ad dandam doctrinam uulgaris Prouincialis et ad discernendum inter uerum et falsum uulgare. (Ital. Uebersetzung von Nro. 35.) — 12 Blätter.

Nro. 28. Eine ital. Abhandlung über provençalische Grammatik. — 4 Blätter.

Nro. 29. Provençalische Phrasen mit italienischer Erklärung. — 2 Blätter.

Nro. 30. Die provençalischen Biographien folgender 87 Dichter: Pere dalnerne, Pere rogiers, Girautz de borneill, Bernartz de uentedorn, Gauselins faiditz, Peire uidals, Arnaus de meruoill, Perdigons, Naimeric de piguillan, Peirols, Folquet de marseilla, Arnautz daniels, Raimons de miraual, Pons de capduoill, Raembautz de uaqueiras, Guillems de saint leider, Lo monge gaubertz de poicibot, Lo uescoms de Sant Antoni, Raimonz iordanz, Guirardos lo ros, Peire raimons de tolosa, Richautz de berbesieu, Gui duisels, En Lafranc cigala, En bertolome çorzi, Nuc brumes, Guillems ademars, Guillems de capestaing, Elias cairels, Peire de maensac, Sail de scola, Lo reis daragon, Raimons de salas, En blancatz, Guillems figuera, Peire guillems, Deude de prades, Cadenetz, Marcabruns, Jordans bonels, Jaufres rudels de blaia, Peire de ualeria, Ricautz de tarascon, Bertrans del poiet, Naimerics de sarlat, Lo sordells, Na Castelloza, Naimerics de bel e noi, Nucs de sainct cire, Nelias de bariols, Guillems de la tor, Cercamons, Albertetz, Lo monges de montadon, Pistoleta, Naimars lo negres, Guillems magretz, Nelias fons salada, Berengiers de palazol, Ugo de pena, La comtessa di dia, Peire bremonz, Gauseran de sains leider,

Gauberts amiels, Lo coms de peiteus, Girautz de calanson, Guillems roimnols dat, Sauarics de mauleon, Ramautz de pon, Nucs de la bachalaria, Albertz marques, Garins lo bruns, Peire cardinal, Bertrans de born, Lo dalfins daluerne, Raimons de dur fort en tur males, Albertz cailla, Folquet de romans, Oiger giers, Peire de bariac, Peire de bosignac, Tomiers enpalazis, Garins dapchier, Guillems de berguedan, Girautz de salagnac. — 16 Blätter.

Nro. 32. Alphabet. Verzeichniss der Dichter und Liederanfänge in der provençalischen Handschrift des Mag. Al'se Mocenigo. — 15 Blätter.

Nro. 33. Das Gedicht: Ben chantera si mestes de ben damor von Guill. de saint Leidier. — 1 Blatt. — Andere Abschrift desselben Gedichtes. Desgl.

Nro. 34. Reimfolgen bei Peire daluerne, zusammengestellt von Veniero. — 2 Blätter.

Nro. 35. Donato prouenzale in lingua prouenzala. Parte di un Rimario prouenzale. (Incipit liber quem composuit Ugo Faiditius etc.) — 15 Blätter.

Nro. 36. Donato prouenzale tradotto in lingua uolgare. (Andere Uebersetzung als Nro. 27.) — 8 Blätter.

Nro. 37. Musiknoten zu dem Gedichte: Molt i fetz gran pechat amors. — 1 Blatt.

Nro. 39. Abschrift aus einer Handschrift von Jacopo Contarini: Si tot letra no say, en Guylem de cerueyra etc. — 1 Blatt.

Ich beschränke mich auf diese Inhaltsangabe, da ich von Nr. 25 das Original noch in Florenz zu entdecken hoffe und das Uebrige unserm Zwecke ferner liegt; sollte sich die Quelle nicht mehr finden, so würde es allerdings nicht überflüssig sein, eine genauere Musterung des nicht sehr reichen Inhalts vorzunehmen.

---

79. Sitzung, den 10. Februar 1868. Herr Goldbeck sprach über den (ziemlich trostlosen) Stand der Untersuchungen über das ethnographische Verhältniss der Germanen und Kelten zu einander, mit Anschluss an ein älteres Werk von 1758 und an Ad. Holtzmann. Diesem letzteren sucht er eine Verwechslung des deutschen Rhein und des Rhenus*) in Oberitalien bei Besprechuug und Benutzung einer Stelle

*) Auf Riepert's Karte Renus.

Appiani ed. Teubner p. 721. 722 nachzuweisen,*) welche nach ihm auch von anderen Gelehrten begangen ist, (indem D. Brutus um zu M. Brutus in Macedonien zu kommen, den Umweg über den deutschen Rhein gewählt haben soll).

Beweis: „Appian erzählt von Decimus Brutus, dass er aus Oberitalien über die Alpen**) an den Rhein (wörtlich: Rein) gezogen sei, um auf weitem Umweg, durch die wildesten Völker nach Macedonien zu Junius Brutus zu stossen...“ Am Rein entlässt er seine Soldaten... „Er hoffte nach Aquileja zu kommen“ (man darf wohl behaupten, dass er dann geradezu verrückt gewesen wäre), er wird aber von einem keltischen Fürsten gefangen und dann getödtet. Diesen nennen einige Camillus, andere Camelus. „Livius nennt einen Capenus Sequanus.“ „Danach (so folgt dicht darauf bei Holtzmann) scheint freilich Brutus nicht über den Rein gegangen zu sein.“ Offenbar ist hier der Sequaner für Holtzmann entscheidend.

Hier folgen nun die Stellen des Appian: *ἀπογνοὺς οὖν μάχεσθαι, φεύγειν ἔκρινε πρὸς Βροῦτον εἰς Μακεδονίαν. ἔφευγε δὲ οὐκ ἐπὶ τάδε τῶν Ἄλπεων, ἀλλ' ἐς Ῥάβενναν ἢ Ἀκυληίαν. ἐπεὶ δὲ Καῖσαρ ὥδευε ταύτῃ* (natürlich um die Seeküste zu bewachen), während andererseits Antonius aus Gallien mit x Legionen gekommen war, wo er nach Plutarch auch noch eine Garnison zurückgelassen hatte), *ἄλλην μακροτέραν*! *ὁδὸν καὶ δύσπορον ἐπενόει, τόν τε Ῥῆνον περᾶσαι καὶ τὰ ἀγριώτερα τῶν βαρβάρων ὑπερελθεῖν.* Nun kommt er an den Rhein! *δυσπόρου δὲ ὄντος αὐτοῦ περᾶν σὺν ὀλίγοις* (was das auch heissen möge, worüber Holtzmann ebenfalls streitet, mir ist die Sache ebenfalls klar), wird er von seiner Leibwache bis auf 10 verlassen. Nun legt er keltische Kleider an *καὶ διεδίδρασκε σὺν ἐκείνοις οἷά τις Κελτός, οὐ τὴν μακροτέραν περιιὼν ἀλλ' ἐπὶ Ἀκυληίας.* Nun wird er gefangen und getödtet. Die Folgerungen Holtzmann's aus dieser Stelle also sind falsch, wenn er sie auch vielleicht aus anderen Stellen stützen könnte, was hier nicht hergehört. Wenn man nun bedenkt, dass Appian hier nur von den zwischen Rhenus und Aquileja wohnenden Kelten, hier doch unbestritten Galliern, spricht, was soll man zu Holtzmann's kaltblütig eingeschobener Versicherung sagen: „Appian versteht unter Kelten die Germanen.“?

*) Nebst anderen Schnitzern an derselben Stelle.

**) D. h. es ist klar, dass Ad. Holtzmann den deutschen Rein meint und ebenso Dieffenbach!

Von aller militärischen Möglichkeit sehe ich ganz ab. Wo soll aber die Chronologie hin, welche Zeit hätte zu einer solchen abenteuerlichen Fahrt gehört! Appian ist der Einzige, der hier den Renus nennt, bei Vellejus, Livius kommt er nicht vor, überall aber macht wie beim Appian die Erzählung den Eindruck einer sehr schnell hintereinander abgewickelten Geschichte. Von einem solchen Abenteuer hätten doch auch wohl andere Schriftsteller berichtet.

Livius epit. libri CXX erzählt cum ... D. Brutus ... relictus a legionibus suis (die zu dem aus Gallien herangerückten Antonius übergegangen waren, er kam mit 14 Legionen und 10,000 Reitern, 4 gingen vom D. Brutus noch ausserdem zu ihm über; durch diese hindurch soll der spassige D. Brutus diese Rheinreise unternommen haben), profugisset, iussu Antonii, in cuius potestatem venerat, a Capeno Sequano interfectus est. Aber Antonius kommt ja eben aus Gallien, sollten nicht auch Sequaner in seinem Heere gewesen sein. Oder meint Holtzmann etwa auch, Antonius habe diesen Cap. S. an den Rhein geschickt zur Ermordung des D. Brutus? Scandalöser Weise kann aber dies Sequanus auch ein wirklicher Name sein, wie Sabinus, Pelignus und hundert Andere.

Der Name Camelus, Camillus ist neben Camulus gehalten, echt gallisch.

Vellej. II., LXIV und wo ist der Raum zu einer solchen Reise: D. Brutus desertus primo a Planco, post etiam insidiis eiusdem petitus, paulatim relinquente eum exercitu fugiens in hospitis cuiusdam nobilis viri, nomine Cameli, domo ab his, quos miserat Antonius iugulatus est. Hier tritt nun der Holtzmann'sche Unsinn des Obigen: „Livius nennt einen Capenus Sequanus. Daher ..." nebst unerhörter Flüchtigkeit erst recht hervor; nämlich:

D. Brutus wird nach Vellej. und Appian (D. Brutus wird von Räubern zu dem keltischen Fürsten *Κάμιλλος* gebracht, dieser fragt bei Antonius an und erhält den Befehl, ihm den Kopf abzuschneiden und denselben einzureichen), von einem keltischen Fürsten aufgenommen und auf Befehl des Antonius offenbar von einem seiner Soldaten Capenus Sequanus getödtet, den Livius nennt, weil er jedenfalls den ausführlichsten Bericht gegeben hat, da wo Vellejus sagt „quos miserat Antonius."

In der dem Vortrage sich anschliessenden Discussion traten namentlich die Herren Mahn und Sachse gegen die Sachkenntniss Holtz-

mann's und gegen die von ihm angewandte Art der Beweisführung auf. — Herr Mahn las über die zahlreich vorhandenen Biographien der Troubadours und machte auf die reiche Beute aufmerksam, welche für die Sittengeschichte aus denselben zu ziehen ist. Näher sodann ging er auf das Leben des Troubadours Guillem von Balaun oder Balasun ein, dessen Ruhm, nachdem er und seine Dame in äusserst romantischen Liebesgeschichten einander bis auf's Blut gequält haben, schliesslich darin besteht, dass er sich einen Nagel abreissen lässt und ihn der Geliebten mit einem Gedichte überreicht. Ein anderes Gedicht dieses Troubadour, — das einzige uns erhaltene, — wurde in der Uebersetzung vorgetragen und erklärt. — Zum Schluss entwickelte Herr Lessing, wie der englische Volkscharakter sich in der Geschichte des Landes und in der Ausbildung der Sprache ausgeprägt hat. Er gelangte zu dem Ergebniss, dass in der englischen Nation grosse Tugenden grossen Fehlern die Wage halten, und dass durch den Instinct für das rechte Maass die Engländer es dahin gebracht haben, ihr Leben zu einem harmonischen Kunstwerk zu gestalten.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Ueber die Zeit des Heliand. Von Dr. Hermann Middendorf, Oberlehrer am Gymnasium zu Münster. Aus der Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. 22. Band besonders abgedruckt. Münster, Regensberg. 1862.

Die vorliegende sehr interessante Abhandlung ist gegen die Ansichten Schmeller's gerichtet, welche nachher von Püning im Recklinghauser Gymnasialprogramm von 1851 ausgeführt sind, dass der Heliand in der Zeit des heiligen Ludgerus abgefasst sei, und stützt mit sicheren Gründen die Tradition, dass der Heliand das Fragment eines grossen altsächsischen biblisch-epischen Gedichtes aus der Zeit Ludwig's des Frommen sei.

Mathias Flacius theilte in seinem Catalogus testium veritatis eine Praefatio in librum antiquum lingua Saxonia conscriptum mit, das Vorwort eines unbekannten Zeitgenossen Ludwig's des Frommen zu der Abschrift eines grossen altsächsischen biblisch-epischen Werkes, welches erzählt, der Kaiser habe einen sächsischen Dichter zur poetischen Uebertragung des alten und neuen Testamentes beredet; dies Gedicht, in dem Einiges mystisch behandelt sei, übertreffe alle deutsche Gedichte an Schönheit; nach einer Sage sei vorher der Dichter dieser Kunst unkundig gewesen und durch ein Traumgesicht schon aufgefordert. Hinter der Praefatio steht ein lateinisches Lobgedicht auf den Dichter, und hier erscheint der Dichter schon als Ackersmann, auch heisst es, sein Gedicht durchlaufe die fünf Weltalter. Die Praefatio ist unzweifelhaft echt und gehört der Zeit Ludwig's des Frommen an; das Lobgedicht ist aus späterer Zeit, aber auch aus dem Mittelalter, und zwar einer Zeit, in der das biblisch-epische Gedicht noch ganz vorhanden war.

Dass dies Gedicht aber uns zum Theil im Heliand erhalten ist, ist nicht zu bezweifeln; auf diesen passen die Bezeichnung der Schönheit, der theilweise mystischen Behandlung, des volksmässigen Rhythmus, d. i. des Stabreims; es könnte ferner nicht nach dem Heliand ein diesen selbst übertreffendes Gedicht entstanden und spurlos verschwunden sein; und bei der Existenz des Heliand würde nicht zur Bearbeitung des neuen Testaments in sächsischer Sprache ein Dichter aufgefordert sein. Der Heliand beginnt damit, dass jetzt mit der Erscheinung Christi fünf Weltalter beendigt seien; damit scheint er offenbar darauf hinzudeuten, dass er Fortsetzung sei, nämlich des die fünf Weltalter umfassenden alten Testamentes, welches verloren gegangen ist.

Schmeller und Püning haben die Ansicht aufgestellt, dass entweder

Liudger selbst, der erste Bischof von Münster, den Heliand verfasst habe oder er unter seinem Einflusse entstanden sei. Indessen es ist dafür kein einziger nur irgend wahrscheinlicher Grund vorhanden, und direct spricht dagegen das gänzliche Schweigen über diesen Punkt in den vorhandenen auf Liudger's Beschäftigungen genau eingehenden Lebensbeschreibungen. Schmeller greift aber weiter, wenn er auch ihre Echtheit zugibt, doch die Glaubwürdigkeit der Praefatio an mit dem Grunde, dass der Verfasser nur dem Könige Ludwig habe schmeicheln wollen; als ob es nicht eine Tollheit wäre, dem Könige zu schmeicheln mit der Angabe, er habe ein Gedicht veranlasst: wenn dies Gedicht gar nicht existirte. Die Praefatio enthält keinen Zug über den Charakter des Königs, der nicht durch die Geschichte beglaubigt ist. Wenn man aber deshalb, weil der angelsächsische Dichter Cädmon, ähnlich wie der Dichter des Heliand von seinem Könige, von einer Aebtissin zu seinem Gedichte aufgefordert sein soll, geschlossen hat, folglich sei die Nachricht der Praefatio ungegründet, so ist dieser Schluss mehr als kühn zu nennen, und wenn, weil die folgenden Verse von einer Traumerscheinung reden, die den ungeübten Landmann zum Dichten angespornt habe, Cädmon aber vor seiner Aufnahme in's Kloster ein Ackerknecht gewesen sein soll, deshalb die Nachrichten über den altsächsischen Dichter auf die Erzählung von Cädmon zurückgeführt werden, so übersieht man ganz den kindlich religiösen Geist des Mittelalters, der überall sagenbildend erscheint.

Nach der Praefatio ist durch das biblisch-epische Gedicht unter dem sächsischen Volke die Kenntniss der heiligen Schrift verbreitet. Wenn nun diese Praefatio spätestens 830 geschrieben ist, weil mit diesem Jahre eine solche Zerrüttung im fränkischen Reiche begann, dass sie auch dem Mönche nicht unbekannt bleiben konnte, so muss etwa 820 das Gedicht verfasst sein. Gerade in seinen ersten Regierungsjahren beschäftigte sich Ludwig der Fromme vorzugsweise mit den kirchlichen Angelegenheiten seines Reiches und schon 815 hielt er selbst zu Paderborn eine allgemeine Reichsversammlung. Auch Vilmar hat in seiner Besprechung des Heliand hinsichtlich der Zeitbestimmung sich in Irrthümer verstrickt.

Hölscher.

Martin Opitz von Boberfeld. Zwei Beiträge zur Lebensgeschichte des Dichters. Eine Gabe für's Opitzdenkmal in Bunzlau von Hermann Palm, Oberlehrer am Gymnasium zu Maria Magdalena zu Breslau. 1862.

Trotz der dankenswerthen Arbeiten über Opitz, der älteren von Colerus, der neueren von Strehlke und Weinhold fehlt uns noch immer, wie Palm sagt (Vorwort V), eine den Anforderungen der Gegenwart entsprechende Lebensgeschichte des durch seine persönlichen Eigenschaften und mannigfachen Beziehungen zu den wichtigsten Fragen seiner Zeit so interessanten Mannes. Als nicht unbedeutende biographische Beiträge sind die beiden vorliegenden Aufsätze zu betrachten. Der erste, „Martin Opitz als Agent Schlesischer Herzoge bei den Schweden" betitelt, behandelt eine bisher unbekannte Episode aus dem Leben des Dichters. Diese fällt in den Schluss des Jahres 1633 und in das ganze Jahr 1634. Nachdem Opitz 1632 wider seinen Willen aus dem Dienste des Kammerpräsidenten von Dohna getreten, bei dem er seit 1626 angestellt war, wurde er als gewandter und schon früher erprobter Diplomat 1633 einer Gesandt-

schaft an Oxenstierna beigegeben. Im folgenden Jahre wurde er von den Schlesischen Herzogen in das Schwedische Hauptquartier geschickt, und die noch vorhandene Instruction weist ihn an, bei der Armee Banners zu bleiben, die Correspondenz zwischen dem Feldherrn und den Herzogen zu besorgen, beide Theile über das, was ihnen zu wissen nöthig sei, stets zu unterrichten, die Stände und Einwohner des Landes vor allen Uebergriffen der Soldaten möglichst zu schützen, die Zufuhr besorgen zu helfen u. s. w. Bei Banner wusste er sich bald in hohe Gunst zu setzen und begleitet das Heer bis nach Böhmen, von wo er über Dresden wieder nach Schlesien zunächst nach Brieg zurückkehrte, wo er bei der allgemeinen Calamität auch nicht eben in der besten Lage sich mag befunden haben. Für die später noch fortdauernde Verbindung des Dichters mit den Schlesischen Herzogen, sowie mit Oxenstierna ist ein Brief des Kanzlers an Opitz vom 4. Juni 1637 Zeugniss. Dass Colerus in der Gedächtnissrede 1639 kurz nach Opitzens Tode dieser freundschaftlichen Verbindung mit den Schweden gar nicht Erwähnung thut, das, meint Palm, rührt daher, dass das Regiment des katholisirenden Kaisers nach gänzlicher Besiegung alles Widerstandes der Protestanten gewaltig und gefürchtet war. Es war vielmehr durch die Klugheit geboten, von der Agentur bei den Schweden, von Oxenstierna und Banner ganz zu schweigen zu einer Zeit, wo man in Breslau überhaupt höchst ungern dieser Verbindung mit jenen gedachte, wo das Land noch aus tausend Wunden blutete, die ihm um derselben willen geschlagen waren.

Der zweite Aufsatz „Martin Opitz und Janus Gruterus“ führt uns die Jugend- und Universitätszeit des Dichters vor. Im Jahre 1619 begab sich Opitz, damals 24 Jahre alt, von Frankfurt an der Oder, wo er ein Jahr studirt hatte, nach Heidelberg. Dort machte er Gruters persönliche Bekanntschaft. Schon im folgenden Jahre wurden sie getrennt. Beide flohen vor der Invasion der Spanier unter Spinola, Gruter nach der Schweiz, Opitz zunächst nach Holland, wo er des Heinsius Bekanntschaft machte. Nach einem kurzen Aufenthalte begab er sich nach Jütland; nach 7 Monaten kehrte er von da nach Schlesien zurück und wurde dann an der Akademie zu Weissenburg in Siebenbürgen angestellt. Dort blieb er nicht lange, benutzte aber die Zeit, die Merkwürdigkeiten des Landes und besonders die Antiquitäten genauer kennen zu lernen. In dem Gedichte Zlatna spricht er von denselben sowie von Inschriften, die er, so viel er deren in der Nähe der alten Alba Julia fand, sammelte; auch fasste er wohl den Plan, seine Studien zu einem wissenschaftlichen Werke zu verarbeiten. Kurz nach seiner Rückkehr im Jahre 1626 schrieb er einen in jeder Beziehung wichtigen Brief an Gruter, der hier mitgetheilt und näher besprochen wird. Von der oft genannten und lange gesuchten Dacia antiqua nimmt Palm an, dass der Dichter vielleicht nie ernstlich an die Ausarbeitung Hand angelegt hat, doch läugnet er nicht die Möglichkeit, dass es auf dieselbe Weise aus seinem Nachlasse könne verschwunden sein, wie die bekannte Handschrift des Hannoliedes, die der Rhedigerschen Bibliothek zu Breslau gehörte.

Diese kurze Uebersicht möge genügen, um zu zeigen, mit welchem Fleiss und Geschick Herr Palm gearbeitet, und welche wesentliche Lücke in dem Leben des Dichters er eben so lehrreich als gründlich auszufüllen gewusst hat.

Berlin. Dr. Sachse.

Walther von der Vogelweide identisch mit Schenk Walther von Schipfe. Eine auf Urkunden gestützte Untersuchung von Elard Hugo Meyer. Bremen, Müller. 1863.

Eine kleine, aber im höchsten Grade beachtungswerthe Schrift. Was wissen wir bis jetzt über die Abkunft Walthers von der Vogelweide? Die Ansichten stehen sich auch noch nach der Untersuchung Fr. Pfeiffers scharf gegenüber; die Lachmannianer halten noch an dem österreichischen Ursprung fest. Was wissen wir auch viel von seinen Schicksalen? Wir müssen es aus seinen Gedichten gewinnen, und die Resultate lauten verschieden. In diesem Streite der Meinungen hat der Verfasser obiger Schrift einen andern Weg eingeschlagen, er hat nach urkundlichen Nachrichten gesucht, bedeutungsvolle Notizen gefunden, dieselben verfolgt, mit Walthers eigenen Angaben verglichen, Vermuthungen auf überraschende Weise bestätigt gefunden, und bietet das Ergebniss dieser Untersuchungen uns jetzt dar. Sie zeugen von ungemeinem Fleisse und grossem Scharfsinne; ob andere urkundliche Daten mit ihrem Resultat im Widerspruche stehen, mögen diejenigen untersuchen, welche eine gleiche oder grössere Fülle des Materials besitzen. Es scheint aber bis jetzt, als ob anderweitige Forschungen nur den Satz des Verfassers bestätigen würden. Hier soll nur kurz das den Lesern mitgetheilt werden, was wir aus der Abhandlung gewinnen.

Walther ist an vielen Höfen umhergewandert, bei vielen Fürsten ein angesehener Mann, Theilnehmer an vielen grossen Festen gewesen; auffällig wäre es, wenn die öffentlichen Urkunden ihn nirgends erwähnten. Wohl nennen die Dichter der Zeit den Namen Walther von der Vogelweide, aber nur die Dichter. Nirgends ein Schimmer einer Nachricht über ein gleichgenanntes Geschlecht. Wie ist es nun nicht denkbar, dass jener Name nur vom Dichter angenommen ist? Nach einem Walther also haben wir uns in den Annalen, in den Regesten umzusehen. Er muss gesucht werden unter dem niederen Adel, Walther heisst ja „Herr," in der Nähe der deutschen Herrscher. Walther sagt von sich, er sei am Abend seines Lebens in das Land seiner Kindheit zurückgekehrt, und Land und Leute seien ihm fremd gewesen. Folglich kann er nicht in Oesterreich, wo er als Jüngling das Singen und Sagen lernte und sich oft aufhielt, geboren sein. Er hörte um 1228 auf zu singen, hob vor 40 Jahren an, kam also zwischen 1180—1190 nach Oesterreich, ist also 1160—1170 geboren. Er sah in Wien die Helden des dritten Kreuzzuges, verkehrte dort mit Reinmar, der 1197 mit Herzog Friedrich nach Palästina zog, dann mit Heinrich's VI. plötzlichem Tode warf er sich in die politische Laufbahn, und als die Nachricht von des Herzogs Friedrich Tode vor Ptolemais in Wien ankam, ging er fort zu König Philipp 1199. Die Feste zu Halberstadt feiert er in seinen Gedichten, er war in den Dienst des Reiches getreten. Gerade da besetzt Philipp eine Stelle am Hofe neu, das Schenkenamt, am 15. März 1200 bezeugt der Schenk Walther von Schipfe zum ersten Male eine Urkunde auf dem Hoftage zu Nürnberg. Der Schenk Walther von Schipfe stammt von dem alten Sciffa, später Schipfe, jetzt Schüpf im Taubergau, an der Sciffa, einem Nebenbächlein der Tauber im badischen Amt Boxberg. Die Burg ward 1470 zerstört. Das Geschlecht von Schipfe lässt sich verfolgen bis 1144; einige von ihnen werden als Schenken erwähnt. Wahrscheinlich starb des Schenken Walther Vater Conrad um 1183, und vielleicht ging damals der junge Walther nach Wien. Die Schipfe gehörten zum niederen Adel, ebenso der Vogelweider. Als Sohn eines Schenken hatte Walther von Schipfe gewisse Erbrechte auf dies Amt, aber nicht der Art, dass nicht auch andere Geschlechter dasselbe bekleidet hätten. Unter keinem Hofamte damaliger Zeit finden wir mehr Dichter als gerade unter den Schenken.

Fünf der Gedichte Walthers von der Vogelweide (9, 16. 25, 26. 107, 10. 106, 24. 18, 29) fallen deutlich in die Zeit 1200—1205, bis zu Philipps zweiter Krönung, aber auch noch 16, 36. 19, 16; sie zeigen Philipps Bedrängniss, dann seine Theilnahme an Herzog Leopolds Hochzeit mit Theodore von Griechenland, endlich seine Aachener Krönung. Walther von Schipfe erscheint mehrmals in Urkunden, stets in des Königs Gesellschaft.

1205 begab sich Walther von der Vogelweide zu Landgraf Hermann nach dessen Versöhnung mit König Philipp. Hierher gehören die Gedichte 20, 4., Guoten Tac (s. Parz. 297, 25); 21, 25; vielleicht 82, 11. 104, 7. Nach dem Wartburgkriegsgedichte bildet der fabelhafte österreichische Ofterdingen den Gegensatz zu Walther, Wolfram, dem tugendhaften Schreiber (Klingsor repräsentirt die mit der Ankunft der heiligen Elisabeth sich bildende schroffe geistliche ungarische Partei). Schon 1207 wankte Landgraf Hermann zu König Otto hinüber. Da verliess auch Walther seinen Hof, nicht erst 1211. Mit dem Jahre 1205 schwindet Walther von Schipfe aus König Philipps Nähe, ein anderer Schenk, Eberhard von Tànne, erscheint in den Urkunden. Von fast 1207 bis 21. Juni 1208 war Walther bei Philipp, und wirklich September 1207 begegnet uns wieder Walther von Schipfe in den Regesten. Der Dichter ging in Otto's Dienste über. Ueber die erste Zeit ist er stumm. Dann aber, als Otto mit dem Papste bricht, ertönt wieder seine Harfe. Die Sprüche 11, 6. 11, 18. fallen in Otto's italienischen Aufenthalt; der Dichter war mit in Italien. Von 1208 an kommt in Urkunden von Mainz, Worms, Würzburg, Valleggio, Rom, Capua, vom Po Walther von Schipfe vor. Die Romfahrt machten Freunde und Bekannte Walthers mit, Thomasin von Zerkläre, Patriarch Wolfger von Aquileja, Herzog Ludwig von Baiern, Bernhard von Kärnthen; und diese erscheinen öfters in Urkunden an Otto's Hofe, also auch in des Schipfer Gesellschaft.

Von 1211. Janr. an erscheint der Schipfer nicht mehr in Urkunden bei Otto. Der Urkunden Otto's seitdem sind überhaupt wenige; die Dienstleute waren auch wohl grossentheils von Italien ihm voraus heimgekehrt. Nach der Beatrix Tode, 11. Aug. 1212 liessen fast alle Dienstleute den unbeliebten welfischen Kaiser im Stich; da muss auch der Schipfer sich von Otto abgewandt haben. — Unter den Gedichten des Vogelweiders aus dieser Zeit begrüsst 11, 30. im Namen der Fürsten den nach ihnen aus Italien zurückgekehrten Kaiser; 12, 6. und 12, 18. mahnen zur Beruhigung Deutschlands; 105, 13. bittet um Schonung des Landgrafen von Thüringen, gegen den Otto 1212 zu Felde zog (nicht 1215); 25, 11. drückt den Groll aus über die Einmischung der päpstlichen Partei in die Wahl Friedrichs II.; 12, 30. zeigt das Schwanken des Dichters zwischen beiden Parteien; 83, 35. 83, 14. beweisen den schon offenbaren Uebergang zu Friedrich, wie es scheint bei dessen Wahl am 2. Decbr. 1212, vergl. 17, 22. In den Sprüchen 12, 6. 18. aus 1212 mahnt Walther zum Kampfe wider die Heiden; die Stimmung nährte der Kinderkreuzzug, noch mehr die Fahrt Herzog Leopolds gegen die spanischen Sarazenen, mit dem der Dichter vielleicht noch 31, 13. bis an die Seine kam. Markgraf Dietrich von Meissen hatte 20. März 1212 mit Otto einen Sonderbund geschlossen; mit ihm stand damals Walther nach 18, 15. in freundschaftlicher Verbindung; dann aber gibt er seinen Dienst auf. 105, 29. Nach alle dem sagte sich gegen Ende 1212 Walther von Otto los, nicht erst 1215, wie Lachmann und die Folgenden angenommen haben. Ton 17, 11. spielt an auf Otto's Niederlage vor Constanz; 26, 3. rechtfertigt des Dichters Abfall; 26, 23. 33. fallen auch in diese frühe Zeit, 28, 1. auch vor die Aachener Krönung, vielleicht auch 27, 7. und 28, 31. Mit dieser Parteinahme für Friedrich verträgt sich sehr wohl die fortdauernde Stimmung gegen den Papst, die sich wiederholt ausspricht. Andere Sprüche wie 34, 34. 31, 33. 32, 7. weisen auf einen Aufenthalt am österreichischen Hofe, das ist wahrscheinlich 1213 und 1214, der

Patriarch aber 34, 36. ist nicht Berthold von Aquileja, sondern sein Vorgänger Wolfger († 1218). Nun erscheint Walther von Schipfe in Urkunden des Hofes wieder 1213 und 1214 in Regensburg, Eger, Aachen, Jülich, und zwar nie an anderen Orten als die zur selben Zeit Herzog Leopold besuchte, und Leopold wird nur da genannt, wo auch Walthers Name bezeugt ist. Das Verhältniss des Dichters zu Friedrich war wohl nur ein amtliches, zum Herzog dagegen kein amtliches, sondern ein freundschaftliches, er duzt ihn; von Wien aus besuchte er auch seinen alten Freund Wolfger in Aquileja.

Nach den Gedichten 35, 7. 35, 15. nahm der Dichter Anfang 1216 einen zweiten Aufenthalt beim Landgrafen Hermann. In den Urkunden von Novbr. 1214 an bis Janr. 1216 tritt wieder der Schipfer als Reichsschenk auf, selten mit Herzog Leopold zusammen, aber mit Anfang 1216 schwindet er aus des Kaisers Umgebung, also als der Dichter nach der Wartburg ging. Dort blieb er bis zum April, als der Landgraf starb. — Vor dem Kreuzzug 1217 war er eine Zeitlang wieder in Wien. Es hat nichts Unwahrscheinliches, dass Walther den Kreuzzug mitgemacht und schon im Herbst 1218 heimgekehrt ist; die Sprüche 76, 22. 14, 38. 28, 11. 36, 1. umfassen etwa die Zeit von Anfang 1217 bis Ende 1219. Nach den Urkunden kommt vom März 1217 bis Januar 1218 der Schipfer nicht mehr beim König vor, möglich also, dass er erst dem Herzog zur Kreuzfahrt bis Dalmatien folgte, mit vielen anderen wegen Schiffsmangel zurückkehrte, daher noch einmal im Janr. 1218 beim Könige erscheint, dann aber den Kreuzzug antrat. Von nun an nämlich erscheint ein anderer Reichsschenk; für eine Theilnahme an der Kreuzfahrt sprechen Walthers Kreuzlieder.

Nach 29, 15. 84, 30. ging der Dichter nicht mit Friedrich nach Italien, in enger Verbindung erscheint er mit dem Reichsverweser Engelbert von Köln 84, 22. 85, 1. 85, 9.; in diese Zeit gehören auch 84, 14. 101, 23. 102, 1. In dem Kreise Engelberts und des jungen Königs Heinrich erscheinen aber in den Urkunden Truchsess Wernher von Boland, die beiden Herren Eberhard und Conrad von Tanne, Walthers Bruder Konrad von Schipfe, alles Bekannte Walthers von Schipfe seit alter Zeit. Der alte Schenk trat nach der Kreuzfahrt nicht wieder in Dienst. Der Dichter bedankte sich beim Kaiser für eine ihm aus Italien übersandte Gabe (84, 30). Es ist wahrscheinlich, wie Daffis angenommen hat, dass 1220—1224 Walther Zuchtmeister des jungen Königs Heinrich gewesen, aber des Amtes überdrüssig geworden sei.

Von da an wird des Dichters Dichtung schwermüthig; in das Jahr 1228 fallen die letzten Sprüche. Das Geschlecht der Schipfe kommt noch 1260 vor, es muss aber bald nachher erloschen sein.

Hölscher.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde, herausgegeben von Franz Pfeiffer. 7. Jahrgang 1. bis 3. Heft. Wien, Verlag von Karl Gerolds Sohn. 1862.

Der Dichter der Erlösung. Von Karl Bartsch. Mit Bezugnahme auf frühere Arbeiten, namentlich auf die Vorrede des Gedichts „Erlösung" (Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur, Quedlinburg 1858) sucht der Verfasser aus dem Versbau, der Reimart, aus gewissen charakteristischen Worten und ganzen Versen nachzuweisen, dass die Erlösung und das Leben der heiligen Elisabeth (im Auszuge bei Graff Diutiska I, 343—489) von ein und demselben Dichter, dessen Namen freilich unbe-

kannt ist, herrühre. Nach gründlicher Durchführung des Beweises, die für Lexicographie und Sprachgebrauch von Bedeutung ist, widerruft der Verfasser die zur Erlösung p. XXIV ausgesprochene Behauptung, dass der Dichter auch „Marien Himmelfahrt“ gedichtet habe, und nimmt nunmehr an, dass der Dichter der Himmelfahrt sich am Dichter der Erlösung und der Elisabeth gebildet und aus ihm, sowie aus Gottfried Manches entlehnt hat. Der Schluss der Abhandlung bildet ein 5 Seiten langes Verzeichniss von Verbesserungen der Erlösung.

Raparius. Von Ad. Wolf. Lateinisches Gedicht aus einer Wiener Handschrift des 14. Jahrhunderts, 430 Zeilen in elegischem Versmasse, nach welchem von den Gebrüdern Grimm in den Kinder- und Hausmärchen das Märchen 146 „die Rübe“ mitgetheilt ist.

Wolframs Parcival und seine Beurtheiler. Von San Marte. Grösstentheils Polemik gegen Rosenkranz (die Poesie und ihre Geschichte, Königsberg 1855). Nächstdem entwickelt der Verfasser den Grundgedanken des Parcival nach allen Seiten hin und findet „in der Geschichte seines Hauptbelden die Bekehrung des Christen zum reinen Evangelium und in der Gemeinde des Grals das Ideal einer evangelischen Kirchengemeinschaft nach dem Typus des besten geistlichen Ritterordens seiner Zeit“ dargestellt; die specielle Ausführung dieses Punktes hat er in dem 3. Hefte der Parcivalstudien gegeben.

Ueber Nicolaus von Jeroschin. Von Fedor Bech. Nach rühmender Erwähnung der Arbeiten von Pfeiffer und Bartsch wird untersucht, wie weit der Herausgeber der ganzen Chronik, Strehlke, im Stande gewesen ist, vermittelst seiner Vorarbeiten und der neugewonnenen handschriftlichen Ueberlieferung einen befriedigenden Text zu beschaffen, anderentheils soll von Neuem versucht werden, die in mehrfacher Hinsicht schwere Versregel Jeroschins und Hesslers zu deuten und auf die Verse des Dichters anzuwenden. Den Schluss der Untersuchung bildet ein Verzeichniss von seltenen Ausdrücken, die zu einer eingehenden Besprechung veranlasst haben.

Der goldene Baum in mittelhochdeutschen Gedichten. Von J. V. Zingerle. Zusammenstellung mehrerer Stellen aus mittelalterlichen Gedichten, die Zingerle auf ein in Konstantinopel befindliches Kunstwerk zurückführt. (S. Pertz script. III, 338; vgl. Gibbon R. Weltreich X, 420) und denen er andere Darstellungen von meisterhaften Kunstwerken im Wigalois, Konrads Trojanerkriege, Engelhart, Meleranz, Hugdietrich, Helmbrecht zufügt.

Heinrich von Rucke. Von Fr. Pfeiffer. Nicht nur die Stammburg, sondern auch die Person des Dichters, bisher gänzlich unermittelt, sind durch eine zwischen 1175—1178 ausgestellte Urkunde nachgewiesen.

Becherinschrift. Von Zingerle wird nachgewiesen, dass des Pleiers Verse „mannes langer mangel daz ist des herzen angel“ Meleranz 689 mit kleiner Aenderung auf dem Becher der Margaretha Maultasch in der Ambraser Sammlung stehen.

Recensionen. Car. Müllenhoff: de carmine Wessofontano, rec. von Karl Bartsch. — Das Rolandslied, aus dem Altfranz. übersetzt von Dr. Wilh. Hertz; Roland, poème héroique de Theroulde, trouvère du XI siècle, traduit en vers français par P. Jônain, rec. von Ad. Mussafia — Neues Handbuch für christliche Unterhaltung, herausgegeben von Dr. L. Lang, rec. von Zingerle.

Zu Hartmanns Ereç. Von W. Müller. Eine grosse Anzahl von Stellen wird im Anschluss an die Verbesserungen Fr. Pfeiffers verbessert

oder besprochen. Zu einigen hat der Herausgeber der Zeitschrift Bemerkungen gemacht. Der Wunsch, eine neue Ausgabe des Gedichts bald erscheinen zu sehen, wird dadurch nur immer mehr gerechtfertigt.

Ueber Christians von Troies und Hartmanns von Aue Erec und Enide. Von Karl Bartsch. Ungeachtet der altfranzösische Text schon seit einiger Zeit vorliegt, und die Ansichten der Gelehrten über das Verhältniss des Erec von Hartmann zu dem französischen Werke Christians schon von Holland (Chrestien von Troies S. 32 ff.) zusammengestellt sind, fehlt doch noch eine Vergleichung beider Gedichte bis ins Einzelne, um jenes Verhältniss genau bestimmen zu können. Bartsch stellt nun in einem über 40 Seiten langen Aufsatze Alles zusammen, was die Gedichte Aehnliches oder Gleiches bringen, bespricht das Verschiedene, giebt manch wichtigen Beitrag zur Erklärung einzelner Partieen dieser Romane und stellt schliesslich folgende Sätze als Ergebniss seiner Untersuchung auf. „Ehe wir daher, gegenüber der unverkennbaren Uebereinstimmung zwischen Christian und Hartmann im Grossen und Kleinen, in der Anlage des Ganzen, wie in der Ausführung des Einzelnen, uns der Ansicht anschliessen, es habe dem deutschen Bearbeiter ein anderer Erec vorgelegen, als das Gedicht Christians, scheint es unerlässlich, die französischen Handschriften sowohl in einzelnen Lesarten als im Ganzen zu vergleichen. Sie werden das Resultat, zu welchem unsere zergliedernde Vergleichung gelangt ist, nicht umstossen, vielmehr dazu beitragen, einen dem Hartmannschen im Einzelnen noch näherstehenden Text zu vermitteln. Eine ins Einzelne gehende Vergleichung der deutschen höfischen Dichtungen mit ihren französischen Originalen scheint für die richtige Würdigung beider Literaturen von grosser Wichtigkeit."

Zum Märchen vom Zaunkönig. Von K. Bartsch. Einige Zusätze zu den von Pfeiffer in der Germania VI, 80—106 besprochenen Bearbeitungen dieses Märchens.

Der Rhein und andere Flüsse in sprichwörtlichen Redensarten. Von J. V. Zingerle. Die meisten der beigebrachten Stellen sind aus mittelhochdeutschen Dichtern und geben meistens die Gränze an, z. B. von dem Rîne unz an den Roten, oder häufiger von der Elbe unz an den Rîn; von der Elbe unz an den Pfât. In anderer Weise werden die Flüsse oft angewendet, um das Unmögliche zu bezeichnen, z. B. sî möhten ê den Rîn | gekêren in den Pfât | ê ich mich iemer sîn | getrôste; iedoch verbrünne ê der Rîn; es brinnent elliu wazzer, ê diu liebe mînhalp verderbe. Noch andere vereinzelte sind den neuhochdeutschen ähnlich: „Das hiesse Wasser in den Rhein tragen; bis dahin läuft noch viel Wasser den Rhein hinunter; das ist ein Schlag ins Wasser."

Griechische und deutsche Sagen. Von Karl Schenkl. Ueber das Märchen vom Schlauraffenland; die Flunder; Frau Holle.

Zum Nibelungenliede. Von Ad. Holtzmann. Holtzmanns Recension der 4. Ausgabe des Lachmannschen Nibelungenliedes in den Heidelberger Jahrbüchern wird hier wegen der geringen Verbreitung der Heidelberger Jahrbücher und wegen der Wichtigkeit der Sache nochmals abgedruckt.

Der Recensent verbreitet sich ausführlich über eine Menge von Emendationen Lachmanns, die von dem Herausgeber der sogenannten 4. Ausgabe Lachmanns ohne Weiteres, ohne Bezeichnung als solcher, in den Text aufgenommen worden sind. Pfeiffer sagt darüber: „Nackter und greller tritt der Mangel an jedweder Pietät vor der Ueberlieferung, die Urtheilslosigkeit und Impotenz der Schule wohl nirgends zu Tage, als in diesem vierten Abdruck, dem Holtzmann in scharfer aber verdienter Weise sein Recht widerfahren lässt."

Holtzmann schliesst die sehr beachtenswerthe Recension mit folgenden Sätzen. „Einige der Besserungen Lachmanns sind ein wirklicher Gewinn;

die meisten haben nur den Zweck, begreiflich zu machen, dass A die Urschrift ist, aus der alle anderen geflossen sind, und den Text so zu gestalten, dass die Liedertheorie ihn brauchen kann. Dabei erlaubt sich Lachmann die willkürlichsten und gewaltsamsten Aenderungen. Zu merken ist jedoch, dass Lachmann selbst diese Vorschläge nicht in den Text aufgenommen hat; er giebt nicht selten zu verstehen, dass sie ihm nichts Weiteres sind, als sehr unsichere Vermuthungen. Erst der ungenannte Nachtreter, der diesen neuen Abdruck besorgte, wagte es, alle diese Conjecturen aufzunehmen, und somit nicht mehr einen überlieferten, sondern grossentheils willkürlich ersonnenen und für gewisse Zwecke in gewaltsamer Weise zurecht gemachten Text drucken zu lassen. Lachmann hätte dazu seine Erlaubniss schwerlich gegeben; und gewiss hätte er nicht gebilligt, dass auf dem Titel dieses Abdruckes steht „herausgegeben von Karl Lachmann" statt dass es heissen sollte: „nach der Ausgabe Lachmanns mit sclavisch treuer Ausführung aller vom Herausausgeber gemachten Veränderungsvorschläge für den Druck besorgt von **." —

Mitteldeutsch. Von Fr. Pfeiffer. Der Verfasser hat bekanntlich zuerst die Forderung geltend gemacht und zur Anerkennung gebracht, dass „die Sprache, welche vom oberdeutschen und niederdeutschen Sprachsystem gleich weit entfernt zwischen diesen beiden gleichsam in der Mitte steht und sie vermittelt" durch „mitteldeutsch" bezeichnet werde. Die anfangs wohl gehegte Befürchtung, dass durch diese Benennung eine schädliche Verwechslung mit mittelhochdeutsch entstehen möchte, hat sich als grundlos erwiesen, und das Verdienst des Verfassers um die genauere Begrenzung jener Mundarten wird bald allgemein anerkannt werden, sobald er die Forschungen über diesen Gegenstand, mit denen er seit einiger Zeit beschäftigt ist, und die nur durch die höchst verdienstlichen, unterdessen veröffentlichten Arbeiten *) des gelehrten Verfassers unterbrochen sind, bekannt gemacht haben wird. — Dass der Ausdruck mitteldeutsch nicht aus der Luft gegriffen, sondern dass dessen Bedeutung auch schon früher anerkannt worden ist, beweist eine Stelle in einer deutschen Uebersetzung der vier Evangelien, handschriftlich auf der Leipziger Universitätsbibliothek, aus dem Jahre 1343. Dieselbe ist bisher von Allen, die über sie berichtet haben, dem Matthias von Beheim zugeschrieben, während die Worte der Handschrift „dise dutinge des latines ist gemachit Matthie von Beheim dem clusenere zu Halle" nur besagen, dass die Uebersetzung dem Matthias von Beheim, d. h. für denselben, auf seinen Auftrag oder auf seine Kosten gemacht wurde.

Zu den Büchern Mosis. Von Joh. Lambel. Abdruck eines Linzer Bruchstücks des Gedichts, welches von Diemer aus der Vorauer Handschrift in seinen Gedichten des 11. und 12. Jahrhunderts S. 1—90 mitgetheilt ist.

Zu den deutschen Appellativnamen. Von R. Köhler. Einige Zusätze zu den geographischen wortspielartig gebrauchten Eigennamen in Wackernagels Abhandlung Germania V, 310 ff.

Zum Raparius. Von Ad. Mussafia Zusammenstellung der Varianten in Wolfs Abdruck (Germania VII, 1) und Mones Abdruck (Anzeiger 1839 S. 571) und in der Handschrift, aus der jene Abdrücke gegeben sind.

Althochdeutsche Glossen. Von K. Bartsch. Mittheilung einiger

*) Ich meine nicht bloss die Fortsetzung der deutschen Mystiker, sondern die beiden Abhandlungen „Ueber höfische Poesie" und „Ueber den Verfasser des Nibelungenliedes," die Herausgabe Konrad's von Megenberg und ganz neuerdings die der Predigten Berthold's.

Glossen aus einem in Paris 1852 gedruckten Buche: Spicilegium Solesmense complectens sanctorum patrum scriptorumque ecclesiasticorum anecdota hactenus opera curante Domno J. B. Pitra.

Was minne sei. Von Zingerle. Zu der bekannten Stelle in Wolframs Titurel Str. 64 theilt Zingerle eine Stelle mit aus Kellers altd. Erzählungen, S. 465, 33.

Recensionen. George Dasent: The story of Burnt Njal, or life in Iceland etc.; Islenzkar, þjótsögur og aefintyri. Safnathefir Fón Arnason, recensirt von Konrad Maurer. — Homeyer: Des Sachsenspiegels erster Theil, recensirt von H. Siegel.

Hoffmann von Fallersleben. Die deutschen Gesellschaftslieder des XVI. und XVII. Jahrhunderts, recensirt von J. Mar. Wagner. — A. Huber: Die Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden; K. Enslin: Frankfurter Sagenbuch; Körte: Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutsohen, recensirt von Zingerle.

Die Partikel â. Von Zingerle. Nach Mittheilung einer Stelle Grimm's (Gr. III, 290) werden die vom Verfasser gesammelten Beispiele in einer bestimmten Reihenfolge (nach den Wortclassen geordnet) aufgeführt, sodann wird noch eine Uebersicht über das Vorkommen dieser sprachlichen Erscheinung im Allgemeinen beigefügt.

Kleinere Mittheilungen. Von K. Bartsch. I. Ein althochdeutsches Bruchstück, schon im Mones Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1855, p. 80, und vorher im Jahrbuch der Berliner deutschen Gesellschaft X, 185, später bei Diemer in der Schöpfung 102, 1—10 abgedruckt, erscheint hier in etwas besserer Schreibung wiederholt.

II. Sante Margareten marter. Vergleichung dieses Gedichts mit einem Gedichte, welches O. Schade unter dem Titel Margareten passie (Geistliche Gedichte des 14. und 15. Jahrhunderts) herausgegeben hat. Es geht daraus hervor, dass beide unverkennbare Uebereinstimmung haben.

III. Zur Gudrun. Verbesserung einiger Stellen nach Gärtners vorgenommener Vergleichung der Gudrunhandschrift mit Hagens Druck (Germania 4, 106—108).

IV. Zum jüngeren Titurel. „Gewöhnlich nimmt man jetzt an, dass der Dichter des jüngeren Titurel keine weiteren Quellen, als Wolfram's Werke benutzt habe und dass seine Dichtung lediglich auf die zwei Gedichte Wolfram's und die eigene, unklar ausmalende Erfindungkraft sich stütze.“ (S. Wackernagel Lit. 195). Dies ist jedoch zu bezweifeln und für manche Partien werden sich wohl besondere Quellen nachweisen lassen. Wenigstens liegt für die Schilderung des Priesters Johannes und die Wunder seines Landes (6031—6160) eine Quelle vor in dem bekannten Briefe vom Priester Johann, der bald an den byzantinischen Kaiser Manuel, bald an andere Herrscher gerichtet erscheint.

V. Zum Lohengrin. Hinweis auf die noch nicht benutzte Handschrift des Gedichts in der Piaristenbibliothek zu Wien und die in der Münchener Bibliothek.

VI. Zur geistlichen Dichtung. Ergänzungen zu den als Anhang zur Erlösung gedruckten geistlichen Dichtungen vom 12. bis 15. Jahrhundert.

Zu Karajans Sprachdenkmalen des 12. Jahrhunderts. Verbesserungsvorschläge zu denselben von K. Bartsch.

Das niederdeutsche Hildebrandslied. Von K. Bartsch. — Das aus dem Hochdeutschen übersetzte niederdeutsche Hildebrandslied hat manches Eigenthümliche, wodurch die Mittheilung desselben gerechtfertigt erscheint. Ueber seine Entstehungszeit und Verfasser ist bis jetzt nichts bekannt.

Zu Wolfram von Eschenbach. Von Fedor Bech. Erklärungs- und Verbesserungsversuche einer bedeutenden Anzahl von Stellen.

Zum Eulenspiegel. Von Reinh. Bechstein. Zusätzliche Bemerkungen zu einem Aufsatze Köhlers im Weimarschen Jahrbuche (V, 479) über sämmtliche Historien vom Eulenspiegel.

Zu Wernhers Marienleben. Augsburger Bruchstücke. Herausgegeben von Benedict Greiff. — Nach Besprechung der bisherigen Bearbeitungen und deren Herausgabe wird über Handschrift und Text ausführlich gehandelt und dann der letztere selbst mitgetheilt.

Drei Predigten aus dem 13. Jahrhundert. Nach einer aus der aufgehobenen Benedictiner-Frauen-Abtei Hermetschwil im Canton Argau stammenden Handschrift von Fr. Pfeiffer mitgetheilt. Eigenthümlichkeiten in Wörtern und Formen, die sich in den anderen Stücken der Handschrift finden, hat Herr Pfeiffer in einem Glossar zusammengestellt, um sie dem in Aussicht gestellten Supplementband zum mittelhochdeutschen Wörterbuche zu Gute kommen zu lassen.

Adams Erschaffung aus acht Theilen. Von R. Köhler. Nachträge zu J. Grimm's Mythologie p. 531, II. Ausg. aus angelsächsischen und provenzalischen, irischen und anderen Schriften.

Ueber Johannes Rothe. Von Fedor Bech. Im Anschluss an die früheren Untersuchungen über das Gedicht des ratis zucht werden aus einer Berliner Handschrift Varianten und Abschnitte, welche diese allein enthält, mitgetheilt nebst Anmerkungen und Nachtrag über Hexameter in Rothes Gedicht und in dem von Wöber jüngst herausgegebenen Gedicht von der Minne Regel.

Recensionen.

Schneider: Systematische und geschichtliche Darstellung der deutschen Verskunst von ihrem Ursprunge bis auf die neueste Zeit; recensirt von K. Bartsch.

Neumann. Reisen des Joh. Schiltberger aus München in Europa, Asia und Africa von 1394—1421; recensirt von R. Köhler.

Grohmann: Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen; — Rochholz: Naturmythen. Neue Schweizersagen; Lütolf: Sagen, Bräuche, Legenden aus den fünf Orten Lucern, Uri, Schwiz, Unterwalden und Zug; — Vonbun: Beiträge zur deutschen Mythologie; recensirt von Zingerle.

Berlin. Dr. Sachse.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Organ des Germanischen Museums zu Nürnberg. Neue Folge 9. Jahrgang Nro. 5—8. Nürnberg, 1862.

Zur Geschichte des Klosters Rohr. Von Archivar Herschel zu Dresden. Inhaltsangabe der ersten 38 in die mittleren Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts fallenden Urkunden des vormaligen Augustinerklosters Rohr unweit Abensberg in Bayern und Nachweis der in denselben vorkommenden Personen und Orte.

Zur Biographie des Marquard Freher. Im Museum zu Nürnberg befindet sich das Doctordiplom des berühmten Gelehrten vom 17. Februar 1563, auf welches derselbe eigenhändige Notizen aus seinem Leben geschrieben hat. Diese werden hier vollständig mitgetheilt.

Ein Wassersegen aus dem 15. Jahrhundert. Mitgetheilt von Dr. Fridegar Mone in Carlsruhe.

Zur Kunde der Haus- und Zimmereinrichtung des 16. und

17. Jahrhunderts. Mittheilung eines Grundrisses von einem Stockwerk des ehemaligen Deutschen Hauses zu Nürnberg aus dem Jahre 1625.

Ueber Cisterzienser Siegel. Von Dr. Euler zu Frankfurt a. M. Die Gleichheit des Siegels bei verschiedenen Stiftern von Cisterzienserklöstern führt auf die Vermuthung, dass alle Cisterzienserklöster ein gemeinschaftliches Siegel hatten, obwohl Ursprung und Bedeutung desselben unbekannt sind.

Beiträge zur Geschichte des Kriegswesens. Mitgetheilt von Baader in Nürnberg. Notizen aus dem 14. und 15. Jahrhundert aus Stadtbüchern und Rechnungen von Nürnberg im königl. Archive daselbst.

Ueber einen allgemein verbreiteten Irrthum in Bezug auf die Genealogie der heil. Ida. Von Oberlehrer Dr. Bender in Braunsberg. Das Resultat einer ziemlich ausführlichen Untersuchung ist schliesslich dieses, dass zur Erforschung der Abstammung und der Verwandtschaftsverhältnisse der heil. Ida ein anderer als der bisherige Weg eingeschlagen werden muss.

Mittheilungen aus und über Klosterneuburger Handschriften. Von Jos. M. Wagner in Wien. Fortsetzung der im Anzeiger für 1861 S. 309 begonnenen Mittheilungen.

Spottgedichte auf den Köllner Rath. Mitgetheilt von Dr. C. Crecelius in Elberfeld aus einer Handschrift des 17. Jahrhunderts in Büdingen.

Zur Geschichte der Kunstliebhaberei. Abbildung und Besprechung derselben.

Anton Herwart von Augsburg in Nürnberg. Von Dr. Lochner. Zusammenstellung der Notizen über das Leben dieses durch seine Thätigkeit und seine Stiftungen bedeutenden Mannes der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Der Bildhauer Desiderius Beychel. Von Fridegar Mone in Carlsruhe. Berichtigung eines Artikels über das Leben dieses berühmten Bildhauers aus dem 15. Jahrhundert in Nro. 12 des Anzeigers vom Jahre 1856.

Segens- und Beschwörungsformeln. Von Jos. M. Wagner. Aus der Wiener Handschrift Nro. 2817 werden einige der interessanteren mitgetheilt.

Deutsche Inschriften auf Münzen des Mittelalters. Von H. Dannenberg, Stadtrichter in Berlin. Relation über Inschriften auf Münzen der Europäischen Völker im Mittelalter.

Ueber den Marienaltar in der Herrgotts-Kirche bei Creglingen. Von Dr. Bz. Abbildung von zwei Köpfen und Hinweisung auf zwei Abhandlungen über den Altar.

Hermann Heim. Von Archivar Herschel in Dresden. Biographisches über den Doctor der Medicin, in den Jahren 1460 und 1472 Rector der Wiener Hochschule.

Ueber die Kürzungen des Namens Dorothea. Von Kreisgerichtsdirector Geh. Justizrath Odebrecht zu Berlin. Nachweis, dass der Namen „Orthey“ durch Aphäresis von Dorothea entstanden, und Anführung einiger anderer Verkürzungen, z. B. Dürt, Dooer, Dorra, Horta, Orta, Worta, Horteja, Ortige u. a. m.

Ein new Liedt von der Belagerung der Stat Schweinfurt. Gedicht in 27 sechszeiligen Strophen, mitgetheilt von Dr. Crecelius in Elberfeld.

Miniaturarbeiten in Wachs aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. In dem Besitz des Museums sind seit Kurzem 6 Medaillons, welche beweisen, dass schon im 2. Viertel des 16. Jahrhunderts Wachsarbeiten mit grosser Meisterschaft angefertigt wurden. Eins derselben wird abschriftlich mitgetheilt.

Zoologische Abbildungen aus dem 16. Jahrhundert. Von E. Weller in Zürich. Angabe von 14 verschiedenen Mittheilungen der Art, nebst Angabe des Druckorts.

Die Beilagen enthalten ausser dem Verzeichnisse des Zuwachses der Bibliothek und der Kunstschätze des Museums eine grosse Menge von Notizen aller Art, unter anderen auch Berichte über die Generalversammlung dieses Jahrs zu Nürnberg und über die verschiedenen hist. Vereine in und ausser Deutschland.

Berlin. Dr. Sachse.

Literaturbilder. Darstellungen deutscher Literatur aus den Werken der vorzüglichsten Literarhistoriker. Zur Belebung des Unterrichts und zur Privatlectüre, herausgegeben von J. L. Schäfer. 2 Theile. (Mit dem Bildnisse Lessing's nach May). Leipzig, Brandstetter. 1861.

Um dem Jugendunterrichte zu Hülfe zu kommen, hat der Verfasser diese Literaturbilder zusammengestellt. Die Uebersicht nämlich, so sagt er, über den historischen Entwicklungsprocess unserer Nationalliteratur geht leicht verloren, wenn der Lehrer, um das Gemüth tiefer zu ergreifen, eine hervorragende Individualität, ein Epoche machendes Werk zum Gegenstande der besonderen Betrachtung macht. Dem zusammenhängenden Unterrichte sollen die Literaturbilder, welche in schöner Form die prägnanten Werke und Momente unserer Literatur sowie die ästhetische Behandlungsweise ihrer Geschichte darstellen, zur Seite gehen. So wird ein lebensvolleres Gesammtgemälde der Literatur vor die Seele geführt, als es der mündliche Unterricht vermag; denn dieser ist stets einseitig, jene Bilder dagegen führen uns in den verschiedenen Verfassern auch verschiedene Gesichtskreise vor und erweitern so den geistigen Horizont des Lesers. Scheinbar ist, indem aus den verschiedensten Literarhistorikern ausgewählt wird, die ästhetische Würdigung unserer Literatur eine unregelmässige; indess jeder Literarhistoriker hat in seinen Werken doch besondere Glanzpunkte, und wenn nun die Abschnitte ausgewählt werden, in denen sich eine recht warme Theilnahme des Autors für seinen Gegenstand ausspricht, so wird die Ungleichmässigkeit doch wieder ausgeglichen.

Gewiss wer möchte daran zweifeln, dass das richtige Grundsätze sind? Wer wird es in ähnlicher Weise unpassend finden, dass in den speciell historischen Lectionen bei Beendigung dieses oder jenes Abschnitts, nachdem der Schüler eine Fülle von Einzelheiten kennen gelernt hat, er auch gewöhnt werde den eigentlich bewegenden Gedanken des Zeitraums kennen zu lernen, damit er über den Einzelheiten den Gesammtüberblick nicht verliere. Es wird ja vorausgesetzt, dass, so wenig hier der Schüler Philosophie der Geschichte zu schmecken bekommen soll, er dort durch die Aperçüs der Hauptsache, der Lectüre und der Besprechung entfremdet werde. Wer wird, um etwas Einzelnes herauszuheben und zwar gleich das Beste, wenn er die Nibelungenlieder ganz oder partienweise durchgemacht hat, nicht Vilmars schönstes Werk, die Reproduction des Nibelungenliedes sich und den Schülern vorführen? Also wenn an dem Grundsatz nicht gerüttelt werden mag, so erhebt sich nur die Frage: was ausgewählt werden soll?

Es liess sich von vornherein erwarten, dass der nicht bloss belesene, sondern auch geschmackvolle Literarhistoriker auch in dieser Beziehung unsere Erwartungen nicht unbefriedigt lassen werde. Das ganze Werk zer-

fällt in zwei Theile; Klopstock ist der Scheidepunkt. Der erste Theil theilt sich in drei Abtheilungen: bis zum Reformation, — das 16. und 17. Jahrhundert, — das 18. Jahrhundert erste Hälfte; der zweite Theil behandelt in der ersten Abtheilung: Klopstock, Wieland, Lessing, Winckelmann, Hamann; die zweite lässt die ganze neueste Zeit, auch die Romantiker unberücksichtigt, behandelt nur Herder, die Göttinger, Göthe, Schiller, diesen aber absichtlich bei der allgemeineren Verbreitung der über ihn handelnden Schriften (da hätte sich aber wohl dasselbe über Göthe sagen lassen), kurz, und schliesst mit einem Ueberblick über Jean Paul's Leben von Julian Schmidt.

Die Eintheilung ist zweckmässig, und der Ausschluss der neuesten Zeiterscheinungen hat viel für sich. Der Verfasser hat seine Quellen genannt, es sind die bekannten Werke, welche grösstentheils wohl sich in jedes Lehrers Händen befinden. Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn der Verfasser auch mehr Einzelschriften, als er gethan hat, berücksichtigt hätte; manche sind gerade für die Schule berechnet und vortrefflich. Bei der Auswahl ist er aber über die vermutheten Grenzen darin hinausgegangen, dass er auch Charakteristiken einzelner Werke, z. B. der Emilia Galotti, der Iphigenie, des Tasso gegeben hat, und gerade bei dieser Partie ist die Wahl nicht immer glücklich gewesen, wie z. B. die Behandlung der Göthe'schen Iphigenie von W. E. Weber eine herzlich schwache ist. Wenn also das Buch eine zweite Auflage erleben sollte, möchten wir den Verfasser auf grössere Strenge in der Auswahl aufmerksam machen. In der Besprechung des 17. Jahrhunderts ist der Verfasser zu ausführlich gewesen; die Auslassungen über die Autoren jener Zeit haben zu sehr den Charakter akademischer Vorlesungen, als dass sie für die Schule geeignet scheinen. Auch die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts darf in dieser Ausführlichkeit den Schülern nicht vorgestellt werden, wenn nicht die Zeit für das Beste zu sehr verkürzt werden soll. In ähnlicher Weise müssten wir auch beim zweiten Theile vielfach mäkeln, wir würden gleich bei dem zweiten Stück: „Klopstock in Zürich und sein Verhältniss zu Bodmer,“ 14 enggedruckte Grossoctav- (fast Lexicon-) Formatseiten, von Paldamus — fragen: wozu das? — weiter bei: Wieland's Agathon von Löbell uns mit?? begnügen u. s. w., — wenn uns nicht noch zu rechter Zeit einfiele: dass Herr S. seinem Buche den Titel gegeben hat: zur Belebung des Unterrichts und — zur Privatlectüre. Und da kommen wir denn zu dem Resultat, dass zur Privatlectüre Vieles und Mannigfaches angenehm ist, dass aber der Schulzweck manches anders gewünscht, manches weglassen, manches zusetzen möchte, und kommen zu dem Wunsche, dass bei der zweiten Auflage der *πολύτροπος φιλολόγος* ausschliesslich die Interessen der Schule im Auge haben möge.

Hölscher.

Göthe in den Jahren 1771 bis 1775. Von Bernhard Rudolf Abeken. Hannover, C. Rümpler. 1861.

Ueber die bezeichneten Jahre in Göthe's Leben sind die Biographen mehr oder minder ausführlich. Die vorliegende Schrift von dem bekannten Verfasser, der dem Dichter einst selbst nahe gestanden, hat einen Vorzug, den nämlich, dass überall die warme Liebe zum Dichter und zum Menschen, eine innige Begeisterung sich ausspricht. Dieser Vorzug wird ihr manches Leser verschaffen. Der Kritiker hat dann über sie das Urtheil zu fällen, dass sie zunächst an Göthe's Autobiographie sich anschliesst, aber auch die anderen Quellen, namentlich den reichen Briefwechsel jener Jahre verständig

benutzt und mit den fleissigen Forschungen Düntzer's wohl vertraut ist. Sie beschränkt sich aber nicht auf eine Zusammenstellung und Ordnung des Stoffes, sondern schweift auch gern auf Göthe's spätere Entwicklung, Göthe'sche An- und Aussichten aus späterer Zeit ab, und macht so im Allgemeinen den Eindruck eines liebevollen, gemüthlichen, behaglichen, aber oft breiten Geplauders. Der Verfasser bietet nichts wesentliches Neues, aber es ist ihm gelungen, den Dichter, den sich entwickelnden nicht bloss, sondern auch den Menschen zu schildern, und uns für sein Urtheil zu gewinnen, dass, so wie hier gesagt ist, damals Alle über Göthe dachten als den ausgezeichnetsten, liebenswürdigsten Menschen.

Zunächst ist es die Zeit der Vorbereitung, die wir kennen lernen. Mit unendlich reichen Erfahrungen ausgestattet, besonders durch Herder von einer neuen Seite angeregt, kehrte Göthe von Strassburg nach Frankfurt zurück. Wieder treten wir in's elterliche Haus ein. Der Verfasser findet Gelegenheit, den wohlthätigen Einfluss desselben auseinanderzusetzen, des Vaters, der Mutter, der Reichsstadt im Grossen und Ganzen, den kirchlichen Sinn der Familie zu schildern. Auch die Zeitverhältnisse wirkten auf den jungen Mann ein, sie weckten sein Selbstgefühl, Selbstvertrauen, seine Freimüthigkeit. Die Geschäfte nehmen ihn nicht zu sehr in Anspruch, die juristische Praxis war gering. Mehr bewegte er sich unter einigen Freunden, wie Riese, den beiden Schlosser, Horn, Crespel, besonders aber in dem Darmstädter Kreise, in dem Merck hervorstrahlt. Dabei aber blieben ihm seine poetischen Beschäftigungen lieb, der Götz wurde weiter gedichtet, das Volkslied weiter studirt; die Lieder enthalten meist Nachklänge der Sesenheimer Tage. Mit Herder war ein lebhafter Briefwechsel unterhalten, er hat, jüngst uns bekannt gemacht, das deutlichste Bild jener Zeit geboten.

Das Jahr 1772 führt uns nach Darmstadt und Wetzlar. Göthe arbeitete fleissig an den Frankfurter gelehrten Anzeigen; die Recensionen sind voll Kraft und Gemüth, so besonders die über Sulzer's Theorie der schönen Künste. Wir lernen aus ihnen auch seine religiösen Ansichten kennen, sie sind gleich fern von flachem Rationalismus wie von der kalten Zeitorthodoxie. Die vielfachen Wanderungen nach Darmstadt sind uns besonders durch den Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut bekannt geworden. Es folgt die Uebersiedelung nach Wetzlar. Wie lässt sich jene schmerzlichselige Zeit besser schildern als es im Werther und im Göthe-Kestner'schen Briefwechsel geschehen ist? Gewiss war Göthe tief von Leidenschaft ergriffen, unmöglich hätte er sonst ein solches Herzensbild malen können. Göthe musste aus Wetzlar vor seinen Träumen fliehen. Mit Merck kam er in Bad Ems zusammen, es war ein sinniges Zusammenleben. Als er nach Frankfurt zurückgekehrt war, lebte er ein frisches Leben mit der jungen Welt, aber blieb auch ernsten Beschäftigungen nicht entzogen. Das schönste literarische Denkmal der ersten Zeit ist sein Briefwechsel mit Kestner. Auch mit Gotter in Wetzlar blieb er in Verbindung und besonders mit dem stoischen Philosophen Graf Kielmansegge, ihm schickte er die schöne Schrift über den Strassburger Münster. Tief schmerzlich schnitt in dieser Zeit in des Dichters Herz die vorbereitete Trennung von der geliebten Schwester ein.

Im Anfang 1773 sehen wir den Dichter wieder ganz in den Götz vertieft. Das führte zu unaufhörlichem Verkehr mit Merck. Auch mit dem deutschen Hause in Wetzlar dauerte die lebhafte Verbindung fort. Endlich im Sommer erschien zu Deutschlands Entzücken der Götz, es beginnt die Sturm- und Drangperiode. Unsäglich tief ist der Eindruck gewesen, den der Götz gemacht hat. Dieselbe Macht der Empfindung, welche ihn durchströmt, zittert nach in dem Gedicht „des Wanderers Sturmlied.“ Bald darauf wurde die Bekanntschaft mit Betti Jacobi gemacht, wodurch die Freundschaft mit Fritz Jacobi angebahnt wurde. Dazwischen dauerte der trauliche Briefwechsel mit Kestner fort. Im November vermählte sich Cornelia Göthe. An ihre Stelle trat Merck, sein Besuch, obschon von Göthe in Wahrheit

und Dichtung nicht genug gewürdigt, war für Göthe's Zukunft höchst bedeutungsvoll. Die juristische Praxis wurde nur dem Vater zu Liebe getrieben. Dagegen entstand nun der Werther und erschien 1774. Von ihm gilt das Wort im westöstlichen Divan:

Die Fluth der Leidenschaft, sie stürmt vergebens
An's unbezwungne feste Land.
Sie wirft poetische Perlen an den Strand;
Und das ist schon Gewinn des Lebens.

Der Werther war im Februar oder März 1774 ganz vollendet. Gleich nachher folgte die Burleske: Göthe, Helden und Wieland. Im August erschien Clavigo, vor dem Werther. Trotz dieser Studien führte Göthe doch immer ein frohes Leben in der Gegenwart; das Leben bildete ihn. Das Bedeutendste aber, was dieser Sommer brachte, war die persönliche Bekanntschaft mit Lavater und Jacobi, die man wieder nicht schöner schildern kann als es Göthe selbst gethan hat. Mit Lavater und Basedow ging es von Ems aus den Rhein hinab, das Weltkind zwischen den Propheten, zu Jacobi. Welch ein reiches Jahr! Was Werther der Welt geworden ist, wer weiss es nicht? Wo gäbe es Schöneres als die herzlichen Briefe an Albert und Lotte? Und in diesen Gemüthsergiessungen die Beschäftigung mit den höchsten Problemen; dahin gehören Mahomet, der Ewige Jude, Prometheus, Faust, auch das Gedicht: Schwager Kronos. — An das Ende des Jahres fällt die Bekanntschaft mit Herzog Carl August, zugleich auch die Liebe zu Lili Schönemann, deren Gluth uns besonders in den Briefen an die Gräfin Auguste Stolberg und Lavater entgegentritt. Trotz der tiefen innern Erregung liess er doch in seinen Arbeiten nicht nach. Errin und Elwira, Stella, Claudina von Villa Bella gehören hierher, von welchem letzteren Stücke es eine nicht üble Vermuthung Abekens ist, dass im Crugantino ein gut Theil von Göthe stecke, wie auch im Pedro der Nachklang der Wertherperiode. Das Verhältniss zu Lili war schon erschüttert, als er die Schweizerreise antrat. Sie wirkte segensreich auf ihn. Dass er dann das Verhältniss zu Lili ganz abbrach (vergl. die Briefe an die Gräfin Stolberg), kann mit Recht auch Abeken nicht entschuldigen; Göthe nannte es ja noch nach 25 Jahren seine einzige Liebe. Das Leben in Frankfurt war unruhig genug. Es folgten viele Besuche, von Stilling, Bahrdt, Salis, Sulzer, Zimmermann. Dazwischen arbeitete er rüstig am Faust fort. — Hier bricht Abeken ab. Wir treten in eine neue Periode in Göthe's Leben hinein.

Hölscher.

Dr. Johann Jacoby, Lessing der Philosoph. Berlin, 1863.

Herr Boden sagt: „Lessing war nicht Philosoph, aber in hohem Grade philosophischer Kopf." Uns scheint es eben so, und das Thema der Schrift nicht sehr glücklich gewählt. Der Verfasser nennt Lessing einen Popularphilosophen in dem Sinne, dass er philosophische Ideen durch eine Allen verständliche Sprache zum Gemeingut der Nation zu machen strebte, — (wo hat Lessing das gethan?) einen Volksphilosophen wie kein zweiter in Deutschland. In den Compendien der Philosophie, in dem goldenen Buche des Facultätsadels — (das klingt an Schopenhauer an) — freilich suche man den Namen Lessings vergebens. Dies Geschick theile er mit Goethe, Schiller, den beiden Humboldt's und anderen Denkern, die keine Weltsystemmacher gewesen. Wir freilich fragen: was in aller Welt haben diese sonst sehr verdienstlichen Männer dort zu suchen? — Die kleine Schrift von 64 Seiten

enthält eine Darstellung des Systems von Leibnitz, Spinoza, so wie einen Abdruck des berühmten Gesprächs Lessing's mit Jacobi über Spinoza. Das sieht etwas dilettantisch aus. Wegen einiger Aeusserungen in den „Gedanken über die Herrnhuter" wird Lessing als Vorläufer Kant's bezeichnet, während sie doch nur einige damals sehr geläufige Gedanken über die geringe Bedeutung metaphysischer Grübeleien und den Werth praktischer Weltweisheit enthalten. Lessing hat in der That Philosophen gelesen, wie Vieles andere auch, und auch im Spinozismus eine nicht üble Hypothese gesehen. Nur auf dem Gebiete der Religionsphilosophie und der Aesthetik, — von Beidem ist in dem Buche nicht die Rede, — hat er eigenthümliche und weiterwirkende Gedanken geäussert. Dass Spinoza durch Lessing's Anerkennung allgemeiner bekannt geworden, kann man doch nicht ihm zum Verdienste anrechnen, da er diese Anerkennung nie öffentlich ausgesprochen hat. Ueber Lessing's „Philosophie" enthält die Schrift naturgemäss wenig, dagegen einiges Dankenswerthe über sein Studium anderer Philosophen.

Ludwig Eckardt, Fichte, ein Vorbild des deutschen Volkes. Karlsruhe, 1862.

Dieser in Karlsruhe „auf dem freiesten Stück deutscher Erde" zur Fichtefeier gehaltene Vortrag reiht sich in Gedanken und Form ebenbürtig an die reiche bei derselben Gelegenheit entstandene Literatur über Fichte an. Als Quelle hat auch hier wesentlich nur die Biographie vom jüngeren Fichte gedient. Es ist nicht hier der Ort, nachzuweisen, in welchen Punkten das vom Verfasser entworfene Bild von Fichte's Persönlichkeit verzeichnet ist. Versöhnt, geeinigt in Fichte's Geiste soll das ganze Volk ein einziger grosser Nationalverein sein! „Dass Fichte einige Jahre ganz der Philosophie lebt," soll sich aus seiner „Missstimmung über seine den grossen Augenblick verschlafenden Zeitgenossen" erklären. Wie Hagen hält der Verfasser den Redner Fichte für den wahren Grundzug des Mannes. Uebrigens wüssten wir nicht, dass Fichte jemals „fast vergessen" gewesen. Die rhetorische Form ist wohlgelungen, einige Ausdrücke möchten indess doch zu stark sein. „Deutschland konnte zusammenbrechen, er — Fichte — nicht!". Jedes ethische Ziel, das sich ein Schriftsteller setzt, mit dem Worte „Tendenz" zu bezeichnen, so dass Spinoza, Kant, Fichte Tendenzphilosophen werden, ist ein Missbrauch des Wortes. — S. 34 Z. 32 v. o. „seine Nation" statt „seinen Nacken," ist wohl Druckfehler.

Boden, Lessing und Goeze. Ein Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts etc. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter, 1862.

Der Process Lessing-Goeze ist, wenn irgend einer, eine längst endgültig entschiedene Sache, — so wenigstens scheint es. Mit- und Nachwelt haben ihr Verdict gegen Goeze mit einer merkwürdigen Einstimmigkeit gesprochen. Lessing gegenüber, der als geistige Grösse ersten Ranges, als classischer Schriftsteller unserer Nation, als Miturheber vieler unserer wichtigsten Ueberzeugungen von Allen anerkannt ist, hat ein Gegner wie Goeze den aller-

schwersten Stand. Goeze's Ueberzeugungen, einst die herrschenden im lutherischen Deutschland, sind immer mehr die einer Secte geworden; ein Mann, wie er, dessen Sache so offenbar ein überwundener Standpunkt zu sein scheint, kann heute kaum noch eine Partei haben. Und so lebt er in der Literaturgeschichte fort mit einer keineswegs beneidenswerthen Unsterblichkeit, in der traurigen Gesellschaft eines Klotz, eine Erinnerung, so scheint es, an das ein für alle Mal Gerichtete, welches die Grössen unserer Literatur noch bekämpfen mussten, um ihrem eigenen idealen Wirken den Weg zu bahnen.

Um so edelmüthiger möchte der in neuerer Zeit öfter wiederholte Versuch erscheinen, der ganz einstimmigen Meinung von Kennern und Laien zum Trotz dem Andenken Goeze's wieder aufzuhelfen, dem allgemeinen Urtheil Ungerechtigkeit nachzuweisen und dasselbe durch Darlegung der Thatsachen zu berichtigen. Der umfassendste Versuch dieser Art ist Roepe's „Johann Melchior Goeze, eine Rettung." (Hamburg, 1860). Roepe gesteht willig ein, dass die Glaubensgemeinschaft mit Goeze ihm die „Rettung" desselben zur Herzenssache gemacht habe. Er bemüht sich nachzuweisen, dass Goeze ein durchaus ehrlicher, keineswegs ungelehrter oder geistloser Mann gewesen und für eine gute Sache, als sie ihm gefährdet schien, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln treulich gekämpft habe, dass dagegen Lessing die Herausgabe der Fragmente eines Ungenannten, die Veranlassung des Streites, aus Geldnoth unternommen, in den Streit mit einem früher befreundeten und werthgeschätzten Manne sich eingelassen habe, um Zerstreuung und Betäubung zu suchen, dass das eigentlich sachliche Interesse ihm abgegangen sei, er daher auch den Streit mit leidenschaftlicher Heftigkeit, in einem schnöden, höhnenden Tone geführt, viele Wahrheiten, die er früher selbst erkannt und bekannt habe, verläugnet, die Aufklärer, die er sonst verachtet, auf einmal vertheidigt und Instanzen angewendet habe, die er erweislicherweise nicht geglaubt. Die Widerlegungsgründe seiner Gegner habe Lessing übergangen, absichtlich um Worte gestritten; auf den Kernpunkt der Sache sei er absichtlich nicht eingegangen; sein Bemühen, den Gegner in eine falsche Position zu verlocken und lächerlich zu machen, kurz die Anwendung aller möglichen Massregeln wohlüberlegter Taktik sei ihm nur zu sehr gelungen. Gegen diese Behauptungen Roepe's vorzüglich ist die vorliegende Schrift gerichtet, die einerseits von Goeze's ganzem Wesen und insbesondere seiner Kampfesweise ein wahrheitsgetreues Bild entwerfen, andererseits die gegen Lessing's Charakter vorgebrachten Verdächtigungen als nichtig und unhaltbar zurückweisen will.

Das hier in Frage kommende literarhistorische Ereigniss ist nach allen Seiten hin wichtig genug, um eine Darstellung in einer Monographie zu rechtfertigen, theils als eine bedeutsame Episode in dem Leben eines unserer grössten Dichter und Denker und als unzweifelhafter Ausgangspunkt für die Entstehung eines der herrlichsten Werke unserer poetischen Literatur; theils als ein merkwürdiges Symptom der in der Theologie jenes Zeitalters herrschenden Stimmungen und Motive und ein Ereigniss von grossem Einfluss auf die populären Meinungen. Herr Roepe hat sich die Möglichkeit einer rein objectiven Darstellung des Gegenstandes durch seine apologetische Tendenz unmöglich gemacht. Wir hätten gewünscht, dass Herr Boden in dieser rein sachlichen Darstellung seiner Aufgabe gesucht hätte. Aber sein Buch ist im Wesentlichen eine sehr ausführliche Kritik des Roepe'schen und bekommt dadurch einen durchaus polemischen und in Bezug auf Lessing apologetischen Charakter. Dadurch ist nun auch die Lesbarkeit und das allgemeine Interesse des Buches beeinträchtigt, das sonst durch die Sorgfalt und Genauigkeit in der Untersuchung und Darlegung der Thatsachen sehr verdienstlich ist und namentlich vor dem Roepe'schen Buche den Vorzug weit grösserer Unbefangenheit und weit erschöpfenderer Kenntniss des Thatsächlichen voraus hat.

Herr Boden ist ein Mann von gemässigtem und besonnenem Urtheil. Wir haben insbesondere seine Zurückweisung der „demokratischen“ und „populären“ Manier in der Stahr'schen Biographie Lessing's mit Dank zu nennen. Gleichwohl hat er sich durch die Absicht, Roepe zu bekämpfen, in einigen Punkten zu weit fortreissen lassen. Er spricht von dem „heuchlerischen Zwecke“ der Schrift dieses seines Vorgängers, nennt dessen Verfahren bei Gelegenheit bubenmässig, erbärmlich, schülerhaft und redet von „Insinuationen, die nicht einmal auf Roepe's eigenem Miste gewachsen“ seien. Das ist kaum zu entschuldigen auch in der heftigsten Polemik. Wohl möglich, dass Voreingenommenheit Herrn Roepe's Urtheil über Goeze in günstigem, über Lessing in ungünstigem Sinne beeinflusst hat und dass seine Auffassung und Darlegung der Thatsachen dadurch wesentlich beeinträchtigt worden ist. Aber gewiss ist es, das man das nicht dem Gegner in's Gewissen schieben darf, besonders da es allgemeines menschliches Schicksal ist, dem Herr Boden selbst mitunter zu unterliegen scheint. Sein Fleiss und seine Genauigkeit hat das reichhaltigste Material zusammengetragen, aus dem es möglich ist, sich ein begründetes Urtheil zu bilden. Aber das Urtheil des Herrn Boden in allen Stücken zu unterschreiben wird man nur dann im Stande sein, wenn man im Voraus die Neigung hat, Lessing in aller Weise für gerechtfertigt zu halten.

Die Streitfrage liegt, was Goeze betrifft, sehr einfach, und die Antwort ist hier leicht, von Herrn Boden wesentlich erleichtert durch die sorgfältigen Auszüge, die er aus Goeze'schen Streitschriften giebt. Man wird keinerlei Grund finden, Goeze der Unaufrichtigkeit und Heuchelei anzuklagen. Der Mann hat offenbar das vertheidigen gewollt, was ihm die gute Sache schien. Er hatte einen sichern, festen Grund seiner Ueberzeugungen und wusste, an wen er glaubte. Nicht einmal persönliche Gereiztheit, etwa durch bibliothekarische Ungefälligkeit Lessing's, wird sich trotz Herrn Boden mit einigem Grunde als ein Motiv seines Kampfes gegen diesen nachweisen lassen. Dagegen kann das Lob seiner Gelehrsamkeit und seiner Geistesgaben doch nur ein sehr eingeschränktes sein. In beiden Beziehungen erhebt sich Goeze nur in geringem Grade über den mittelmässigen Durchschnitt und hat Lessing gegenüber eine besonders missliche Stellung. Was ferner offenbar zuzugestehen ist, sind die sehr bedenklichen Anlagen seines Temperaments. Es ist viel zu viel vom Klopffechter in dem Manne. Nur in der hitzigsten und leidenschaftlichsten Polemik fühlt er sich wohl. Dazu ist die Art seiner Kampfführung eine sehr wenig löbliche. Er entbehrt alles Tactes, aller ästhetischen Form; sein Ausdruck ist hart und schroff, schonungslos bis zum Aeussersten. Er kämpft nicht, wie ein christlicher Mann. Er verdächtigt, verketzert, schimpft, droht mit weltlicher Gewalt. Sein Witz ist plump, sein Ideenkreis eng, seine Diction geschmacklos. Seine Beschränktheit würde an Fanatismus streifen, wäre nicht so viel kalte Verstandesmässigkeit dabei.

Was nun seine Ueberzeugungen selbst anbetrifft, so wird man gleichfalls weit entfernt sein müssen, die gute Sache ohne Einschränkung auf seiner Seite zu sehen. Goeze ist einer der letzten Vertreter der orthodoxen lutherischen Dogmatik in ihrer beschränktesten, saftlosesten Auffassung. Wer so wie Goeze über Melanchthon sprechen kann, ist offenbar von fanatischer Streitlust geblendet und ermangelt des tieferen auch religiösen Verständnisses. Von Zinzendorf redet er wie von dem Antichrist; „das Christenthum ist ihm durchaus nur Doctrin.“ Wenn er die Toleranz verdammt, so sehr, dass ihm „tolerant“ als ein Schimpfwort gilt, so ist es nicht bloss die falsche Toleranz, die er verwirft. Das Gericht, das über Goeze erging, ist ein Beispiel dessen, was die lutherische Kirche im Ganzen erleiden musste, weil sie wie Goeze sich von den frischen Quellen des geistigen Lebens abgewandt und in der Starrheit der Formel sich abgeschlossen hatte.

Schwerer ist das Urtheil über Lessing, den vielgestaltigen, dialektischen Mann. Goeze hatte offenbar in allem seinen Streiten ein gutes Gewissen. Er führte die Sache seines Herrn, mochte er auch in der Weise, wie er sie führte, sich durchaus vergriffen haben, weil die mangelnde Durchbildung seiner Persönlichkeit ihn den rechten Ton verfehlen liess. Für welche Sache Lessing kämpfte, bleibt auch nach Herrn Boden zweifelhaft. Lessing hat sich so entschieden gegen die neologischen Richtungen in der Theologie ausgesprochen, dass die Vermuthung, er habe diese stützen wollen, sich von selbst widerlegt. Um irgend eine Wahrheit ist es ihm in dem, was er selbst giebt, überhaupt nicht zu thun, sondern nur um eine Hypothese, die er als eine Krücke zu gebrauchen der Orthodoxie vorschlägt, um unter Preisgebung der Bibel die Lehre festzuhalten. Ihm war ja aber die Lehre selbst mindestens problematisch. Gewisse Momente seiner Denkart kommen allerdings gelegentlich zur Sprache, wie die Unterscheidung der Religion Christi und der christlichen Religion, die Zurückführung alles Christenthums auf die Sittenlehre der Liebe; aber um dergleichen dreht sich nicht der Streit. Er hofft den Spass noch selbst zu erleben, dass die meisten Theologen auf seine Seite treten werden, um mit Verlust eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten. — Aber der Streit liegt auch nicht so, dass Lessing die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung überhaupt verträte, wie man zu meinen versucht ist. Lessing hätte dann den Muth haben müssen, einzugestehen, dass eben diese Forschung gerechtfertigt wäre auch dann, wenn sie der Kirche und ihrem Glauben zum Schaden gereichte. Diesen Muth hat er nicht gehabt. Er will schlechterdings von Goeze nicht als der Mensch verschrieen werden, der es mit der lutherischen Kirche schlechter meine, als dieser. Und doch klagt ihn Goeze mit vollem Rechte mittelbarer und unmittelbarer Angriffe auf die christliche Religion an. Er behauptete, dass die von ihm veranstaltete Ausgabe der Fragmente der lutherischen Kirche nur zum Heil gereichen könnte; dass er selber die Sache eben dieser Kirche vertrete. Dies konnte Lessing nicht mit Recht behaupten; er konnte es nicht glauben, ohne dass man ihn einer bei diesem Manne undenkbaren Selbsttäuschung zeihen müsste. Darum aber allein handelt sich der Streit, ob eben diese Schrift, die Fragmente, und ihre Herausgabe, so wie Lessing's „Gegensätze," der Kirche zum Heile gereichen oder nicht. Welcher saubere Geist aber in jener Schrift weht, der die Fragmente entnommen sind, und ob ihr Verfasser dem Ideal eines ächten Bestreiters der kirchlichen Lehre wirklich so nahe gekommen ist, wie Lessing behauptet, darüber kann man am besten aus dem urtheilen, was jüngst Strauss von Reimarus mitgetheilt hat. Grade mit seiner Widerlegung des Fragmentisten und in seinem Kampfe gegen Goeze hat Lessing die Grundlage der evangelischen Kirche, die Autorität der Bibel, untergraben. Er hat bei Gelegenheit Andeutungen einer tieferen Auffassung des Christenthums dem Goeze'schen Buchstabenglauben gegenüber gegeben. Das Recht der wissenschaftlichen Untersuchung aber hat Lessing höchstens in verdeckter Weise vertheidigt, indem er zeigt, dass man zu allen Zeiten der Kirche dafür gehalten habe, dass die Angriffe der Sectirer die wahre Kirche nur fordern könnten.

Lessing hat auf dem hier berührten Gebiete eine Ueberzeugung, ein Credo nicht gehabt. Er ist nicht mit sich fertig geworden, hat mit sich kaum fertig werden wollen. Ihm läuft Alles in eine mehr oder weniger annehmbare Hypothese, in ein Spiel seiner dialektischen Gewandtheit aus. „Die „Erziehung des Menschengeschlechtes" ist von einem guten Freunde, der sich gerne allerlei Hypothesen und Systeme macht, um das Vergnügen zu haben, sie wieder einzureissen." Sein ideales Bedürfniss lässt sich nicht abläugnen, aber eben so wenig, dass er vor dem Abschluss in einer bestimmten Formel sich mehr gewehrt, als ihn ersehnt hat. Den Neueren gegenüber aber weiss er sich in der gesicherten Stellung eines Mannes,

dessen Bildung mit ihren Wurzeln tief in die Vergangenheit sich senkt, dessen Gelehrsamkeit mit absprechender Flachheit nichts gemeinsam hat, dessen tiefere Bedürfnisse durch fertige Phrasen sich nicht abfinden lassen. Aber für die bestimmte Form der bestehenden Kirche hat er eben so wenig Sympathie. Er schätzt die Consequenz des dogmatischen Systems, die ungemeine Gedankenarbeit, aus der es entsprungen ist: aber den Glauben hat er nicht. Ihrem Inhalt nach ist ihm die Lehre der Kirche das abscheulichste Gebäude von Unsinn, (denn auf jene Lehre und nichts Anderes bezieht sich jene Aeusserung), und er preist Mendelssohn glücklich, dass er den Umsturz dieses Gebäudes auch anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern könne. Sollte damit Lessing nicht in der That zugleich seine Absichten und seine Methode bezeichnet haben? — Lessing ist für die neuere Wissenschaft von nicht zu überschätzender Wichtigkeit. Der Geist der exacten Kritik lässt sich auf ihn als den Urheber zurückführen. Aber die saubere Form der Untersuchung, die dialektische Kunst der Entwicklung wird ihm an sich ein Höchstes: und grade auf theologischem Gebiete fehlt ihm der Boden einer gesicherten Ueberzeugung. Dafür kann die bloss negative Abwendung von allem Positiven in Dogma und Cultus und die Betonung des Moralischen so wenig Ersatz gewähren, als seine Hinneigung zu speculativer Anschauung. Die Untersuchung als solche, losgelöst von dem Resultate, hat ihm einen Werth, den sie selbst bei dem gleichgültigsten Gegenstande nicht haben kann, geschweige denn bei dem, an welchem das Heil der Seelen hängt.

Es ist ein unwürdiger Verdacht, die Herausgabe der Fragmente sei nur eine Geldspeculation gewesen. Lessing hat sie eben veröffentlicht, weil sie ihm für das Publicum interessant schienen, und weil er durch das Für und Wider der wissenschaftlichen Discussion eine Feststellung der Thatsachen ermöglicht glaubte. Lessing's eigene Aeusserungen darüber sind eben so unzweideutig, als unbedingt glaubwürdig. Denn Lessing war kein gemeiner Charakter. Nicolai weiss es aus vertrautem Zwiegespräch, dass Lessing durch die Herausgabe den Orthodoxen eher einen Dienst zu leisten beabsichtigte.

Eben so wenig lässt sich nachweisen, dass Lessing gegen Goeze undankbar oder falsch gehandelt habe. Von einem vertrauten Umgange zwischen ihnen zur Zeit, als Lessing in Hamburg lebte, lässt sich nicht reden. Das hat Herr Boden bewiesen. Dass freilich ein gewisser Grad der Befreundung bestanden hat, zeigt insbesondere auch der Eingang von Lessing's erster Streitschrift gegen Goeze. Es ist in der That nichts weiter, als halb ein Spass, halb Unbefangenheit des Urtheils, wenn er in Goeze's Streit gegen Alberti über das Bussgebet sich auf des Ersteren Seite stellt. Die Gehässigkeit und Erbitterung in Lessing's Ergüssen ist offenbar nur durch den Ton der Goeze'schen Polemik hervorgerufen worden.

Wir sind daher weit entfernt, Lessing gemeine Motive zuzuschreiben. Aber seine ganze Kampfweise ist, auch wenn man in Menzel's Ton nicht einstimmen mag, so unbedingt nicht zu rechtfertigen, dass aller Schatten nur auf seines Gegners Seite läge. Und zwar entspringt das Tadelnswerthe in seiner Haltung grade aus dem Grunde, weil er für keine gesicherte Ueberzeugung kämpft. Daher kommt es allerdings, dass er mit seinem Gegner spielt, dass er zu blossen Fechterkünsten greift, nie mit der Sprache herausrückt und selbst die eigentliche Spitze des Streites abstumpft. Der Beistimmung der grossen Anzahl konnte er dabei gewiss sein, wenn nur die Orthodoxie hart mitgenommen wurde, und so leistete er wider seinen Willen einer Sache Vorschub, der er selbst von Herzen abgeneigt war.

Lessing's ganze Stellung in diesem Streite ist von vorn herein eine verschobene. Es ist halb Strategem, halb Consequenz seiner Prämissen, dass er durch eine Wendung zum Katholicismus hin den Reichsfiscal, mit dem

ihm gedroht worden, zu entwaffnen sucht. Nicolai hat doch halb Recht, wenn er Lessing's Weise, auf katholische Principien und auf die regula fidei zurückzugehen, nur für eine sophistische Ausflucht hält. Wenn Goeze aber ihm vorwirft, Lessing sei ein Gegner und Schädiger der lutherischen Kirche, so konnte Letzterer nicht anders als eingestehen, er sei es und wolle es sein. Sein Zweck sei eben, den Glauben an die „Evidenz und Allgemeinheit" der besonderen Religionsform zu erschüttern. Dass er das „Christenthum" vertheidige im Allgemeinen, so wie es sich in allen seinen einzelnen Ausbildungsformen in allen Secten darstelle, war keine Widerlegung dieses Vorwurfs. Und konnte Lessing mit einigem Recht auch nur das sagen, er vertheidige das „Christenthum?" Er, der eine übernatürliche Offenbarung der Wahrheit überhaupt bezweifelt und an deren Stelle den Begriff der geschichtlichen Entwicklung unter Beihülfe des göttlichen Geistes setzen möchte? „Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelien und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist." — „Gott kann nicht etwas wollen, bloss weil er es will." Aus Geschichte kann keine metaphysische Erkenntniss gezogen werden; das ist der garstige breite Graben, den Lessing nicht überspringen kann. Was heisst das anders als: die Wahrheit der Religion und die Autorität der Schrift beruht auf Gründen der Vernunft, nicht auf Zeugniss und Glauben? Und das ist der letzte Grundsatz aller der Kirche feindlichen Lehren. Goeze also sollte Unrecht damit gehabt haben, Lessing als einen Feind der Kirche zu bezeichnen, der, je mehr er sich vertheidigt, desto mehr nicht bloss die Lehre der lutherischen, sondern auch die einer jeden Kirche bekämpft? Sagt doch Lessing selbst: „Nathan's Aeusserung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen."

Lessing hat gewiss mit allem Rechte von sich gesagt, er hungere nach Ueberzeugung. Aber gesättigt hat er sich hier auf Erden nicht. Daher fehlt es ihm an bestimmter Grundlage in seinem Streite, und daher sind es in der That Evolutiones, die er dem Herrn Hauptpastor vormacht, und mit denen er ihn capot machen will. Gegen den Protestantismus beruft er sich auf Katholisches, gegen den Katholicismus auf die Vernunft, gegen die damals geltende Auffassung der Vernunftwahrheiten auf Geschichte und wissenschaftliche Forschung. Sehr viel Fremdartiges hat sich in seine Polemik eingemischt; es ist keineswegs der reine Eifer für die Sache, was ihn treibt. Goeze dient ihm in der That, um ihn zu zerstreuen in einer trüben Lage und gedrückten Stimmung. Er will den Theologen etwas vormachen und sie ein wenig ärgern, nachdem er durch den Berengarius in einen so lieblichen Geruch der Rechtgläubigkeit gekommen war. Er will sich mit den Theologen eine kleine Komödie machen; diese Materien sind noch die einzigen, die ihn zerstreuen können. Daher hat er die muthwilligsten Stellen in seinen Schnurren oft in den trübsten Augenblicken geschrieben. Da Goeze sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was Lessing von der christlichen Religion glaube, sondern was er unter der christlichen Religion verstehe, so hat er gewonnen und nennt nun die Symbole der ersten vier Jahrhundert der Kirche als das, was er darunter verstehe. Lessing schreibt gegen seinen Gegner γυμναστικῶς und würde nicht alles so behauptete auch δογματικῶς behaupten. Die Frage dreht sich darum, ob es erlaubt ist, einem Manne von Goeze's Richtung mit den Waffen zu begegnen, die Lessing gebraucht hat. Und das muss verneint werden, wenigstens von jedem andern Standpunkt aus, als dem der Partei. Fassen wir zusammen: Goeze's Sache war die todte Orthodoxie, seine Kampfweise vielfach anstössig. Aber auch Lessing ist nicht frei von Tadel. Man wolle keinen von beiden weisser waschen, als er es ist. Die geschichtliche Bedeutung jener Polemik ist nicht zu bestreiten. Und an Lessing hat sich auch hier eine reiche und grossartige Entwicklung angeschlossen. Es sind nicht bloss negative Richtungen, die von ihm ausgehen. Wie die theologische

Kritik, so hat auch eine tiefere speculative Auffassung an ihn anknüpfen können, und wenn er den Rationalismus gefördert hat, so hat doch auch die Erneuerung des christlichen Gedankens von dem Boden der Speculation aus von ihm vielfache Anregung empfangen.

Lasson.

Ein Wort über meine „Erläuterungen zu Klopstock's Oden."

Wie meine übrigen „Erläuterungen zu den deutschen Classikern," so treten auch die zu Klopstock's Oden mit dem entschiedenen Anspruch auf, nicht bloss in der Methode der Erklärung, sondern auch im Verständniss der Gedichte selbst einen wesentlichen Fortschritt zu bewirken. Das ist mir, wie ich es hoffen durfte, nach dem Urtheile Kundiger, die sich weniger in der Oeffentlichkeit als persönlich gegen mich aussprachen, in hohem Grade gelungen. Bei Klopstock war manches, aber wenig Brauchbares vorgearbeitet; das ganze Werk war von vorn zu beginnen. Hier galt es nun zunächst die sämmtlichen Varianten zusammenzubringen, was nicht wenig Mühe kostete und nur durch Unterstützung der vertrautesten Freunde und sorgfältigsten Sammler des Dichters zu ermöglichen war Dann musste die ganze einschlägige Literatur kritisch durchmustert werden. Die Hauptsache aber blieb Klopstock's Wesen, Denken und Dichten, besonders auch seine Sprache so genau sich anzueignen, dass alle Schwierigkeiten sich lösten und selbst an den vielen Stellen, wo der dichterische Ausdruck nicht zur Klarheit durchgedrungen war, der Sinn des Dichters sich erschlösse. So lieferte ich denn aus inniger Vertrautheit mit dem Dichter nach meiner durch jahrelange unermüdliche Thätigkeit in diesem Fache gewonnenen Sicherheit eine durchgearbeitete Erklärung, welche zuerst die Oden des Dichters in's Licht gesetzt, nicht allein zahllose Räthsel gelöst, sondern auch die Absicht und den dichterischen Gang aller Oden nachgewiesen zu haben sich rühmen darf.

Da kommt nun in diesem „Archiv" S. 223 ein Herr Dr. Laas, und glaubt, eine so bedeutende, oft dornenvolle Arbeit wie einen gewöhnlichen Versuch der Mittelmässigkeit abfertigen und an mir den Meister machen zu können. Inwiefern diese Erläuterungen ihren offen ausgesprochenen Anspruch erfüllen, was sie geleistet, in welchem Verhältniss ich zu den Vorgängern stehe, davon ist bei diesem klugen und weisen Herrn nicht die Rede. Nachdem er bemerkt, es sei hier „alles zur Erläuterung der vorliegenden Gedichte Bemerkenswerthe, was sich in unseren Classikern und ihrer Correspondenz zerstreut und verzettelt finde, mit anerkennenswerthem Fleisse und befriedigender Selbständigkeit (Vollständigkeit?) gesammelt," ergeht er sich weitläufig über die kaum ein Zwölftel der Arbeit umfassende Einleitung, um dann mit dem Satze abzuschliessen: „Die Erklärung der Oden selbst, wie gesagt, ist fleissig und sorgsam." Kann man unbedachter Kritik üben? Von der Erklärung, dem Hauptpunkte, ist ja kein Wort bis dahin gesagt; denn Herr Dr. Laas wird doch wohl nicht meinen oder gar den Leser glauben machen wollen, die Erklärung sei aus „unsern Classikern und ihrer Correspondenz" zusammengetragen! Aber mit seinem „wie gesagt" springt er über den Hauptpunkt hinweg, nachdem er seinen kritischen Muthwillen geübt. Die Ueberzeugung, dass die Kritik nicht bloss ein Recht sei, sondern auch eine schwere Pflicht in sich schliesse, scheint diesem Herrn noch nicht gekommen zu sein.

Wie ein Mensch von gesunden Sinnen über meine Einleitung so urtheilen kann, wie es Herr Dr. Laas thut, ist mir unbegreiflich. Wenn er

aus derselben keinen Begriff vom Wesen der Klopstock'schen Lyrik gewonnen, so ist das seine Schuld. Aber wie sollte dies auch ein Mann, der nicht im Stande ist, die Absicht und den Gang meiner ruhig fortschreitenden Einleitung aufzufassen, der nicht sieht, wie ich hierin den Entwicklungsgang der Klopstock'schen Lyrik nachzuweisen gesucht, wie ich die Urtheile der Zeitgenossen über Klopstock deshalb mitgetheilt, weil sie auf Klopstock's späteres Dichten von Einfluss geworden sind. Von einem „Aufspeichern" zu sprechen, wo alles an der rechten Stelle, in seinem natürlichen Zusammenhang steht, ist nur einem solchen missliebigen Kritiker möglich; nur ein solcher „weiser Daniel" konnte zu dem tollen Gedanken kommen, statt der Einleitung hätte ich besser eine metrische und eine chronologische Tabelle gegeben. Diesem Unverstand steht die der Wahrheit Hohn sprechende Behauptung eines „künstlichen Echauffements der Nüchternheit" würdig zur Seite. Wer meine Einleitung und Erklärung liest, muss mir das Zeugniss geben, dass ich von warmem Enthusiasmus für Klopstock himmelweit entfernt bin, dass ich seine Schwächen scharf bezeichnet habe, wenn ich auch auf seine zum Theil noch verkannten Vorzüge entschieden hinweise. Was Herr Dr. Laas von übertreibenden Ausdrücken der Anerkennung sagt, habe ich bei Wiederlesung der Einleitung als völlig unberechtigt erkannt. Wie viele Seiten meiner Arbeit mag dieser Mann wohl gelesen haben?

Die ganze Anzeige des Herrn Dr. Laas muss ich als die haltloseste Verläumdung eines Mannes zurückweisen, der erst noch recht viel lernen sollte, ehe er hoch zu Ross als Kritiker sich der Welt zeigt. Sapere aude!

H. Düntzer.

Noch ein Wort zu Düntzer's Erläuterungen.

Als mir vor einiger Zeit der Auftrag wurde, die Düntzer'schen Erläuterungen zu Klopstock's Oden zu recensiren, dachte ich freilich nicht, dass man das, was ich zu sagen hätte, einem Drang zuschreiben würde, mich hoch zu Ross der Welt als Kritiker zu zeigen, oder gar der unnatürlichen Bosheit, einen mir persönlich unbekannten Mann aus heiler Haut zu verläumden! Ich folgte einer Aufforderung — ohne sie wäre ich wohl schwerlich Herrn Düntzer mit einer Lectüre und Besprechung seiner 6 Bändchen lästig gefallen — und warum hätte ich sie abschlagen sollen? Soviel hatte ich ja doch wohl gelernt, um den Werth von Erklärungen deutscher Gedichte nach meinen Begriffen abzuschätzen.

Wie ich mir nun Klopstock und Düntzer so nebeneinander dachte, hier den feierlichen, schwungvollen, etwas verstiegenen Dichter, wie er allem platten, alltäglichen Wesen abgekehrt, in Entzückung verloren, unter Seraphim wandelt und dort seinen nüchternen Erklärer, sorgsam alle Varianten zusammensuchend: ich weiss nicht, warum mir mein Gedächtniss da gerade den Streich spielte und mich an ein paar Worte in Klopstock's Wingolf erinnerte; warum es mir war, als ob sie der Dichter selbst dem herantretenden Philologen in gewissem Unmuth zurief: „Es fliesst mein Lied stark und gedankenvoll; dess spott' ich, der's mit Klüglingsblicken höret und kalt von der Glosse triefet!" Und wirklich! Warum musste denn auch dieser begeisterte Sänger, der sich so offen der steifen Schulpedanterie abkehrt, einer gewissen Mikrologie mit obligaten Varianten und Parallelstellen anheim fallen?

Trotz dieser, ich kann wohl sagen, natürlichen Abneigung gegen solche Erklärerei wollte ich doch über das Buch, auf das gewiss viel Fleiss und

Sorgfalt verwandt war, um der guten Meinung des Verfassers selbst willen nicht „missliebig“ aburtheilen.

Ich las also — nicht alle 6 Bändchen, aber die Erklärungen zu den Oden, aus welchen ich mir seit Einigem das Bild von Klopstock's dichterischem Wesen auf meine Weise zu construiren suchte, in der Meinung, dass wenn man die Interpretation von circa 15 der bedeutendsten Oden durchmustert hat, das genüge, um sich einen richtigen Begriff von dem Ganzen zu machen, so dass man auch Anderen sagen könne, was sie von dem Buche zu erwarten hätten. Wenn Jemand in der Erklärung von 15 der wichtigsten Gedichte sich als trockener Pedant erweist, wird er in dem Uebrigen nicht von Saft und Kraft strotzen: und umgekehrt.

Ich genoss also die Erläuterung vorzüglich zu dem Odencvclus Wingolf, zu den Gedichten: die künftige Geliebte, an Ebert, an Fanny, der Zürchersee, dem Erlöser, die Frühlingsfeier, der Eislauf, die beiden Musen, mein Vaterland. Und wenn meine Hauptabsicht dabei war, das Maass, in dem Herr Düntzer die Klopstock'sche Individualität ergriffen hat, kennen zu lernen, — was denn doch Grundlage und Zielpunkt aller Erläuterung sein muss — so wird man gestehen, dass die Gedichte nicht zu unpassend gewählt waren. Was hatte ich nun aus der Lectüre für einen Gewinn? Die eigenen Erklärungen, ich darf es ehrlich gestehen, konnte ich Herrn Düntzer schenken. Sie geben dem, der einigermassen seine fünf Sinne zusammen hat, — welches Glück nach Herrn Düntzer mir freilich abgeht, — gar keine Aufklärung. Für wen schrieb also Herr Düntzer? Musste denn ein Publicum, dem Geschmack und Verständniss bis jetzt noch fehlen, durchaus zu Klopstock herangezogen werden? Dann hätte man wenigstens ein bischen interessanter schreiben müssen. Nützlich fand ich nur die Mittheilungen aus Klopstock's sonstigen Aeusserungen, aus den Briefen und Schriften seiner Zeitgenossen, um einige Anspielungen und literar-historische oder biographische Voraussetzungen zu verstehen. Daraus sind freilich die Erläuterungen nicht zusammengesetzt, — wie Herr Düntzer mich sagen lässt — aber es wäre gut, sie enthielten weiter nichts: dann wäre das Buch nützlicher und billiger.

Hat denn aber Herr Düntzer einen irgendwie befriedigenden Begriff von Klopstock's Dichternatur? Hat er sich seine Anschauungen, seine Gefühls- und Empfindungsweise so zu eigen gemacht, dass er sich ihm in den Augenblicken der Erklärung wenigstens wahlverwandt, gleichgestimmt fühlte? Er beansprucht freilich, dass man glaube, seine Erklärung ruhe auf vertrautester (sic!) Kenntniss Klopstockischer Sprache und Anschauung, (VI, 124) und er wiederholt eine ähnliche Behauptung oben in seinem Selbstlob, jedoch — wer Herrn Düntzer's poetisches Empfinden kennt, wird von vornherein wohl einigen Zweifel hegen, ob der immerhin fleissige — aber doch sehr nüchterne und hölzerne Mann zu einer innigen Vertrautheit, zu einer genauen Aneignung gerade von Klopstock's Wesen, Denken und Dichten durchgedrungen sei. Ich verzichte freilich darauf, das Herrn Düntzer begreiflich zu machen; er wird nach wie vor die Erklärung unserer Classiker für nöthig und mit Düntzer'scher „Sicherheit“ allein durchführbar erachten: vielleicht rüstet er sich schon jetzt, die von dem Verleger seiner letzten Erläuterungen angekündigte Erklärung des Messias den dankbaren Deutschen zu Füssen zu legen.

Wollte indess Jemand Anderes, der an irgend einer Paraphrase irgend einer der citirten Oden nicht genug hat, vielleicht noch einen äusseren Beleg für die Unvereinbarkeit Klopstock'scher und Düntzer'scher — ich will gar nicht sagen Seelenthätigkeit überhaupt — sondern nur zwischen ihrer Aesthetik: den bitten wir in den Erläuterungen zu den oben citirten Oden nachzusehen, wie oft Herr Düntzer mit: „sonderbar, wunderlich, auffallend, eigenthümlich“ und anderen Wörtern an den Irrgängen der Klopstock'schen Muse Anstoss nimmt.

Wie gesagt also, was ich mir unter einer den heutigen, philosophischen oder gebildeten Ansprüchen genügenden Erklärung dächte, die psychologische, auf warmem Mit- und Nachempfinden ruhende Enthüllung der Eigenart der Klopstock'schen Phantasie, etwa im Geist der Humboldt'schen Abhandlung über Göthe's Hermann und Dorothea —„es wird das gewiss wieder einer meiner tollen Gedanken sein — das leistet Düntzer's Schrift in keiner Weise. Es bleibt seinen Erläuterungen also das bescheidene, im vorigen Heft ausgesprochene Lob, dass sie die Notizen, welche gewisse, dem heutigen Bewusstsein entschwundene Anspielungen aufklären, aus der Correspondenz und den Werken unserer Classiker beigebracht haben.

„Warum erging ich mich aber in meiner ersten Kritik weitläufig über die kaum ein Zwölftel der Arbeit umfassende Einleitung?" fragt Herr Düntzer. Weil sie wirklich einen kleinen Versuch enthält, durch biographische Entwicklung die Natur der lyrischen Muse Klopstock's zu ergründen. Die Darstellung wird aber, wie ich Herrn Düntzer wiederholen muss, durch fortwährende Excurse über Abfassungszeit und Strophenbau der einfallenden Oden auf's Unangenehmste gestört, so sehr auch Herr Düntzer sich ereifert, dass Alles an der rechten Stelle, in seinem natürlichen Zusammenhang steht. Ich könnte jede beliebige Seite zur Bewahrheitung meiner Behauptung abdrucken lassen; mag der unparteiische Leser, falls ihm Etwas an der Wahrheit der Sache liegt, irgend eine von den 61 Seiten aufschlagen, — ich kann's mit Ruhe abwarten, wem er Recht geben wird.

Wegen dieser, einem ordnungsliebenden Menschen lästigen, die Klarheit der biographischen Entwicklung-unverzeihlich vernichtenden Zusammenwürfelung des Heterogensten schlug ich Herrn Düntzer vor, künftig die chronologischen und metrischen Festsetzungen an einem andern Ort, etwa in Tabellen mit erläuternden Anmerkungen zu geben. Die Einleitung sollte deshalb nicht wegfallen, wie Herr Düntzer mich in liebenswürdiger Wortverdrehung gleich sagen lässt, sondern um's Himmels willen bleiben, da sie das Einzige ist, was einer philosophisch-genetischen Entwicklung der dichterischen Individualität wenigstens ähnlich sieht.

Was endlich das Echauffement der Nüchternheit angeht, so geben Ton und Sprache der Einleitung und der Erläuterungen der Gedichte selbst davon die redendsten Beweise. Ein paar Beispiele:

Seite 58: Klopstock's Bedeutung liegt in der ureigenen Wärme seiner Empfindungen, in dem unverrückt beharrlichen Streben nach Erreichung des vorschwebenden Ziels! — Der Schwung seiner glühenden (ein Lieblingswort Düntzer's), freilich durch den Gedanken erst verkörperten Empfindung (und doch glühend!) übt auf jedes empfängliche Gemüth einen mächtigen Eindruck, aber das Streben nach Erhabenheit und bedeutender Wirkung hat nicht selten den Ausdruck überspannt u. s. w.

Seite 59: Fehlt es ihm auch „an plastischer, lebendiger Vergegenwärtigung," „so entschädigt er uns dafür theils durch das Feuer und den Schwung der Darstellung, theils durch die bezeichnende Wortbewegung" u. s. w.

Seite 60: — mit inniger, eindringender Liebe, ohne aufsprudelnde Schwärmerei (mit oder ohne Varianten?) ergriffen und dem Verständnisse nahe gebracht [— wie von Düntzer geschehen —] dürfte es kaum einen den Geist mehr bildenden und warm erfüllenden deutschen Dichter geben (?), als unsern für die heiligsten menschlichen Gefühle begeisterten, ihnen seine Töne leihenden Sänger, aus welchem das reinste, edelste, mächtig sich aufschwingende Herz spricht, mag er sich auch manchmal in mystische Tiefen verirren, oder ganz prosaische Gedanken mit dichterischem Gewande umkleiden?

Seite 61: — auch heute noch wirkt er durch so viele gehaltvolle Dichtungen auf jedes unverdorbene Gemüth erhebend und kräftigend, und auch selbst die minder gelungenen bieten eingehender Betrachtung den anzie-

hendsten Stoff. (?) Nur darf man sich einige Mühe bei dem Einfahren in diesen reichen Schatz (der mindergelungenen?) nicht verdriessen lassen.

Ein solches Gerede, das hier mit vollen Händen Weihrauch streut, dort wieder das Lob in Einschränkungen und Klauseln pedantisch restringirt, dies Hin- und Herwiegen zwischen dem, was Düntzer gefällt und missfällt, dabei eine ganze Reihe der marklosesten Worte — gilt mir für erhitzte Nüchternheit — mag's Herr Düntzer glauben oder nicht. In ähnlichen Perioden geht er auch bei den Oden, dem faustischen Stürmen und Drängen Klopstock's als ein getreuer, etwas unbeholfener Wagner ernüchternd zur Seite. Klopstock spricht in der Ode Wingolf von seiner künftigen Geliebten:

Und Du, o Freundin, die Du mich lieben wirst,
Wo bist Du? u. s. w.
Hält Dich, o Freundin, etwa die zärtlichste
von allen Frauen mütterlich ungestüm?
Wohl Dir! Auf ihrem Schoosse lernst Du
Tugend und Liebe zugleich empfinden!
Doch hat Dir Blumenkränze des Frühlings Hand
gestreut, und ruhst Du, wo er im Schatten weht;
So fühl' auch dort sie!

Düntzer (Seite 79): Nachdem er das sehnende Verlangen seines sich so einsam fühlenden Herzens ausgesprochen, stellt er sich zunächst vor, wo sie sich jetzt wohl befinde, wobei er zwei besonders ansprechende Lagen wählt, und er malt sich ihr Bild auf das lebhafteste aus, um, — dass, was — u. s. w. (der Satz dauert noch etwas lange). — Nachdem er sich mehrfach gewundert, dass die im Freundschaftstempel empfangenen Freunde, während Klopstock neue aufnimmt, zurücktreten, auch die Willkürlichkeit in der Bildung des Plurals Drüden gerügt, corrigirt er S. 81 auch noch, man sollte es nicht glauben, eine Erklärung Klopstock's zu seinen eigenen Worten! — und wie!

Der Dichter sieht im fünften Lied auch Schatten dem Tempel sich nahen, Schatten entfernter Freunde:

Der Du dort wandelst, ernstvoll und heiter doch,
Das Auge voll von weiser Zufriedenheit,
Die Lippe voll von Scherz; es horchen
Ihm die Bemerkungen Deiner Freunde,
Ihm horcht entzückt die feinere Schäferin,
Wer bist Du, Schatten? —
— Ja, er ist es!
Siehe, der Schatten ist unser Gärtner!

Klopstock belehrt den Leser in einer Anmerkung, er habe mit der feineren Schäferin auf Gärtners Schäferspiel die geprüfte Treue anspielen wollen. Herr Düntzer sagt: Das ist nicht wahr, sondern Schäferin heisst hier „nach damaligem Dichtergebrauch (!) das Mädchen überhaupt!"

Warum? „weil die Worte in den Versen stehen, wo der Nahende noch nicht als Gärtner erkannt ist! Der Dichter konnte ihm also unmöglich Attribute, Zeichen beilegen, die Gärtner wirklich zukommen." — Wahrscheinlich wusste Klopstock, als er das dichtete, auch noch nicht, dass er in dem Schatten nachher Gärtner erkennen würde! Er gab ihm also willkürliche, beliebige Prädicate, um sich ja nicht den Anschein zu geben, er wisse schon, was kommt. Er liess seine Lippe voll Scherz sein, obwohl Gärtner vielleicht gerade einen ernsten Mund hatte, sein Auge voll weiser Zufriedenheit, obgleich Gärtner am Ende sehr begehrlich und unzufrieden

war! Doch wozu widerlege ich die offenbaren Geschmacklosigkeiten eines Pedanten? — Ein solcher hält sich aber für berufen, aus „inniger Vertrautheit" mit dem Dichter ihn den Deutschen, die Deutsches und Poetisches nicht verstehen, zu enthüllen. Die Ueberzeugung, dass zur Erläuterung eines Dichters nicht bloss ein gutgemeinter Wille, sondern auch Fähigkeit, philosophische Bildung, Geschmack und ein gewisser „warmer Enthusiasmus" gehöre, scheint Herrn Düntzer immer noch nicht zu kommen. Um seine schulmeisterliche Art, einen Dichter zu glossiren, noch weiter kennen zu lernen, könnte ich auch noch auf seine Parallelstellen aus den Alten hinweisen. Wer sich in einer Mussestunde belustigen will, vergleiche z. B. Strophe 5 des fünften Liedes des Wingolf mit Virg. Ecl. VI, 83; Strophe 9 des ersten mit Hor. Epod. 16, 10. 11. Jedoch sapienti sat!

Hätte Herr Düntzer doch nur die Varianten gesammelt, nur die Abfassungszeit festgestellt und die Anspielungen auf factische Verhältnisse erläutert und das Andere dem sinnigen Leser überlassen! Und droht er uns mit dem Messias, — fasse er sich, bitte, so kurz als möglich — und wird er kritisirt, so schimpfe er nicht! γνῶθι σεαυτόν.

Berlin. Dr. Laas.

Emil Postel. Stoffe und Aufgaben zu deutschen Aufsätzen für reifere Schüler, insbesondere für Präparanden. Langensalza, Verlagshandlung des Th. L. V. 1861.

Der Herr Verfasser hat bereits mehrere „Hülfsbücher für Schullehrer, insbesondere bei dem Präparandenunterrichte" herausgegeben, von denen das vorliegende die dritte Abtheilung bildet. Um den Standpunkt, welchen derselbe im Auge hat, richtig zu würdigen, muss von vorn herein darauf aufmerksam gemacht werden, dass er sich Lehrer solcher Zöglinge denkt, die nicht viel mehr als die gewöhnliche Elementarbildung empfangen haben und nun zu dem Lehrerberufe vorgebildet werden sollen. Der Verfasser sagt dies zwar nicht ausdrücklich, doch deutet die ganze Anlage seines Buches darauf hin, besonders die grosse Umständlichkeit, mit welcher er zunächst die Uebungen im einfachen Nacherzählen behandelt. Es ist schon zu beklagen, wenn die Zöglinge, für welche die Arbeit gebraucht werden soll, eine so mangelhafte Vorbereitung mitbringen; wenn aber gar die Lehrer derselben einer Anleitung bedürfen, welche sie ängstlich in Fesseln schlägt und jeder Originalität hemmend entgegen tritt, dann sieht es mit der Entwicklung des deutschen Stils unter den Bildnern der Jugend gewiss höchst bedauernswerth aus. Nach unserm Ermessen müssen Handbücher für Stilistik durchaus dem Princip freier Bewegung huldigen; sie sollen zwar anregen, aber nicht dem, der sie gebraucht, jede geistige Arbeit abnehmen. Die Folge davon ist, dass der Inhalt des Buches im Verhältniss zu seinem Umfange viel zu dürftig erscheint. Die Anleitung, welche der Verfasser für die Umwandlung poetischer Stücke in Prosa giebt (S. 53—55), ist eine rein mechanische; seine Bemerkungen beschränken sich auf Aeusserlichkeiten, ohne das innere Wesen des fraglichen Gegenstandes auch nur im Entferntesten zu berühren. Was das Reproduciren von Beschreibungen und gar von Abhandlungen betrifft, so versprechen wir uns hiervon gar nichts. Der Lehrer mag unterrichten wen er will, er hat immer Menschen zu bilden, die frei geschaffen sind, also auch frei entwickelt sein wollen; das scheint uns aber auf dem hier eingeschlagenen Wege nicht möglich. — Zu dem Allen kommt nun noch, dass sich das Buch sowohl in

Sprache als Inhalt nirgend über das Gewöhnliche erhebt. Der Stil des Verfassers entbehrt der nöthigen Gewandtheit (man vergl. S. 138, S. 216—217, S. 248, S. 260 u. s. w.), Vieles erscheint trocken und trivial, das Meiste lässt kalt, es fehlt dem Ganzen an Schwung. Dies und jenes Einzelne wird sich allerdings verwerthen lassen, auf der Höhe unserer Zeit aber steht die Arbeit nicht.

L. Rudolph.

Demogeot, Histoire de la Littérature Française depuis ses origines jusqu'à nos jours. 5e édition. Paris, Hachette. 1862.

E. Gerusez, Histoire de la Littérature Française depuis ses origines jusqu'à la révolution. 2 vol. 2e édition. Paris, Didier.

Es mag erlaubt sein, bei Gelegenheit der unlängst erschienenen fünften Auflage auf Demogeots auch in Deutschland bereits viel verbreitetes Werk zurückzukommen, das als die beste Uebersicht der französischen Literaturgeschichte angelegentlich empfohlen werden kann und auch in Frankreich fast allgemein dafür gilt. Der Verfasser kennt seinen Gegenstand fast durchweg genau und behandelt denselben in so ansprechender Weise, dass auch der, dem der Stoff im Allgemeinen geläufig ist, das Buch mit Interesse von Anfang bis zu Ende liest. Die neue Auflage enthält mehrfache Zusätze und Verbesserungen, und obgleich die Geschichte im Allgemeinen nur bis zum Jahre 1830 fortgeführt werden soll, gibt sie darüber hinaus noch zahlreiche Fingerzeige; namentlich sind die Daten bis zur Gegenwart fortgeführt, doch fehlt z. B. das Todesjahr von Alfred de Musset, und bei einigen Schriftstellern ist das Urtheil ausschliesslich auf die älteren Werke gestützt, so bei Barante auf die Geschichte der burgundischen Herzöge, und die neueren Bücher desselben sind nicht einmal erwähnt.

Demogeot zeigt sich im Allgemeinen vorurtheilsfrei, er hat sich bemüht, dem Einflusse der fremden Literaturen Rechnung zu tragen, er verräth eine gewisse Bekanntschaft mit der englischen und hat auch in der deutschen nicht ganz unbewandert bleiben wollen. Freilich nimmt es sich nun für uns sonderbar aus, wenn er nach irgend einem alten Leitfaden, da wo es sich kaum erst um die Morgendämmerung handelt, meint: L'homme qui rendit la vieille Allemagne à elle-même, était le Suisse Bodmer. Ebenso wird jeder von uns erstaunen, wenn er hört, dass Dubartas continue à jouir d'une grande réputation chez nos voisins d'outre Rhin, moins choqués que nous des monstruosités de son langage. So viel ich weiss, ist es eben nur Goethe, der sich einmal günstig über Dubartas ausgesprochen, sonst thut man uns da doch zu viel Ehre an; es gibt wahrscheinlich nicht zwanzig Deutsche, die seine Gedichte gelesen, und wohl kaum einen noch, der sie schön findet.

Der Verfasser hat sich, was wir nur billigen können, nicht immer strikt auf die eigentlich nationale, in der Landessprache geschriebene, noch auf die schöne Literatur beschränkt, er bespricht den Einfluss der Klöster und die Streitigkeiten zwischen Abälard und dem heiligen Bernhard, er zieht manche lateinisch abgefasste Werke, Gregor von Tours wie de Thou, in seinen Kreis mit hinein, doch geht er zu weit, wenn er nun auch von Erasmus uns weitläufig unterhält; eigentlich wohl weil er grade die Abhandlung von Nisard über denselben benutzen konnte, aber unter dem Vorgeben, dass

Erasme est nôtre par ses relations avec la France et surtout par le caractère tout français, tout voltairien de son esprit. Da werden dann zuletzt wohl nicht nur Heine, sondern auch Lucian und Swift Franzosen, wenn solche Gründe zu einer Annexion genügen. Aber freilich ist Demogeot auch sonst von Prätensionen nicht frei, die zwar echt französisch sind und denen man deshalb so oft begegnet; wir wollen jedoch darum nicht aufhören, sie immer wieder zurückzuweisen. Es versteht sich ja von selbst, dass ein solches recht eigentlich nationales Buch auch überall eine nationale Färbung hat, dass sich darin der gerechte Stolz auf das Land, auf die so reiche Literatur ausspricht, dass man die Dichter und Schriftsteller, die man am besten kennt, auch vielfach etwas überschätzt, dass gelegentlich einige Ueberhebung mit unterläuft. Aber es geht nun doch zu weit, wenn Demogeot z. B. sagt: La France elle-même nous apparaissait comme le centre commun, comme le coeur de l'Europe. Pas un mouvement de ce grand corps qui ne parte de notre patrie ou n'y aboutisse. Au moyen-âge c'est elle qui donne partout l'impulsion et jette au dehors ses fécondes pensées. Les nations voisines les accueillent avec empressement et quelques-unes en font leurs chefs-d'oeuvre. Bientôt après commence un reflux non moins admirable: la France absorbe et transforme, au XVIe siècle l'Italie, au XVIIe l'Espagne, l'Angleterre au XVIIIe et de nos jours l'Allemagne. Il semble que, pour devenir européenne, toute pensée locale doit d'abord passer par la bouche de la France. Was von Halbwahrheiten in solchen Sätzen sich findet, könnten doch einige andere Nationen mit demselben Rechte auf sich anwenden. Corneille se montre vraiment français; non seulement parcequ'il évite d'être Espagnol, mais encore parcequ'il s'attache à ce qui est général, universel, humain. Als wenn das Französische allein das Vorrecht hätte, in seiner höchsten Erscheinung allgemein menschlich zu sein, als ob nicht ein Engländer von seinem Shakspeare, ein Deutscher von seinem Goethe dasselbe, und fürwahr mit mehr Recht, aussagen und nun die Behauptung aufstellen könnte, das rein Menschliche sei recht specifisch deutsch oder englisch. Wenn unter Cousins Leitung Hegel übersetzt ist, so heisst es: il rendit français, c'est à dire européen, universel, ce qui risquait fort de rester toujours allemand. So? Wahrscheinlich zählt der Osten bei Herrn Demogeot nicht, sonst könnte er wissen, dass in einer Zeit, wo Frankreich nicht viel mehr als den Namen Hegels kannte, Polen wie Libelt und Cieszkowsky sich in diesen vertieften; sonst könnte er aus Herzens Memoiren sehen, dass man in den dreissiger Jahren in Moskau mit Leidenschaft Hegelsche Philosophie studirte und dass sich das dortige junge Russland über ihre verschiedenen Auslegungen spaltete, wie etwa des Meisters Schüler in Berlin. Wenn die Herren Franzosen uns die Ehre anthun, die deutschen Werke zu lesen und zu übersetzen, um so besser für sie, sie sind für viele sehr im Rückstande; sie eignen sich als Nation dann dieselben an, aber damit sich z. B. in Scandinavien eine romantische Schule unter deutschem Einflusse bildete, damit Byron oder Walter Scott, Coleridge oder Carlyle auch an deutschen Quellen tranken, damit Bancroft Schleiermacher oder Emerson Goethe studirte und A. Herzen für Schiller schwärmte, hatten die Deutschen wirklich nicht nöthig, von den Franzosen europäisirt zu werden, und es ist doch eigentlich recht naiv, wenn diese, sobald etwas auch zu ihrer Kenntniss gekommen, meinen, nun sei es erst wirklich entdeckt und Gemeingut geworden.

Auch sonst nimmt Demogeot, wenn der Ausdruck gestattet ist, mitunter den Mund etwas voll, so heisst es: cependant passent rapidement dans la foule les plus grandes figures de l'histoire: Gustave Rez, Mazarin, Cromwell, als ob ein Paar geschickte Intriganten wie Mazarin und Retz den wahrhaft grossen Männern beizuzählen wären. Anderwärts sagt er: Buffon unit au savoir d'Aristote la belle imagination de Platon et le brillant coloris de Lucrèce; und es ist doch nicht für Jedermann überflüssig, dass der Name

hinzugefügt wird, wenn er ausruft: le plus magnifique langage que la bouche de l'homme ait jamais parlé, c'est d'avance nommer Bossuet. Das zeigt natürlich schon, dass insbesondere bei dem 17. Jahrhundert, wo die Verschiedenheit des nationalen Geschmacks am meisten hervortritt, ein Deutscher die Urtheile nicht immer unterschreiben und nur mit grosser Vorsicht aufnehmen wird; das kann ja nicht anders sein. Wenn ihm z. B. die französische Tragödie des grossen Jahrhunderts psychologie en action ist, so vermissen wir eben die Psychologie, sind uns die Figuren keine wirklichen Individuen, sondern meist unwahre, übertriebene Schemen und Typen, und stimmen wir darin Taine bei, wenn er sagt: Racine et Corneille ont fait des discours admirables et n'ont pas créé un personnage vivant; ebenso lächeln wir, wenn nach Demogeots Urtheil bei dem Telemach le lecteur charmé croit encore lire Homère; ja er setzt sogar hinzu: Que de nouvelles beautés l'imitateur ajoute à son modèle. In Frankreich, wo der Unterricht in allen Staatsschulen ganz gleichförmig ist, wo seit Jahrhunderten in der Universität auch die literarischen Urtheile sich forterben und so eine viel grössere Macht gewinnen, ist es eben viel schwerer als in Deutschland, sich einen selbständigen, nicht schon mehr oder weniger überkommenen Geschmack zu bilden; auch konnte bei der Stellung des Verfassers, bei dem Zwecke seines Buches, das wesentlich den Lehrern und Studirenden als ausführlicher Leitfaden dienen soll, es sich natürlich nicht darum handeln, neue, kühne, abweichende Ansichten aufzustellen. Demnach reproducirt er eben im Ganzen und Grossen die gewöhnlichen herkömmlichen Urtheile; er zeigt nicht die Unabhängigkeit des Geschmacks, denen wir bei Taine, L. de Wailly und anderen bedeutenden Kritikern der jüngeren Schule begegnen, und gegenüber dem französischen Classizismus z. B. thut er uns natürlich nicht genug, da wir nun einmal für immer im Ganzen und Grossen auf dem Lessingschen Standpunkte stehen, wenn wir auch gern anerkennen, dass derselbe in seiner Oppositionsstellung eben den Nachdruck auf den Tadel legen musste. Indess ist Demogeot durchaus nicht etwa bloss ein fleissiger, kenntnissreicher Compilator und Wiederholer; er ist allerdings auch selbstdenkender Mann, der vielfach ein selbständiges Urtheil und einen gebildeten Geschmack verräth. Er ist nicht bloss das würdevolle Mitglied der Universität wie sein Rival Gerusez; er hat auch einen Band anziehender, in mannigfachen Weisen erklingender Gedichte „Contes et Causeries" kürzlich veröffentlicht und freilich nur mit seinem Vornamen Jacques gezeichnet, da es vielleicht nicht ganz passend befunden wäre, dass ein Professor, den die Schüler nur im Talar zu sehen gewohnt sind, mit dergleichen nebensächlichen von echt gallischer Heiterkeit und Laune durchwehten, an Lafontaine und mitunter an Rabelais erinnernden poetischen Kleinigkeiten sich abgegeben hätte. Man sieht überall, dass man es mit einem Manne von Geist zu thun hat, und seine Literaturgeschichte zeigt eben auch in dem Urtheile gegen die seiner Vorgänger und seiner Genossen immerhin einen bedeutenden Fortschritt; er spricht sich über die nur formell verdienstliche Poesie von Malherbe gar nicht unbedingt günstig aus; wenn er Corneille erhebt, so citirt er doch auch das Urtheil Saint Beuves, wo der Tadel nicht fehlt; auch sonst hilft er sich insbesondere bei der neuesten Zeit wohl damit, dass er fremde Autoritäten anführt, und wir müssen es ihm schon anrechnen, dass er die Einheit des Interesses, der Handlung den einzigen einem Drama wesentlichen Punkt nennt, denn die um mich so auszudrücken officielle Kritik hält auch bis heute noch an den drei Einheiten fest, und der Herr Akademiker Nisard schreibt ruhig: Quand je pense à Polyeucte, à Athalie, qui en est l'application la plus complète, je me demande si les trois unités ne sont pas, sous un titre pédantesque le dernier degré de conformité du théâtre avec la vie. La vérité sur ces règles, c'est que s'il est des exemples de bonnes tragédies sans les trois unités (wirklich, wie gütig?) il n'est pas une tragédie parfaite, qui n'en offre l'application. — Demogeot vertheidigt sich

gegen den ihm gemachten Vorwurf, dass er nicht alle Theile seines Stoffes mit der ihrer Wichtigkeit zukommenden Ausführlichkeit behandelt, dass er sich manche Ungleichheiten in der Ausführung habe zu Schulden kommen lassen. Im Allgemeinen hat er allerdings gesucht, das Gleichgewicht für die einzelnen Epochen zu erhalten; doch ist ersichtlich das Mittelalter mit einer gewissen Vorliebe behandelt; da fühlt er sich am meisten zu Hause, da, wo die Kenntnisse von verhältnissmässig kurzer Zeit datiren, wo noch täglich neue Gedichte ans Tageslicht gezogen werden, wo demnach noch keine beengenden, herkömmlichen, gleichsam feststehenden Ansichten sich haben bilden können, weiss er sich am wenigsten gehemmt, da gibt er ausführliche Analysen, da folgen wir ihm gern durch den bretonischen oder karlovingischen Sagenkreis. Auch im 16. und 17. Jahrhundert ist er heimisch; am dürftigsten sind manche Partien des 18. bedacht; da wo die Urtheile, auch was das rein Literarische betrifft, je nach dem Standpunkte der Parteien, noch immer so weit auseinandergehen, musste er, um nirgend zu sehr anzustossen, am vorsichtigsten sein; da bewegt er sich auch oft in Allgemeinheiten und nur einzelne Abschnitte, wie der über Rousseau, sind mit Wärme geschrieben. Und heisst das wohl wirklich den Schriftstellern den Platz einräumen, der ihnen im Verhältnisse zu ihrer Wichtigkeit zukommt, wenn er dem Ausländer Erasmus 3, Buffon 8 Seiten gibt, und für Diderot nur eine halbe übrig behält, wenn er dessen ausgearbeitetstes und relativ vollendetstes Buch, den Salon, nicht einmal zu kennen scheint und uns von seinen so einflussreichen ästhetischen und insbesondere dramaturgischen Ansichten auch gar nichts Näheres mitzutheilen weiss? Es ist wahr, Buffon war Mitglied der Universität, ist eine anerkannte Persönlichkeit, und Diderot ist sein Leben lang einfacher homme de lettres geblieben, aber darum war seine Wirksamkeit und der Einfluss auf sein Jahrhundert selbst über die Grenzen Frankreichs hinaus nach den verschiedensten Richtungen hin doch sehr bedeutend.

Es herrscht in Frankreich auf dem Gebiete der einheimischen Literaturgeschichte eine ausserordentliche Thätigkeit, eine ganze Reihe von Schriftstellern und von Gedichten, die bisher gar nicht oder nur unvollkommen bekannt waren, sind in den letzten 20 Jahren durch Monographien, durch Herausgabe oder richtigeren Wiederabdruck ihrer Werke entweder überhaupt erst an das Tageslicht gezogen oder besser gewürdigt worden. Demogeot kennt so ziemlich alle diese neuen Publicationen, er gibt fast beständig, was sehr lobenswerth, in Betreff der Literatur einige Fingerzeige, kaum irgend einen der Erwähnung werthen Namen wird man für die ganze vorclassische Zeit vermissen und es ist sehr erfreulich zu sehen, wie viel reicher und vollständiger für diese ganze Epoche sein Buch ist als die all seiner Vorgänger. Aber seit Ludwig XIV. lässt er sich wirkliche Auslassungen zu Schulden kommen; die bedeutendste möchte die von Madame Lafayette sein, deren Name gar nicht erwähnt wird; und doch ist diese Frau mit unter die Classiker herkömmlich aufgenommen und hat sie auch jetzt noch selbst im Auslande viele Anerkennung gefunden, wie ihr denn z. B. Julie Kavanagh in ihren french women of letters einen interessanten Abschnitt widmet, doch werden ihre Bücher immer noch in Volksausgaben verbreitet, doch sind ihre Romane die einzigen ihres Jahrhunderts, die uns auch jetzt noch lesbar scheinen und sind wir darin wenigstens der Ansicht Laharpe's treu geblieben, der die neuere Romanliteratur in Frankreich mit ihr beginnt und die früheren Producte der Art kaum ansehen mochte, weil es ihm nicht möglich sei, etwas zu lesen, was ihn langweile.

Im Thatsächlichen ist der Verfasser fast durchweg zuverlässig; wenn er von den mémoires de la Princesse Palatine spricht, so ist das zwar nicht richtig, aber erklärt sich, weil man in Frankreich den Briefen dieser originellen Frau öfter den Titel Memoiren beilegt; Seite 513 nennt er auf demselben Blatte Mably einen successeur und prédécesseur von Rousseau, er ist

der Zeit wie dem Ideengehalte seiner Schriften nach nur als Nachfolger zu bezeichnen, Seite 514 steht durch einen Druckfehler 1775 als Todesjahr Montesquieus statt 1755; auch ist es durchaus nicht wahr, dass die Zeitgenossen den Esprit des lois mit Kälte aufgenommen; im Gegentheil erlebte das Buch unmittelbar nach seinem Erscheinen zahlreiche Auflagen und die Bewunderung war so allgemein, dass selbst die Pompadour davon ergriffen wurde und dass das Werk in den Boudoirs der Damen zu finden war. Auch sonst möchten wir mit dem Verfasser rechten, dass er aus Neuerungssucht in seiner Erzählung Montesquieu auf die Encyclopädisten folgen lässt, was der Ordnung der Zeit wie der des Ideengehalts widerspricht; in der Revolution nachher kamen die Bewunderer Montesquieus ebenfalls vor denen der Encyclopädisten und Rousseaus. In der politischen Geschichte scheint der Verfasser unsicherer zu sein; wenn er Carl den Grossen als Franzosen behandelt, so haben das unsere Nachbarn jenseit des Rheines zwar früher aus Unwissenheit immer gethan; jetzt sollten sie dem doch entsagen; sonst könnten wir wirklich zu dem Glauben kommen, dass sie es auch jetzt noch nicht besser wüssten; auch ist es irrthümlich, von 33 Feldzügen dieses Kaisers gegen die Sachsen zu reden und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind. — Der Stil Demogeots ist lobenswerth und hält er sich namentlich fast durchweg von falschem Schmuck und leeren Phrasen frei; mitunter findet man kleine Nachlässigkeiten und Seite 628 ist ihm die Redensart nous prions le lecteur de se rappeler de ce que nous avons dit de Froissart entschlüpft. Man kann zwar in Paris täglich auch Gebildete hören, die, nach Analogie von se souvenir, se rappeler mit dem Genitiv verbinden, weil dort wie anderwärts auch die Gebildeten nicht immer correkt sich ausdrücken; aber der genaue Sinn dieses Verbums, der durchaus unserem „sich zurückrufen“ entspricht, verlangt den Accusativ der Sache, und alle Grammatiker von Bescherelle bis zu Noël und Chapsal sind denn auch einig, schon in den Elementarbüchern vor diesem Gebrauche des Genitiv zu warnen, und der Verfasser selbst würde keinen Augenblick Anstand nehmen, ihn seinen Schülern als Fehler anzurechnen. Doch ich will nicht länger bei all diesen Kleinigkeiten verweilen, da ich eben nur dem deutschen Leser einige Fingerzeige geben wollte, da dem Werthe des trefflichen Buches im Ganzen und Grossen dadurch kein Abbruch geschieht, und da dasselbe meines Erachtens unter allen Werken, welche die vollständige Geschichte der französischen Literatur behandeln, den Vorzug verdient.

Allerdings hat die französische Akademie anders geurtheilt, sie hat 1851 der zweibändigen Geschichte von Gerusez den Preis zuerkannt und die 1861 erschienene zweite Auflage abermals gekrönt, aber das gebildete Publicum hat, wie so oft, dieses Urtheil nicht unbedingt ratificirt und die Akademie hat auch da wieder als eine in literarischen Dingen ganz conservative Körperschaft gehandelt. Nicht als ob das Werk von Gerusez nicht ein sehr verdienstliches wäre, der Verfasser kennt insbesondere die Literatur des 17. Jahrhunderts so gut wie irgend Jemand; er hat fleissige Studien gemacht; wir haben es mit einem Manne zu thun, der eben die Bücher, die er bespricht, fast durchweg selbst gelesen hat und nicht bloss frühere Urtheile, etwa mit anderen Worten, abschreibt; aber der ganze Standpunkt ist doch ein ungleich beengterer, fast noch der des reinen Classicismus. Gerusez kennt von fremden Literaturen, ausser der antiken, so gut wie Nichts; er weiss uns denn auch nicht wie Demogeot von dem Einfluss der Italiener, eines Marini, oder der Spanier, etwa des Antonio Perez Näheres mitzutheilen; er hat sich allerdings in der neuen Auflage mit Erfolg bemüht, den Abschnitt über das Mittelalter weniger ungenügend sein zu lassen, aber nachdem er einen Anlauf genommen, selbst einige Etymologien gegeben, ermattet er etwas und ist für die ganze ältere Zeit nicht vollständig, auch, wie das bei mangelhafter Kenntniss geht, nicht übersichtlich genug, bald zu kurz, anderwärts, wie bei den weitläufigen Mittheilungen der Untersuchungen

über den wahren Verfasser des Buches de imitatione Christi zu breit. Dann gehört er zu diesen gewissenhaften, guten, massvoll aufgeklärten Menschen, bei denen es einem doch manchmal schwer wird, das Gähnen zu unterdrücken; Alles was sie sagen, ist recht gutgemeint und verständig, aber oft etwas gewöhnlich und fast trivial; da ist auch kein Funke von einem neuen überraschenden Gedankenblitze, von einer selbständigen Auffassung, und hören wir denn bei dem 17. und 18. Jahrhunderte die schon hundert Mal gelesenen Tiraden und Elogen recht gut ausgedrückt zum hundert und ersten Male. Dieselbe Poetik Boileaus, in der er Rancan dem Homer gleichstellt, ist natürlich der Codex des guten Geschmacks, der Kritiker, der auch nur mit Kaltblut vom Cid sprechen wollte, wird beklagt und Descartes ist natürlich gewesen le plus digne représentant et le plus puissant promoteur de la pensée humaine. Ausserdem benutzt der Verfasser sein Buch zu einer Moralabhandlung, um bei jeder Gelegenheit Duldung, aufgeklärten Katholicismus und die goldene Mittelstrasse zu predigen, und wo er einem Schriftsteller begegnet, der dazu verwendbar ist, erhalten wir sicher, wie bei dem Canzler L'Hôpital lange Auszüge. Gerusez sieht und kennt Nichts als Frankreich, theilt alle Vorurtheile seiner Nation, und es versteht sich also von selbst, dass Heinrich IV., Richelieu und selbst Ludwig XIV. die Aufgabe, Frankreich seine natürlichen Grenzen besonders nach der Seite Deutschlands hin zu geben, noch nicht vollendet haben (p. 390) Gerusez steckt sich seine Grenzen auch enger als Demogeot, er bespricht z. B. die Troubadours gar nicht und (p. 8) nennt er das Griechische gemeinsame Quelle des Lateinischen und des Celtischen; die Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaften scheinen also noch nicht grade zu ihm gedrungen zu sein; etwa wie seine Gönnerin, die erlauchte Akademie, als Körperschaft das Altfranzösische fast noch ignorirt und z. B. in der letzten Ausgabe ihres Dictionnaire bei guère immer nur die Bedeutung von wenig kennt und nicht wissen will, dass es viel heisst, dass man sagte je t'aime guère statt beaucoup, und dass es nur in Verbindung mit ne die Bedeutung wenig erhielt. Ich möchte sonst gern noch recht viel Vortheilhaftes von dem durchweg gut geschriebenen Buche des würdigen Verfassers sagen; es wird indess gegen Demogeot immer schon den äusseren Nachtheil haben, dass es nur bis 1789 geht, dass man also den die Revolution und das Kaiserreich behandelnden Band wenigstens noch hinzufügen muss, und dass es noch weniger als Demogeot, bei dem wenigstens immer Geburts- und Todesjahr angegeben ist, Daten und Lebensnachrichten mittheilt. In den letzten Monaten hat Gerusez als Auszug eine histoire abrégée de la littérature française à l'usage des établissements d'instruction publique veröffentlicht, in der das Urtheil über die Schriftsteller in anerkennungswerther Weise oft recht zusammengedrängt ist.

Paris. K. Laubert.

Traité de versification française par Gustave Weigand, docteur en philosophie, Oberlehrer au collège moderne de Bromberg. Bromberg, Louis Levit, 1862.

In dem Osterprogramm der städtischen Realschule zu Bromberg vom Jahre 1857 hat der Herr Verfasser bereits das zweite Capitel: De la mesure des syllabes des uns vorliegenden Buches der Oeffentlichkeit übergeben. Auch ist selbiges im Archiv XXI. 318 kurz besprochen worden. Um so mehr muss es auffallen, einige der damals gerügten Druckfehler in obigem Buch wiederzufinden. Die Grundlagen der Arbeit bilden le traité de ver-

sification française par Quicherat, Paris 1850 und die Arbeit Ackermanns: traité de l'accent appliqué à la théorie de la versification. Der Verfasser will in seiner von vielem Fleiss zeigenden Arbeit nicht nur die heut herrschenden Gesetze der französischen Metrik geben, sondern zugleich die historische Entwicklung derselben von den ältesten Zeiten an. Vor Allem aber soll sein Buch ein Versuch sein, einen Rhythmus in den französischen Versen nachzuweisen und denselben zum leitenden Princip des ganzen Buches zu machen. Dasselbe besteht aus drei Haupttheilen. Es möge hier die Eintheilung des Ganzen folgen, wie sie der Verfasser selbst in §. 3 division angiebt. A des Syllabes Chap. II. De la mesure des Syllabes. (Appendice Chap. III. De la mesure ancienne des mots.) Chap. IV. De leur valeur rhythmique. B. Chap. V. Des pieds. C. Des vers. Chap. VI. Partie générale. a) Chap. VII. De la Rime. (Un appendice va traiter des anciennes Rimes, c. à. d. genres de vers Chap. VIII). b) Des différentes espèces de vers. 1) Des Alexandrins. Chap. IX. Accents fixes: Accent de la Césure. Chap. X. Accent de la rime. Enjambement. Chap. XI. Accents mobiles. Pieds. Chap. XII. Emploi. 2) Chap. XIII. Des vers de onze syllabes. 3) Chap. XIV. Des vers de dix syllabes. Accents fixes. Césure. Enjambement. Accents mobiles. Emploi. 4) Chap. XV. Des vers de neuf syllabes. — 9) Chap. XX. Des vers de quatre syllabes. 10) Chap. XXI. Des vers de trois syllabes, de deux syllábes, d'une syllabe. (Un appendice va traiter des vers mesurés, c. à. d. adaptés au système quantitaire des Grecs et des Romains ou au système de l'accent des Allemands et des Anglais Chap. XXII). Des stances. Chap. XXIII. Partie générale. Chap. XXIV. Des Quintils. Chap. XXVII. Des Sixains. Chap. XXVIII. Des Septains. Chap. XXIX. Des Huitains. Chap. XXX. Des Neuvains. Chap. XXXI. Des Dizains. Chap. XXXII. Des Onzains. Chap. XXXIII. Des Douzains. Chap. XXXIV. Du Mélange des stances. Chap. XXXV. De l'Emploi des différentes stances.

Le second livre va traiter de l'Harmonie. Chap. XXXVI. l'Hiatus. Chap. XXXVII. l'Elision. Chap. XXXVIII. E muet précédé d'une voyelle. Chap. XXXIX. autres cacophonies.

Troisième livre: Licences. Chap. XL. Des Licences en générale. Chap. XLI. Des Licences d'orthographe. Chap. XLII. Des Licences de phraséologie. Chap. XLIII. Des Licences de grammaire. Chap. XLIV. Des Licences de construction. (Appendice: Chap. XLV. Des Licences du style marotique et du style poissard).

Capitel 2, das wichtigste wohl, hat, wie gesagt, schon hier seine Beurtheilung gefunden Diese 30 Seiten umfassende Zusammensetzung der verschiedenen Vocalverbindungen in Bezug auf ihren rhythmischen Werth ist mit Fleiss und Ausführlichkeit bearbeitet. Wir möchten nur einzelne Kleinigkeiten, die uns noch aufgefallen sind, hinzufügen.

In §. 10 wäre bei miaule dissyllabe selbiges und miaulement als monosyllabe zu erwähnen gewesen. Beispiele liefern Andrieux und Collin d'Harville.

In §. 11 war neben miel auch fiel (fel) zu erwähnen.

pag. 117 enjambement. Der Verfasser führt hier mehrere gute Beispiele an, wir möchten uns erlauben, noch auf einige sehr schöne auch aus der vielfach von ihm herangezogenen Athalie (II. 7 und V. 5) auch Bajacet II. 3 aufmerksam zu machen.

Zu livre III. des licences poëtiques hätten wir noch hinzuzufügen bei encore (encor encor') noch encores (Marot épître au Roi François I. Ideler et Nolte 4).

pag. 240 bei avec ausser avecque auch avecques bei demselben Dichter. Auch presques wäre zu erwähnen gewesen (Corneille Médée II. 4).

In dem Capitel XLIII. des licences de grammaire haben wir neben den durch Ellipse hervorgerufenen Licenzen die durch Pleonasmus veranlassten

vermisst, z. B. die Wiederholung des Artikels vor zwei Adjectiven, die Wiederholung des Subjects etc.

Im Allgemeinen ist das Werk mit vielem Fleiss gearbeitet und nicht allein die genaue Angabe der Stellen, wo die fraglichen Beispiele zu finden sind, ist zu loben, sondern auch die weitläufige Berücksichtigung der romantischen Schule des 19. Jahrhunderts. Sicher wird Vielen das in gutem Französisch geschriebene Buch willkommen sein.

Dr. Muret.

Li Romans dou chevalier au lyon von Chrestien von Troyes, herausgegeben von Dr. Wilhelm Ludwig Holland. Hannover, Rümpler. 1862.

Der Herausgeber von „Chrestien von Troies. Eine literaturgeschichtliche Untersuchung. Tübingen 1854" liefert uns in diesem Buche nach einer von ihm selbst genommenen Abschrift der guten Pariser Handschrift Nr. 73 langé, und mit Berücksichtigung zweier anderer Pariser Handschriften und der Arbeiten A. v. Keller's und der Lady Guest zum ersten Male einen ebenso vollständigen als leicht lesbaren Text der beinahe 7000 Verse des französischen Yvain.

In den den Text unten begleitenden Anmerkungen sind die Handschriften mit A (Nr. 73), B und C bezeichnet. Wir finden in diesen Anmerkungen theils die Varianten aus B und C, theils Erläuterungen der poetischen Phraseologie durch Parallelstellen aus anderen Werken desselben Dichters und aus anderen Dichtern, Parallelstellen, wie sie dem belesenen Verfasser reichlich zu Gebot standen, theils auch grammatische und lexicalische Erörterungen, so dass mit einem Worte alle Bedingungen einer guten Ausgabe erfüllt sind, für deren äussere Eleganz der Verleger durch trefflichen Druck und gutes Papier gesorgt hat.

Vers 903 heisst es: Si vindrent (Yvain nämlich und der von ihm verfolgte Ritter) anbedui des les — Parmi la porte del pales. Des les ist hier kaum verständlich; klar und deutlich passt jedoch d'esles (im Anlauf, so dass sie die Pferde nicht halten konnten) zum Vorausgehenden und zum Nachfolgenden.

G. B.

Praktischer Lehrgang zur schnellen, leichten und doch gründlichen Erlernung der italienischen Sprache nach der vervollkommneten Ahn'schen Methode für den Schul-, Privat- und Selbstunterricht. Nebst einem vollständigen grammatischen Leitfaden. Von H. v. Petit, Lehrer der italienischen, französischen, englischen, spanischen und deutschen Sprache. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1862.

Das Buch besteht aus zwei Theilen. Der erste Theil beginnt mit der Darlegung der Aussprache und enthält dann „Praktische Uebungsstücke," d. h. je eine Anzahl kurzer Sätze, abwechselnd in italienischer und deutscher Sprache, welchen allemal etliche Vocabeln vorangesetzt sind, die darin zur

Anwendung kommen. In dieser vocabelhaften Weise werden dem Lernenden auch die Declinationen, die Conjugationen, die Fürwörter u. s. f. vorgelegt, ohne irgend einen erläuternden Zusatz. Nur hin und wieder findet sich eine Randbemerkung am Fusse der Seite. Von 162 an folgen statt der einzelnen Sätze zusammenhängende italienische Uebersetzungsstücke, nämlich „Anekdoten, geschichtliche Züge und Anderes," und von Seite 174 an die zu diesen und einigen der vorangehenden Uebungsstücke gehörenden Vocabeln.

Der zweite und kürzere Theil (von S. 202 bis 268) ist als „Anhang" bezeichnet und giebt den auf dem Titel verheissenen „Grammatischen Leitfaden" oder die „Regeln, welche den praktischen Aufgaben zum Grunde liegen," und zwar so, dass sich die Reihenfolge der Paragraphen nach den Nummern jener praktischen Aufgaben richtet. Da nun jene praktischen Aufgaben, einer Andeutung der Vorrede zufolge, so geordnet sind, dass sie „vom Leichteren zum Schwereren" fortschreiten: so wiederholt sich diese Ordnung auch in dem grammatischen Leitfaden, der somit einer wirklich „grammatischen" Ordnung, eines dem Sprachbaue selbst entsprechenden Zusammenhanges gänzlich entbehrt.

In Betreff der Anwendung des Buches giebt die Vorrede folgenden Rath:

„Nachdem man ein italienisches Uebungsstück schriftlich übersetzt hat, schlage man die dazu gehörige Regel nach und suche ihre Anwendung heraus. Hierauf lege man das Buch weg und übersetze ein Stück zurück, welche Uebersetzung man dann genau mit dem Texte des Buches vergleiche und verbessere. Um das Ganze dem Gedächtnisse besser einzuprägen, gehe man nachher das, was man geschrieben, mündlich durch, indem man das Italienische verdeckt und Satz für Satz aus dem Kopfe übersetzt. Hat man sich nun mit den zu dem jedesmaligen Abschnitte gehörigen Vocabeln, Wortformveränderungen und Regeln durch das italienische Stück vertraut gemacht, so übersetze man zur weiteren Einübung derselben das nachfolgende deutsche Stück, und zwar je nach Bedürfniss entweder ebenfalls schriftlich oder bloss mündlich."

Die Methode ist also eine durchaus äusserliche, und dieser Aeusserlichkeit entspricht vollkommen auch die Fassung der „Regeln." Dass es in Sachen der Grammatik, dass es beim Gebrauche einer Sprache auf Einsicht in das Wesen der Wortform, auf Bewusstsein des durch diese auszudrückenden Inhaltes, überhaupt auf ein klares und deutliches Urtheil und Verständniss ankomme, davon ist nirgend die Rede. Man kann deshalb das Buch auch keiner wissenschaftlichen Kritik unterwerfen. Es wird die Sprache nur vermittelst des Gedächtnisses überliefern.

G. L. Staedler.

Programmenschau.

De Reimaro de Zweter. Abhandlung des Programms des Gymnasiums zu Coesfeld vom Oberlehrer B. Hüppe. 1861.

Eine lateinisch geschriebene populäre, aber fleissige Darlegung des Inhalts der Gedichte Reimars. Herr Hüppe spricht zuerst über die Lebensverhältnisse des Dichters, so viel oder so wenig eben sich darüber sagen lässt; sodann über seine Poesie im Allgemeinen, deren Form und Charakter; über des Dichters Stellung zu Kaiser und Papst; über seine Ansichten vom Leben der Menschen, von der Schlechtigkeit der Zeit, von der rechten Stellung des Menschen zu Gott, von den Frauen und deren Ehre; über die Kirche und die beiden Schwerter, das weltliche und das geistliche; endlich über seine wahre Frömmigkeit und besonders über die Verherrlichung der Maria, deren Name Reimar wunderlicher Weise nach mittelalterlicher Spielerei in den Anfangsbuchstaben der lateinischen Wörter mediatrix, auxiliatrix, reparatrix, illuminatrix, adjutrix findet und in fünf langen Strophen besingt.

Zu jeder der einzelnen Materien werden die Belegstellen aus dem Dichter selbst in gehöriger Ausführlichkeit beigebracht, was sicher für alle die von Interesse ist, die vielleicht hier zum ersten Male mit deutscher Sprache und Dichtung des Mittelalters Bekanntschaft machen. Ueberhaupt ist vielleicht in dieser Anregung ein Hauptverdienst des Programms zu suchen, da es auf wissenschaftliche Bedeutung eben keinen Anspruch machen kann.

Der Spieghel der leyen, ein niederdeutsches moralisches Lehrgedicht aus dem Jahre 1444, im Auszuge mitgetheilt vom Director Dr. B. Hölscher. Programm des Gymnasiums zu Recklinghausen. 1861.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher Herr Hölscher sich über die in Münster befindliche Handschrift des Spiegels, über dessen Verfasser Gerhard Buck aus Büderich und über das Verhältniss der holländischen Uebersetzung oder Ueberarbeitung zum deutschen Original ausspricht, werden die Vorrede und einzelne grössere oder kleinere Proben aus dem Gedichte selbst mitgetheilt. Am Schlusse derselben folgen kurze Bemerkungen über Gehalt und Charakter des Buches, so wie über den Dialekt, in dem es geschrieben. Wenn auch Niemand in einer solchen christlich-moralischen Dichtung höhere,

poetische Genüsse suchen wird, so ist doch das Ganze durch seine Richtung aufs Praktische, durch eingeschobene Partieen aus dem Volksleben und Notizen aller Art für die Culturgeschichte der Zeit höchst beachtenswerth und weiss wirklich, wie auch Herr Hölscher bemerkt, durch die Naivität der Darstellung den Leser zu fesseln.

Von diesem Standpunkte aus wird man den Wunsch nicht unrecht finden, das Ganze gedruckt zu sehen. Wir haben mehrere sehr umfangreiche Gedichte des Mittelalters, die ein weniger eigenthümliches Gepräge haben, deren Inhalt weniger dazu beiträgt, dem Charakter der Zeit Rechnung zu tragen, als in hergebrachter typischer Form Gestalten vorzuführen, die schon unzählige Mal vorgeführt sind, und deren Diction wenig oder gar kein Interesse bietet. Vom sprachlichen und sachlichen Gesichtspunkte aus würde man also sehr dankbar sein können, wenn der ganze Spiegel gedruckt würde und ich kann den Wunsch nicht zurückhalten, dass Herr Hölscher, der sich schon frühere Verdienste um die Bekanntmachung mittelalterlicher Geistesproducte erworben hat, auch jetzt noch Zeit und Anlass finden möge, sich dieser grösseren Aufgabe zu unterziehen.

Berlin. Dr. Sachse.

Die Augsburger Mundart von Dr. Anton Birlinger. Gruss an die Germanisten bei der 21. Versammlung deutscher Philologen zu Augsburg im Jahre 1862. Augsburg, Riegersche Buchhandlung.

Der Verfasser, rühmlichst bekannt als Herausgeber der Hohenzollern'schen Hochzeit und einer Sagen- und Märchensammlung Süddeutschlands, hat vorliegende Abhandlung ganz vor Kurzem zur Begrüssung der Germanisten in Augsburg erscheinen lassen. Angeregt zu derselben wurde er durch ein Schreiben J. Grimms, in welchem er unter Andern sagt, „wie grosse Stücke auf Schwaben er halte und kaum etwas mehr wünsche, als ein schwäbisches und dann ein schweizerisches Idiotikon.“ Zu diesem Baue will der Verfasser einen Stein herbeitragen. „Es bedarf,“ sagt er in dem kurzen Vorwort, „keiner Auseinandersetzung von vornherein, dass Augsburg, ohne eigentliches Stadtgebiet in seiner früheren Eigenschaft als Reichsstadt, somit lediglich auf seine Ringmauern beschränkt, hart an der baierischen Grenze gelegen, ringsum von katholischer Bevölkerung eingeschlossen, während im Innern Katholiken und Protestanten gleichberechtigt sich zu vertragen hatten, gar manche Besonderheit in seiner Mundart aufzuweisen haben müsse. Vertreter der alten echten Mundart sind nun die Bewohner der protestantischen Jacobervorstadt, und unter diesen ist es wieder vorzugsweise die Innung der Metzger, welche in Sitte, Sprache und Abgsschlossenheit als Träger des alten reichsstädtischen Wesens sich kundgeben. Sie hielten sich rein und unvermischt und das Eindringen aus anderen Stadttheilen möglichst ferne, von ihrem Standpunkte aus nicht mit Unrecht. Denn die untere Stadt, welche katholisch verblieb und zumeist von Webern bewohnt war, vermochte nicht die reine Mundart zu erhalten, sie trat zu sehr in gewerblichen Verkehr mit den Leuten in den Stauden, einem etwa 5–6 Stunden gegen Burgau hin entlegenen waldigten Landstriche, wo „besondere Leute“ — der alte Augsburger nennt sie eine Art Zigeuner — zu Hause sind. In diesem Stadttheile macht sich die sogenannte Staudensprache merklich geltend. Diese muss also für Augsburger Mundart minder zählen. Ich vermuthe, dass diese Vermengung mit

Fremden nach der Zeit des Schwedenkrieges fiel, in welchem Augsburg innerhalb weniger Jahre mehr als 60,000 seiner Einwohner verlor." —

Nach einer Ueberschau der benutzten Werke handelt der Verfasser 1) von der Lautlehre; 2) von den Consonanten, indem er die Eigenthümlichkeiten des Dialekts immer mit anderweitig entweder in älterer oder neuerer Zeit vorkommenden Wörtern vergleicht und den, welcher lernen will, auf die wichtigsten Hülfsmittel hinweist.

Den Schluss dieser elegant und splendid gedruckten Abhandlung bildet ein Wörterverzeichniss, welches seltnere Wörter näher erklärt und als Probe eines Idiotikon gelten kann, dessen Ausarbeitung Herr Birlinger hoffentlich sich nicht nehmen lassen wird. Zum Dank für seine freundliche Sendung erlauben wir uns, ihn zu bitten, uns recht bald mit gedachter Arbeit erfreuen zu wollen.

Berlin. Dr. Sachse.

Die deutschen Familiennamen. Vom Oberlehrer Prorector Dr. Andresen. Programmschrift von 1862 der Realschule 1. Ordnung in Mülheim an der Ruhr.

Von allen Schriften, die sich ausschliesslich der Untersuchung der deutschen Familiennamen befleissigen, ist diese wie die wissenschaftlich ernsteste, so auch die beziehungsweise reichhaltigste; denn sie giebt auf 20 Quartseiten eine Fülle von Belegen für die verschiedenen behufs der Deutung vom Verfasser aufgestellten Kategorien. Ihre Reichhaltigkeit wird sich am besten durch die folgende Mittheilung ihrer Gliederung ergeben:

I. Namen in unmittelbarer Beziehung.

1. Ursprüngliche Einzelnamen.
   a. Heimische.
   b. Fremde.
2. Zusammengesetzte Namen.
3. Abstracte Substantive.
4. Adjective.
   a. Flectirte Formen. Schwache. Starke.
   b. Unflectirte Formen.
5. Den adjectivischen Namen sich anschliessende Substantivnamen.
6. Persönlicher Stand.
   a. Kunst und Handwerk, Handel und Gewerbe, Geschäft und Verkehr.
   b. Stand, Amt, Würde; Landwesen, Kriegswesen, Gerichtswesen; Kirche und Schule.
   c. Glaube und Aberglaube, Liebe und Familie, Haus und Dienstbarkeit.
7. Hörigkeit und Abstammung.
8. Abstammung von Ort und Wohnung.
   a. Zusammensetzung. Mit Substantiven. Mit Präpositionen.
   b. Einfache Bildung. Von den Eigennamen der Länder und Oerter. 2. Von den Gattungsnamen.

II. Namen in mittelbarer Beziehung.

1. Herkunft und Wohnung.
   a. Geographische Namen.
   b. Gattungsnamen. Gebäude, Hof, Garten. Wald und Hagen Land, Feld, Grenze. Berg, Thal, Stein. Wasser und Feuchtland. Weg, Steg, Winkel.

2. Zeit.
3. Die drei Naturreiche.
   a. Thierreich.
   b. Pflanzenreich.
   c. Mineralreich.
4. Hausrath, Feldwirthschaft, Handwerkszeug. Krieg, Jagd, Kunst, Spiel, Schifffahrt, Fischerei. Kleidung und Schmuck. Geld, Zahl, Mass, Gewicht. Essen und Trinken.

III. Anhang.

1. Deminution.
2. Latinisirung.

Bei der Gewissenhaftigkeit des Verfassers wird man in den meisten Fällen seinen wohl erwogenen Deutungen beitreten müssen. Doch gestatte er uns einige von seinen Bemerkungen und Deutungen abweichende Ansichten zu äussern. Dass die sechste seiner Classen unter I. die umfangreichste sei, wie er S. 8 meint, ist kaum glaublich. Den grössten Reichthum scheint die Classe II, 1, a: (Geographische Namen) zu entfalten.

Prüft man die Namensverhältnisse besonderer Landestheile, z. B. die der Provinz Brandenburg, nach dem Landbuch von Berghaus, so erstaunt man über die Fülle von Namen, die die dunkelsten und unbedeutendsten Oertlichkeiten, die selbst längst verschwundene Oertlichkeiten und sogenannte wüste Marken nur für die jetzt in Berlin ansässigen Familien geliefert haben. Kaum ein Ort, der nicht seinen persönlichen Vertreter hat. Da sich dasselbe Ergebniss von der Vergleichung der Ortsnamen anderer Landestheile mit den in ihnen vorkommenden geographischen Personennamen ergeben wird, so wird höchstwahrscheinlich die weitaus grössere Mehrheit der Namen in geographischen Namen bestehen.

Und da ferner die geographischen Namen überwiegen, so wird man vielleicht wohlthun, aus anderen numerisch kleinen Classen alle diejenigen Namen auszuscheiden, für die sich Abstammung vom Orte vermuthen lässt. Auf Seite 5 (I, 2, Zusammengesetzte Namen „in vorherrschend sinnlicher, auf äussere Erscheinungen und auf Gewohnheiten bezüglicher Bedeutung, grösstentheils Vertreter eines Adjectivs oder eines Qualitätscasus anderer Sprachen," dann noch „Namen elliptischen Charakters" und „Imperativbildungen") findet man: Bärensprung, Freiesleben, Gottsleben, Hertzsprung, Sanftleben, Sachtleben, Scharfenort, Gottleben, Tauchnitz, Fülleborn, Hassenkrug, Hauenstein, Lobwasser, Reibenstein, Rührmund (Roermonde!), Schlatau, Tretropp, die doch fast alle geographische Namen zu sein scheinen. (Hertzsprung liegt z. B. in der Provinz Brandenburg.) Der imperativischen Bildung möchte wohl selten das Wort zu reden sein.

Auch möchte man wohl aus „3. Abstracte Substantive" Hunger, weil gleich Hungar, Unruh, von der polnischen Stadt Unrug, selbst Unbehagen wegen des darin liegenden Hagen, ausscheiden. Auch sind Umdeutungen unverständlich gewordener Namen so häufig und so nachweisbar, dass ich in „Rathschlag" gerade so Retschlag, wie in „Wohlfahrt" Wolfhart und in „Theerbusch" ter Busch vermuthe.

Unter Deminution vermisse ich ein Beispiel zu dem häufigen ling, wie Weidling. Sollte nicht auch ein häufig an und für sich verständlichen Namen angehängtes isch (Jahn, Jähnisch, Paul, Paullisch, Behr, Behrisch irgendwo seine Stelle und Deutung haben finden können?

Nächst Latinisirung spielt auch die vom Verfasser nicht erwähnte Polonisirung deutscher Namen eine Rolle, und die Uebersetzung französischer Namen ins Deutsche kommt hier in der Mark bei den später eingewanderten französischen Familien häufig genug vor; so heisst beispielsweise eine Berliner Familie „Jung" statt Lejeune, und in einem französischen Dorfe der Mark hat sich eine andere Familie „Dieu" unbedenklich in Gott verdeutscht.

Vielleicht ist es dem Recensenten bald möglich, Näheres über die Namensverhältnisse der brandenburgischen Franzosen in diesen Blättern mitzutheilen.

Schliesslich dem Verfasser den grössten Dank für seine schätzbare und trotz der Fülle der anscheinend trockenen Einzelheiten lesbare und lesenswerthe Arbeit. Vielleicht ist es ihm möglich, namentlich die geographischen Familiennamen seines jetzigen Wohnortes und der Umgegend einmal speciell ins Auge zu fassen und so einen schon früher aufgestellten Satz, dass jeder grössere Ort ein Sammelpunkt der Namen der ringsum liegenden Oertlichkeiten ist, bestätigen zu helfen.

G. B.

Was hat man bei der praktischen Erlernung neuerer Sprachen besonders zu beachten? Von Dr. Laubert. Programm der Realschule 1. Ordnung zu St. Johann in Danzig. 1862.

Der Verfasser, ausgehend von dem gesteigerten Bedürfniss nach gegenseitiger Verständigung, welches sich in Folge der verbesserten Verkehrsmittel unter den modernen Völkern geltend macht und welches den Wunsch nach Verbesserung der Mittel, wodurch die praktische Kenntniss der fremden Sprache gewonnen wird, hat entstehen lassen, erwähnt „der wahren Fluth von Lesebüchern und Lehrmethoden, die, durch glänzende Titel vom Verbesserten zum Neuen, Wahren, Einzigen, Unfehlbaren aufsteigend, sich überbieten und durch das Versprechen eines schnellen, bequemen und sichern Erreichens des Zieles einander zu verdunkeln suchen." Neben den abenteuerlichen und marktschreierischen finden sich aber auch wirklich namensund beachtenswerthe Vorschläge, und damit diese mit jenen nicht gleichzeitig verworfen werden, so hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, die Hauptpunkte und Sätze, auf die es bei der praktischen Erlernung einer Sprache immer ankommen wird, wie sie namentlich beim Beginne des Studiums ins Auge gefasst werden und zur Geltung kommen müssen, noch einmal herauszuheben und ins Licht zu stellen. Vormals, sagt der Verfasser, hat es hauptsächlich zwei Weisen gegeben, fremde Sprachen zu studiren: in Schulen lehrte man die Sprachen, vorzugsweise die alten, auf die grammatische Weise, und ausserhalb der Schule die lebenden durch Eingeborne (Wärterinnen, Lehrer, Gouvernanten etc.).

Letztere Weisen — „die Kinderstubenweisen" — will der Verfasser, auch wenn sie den Namen von Methoden verdienten, schon aus dem Grunde von der Besprechung ausschliessen, weil ihm die unendliche Mehrzahl derjenigen vorschwebt, welche bereits im Besitz ihrer Muttersprache sind; doch will er (und wohl mit grossem Recht) das Brauchbare und Empfehlenswerthe davon, die Frische und dramatische Belebung, die Unmittelbarkeit und Regelkargheit, nicht unbenutzt lassen. Die erste, die grammatische, wissenschaftliche Methode wird nun einer näheren Prüfung unterworfen. Der Verfasser zeigt, dass Uebertragung dieser Methode auf die neueren Sprachen ein Hinausgehen über das theoretische Verständniss eines Buches wohl kaum beabsichtigt und auch nicht erreicht, denn bei der Uebersetzung aus der eigenen in die fremde Sprache, oder vollends beim Versuch, dem mündlichen Ausdruck Rechnung zu tragen, zeigt sich die Unzulänglichkeit der Methode zur praktischen Erlernung der neuen Sprache. Dass der Verfasser hierin nicht Unrecht hat, zeigen uns die Leistungen unserer Gymnasien in Bezug auf die neueren Sprachen. Da sich nun die Methode als unbrauchbar für

die praktische Erlernung der Sprache erwiess, so wurde sie für diesen Zweck verlassen. Ausgehend von der Erfahrung, dass man im Lande der fremden Sprache diese sich sehr bald zum Eigenthum macht, will der Verfasser, dass man den Methoden den Vorzug gebe, die in ununterbrochener Reihe und in den verschiedensten Gestalten den Sprachstoff lebendig halten, durchschütteln und wiederkehren lassen, ihn dadurch möglichst tief und unvergesslich eingraben, das Ganze durch ein Klingen und Schwingen des Einen im Andern und durch eine feste Verkettung binden, und zugleich das Verlangen entstehen lassen und unterhalten, diesen erfassten Stoff durch stete Uebung aufzufrischen und zu regeneriren. Dies wird am sichersten erreicht, wenn die sinnliche dramatische Seite der Sprache nicht nur nicht vernachlässigt oder gar ignorirt, sondern in den Vordergrund gestellt wird. Der Verfasser verwirft daher die sogenannten Selbstunterrichts-Briefmethoden etc., welche allerdings durch eine übersichtliche Gruppirung und Vertheilung des Sprachstoffes sowohl als der daran erscheinenden Gesetze oft grosses Verdienst haben; und stellt als Hauptbedingung vom ersten Augenblicke an einen Zweiten, mit dem Idiom Vertrauten hin. Er findet die Hauptschwierigkeit bei der Erlernung einer fremden Sprache in dem zum Schweigenbringen der eigenen und in dem Eindringen in den Geist der andern Sprache.

Im zweiten Theil seiner Abhandlung will der Verfasser an einer bestimmten Sprache, der englischen, darthun, wie sich die entwickelte Methode in einem concreten Fall empfiehlt. Der Verfasser will, dass der fremde Sprachstoff von vornherein dem Schüler in seiner ganzen Fremdartigkeit und Schroffheit gegenübertrete, damit der beständigen Neigung desselben, mit der Muttersprache parallel zu gehen und aus ihr zu übersetzen, kräftig begegnet werde. Er verwirft das zu frühe Anfertigen von Uebersetzungen aus der eigenen in die fremde Sprache, noch ehe ein Vorrath von Wörtern und Wendungen gesammelt und das Sprachgefühl einigermassen ausgebildet ist. Um erfolgreich gleich anfangs die immer wieder Platz greifende Meinung zu bekämpfen, dass das Erlernen der fremden Sprache nur ein Behangen unserer Empfindungen und Gedanken mit anderen, künstlich erlernten Wörtern sei, will der Verfasser einen fertigen, in sich abgeschlossenen Theil der neuen Sprache ergreifen, bei dessen Behandlung alle Momente, wie Lesen und Schreiben, Uebertragen und Rückübersetzen, Hören und Selbstsprechen, Fragen und Antworten, Memoriren etc. zur Thätigkeit kommen. Natürlich soll der gewählte Sprachstoff der Prosa angehören, innerhalb der modernen Sprache und classischen Correctheit liegen, doch ohne dass ein besonderer Styl in ihm zum Ausdruck kommen kann. Der Verfasser hat daher seinem Unterricht eine gewöhnliche, in Abschnitte getheilte Topographie Londons zu Grunde gelegt, deren kurzer Satzbau keine Schwierigkeiten bietet. Der so gewählte Stoff wird vorgelesen und vorübersetzt, wörtlich und freier, langsam, schneller, nachgesprochen und nachübertragen. Der Verfasser verbreitet sich nun über die Schwierigkeiten, welche die englische Aussprache (marry merry, bad bed, hens hence, pad pat, wander wonder, boat bought, not nut etc.) und Orthographie bietet. Indem er die endlosen Leseregeln der Grammatiken als nutzlos bekämpft, schlägt er als zum Ziele führend die Wahl eines Lesestückes vor, dessen Anlage es erlaubt, den Inhalt unaufhörlich durch Umgiessen und Variiren vor die Sinne zu bringen, die einzelnen Wörter mit Zunge und Auge, Hand und Ohr zu erfassen und im Gedächtniss aufzuhängen, während zugleich aus demselben Verfahren als wichtiges Ergebniss die Kenntniss vom Wesen und Werthe des Wortes mit resultirt. Der Verfasser hält es sogar für vortheilhaft, in dem ersten Jahre in Schulen überhaupt nichts Gedrucktes vorzulegen, sondern die Wandtafel zu benutzen. Der Verfasser erwähnt die Einfachheit der englischen Formlehre und berührt dann Eigenthümlichkeiten der englischen Syntax, die sich durch eigenthümliche Wendungen (she has been written, he was offered an opportunity etc.) und in Abkürzungen, El-

lipsen etc. kund geben. Um hierin einzudringen, ist nun nach ihm der Dialog der geeignetste Weg. Der Lernende soll die Gesetze aus dem vorhandenen Material selbst entnehmen und selbige nicht, wie bei der grammatischen Methode gesondert von diesem erhalten. Der Verfasser entwickelt hierauf die Ausbildung des Dialogs von seiner einfachsten Form an, und kommt dann noch einmal auf die Schwierigkeiten der englischen Sprache: die Intonation, die vielen einsilbigen Wörter (bade, bate, bait, bad, bat, bed, bet, bit, bead, beat, bed, bid, bite, but, butt, bud, bought, bowd etc.), die reiche Synonymik etc. zurück, welche er glaubt, nur durch den Dialog zum wahren Eigenthum der Schüler machen zu können. Endlich meint der Verfasser, dass die Resultate dieser Methode den Forderungen entgegenkommen, welche jetzt an unsere Schulen gestellt werden.

Die Uebungen (so beschliesst der Verfasser seine Abhandlung), welche dieses Resultat erzielen, im Geiste der Lehrweise, deren Wesen zu erörtern Zweck dieser Zeilen gewesen, und im Sinne der Lehrbücher,. welche derselben huldigen, anzustellen und nach dem Bedürfnisse zu modificiren, muss dem Tact und der Erfindungsgabe des Lehrenden anheim gestellt bleiben.

Dr. Muret.

Miscellen.

In sprachlicher Beziehung Bemerkenswerthes aus G. E. Lessing's hamburgischer Dramaturgie.

1. Abweichungen von der jetzt herrschenden Rechtschreibung finden sich in folgenden Wörtern: Käumen, drengen, zugeflissendlich, Mäuchelmörderin, verschleidern, abgefeumt, sich streiben, dienstfärtig, betauern, Stückerei, Betrieglichkeit.

2. Gegen die Regeln der heut feststehenden Sprachlehre, sowohl was Geschlecht und Form, als was den Satzbau anlangt, finden sich manche Verstösse:

a) L. schreibt „der Posse" und „das Schrecken," während wir im ersten Falle das weibliche, im zweiten das männliche Geschlechtswort anwenden; auch sagt er: der Zeug.

b) Im Widerspruche mit der heutigen Art, das Hauptwort „Herz" zu beugen und das Zeitwort „rufen" abzuwandeln, schreibt L.: „dem Herze" und „er widerrufte."

c) Die Verhältnisswörter gegen und ohne verbindet L. mit dem dritten Falle: Medea ist liebenswürdig gegen ihr; ohne dem Mitleid. (Aehnlich: Was geht das dem Dichter an?)

d) Mehr lateinisch als deutsch sind folgende Satzgefüge: Der Meister ist im Grunde eben so regelmässig, als sie ihn zu sein verlangen. — Aeschinus, den er ein so lüderliches Leben zu führen glaubt (quem — degere existimat). — Eine Beschäftigung, zu der ich mich erlesen zu sein glauben konnte. — So Kriegerin als sie war, behielt das Weibliche doch hier die Oberhand. — Gewisse Jahre, weit unter welchen er starb. — Leute, in deren Vergleiche (= im Vergleiche mit denen) alle Buschklepper und Weglaurer wahrlich nicht die schlechtesten Menschen sind. — Es ist frostiger als witzig gesagt.

e) Dem neuhochdeutschen Sprachgebrauche, der hier dem lateinischen folgt, zuwider, ist die Verneinung verdoppelt in „keine Elisabeth nicht."

3. Worte und Redewendungen, die jetzt verschollen sind oder doch seltner oder in veränderter Bedeutung vorkommen, sind: Neige (= Verneigung, Bückling, Knix), Lückenbüsserei, Verstossung (= Verstoss), Meisterstück (in der Bedeutung von „Meisterwerk, meisterhaftes Stück"), rächerisch, Gewaltseligkeiten, Grossgrossvater (= Urgrossvater), Alltagsgewäsch, Brass oder Prass (= Menge, Haufe), verkleinerlich (= verkleinernd), Vertrautschaft, nachsehend (= nachsichtig), wetterläunisch (= wetterwendisch), Ausschweif (= Abschweifung), bekleiben (= haften, Bestand haben, dauern), Höhnerei, erkundigen (= kennen lernen, erforschen), Be-

gegnist, angesehen (= da ja, zumal da), Massgebung (= Massgabe), verthun (= genug thun, fertig werden), entübrigt sein (= entbehren), Ungestümheit (= Ungestüm), das Bezeigen (= die Aufführung, das Betragen), Tagewerker (Tagelöhner), schnackisch (=sonderbar), Undienste (= schlechte Dienste), Weglaurer (= Wegelagerer), Nothnagel oder Ausbeugung (= Aushilfsmittel), zärtliches (= feines) sittliches Gefühl, vorbedächtlich (= vorsorglich, vorbedachtsam), gegentheils (= im Gegentheile), mit eins (= mit einem Male), sich gebrauchen c. gen. (= sich bedienen), heraushalsen, muthigen (= ermuthigen), sich zurückholen (= sich erholen), blutschuldig; mühsame Auskramungen des Gedächtnisses, nicht ganz ohne sein (= einigen Werth haben), unangesehen der Absicht (= abgesehen von der Absicht), Sprünge und Männerchen machen, sich mit der Erziehung junger Leute bemengen (= befassen, abgeben), Wunders halben (= der Merkwürdigkeit wegen), auf Abenteuer herumschweifen, in Misshelligkeit (= in Widerspruch, nicht in Einklang) stehen, bei kaltem Geblüte, in Verhaft ziehen (= verhaften), Obstand halten (= Widerstand leisten), Jemanden in Anspruch nehmen (= anklagen), in die Bilze (d. h. zu Grunde) gehen, eine krieglichte Acht.

4. Sprichwörtliche Redensarten: Jemandem etwas unter die Nase sagen; einen Sittenspruch vom Rocken spinnen; mit der Nase in der Luft einhertreten; von einer Sache sprechen, wie von einem alten Traume; Grillen bestreiten, die man selbst gefangen hat; ein Mädchen, das mit seinem Liebhaber zu tief ins Wasser gegangen ist..

5. Lessing war, ohne zu den Sprachreinigern im engeren Sinne des Wortes zu gehören, doch vermöge der Schärfe und Klarheit seines Geistes auch durch Reinheit der Ausdrucksweise ausgezeichnet, wie er denn auch, besonders durch seinen hamburger Aufenthalt dazu veranlasst, eine grosse Menge niedersächsischer Wörter dem hochdeutschen Sprachschatze zuführte. In der Dramaturgie findet sich demgemäss eine nicht unbedeutende Zahl guter ächtdeutscher Ausdrücke, für die man noch heute (oder heute wieder!) die entsprechenden ausländischen braucht. Nennenswerth sind folgende: Urbild (Ideal), Verzierungen (Decorationen), Grundsprache (Original), Mischspiel (Tragikomoedie), Rechenlehre (Arithmetik), Laune (Humor, von Lessing zuerst übersetzt), umlaufen (circuliren), Abänderung (Modification), Kunstrichter (Kritiker), himmelbrütend (mystisch).

Johannes Melcher.

Johann Agricola und Sebastian Franck und ihre Plagiatoren.

(Ein Nachtrag).

Der unter obigem Titel von C. Schulze in dieser Zeitschrift 1862 S. 153 ff. veröffentlichte Aufsatz enthält einige thatsächliche Irrthümer, die ich nachstehend in der ausdrücklichen Voraussetzung berichtige, es werde dem Verfasser gefallen, seine öffentlich, namentlich auch mit Bezug auf meine Schrift über Agricola geäusserten Urtheile ebenso öffentlich zurückzunehmen; wo nicht, durch entscheidende Gründe sie zu bestätigen.

In dem Verzeichniss der Ausgaben Agricola's S. 154 und 155 wird für den zweiten Theil auch ein Leipziger Druck vom Jahre 1530 erwähnt mit dem Zusatz: „existirt trotz Latendorfs Zweifel, siehe Hagens Bücherschatz Nro. 1236."

Schulze hat hier S. 242 meines Buches im Sinne. Damit war zu verbinden S. 78, und sein Einwand würde unterblieben sein. Denn erstens beweist das Citat aus Hagens Bücherschatz gar nicht, was es beweisen soll

Es wird dort ein Sammelband genannt, in dem, wie es öfter mit Agricola geschehen ist, die beiden Theile aus verschiedenen Ausgaben vereinigt sind, der erste Leipzig 1530, der andere, was ausdrücklich auf dem Titel bemerkt wird, vom Jahre 1529. Dieser zweite Theil aber ist, wie ich gerade für dies Exemplar a. a. O. mit Hülfe der Königlichen Bibliothek in Berlin nachgewiesen habe, eine bei Melch. Sachs (in Erfurt) gedruckte Ausgabe.

Die von Schulze gleichfalls erwähnte Ausgabe des zweiten Theiles, Zwickau 1529, sowie die Gesammtausgabe, Hagenau 1584, sind nicht minder zweifelhaft, und höchstens ist für die erstere die Möglichkeit der Existenz einzuräumen.

Die 500 Sprichwörter des Agricola vom Jahre 1548 dürfen nicht als dritter Theil aufgefasst werden. Plan und Ausführung dieses Werkes ist von dem früheren ganz verschieden; auch bezieht sich Agricola in der ganzen ausführlichen Dedication mit keinem Worte auf seine früheren Arbeiten; und nur der Titel „Fünfhundert Gemainer Newer Teütscher Sprüchwörter“ enthält eine gewisse, aber doch nicht ausreichende Hindeutung.

Ueber den Druckort dieser Ausgabe weiss ich selbst nichts zu bemerken; die Titeleinfassung hat, wie mir Wiechmann-Kadow mittheilt, N. Schirlentz zu Wittenberg schon im Jahre 1528 gebraucht. „Der Abdruck in Agricola ist aber von einer Abklatschung gezogen, nicht von dem Holzstocke.“

In Abschnitt IV seines Aufsatzes beschuldigt mich Schulze, die Meinung getheilt zu haben, dass die Egenolffschen Sammlungen vom Jahre 1548 ff. von Sebastian Franck selbst herrühren. Mir, der ich beide Werke, das Egenolffsche Plagiat wie Francks eigene Sammlung kenne und besitze, kann nichts ferner liegen, als ein solcher Irrthum; es wird aber auch in meinem Buche ausdrücklich S. 68 Anmerkung „die Originalausgabe von 1541 der Egenolffischen Ueberarbeitung“ entgegengesetzt, und noch entschiedener habe ich S. 76 geradezu in dem Verleger den Verfasser der Ueberarbeitung gesehen.

In einem anderen Punkte sind wir beide, Schulze wie ich, nach verschiedenen Seiten zu weit gegangen. Ich habe, durch meine Erinnerung getäuscht, behauptet, Franck habe neben anderen wesentlich auch Agricola excerpirt. Dies bedarf für Agricola einer starken Einschränkung; aber nicht minder bedarf es einer solchen, wenn Schulze nun seinerseits wieder behauptet: „In Francks Originalausgabe vom Jahre 1541 steht nicht ein Satz aus Agricolas Buch.“

Ich ersuche Herrn Schulze, zunächst nur bei Franck I. Bl. 139b die „Hoffsprichwörter“ einzusehen. Sie beginnen:

Lang zu hof, lang zu hell.
Es ist vmb das hof leben, wie vmb die hüner in eim korb.
Als bald Petrus ghen hof kam, verleugnet er Christum.
Zu hof gibt man vil hend, aber wenig hertzen.
Suppen vnd brieff seind zu hof niemand versagt.
Zu hof seind nit schaf.
Bign gibt man nit zu hof.

Damit vergleiche er alsdann Agricola Nro. 262 ff. (S. 153 und 154 meines Buches); und ich will abwarten, ob er noch Francks völlige Unabhängigkeit von Agricola zu behaupten im Stande ist. So weit meine Entgegnung an Herrn Schulze. Die Schätzbarkeit seiner positiven Angaben und Vergleichungen habe ich damit in keiner Weise beeinträchtigt, noch beeinträchtigen wollen; im Gegentheil kann es mir nur erwünscht sein, für Fragen, auf die ich selbst erklärt hatte, zurückkommen zu wollen, so treffliche Mitforscher und Mitarbeiter zu gewinnen; nur bleibt es dabei die ernste Pflicht eines jeden, die Worte eines andern, ob Genossen, ob Nebenbuhlers, zuvor eingehend und umsichtig zu prüfen, ehe man sie, ich will gar nicht sagen öffentlich, sondern nur vor sich selber anzugreifen wagen darf.

Und damit, wie ich hoffe und wünsche, auf ein baldiges Wiedersehen, sei es auch zunächst und einzig nur durch das Medium der Schrift und des gedruckten, nicht des offenen, von Mund zu Mund gesprochenen Wortes.

Schwerin. Friedr. Latendorf.

Zur Vervollständigung meiner Notizen über den Plan eines Enseignement international habe ich nur noch mitzutheilen, dass seitdem die Jury, die vom Prinzen Napoleon ernannt war, um den eingelaufenen Abhandlungen die von Herrn Barbier eingesetzten Preise zuzuerkennen, ihr Urtheil gefällt hat. Diese Jury war, weil es sich um ein internationales Unternehmen handeln sollte, aus Mitgliedern verschiedener Nationen zusammengesetzt, die eben in London bei Gelegenheit der Ausstellung beisammen waren; Preussen war dabei durch den Geheimrath Höne, England unter Anderen durch Cobden, Frankreich durch M. Chevalier vertreten. Es waren 50 Abhandlungen eingegangen, die Commission hat vieren den Preis zuerkannt und dabei gewissen Grundzügen ihren Beifall geschenkt, deren ich einige anführen will: Man muss die Schüler nicht nur die lebenden Sprachen lehren, sondern sie auch mit den Sitten und Gebräuchen der fremden Länder bekannt machen. Man muss bei ihrer Erziehung die Methoden anwenden, welche sich als die vollkommensten in den verschiedenen Ländern bewährt haben. (Letzteres sollte sich billiger Weise von selbst verstehen). Um dieses Ziel zu erreichen, ist es passend, die Intervention der Regierungen zurückzuweisen, eine grosse europäische Gesellschaft auf Actien zu gründen und für die Zöglinge das Internensystem anzunehmen. Die Reglements werden der Art sein, dass sie den Schülern die grösstmögliche Freiheit lassen. Der Pensionspreis, Ausgaben jeder Art und selbst Reisekosten einbegriffen, wird auf 2000 Franken jährlich festgesetzt.

Die gekrönten Abhandlungen sind unter dem Titel: Barbier Éducation internationale. Documents du concours provoqué par M. Barbier in quarto 3 frcs. kürzlich veröffentlicht. Es bleibt jetzt noch eine Schwierigkeit, allerdings die hauptsächliche, die Ausführung, und könnte es sehr leicht kommen, dass mit dem unmittelbaren Anstosse, der Londoner Ausstellung, der ganze Plan einstweilen wieder einschläft.

Paris. K. Laubert.

Für das Studium der Geschichte und Literatur des Mittelalters kann es nicht uninteressant sein, zu erfahren, was aus dem durch Abälard's Schicksale so berühmt gewordenen Paraklet geworden ist. Die Frage erhält noch besondere Wichtigkeit in Beziehung auf das grösseste mittelhochdeutsche Gedicht: „Wolfram's von Eschenbach Parcival." In diesem lehrreichen Ritterepos nämlich hat der Dichter in der Beschreibung von Terre marveile ein so ausführliches, in sich harmonisches Phantasiegemälde aufgestellt, dass wohl manchem Leser sich die Frage aufdrängte, ob nicht die Idee zu diesem reizenden Wunderlande irgend einer Gegend der Erde entnommen und durch den Genius des Dichters weiter ausgeschmückt sei. Ich selbst habe am Schlusse der Abhandlung: „Wolfram's von Eschenbach Beschreibung von Terre marveile, ein poetisches Landschaftsgemälde," welche enthalten ist im neunten Bande des „Neuen Jahrbuchs für deutsche Sprache u. A.," die Hypothese aufgestellt, dass wir Terre marveile wahrscheinlich da zu suchen haben, wo Chrétien von Troyes, Wolfram's Vorgänger und

Gewährsmann, gelebt hat, und dass Abälard's Paraklet das Vorbild zu Eschenbach's Wunderschloss (Schastel marveil) sei. Alexander von Humboldt interessirte sich lebhaft für diese Idee, wie unter anderen einige Zeilen von ihm am Ende obenerwähnter Abhandlung beweisen. Ehe die Abhandlung gedruckt wurde, hatte ich die Ehre, sie in einer Abendversammlung der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde, in welcher die Herren Massmann, August, Odebrecht, Kläden u. A. anwesend waren, vorzulesen und Zustimmung zu erhalten. Nur Professor D. Zeune warf die Frage auf: „Aber wo bleibt denn das Meer?“ Ich antwortete, dass es dem Dichter wohl freistehen durfte, Terre marveile im Norden durch ein Meer anstatt durch die Seine zu begränzen.

Wie nun? wenn wir aus der neuesten Zeit Angaben erhalten, welche obiger Hypothese noch mehr zur Bestätigung dienen? Als im Sommer des Jahres 1860 der Geheime Rechnungsrath a. D. Herr Schönbrodt hieselbst auf einige Monate nach Paris reiste, bat ich ihn, wenn es ihm möglich wäre, auch die Gegend des Paraklet zu besuchen. Er versprach es bereitwilligst und machte demzufolge vor seiner Zurückkunft in einem Briefe an einen Freund mir folgende Mittheilung:

Baden-Baden, den 31. August.

Ich habe am 28. vorigen Monats das Etablissement des früheren Klosters Paraklet von Nogent s. S. aus besucht. Es ist von da in südöstlicher Richtung etwa eine Stunde entfernt, und eben so weit hat man von Paraklet aus in nordöstlicher Richtung nach dem Städtchen Pont le Roi. Der jetzige Besitzer von Paraklet ist ein Baron Walckenaer, der Sohn des verstorbenen Akademikers Walckenaer, ein freundlicher, liebenswürdiger Mann, der mir mit grosser Bereitwilligkeit die Umgebungen seiner hübschen Besitzung zeigte und über die Oertlichkeiten nähere Auskunft gab. Das zwei Stock hohe, sehr solid gebaute, geräumige und bequeme Kloster ist gegenwärtig das Wohnhaus und Wirthschaftsgebäude des Herrn Walckenaer, der als grosser Grundbesitzer und Cultivateur in der ganzen Gegend einen geachteten Namen hat, in seinen Mussestunden aber auch der Dichtkunst huldigt, von der er mir sehr hübsche Proben zeigte. Er bewohnt das Zimmer der Aebtissin und besitzt darin als Reliquie noch das Schlüsselbund, welches sie trug. Dicht am Kloster fliesst der Ardusson vorüber, auf dessen linker Seite das Kloster liegt. Ganz nahe dabei hat der Besitzer eine Mahlmühle erbaut, die vom Ardusson getrieben wird. Etwa 50 Schritte davon westlich hat die Klosterkirche gestanden, von welcher indess nur noch eine Säule und die Gruftgewölbe vorhanden sind. In dem kleineren Gewölbe stand der Sarg Abälard's und Heloisens, bis er im Jahre 1828 nach Paris geschafft wurde. Eine steinerne Platte bezeichnet noch die Stelle. Die Gewölbe auf der Ostseite werden als wirthschaftliche Kellerräume benutzt. Die nächsten Umgebungen des Ardusson sind rechts und links ein fruchtbares, wohlbebautes Thal, von einem wenig erhöhten Terrain umgeben, das den Ardusson bis zu seinem Ausfluss in die Seine begleitet. Der Ardusson legt nämlich vom Paraklet aus in nördlicher Richtung noch einen Weg von etwa einer Stunde zurück und mündet hinter dem Schlosse Barrière eine halbe Stunde oberhalb Nogent in die hier schon schiffbare Seine. Der Orvin, ein Flüsschen von der Grösse des Ardusson, fliesst eine Meile westlicher und ergiesst sich unterhalb Nogent in die Seine. Der Boden zwischen diesen beiden Flüsschen ist eben und fruchtbar. Auch östlich vom Ardusson ist das Land fruchtbar, aber von Mary bis Romilly (oberhalb Pont le Roi) ist die Gegend auf beiden Seiten der Seine sumpfig und auf den Specialkarten mit dem Namen „les marais“ bezeichnet. Man nimmt an, dass sie vor ein paar Jahrhunderten noch ein See der Seine war und ganz unter Wasser stand. —

Möge diese einfache, ungeschminkte Beschreibung dazu beitragen, das Studium der deutschen Literatur in unserem Vaterlande rege zu erhalten oder auch von neuem zu beleben, zu erhöhen und die Begeisterung für des innigen Deutschlands Freiheit, Macht und Ehre in den Herzen deutscher Männer und Jünglinge immer mehr zu entzünden und zu nähren!

Potsdam.

Rührmund.

An Herrn Professor Lazarus zu Bern.

In einer Note zu Ihrer Rede „über das Verhältniss des Einzelnen zur Gesammtheit“ (Zeitschrift für Völkerpsychologie. Band 2. Heft 4. Berlin 1862) haben Sie den „Kritiker des Herrig'schen Archivs“ einer freundlichen Abfertigung gewürdigt. „So lange einer sich noch in dem kindlichen Verhältnisse des Gruselns zu einem wissenschaftlichen Gegenstande befindet, wird er schwerlich zur Ergründung desselben viel beitragen können.“ Der kindlich unbefangene Kritiker antwortet Folgendes: Es ist ihm nicht um den Streit zu thun, sonst könnte er Vieles bemäkeln. Er hält sich daher lieber an das Gemeinsame. Sie sagen: „Von dem Einzelnen schlechthin als einem für sich alleinstehenden Wesen zu reden, ist nur eine wissenschaftliche Fiction... Denn thatsächlich erscheint der Einzelne in jeder Ausbildung und Darstellung seines innern Lebens durch die Gesammtheit bedingt und von ihr abhängig.“ — „Logisch, zeitlich und psychologisch geht die Gesammtheit dem Einzelnen voran. In der Gesammtheit entwickelt und findet sich das Einzelne.“ — „Der Mensch ist ein geschichtliches Wesen; Alles in uns, an uns ist ein Erfolg der Geschichte.“ — Das sind tiefe und vortreffliche Sätze, die jener Kritiker als auch seine eigenste Ueberzeugung freudig unterschreibt, und die um so wichtiger sind, je geeigneter sie sind, allem falschen Individualismus, dem Hochmuth des Besserwissens und Bessermachens den Substanzen der geschichtlichen Mächte gegenüber gründlichst den Garaus zu machen. Den Kritiker graut es nur vor der psychologischen Erklärungsweise, die von einem statuirten Mechanismus der Seelenprocesse aus auch die nur durch Teleologie zu begreifende Welt der freien That und der sittlichen Mächte mechanisiren möchte. Sein Grauen theilt er unter anderen mit Fichte, Hegel, bei denen solches Grauen sehr kräftigen Ausdruck gefunden hat. Das sind auch die nicht üblen Männer, auf die er sich berufen hat; Sie wussten das gewiss, und Ihr Fragezeichen, so wie die freundliche Bezeichnung jenes Grauens als „kindlich“ ist um so ungerechtfertigter. Der Kritiker ist durch die Fortsetzung Ihrer Zeitschrift nicht überzeugt worden, dass auf Ihrem Wege wissenschaftliche Resultate erreicht werden, so manchen guten Gedanken Sie in Ihrer gewandten Form ausgesprochen haben. Er hat sich auch noch nicht überzeugt, dass der Uebertragung jener psychologischen Methode vom Individuum auf die Gesammtheit irgend eine Möglichkeit der Ausführung beiwohnt, oder dass sie auch nur entfernt so weit wissenschaftlich ist, als es die mathematisch-mechanische Psychologie des Individuums bei ihrem scharfsinnigen Urheber ist. Er hält daran fest, dass die neu erfundene und neu benannte Wissenschaft der „Völkerpsychologie“ ein todtgebornes Kind ist, wird sich aber immer freuen, in Ihren klaren und interessanten Abhandlungen wenn auch keine grossen wissenschaftlichen Entdeckungen und Methoden, so doch viele feine Bemerkungen und mannichfache Anregung zu erhalten.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publicum bearbeitet von C. Böttger. (Leipzig, G. Mayer.) 1⅔ Thlr.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 23. und 24. Lieferung. (Leipzig, O. Wigand.) 20 Sgr.

F. Schmitthenner's kurzes deutsches Wörterbuch, umgearbeitet von F. L. K. Weigand. 3. Aufl. 3. Lfrg. (Giessen, Ricker.) 20 Sgr.

Glossar zu den mittelhochdeutschen Lesestücken in Hopf und Paulsiek's deutschem Lesebuche. (Berlin, Mittler.)

Mittelhochdeutsches Wörterbuch mit Benutzung des Nachlasses von G. F. Benecke, ausgearbeitet von W. Müller und F. Zarncke. 2. Band. 2. Abthlg. 1. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 1 Thlr.

Grammatik.

F. Diez, Introduction à la grammaire des langues romanes. Traduit de l'allemand par G. Paris. (Leipzig, Franck.) 1 Thlr.

Th. Vernaleken, deutsche Syntax. 2. Theil. (Wien, Braumüller.) 3⅓ Thlr.

E. Littré, Histoire de la langue française. Etudes sur les origines, l'étymologie, la grammaire, les dialectes, la versification et les lettres au moyen-âge. 2 vols. (Paris, Didier.)

Histoire et glossaire du normand, de l'anglais et de la langue française d'après la méthode historique, naturelle et étymologique par Ed. Le Héricher. 3 vols. (Paris, Franck.) 5 Thlr.

Histoire de la langue anglaise par Ed. Le Héricher. (Paris, Franck.) 22½ Sgr.

Normandie scandinave ou glossaire des éléments scandinaves du patois normand par Ed. Le Héricher. (Paris, Franck.) 1 Thlr. 7½ Sgr.

Literatur.

F. Th. Bratanek, Goethe's Egmont und Schiller's Wallenstein. Eine Parallele der Dichter. (Stuttgart, Cotta.) 1 Thlr. 6 Sgr.

E. Geibel und H. Leuthold, 5 Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage in Uebersetzungen. (Stuttgart, Cotta.) 1 Thlr. 18 Sgr.

E. H. Meyer, Walther von der Vogelweide identisch mit Schenk Walther von Schipfe. (Bremen, Müller.) 16 Sgr.

H. Pröhle, Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele. 2. Ausgabe. (Stuttgart, Fischhaber) $1^1/_6$ Thlr.

F. W. Ebeling, Geschichte der komischen Literatur in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. 2. Lfrg. (Leipzig, Purfürst.) 15 Sgr.

O. F. Gruppe, Leben und Werke der deutschen Dichter. Geschichte der deutschen Poesie in den 3 letzten Jahrhunderten. I. Band. 1. Lieferung. (Stuttgart, Bruckmann.) $16^1/_2$ Sgr.

Lüben's Einführung in die deutsche Literatur. 2. Aufl. 5. Lfrg. (Leipzig, Brandstetter.) 20 Sgr.

Chrestomathie du Vieux-Français ou choix de morceaux tirés des prosateurs antérieurs au XVII. siècle par J. P. Magnin. (Berlin, Herbig.) 1 Thlr. $12^1/_2$ Sgr.

St. Gätschenberger, Geschichte der englischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der politischen und Sittengeschichte Englands. III. (Wien, Markgraf.) 2 Thlr.

Hilfsbücher.

Deutsches Lesebuch für Schüler der Oberclassen katholischer Stadtschulen. (Prag, Credner.) 18 Sgr.

L. Sillib, Musterbriefe. (Mannheim, Löffler.) 9 Sgr.

J. Knappe, Grundzüge der Grammatik. Für Unterrealschulen zusammengestellt. (Wien, Beck.) $8^1/_2$ Sgr.

J. A. C. Burkhard, Kurzgefasste Formenlehre der französischen Sprache. (Teschen, Prochaska.) 12 Sgr.

B. Lütgen, Deutsche und französische Gespräche. (Leipzig, Brockhaus.) 12 Sgr.

Sprachenführer, neuer Leitfaden der deutschen und polnischen Conversationssprache. (Berlin, Behr.) 15 Sgr.